This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

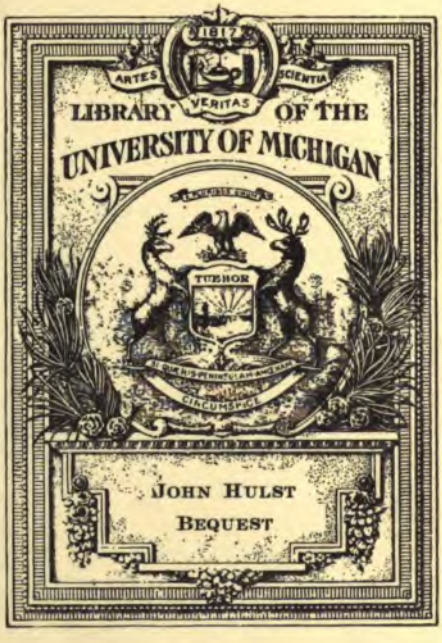
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


1817
ARTES
SCIENTIA
VERITAS
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
CIRCUMSPICE
JOHN HULST
BEQUEST

269

Konstantinopel

Ein der Einfahrt in den Hafen

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Elfter Band.

Reisebilder und Skizzen aus Galizien, Ungarn, dem Banat und Siebenbürgen, der europäischen Türkei, Griechenland, dem Archipel, den jonischen Inseln und Montenegro.

Mit einer Kupfertafel.

Leipzig, 1853.

Verlag von Friedrich Fleischer.

G
170
.H32
v.11-12

761380-322

Reiſebilder und Skizzen

aus

Galizien, Ungarn, dem Banat und Siebenbürgen, der europäiſchen Türkei, Griechenland, dem Archipel, den joniſchen Inſeln und Montenegro.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einer Kupfertafel.

Leipzig, 1853.
Verlag von Friedrich Fleiſcher.

Inhaltsverzeichniß.

I.

Reiſebilder und Skizzen aus Galizien, Ungarn, dem Banat und Siebenbürgen.

Seite

Einleitung 3

Erſtes Kapitel. *)

Abreiſe. Klima und Charakter des früheren Freiſtaats Krakau. Anſicht der Stadt vom Krakushügel. Anſicht der Beskiden von der Lissa Hora, vom Glimpſchack, von Pleß (S.). Geſchichte von Krakau. Podgorze. Die Juden von Krakau; die Chaſſidäer. Johann von Capiſtran (F. K.). Der Wavel; Schloß, Dom und Stanislauskapelle. Die Königsgruft; Johann Sobiesky, Poniatowsky, Kosciusko. Der Kosciuskohügel. Die Jeſuitenkirche. Der Dominikanerorden. Das Tuchhaus, der Marktverkehr (S.). Nationaltanz, Volkstracht. Die Marienkirche, Franziskanerplatz und Kirche daſelbſt (F. K.). Der biſchöfliche Palaſt, die Annenkirche und Univerſität. Die Promenaden und das Florianſthor. Der botaniſche Garten, die Sternwarte (S.). Stadtwappen. 13

Zweites Kapitel.

Abreiſe nach Wieliczka. Das Schloß der Stadt. Erdarten der Salzlager; Salzarten. Quellwaſſer unter den Salzflötzen. Bildung der Flötze durch Meeresfluthen. Mangel des Quellwaſſers in den Bergwerken; Schalthiere, foſſiles Holz und ekelhafter Geruch. Ausdehnung der Gruben (S.). Zur Geſchichte der Bergwerke (F. K.). Einrich-

*) Bei Angabe der Quellen bedeutet S. = Sydow, F. K. = Freiſtaat Krakau, B. = Bukowina, S. T. = Sommers Taſchenbuch, Qu. = Quitzmann, P. = Pirch, N. = Neuſiedlerſee, U. = ubi, Z. = Zuſätze.

Seite

tung der Schachte; Ein- und Ausfahrt. Die Bergfesten und Kammern. Trockenheit der Luft. Der See. Luftzug, Wärme, Trinkwasser. Die Pferde, Bergleute und Kapellen. Böse Wetter; Saleter. Brände der Gruben. Gewinnung und Verkauf des Salzes. Der Tanzsaal und die Antoniuskapelle (S.). 32

Drittes Kapitel.

Die Bukowina (B.), warum übergangen. Weg zu den Centralkarpathen. Myslenice. Die Kaiserstraße, der Kalvariberg und Landskrona. Anbau des Landes; die Thäler der Raba und Skawa. Goralen, Deutschpolen und Deutsche in den Beskiden. Der Lubienberg, Jordanow. Neumark; Anblick der Centralkarpathen. Räumliche Verhältnisse und Zugänglichkeit des Gebirges. Die Neumarker Ebene und ihre Bewohner. Eislöcher und Eisthäler. Die Babia Gura; Anblick des Gebirges von dort. Die Meeraugen; der Fischsee, der schwarze See. Javorino, eine Kalkhöhle daselbst. Die Zipser Voralp den Liptauer Bergen verglichen. Ruthenen und Slowaken. Käsmark; die Sachsen der Zips (S.). Der Weinhandel; Tokay und die obere Theiß (S. T.). Der Rehberg, die Kralova Hola und der Schloßberg bei Käsmark; Anblick des Gebirges von dort. Weg zum Krivan. Hundsdorf; Juden und Deutsche. Bauart der Slovakendörfer. Das Wirthshaus von Belansko; Weg zu den Salaschen und zur Kopa-Ebene. Der Wasserfall der Belanska; der Prehibba-Rücken. Aussicht vom Krivan. Die Lomnitzer Spitze; Witterungsverhältnisse. Eine Salzquelle bei Hibbe (S.).. Bäder und Brunnen des Landes überhaupt (S. T.). Das Felsenthal der Waag. Die Liptauer Ebene; Slowaken. Die Demenfalver Drachenhöhle. Letzter Blick auf das Gebirge; Abreise nach Neusohl (S.). 42

Viertes Kapitel.

Neusohl im Marktverkehr. Kremnitz, ein Bergsturz. Schemnitz; die Bergakademie. Abreise nach Waitzen. Der Tabacksbau; Erlau, Debrö und Fünfkirchen. Comitatsbenennungen (S. T.). Waitzen; Dampfschifffahrt von Wien bis dahin. Theben, Hainburg, Preßburg; Komorn, Gran, Wischegrad (Qu.). Die Stromschifffahrt in früherer Zeit; die ungarische Freiheit an der Grenze. Die Magyaren im Verhältniß zu anderen Nationen des Landes. Karlsburg; Ackerbestellung. Ein Haiducke. Die Werbungen. Rauchende Bettler (P.). Raabs Umgebung bis Oedenburg. Die Räuber; Kanaß und Guylas. Winden und Hienzen. Aussicht von der Rosalienkapelle; Oedenburg, Esterház, der Neusiedlersee und Hanság (P. N.). Von Raab bis Komorn und Neßmühl; die Pußten. Weg durchs Gebirge nach Ofen. Weiterreise von Waitzen die Donau abwärts. Pesth; Geschichte der Entstehung, Geist der neueren Zeit. Ofen, Geschichte und Ansicht. Volksleben und Bäder; der Auwinkel. Das Stadtwaldl bei Pesth; Natur der Magyaren. Volksleben in Pesth; Graf Szechenyi und Ludwig Kossuth. Abschied von Buda-Pesth (P. Qu.). . . . 65

Fünftes Kapitel.

Alte Straße nach Semlin. Neusatzer Fuhren; durch die Ebene über Kecskemet und Theresienstadt. Die Szallaschen. Kumanen,

Seite

Jazygen; Haiducken. Die Gulyas und Juhasz. Das Leben der Reisenden. Theresienstadt. Wohnungen der Serben oder Illyrier; die Deutschen daselbst. Neusatz und Peterwardein (P.). Donaufahrt von Pesth bis Vukovar, Czikoschen. Mohacz und König Ludewig (Qu.). Von Vukovar zum Meere. Essek, Umgebung der Drau. Agram, der Banus von Croatien. Die Militärgränze, Tscherdaken, Tschaikisten. Karlstadt, die Carolinen- und Louisenstraße; der Wein von Stattive, der Alpenkessel von Lokwe, eine Serbencolonie, die Bora, das Karstgebirge und das Jammerland; der Zirkel, das Grobnicker-Feld, das Thal der Fiumera; die Porta hungarica, Fiume. Weg nach Triest (P.). Rückweg über Laibach zur Save und Kulpa nach Alt-Sziszek. Das Thal der Sau; die Serben in der Wojwodina. Die Fruschka Gora und Syrmien. Karlowitz, gelehrte Bildung, Winzerfest. Semlin, die Contumaz; Donauserben und Bosniaken. Abreise von Semlin (Z. P. Qu.) 88

Sechstes Kapitel.

Panscova; Bildung. Die Sandwüste Bielobrodo (P.). Durchs Banat nach Temesvar; die Herrendörfer und die Magyaren (Qu.). Temesvar; Sitten- und Sprachenänderung. Geschichte des Banats; Mercy und die Colonien. Die Hadbauern; Czatad, Lenaus Geburtsort; Deutsche und Ungarn; Deutsche und Serben oder Ratzen. Kanischa; die Theiß und der Ungarsohn. Szegedin; Umgebung. Franzosen und Bulgaren an der Maros; Arad, Lippa und Radna. Ein Kloster; Wlachen und Serben als Diebe. Lugos; zu den Herkulesbädern. Die Wlachen. Keransebes; das Land zwischen den beiden Schlüsseln; Mehadia. Ueber den Bergrücken zum Czernathale. Die Herkules-Dampfkaminhöhle; die Heilquellen. Zum Wasserfall der Bela Reca; das Goldwäscherdorf und die Zigeuner. Mehadia und die Wallachen. Nach Orsowa, aufwärts zur Donau durchs eiserne Thor. Die Veteranihöhle; Rückkehr nach Lugos (U.). Zur Geschichte Siebenbürgens (Qu.). 106

Siebentes Kapitel.

Abreise von Lugos. Namen des Landes, Natur der Wege. Dobra, die Gasthäuser Siebenbürgens. Vai da Hunyad; Schloß Deva, Franz Davidis. Bros; Mühlenbach, das Brotfeld. Leben vor Herrmannstadt; sächsische Dörfer. Die Freiheiten der Sachsen, Verhältniß zu den Wallachen. Regierungsform, Gerichtsverfahren, Prediger, Steuern; zur Einwanderungsfrage. Herrmannstadt; Entstehung und Geschichte, Sehenswürdigkeiten. Ausflug zum Rothen-Thurm-Paß. Heltau; der junge Wald von Herrmannstadt. Kastenholz, Pfarrer Roth; Salzburg, die Wallachenschenke. Abreise nach Kronstadt. Das Herzogthum Fogarasch; die Wanderzigeuner. Szekler. Kronstadt, Ansicht und Geschichte der Stadt; die Bäder, Sommerleben (Qu.) 135

II.

Reisebilder und Skizzen aus der europäischen Türkei, Griechenland, dem Archipel und den jonischen Inseln.

Seite

Einleitung 157

Erstes Kapitel. *)

Donaufahrt (Bg.). Belgrad nebst Notizen über Land und Volk der Serben (Q. u. Z.). Semendria; Fahrt durch das eiserne Thor (Bg. u. Z.). Widdin und Wasserfahrt bis Rustschuk (Bg.). Der Wasserweg bis zu den Donaumündungen. (Z. und Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei aus den Jahren 1835 bis 1839.) — Reise durch die Wallachei. Von Kronstadt über die Karpathen. Die Kalibas. Ein romanisches Kloster und Bemerkungen über die Geistlichkeit. Kimpina. Bemerkungen über die Romanen. Bukarest. Der Dom, die Stadt, die Gesellschaft, die Landesbewohner und die öffentlichen Institutionen. — Mogureni. Dschurdschu (Q.). 207

Zweites Kapitel.

Rustschuck. Reisevorbereitungen. Der Kawaß. Die Basars. Türkisches Kaffeehaus. — Landreise nach Konstantinopel. Nachtquartier bei einem türkischen Beg. Der Balkan. Kasanlik; Rosengärten. Eski-Sara. Elende Dörfer. Die Chans. Adrianopel. Moschee Selims; türkisches Bad; Palast der Sultane. Abendunterhaltungen. Das Marmora-Meer. Einzug in Konstantinopel (Bg.). Statistische Notizen (Rg.) — Seefahrt von den Donaumündungen aus. Der Bosporus (Q.). 246

Drittes Kapitel.

Die Kaiks (Bg. u. Q.). Das goldene Horn. Das alte Augusteon. Bau der Sophienkirche. Hippodrom. Obelisk. Moschee Achmed's I. Cisterne des Philoxenes. Forum des Konstantin. Arkadiusplatz. Schloß der sieben Thürme. Wallfahrtskapelle Baliki. Kanonenthor. Moschee Muhammed's II. Kirchenmoschee. Wasserleitung des Valens. Moschee Soliman's II. Der Seriasker-Thurm. Theodosianisches Forum (Q., H. u. Rz.). — Galata. Fischmarkt. Die Basare und Besestane. Straßenscenen. Trachten. Der Sclavenmarkt (Q. u. Bg.). 278

Viertes Kapitel.

Die süßen Wasser von Europa. Scutari. Die Rufai-Derwische (Bg.) und die Memlewi-Derwische (H. u. Rz.). Die Kaleschen. Das Ar-

*) Bei Angabe der Quellen bedeutet: Bg. = Bagge, Q. = Quitzmann, Rg. = Riegler, H. u. Rz. = Hammer und Raczynski, B. = Boué, R. = Roß, F. = Fiedler, Gr. = Greverus, Za. = Zachariä, S. = Sieber, L. = Liebetrut, K. = Kohl, St. = Stieglitz, Z. = Zusätze vom Herausgeber aus anderen Quellen.

Seite

ſenal. Die griechiſche Patriarchatskirche (Q.). Die armeniſche Patriarchatskirche. (H. u. Rz.). Der ſechste Hügel (Q.). — Das neue Serai und die Sophien-Moſchee (Bg., H. u. Rz., Z.). 303

Fünftes Kapitel.

Die Kaffeehäuſer. Scherbet, Helwa; Milch, Käſe, Butter. Die türkiſche Küche. Der Pillaw, das Brot. Die türkiſche Reſtauration. Sitten beim Eſſen und Trinken. Lebensordnung. Türkiſches Diner. Der Ramadan und Beiram. Getränke. Pfeifen; das Nargile. Der Esrar-Rauſch, das Opium, der Kaffee. — Charakter der Osmanen. Beerdigungsgebräuche. Die Albaneſen, Armenier, Zigeuner, Iſraeliten, Perſer, Peraten. (Rg. vergl. mit B.). 324

Sechstes Kapitel.

Familiennamen. Das Haus. Die Frauen; ihr Schleier und ihre Kleidung. Die Verheirathung und Hochzeitsgebräuche. Die Neugeborenen und die Beſchneidung. Das Tanzen und Theater. Vergnügungen, Spiele und geſellſchaftliche Manieren. (Rg. u. B.). Bodenerzeugniſſe, Vögel, Hausthiere. Klima. Der Tandur. Krankheiten und Regeln für Neulinge. Spitäler, Irrenhäuſer, Aerzte. Fortſchreitende Aufklärung und Duldſamkeit. Unterrichtsanſtalten ꝛc. Der Sultan Abdul Medſchid. Die Taktiki. (Rg.). — Gönſu. Abenteuer. Bujukdere. Bebek. (Q.). 346

Siebentes Kapitel.

Abfahrt von Konſtantinopel; Gallipoli (Q.). — Saloniki; der Berg Athos (Za.). — Die Straße der Dardanellen. Ebene von Troja. Die Inſeln Imbros, Lemnos, Tenedos, Lesbos. Smyrna. J. Chios. Syra mit Hermupolis. Die Cykladen. (Q.) Tenos, Delos und Rhenäa, Naros, Paros (R.). Die Höhle auf Antiparos (Graf von Choiſeul-Gouffier). Santorin. Kandia (S.). Die Schiffswerften von Syra (Q.). J. Thermia (R.). Fahrt zum Hafen Piräeus (Q.). 375

Achtes Kapitel.

Athen: Lage, Alterthümer, Fernſicht von der Akropole, Straßenleben, Trachten, Lebensweiſe. Umgegend: der Korydallos, Aegaleos, Parnes, Hymettos, Pentelikon, Marathon, Kephiſſia. Thierwelt. (Q., Gr., F.). — Allgemeine Bemerkungen über die Inſel Euböa. Karyſto, Stura, Marmorbrüche, der Asbeſt; nächtliches Abenteuer. Chalkis. Der Euripus, die Quelle Arethuſa, Olivenernte. Kumi. Merkwürdige Erdſchichtung. Beſuch in einem Kloſter. Waſſerfahrt. Xerochori. Die Bäder des Herkules bei Aedepſos. Eigenthümlicher Fiſchfang. Kopfputz der Frauen. Das Kalkgebirg Lithada (F.). Die Thermopylen und der Oeta. (R. u. F.). Einkehr bei einem Coloniſten. Gefahr am Bord. (F.). 413

Neuntes Kapitel.

Reiſe durch Nordgriechenland. Das Kloſter Daphne. Die eleuſiniſche Ebene und Eleuſis. Eleutherä und ein Magazino. Platää, Leu-

Seite

ktra, Theben und sein Meerschaum. Der Kopaïs-See mit den Katawothren. Chäroneia, Orchomenos, Liwadia. Arochowa. und der Parnaß. Eigenthümliche Königsbegrüßung. Die Korykische Grotte. Delphi. Krissäische Ebene. Hafen von Galixidi. (F. u. R.). 441

Zehntes Kapitel.

Fahrt über den Korinthischen Meerbusen. (Gr.). Korinth. Weg nach Epidauros. Tempel des Aeskulap. Nauplia. Die Inseln Spezzä und Hydra. Tiryns. (Gr. u. F.). Argos und Markttag daselbst. Mykene. Grab des Agamemnon und die Lernäische Höhle. (Gr. u. Z.) Tripolizza. Ebene von Mantineia und Tegea. Romantischer, aber unsicherer Weg nach Mistra. Thal des Eurotas. Sparta. (Gr., F. u. R.). — Der Taygetos. Anavryti. Nomadenleben der Bauern. Hügelland Bardunia. Arna und Quartier in einer festen Burg. Blutrache. Gytheion. Hafenstadt Marathonisi. (R.). Küstenfahrt um das Kap Matapan. Porto Quaglio. Wachtelfang; Piratennest und Privatwohnung (F.). Kalamata und die messenische Ebene. Der Ithöme. Messene. Landkrabben und Landbewohner. Tempel von Phigalia. (Gr.) Andrizena. Bemerkung über Arkadien. Ebene von Olympia. Patras. (Gr. u. F.). — Allgemeine Bemerkungen über Griechenlands Bewohner, ihre Sprache, Sittlichkeit und Charakterzüge. Die Geistlichkeit und das Unterrichtswesen. Industrie, Landescultur, Gartenbau. (Gr.). Gewinnung des Olivenöls, des Weins und anderer Getränke. Forstgewächse. Waldthiere (F.). Wohnungen, Küche, Gastfreundlichkeit. Hochzeiten und Trauerfälle. — Reiseregeln. (Gr.) 461

Eilftes Kapitel.

Ithaka. Bucht von Aitos. Hafenstadt Vathi. Grotte der Nymphe Arethusa. Ausflug nach dem Anagulia. Gastfreundschaft. Der Odysseusfelsen. — Insel S. Maura mit dem lénkadischen Fels. Paro. Korfu; Badeanstalt, Esplanade, Park. Ausflug nach dem S. Salvatore; Kirchenfest und Frauentrachten. Notizen über Natur und Cultur der jonischen Inseln. 502

Zwölftes Kapitel.

Cattaro. Die Montenegriner auf dem Basar. Die Fiumera und der Gordiccio. Dobrota am Cattaro-Golf; befestigte Häuser und ein Raubanfall. Beschuhte Pferde. — Reise nach Montenegro. Die beiden Freundinnen. Niegusch. Montenegrinische Häuslichkeit. Trauergesang. Cetinje. Gebräuche bei einem Neugeborenen. Besuch beim Wladika. Homerische Sitten und Charakterzüge des Volkes. Kriegsstärke und Gewerbthätigkeit. Wohnung des Wladika. Der Gusla-Sänger. (K. u. St.). — Reise nach dem See von Scutari. Engpaß. Basarplatz der Rietschka-Nahia und Wirthshaus daselbst. Der Haarschnitt-Gevatter. Trauersitte. Ringübung und Rundtanz. Fahrt auf der Rieka bis zum See von Scutari. Festung Schabljak. Einlaufen in die Zerniza und Nachtquartier bei einem Popen. Geschichtliche Schlußnotiz. 515

I.

Reiſebilder und Skizzen

von

Galizien, Ungarn, dem Banat und Siebenbürgen.

Einleitung.*)

Die galiziſch-ungariſchen Lande zerfallen in zwei Hauptgruppen. Galizien, auf den waldigen flach und breit zur weiten polniſchen Ebene hinziehenden Vorbergen der Karpathenkette bildet nordwärts den breiten Uferdamm des um die Theiß herum gelegenen weiten Waſſerbeckens, das durch die Donau ſeinen Abfluß hat im engen eiſernen Thore oberhalb Orſowa, wo noch der Waſſerſpiegel hundert funfzig Fuß hoch über dem Meere iſt. Es ſcheint als ob die Fluthen der Oſtſee den Damm theilweiſe gebildet und beſpült hätten; denn alle Bergabhänge wie die Berge ſelbſt ſind angeſchwemmtes Land meiſt unfruchtbarer Art, indem das Beſſere ſich weiter unten in der Ebene abgelagert hat; die kurzen Querthäler trennen nicht Ketten, ſondern inſelartige Gruppen, die, ob auch über drei tauſend Fuß in ihren Kuppen hinaufgeſchoben, immer nur niedere Querjoche zu Verbindungsgliedern haben. Hierin aber liegt zugleich der Grund der leichten Ueberſteigbarkeit, indem nach Süden hin die Thäler langgedehnt, zur ungariſchen Ebene wieder abwärts führen. Wo heute noch der Weg von Debreczin nach Lemberg führt, im Thale der Latorcza an Munkacs vorüber über den Vereczker Paß zum Thal des Stry, da drangen die Magyaren ein, um ſich bis zu den Bergen rechts und links ſo weit es eben ging am Rande des Theißbeckens

*) Ich bemerke, daß alles in der erſten Abtheilung dieſes Bandes Enthaltene, Galizien, Ungarn, das Banat und Siebenbürgen betreffend, von meinem Bruder Wilhelm bearbeitet iſt, die zweite Abtheilung, welche mit der europäiſchen Türkei beginnt, von mir ſelber.

D. H.

auszubreiten, das in der Winterzeit mit dem der Donau bis zum Plattensee zusammenfloß und selbst die Alpenwasser stauete die Drau und Sau hinauf bis weit nach Westen hin und ostwärts Temes, Maros, Körös und was sonst noch zur tiefsten Wasserader dieses Beckens eilt. Dies ist das eigentliche Magyarenland mit seinen Hauptzeltörtern Debreczin und Szegedin, die man nicht Städte nennen sollte, weil man in Beiden nicht einmal das Pflaster kennt; das erste auf der Haide, wo es trocken blieb, das zweite in etwas erhöheter Lage an der Theiß, allein durch seinen Koth berühmt. Die Städte Pesth und Temesvar bezeichnen seine Grenzen nach den Bergen hin. Die dritte Gruppe bildet Siebenbürgen, welches mit der Bukowina und den östlich der Latorcza liegenden höher aufsteigenden Karpathen als eine einzige südwärts breiter werdende Mauer zu denken ist, die ihren höchsten Buckelgrat im Osten hat und westwärts überall der Art durch lange Querthäler gespalten ist, daß die dadurch getrennten Mauerstücke noch einmal einen letzten Anlauf nehmen um majestätischer zur Ebene abzufallen. Daher ist diese Mauer denn zur Mitte hin zum Theil nur bloßes Hügelland; der Westrand tief durchfurcht, wenn nicht die Flüsse dorther erst zur Mitte eilen müssen, wie der Aranyos, die kleine Szamos und andere kleinere; der Südrand nur an einem Orte, im Thal des Altflusses, durchbrochen, sonst eine einzige hohe Mauer bis zur Donau; der Ostrand, eine Doppelkette, in der die obere Aluta und obere Maros gegensätzlich süd- und nordwärts strömen, noch bis zur Serethquelle fortlaufend und zugespitzt zum Pruth- und Theiß-Abfluß, eine nie unter drei Meilen breite mächtige Bergwand, deren Gipfel bis gegen den August mit Schnee belastet sind; der Nordrand endlich als der niedrigste, nicht über 3000 Fuß hoch, umfluthet von der Theiß, durchbrochen von der Szamos, und in dem Quellgebiet der Bistritz und Moldawa verbunden mit dem Alpenstamm. Dort, wenig südlicher, im Borgo-Paß, wird die Verbindung hergestellt mit Czernowitz der Hauptstadt der Bukowina, indem die Franzens-Straße westwärts über Bistritz, Klausenburg und Groß-Wardein zur Ebene führt nach Debreczin und Pesth. Weiter südlich am großen siebenbürgischen Viehmarkte von Berezk, ostwärts von Kézdi-Vásárhely, verkehrt man mit der Moldau

durch den Oitos-Paß; doch führt dahin östlich von Kronstadt auch das Bozathal auf weniger befahrener Straße. Der Rothe-Thurm-Paß geht zur Wallachei hinaus von Herrmannstadt, im Thal der dort 1200 Fuß hoch liegenden Aluta. Zur Donau nach Orsova hin sind im Banater Gebirge die Thäler der Czerna und Temes einander verbunden, um die berühmten Bäder von Mehadia für Temesvar und das Banat zu öffnen, wo Schwaben und Magyaren angesiedelt sind, während in Siebenbürgen Sachsen, Szekler, Walachen und Magyaren wohnen. — Die vierte Gruppe endlich bildet das, was westwärts jener weiten Ebene gelegen ist, das ganze ungarische Erzgebirge und was im Süden von den deutschen Alpen sich herein erstreckt. Dies ist das Land der alten Völkerstämme, die von dem Schwerte des Magyaren nur besiegt, doch nie ganz ausgetrieben sind. Die Gruppe theilt sich in drei Theile ab: einmal nördlich der Donau von der Waitzener Pforte im Thale des Hernad hinauf zur Inselgruppe der Centralkarpathen, um welche sich die Reste der den Polen nah verwandten Völker aufgesammelt haben. Der ächte Ungarsohn hat nur die Insel Schütt und was der Donau nahe liegt zum eignen Sitz erwählt; die Herrscher haben Deutsche in das Land der Bergwerke geführt; die hohen Alpen der Centralkarpathen und ihre nächsten Nachbarberge im Süden an der Waag und westwärts an der Grenze nach Galizien und Deutschland sind noch den Hirtenvölkern überlassen worden; die weiten Thäler an der Waag, der Gran und Ipoly sind reichlich angebaut; die Rebe hat schon hier und mehr noch an den Bergen, die zur weiten Ebene schau'n, fast alle Südgehänge eingenommen. Zum andern südlich der Donau längs dem Bakonyer Wald zur Drau hinab, hat lange schon der Deutsche, wie er in den nachbarlichen Alpenländern ist, mit gleicher Sprache, Sitte und Betriebsamkeit gelebt, nur daß der Ungarsohn auch dort als Herr und Grundbesitzer den Tribut gefordert hat, während er selbst die kleine Insel Schütt und ihre Nachbarschaft zur Niederlassung, wählte, dem deutschen Bürger hier wie überall die Städte oft ausschließlich überlassend. Was drittens nun noch übrig bleibt, das Land an Drau und Sau bis an das Meer hinaus, enthält die Flüchtlinge

von drüben her, von Bosnien und Serbien, zu deren Schutz der Deutsche nun, wie an der Donaugränze, im Banat sein Heer geordnet hat, nachdem im Laufe der Jahrhunderte die Grenze oft verändert worden war — es ist das Land der Serben und Illyrier, Serbo-Illyrien.

Galizien gehört im westlichen Theile bis zum Einfluß des Sanflusses in die Weichsel mit seiner Geschichte ganz nur Polen an und ist mit Krakau eng verbunden. Bei der dritten Theilung Polens im Jahre 1795 als Westgalizien zu Oestreich geschlagen, 1809 im Wiener Frieden zu dem durch Bonaparte neu geschaffenen Herzogthum von Warschau mit verbunden, dann abgetrennt von seiner Hauptstadt, die zum Freistaat umgeschaffen ward auf dem Concreß zu Wien, ward es in jüngster Zeit nun wieder eins mit Krakau unter östreichischem Scepter. — Ostgalizien mit Ausschluß der Bukowina, im Flußgebiet des Dniesters des oberen San und Bug, hat in sofern keine Geschichte, als nur ein ewig niedergetretenes ärmlich lebendes Geschlecht dort wohnt, das zu dem Stamme der Ruthenen zählt, deren edelster Theil im Osten der Centralkarpathen seine Sitze hat. Die ewige Theilung der Güter hat Alle verarmen lassen, so daß der Adel überall zu Grunde ging und es den Juden möglich ward sich hier, wie kaum in einem andern Lande sonst, in Lemberg, eine Art Jerusalem zu gründen. Was Lemberg Schönes hat ist dadurch erst entstanden, daß Oestreich es zur Hauptstadt dieses 1772 auf Grund erhobener Erbansprüche von Polen losgetrennten Landestheiles machte, und nun die Kaiserstraße, seine Krieger, Regierung und Gericht und was das Alles im Gefolge hat, dahin verlegte. Rothreußen werden insgemein die geistesarmen halb verkommenen trägen Ebenenbewohner, Pokutier die Bergbewohner des Landes genannt, die oben an der Stry am kräftigsten und schönsten noch gewachsen sind. — Die Bukowina ist ein freundschaftliches Angebinde von der Pforte, ein Zipfel von der Moldau, der im Jahre 1775 mit Rußlands Zustimmung an Oestreichs große Kaiserin verliehen ward. Seit 1350 durch Walachen aus der Marmaros (obere Theiß) bevölkert, und Durchzugsland der Völker die am hohen Alpenwall von Siebenbürgen aufgehalten waren, ist es noch heute wenig

mehr als solch ein Durchgangsland. Doch darin eben liegt die wahre Bedeutung dieses herrlichen „Rothbuchenwaldes", der von der Czeremosz umflossen zahllosen Bächen ihren Ursprung giebt. Denn nicht die Gestüte von Iswor an den herrlichen Alpwiesen der hohen Luscina, nicht das Silberbergwerk von Kirlibaba an der goldenen Bistritza, noch auch die Eisenwerke und Sauerbrunnen im Thale der Watra Dorna, oder die Herrlichkeit der Thäler unweit Kimpolung, und was dergleichen mehr zu rühmen ist, giebt diesem Lande seinen wahren Werth, sondern allein der Durchgangshandel nach der Moldau und zu den südlichen Provinzen Rußlands, die über hier nach Lemberg und nach Klausenburg verkehren, da über Czernowitz nach Sereth und Suczawa durch Kaiser Joseph die von Lemberg kommende gebaute Straße bis zum Borgo-Passe fortgeführt und durch ein Grenzcommando in dem neu erblüheten Czernowitz sehr wohl gesichert ist. Die Moldauer zählen in Tracht und Sitten ganz zu den Walachen; doch bilden Juden, Armenier, wenig Szekler und Bulgaren, einige Deutsche und wenig slavische Huzulen in der russischen Herrschaft Kimpolung vielleicht ein Drittheil der Bevölkerung, wozu dann noch von Zeit zu Zeit der wandernde Zigeuner kommt. Hier wie in Ost- und Westgalizien ist rauhe kalte Luft, die oft dem schroffsten Wechsel unterworfen ist; daher das Drängen über das Gebirge zum Ungarlande, von dem uns die Geschichte kürzlich Folgendes erzählt: Im Jahre 893 und 894 drangen die Magyarok (spr. Madj.) zu zweien Malen aus ihren Sitzen zwischen Dnieper, Dniester, Pruth und Sereth über die Berge und eroberten unter Herzog Arpád innerhalb fünf Jahren das damals von Slaven, Deutschen (südl. der Donau) und Walachen bewohnte Land ziemlich in der gegenwärtigen Ausdehnung. Herzog, Edle und Freie: so bildete schon damals sich das Regiment des Palatins, der Obergespänne (Magnaten) und des niederen Adels aus im Gegensatz zu den besiegten Völkern, von denen durch den Herzog tapfere Männer mit in den Ritterstand erhoben werden konnten, wie das von Zoltán schon geschah, der dann mit Kaiser Heinrich stritt bei Merseburg im Jahre 933. Torus am Lech besiegt rief schon die ersten deutschen Colonisten in sein Land. Ihm folgte Geysa, Gemahl der Tochter

von drüben her, von Bosnien und Serbien, zu deren Schutz der Deutsche nun, wie an der Donaugränze, im Banat sein Heer geordnet hat, nachdem im Laufe der Jahrhunderte die Grenze oft verändert worden war — es ist das Land der Serben und Illyrier, Serbo-Illyrien.

Galizien gehört im westlichen Theile bis zum Einfluß des Sanflusses in die Weichsel mit seiner Geschichte ganz nur Polen an und ist mit Krakau eng verbunden. Bei der dritten Theilung Polens im Jahre 1795 als Westgalizien zu Oestreich geschlagen, 1809 im Wiener Frieden zu dem durch Bonaparte neu geschaffenen Herzogthum von Warschau mit verbunden, dann abgetrennt von seiner Hauptstadt, die zum Freistaat umgeschaffen ward auf dem Concreß zu Wien, ward es in jüngster Zeit nun wieder eins mit Krakau unter östreichischem Scepter. — Ostgalizien mit Ausschluß der Bukowina, im Flußgebiet des Dniesters des oberen San und Bug, hat in sofern keine Geschichte, als nur ein ewig niedergetretenes ärmlich lebendes Geschlecht dort wohnt, das zu dem Stamme der Ruthenen zählt, deren edelster Theil im Osten der Centralkarpathen seine Sitze hat. Die ewige Theilung der Güter hat Alle verarmen lassen, so daß der Adel überall zu Grunde ging und es den Juden möglich ward sich hier, wie kaum in einem andern Lande sonst, in Lemberg, eine Art Jerusalem zu gründen. Was Lemberg Schönes hat ist dadurch erst entstanden, daß Oestreich es zur Hauptstadt dieses 1772 auf Grund erhobener Erbansprüche von Polen losgetrennten Landestheiles machte, und nun die Kaiserstraße, seine Krieger, Regierung und Gericht und was das Alles im Gefolge hat, dahin verlegte. Rothreußen werden insgemein die geistesarmen halb verkommenen trägen Ebenenbewohner, Pokutier die Bergbewohner des Landes genannt, die oben an der Stry am kräftigsten und schönsten noch gewachsen sind. — Die Bukowina ist ein freundschaftliches Angebinde von der Pforte, ein Zipfel von der Moldau, der im Jahre 1775 mit Rußlands Zustimmung an Oestreichs große Kaiserin verliehen ward. Seit 1359 durch Walachen aus der Marmaros (obere Theiß) bevölkert, und Durchzugsland der Völker die am hohen Alpenwall von Siebenbürgen aufgehalten waren, ist es noch heute wenig

mehr als selch ein Durchgangsland. Doch darin eben liegt die wahre Bedeutung dieses herrlichen „Rothbuchenwaldes“, der von der Czeremcsz unmessen zahllosen Bächen ihren Ursprung zieht. Denn nicht die Gestüte von Jewer an den herrlichen Alpwiesen der hohen Luscina, nicht das Silberbergwerk von Kirlibaba an der goldenen Bistritza, noch auch die Eisenwerke und Sauerbrunnen im Thale der Watra Dorna, oder die Herrlichkeit der Thäler unweit Kimpolung, und was dergleichen mehr zu rühmen ist, giebt diesem Lande seinen wahren Werth, sondern allein der Durchgangshandel nach der Moldau und zu den südlichen Provinzen Rußlands, die über hier nach Lemberg und nach Klausenburg verkehren, da über Czernowitz nach Sereth und Suczawa durch Kaiser Joserh die von Lemberg kommende gebaute Straße bis zum Borgo-Passe fortgeführt und durch ein Grenzcommando in dem neu erblüheten Czernowitz sehr wohl gesichert ist. Die Moldauer zählen in Tracht und Sitten ganz zu den Walachen; doch bilden Juden, Armenier, wenig Szekler und Bulgaren, einige Deutsche und wenig slavische Huzulen in der russischen Herrschaft Kimpolung vielleicht ein Drittheil der Bevölkerung, wozu dann noch von Zeit zu Zeit der wandernde Zigeuner kommt. Hier wie in Ost- und Westgalizien ist rauhe kalte Luft, die oft dem schroffsten Wechsel unterworfen ist; daher das Drängen über das Gebirge zum Ungarlande, von dem uns die Geschichte kürzlich Folgendes erzählt: Im Jahre 893 und 894 drangen die Magyarok (spr. Madj.) zu zweien Malen aus ihren Sitzen zwischen Dnieper, Dniester, Pruth und Sereth über die Berge und eroberten unter Herzog Arpád innerhalb fünf Jahren das damals von Slaven, Deutschen (südl. der Donau) und Walachen bewohnte Land ziemlich in der gegenwärtigen Ausdehnung. Herzog, Edle und Freie: so bildete schon damals sich das Regiment des Palatins, der Obergespänne (Magnaten) und des niederen Adels aus im Gegensatz zu den besiegten Völkern, von denen durch den Herzog tapfere Männer mit in den Ritterstand erhoben werden konnten, wie das von Zoltán schon geschah, der dann mit Kaiser Heinrich stritt bei Merseburg im Jahre 933. Torus am Lech besiegt rief schon die ersten deutschen Coloniſten in sein Land. Ihm folgte Geysa, Gemahl der Tochter

eines Siebenbürgner Großen, die für das Christenthum gewonnen war. Constantinopel hatte sie bekehrt; daher der spätere Streit mit Rom, als nun Sarolta einen Sohn gebar, der in der Taufe Stephanus und späterhin der Heilige und Große hieß; denn Römer tauften ihn. Er war der „Karl der Große" für Ungarn; denn wer sich taufen ließ ward frei, der Heide ward zum Knecht, und deutsche Krieger brachen diesem neuen Rechte Bahn. Ihm selbst aber schenkte der Kaiser die Lanze, der Pabst die Krone, als er zu Gran vom Erzbischof, dem nunmehrigen „Primas des Reichs" im Jahre 1000 feierlich sich krönen ließ. Auf Grund des schon Bestehenden war leicht nach deutschem Muster Pfalzgraf, Reichsbarone, Ritter und Prälaten einzuschieben, und, anfänglich gewählt, verblieben sie dann erblich im Besitz, wenn nicht im Amte. Doch alles Neue findet Widerstand, zumal wenn es die Fremden brachten; der Deutschenhaß entbrennt, vor Allen die Kumanen wollen nicht vom Heidenthume lassen; es grollte Aufruhr hundert Jahre lang, bis Ladislaus der Heilige zu Ende des Jahrhunderts noch den Sieg erringt und selbst zum Meere hin die Völker an der Sau bezwingt. Sein Neffe Kolomann vollendete das Werk durch Ordnung und Gesetz, nahm einen Theil Dalmatiens durch friedlichen Vergleich vom mächtigen Venedig in Empfang und starb 1114. Die nächsten hundert Jahre sind nur Kämpfe ohne Zweck, doch dadurch wichtig, daß die Deutschen an den nördlichen Karpathen um diese Zeit ins Land gerufen wurden, daß selbst Galizien erobert, und wenn auch wiederum verloren doch fortan als ein Erbe Ungarns angesehen ward. Der Geist der Kreuzfahrer ergriff dann endlich auch den schwachen und eben dadurch wichtigsten der Könige, Andreas II., der heimkehrend von seinem Pilgerzuge den Thron durch jene goldne Bulle sich erkaufen mußte, die alle Adligen für steuerfrei und nur vor dem Gesetz allein verantwortlich erklärte, zum Kriegsdienst nur auf eigendsten Entschluß und dann allein zum Schutz des Landes zu verwenden, das Recht der Aenderung des Gesetzes und alle Ehrenämter ihnen nur gebührend, nicht den Fremden; der König dem Gesetz verantwortlich, das er bei seiner Krönung feierlichst beschwören muß. So geschehen im

Jahre 1222 durch König Andreas II.! Natürlich, daß die Deutschen nun von den Königen auch ihre Rechte suchten, und schon die Sachsen in der Zips erhielten sie von diesem selben Könige. Nur die Mannheit der Könige, unterstützt von Verhältnissen, wie sie bald nachher eintraten durch den Andrang der Tatarenhorden, vermochte sich von Zeit zu Zeit von diesen engen Banden des Gesetzes loszumachen, und so sehen wir denn Bela IV., nachdem sein Reich im Jahre 1242 fast gänzlich ausgeplündert war, auf eigene Hand das Schwert ergreifen, um die Bulgaren, Russen, Oestreichs Friedrich und Andere zu züchtigen, die seine Schwäche zu benutzen dachten. Steiermark ward erobert, sechzig Tausend Tartaren blieben im Jahre 1261 auf dem Schlachtfelde, mit Ottokar von Böhmen war Bündniß und Vertrag. Allein ein Knabe nahm dies Erbe in Empfang 1271, Ladislaus IV., der Kumane genannt, weil er nur heidnisch seinen Lüsten fröhnte. Zeitgenosse Rudolphs von Habsburg, mit dem er gegen Ottokar von Böhmen stritt, gab er Veranlassung zur Thronfolge des Hauses Anjou von Neapel und Sicilien, indem er einer Gattin von dorther verbunden war; zugleich aber entstanden Schlösser, Städte und Burgen, weil Jeder schutz- und rechtlos unter seinem Könige auf eigne Hand das Schwert ergriff; sehr viele Große sagten sich von jeder Oberherrschaft los. In solcher Zeit trat dann das Haus Neapel in Karl Robert Ungarns Erbe an, nachdem der Mannsstamm der Arpaden im Jahre 1310 erloschen war. Siegreich gegen seine Nebenbuhler in Böhmen und Baiern, wie gegen die Großen des Reichs, treibt er die erste Türkenhorde aus Bulgarien zurück, nimmt Macedonien, Dalmatien, sichert das Erbe zu Neapel, hilft seinen Freunden weit nach Norden hin und hinterläßt dem Sohne Macht und Krone im Jahre 1342. Ludwig I., der Große genannt, nimmt nun zunächst in Ungarns Namen von Neapel auch Besitz, gewinnt Dalmatien und zwingt Venedig zum Tribut, sichert die eigenen Grenzen, zieht mit den Polen gegen das heidnische Litthauen, macht die Tartaren zinsbar, erweitert Ofen, Güns, Preßburg und Eperies, verleiht den Städten Stimmen auf dem Reichstage und stärkt das deutsche Element, setzt 1370 zu Krakau Polens Krone auf sein Haupt, hält Polens Reichstage zu Ofen ab,

gründet die Universität zu Fünfkirchen und stirbt mit Hinterlassung einer minderjährigen Tochter im Jahre 1382. Die Königin Maria wird minderjährig noch durch ihre Mutter Siegismund vermählt, der sich durch böhmische Truppen im Jahre 1387 Reich und Gattin erst erwerben muß und nach Marias Tode dann von 1392 ab allein regiert, trotz alles Widerspruchs. Er sammelte die erste Christenschaar um Bajazet und seine Türken zu vertreiben, entkam mit Mühe nur den Feinden bei Nikopolis im Jahre 1396 und fand daheim Empörung überall. Trotzdem errang Beharrlichkeit den Sieg, und man versprach auf seinen Wunsch Albrecht von Oestreich Reich und Krone, dem er dann seine Tochter gab. An Polen war die Zips mit ihren deutschen Städten für Geld zum Pfande eingesetzt, Huß war verbrannt, die Türken drangen mächtig vor; da rettete noch einmal Herzog Albrechts Schwert, das 1433 Belgrad nahm und Serbien eroberte. Sein nachgeborner Sohn Ladislaus Posthumus, ward gegen Kaiser Friedrich selbst, nachdem der erst erwählte Polenkönig Wladislaus zu Varna seinen Tod gefunden, durch Johann Hunyad, den Statthalter des Reichs, mit kräftiger Hand vertreten und schwor den Krönungseid im Jahre 1452. Nach seinem Tode 1458 ward Corvin gewählt, genannt Matthias Corvinus, der Sohn des Türkenbezwingers Johannes Hunyady. Erst sechs Jahre später ward die Krone selbst dem Kaiser abgewonnen und zu Stuhlweißenburg die Krönung feierlichst vollzogen. Ein regelrechtes Heer, Husaren und die schwarze Reiterschaar, erfochten Siege über Siege; am Hofe sammelte sich Kunst und Wissenschaft, es sollte durch Erweiterung der Universität zu Ofen die Bildung bis in alle Schichten sich ergießen. Allein wenn auch Corvin ringsum die Feinde züchtigte, den Kaiser, seinen Erzfeind selbst aus Wien vertrieb — sein Stamm behielt des Thrones Erbe nicht, man wählte Vladislav von Böhmen im Jahre 1490. Ihm gelang durch Verlöbniß seines Sohnes mit Oestreichs Tochter was Matthias erstrebte; sein Tod rief 1516 den Sohn zum Thron, obwohl derselbe noch nicht mündig war. Denn Ludwig war im dritten Jahre schon gekrönt und Oestreich herrschte im verborgenen als Vormund nun. Jedoch der Zipser Graf Zapolya, der einen Aufstand der Kurutzen (Bauern)

in Siebenbürgen grausam ausgefochten hatte, erwartete zum Dank dafür das ganze Reich. Ihm war es gerade recht, daß Solimann erschien und 1521 Belgrad nahm; daß man die Lutheraner auf den Reichstagen für vogelfrei erklärte 1525, und daß Verbóczy nun zum Aufstand rief. Da stürzte König Ludwig sich mit Unbesonnenheit dem Solimann entgegen und fand den Tod bei Mohacs 1526 am 29. August. Nun rief ein Reichstag schnell zu Weißenburg den neuen König aus; Zapolya ward gekrönt. Allein die junge Königin berief zu Preßburg einen zweiten allgemeinen Reichstag und dieser wählte Ferdinand von Oestreich am 16. December 1526. Es kam zum Kampf, der Solimann als Bundesfreund Zapolyas ließ Wien belagern im Jahre 1529, bis endlich beide Könige im Jahre 1538 sich vertrugen, wo Siebenbürgen bis zur Theiß zum zweiten Königreich erhoben ward. Seitdem nun strebte Jeder beide Kronen zu vereinen, die Herrscher Siebenbürgens nach Bedürfniß mit den Türken selbst im Bunde, die Söhne Oestreichs durch anderweite Kämpfe nur behindert nicht so zu schalten, wie sie wünschen mochten. Ferdinand erkaufte Frieden von den Türken für jährlichen Tribut im Jahre 1547, ward aber eben jetzt als Erbherr seiner Krone anerkannt; Siebenbürgen bis zur Theiß erhielt Zapolyas junger Sohn unter dem Titel eines türkischen Sandschaks; in Ofen ward ein Paschah eingesetzt. Je nach Gelegenheit brach dann der Streit hervor und ward mit wechselndem Geschick geführt bis zur Belagerung von Wien im Jahre 1683. Da wandte sich der Sieg auf Oestreichs Seite mehr und mehr. Ofen ward mit beispielloser Tapferkeit durch Carl von Lothringen erstürmt, am 11. August 1686, Siebenbürgen in Besitz genommen 1688, Prinz Eugen schlug die Schlacht bei Zenta 1697, und zwei Jahre später ließ der Friede zu Karlowitz den Türken nur ein Stücklein von Banat. Noch einmal flammte unter Franz Rakozy von Siebenbürgen her die Kriegesfackel auf, und Ungarn war für Oestreich fast verloren von 1704 bis 1708; dann wandte sich auch dieses Blatt, und Prinz Eugen schlug noch die Türkenschlacht bei Peterwardein im Jahre 1716, nahm Belgrad 1717 und schloß den Frieden zu Passarowitz ein Jahr darauf. Die Zeiten wurden ruhiger, Maria Theresia erwarb des Volkes Liebe.

Dann folgten Kaiser Josephs Neuerungen fast ein Jahrzehend hindurch, die durchgestrichen wurden, als Frankreich sich zur Revolution erhob, und nun hielt Ungarn treu zu seinem Kaiserhause, bis unaufhaltsam schnell dann in den letzten wenigen Jahrzehenden der Sturm heraufbeschworen ward, der seine Todeswuth seit 1848 ausgelassen hat, den aber erst die Zukunft richten darf. Vielleicht, daß eine ruhige Betrachtung der Vergangenheit, worauf wir uns in diesen Reisen einzig und allein bezogen haben, zugleich dem leicht erregten Für und Wider unserer Tage zum festeren Haltpunkt wird für die Besonnenheit. —

Die Werke aus denen wir schöpften, sind folgende:

1) A. v. Sydow, Bemerkungen auf einer Reise durch die Beskiden über Krakau und Wieliczka nach den Centralkarpathen. Berlin, Dümmler, 1830.

2) Der Freistaat Krakau bis zum Jahre 1845 und die Salinen zu Wieliczka. Krakau, Friedlein, 1846.

3) Die Bukowina im Königreich Galizien, von Theophil. Wendella. Wien, Müller, 1845.

4) Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse von Gottfried Sommer. Prag, 1827 u. 1841.

5) Ausflüge in das südöstliche Grenzgebirge und an den Neusiedlersee. Wien, Gerold, 1848.

6) Caragoli. Reise-Mittheilungen aus Ungarn und Italien von Otto von Pirch. Berlin, Haude-Spener, 1835.

7) Reise-Briefe aus Ungarn, dem Banat, Siebenbürgen, den Donaufürstenthümern, der europäischen Türkei und Griechenland. Von Dr. Ernst Anton Quitzmann. Stuttgart, Müller, 1850.

8) Julian Chownitz (Chowanetz), Handbuch zur Kenntniß Ungarns. Bamberg, Buchner. 1851.

9) Aus dem Banate. Landschaften mit Staffagen von Friedrich Uhl. Leipzig, Weber, 1848.

Bemerkung zum richtigen Lesen der vorkommenden Namen: á é í ó ú sprich gedehnt; z = s, s = sch, cz und tz = z, sz = ss, cs u. ts = tsch. gy = dj; ly = ilj; ny = inj; ty = tj; zs = j (im franz.). Bedeutung: nagy groß, kis klein; öreg alt, uj neu; vares roth, kek blau; város Burg, sziget Insel. Török Türke, Horvat Croat. Sz. Miklos, Marton, Gabor = Sankt Nikolaus, Martin, Gabriel.

Erstes Kapitel.

Es war im Spätfrühlinge des Jahres 1845, als ich, um die berühmten Bergwerke von Wieliczka aufzusuchen, von Breslau aus zur Post nach Krakau fuhr, wohin zu jener Zeit der Schienenweg noch nicht vollendet war. In etwa eben so viel Stunden waren die acht und zwanzig Meilen durch die düsteren Fichtenwaldungen der oberschlesischen Gebirgslandschaft und weitere acht Meilen längs des Weichselstromes zurückgelegt; um vier Uhr früh fuhr ich in Krakau's Thore ein und eilte nun im Gasthof zur Stadt Dresden nahe der Preußischen Post am großen Ringe durch einen guten Kaffee mich vom Nachtfroste zu erwärmen. Denn freilich spürt man es, daß man hier in der Nähe der Karpathen sich befindet, deren Häupter oft, kaum sieben Meilen weit entfernt, noch tief bis in den Sommer Schnee und Eis bewahren und warmen Mittagswinden jeden Zugang abgeschnitten haben. Dazu nun liegt das nur 2 Quadratmeilen große Gebiet des Freistaates in einer Breite von zwei bis drei Meilen längs dem linken Weichselufer auf zwei neben einander hinziehenden meist unfruchtbaren Bergketten noch über sechshundert Fuß hoch über dem Meere, und daher kommt denn hier der Frühling oft erst später noch als selbst im nördlicher gelegenen Binnenlande. Eine höchst armselige Vegetation trägt dazu ebenfalls das ihre bei; denn der ganze nördliche Bergzug, das sandige Strombette des nach Schlesien hin Grenze bildenden Przemśla und andere damit parallel zur Weichsel laufende Flüßchen lassen kaum mehr als Hafer und Haidekorn in ihrer Umgebung gedeihen, und nur die südliche Abdachung zur Weichsel, wie der Ostabfall der Höhen-

bunden ist. Hinter einem auf dem Scheitel der Anhöhe errichteten Hügel ragt das Thürmchen der St. Bronislawacapelle hervor, der Hügel selbst aber ist der Mogila Kosciuszko. Etwas ferner gegen Westen steigt aus dem Flußbette der Weichsel ein Kalkfelsen empor; dort liegt das doppelt gethürmte schöne Kloster Bielany am linken Ufer des Stromes in seinen weißen Mauern, gar freundlich abstechend gegen die schwarzen Nadelholzwaldungen des höher erhabenen spitzen Berges daneben. So liegt das Bild von Krakau vor dem Auge aufgerollt. Doch wendet man das Auge nun dem Süden zu, so fällt dasselbe rings herum wieder auf Wohnungen der Menschen, indem Kalvaria, Landskrona, Mogilani, Wieliczka und andere Oerter oder deren Thürme sichtbar werden. Hinter ihnen aber erhebt sich majestätisch das waldige Gebirge der Beskiden, das vom Kahlen-Berge oder der Lissa Hora aus, in der Nähe des bekannten Jablunka-Passes, bis zum Weiber-Berge oder der Babia-Gura zum Thal der Raba hin Galizien erfüllt, und über dasselbe ragen dann tiefer im Süden der Lubienberg und die hohen zackigen scharf aufstrebenden Gipfel der Tatramassen hervor.

Von Bewunderung hingerissen, ward es mir schwer, den Krakushügel zu verlassen, den ich als schönsten Punkt der Erde weit und breit hier kennen lernte. Denn was waren hiergegen jene herrlichen, aber doch immer mehr oder weniger unbelebten Ansichten, deren ich früher auf einer Reise durch die Beskiden selber genoß, wo ich von der Lissa Hora aus die waldigen Rücken der Beskiden zu meinen Füßen hatte und ganz Oestreichisch-Schlesien nebst dem flachen Preußischen Oberschlesien weit bis zum fernen Neissisch-mährischen Gebirge mit all den zahlreichen Ortschaften übersah, oder vom niedrigeren Glimpschack aus bei Bielitz an der Grenze von Galizien, wo deutlicher die preußische Landschaft, nicht aber ebenso das mährische Gesenke übersehen wird, während schwarze Tannen- und Fichtenwaldungen alle Kämme des Gebirges überlagern und jedes Leben der sonst so reich bewohnten Thäler dem Auge verdeckt wird, indem allein die kahlen Gipfel der Lissa Hora und Babia Gura nebst einigen Spitzen des Tatragebirges gleich Grenzpfeilern dieses unge-

heuren Waldreviers in der Ferne sichtbar wurden. Nur jener herrlichen Ansicht der Beskiden, deren man unfern des Berührungspunktes der preußisch-östreichisch-galizischen Lande vom Hügel vor der Fasanerie von Pleß genießt, gedenke ich auch hier mit Freuden noch. Denn dort steigt die Bergkette der Beskiden aus dem flachen mit schönen Ortschaften geschmückten wohl angebauten Weichselthale fast unmittelbar zu zwei bis über fünftehalb Tausend Fuß über die Ebene auf, so daß die Höhe der Riesenkuppe von der Hirschberger Ebene aus durch sie noch um ein gutes Sechstheil übertroffen wird. Eine Reihe malerisch gestalteter kuppelförmiger Berge, fast überall untereinander von gleicher Höhe und durch die Wellenlinien der Gebirgsrücken zum Ganzen verbunden, steigen bis 4000 Fuß über dem Meere auf und über ihnen thront im Osten hinter vorgelagerten Bergen die kuppelförmige Babia Gura (Góra) 5400 Fuß hoch, während der höchste Gipfel der Lissa Hora, der kahle Gigula, 4260 Fuß hoch, im Westen wiederum die Grenze bezeichnet. Allein der Mangel an zu Tage tretender Felsbildung, die gleichmäßig steile, doch selten über 15 bis 20 Grad hinausgehende Ansteigung und jene immer wiederkehrende sanfte Abrundung der breiten Gipfel ermüdet das Auge und läßt uns immer wieder nach dem Wechsel des Lebens verlangen, wie es im Bilde von Krakau so ganz vor unsern Augen liegt. Schon die verschiedenen Namen Krakus, Wanda, Kazimiersk, Kosziusko entrücken uns im Augenblicke der Gegenwart, es ist als ob dadurch zu unsern Füßen Tausende von längst Geschiedenen nun wiederum Gestalt gewönnen. Wir fragen, wer hat alles dies gegründet und gebaut, und horchen der Geschichte, die uns Folgendes erzählt: Schon vor Erscheinung unseres Heilandes soll ein Carrodunum hier gestanden haben, dessen Ursprung jedoch so in Dunkel gehüllt ist, daß Andere den Namen Krakau sogar mit der römischen Familie der Gracchen in Zusammenhang gebracht wissen wollen. Im Munde des Volkes aber geht vielmehr die Sage, daß der Herrscher Groß-Chrobatiens oder des Landes am Nordfuße der Karpathen, der Polenfürst Krakus, einst einen Riesen hier erschlagen habe, über dessen Leichnam sich Geschrei der Krähen der Art erhoben habe, daß darin die Weisung zur Gründung einer Stadt gefunden sei, der man darnach den

Namen Krakania, d. h. Krähengeschrei, gegeben habe. Krakus selbst, dem zu Ehren darnach ein Hügel aufgeworfen ward, wird als ein kampflustiger unternehmender Fürst geschildert, und seine schöne Tochter, Wanda, soll in der Weichselfluth sich selbst den Tod gegeben haben, um keinem Fürsten deutscher Abkunft je vermählt zu werden, daher ihr Grabmal, der Mogilahügel, noch heute Haß den Deutschen predigt. Die Zeit der Sage setzt man um das Jahr 700 nach Chr. Geb. Ums Jahr 1000, erzählt die Geschichte dann weiter, verlieh der deutsche Kaiser Otto III. den Königstitel an den Polenfürsten Boleslaus Chrobry, der nun das zweihundert Jahre lang von seinen Fürsten verlassene Krakau zur Residenz- und Königsstadt erwählte. Hundert Jahre später wird ihrer schon als einer wohlhabenden und bedeutenden Stadt Erwähnung gethan, und im Jahre 1125 von einer großen Feuersbrunst berichtet, welche dieselbe heimgesucht habe. Tataren brannten sie aufs neue wieder in den Jahren 1241 und 1260. Trotzdem verlor sie nicht an Bedeutung; denn ihre Könige riefen deutsche Handwerker herbei, befestigten das Schloß auf dem Rücken des Wawels, einer Felsenhöhle nahe dem Flusse, umgaben die Stadt mit Mauern und Gräben, verliehen derselben das Magdeburger Recht, erhoben die in schweren Zeiten treu und tapfer erfundenen Deutschen in den Adelstand und nahmen endlich selber deren Tracht und Sitten an. Wenzel, der Böhmenkönig, erweiterte dann während einer fünfjährigen Herrschaft die Stadt zur Mittagsseite hin, damit Fabriken dort errichtet werden könnten, und Casimir der Große hinterließ bei seinem Tode 1370 dieselbige gemauert, da er doch Lehm und Holz nur gefunden hatte. Er hat die starken Mauern und Thürme des Schlosses, das auf dem großen Ringe stehende Tuchhaus, die nördlich gelegene Vorstadt Kleparz, das nach ihm benannte Kazimiersz und auch die Universität begründet, welche ums Jahr 1400 dann in die Mitte der Stadt verlegt ward. Jetzt in die Reihe der Hansestädte aufgenommen, gelangte Krakau unter der ruhmreichen Regierung der Jagellonen auf die höchste Stufe des Glanzes zur Zeit Sigmund's I. (1507—1548), der durch italienische Baumeister das alte Königsschloß aufs Prachtvollste herstellen ließ und wegen häufiger Feuersbrünste das Wasser der

Rudawa mittelst Kanalanlagen durch die ganze Stadt vertheilte. Es gab dermalen Kaufleute, welche auf eigenen Schiffen von hier aus Handel nach England und Spanien betrieben; Andere waren aus Italien hierhergezogen durch Sigmund's zweite Gemahlin, eine Mailänderin, und Alles baute italienisch im Geschmack der Königin; die Stadt, die heute nur 45,000 Seelen, darunter 13,000 Juden zählt, soll dazumal von 80,000 Menschen aller Nationen bewohnt gewesen sein. Als aber Polen im Jahre 1572 zu einem Wahlreiche herabsank, sank auch die alte Königsstadt. Schon Sigmund III. verlegte im Jahre 1610 die Residenz nach Warschau; in Krakau wüthete der Streit zwischen Universität und Jesuiten. Die Schweden zerstörten einen großen Theil der Vorstädte im Jahre 1655; Brandschatzungen, die selbst die Kirchengüter nicht verschonten, wurden wiederholentlich von Karl XII. und seinen Generalen im großen nordischen Kriege erpreßt; innere Unruhen des Reiches vollendeten den Verfall dermaßen, daß bei dem Besuche König Ladislaus August's im Jahre 1787 selbst die Häuser am Ringe nur theilweis noch bewohnt und an den Fenstern oft durch Bretter nur vernagelt waren. Der Ausbruch der französischen Revolution führte preußische Truppen in die Stadt und diese ward nun nach dem Theilungstractate vom Jahre 1795 als Hauptstadt West-Galiziens mit Oestreich verbunden. Dadurch kam wieder neues Leben in dieselbe bis zum Jahre 1809, wo durch Napoleon Krakau mit Warschau wiederum vereinigt ward und Kriegsgetümmel lange hier vorüberzog. Seit 1815 aber, wo sie Freistadt ward, ist Handel und Wandel mehr und mehr wieder erblüht, neue Gebäude in großer Anzahl sind entstanden, die Bevölkerung ist um ein Drittheil gewachsen, Kunststraßen führen nach Breslau, Wien, Lemberg und Warschau, und Schienenwege werden die Verbindungen vollenden, welche dem Handel den alten Aufschwung wieder geben sollen.*)

Heimkehrend durch die freie kaiserliche Manufacturstadt Pod-

*) Inzwischen ist Krakau in Folge verschiedener Aufstände im Königreiche Polen seit dem Jahre 1846 Oestreich einverleibt und durch die Eisenbahn mit Wien und Breslau neuerdings verbunden worden.

górze, welche seit der östreichischen Besitznahme Josephsstadt genannt werden soll, und als ganz offener Ort von etwa 300 Häusern nichts Bemerkenswerthes enthält, als die gewaltigen Salzmagazingebäude, wandte ich mich nun zur Besichtigung des Innern der Stadt. Gleich jenseits der Brücke, einige hundert Schritt aufwärts der Weichsel, stößt die Wieliczkaer Straße als Hauptstraße von Kazimiersz senkrecht auf den Strom, eine schöne breite Straße, die in einigen Biegungen den ganzen Ort quer durchschneidet, von beiden Seiten durch große Häuser neben den kleinsten eingefaßt. Viel enge Querstraßen, die von Juden wimmeln, durchkreuzen sie senkrecht, und wenn man die Männer in langen, zum Theil schwarzen Kleidern oder Kaftans mit hohen Pelzmützen oder niedrigen eng anschließenden Kappen erblickt, dazu die Weiber in den langen weiten Gewändern, das Haupt mit hohen durchsichtigen, aus schwarzem Drath geflochtenen Mützen bedeckt, oder große Pauschen an der eng anschließenden Haube tragend, am Halse Perlen und Geschmeide, mächtige Ohrgehänge und Spangen am Arme, dann wieder Andere im größten Schmutz und bitterster Armuth, ehrwürdige weiße lange Bärte, gaunerische Augen, Keckheit und Flehen durcheinander, Alles nur auf Betriebsamkeit und auf Gewinn bedacht, und dennoch wieder jener Zug von Schwermuth, der fast jedem jüdischen Gesichte aufgeprägt ist — so glaubt man sich auf einmal nach dem Orient versetzt und wird von wunderbar gemischten Gefühlen ergriffen, zumal wenn man erfährt, daß diese tief versunkenen Sprößlinge vom Hause Israel zu allem Schlechten käuflich sind und dennoch wieder fest beharren in des Talmuds eisernen Gesetzen. Nach der Aussage des englischen Missionärs Smith, der bald nach Errichtung des Freistaats hier unverdrossen seine Bekehrungsversuche begann und lange Jahre hindurch fortsetzte, ist ihre Armuth und Versunkenheit in Worten kaum nur auszudrücken. Zu Zwanzigen in einer Stube jung und alt zusammengedrängt, ist es ein Wunder, daß sie bei lebendigem Leibe nicht verfaulen, und schwer nur zu begreifen, wie sie athmen und wovon sie leben mögen. Dabei stehen sie nicht nur gegen uns Christen, sondern auch gegen einander selbst im schroffsten Gegensatze, obwohl nur selten ein Glied von seinem Stamme läßt, indem gleichsam instinctartig

jener Glaube sie durchdrungen hat, daß Jeder einst in und an seinem Stamme wird gerichtet werden. In diesem Glauben giebt der reichgewordene Alte Alles seinen Kindern und harret selber nackt und bloß des Todes; in diesem Glauben wandern Tausende von hier, aus Polen, Ungarn, Rußland und Galizien noch heute nach Jerusalem, um dort dem Grabe ihrer Väter näher zu sein, wenn die Gerichtsposaune rufen wird im Thale Josaphat. Die auf Veranstaltung der englischen Missionsgesellschaft an jedem Sonntag Nachmittag in der evangelischen Kirche behufs der Judenbekehrung abgehaltenen Gottesdienste sind immer noch nur von geringem Erfolge gewesen; dagegen aber hat die vor einigen sechszig Jahren durch Rabbi Herschel in Litthauen gestiftete Secte der Chassidäer (der Pietisten unter den Juden, denn „chassid" heißt „fromm") hier wie in Polen, Ungarn, Galizien, der Moldau und Walachei viel Anhang gefunden, und sogenannte Aufgeklärte wie auch die todten Anhänger des Talmuds und deren Synagogen werden von dieser aufs Aeußerste gemieden. Der Ursprung der Chassidäer wird eigentlich auf einen Propheten Baal Schem Tob zurückgeführt, der im Jahre 1740 zu Blessy in Polen auftrat und viele Wunderkuren verrichtete. Daher nun kommt es, daß der Rabbi als Nachfolger des Propheten Zadick oder „der Gerechte" genannt, in ihren Augen einer fast göttlichen Verehrung genießt, indem es ihm allein möglich ist, das Unheilige wieder heilig zu machen, ob er es auch nur bloß äußerlich berühren möchte. Jeder sucht freilich durch anhaltendes Gebet und strenge Beobachtung der Vorschriften des Talmuds möglichst für sich gerecht zu werden, zur vollen Gewißheit seiner Reinheit aber kommt er nur durch gemeinsames Essen mit dem Rabbi. Daher wallfahrten Tausende zu den sogenannten Sabbathsmahlzeiten, die in der Wohnung des auf erhöhetem Sitze mit zum Himmel gerichteten Augen betenden Rabbis gemeinsam abgehalten werden. Dieser wohnt zu diesem Ende meistens auf dem Lande und empfängt dabei zugleich die Opfer derer, die Gebet und Heilung oder Trost für sich von ihm verlangen, wobei sie selbst denn oft zu solchem Grade der Zerknirschung hingerissen werden, daß sie das Haar zerraufen, ihr Angesicht aufs Schrecklichste verzerren und wild den Boden *mit den Füßen* stampfen. Und freilich er-

fahren dieſe Frommen gar manchen Spott von jenen Aufgeklärten oder von den todten Talmudiſten, wozu ihr Schmutz und jede Vernachläſſigung alles Aeußeren zugleich mit auffordern mag; allein gerade in ihnen iſt auch wieder der Glaube an einen noch zu erwartenden Meſſias wirklich lebendig, und wenn man bedenkt, daß die Zahl aller über die Erde zerſtreuten Juden der Anzahl aller evangeliſchen Chriſten gleichkommt, deren man ſechszig Millionen zählt, darf man ſich wundern, daß in dem verſtoßenen Volke vom Hauſe Israel die Hoffnung auf Jehovahs Gnade mächtiger erwächſt, je mehr es ſelbſt in ſolchem Glauben feſter ſich verbindet? — muß man nicht leicht begreifen, daß Spott und Drangſale, Hohn und Verachtung und Alles, was von Chriſten ihm nur feindlich hier bereitet wird, den Glauben nur beſtärken muß, daß einſt der rächende Herr Zebaoth ſein Volk noch einmal wieder um ſich ſammeln und erhöhen werde! Denn ob der Jude ſich auch leicht zu jedem Dienſt verkaufen und mißbrauchen läßt, kann er den achten, der zu ſolchem Dienſt ihn dingt? Der Art aber iſt hier wie in andern polniſchen und galiziſchen Städten das Verhältniß der chriſtlichen Bevölkerung zur jüdiſchen, daß man den Juden für Nichts achtet und doch ſich nimmer ſchämt, zu allem Schlechten ſeiner zu gebrauchen. Wäre es nicht ſo, man würde ſich mir, als dem chriſtlichen Fremdlinge, beim Durchwandeln der Straßen nicht zu Dienſten haben erbieten können, deren Namen meine Zunge ſich zu nennen ſträubt! — Genug, ich athmete wieder freier auf, als ich die Judenſtadt im Rücken hatte und vor der hölzernen Brücke ſtand, die, auf maſſiven Pfeilern ruhend, in mächtigen Bogen über den Weichſelarm geſprengt iſt, der Kaziemiersz von Krakau trennt. Noch achtzig Schritt, und man ſteht in der alten Königsſtadt, in der allein die Trümmer alter Größe noch geblieben ſind. Zunächſt im Stradom ladet die Bernhardinerkirche ein, die etwas zurückgezogen von der Straße auf einem von Bäumen beſchatteten Kirchhofe ſteht. Sie ſelbſt iſt weiter nicht ausgezeichnet, aber unter ihren vielen Bildern verſchiedenſter Art zeigt man die Einſetzung des Abendmahls als herrliches Altargemälde und einen Todtentanz in folgender Manier: Auf verſchiedenen Feldern nähert der Senſenmann ſich den Perſonen aller Stände, dem Papſte noch mit großem Reve-

renz, dem Kaiser schon ziemlich vertraut, den Andern aber, bis auf einen Canonicus, dem er noch einige Achtung zu bezeigen scheint, so dreist und derb, daß er gar Manchen ziemlich barsch beim Arme nimmt, um mit ihm seinen Tanz zu machen. Einige Verse als Anrede des Todes an die zum Tanze Aufgeforderten stehen erklärend unter jedem Felde, und der Geist des Ganzen mag einigermaßen mit dem Geiste des glaubenseifrigen Franziskanermönchs Johann von Capistran übereinkommen, dem zu Ehren diese Kirche 1453 hier gegründet ward. Derselbe ward nämlich im Jahre 1450 zur Bekehrung der Hussiten nach Deutschland geschickt, durchzog Mähren und Schlesien, wo er eine Menge Juden, welche der Entheiligung der Hostie angeklagt waren, aufs grausamste martern, verbrennen und verjagen ließ, predigte auch zu Krakau mit dem größten Beifall und brachte darnach zum Entsatze von Belgrad einen Kreuzzug zu Stande, der durch Hunyades Schwert zum Siege über die Türken führte. Er starb wenige Monate nachher am 23. October 1456 zu Illok an der untern Donau mit dem Ruhme 16,000 Hussiten zur Kirche zurückgeführt und den 6. August durch seinen Sieg zum Feste der Verklärung Christi erhoben zu haben, so herrlichen Andenkens, daß er selbst im Jahre 1690 durch Pabst Alexander VIII. unter die Zahl der Heiligen versetzt ward. — Seiner Ehrenkirche gegenüber befindet sich die verfallene Missionarienkirche, die mich so wenig anzog, daß ich sogleich dem Wawel nun mich zuwandte, um Schloß und Kathedrale zu besuchen, von denen letztere noch heut trotz weltlicher Grenzen mit ihrer Macht weithin nach Polen sich erstreckt. Die Herrlichkeit des alten Schlosses ist dahin; von seiner Festigkeit zeugt Thurm und Mauer noch, dazu von seiner Schöne noch die Säulenreihen und die hohen gothischen Fensterbogen; allein die alte Pracht von Mosaik, Glasmalerei, Tapisserie, künstlichem Schnitzwerk und getriebener Arbeit hat dem Zwecke weichen müssen, wozu die Gegenwart dasselbe jetzt benutzt, indem die Königswohnungen als Hospitäler und Kasernen dienen. Dagegen steht der daranstoßende Dom noch ganz in seiner alten Pracht und Herrlichkeit! Aeußerlich durch drei Thürme ausgezeichnet, ruht seine hochgewölbte Decke auf zehn Sandsteinpfeilern, und unter ihr, gleich einem Kirchlein in der Kirche, befindet sich

das sogenannte Presbyterium, durch eigene Mauern abgesondert, aus hohen Fenstern Licht empfangend, die inneren Wände ganz mit rothem Sammt bekleidet, auf dem die breiten goldenen Borten glänzen. Hier steht der Hauptaltar, an dem nur Domherren Messe lesen dürfen; andere fünfundzwanzig Altäre und achtzehn Kapellen sind in die andern Räume vertheilt. Kunstwerke jeder Art, ein Christus von Thorwaldsen aus cararischem Marmor, Gestalten der Könige und Bischöfe bis zu Stanislaus herab, dem großen Schutzheiligen Polens, Gemälde, Fahnen, Siegeszeichen, Denkmale und Inschriften, das Alles findet wie zu einer in Stein geschriebenen Geschichte des Landes hier in der alten Kathedrale sich vereint. Vor Allem prachtvoll ist des heiligen Stanislaus Kapelle, dem Haupteingange gerade gegenüber, fast in der Mitte der Kirche; fortwährend brennen Lampen dort, dem Heiligen zu Ehren, dem König Sigismund I. das Denkmal hier errichtete und dessen Fürbitte Szyszkowski einst so wunderbar genesen ließ, daß dieser nun mit seltener Pracht als Krakaus Bischof an dem Grabmal weiter bauete. Eine hohe vergoldete Kuppel auf goldüberzogenen Säulen schwebt über dem silbernen Sarge des Schutzheiligen; silberne Engel tragen den Sarg auf rothem Marmoraltare ruhend; ein Gitterwerk von Eisen in ovaler Form umschließt die Herrlichkeit des ganzen Heiligthums. Und freilich, wenn es wahr, was die Geschichte uns berichtet, so war der Heilige nicht unwerth solcher Pracht und Herrlichkeit. Denn Bischof Stanislaus, ein Lehrer Boleslaus des Kühnen soll gegen dessen rohe Sitten frei und offen Zeugniß abgelegt haben, ihn zu bessern, schloß vor dem Fürsten und der rohen Kriegerschaar die Thüren seines Gotteshauses und ward gewaltsam durch die Hand des Zürnenden nun vom Altare fortgerissen und von der Schaar der Knechte niedergehauen und zerstückt am 8. Mai 1079. Pabst Gregor's Bannstrahl folgte der Unthat; Boleslaus verkam im Elende, Stanislaus' Gebeine aber wurden gesammelt und werden nun bis auf den heutigen Tag den Gläubigen von Zeit zu Zeit zur Schau gestellt. — Anziehender für mich war die bescheidene kleine Gruft, die unter dem Haupteingange Johann Sobiesky, Poniatowsky und Kosciuszko birgt. Wird die Fallthür geöffnet und steigt man einige Stufen

hinab, so fällt das Auge auf den schwarzen Marmorsarg des tapfern Sohnes vom Kastellan von Krakau, der hier der Treppe gerade gegenüber nun ruhet in der Gruft der Könige. Mannheit und Gerechtigkeit erwarben ihm die Liebe und Bewunderung der Nation, die ihn der Königskrone würdig hielt, und Kaiser Leopold selbst sah sich gezwungen, dem verachteten Wahlkönige Dank zu sagen, da Johann Sobiesky vor den Thoren Wiens im Jahre 1683 seinen Erzfeind schlug. Nachdem er zwei und zwanzig Jahre lang ruhmreich regiert, starb er im Jahre 1696 am 17. Juni, und neunzig Jahre später ehrte Stanislaus Augustus durch Sarkophag und Inschrift den, der seiner Zeit den Dank der ganzen Christenheit erworben hatte. — Ihm zur Rechten in einem Kupfersarge ruht Fürst Joseph Poniatowsky, der einst bei Leipzig in der Elster Fluthen seinen Tod gefunden; links auf dem schlichten braunen Eichensarge steht groß und leserlich mit Dinte angeschrieben „Kosciusko", sonst weiter nichts. Er schlug des Polenvolkes Todesschlacht am 10. October 1795 bei Maczieiowicze, wo er aus vielen Wunden blutend vom Pferde sank mit dem bekannten Ausrufe: „Finis Poloniae!" — es ist kein Polen mehr! Ein Litthauer von Geburt, früh militärisch ausgebildet zu Warschau und Versailles, vom Namen Washington's nach Amerika gelockt, und dort, bald dessen Freund, war er im Jahre 1786 heimgekehrt und in den Verein derer getreten, welche die Wiederherstellung ihres Vaterlandes bezweckten. Da kam das Jahr der Revolution und Kosciusko kämpfte heldenmüthig gegen Rußlands Heere unter Prinz Joseph Poniatowski, bis König Stanislaus der Kaiserin sich unterwarf. Aufgefordert von seinen Freunden, noch einmal gegen Rußlands Druck den letzten Kampf zu wagen, erschien er dann von Leipzig aus in Krakau, am 23. März 1794, stellte sich an die Spitze seines Volkes und schlug mit seinen Sensenmännern erst die Russen ohne alles Geschütz, ward von den Preußen dann zunächst auf Warschau wohl zurückgeworfen, schlug aber später heldenmüthig ihren Sturmlauf ab und stand ein ganzes Jahr hindurch nun unbesiegt dem Feinde gegenüber. Er hatte nicht für eigene Macht gekämpft und war nur Diener eines Nationalraths, dem er selbst die Leitung der Regierung übertragen hatte;

er kämpfte einzig und allein für seines Volkes Freiheit und Verfassung. Daher fand Kosciusko selbst vor seinem Feinde Gnade, der durch Uebermacht ihn endlich überwältigte, daher verschmähte er fortan ein jedes Schwert, das ihm geboten ward, „weil er kein Vaterland mehr habe", und konnte selbst durch das Geschenk von Sobiesky's Säbel und durch kein Wort Napoleon's bewogen werden, an einem neuen Aufstande der Polen mitzuwirken. Nur für sein Volk zu bitten wagte er noch einmal dann im Jahre 1814, nach der Einnahme von Paris; allein die angefachte Hoffnungsflamme sollte schnell erlöschen. Er ging nach Auflösung des Wiener Congresses nach Solothurn zurück, um zwei Jahre später dort im Kreise der Familie eines Freundes zu erbleichen den 15. October 1817. Bei solchem Edelmuthe ist es natürlich, daß Kosciusko stets der Gegenstand der Verehrung seines Volkes bleiben wird, und Einige aus dem Volke, die eben gelegentlich mit zur Gruft hinabgestiegen waren, standen tief bewegt am Sarge dieses Edlen und Gerechten, und schienen schwer davon sich loszumachen, als ich die Gruft verließ und von dem Führer wieder schließen ließ. Aus dieser allgemeinen Verehrung ist auch der oben erwähnte Hügel auf dem der heiligen Bronislawa geweiheten Berge erwachsen, der in Form eines Schneckenberges in den Jahren 1820 bis 1823 hundertundzwanzig Fuß hoch durch Menschenhände errichtet ist. Alle Bewohner Krakaus haben eigenhändig daran mitgeschaffen, Beiträge von nah und fern und Kaiser Alexander's eigene Gabe dienten dazu das Heldendenkmal herrlich auszuschmücken, wo zwischen Blumen und Gesträuch auf schönen Ruheplätzen der Wanderer der Erinnerung leben mag, nachdem er von dem breiten Scheitel aus im Blick auf Krakau, auf das schöne Weichselthal und all die schönen Berge ringsherum das Hochgefühl gekostet hat, was Kosciusko's Brust zu Krakau einst durchdrang. Das Denkmal aber ehret den zugleich, der, wie er hier der Asche Kosciusko's Ruhe gönnte, dort auch zu seiner Ehre mitzuzeugen sich nicht schämte, Katharina's edlen Erben, Kaiser Alexander.

Das Ganze des Domes hatte trotz aller Pracht keinen freundlichen Eindruck in mir hervorgerufen; erst an dem Bilde der fernen Tatramassen, die freundlich zu den Terrassen des Wawels

herüberschauen, lebte ich wieder auf und beeilte meine Schritte zu den übrigen Sehenswürdigkeiten der Stadt um ihnen schneller näher zu kommen. Gleich in der Nähe des Schlosses an der Griechischen Straße, einer Fortsetzung der Wieliczkaer Straße von Kazimiersz, steht die prächtige Peters- oder Jesuitenkirche im Style der Peterskirche zu Rom erbaut. Ihr majestätisches Gewölbe und ihre große Halle erhebt und erfreuet um so mehr, je mehr man beides in der mehr gedrückten und spärlich erleuchteten Kathedrale so eben noch vermißt hat; allein ihr Name erinnert zugleich an jene düstere Zeit, wo Sigismund III., der streng katholische Oheim Gustav Adolph's, durch Jesuiten diese Kirche gründen ließ, die eben zu Anfang des dreißigjährigen Krieges hier vollendet ward. Kasernenartig schließt das große Jesuitencollegium sogleich sich an, und unfern davon steht das mächtig lange drei Stock hohe Consulatgebäude, in welchem zugleich die Krakauer Post sich befindet. Dann führt die Griechische Straße, die ihrer großen Häuser wegen allen Städten Europas Ehre machen würde, zu einem kleinen freien Platze, breite Straße genannt, an dessen Nordostecke die Kirche der Dominicaner sich erhebt. Ein roh aus Sandstein gearbeitetes größtentheils zerstörtes Denkmal soll dem angeblichen Stammvater der Polen, Lech, gewidmet sein; sonst ist im Innern wie im Aeußern an der Kirche nichts Ausgezeichnetes, es sei denn das kunstvolle Schnitzwerk der Stühle des Chors zu beiden Seiten des Hauptaltars. Auffallend für den Fremden aber ist es, wenn man junge Leute in grünen seidenen Mänteln über der weißen Kutte mit Regenschirmen über die Straße gehen sieht und auf weiteres Nachfragen erfährt, daß bei der großen Achtung, welche der Orden hier genießt, Männer der angesehensten Familien zu seiner Brüderschaft mitzählen, da in diesem zur Vertheidigung des wahren Glaubens wirkenden Predigerorden eine gewisse Bildung muß erworben werden, welche durch die als ausgezeichnet gerühmte große Bibliothek der Kirche mit erzielt wird. Die Straße macht nun einige flache Biegungen und führt dem großen regelmäßigen Vierecke des Marktplatzes zu, in dessen Mitte der Bazar von Krakau, das sogenannte Tuchhaus sich befindet, in seinem unteren Raume eine einzige gewölbte lange Halle. Andere

Buden und Kramläden drängen sich an seine Seitenwände oder stehen mehr oder weniger geregelt in großer Anzahl herum. Dort sieht man ganz den Marktverkehr, die Tracht und Sitten der Polen, mit denen selbst der Deutsche schon im anderen Geschlechte meist verschmilzt. Nur die Sprache nähert sich ein wenig der schlesischen Mundart. Leider aber spielt überall der Branntwein eine große Rolle und namentlich beim Nationaltanz, einem halb russisch halb schottischen Tanze, dem sogenannten Krakowiak, wobei der Führer nach jeder Figur vor dem Orchester einen zweistrophigen kurzen Reim zu singen pflegt. Die eigentliche Nationaltracht des Landvolks ist ein am Halse durch Knöpfe oder bunte Bänder faltenreich zusammengehaltenes weißes Hemd, welches bald über die weiten Beinkleider herabhängt, bald in denselben getragen wird. Dazu kommen hohe mit Eisen beschlagene Stiefeln, dunkelblaue dicht mit Metallknöpfen besetzte rothgefranzte Camisole und bis zu den Knöcheln herabgehende weißtuchene Ueberröcke, welche mit schwarzer Schnur besetzt sind und durch breite lederne Gürtel oder scharlachrothe wollene Binden zusammengehalten werden. Der breitrandige Filzhut weicht nur im Winter der scharlachrothen schwarz mit Pelz verbrämten Mütze und dann ist auch der Schafpelz allgemein; ein Halstuch aber trägt man nur bei strenger Kälte. Seltener und zwar bei Dienstleuten und Kutschern wohlhabender Gutsbesitzer trifft man noch die früher weit mehr verbreitete Tracht der blauen Ueberröcke mit kurzen stehenden Kragen und rother fast bis zur Taille herabgehender Pelerine, der unzählig viel kleine runde Metallplättchen in allerlei Figuren aufgeheftet sind; am Gürtel hängen dann mehrere Bogen runder messingener Schellen, wie an den Kummeten der Frachtpferde, so daß bei jeder starken Bewegung und namentlich beim Tanze dadurch ein starkes Klirren hervorgerufen wird. Die Mädchen tragen Korsette mit faltigen Säumen und eine Art Reifrock; darüber eng anliegende mit rothen Vorstößen versehene dunkelblaue Ueberröcke, welche bis zur weißen Schürze zusammengeheftelt sind und bis zum Knie hinabgehen. Ihr Haar tragen sie in Zöpfe geflochten, wenn nicht für weitere Wege oder behufs des Kirchganges ein großes Tuch von weißer Leinwand Haupt und Gestalt verhüllt bis zum Unterschenkel, der in Männerstiefeln

mit hohen Pantoffelabsätzen oder baarfuß dahinschreitet. Nur Frauen tragen stets das Haar verbunden durch ein weißes Tuch, dessen gestickte Ecke dann über den Kragen herabfällt. Uebrigens sieht man natürlich die verschiedensten Trachten sich durcheinander mischen, da Krakau stets von Fremden viel besucht ist. An der Südostseite des Marktes nun erhebt sich, den Marktverkehr zu leiten, die Marienkirche, indem sie wie mit aufgehobnem Zeigefinger hoch nach oben weist. Scheinbar aus einer goldenfarbenen Krone steigt die höchste Spitze ihrer an Höhe sehr verschiedenen beiden Thürme auf, die dort von vielen kleinen mit Blech bekleideten Thürmchen umgeben ist. Hier hat zugleich der Thurmwart seine Wohnung, da dies die höchste Spitze Krakaus ist. Die Kirche selbst ist mit Kupfer gedeckt, im gothischen Style erbaut, empfängt durch acht und zwanzig hohe breite Fenster Licht zum kühn gewölbten Hauptschiffe und umschließt in bedeutend niedrigeren Seitenwölbungen viel Altäre, Kapellen u. dergl. Drei hohe Fenster mit gemalten Scheiben bilden den Hintergrund des Hochaltars, dessen Schnitzwerk von Veit Stoß, einem Nürnberger Meister des funfzehnten Jahrhunderts, die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zieht. Der Sage nach soll die gleich neben der Marienkirche befindliche Kirche zu St. Barbara von den Bauarbeitern derselben in den Feierstunden mit aufgemauert sein zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts. Gewiß ist, daß die Bürger deutscher Abkunft lange Zeit dort ihre Gottesdienste feierten bis König Stephan Bathori im Jahre 1583 die Jesuiten berief und ihnen diese Kirche übergab. Das alte Rathhaus steht an der Nordwestseite des Marktes; unfern davon in der Bruderstraße am Franziskaner Platz erhebt sich Kirche und Kloster dieses seit 1232 von Prag hierher berufenen Ordens. Ein uraltes Denkmal aus Sandstein soll Boleslaus dem Keuschen, dem Stifter des Klosters angehören. Im Corridor des Klosters finden sich die Bildnisse sämmtlicher Bischöfe von Krakau der Reihe nach; neben dem Hochaltare der Kirche aber zieht ein Bild vor allem die Augen des Protestanten an, auf welchem der Pabst im höchst bequemen Wagen als auf der Reise zum Himmel begriffen an der Hölle vorüber kommt, in der der arme Luther die Bibel in der Hand und neben ihm Melanchthon, Zwingli und andere Reformatoren mitten in hellen

Flammen stehen, leiblich ganz unversehrt, aber mit gar kreuzjämmerlich verzogenen Gesichtern. Der sonst nicht weiter ausgezeichneten Kirche gegenüber liegt nun der große bischöfliche Palast, dessen zwei im rechten Winkel vereinte Flügel den ganzen Raum zwischen der Bruder- und Annenstraße einnehmen und gegen die Vorstadt Wisna Front machen. Seinem östlichen Giebel gegenüber schließt die freundliche und geschmackvolle Annenkirche, die Annenstraße, in der dann gleich die neue Universität gelegen ist. Der Palast ist nicht gerade schön aber doch großartig, und birgt die bedeutenden Schatzsammlungen, welche der durch Einführung des Kirchengesanges in der Muttersprache durch ganz Polen rühmlichst bekannte Bischof Woroniecz hier für Sarmatiens Geschichte eröffnete. Die Annenkirche, neuerer Bauart, gleicht in der äußeren Form der Peterskirche, trägt aber nur ein einfaches Tonnengewölbe und ist im Innern überall nur edelen Gepräges, dem Marmordenkmal gleich, das Domherr Sierakowski dort zur Rechten des Altars Kopernikus errichtet hat. Die Universität, deren Kanzler für immer der Bischof von Krakau ist, ward namentlich durch König Stanislaus August, nach Aufhebung des Jesuitenordens im Jahre 1775, reichlicher ausgestattet und gehoben; sie hat vier Facultäten, eine katholisch-theologische, eine juridische, mediciniſche und philosophische, von denen letztere beide ausgezeichnet sind. Trotzdem aber, daß allen Polen aus den Landen der Schutzmächte der Besuch derselben auf gewisse Zeit gestattet ist, erreicht die Zahl der Zuhörer noch dreihundert nicht. Die Bibliothek der Universität ist nicht bedeutend; ihr größter Schatz ist eine Sammlung von fünftehalb Tausend Manuscripten. Zwei Gymnasien und ein erst 1780 gestiftetes Seminarium zur Ausbildung von Lehrern, besorgen die sonstige Bildung und für das Volk wird noch in achtunddreißig Kirchen regelmäßig Gottesdienst gehalten, indem daneben noch an dreißig Klöster jeder Art bestehen.

An der Annenkirche betritt man die an Stelle der alten Wälle und Festungsgräben neu angelegten Promenaden, denen ich folgte bis zum Florianspthor, einem merkwürdigen Denkmale alter Kriegsbaukunst, welches in Gestalt eines Rondels mit kleinem Hofe aufgeführt und durch Thürme zur inneren und äuße-

ren Vertheidigung eingerichtet ist. Die Zeit seiner Erbauung ist unbestimmt; man glaubt, daß es zur Zeit der Angst entstanden sei, wo unter König Johann Albert das polnische Heer in der Bukowina geschlagen ward im Jahre 1498, indem darnach der wallachische Woywode Stephan mit seinen Wallachen, Türken und Tataren bis hierher vorzudringen drohete. Jetzt ist es restaurirt und dient inmitten der Promenade der Stadt zur Zierde nur. Weiter nach Osten hin gelangt man endlich durch die ausgedehnteste von Krakaus Vorstädten, durch Wessola, zum botanischen Garten, der, aufs trefflichste geordnet, namentlich durch den Reichthum an Wasserpflanzen selbst den Breslauer übertreffen soll. In seiner Nähe liegt auch die Krakauer Klinik, das Kloster der barmherzigen Schwestern, und unmittelbar mit ihm verbunden ist die Sternwarte, welche jedoch erst mehr noch im Entstehen begriffen ist. Man war so freundlich mir die absolute Höhe der Weichsel an diesen Orte anzugeben, welche auf fünfhundertneunundvierzig Fuß und einige Zoll berechnet ward. — Ich warf noch einen letzten Blick auf das geschäftige Treiben der Weizenhändler am Ufer der Weichsel — denn Weizenhandel ist für Alle die eigentliche Quelle des Wohlstandes — sah mir die Waarenballen an, die von Südrußland und Italien her hier aufgestapelt waren, erkannte hier die Rohproducte, dort von Oestreich und Preußen her Erzeugnisse der Industrie, Colonial- und Modewaaren, ging zu den Wechslern, die hier, wo alle Münzen und Gemäße sich begegnen, eine große Rolle spielen, ließ meinen Paß von „Sr. Excellenz" den Präsidenten eines „hohen Senats" zurück erbitten und schickte mich getrost zur Weiterreise an. Unter drei Thürmen im blauen Felde ein weißer Adler im rothen Felde zwischen den geöffneten Flügeln des Thores — das ist das Krakauer Stadtwappen und unter seinem Schutze durfte ich getrost dem Thor enteilen, um heute noch die Salzbergwerke von Wieliczka zu erreichen.

Zweites Kapitel.

Ich war nun in Galizien, dem alten Fürstenthum Halicz; aber die Grenze hinter mir ist nur von Menschen geschaffen, seitdem im Jahre 1772 dieser Theil vom alten Polenreiche abgetrennt und fünf Jahre später mit einem Theile der Moldau, der sogenannten Bukowina, zu einem Königreiche verbunden ward. Die Straße führt hinter Podgórze zunächst in der Thalsohle der Weichsel hart am rechten Thalrande dahin, übersteigt dann einige kleine Terrainwellen, welche zur Weichsel hin ganz sich verflachen, rechts aber zu höheren Terrassen sich erheben, und führt sanft und allmählig zu dem zwei Meilen entfernten regellos und offen, theils in der Ebene, theils am Bergabhange gelegenen Städtchen Wieliczka einhundertundfunfzig Fuß hoch auf. ein gelblich-grauer Sandstein, in welchem Muschelversteinerungen vorkommen sollen, liegt oft nur wenige Fuß unter der Dammerde dieser Bergformen, welche die Stadt im Süden fast halbkreisartig umgürten. In der Mitte des geräumigen Marktplatzes auf einem Hügel liegt das sogenannte Schloß, aus mehreren Gebäuden bestehend, welche ein Ganzes bilden. Dort hat der Gouverneur der Salzwerke nebst den höheren Bergbeamten seinen Sitz, und an dasselbe schließen sich die Salzmagazine an. Man kann den 150′ über der Weichsel, 699′ über dem Meere gelegenen Marktplatz als den Anfang der großen polnischen Ebene betrachten, welche dann unmittelbar am Fuße jener hohen aus buntem Sandstein bestehenden südlichen Terrasse beginnen würde, so daß das Salzlager am Fuße eines Sandsteingebirges zu denken ist. So viel ich beobachten konnte, findet sich nun in der oberen Schicht zunächst Dammerde mit kleinen Kalk- und Kieselsteinen, dann Thonmergel, sandiger gelber Thon, gelblich- oder röthlich-grau gefärbter feinkörniger Sand, Siss oder Zic genannt, der für den Bergbau oft gefährlich wird, darnach fetter Thonmergel, der mit der Tiefe immer dunkler von Farbe wird und mancherlei Versteinerungen von Schaalthieren bis zur größten Kleinheit in sich schließt, Salzthon, Halda genannt, von hell- oder braungrauer Farbe und stets mit kleinen glänzenden Salztheilchen gemengt, oft bis zu sechszehn Loth schwere

Salzcrystalle enthaltend, und endlich Salzstockwerke oder Salzstöcke. Sind diese durch Thon verunreinigt und eben darum nur theilweis für das Vieh zu nutzen, so nennt man sie Kothsalz oder Blotnik, sind sie reiner, so ist es Grünsalz oder Zielona, welches aus lauter innig mit einander verwachsenen größeren oder kleineren Salzcrystallen besteht, und in wellenförmigen Lagern von grauer oder graugrüner Farbe gefunden wird. In diesen Lagern finden sich oft bis zwei Fuß mächtige Adern von weißerem sogenannten Eissalze oder Liodawata, dann ein glänzendes sehr festes Salz von dunkler Farbe, welches beim Schlage mit der Hacke zuweilen Funken giebt, von den Goralen als altes oder reifes Salz allem übrigen vorgezogen, das sogenannte Spiza (Glockengut) oder Metallsalz und endlich noch Mohn-, Saamen- und Perlsalz, sogenannt nach den feineren oder größeren Einsprengungen fremdartiger Erdarten, von denen das letztere als sehr bröckliche Masse in Lagern von ein bis vier Fuß angetroffen und gleich der Sandschicht dem Bergbau leicht hinderlich wird. In einer Tiefe von 525 bis 570 Fuß, oder, wie der bergmännische Ausdruck ist, bei 60 bis 65 Lachter Teufe, findet sich endlich das Liegende dieser Salzstockwerke, eine mehrere Lachter mächtige Schicht bröcklichen ganz von Salz durchdrungenen Mergelkalks, welche eine große Zahl sehr kleiner Salzcrystalle einschließt, und darauf folgen dann etwa 70 Lachter unter Tage die eigentlichen Salzflötze, welche gewöhnlich acht bis zehn, ausnahmsweise selbst bis neunzig, mindestens aber fünf Fuß mächtig sind, und je mehr nach der Teufe ein um so reineres fast durchsichtiges Schacht- oder Szybitkersalz liefern. Dieses besteht aus kleinen, fast genau gleich großen, in einander verwachsenen Salzcrystallen, die nie über einen halben Zoll Seitenlänge haben und im Bruche ein sehr gleichmäßiges Korn darstellen. Die Flötze selbst werden hin und wieder gangartig von weißen Salzadern nach den verschiedensten Richtungen hin durchbrochen und erhalten dadurch, wie durch die feinen Gypsschichten, welche sich hier auskeilen und wellenförmig oder in Zickzackform vielfach gebogen selbst traubenförmige Massen bilden, ist ein marmorartiges Ansehen. Seltener finden sich vollkommen rechtwinklicht ausgebildete Salzcrystalle und eine fleischfarbene

Art derſelben, dazu Neſter, Nieren oder Druſen von mehr blauer oder röthlicher Farbe, welche von Adern durchſichtigen Salzes durchzogen oder in Thon eingeſchloſſen ſind, oder man ſtößt auch wohl auf Waſſerblaſen und Waſſergallen von größerem oder kleinerem Umfange, welche, wenn ſie ausgelaufen ſind, Salzcryſtalle oder Gypsausfütterungen in ihren Höhlungen zurücklaſſen. Das Liegende der Salzflötze endlich bildet bei einer Teufe von 140 bis 170 Lachtern ein ſchwärzlichgrauer geſchieferter Sandſtein, der durch Thon und Eiſenoxyd gebunden noch einige Fuß tief von Salz durchdrungen iſt. Als dieſer von einem Gouverneur der Bergwerke einmal verſuchsweiſe durchbohrt ward, ſtrömte das Quellwaſſer plötzlich ſo mächtig, daß dadurch die Gruben faſt in Gefahr gebracht worden wären. — Wie nun die Bildung dieſer Salzablagerungen vor ſich gegangen, wie namentlich jene Salzſtöcke in der oberen Thonſchicht mögen entſtanden ſein, das wird wohl lange noch ein Räthſel bleiben, nur wollen wir bemerken, daß die Salzflötze von Oſt nach Weſt in ihren unteren Abſonderungsflächen ganz horizontal ſtreichen, während die oberen Abſonderungsflächen mehr oder weniger wellenförmig gebogen ſind, ſo daß die Bildungsfluth des Meeres — denn wir befinden uns in der Tiefe der Salzflötze bis zu 521 Fuß unter dem Meeresſpiegel — immer wieder von Nordoſt gekommen zu ſein ſcheint, um ihre Elemente hier am Fuße der Sandſteinfelſen abzulagern. Auf ein erneuertes Anſtürmen der Fluthen deutet die nach oben hin ſichtlich zunehmende Wellenform der Salzthonſchichten; auf das Anſtürmen von Nordoſten her aber die Thatſache, daß die deutlich geſchichteten Salzflötze unter Winkeln bis zu vierzig Graden nach Süden und in geringerem Maße zugleich nach Weſten hin abfallen, wobei einige Flötze förmlich als geſtürzt erſcheinen, indem ſie ſeiger oder ſenkrecht zur Teufe gehen. Möglich, daß in einer nicht großen Entfernung von Wieliczka die mächtigen Salzflötze, welche von der Moldau und Bukowina an die Karpathen im Norden umlagern, gegen Abend hin ſich gleichſam auskeilen, da man ein ſolches Salzflötz zweitauſendfünfhundert Fuß weiter weſtwärts um ſiebenzig Fuß tiefer liegend fand, als an dem dreißig Lachter tiefen Fundort nach dem Oſten zu. Die Breite der Salzanlagerung

ist mir unbekannt geblieben, mag aber nicht weit über den Grubenbau hinausgehen, der zu viertausendsechshundert Fuß von Süden nach Norden angegeben wird. Quellen kommen im ganzen Salzwerke nicht vor; dagegen finden sich unterhalb des Spizasalzes namentlich eine Menge der verschiedensten Schalthiere, wie sie im feinen Sande unsrer Meere noch heute vorkommen, und nach der Aussage des Obersteigers fehlen dergleichen Versteinerungen selbst im Salze nicht, wie denn erst einige Tage vor meiner Ankunft eine Hummerscheere in dem Salzthone über den Flötzen aufgefunden war. Thierknochen finden sich allerdings vielfach im angeschwemmten Lande auf der Nordseite der Beskiden, nie aber in dem eigentlichen Salzgebirge, und jene versteinerte Henne, welche man auch in siebenbürgischen Salzgruben als auf den Eiern brütend will gefunden haben, gehört allein der Fabel an. Dagegen wird im Salzthone wie im Grünsalze viel fossiles Holz gefördert, meist schwarzbrauner Farbe, bald nur in sehr kleinen Zweigen, bald selbst in ganzen Stämmen erscheinend; ja sogar herzförmige Blätter, haselnußartige Früchte, ein Eichbaum mitten im Salze und anscheinend bearbeitetes Holz im Salzthone sind bei der Arbeit vorgekommen. Ein höchst ekelhafter Geruch, dem ähnlich, welcher durch die Fäulniß vieler Molluskenarten hervorgebracht wird, ist diesem Holze und den Schichten eigen, in denen es vorhanden ist; das Holz selbst aber ist unspaltbar und schwer brennbar.

Was nun näher die Salzgruben von Wieliczka betrifft, so befinden sich dieselben in einer Längenausdehnung von etwa tausend Fuß unmittelbar unter dem Städtchen selbst, welches gegen 400 Häuser zählen mag. Ihre Entdeckung wird einem Hirten zugeschrieben, der ums Jahr 1250 der heiligen Kunigunde, Gemahlin Boleslav des Schamhaften und nunmehrigen Schutzheiligen der Gruben, davon Anzeige machte und dem alsbald begonnenen Bau den eignen Namen gab. Erst in neuerer Zeit, nachdem ein Theil der Gruben eingestürzt war und erdbebenartig mehrere Häuser mit fortgerissen oder doch erschüttert hatte, wurde ein regelmäßiger Bau derselben eingerichtet. So entstand auf Grund des alten Feldes im Jahre 1718 das Janina-Feld und späterhin das kleine Feld, auf welchem nach der neuesten Bauart

ohne Holzbau wahrhaft prachtvoll weiter gebaut wird. Fünf Stockwerke von je etwa zweihundert Fuß Tiefe liegen so übereinander, daß die Verbindungsschachte derselben nicht in derselben Linie aufsteigen, sondern bald senkrecht, bald donlägig oder schief in Treppenform von einem zum andern gearbeitet sind. Die etwa eintretenden Tagewasser werden in Rinnen aufgefangen und nach unten geführt, um durch einen eigends dazu bestimmten Tagesschacht wieder ausgeführt zu werden. Meine Einfahrt geschah durch den donlägigen Janina-Schacht, der zehn Fuß breit und gegen sieben Fuß hoch ist, indem die Stufen theils aus Salz gehauen und mit Holz eingefaßt, theils ganz von Holz gebauet sind; meine Ausfahrt aber durch den eigentlichen Hauptschacht, den Danielowic, auf der Mitte des kleinen Feldes gelegen, wo das fünf Zoll im Durchmesser haltende Tau, kronleuchterartig mit Sesseln und Gurtenlehnen umgeben, die ausfahrenden Gäste auf demselben Wege zu Tage fördert, auf welchem zugleich bis dreißig Centner schwere Lasten heraufschweben. Oft werden mehrere Sesseltrauben in Abständen von vier zu vier Ellen über einander gebildet, um größere Gesellschaften auf einmal zu befördern, und dann pflegen Bergleute mit ihren Grubenlichtern zu unterst zu sitzen, wodurch ein matter Schein in der Dunkelheit des Schachtes verbreitet wird, immer aber wird man sich einer gewissen Bangigkeit nicht ganz erwehren können, wenn man sich so zum erstenmale über solchem Abgrund schwebend weiß. Im Ganzen zählt man dreizehn Tagesschachte, von denen nur noch der Lezno zu erwähnen ist, der auf Befehl August III. im Jahre 1744 behufs seiner Einfahrt in die Bergwerke zweihundert Fuß tief als Wendeltreppe von Eichenholz angelegt ist, aber nur gekrönten Häuptern geöffnet wird. Alle übrigen dienen mehr zur Förderung des Materials und Beschaffung des Futters für die im Innern an den verschiedenen Winden arbeitenden Pferde, oder sind bequem eingerichtete Leiterfahrten für die Bergleute. Dergleichen Leiterfahrten, donlägige Stufenschachte oder Förderungsschachte führen dann wieder zu dem dritten Stockwerke, wo auf Grünsalz gebauet wird, und weiter zu den Flötzen hinab, aus denen das Szybitkersalz gefördert wird. Alle sind gewöhnlich nur bis zum feinkörnigen Sande, dem schwimmenden Gebirge, aus Holz ge-

haut, weiter abwärts aber bloß in die festen Thonmassen eingeschnitten. Der alte Holz- oder Kastenbau wird im kleinen Felde gar nicht mehr gesehen, da die gewölbten oder größtentheils scheitrechten Firste, hie und da von bogenförmigen Pfeilern unterstützt, vollkommen genügen. Wo aber die festen Salzmassen ausgehen, werden aus dem nicht vollgültigen Salze Gewölb-Strebepfeiler oder Schutzmauern aufgeführt, welche, wenn sie hinlänglich mit Wasser begossen und wieder erhärtet sind, eine ungemeine Tragkraft besitzen und Bergfesten genannt werden. Hier erweitert sich daher von Tage zu Tage das ausgebaute Gebirge zu neuen Zellen und Tempeln, je nach der Mächtigkeit des Flötzes; in den loseren Erdschichten der oberen Stockwerke aber müssen nothwendigerweise größere unausgebauete Strecken mit ausgebaueten wechseln. Schon acht bis zehn Fuß mächtige Flötze werden für baumürdig gehalten; doch sind die Hauptstrecken gewöhnlich doppelt so hoch und mehrere Lachter breit, Kammern genannt, wenn sie zu größeren Hallen erweitert sind. Nur die Versuchsstrecken werden in der geringen Breite von vier Fuß und gleicher oder Manneshöhe vorgetrieben, sonst aber findet sich keine Strecke unter Lachterbreite und entsprechender Höhe. Diese Strecken stehen nach allen Richtungen hin behufs der leichteren Förderung des Materials in Verbindung; die Kammern aber werden ausgefüllt durch Kothsalz, taubes Gebirge u. dgl. oder dienen zu Magazinen, Pferdeställen, Faßbinderwerkstätten und ähnlichem Gebrauche. Merkwürdig ist nun hier insonderheit die große Trockenheit der Luft, namentlich im Gegensatz zu der Feuchtigkeit der oberen Stockwerke; doch da die obere Salzthonschicht keine Feuchtigkeit durchläßt und das Salz seiner Natur nach die etwa vorhandene Luftfeuchtigkeit auffaugt und der ganzen Masse mittheilt, so erklärt sich daraus, wie es in diesen Räumen sogar stauben kann. Steigt man zur Schicht der Salzstöcke und des Salzthones herauf, so merkt man kaum den Uebergang, da auch der Salzthon so von Salz durchdrungen ist, daß er den Flötzen ähnlich an dem Lichte flimmert; wo aber Tagewasser in die Gruben träufelt, da bildet sich in Form von Eiszapfen ein weißes halbdurchsichtiges Tropfsalz, welches zu der grauen Farbe des gewachsenen Salzes einen merkwürdigen Gegensatz bildet.

Die Sammlung der in Folge früherer Einstürze eindringenden Tagewasser geschieht allemal in einem Salzthonbecken, wo sich dieselben dann alsbald zur stärksten Soole umbilden, die dann zu Tage geschafft und theils zu Bädern, theils gar nicht weiter benutzt, sondern zu einem nahen Flüßchen und so zur Weichsel abgeleitet wird. Es soll ein ganzes Dutzend und mehr solcher Wasserbecken geben, von denen vier mit Nachen befahren werden. Ich sah nur eins derselben, den sogenannten See im dritten Stockwerke, der bei einer Tiefe von zwei bis vier Klaftern einhundertachtzig Fuß lang und zweiundsiebenzig Fuß breit ist. Er liegt sechshundertundachtundvierzig Fuß unter Tage und wird von einer mächtigen Halle, vielleicht der höchsten dieser Gruben überwölbt. Jenseits desselben steht ein großer auf einer Salztafel transparent gemalter kaiserlicher Adler am Anfange einer ausgedehnten Strecke, wohin man in der kleinen Fähre übersetzt. Die Temperatur des Wassers wird auf etwa einen Grad geringer angegeben als die der Gruben überhaupt, welche dreihundert Fuß unter Tage in allen Stockwerken bis zur größten Teufe hinab gleichmäßig neun Grad Wärme bewahren, nur daß wegen des durch die vielen Tagesschächte verursachten oft sehr großen Luftzuges dieselbe dem Körper geringer erscheint. Außer dem Tagewasser giebt es übrigens in den Gruben kein süßes Wasser, und wenn davon berichtet ist, so beruhet dies auf einem Irrthume. Allerdings aber wird in besonderen Rinnen Trinkwasser für Menschen und Pferde aus einer Quelle allerortenhin vertheilt, da die Pferde, wenn sie einmal vermöge starker Gurten in die Tiefe gelassen und in den donlägigen Schachten weiter hinabgeführt sind, nicht eher wieder zu Tage kommen, als bis sie alt und verbraucht sind. Uebrigens werden sie dort meistens fett und alt, wie denn auch die Arbeiter dieser unterirdischen Stadt einer sehr guten Gesundheit und eines hohen Alters sich erfreuen sollen. In früherer Zeit ward in einer eigends dazu bestimmten unterirdischen Kapelle jedesmal Gebet gehalten, bevor die Bergleute zur Arbeit gingen; gegenwärtig geschieht dies nicht mehr, sondern es lösen, wie in anderen Bergwerken, die fünf- bis achthundert Arbeiter corpsweise sich einander ab nach achtstündigen Fristen. Zur Verrichtung der Andacht aber geben die Kreuze und Heiligen-

bilder hinlänglich Veranlassung, welche auch hier am Ausgange der Schachten und auf den unterirdischen Kreuzwegen überall errichtet sind. Gefahr durch böse Wetter kommt fast gar nicht vor, indem der starke Luftzug selbst die ekelhaften Trüffelausdünstungen der vom fossilen Holz durchdrungenen Schichten noch erträglich macht. Nur, wie der Ausdruck ist, „vor Ort" d. h. wohin weiter gearbeitet wird, kommt zuweilen eine Entwickelung von schwefelsaurem Wasserstoffgas vor, von den Arbeitern Saleter (Salpeter) genannt. Entzündet sich derselbe, so pflegt er in wellenförmiger Flamme an der hohen Firste abzubrennen, wo dann die Arbeiter gebückt darunter fortlaufen oder sich auf die Sohle niederwerfen; Explosionen kommen nur dann vor, wenn sich derselbe schon zu sehr mit der atmosphärischen Luft vermischt hat und nun plötzlich entzündet wird. Ein eigenthümlicher Fall aber ereignete sich im Jahre 1828, wo aus dem eingebohrten Schußloche plötzlich mit lebhaft sprudelndem Wasser zugleich ein brennbares Gas ausströmte und an dem hart daran stehenden Grubenlichte des Bergmanns sich entzündete. Der herbeigerufene Bergbeamte befahl die Flamme ausbrennen zu lassen, und nach zwei Tagen erlosch sie. Als aber die Oeffnung mit Vorsicht erweitert wurde, strömte das Gas aufs neue und schlug nun bei der Entzündung als helle Flamme über die auf der Sohle liegenden Beamten fort, obschon sie dreißig Schritte vom Orte entfernt waren. Durch Vorsicht und Ausdauer gelang es jedoch nach einigen Wochen die zuletzt mannsstark entweichende Luft ganz auszubrennen und unschädlich zu machen. Dagegen erzählt man von den Salzgruben zu Szlatina im südöstlichen Winkel von Ungarn zwischen der Bukowina und Siebenbürgen, daß dort im ähnlichen Falle die zwischen der Salz- und Mergelschicht durch eine messerrückendicke Spalte entweichende brennbare Luft förmlich aufgefangen und in Röhren vertheilt am Schachte als Gasbeleuchtung verwendet sei, wobei ein sehr feiner harziger Ruß von der Flamme abgesetzt werde. Nicht aber dieses Gas, sondern die Unvorsichtigkeit der Bergleute allein hat jene noch im Gedächtniß fortlebenden Brände hervorgebracht, welche im Jahre 1644 und 1696 mondenlang fortbrannten und unbedeutender noch im vorigen Jahrhundert zweimal sich wiederholten.

Denn bei der unentbehrlichen Pulverſprengung und dem ſtarken Luftzuge der Schachte konnte Fahrläſſigkeit dem alten Holzbau leicht gefährlich werden, und wo war die Aufſicht, da Juden als Pächter der Gruben allein auf Raub zu bauen pflegten! Jetzt aber iſt dergleichen kaum noch jemals zu befürchten; denn überall herrſcht Aufſicht und Ordnung. Alle höheren Bergbeamten und ſelbſt die geübteren Bergleute haben in Schemnitz ihre Ausbildung erhalten. Der Unterſchied iſt nur, daß hier der Bergmann nicht die bergmänniſche Kleidung trägt, ſondern bis an den Gürtel nackt an ſeiner Arbeit ſteht, weil ihm das ſcharfe ätzende Salz und der Salzſtaub zu viel Kleider koſten würde. Einzelne freilich, welche mit der Spitzhaue beſchäftigt nur zur Abgewinnung und Verpackung der unreinſten Salzſtücke verwendet werden, ſcheinen nur ſehr gewöhnliche Arbeiter, jene Band- und Streckenhauer aber, welche die feſten Salzmaſſen loszuſprengen haben, müſſen gar ſehr geſchickte Bergleute ſein. Denn da muß Spiegel nach Spiegel gleich einer Wand von links nach rechts in ſchmalen Bändern abgeſtemmt und losgeſprengt oder fortgebrochen werden, damit die fünf bis zehn Centner ſchweren Salzblöcke zur Tonnengeſtalt geformt als Ballwanen fortgerollt und verſandt werden können, oder es muß die Form des Vierecks möglichſt regelrecht geſtaltet werden, damit die mehr als Centner ſchweren Salzſchollen als ſogenannte Formalſtücke in den Handel gehen können, da die unregelmäßigen Naturalſtücke und die Minutien oder der kleine Abfall ſich ſchlechter verkaufen oder den Aufwand der Tonnen behufs der Verpackung erfordern. Jene Formal- und Naturalſtücke, werden entweder auf Schleifen durch vorgeſpannte Pferde zu den Schachten gebracht oder auf kleine Wagen geladen, welche durch kleine vertikal ſtehende Haspel oder Kehrräder vermöge der Pferdekraft in den Kehrradskammern in Bewegung geſetzt werden. Das zu fünf Centner ſchweren ganzen oder zu halben Tonnen verpackte Minutienſalz aber wird gleich den Ballwanen durch Löhner oder Lohnarbeiter auf den ſtets ſehr rein gehaltenen Strecken herangerollt, und eben dieſelben Arbeiter pflegen auch alle ſonſt vorkommende Schiebkarrenarbeit zu verrichten. Bis zu neunhundertauſend Centner Salzes werden auf ſolche Art jährlich ausgebeutet, je nachdem der Bedarf

es verlangt; denn neben Wieliczka fördert noch, wenn auch in bedeutend geringerem Maaße, das Salzbergwerk zu Bochnia die Steinsalzflötze, und außerdem bestehen in Galizien und der Bukowina noch sechsundzwanzig sogenannte Salzcocturen, welche eine gleiche Masse Sudsalz durch Abkochen der Soole gewinnen. So anziehend nun aber auch das Leben dieser unterirdischen Stadt in der Beschreibung erscheinen mag, so kommt man doch gewöhnlich in seinen großen Erwartungen enttäuscht daraus zurück und zieht es vor auf der Oberwelt zu wandern. Daher will ich den Leser nicht weiter zum Besuch der Gruben zu verlocken suchen durch Darstellung der vielgepriesenen gothischen Hallen oder des berühmten Tanzsaals, der bei großen Festlichkeiten seine sechs oder acht salzcrystallene Kronleuchter aufleuchten läßt, wo es dann allerdings im Gedränge des Lebens da unten gar herrlich sein mag, so wie zu der Zeit, wo General Suwarow hier unten drei Tage lang sein Quartier aufschlug im Jahre 1809; wenn man aber nur bei Fackelschein diese in Wahrheit höchst künstlich ausgehauenen Hallen und Kapellen besucht, wo alle Statuen, Bildwerke u. dgl. immer wieder von Salz geformt sind, so genügt weder das schnelle Aufflackern von Werg noch auch das Aufblitzen bengalischer Flammen, um so den Anblick dieser Räume in sich aufzusaugen, daß er mehr als ein vorübergehender sein könnte. Doch darf ich nicht verschweigen, daß man bei der vollen Erleuchtung des Tanzsaales sich in der That in einen mächtigen unterirdischen Feenpalast versetzt glaubt, indem die Wände durch die helle Spiegelung der kleinen Salzcrystalle wie von grauem schön geschliffenen Marmor ausgelegt erscheinen. Und gleicherweise macht die dem heiligen Anton geweihte Capelle, trotz ihres niedrigen nur etwa fünfundzwanzig Fuß hohen Gewölbes, durch den geschmackvollen Bau der runden Säulen, durch Altar und Marienbild und all die Heiligen, welche das Christuskind beim Schein der ewigen Lampe in Lebensgröße verehren, und was dergleichen mehr ist, einen höchst angenehmen bleibenden Eindruck im Gemüthe. Und somit scheiden wir denn von diesen viel besuchten und berühmten Gruben, um auf der Oberwelt am Lichte der Sonne unsere Reise fortzusetzen, die wir jetzt um so dankbarer zu grüßen und zu lieben wissen.

Drittes Kapitel.

Ich war unschlüssig, sollte ich mich verführen lassen auf der über Bochnia nach Lemberg und zur Bukowina hin abführenden Kaiserstraße einen Ausflug nach dem fernen Osten zu versuchen; ich hörte von Reisenden aus jenen Landen her die Herrlichkeit der Berge, Waldungen und Thalgründe insonderheit der Bukowina rühmen. Indeß ich mußte fürchten mich getäuscht zu sehen, wenn sich derselbe Anblick schöner Buchenwälder, weit herumliegender Berge, wüster Bergstrecken oder auch lieblich eingeschnittener Thäler nur immer in derselben Art und Weise wiederholen würde, wie der Charakter dieser Vorberge der Karpathen es erwarten ließ. Dazu konnte auch die Bevölkerung jener Gegenden, welche mehr oder weniger trotz aller Namensverschiedenheit doch wieder zu einem Gepräge zusammengeschmolzen ist, indem das östreichische Leben der Städte seit mehr denn funfzig Jahren schon auch auf das Landvolk seinen Einfluß übt, mich gerade nicht anlocken; denn selbst an den Quellen des Pruth und Sereth begegnen sich doch nur die Mischlinge der Russen, Ungarn, Türken, Griechen und Romanen mit Juden und Armeniern, zu denen der Zigeuner und der Deutsche zeitweilig sich verliert. Verständigung mit jenen wirklich noch vielleicht scharf ausgeprägten Stämmen durfte ich aus Mangel an Kenntniß slavisch-romanischer Sprachen nicht hoffen; die rothe Jacke und das blaue weite Beinkleid des Huzulen, sein Hakenstock von blankem Messingblech, der Filzhut mit der Pfauenfeder und den blanken Knöpfen dran und was dergleichen mehr — das Alles konnte mich so wenig locken als die Berichte von den Secten aus dem Morgenlande, die hier noch Fasten, Beten und Entsagen eigenthümlich fortsetzen sollen, wie einst Origenes, Nestorius und Eytyches. Ich blätterte die wenigen Büchlein durch, die mir von jenen Gegenden genaueren Bericht erstatten konnten*), fand aber

*) Aus dem Tschernowitzer Wochenblatt wurde kürzlich Folgendes mitgetheilt: „Der Landmann (Walacha) in der Bukowina trägt keine Stiefeln; sein Gewand dient ihm zugleich als Bettdecke und Kopfkissen; an seinem Wagen, an seiner Egge befindet sich kein Loth Eisen. Eine Holzart findet man

Nichts, was mich zur Wegfahrt dorthin hätte treiben können und zog es vor vielmehr nach Süden hin zum Hochgebirge der Centralkarpathen aufzusteigen, wohin ich jetzt den Leser freundlich mit mir fortzuwandeln bitte.

Gleich hinter Wieliczka führt von der Lemberger Straße der Weg nach Myslenice ab, zunächst eine hohe Terrainwelle hinan, und dann noch andere sieben Bergrücken der Reihe nach der Art überschreitend, daß er an ihren Streichungslinien langsam aufsteigt, in scharfer Wendung quer hinüberführt und gleicher Weise zu den Thälern wieder abwärts geht. Gegen Myslenice zu, werden die Wellen höher, die Thäler tiefer und die Gehänge immer steiler; die Berge fangen an sich gruppenartig abzusondern. Noch aber sind die Rücken und Gelände überall beackert, Gehöfte, zerstreute Ortschaften und größere Dörfer liegen auf oder an denselben und kleine Wiesen von Gestrüpp umgeben an den Bächen, die in gleicher Richtung nach Südosten fließen. Erst etwa eine Stunde vor Myslenice gelangt man in ein Seitenthal der Raba, welches unten einige Geräumigkeit hat, und trifft an dessen Ausmündung die kleine offene Stadt mit etwa dreihundert fast ganz massiv erbaueten Häusern, rings von hohen Bergen umschlossen am linken Ufer der Raba. Hier mündet zugleich von Westen her die Kaiserstraße ein, welche von Teschen her Galizien bei Bielitz an der Biala erreicht, und hinter dem Städtchen Biala stark ansteigend über ein hohes tief und steil eingeschnittenes Gelände zum Thal der Sola führt, dort eine ganz abgesondert dastehende hohe durchweg bewaldete Bergmasse zur Rechten läßt und über die kleinen Fabrikorte Kenty, Endrychau, Wadowice und Jsdebnik weiter durchs Gebirge ge-

---

erst im fünften, einen Bohrer im dreißigsten, ein Stemmeisen im funfzigsten, eine Säge im hundertsten, eine schwarzwälder Uhr im tausendsten Bauernhause. Kaum der funfzehnte wohlhabende Bauer besitzt einen elenden sechsspännigen Pflug, zu dessen Handhabung sich in der Regel vier Grundwirthe zusammenstellen müssen. Eine ganze Bauernfamilie von zehn bis zwölf Köpfen ist auf jenes Messer beschränkt, welches der Hausvater in seinem Gürtel verwahrt. Das in eine Schüssel gegossene Wasser dient als Spiegel, ein Stück Sensenklinge als Rasirmesser, Ochsenblase statt Fensterscheibe, Daumen und Zeigefinger als Schnupftuch, Fleischgabel und Lichtscheere." A. d. H.

bauet iſt. Nordwärts weiter auf Krakau geführt, zieht ſie von Isdebnik aus als gute Chauſſee zwei Meilen weit oſtſüdöſtlich auf Myslenice, um dann durch das Thal der Raba, welches die Bergmaſſen quer durchbricht, mit der Krakau-Lemberger Straße bei Bochnia wieder zuſammen zu treffen. Ihr zur Rechten zwiſchen Wadowice und Isdebnik liegt der Kalvariberg, den man nebſt dem Ruinenberge Landskrona auf den Höhen vor Myslenice überall erblickt. Wo ſie die Thäler überſchreitet, ſieht man bis hoch ins Gebirg hinauf reichlichen Anbau, zerſtreute Häuſerlinien, Sennhütten, Salaſchen genannt, oder auch größere Dörfer, deren Zahl zur Weichſel hin immer mehr zunimmt. Aber auch ſelbſt die oberen Thäler der Raba und Skawa, die im oberen Laufe zum Theil weit flacher eingeſchnitten ſind als weiter unterwärts, ſind noch aufs reichſte angebaut. Da, wo Ackerbau nicht mehr ausreichend betrieben werden kann, tritt Viehzucht ein, dazu dann Holz- oder Lederarbeit als Nebenbeſchäftigung, ein kleiner Handel, Weberei und Strickerei, oder man wandert mit der Senſe aus zur Erntezeit; kurz überall auf dem Gebirge der Beskiden iſt der Menſch noch angeſeſſen mitten in den Wäldern hüben und drüben, vom Fuße des Babia-Guragebirges bis zur Fläche des Arvaer Thales nach Ungarn hinein. Diesſeits wohnen mehr die Deutſch-Polen, dem Oberſchleſiſchen Volksſtamme ähnlich gemiſcht, jenſeits aber der ſlaviſche Stamm der Goralen. Dieſe ſind ſchön und ſtark von Körper, gewandt und feurigen Auges, an Mäßigkeit und an Gefahr gewöhnt, und wurden daher früher als tüchtige Krieger zur Vertheidigung der Jablunkaer Schanzen verwandt. Ein kurzer bärener Mantel von brauner Farbe hängt über die Schulter, eine Art Streitart mit langem Stiele dient zugleich als Stab, Pfeife, Meſſer, Feuerſtahl u. dgl. trägt der breite Gürtel, der die eng anſchließenden weißen Beinkleider über dem Hemde zuſammenhält, Sandalen von Leder ſchützen die Füße, das Haupt wird von dem breiten Filz beſchirmt. Ihre Jungfrauen tragen das Haar in Zöpfen mit Bändern durchflochten, kurze dunkle Röcke, rothe oder grüne betreßte Mieder und oftmals rothe oder gelbe Stiefel ſtatt der Sandalen; beim Kirchgange aber ſieht man ſie in großen weißen Tüchern wie im Nonnenſchleier, nur

daß die faltigen langen rothen Strümpfe das Weltkind darunter noch verrathen möchten. Wenige von ihnen, namentlich in der Gegend von Teschen, zählen zu den Protestanten; allein auch unter den katholischen Goralen ist die Bildung größer, als man erwarten sollte. Dagegen sind jene trägen ungeschlachten dem Branntwein ergebenen Deutsch-Polen meist mehr Heiden als katholische Christen zu nennen, reine Werkzeuge des Aberglaubens und sonst dem Bauche meist ergeben, indem es ihnen gleich ist, womit sie diesen füllen mögen. Und freilich ist es nichts Seltenes, daß diese Gebirgsbewohner in Monaten kein Brod zu sehen bekommen, da sie von trocknen Früchten, Fleisch und Pilzen und was sonst Jagd und Viehzucht bieten, sich ernähren müssen. Bequemlichkeit der Wohnungen findet man weder bei ihnen, noch bei den Goralen. Die unvermischten Deutschen allein, denen die größeren Bauerngehöfte der Dörfer gehören, und welche in den Städten fast ausschließlich die Bevölkerung bilden, machen darin eine Ausnahme, doch so, daß größere Wohlhabenheit sie nicht in gleichem Maaße sittlich auch veredelt hat.

Myslenice selbst nun ist allerseits so von hohen bewaldeten Bergen umschlossen, daß nur der sanftere nördliche Abfall zur Stadt noch beackert werden kann; aber von hieraus windet sich am linken Rande der Raba die Straße in fortwährender Wellenlinie immer mehr aufwärts zunächst zum Dorfe Lubien und weiter hin zur hochgelegenen Kirche eines anderen Ortes, von der man eine ferne Aussicht über viele kleine Thäler und nackte Bergabfälle hat, bis man etwa zwei kleine Stunden hinter Lubien den Rücken einer hohen Erdwelle erreicht, auf welcher der Lubienberg steht, an seinen Hängen theils bewaldet, theils nur mit Gestrüpp bewachsen. Von ihm aus bietet sich eine überraschende Aussicht über die Centralkarpathen, die Babia Góra, und das Vorgebirgs-Terrain in welchem Jordanow wie in einer Mulde gelegen ganz deutlich vor dem Auge liegt. Die gerade Kaiserstraße von dorther vereint sich hier auf der breiten unteren Terrasse des Lubienberges mit unserem Wege, der nun als gute Chaussee die letzten drei Meilen nach Neumark weiter zieht. Eine funfzig bis sechzig Schritt lange Brücke führt über das tief eingeschnittene Bette der Raba, man steigt zu einer kleinen Ka-

pelle auf, die etwa eine Meile von der Kirche des Lubienberges entfernt ist und fährt auf schmalem Sattelrücken zum Hauptrücken der Babia Góra über. Zu beiden Seiten dieses Querjoches sind gleich tief eingeschnittene Thäler, deren Gelände beackert sind; ostwärts lang gestreckt ein Dorf an der schmalen Thalhöhle, vom Quellbach eines Flüßchens gewässert, das auf der Rechten von der Raba aufgenommen wird; nach Westen zu entströmen Quellbäche der Raba selbst, an denen ebenfalls weiter abwärts Häuser und später Dörfer sich befinden; nirgend aber tritt Felsbildung zu Tage an diesen nur zwischen fünf bis zehn Grad geneigten Thalwänden. Jenseits des Sattelrückens wendet sich die Straße im rechten Winkel wieder ostwärts um später den sehr flach gewölbten theilweis beackerten oder mit Gestrüpp bewachsenen kahlen Hauptrücken der Babia Gura zu verlassen und in ein Seitenthal des Dunajec zum Dorfe Klimzowa hinab zu steigen, welches nur noch drei Viertel Meilen von Neumark entfernt und von diesem noch wieder durch eine ziemlich hohe Terrainwelle geschieden ist. Hinter dieser, auf sanft zum Dunajec abfallenden beackerten Gelände, am rechten Ufer des Dunajec liegt endlich der von vielen Juden und etwa drei Tausend Seelen bewohnte Marktflecken Neumark mit seinem großen Marktplatze, einem alten Rathhause und meist schlechten hölzernen Häusern. Der Ort selbst macht nur einen unangenehmen Eindruck; desto majestätischer aber ist von hier aus, von der Höhe der letzten Terrainwelle vor demselben, der Anblick der Centralkarpathen. Fast das ganze Gebirgssystem von der Vereinigung des Dunajec und Poprad bis zum Zusammenfluß der Arwa und Waag in einer Ausdehnung von 19 Meilen und darüber liegt vor dem Auge aufgerollt: in der Mitte der hohe Alpenstock, das eigentliche Tatragebirge und seine westliche Fortsetzung die Liptauer Alpen, an den Seiten, nach Nordosten zu die Zipser Magura, Voralp oder Untergebirge genannt, nach Westen zu die Liptauer Magura, schlechtweg Gebirge oder Kalkgebirge genannt von den Bewohnern. Gleich einer mächtigen Mauer, deren Zinnen sich über die Wolken erheben, strebt es 6000 Fuß über die Thalebene des Dunajec empor, nirgend ist Abrundung, Alles ist scharf gezackt, eckig, gerändert, kahl und öde; hell leuchtet der Schnee

aus mehreren tief im Dunkel liegenden Einschnitten weit herüber; gleich einem schmalen dunkelblauen Gürtel sieht man daran die Region des Waldes aus der Ferne. Das Ganze erscheint wie in drei Theile zerborsten; tief bis fast zum Hauptrücken des Gebirges hinauf blickt man ins Thal der Bialka hinein, die hier die Tatrafelsen von den abfallenden Liptauer Alpen scheidet, dann weiter westwärts steht der scharfe Chocs, der einem Pfeiler gleich wie aus bewachsenen Trümmern einer Mauer über die waldigen Berge der westlichen Voralp hervorragt. Im Osten die Zipser Voralp, obschon 3300 Fuß hoch, erscheint nur als bewaldete Hügelreihe gegen die Höhen des Tatragebirges; dagegen bleiben westwärts die Gebirge scheinbar gleicher Höhe, da sie dorthin von diesem Standpunkt aus gesehn nur durch die Perspective nicht in Wahrheit abzunehmen scheinen. Freundlicher noch wird das Ganze durch die vielen Ortschaften, Häusergruppen und Gehöfte, welche die Ebene zwischen hier und dem Gebirge ganz überdecken, zumal da das allmählige Ansteigen der Ebene selbst nicht wahrgenommen wird, und nun die hohe Mauer aus dem flach wellenförmigen Gelände auf einmal riesig aufzuwachsen scheint. Jedenfalls ist dieser Anblick des Gebirges der belehrendste, obwohl die Ansichten von der Südseite zum Theil als schöner noch geschildert werden, und will ich nur zum besseren Verständniß noch bemerken, daß die Längenausdehnung des östlichen Vorgebirges etwa sieben, die der Liptauer Voralp dagegen kaum fünf Meilen beträgt, so daß für die eigentliche Alpenmasse zwischen sieben und acht Meilen übrig bleiben, von denen das Tatragebirge mehr als drei, die Liptauer Alpen vier volle Meilen in Anspruch nehmen. In Betreff der Höhe aber fällt das Gebirge von Osten nach Westen der Art ab, daß die zu 7000 Fuß erhobene Hauptmasse in einer Breitenausdehnung von vier bis fünf Stunden im Hauptkamme etwa 8000 Fuß Höhe gewinnt, die in den Liptauer Alpen auf 6600 bis 5000 Fuß abfällt, in der Bergkette zwischen ihnen und dem Chocs noch 3600 Fuß erreicht und westwärts tiefer noch sich absenkt, wobei zugleich die Breite des Gebirges in den Liptauer Alpen auf vier und weiterhin bis auf zwei Stunden sich verringert.

Trotz der scheinbaren Unzugänglichkeit des Gebirges wird

daſſelbe doch von Straßen allerſeits umgeben und theilweis ſo durchzogen, daß Reiter und Fußgänger den hohen Alpenſtock ſelbſt ohne Gefahr überſchreiten können. Gerade ſüdwärts von Neumark führt im Thal des weißen Dunajec mitten durch die hoch hinauf noch bewohnte Neumarker Ebene eine wohlgebauete Straße viertehalb Meilen weit zum großen zerſtreut liegenden Dorfe Zakopana an den Fuß der hoch hinauf bewaldeten Liptauer Alpen, und weſtwärts weiter im Wieſenthale fort zum Eiſenwerke von Koscielisko; eine öſtliche Abzweigung derſelben aber geht zur Bialka, ſo genannt von der weißen Kalkwand ihres Thales, die man von Neumark aus herüberleuchten ſieht, und weiter hin zum Kupferwerk von Javorino, welches durch einen Reiterweg über das Tatragebirge mit dem ſüdlich gelegenen Käsmark verbunden iſt. Die Ortſchaften der Neumarker Ebene haben nichts Freundliches, da die Häuſer der meiſt zerſtreut liegenden Gehöfte meiſt nur mit Steinen beſchwerte Blockhäuſer ohne Schornſteine ſind. Trotzdem aber iſt gerade dieſe Ebene eine der bevölkertſten Gegenden Oſtgaliziens, da ſie nach Neumark zu noch ziemlich ergiebig Roggen, Gerſte und Hafer erzeugt und näher nach dem Gebirge heran doch Hafer und Kartoffeln noch gerathen mögen. Man rechnet im Durchſchnitt über 2300 Seelen auf die Quadratmeile, und mit Abrechnung der unbewohnbaren Waldungen und Hochgebirge würden es etwa 3700 ſein. Die Bevölkerung, Deutſche, Juden und Zigeuner abgerechnet, die überall mit eingedrungen ſind, beſteht hierſelbſt aus einem faſt entarteten, klein und ſchwächlich gebauten Polengeſchlechte, mit eingebogener Bruſt, von erdfarbigem Ausſehen. Trunkliebend, kriechend oder grob und ungefällig, je nachdem ſie Geld verdienen, faſt frecher als die Juden noch, die unter ihnen ihren Handel aufgeſchlagen haben, leben ſie meiſtens von Ackerbau und bleiben deshalb immer mehr oder weniger nur auf den Vorhalden des Gebirges, indem ſie weiter weſtwärts an der Babia Gura mit den Goralen gemiſcht erſcheinen. Haferbrot und die in Oberſchleſien bekannte ſaure Brotſuppe, Schur genannt, bilden die Hauptnahrung, Klarinette und Geige, oder eine Zymbal (Hackbrett) das Hauptvergnügen derſelben; die ewige Pelzkleidung aber wird wegen der am Gebirge ſo häufig wechſelnden Witterung zu einer Art

Nothwendigkeit. Ihre westlichen Nachbarn, die hoch und schlank gebaueten Goralen, welche im vierzehnten Jahrhundert diese früher von Räubern bewohnten Gegenden sicher und urbar gemacht haben sollen, sind diesen Polen nun in ihren Sitten fast schon gleich geworden und stehen in dem Rufe selbst räuberisch und gaunerisch zu sein. Die Tracht erinnert noch an ihre weiter westlich wohnenden Stammesgenossen, und auch hier leben sie am liebsten auf den hohen Halden oder doch nur am Fuße der Berge, wohin sie Pferde und Rindvieh treiben können; ihre Sprache aber ist die verdorbene polnische und ihre Dienste sind den Juden ganz geweiht, in deren Solde sie als Schleichhändler Ungarweine und Taback selbst bis nach Oberschlesien hinüberschmuggeln. Thätig, fröhlich und gewissenhaft, sind sie gar gute Führer in den Bergen, da sie dem treu zu dienen pflegen, der sie einmal in seinen Dienst genommen hat, und wer mit ihnen fährt, der darf sich deß versehen, daß es im vollen Trabe immer vorwärts geht.

Zu Koscielisko besuchte ich eins der benachbarten Eislöcher, welche wie im Riesengebirge das ganze Jahr hindurch tief aufgehäuften Schnee bewahren, ein tiefes süd- und ostwärts durch unersteigliche fast senkrechte Kalkfelsen geschlossenes Kesselthal, welches im Westen durch einen spärlich mit Gräsern und Flechten bewachsenen Granitberg und nordwärts von einem niederen Querwalle zertrümmerter Kalkgebirge umgeben wird. Ein schwarzer erdiger Ueberzug und große grünblaue Borsten oder Spalten darin, darunter das unheimliche Rauschen der Wasser, deren Abfluß nirgend zu sehen ist, darüber die hohen Bergmassen, welche der Sonne jeden Zugang abgeschnitten haben, dazu am niederen Querwalle einige senkrechte Felsabstürze, an denen im Frühjahr oder bei anhaltendem Regen das Wasser gießbachartig überströmt — das war der Anblick dieser schauerlichen Eisgrube, deren es mehrere giebt in den hinteren Thälern. Nicht ewiger Schnee bedeckt das Gebirge, denn selbst die über 8100 Fuß hohe Lommnitzer Spitze ist wenigstens auf Tage jährlich frei von Eis und Schnee, wenn nicht auf Wochen oder Monde gar; allein die hinteren Eisthäler der Liptauer Alpen blicken jederzeit bis über Neumark und zur weit westlich gelegenen Babia Gura hellleuchtend hinüber. Dort nämlich, vom Galizischen Blocks-

berge aus, deſſen halbkugelförmige mächtige Bergmaſſe am linken Ufer der weißen Waag kaum für denſelben hohen Berg erkannt werden möchte, als der er weit nach Schleſien hinüberblickt, dort ſieht man jenſeits der Liptauer Voralpen, aus deren Waldesdunkel ſeltner nur ein ſcharfer heller Fels des Kalkgebirges zu Tage bricht, den hellen Glanz der Eisthäler nur um ſo herrlicher, als eben auch die Spitzen der Tatramaſſen in ſolcher Ferne ſchlanker und ſchärfer, wie coloſſale neben einander aufgereihete Kegel erſcheinen. Noch Mitte September konnte ich ſolcher Anſicht mich erfreuen; doch ſoll in andren Jahren oft ſchon weit früher das Gebirge ſich mit neuem Schnee bedecken, und man empfiehlt den Reiſenden die Zeit des Spätſommers vorzüglich deshalb nur, weil ſich vor dieſer Zeit im Innern des Gebirges faſt jeden Tag die furchtbarſten Gewitter entladen. Zu ſolcher Wetterbildung wie zu den oft ſo gewaltig und plötzlich herabbrauſenden Stürmen mögen nun allerdings jene Eisthäler und Eislöcher auch das Ihre beitragen, doch dürfte größerer Einfluß noch den vielen See'n zugeſchrieben werden, welche im ganzen Alpenſtock unter den Namen Meeraugen überall herum gefunden werden. Den Namen tragen ſie davon, daß das Volk ſie wegen ihrer großen Tiefe mit dem Meere in unmittelbarer Verbindung glaubt; ihr Spiegel aber liegt meiſt fünf- bis ſechstauſend Fuß über dem Meere und iſt bei manchen noch bis zum Juli oder Auguſt der Art mit grünem Eiſe bedeckt, daß deſſen Ränder abgeſchmolzen ſind. Sie vertreten in dieſem für Gletſcherbildung zu wenig ausgebreiteten Gebirgsſtocke inſofern die Gletſcher, als ſie einmal auch bis zu deren Tiefe hinabreichen und zum andern wie dieſe unerſchöpfliche Waſſervorräthe bilden, aus denen die abfließenden Bäche geſpeiſt werden. So fließt gleich die Bialka oder das weiße Waſſer vom großen Polniſchen oder Galiziſchen Fiſchſee ab, welcher auch das große Meeraug genannt wird. Dieſen beſuchte ich und fand ihn etwa eine Meile vom Austritt der Bialka aus dem Hochgebirge gerade auf der Grenze der Krummholz- und Wald-Region gelegen. Er wird auf der Südſeite von kahlen zwei- bis dreitauſend Fuß hohen faſt ſenkrecht abſtürzenden perlgrauen Granitmaſſen umgeben, unter deren wunderbar ſchönen Formen und Geſtalten die menſchenähnliche

Figur des sogenannten Mönchs durch ihre scharfe seewärts ausgekrümmte Spitze und ihren jähen Absturz zu der Wasserfläche uns wahrhaft in Erstaunen setzt. Weniger steil sind die ins Grüne spielenden Massen der Westseite, so wie die weißlich grünen Kalkfelsen der Ostseite, doch sind auch ihre spitzen Gipfel überall durch tiefe Schluchten geschieden, oder durch grätige Kämme einander verbunden; Alles ist kahl, nur hin und wider mit Flechten und Moosen, oder in den Spalten und Klüften von einigen Gebirgspflanzen bewachsen, so daß die Felsen weißgrau oder weißlichgrün im Sonnenscheine glänzen, zumal im Westen, wo die Quarzcrystalle der Granitwand diesen Glanz erhöhen. Fast bis zu einem Viertel ihrer Höhe umziehen Trümmerhalden aus verwittertem Gestein, auf dem sich hin und wieder Krummholz angesiedelt hat, den Fuß der Felsenwände ringsherum, und nur im Norden liegt ein schmaler Wall zertrümmerten Gebirges quer durchs Thal, der sechszig oder achtzig Fuß hoch übers Wasser sich erhebt. Durch seine Mitte hat der See den Abfluß sich gebahnt, und wenn man dort, an dem vom Bischofe von Tarnow im Jahre 1823 errichteten Kreuze lehnend hinausschaut auf die spiegelglatte Fläche des unten theilweis noch von Fichten schön umsäumten See's, — da unten rauscht der Bach, dort oben ziehen leicht die Wolken hin, kein Lüftchen regt das helle grüne Wasser, auf seinem klaren Grunde spielt am Ufer die Forelle, inmitten scheint der Spiegel dunkel wie ein tiefes Grab, und all die wunderbaren Felsenriesen stehen schweigend ringsherum — fürwahr dann kann man versucht werden, mit der Inschrift des Kreuzes auszurufen: „Hic non plus ultra, non supra nisi in Cruce D. N. J. Christi" „Nichts Aehnliches, nichts Höheres als dies, es sei denn das, was uns in Christi Kreuz gegeben ist." Die Ausdehnung des scheinbar runden, in Wahrheit aber oval geformten See's beträgt bei vier- bis fünfhundert Schritt Breite, etwa die vierfache Länge, und überfährt man ihn auf dem dazu bestimmten Nachen, so kann man an dem schönen Echo seiner Felsenwände sich ergötzen, und gleich südostwärts noch ein zweites Meeraugenwunder in dem sogenannten schwarzen See erschauen, dessen Felsenkegel bis zu 2000 Fuß über dem Wasser erhoben und in den Spalten herab durch ewigen Schnee verbunden sind. Ein

andrer See liegt an der südwestlichen Ecke, gleich hinter dem Mönch, und soll von dort aus dessen Gipfel zu ersteigen sein; noch andere fünf See'n aber werden nahe am Hauptkamme des Gebirges gefunden, alle mehr oder weniger einander ähnlich, doch wegen ihrer höheren Lage nicht so majestätisch von Felsen überragt, als der beschriebene große Fischsee.

Ich stieg nun aus der schmalen Region des Krummholzes durch Fichtenwaldungen zum Eisenwerke von Javorino nieder, welches unweit des Austrittes der Bialka im Javorinka-Thal gelegen ist. Fichten bis zu hundert Fuß Höhe umsäumen die Ränder dieses Thales, dessen unterer Theil auch wohl die Url-Gärten genannt wird, nach den Urlen oder Ahornwaldungen, welche einst dasselbe beschattet haben sollen. Javorino selbst wird nur von Hütten- und Eisenarbeitern, Beamten und Jägern bewohnt; seine Erze liefern einen Stahl, der selbst den steyerischen noch übertreffen soll, daher Zigeuner und Ruthenen behufs des Eisenhandels hierher ihre Schritte lenken. Mir ward durch die Freundlichkeit des Hüttenverwalters ein Einblick in die eigenthümlich gebildete Kalkhöhle des sogenannten Wasserlochs im nördlich gelegenen unteren Thale des schwarzen See's, welche das Eigenthümliche hat, daß in ihr keine Tropfsteinbildung angetroffen wird. Ein kleines Wasser, welches dieselbe durchströmt, bildet in derselben zwei Wasserfälle, von denen der tiefer einwärts gelegene in ziemlich bedeutender Höhe herabstürzt; schmalere Seitengänge lassen einen Einblick thun in die labyrinthischen Zerklüftungen des Kalkgebirges, in die man sich nicht weiter hineinwagt, und theilweis ist die Decke desselben in so schmale Kalkblätter zerlegt, daß diese nur gegenseitig sich zu stützen scheinen und jeden Augenblick herabzustürzen drohen. Durch diesen Anblick erschreckt, hatten unsere Begleiter bald den Rückweg erwählt, den auch wir nach zweistündigem Kriechen in der Höhle deshalb antreten mußten, weil unsere Kerzen und auch meine Kräfte nicht mehr ausreichend schienen. Der weitere Aufgang ins Thal und durch dasselbe zur Eisthaler Spitze ward mir vom Wetter verwehrt, welches seine Schneewolken über das Gebirge auszuschütten drohete, was denn auch wirklich zum Theil geschah. Daher eilte ich jetzt aufs schnellste auf der durch die Zipser

Magura ums Hochgebirge herumführenden Straße nach Käsmark, um wenigstens von hieraus noch den Anblick der hohen Felsenspitzen zu genießen, den die zu nahen Punkte der Magura nicht gewähren können. Die Zipser Voralpen, so weit ich sie nun kennen lernte, scheinen die milden Formen eines niederen norddeutschen Gebirges zu haben, doch mit geringerem Waldreichthum; von vielen kleinen tiefen Thälern durchzogen, werden sie fast bis zu ihrer höchsten Höhe hinauf beackert und unterscheiden sich dadurch namentlich von den weit unwirthlicheren, weniger bewohnten Liptauer Voralpen, welche den waldreichen Bergen des mittleren Deutschlands mehr vergleichbar sind. Der Zsiarer Paß, den man im Osten des Gebirges überschreitet, wird auf 3286 Fuß Höhe angegeben; die Straße selbst ist aber nur mit leichtem Fuhrwerk zu befahren, und nur im Winter werden Eisenerze und Eisenwaaren darauf fortgeschafft. Ein Zweig der einst mit den Magyaren unter Alom eingebrochenen Ruthenen, eines slavischen Volksstammes, der von den Russen und Cumanen stammt, ist hier in vierzehn Ortschaften des Zipser Comitates angesiedelt; er trägt von dem stets in der Redeweise eingeschalteten Wörtchen csopak („was denn") den Namen Csopaki und soll nebst dem Stamme der Szotáki sich von den zugehörigen weiter ostwärts wohnenden Stämmen der Lissaki und Lemaki aufs vortheilhafteste unterscheiden. Die Gesammtzahl aller ruthenischen Stammgenossen in Ungarn wird auf 360,000 Seelen angeschlagen, und ihre ersten Ansiedelungen geschahen im Thal der Laborcza, durch welches sie eingedrungen waren, wo sie in der Marmarosch und in der Nähe des Gebirges blieben, die Ebenen des Bodrog und der Theiß den Magyaren überlassend. Die heutigen Zipser Ruthenen wohnen in keiner Ortschaft ganz allein, suchen aber ihre Sprache von jeder fremden Beimischung möglichst frei zu erhalten und gleichen in ihrer äußeren Erscheinung fast ganz den Slowaken, welche im Westen des Gebirges das Thal der Arwa bewohnen, doch haben sie blonderes Haar und scheinen weniger groß und schön zu sein. Wie diese sind sie mit dem Mantel und der engen Hose bekleidet, über welche jedoch auf Reisen oder bei der Feldarbeit weitere Beinkleider von doppelter Leinwand gezogen werden, und ebenso er-

ſcheinen ihre Frauen in der Tracht der Slowakinnen, in weiten Aermelhemden und dunklen oder rothen Röcken, am Sonntag noch mit langen ſchwarzen Jacken und hohen Hauben aufgeputzt, von denen bunte Bänder lang herunter hangen. Gutmüthig, fleißig und friedfertig bis zur Feigheit, leben ſie patriarchaliſch bis zu dreißig Perſonen oft unter einem Dache eng zuſammen, indem der Vater mit den geſchickteſten Gliedern das Ackerwerk beſtellt, und anderen den Viehhandel, das Frachtfuhrwerk, den Handel mit Eiſenwaaren, die Anfertigung von Ackergeräth oder das Drahtbinderhandwerk überträgt. Ihre Wohnungen ſind meiſt beſſer eingerichtet, als die der Slowaken, obwohl denſelben noch die Schornſteine fehlen; der Acker wird mit Ochſen beſtellt, die Pferde werden nur zum Frachtfuhrwerk gebraucht, und man erkennt in Oberſchleſien, wohin ſie Ungarweine fahren, noch daran den Ruthenen, daß ihm in dem Geſpanne nie ein Schimmel fehlen darf. Wohl kommen ſie von ſolchen Reiſen oft nach Jahren erſt zu Haus, indem ſie immer neue Fracht annehmen, denn ſelbſt in Poſen ſah ich ihre Wagen; nie aber verkauft der Ruthene Pferd und Wagen in der Fremde, um wie der Slowake mit dem Erworbenen ſchneller heimzukommen. Sie werden für abergläubiſch ausgeſchrieen und theilweis wohl mit Recht; doch will ich einer ſchönen Sitte hier erwähnen, wonach Verunglückte jeden Volkes von ihnen auf der Stelle gleich begraben werden, auf der ſie aufgefunden werden, und Jeder, der darnach an ſolchem Orte vorüberkommt, wirft zu dem Grabesſteine ein andres Steinlein oder eine Hand voll Erde mit dem Gebete, daß Gott ſein Gebein, wenn er ſo ſterben ſollte, doch nie den Raben und den wilden Thieren je zur Beute werden laſſen wolle.

Jenſeits der Zipſer Magura fährt man nun zu der Käsmarker Ebene hinab, welche vom Poprad durchſtrömt wird; gleich jenſeits des Fluſſes, den man auf einer alten ſteinernen Brücke überſchreitet, liegt dann die alte Kaiſermark, in alten Urkunden Casareo forum genannt. Schon 1269 mit bedeutenden Freiheiten ausgeſtattet und hundert Jahre ſpäter auf dem Landtage zu Preßburg zur Königlichen Freiſtadt erhoben, war ſie gar manchem Wechſelfalle des Schickſals preisgegeben, bis auf den heutigen Tag. Trotzdem ſteht ſie noch blühend da, in länglich

runder Gestalt erbaut, von bedeutenden Vorstädten umgeben und durch etwa 6000 meist protestantische Einwohner belebt, welche schon seit Jahrhunderten nach Debreczin und Pesth gefärbte Leinwandwaaren senden und Wein und Tuche aller Orten hin vertreiben. Es sind die wohlbekannten Deutschen, die Zipser Sachsen, denen wir hier begegnen; denn ob auch hie und da die wunderbare Kleidung uns fast irre machen könnte im Wirthshause zu Käsmark, wo alle Hüte und Mützen, enge und weite Beinkleider, Schnürröcke und Pelze, bunte Stiefel, blanke Knöpfe und gelbe Quasten an den breitschulterigen blauäugigen blonden Gästen zu erschauen sind, ihre Sprache verräth sie, mag es auch oft ein Gemisch sein von Schwäbisch und Sächsisch. Daß sie als Deutsche gerade hier so lange sich bewahren konnten, liegt einmal darin, daß der Magyar (Madjar) seiner Natur nach die Berge fliehet wie die Pest, weil er dort nicht bequemlich ackern, reiten, jagen oder fischen kann, wie in der weiten Ebene; zum andern aber namentlich in jenen großen Vorrechten, welche die zahlreichen Deutschen der Zipser Städte fester zu einem Volke verband. Doch werden neuerdings durch Wechselheirathen gar viele deutsche Männer magyarisirt, und deutsche Frauen gehen ins Slowakenthum vielfach hinüber, da der Slowak es wohl verstehen soll, der Mädchen Herzen zu gewinnen, und deutsche Männer zu der herrschenden Nation der Magyaren gern hinaufheirathen mögen.

Von Käsmark führt eine Handelsstraße durchs niedere südliche Gebirge über den Rehberg nach Leutschau, dem Versammlungsorte des Zipser Comitats, von wo drei andere Straßen nach Iglo, Kaschau und Eperies die Verbindung mit den ungarischen Weingegenden vermitteln. Ein Reisender, der eben jetzt des Weges über Kaschau kam, erzählte mir, daß der berühmte Wein von Tokay am Hegyalla-Gebirge in einer Ausdehnung von etwa vier Meilen nördlich von Tokay längs des Bodrog in verschiedenen Dörfern gewonnen werde. Dort nämlich sei der Boden des trachytischen Gesteines mit einer tiefen Schicht sandigen Erdreichs bedeckt, und dadurch werde allerdings die Güte der Trauben mit bedingt, der Wein selbst aber verdanke seinen Werth vor Allem der Behandlung selbst, indem einmal die Lese sehr spät und nie vor dem 26. October beginne,

ſo daß die Trauben ſchon am Stocke an zu welken fingen, dann aber die Ausſonderung der ſchönſten mit größter Sorgfalt geſchehe. Die eigentliche Eſſenz ſei nun das, was durch die Schwere der übereinandergelegten Trauben von ſelbſt ausfließe; Ausbruch werde durch ſanftes Drücken mit der Hand und einen Ueberguß von gutem Moſt gewonnen, bis dann die Preſſe und ein reichlicherer Moſtüberguß den ſogenannten Máslás liefere. Nicht in jedem Jahre gelingt es indeß, den Ausbruch zu gewinnen, welcher dabei die Hauptſache iſt, und da nun außerdem der ganze Jahresertrag nur etwa funfzehn Millionen Flaſchen beträgt, ſo erklärt ſich daraus, daß ſelbſt in Ungarn die Flaſche guten alten Ausbruchs nicht unter einem Ducaten zu haben iſt. Tokay ſelbſt, am Fuße jener weit nach Norden hin ausgedehnten niedrigen Bergkette, iſt nur ein kleines Städtchen, deſſen Bevölkerung ein ſeltſames Gemiſch von Juden, Armeniern, Griechen, Magyaren, Slowaken und andern Stammesgenoſſen bildet; aber auf den Gewäſſern der Theiß ſchwimmen zahlreiche große Fahrzeuge faſt von der Art der Donauſchiffe, welche außer den Weinen noch den Produktenreichthum verfahren, der in der fruchtbaren, von zahlreichen Bächen durchſchnittenen flachen Ebene zwiſchen Tokay und Miskoloz gewonnen wird. So weit der Reiſende über jene Gegend, die ich nicht beſuchen konnte. Leider aber mußte ich auch darauf ſelbſt verzichten, von dem nicht fernen Rebberge aus den Anblick der ſüdlichen Karpathen zu genießen, der dort, wie ein öſtreichiſcher Officier zugleich verſicherte, noch ſchöner ſein ſoll, als auf dem Königsberge, der Kralova Hola, den man gewöhnlich rühmt. So mußte ich mir denn genügen laſſen an dem Anblicke, den mir der nahe Schloßberg von Käsmark gewährte. Aber der ſchmale Theil des Hochgebirges, den man von hier nur überſehen kann, macht keinen gewaltigen Eindruck auf die Seele, da zu viel ähnliche Formen von Bergrieſen auf dieſen engen Raum zuſammengedrängt ſind, obwohl dieſelben 5500 bis 6900 Fuß hoch Käsmark überragen, deſſen Lage als etwa 1900 Fuß über dem Meere angenommen werden kann. Ueber die Zipſer Magura gleitet der Blick wie über eine niedrige Hügelreihe hinweg und haftet ganz nur an den mächtigen Tatramaſſen, von deren Fuß man hier wenigſtens drei

Stunden enfernt ist. Deutlich aber erkennt man, daß die von Neumark aus als Kegel erscheinenden Spitzen vielmehr rückenförmige Massen von sehr geringem Querdurchschnitte sind, und daß die Centralkarpathen durch diese und die Liptauer Ebene aus jeglicher Verbindung mit südlichen Gebirgen durchaus gelöst sind. — So schied ich denn, wenn auch nicht ganz befriedigt, dennoch mit Dank von diesem Punkte, um möglicher Weise noch den Krivan zu besteigen, der mich das Innere des Gebirges überblicken lassen sollte. Der Weg dahin führt westwärts am Fuße des steilen Dürrenberges hin, zunächst nach dem großen meist von Juden bewohnten Dorfe Hunsdorf, das man insofern als Vorstadt von Käsmark betrachten könnte, als dort die Juden wohnen, denen es nach alten Rechten nicht erlaubt war, in Käsmark selbst sich niederzulassen, wo sie doch ihren Handel zu betreiben suchten, wie sie denn von den deutschen Bergstädten Schemnitz und Kremnitz sogar sieben Meilen im Umfange weit sich nicht erblicken lassen durften. Von dort aus geht es weiter nach dem schönen Dorfe Groß-Lomnitz und durch hügeliges Gelände und mehrere kleine Gewässer über Matzdorf und den Ciglein-Berg nach Völks, bis die Straße jenseits der Poprad-Wiesen das erste Slowakische Dorf erreicht, welches man gleich an seiner Bauart erkennt, da die Slowaken immer paarweis zwei Gehöfte ganz nahe aneinander zu schieben pflegen, so daß die Giebel der Wohnhäuser dicht nebeneinander nach der Straße hinaussehen. Jenseits desselben passirt man noch mehrere Dörfer und gelangt endlich, nachdem man die ganz flache, aber sehr steinige Waag überschritten hat, zum Wirthshause von Belansko nahe vor dem slowakischen Marktflecken Hibbe oder Geib. Von diesem Wirthshause aus überblickt man den gegliederten Krivan gerade vor sich und erstaunt bei dem Gedanken, daß dieser gerade nur auf seiner steilsten Stelle soll erstiegen werden können. Und dennoch ist es so. Gerade anderthalb Meilen nördlich von hier, hufeisenförmig nach Süden hin ausgebogen, liegt der gewaltige Kegel vor dem Auge; ein Fußsteig führt zunächst über die hohen Halden hinweg, welche mit Gestrüpp und jungem Wald bestanden den Fuß des Hochgebirges, wie überall so auch an diesem Orte, umlagert haben. Im Wiesen-

thale der Belanska aufwärts wandelnd gelangt man endlich über die hohen bewaldeten Schutthalden des rechten Uferrandes zu mehreren Sennhütten oder Salaschen, welche von Juni bis September gewöhnlich bewohnt sind; sie liegen unmittelbar am eigentlichen Fuße des Krivan. Durch dichte Fichten- und Tannenwaldungen führt ein bequemer vielfach gewundener Reiterweg am Südabhange weiter aufwärts, wendet sich in der Region des Krummholzes nordwärts, folgt einem kleinen Rinnsale zur Belanska und gewinnt endlich nach Osten herumführend die Kopa-Ebene zwischen dem Krivangipfel und einem runden südlichen Vorberge, der nur etwa funfzig bis achtzig Fuß die Ebene überragt, aber nicht wie diese von Alpenpflanzen, sondern von Krummholz ganz umzogen ist. Je anderthalb Stunden von Belansko zu den Sennhütten und wieder von dort hierher gebrauchend, hat man noch gleiche Zeit zu wandern bis zum Gipfel. Blickt man von der etwa hundert Schritt langen und fast eben so breiten Kopa-Ebene dahin auf, so sieht man dort das breite Silberband der herabstürzenden Belanska wie an den grünen Matten hangen, ohne ihr Geplätscher in dieser Ferne hören zu können. Noch eine Viertelstunde weiter und man erreicht den höchsten Bergabsatz, den über sechstausend Fuß hochliegenden Prehibba-Rücken, auf welchem früher Gold und Antimonium gegraben ward. Ein Born vom klarsten, jedoch nicht kaltem Wasser findet sich an der Ostseite desselben, und eine Menge von Alpenkräutern und Moosen, besonders isländisch Moos, bekleiden das Erdreich und die wie zusammengetragen daliegenden einzelnen Steinhaufen. Jetzt erst hört der Reiterweg auf; überall liegen große Trümmer zu Tage und hie und da blickt der gewachsene Fels hervor; dazwischen liegen kleine Rasenplätze oder Kräutermatten und in den Spalten wachsen harte Gräser, Alpenkräuter, Flechten oder Moose, wenn nicht die tieferen mit Schnee und Eis erfüllet sind. Unter einem Winkel von fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Graden klettert man aufwärts, und wer den Schwindel nicht zu fürchten hat, kann besser noch unmittelbar neben dem mehrere tausend Fuß tiefen Absturz zur Nordwestseite aufsteigen, wo der fünf bis zehn Fuß breite grätige Rücken aus Gneustrümmern gewissermaßen eine Treppe bildet; doch darf man sich auf dieser Stelle

nicht auch abwärts wagen. Endlich nach fast zweistündiger letzter Anstrengung hat man die schmale von West nach Ost etwa zwanzig Schritt lange und kaum halb so breite Gipfelfläche des Berges erreicht, welche in ihrer Mitte noch durch eine Masse von Felsblöcken beschränkt ist, die einem trigonometrischen Signale zur Befestigung dienen sollen. Nur liegend kann man zu der Tiefe nordwärts niederschauen, wo sich fast senkrecht zu dem Thal der Bela der Krivangipfel niederstürzt auf nahe einundvierzighundert (4091) Fuß! Weniger steil, aber doch auch sehr bedeutend ist der Abfall nach Süden, wohinab zur Rechten und zur Linken zwei schmale Grate ziehen zum Prehibba und dem gegen Südosten gelegenen ganz ähnlichen Nad-Paulova (5575′). Zwischen diesen Bergen sammelt sich das Wasser der Belanska in einem mit Trümmern jeder Größe angefüllten Becken; von ihnen aus aber ziehen hohe Terrainwellen weit nach Südwesten hinab, um die Bela und Belanska an ihren linken Ufern zu begleiten, und man verfolgt die vielen Windungen der stürmischen Bela bis weit zur Waag hinab, wo dann die Waldgebirge der Kralova Hola (5000′) und ihre niedrigern Nachbarn die weitere Fernsicht beschränken. Gegen Nordosten hängt der Krivan durch eine schmale, scharfe aber bedeutend unter ihm gelegene Bergwand mit dem Kleinen Krivan zusammen und dorthinaus sieht man den kurzen vielfach gewundenen Kamm der von dem Ganzen sich so tief nach Süden hin hier abgezweiget hat. Ueber ganz nackte, kahle, glatte Felswände, die dort in der grausigen Tiefe den See bewahren, aus der die weiße Waag abfließt, schweift der Blick zu den kegelartig erscheinenden Kuppen des östlichen Tatragebirges und weiter ostwärts über einen Theil der Zipser Ebene hin. Mehr nach Norden hin schließt der Hauptrücken die Aussicht; ein schmaler Streifen von Galizien sieht nur aus weiter Ferne noch hinüber. So auch im Westen ist die Fernsicht meist versperrt; allein tief unten liegt ein See, dessen Wasser mit gewaltigem Getöse zur stürmischen Bela hinabfällt, und weiter herum zur Waag sieht man fünf Bergreihen gegen Süden auslaufen zur Liptauer Ebene, und diese selbst liegt wie auf einer Karte vor den Augen ausgebreitet da. So gewährt freilich der Krivan, wie überhaupt keine Spitze des Gebirges, keinen Ueberblick über

die ganze Gestaltung dieses mächtigen Gebirges, aber man darf doch aus der Form des Seitenkammes auf das Ganze schließen, und nimmt man die Flußthäler zur Hülfe, so ergiebt sich, daß sieben solcher Seitenkämme nach Süden und drei derselben nach Norden vom Hauptkamme oder den nach Osten zu mehrfach gekoppelten Hauptkämmen sich abzweigen. Im Verhältniß zur Lomnitzer Spitze ist der Krivan geringer, da er nur 7668 Fuß hoch ist und jene auf 8130 Fuß angegeben wird, allein die Aussicht dort soll dieser gar nicht zu vergleichen sein. Uebrigens wird jene als der wahre Wetterprophet angesehen und würde ich schwerlich dieser Aussicht vom Krivan aus haben genießen können, hätte sie mich nicht durch ihr erstes Wölkchen an der Spitze zur größten Eile hierher angetrieben, da es nach wenig Tagen Regen gab. Merkwürdig soll es sein, wenn Süd- und Nordwind am Gebirge kämpfen, wo dann die Wolken an den hohen Kämmen gleichsam auf und nieder irren; furchtbar aber sollen nicht nur die Wetter sondern mehr noch die Stürme sein, die sich in diesen Bergen bilden. Denn wenn man jene tief und weit geöffneten Klüfte unmittelbar am Gebirge betrachtet, in denen ewiger Zugwind herrscht, den eigentlichen Tummelplatz der Wirbelwinde, dazu die Einwirkung der heißen Sonnenstrahlen in dem Gebirge selbst oder in den vier dasselbe umlagernden Ebenen, im Norden die Ebenen der Arva und des Dunajec, im Süden die des Poprad und der Waag, die letztere vor allen tief am Flußbette gelagert und wellenförmig zum Gebirge hin anwachsend, so begreift man wie dadurch um so mehr die größten Gegensätze hervorgerufen werden müssen, als jene größeren Ebenen oder Hochebenen fehlen, welche auf die Erhaltung des Gleichgewichts so wesentlichen Einfluß haben. Denn jene weite ungarische Ebene ist durch die zwischen geschobenen niedren Gruppen der Erzgebirge gleichsam in die Ferne gerückt und dort äußert sie ihre Einwirkung der Art, daß sie die südlichen Hänge dieser Berge, mit Eichen, Buchen, Ulmen und Mispeln schmückt, während die nördlichen nur Tannen und Fichten tragen. Und eben so verhält es sich mit der großen Polnischen Ebene, welche die Einwirkungen der Wärme nicht hierher führen kann wegen des zwischen gelagerten Hochlandes, welches umgekehrt zugleich geeignet ist die aus der Ebene zugeführte Kälte zu

vermehren. Daher nennt man den schneidenden Nordwind in der Käsmarker Ebene auch wohl Polnischen Wind, und Alles was von Polen kommt gilt hier als bös und schlecht; es giebt dann immer helles aber kaltes Wetter, das erst durch den ungarischen Wind wieder in warmes und zugleich in Regenwetter umgewandelt wird. Ostwind ist eine seltene Erscheinung; der Westwind pflegt im Frühjahr und im Herbst zu wehn und dann stets anhaltend und heftig, doch nicht befeuchtend sondern trocknend und erkältend bis zur Auszehrung der Felder. Eigenthümlich aber ist noch dies, daß es oft Tage lang nur im Gebirge regnet, während in den nahen Ebenen das schönste Wetter unverändert bleibt, und wieder umgekehrt, daß wenn der Nebel im November auf den Ebnen ruht, hier oben helles klares Sonnenwetter ist. Auch kommt es vor, daß durch den lauen Südwind im December noch der junge Schnee schnell von den Bergen schmilzt, und immer soll der Krivan mit dem Juni frei vom Eise sein, wiewohl das Alles hier ganz ohne Regel ist. Doch für das Hirtenleben macht das weniger, indem der Hirt mit seiner Heerde auf- und abwärts zieht, wie es die Witterung ihm eben wohl gestatten mag, nur daß der Ackerbau dadurch zuweilen leidet und Obstbau theilweis kaum gedeihen kann. Doch kehren wir zum Wirthshause von Belansko zurück, um unsre Reise längs der Waag nun weiter fortzusetzen.

Etwa eine Meile westwärts von Belansko, bei dem slowakischen Marktflecken Hibbe tritt eine Salzquelle zu Tage, deren Soole von der Regierung abgeleitet ward, damit sie Niemand benutze zum Nachtheile des Salzmonopols. Dergleichen Quellen möchten übrigens leicht mehr noch aufzufinden sein, da der Fuß des Hochgebirges von Mineralbrunnen überall umlagert ist, welche nur deshalb weniger benutzt werden, weil Ungarn an wärmeren und bequemeren Orten reich damit gesegnet ist, weshalb ich nur im Koscielisker Thal auf der Nordseite und auf der Käsmarker Seite bei Smöks mit einigen Brunnengästen zusammentraf. Denn gleich am Poprad jenseits Käsmark liegt ein vielbesuchtes Bad zu Lublo, dann wieder Bartfeld an der Topla weiter ostwärts; zu Szobrantz unweit Unghvar ein berühmtes Schwefelbad und andere um Kaschau und

Erlau herum zu Kéket, Rank und Parad. Und so hat auch der Westen seine vielen Bäder und Gesundbrunnen, im Thal der Waag Teplitz und Trentschin, im Granthal Ribaré unweit Altsohl, und Szkleno an der Straße nach Schemnitz, auch wohl die Glashüttner Bäder genannt, von denen die Eisenbacher Bäder nur wieder zwei Stunden entfernt sind. Aus solchem Reichthum nun erklärt es sich, daß man die Bäder der Centralkarpathen so wenig noch beachtet hat, obwohl die herrliche Natur gar manchen Gast aus weiter Ferne hierher locken dürfte. Denn gleich die nächste Wegstrecke von Hibbe bis zur Einmündung der Bela — wo findet sich leicht ein so schönes Felsenthal als das, was hier die Waag durchströmt, nachdem sie kurz zuvor die Wasser von dem Hochgebirg durch einen engen Spalt des Kalkgebirgs der schwarzen Waag verbunden hat, die von der Krummholzregion des Königsberges kommt! Das ganze Thal mit seinen herrlichen Fabrikgebäuden, den Mahl- und Schneidemühlen, den Eisenhämmern, Hüttenwerken und dergleichen; die schönen Linden, Kastanien und Platanen, welche die freundlichen Wohnungen der Menschen überschatten; das rege Treiben der Holzflößer auf und an dem Flusse, und all die verschiedenen Arbeiter in der reichen Landschaft, — Alles macht einen so freundlichen Eindruck, daß man begreift, warum an diesem Orte eben Kaiser Joseph II. so großartige Anlagen ins Leben rief, und ihnen fröhliches Gedeihen wünschen muß. Gleich unterhalb Hradek aber mit dem Eintritt der Bela hören die höheren Kalk- oder Schieferthonränder auf; es treten immer niedriger werdende Erdwellen mit kurzem senkrechten Absturz zur Rechten unmittelbar an den Fluß; die hohen bewaldeten Kalkfelsen des linken Ufers entfernen sich fast bis auf eine halbe Meile weit um endlich unterhalb Rosenberg als hohe zum Theil bewaldete Felswände des großen Fatra mit den Liptauer Voralpen wieder zusammen zu treten, und bilden so die reich bewohnte schöne Liptauer Ebene, in welcher St. Nicolas (Szent Miklós) und Rosenberg die bedeutendsten meist massiv erbauten Märkte sind. Ihre Bewohner gehören größtentheils dem Stamme der Slowaken an, die hier insonderheit sich unvermischt erhalten haben, während sie an der Arva mehr den Polen und Goralen

und an der unteren Waag und Neutra deutscher Sitte sich verschmolzen haben. Sie selbst nennen sich Totók und gehören dem Stamme der Slaven an, welche schon im dritten Jahrhundert christlicher Zeitrechnung als Feinde Pannoniens von den Römern gezüchtigt wurden. Unter Attila in die kalten Gebirgsgegenden zurückgedrängt, von den Avaren als Ochsentreiber verwandt ums Jahr 580, kamen sie hundert Jahre später mit unter die Gewalt des Bulgarenherrschers Cobrat, der sich an Theiß und Marosch niederließ und die Avaren zum Tribute zwang, bis noch zweihundert Jahre später Alom kam und sie als Slavi, Slavanen oder Slowaken in seine Dienste nahm. Nur hier und im Trentschiner und Neutraer Comitate wird ihre Sprache unvermischt und rein gesprochen; doch in der Kleidung sind sie fast den Teschener Goralen gleich, bis auf das enge weiße Beinkleid, das wie die Gunia (Mantel) bei weitem reicher besetzt und meist aus besserem Stoffe ist. Kräftig, schön und immer fröhlichen Sinnes, gewinnen sie leichter die Herzen der Mädchen als Ungarn und Deutsche, und Alles was sie treiben zeugt von Kühnheit und Lebendigkeit. Nie geht der Mann ohne die langgestielte Streitart; sein Weib muß fleißig drinnen mit der Spindel schaffen, Socken nähen, stricken und sticken, während er im Hütten- und Bergbau, als Ackerbauer oder Fuhrmann, als Flößer oder Drathbinder und sonst noch draußen thätig ist. Alles, nur das gesellige Leben kann er nicht entbehren; er muß mal singen, tanzen, jubeln, scherzen und herzen bevor er wiederum zur Arbeit geht, wo er stets tüchtig ist. Die meisten seines Stammes gehören der lutherischen Kirche an, daher dieselbe hier zu Lande auch die Slowakische Kirche genannt wird; die übrigen sind Katholiken. Der schornsteinfegerartige Anblick, den manche derselben gewähren, rührt her von dem Verweilen in der Sennhütte, wo unterm Milchkessel behufs der Käsebereitung das Feuer nie verlöschen darf. Nie aber darf man sich vor ihnen fürchten, da sie den freundlich zu behandeln wissen, der selbst nur freundlich ihnen nahe tritt. Insonderheit willkommen ist jedoch, wer auf die rechte Art ein wenig Taback anzubieten weiß; denn Taback lieben sie fast mehr als Branntwein, und selbst die Weiber der Slowaken trifft man rauchend an.

Gleich jenſeits St. Nicolai empfängt die Waag von der linken Seite her einen kleinen Zufluß, der von dem 6170 Fuß hohen Djumbir herabkommt und von dem Orte Demenova ſeinen Namen hat, an dem er vorüberfließt. Wenig oberhalb dieſes Ortes fließt zwiſchen ſteilen Alpenkalkſteinfelſen ein kleiner Bach von Oſten her zu ihm, und dort liegt die berühmte Demenover oder ungariſch Demenfalver Drachenhöhle, von deren Daſein ich mit eignen Augen mich jetzt überzeugen wollte. Ich übergehe, was das Volk von dieſer Höhle mag gefabelt haben und bemerke nur dies, daß dieſelbe im rauchgrauen Kalkſteine gelegen etwa ſechzig bis achtzig Fuß über der Sohle des Bächleins ihren Eingang hat, der bald zu einer offenen Spalte führt, aus der ein zweiter gewölbter Gang über viele Trümmer zu einer zehn bis funfzehn Fuß hohen Halle leitet, die wieder zwei mehr in die Tiefe gehende Abzweigungen entſendet. Die eine derſelben führt gleich nach einigen Schritten zu einer kleinen gewölbten Halle, die gerade unter der Felsſpalte und einem freieren Platze in derſelben liegt, auf den die Sonne heftig wirken kann. In dieſer Halle nun bildet ſich jeden Sommer ein neuer Eisberg, der immer von dem Winter wieder fort geſchmolzen wird, und eben jetzt ſtanden auf dem ſpiegelglatten Eisberge drei etwa zwölf Fuß hohe und drei bis vier Fuß ſtarke Eisſäulen von glänzend weißer Farbe. Dieſe wunderbare Erſcheinung erklärt ſich aber wie das Gefrieren einer Fenſterſcheibe in der warmen Stube, wenn man weiß, daß durch Verdunſtung von Waſſer jedesmal Kälte erzeugt wird. Dann wirkt nämlich die Sonne auf das Waſſer der Erdſchicht über der Decke; dieſe wird erkältet und ſchlägt die warmen Dünſte der Höhle nieder, welche gefrieren oder über Nacht wie abthauende Eiszapfen ſich geſtalten, wenn oben die Wärmeentziehung nachläßt, bis ſie endlich den Boden erreichen und nun ſich ſelbſt verſtärkend zugleich den Eisberg unten bilden müſſen. So viel wenigſtens ſteht feſt, daß dieſe Eismaſſen in größeren Maſſen ſich bilden, ſobald die Sommer heißer ſind, und daß an keinem andern Orte als eben hier allein auf dieſem kleinen Raum das Eis der Höhle nur gefunden wird. Sonſt hat dieſelbe nichts Merkwürdiges, obwohl ich ſelbſt, um ſchneller meine Reiſe fortzuſetzen, die Unterſuchung nicht beſtimm-

ter machen konnte, ob nicht noch Knochenreste in dem Schutt derselben doch begraben seien, da man dergleichen früher will gefunden haben. Aus gleichem Grunde konnte ich auch andere Höhlen nicht besuchen die weiter aufwärts im Gebirge liegen sollen, da ich zu solchem Zwecke eines ganzen Tages mich berauben mußte. Doch will ich hier das Eine noch bemerken, daß der zweite Ausgang der größeren Halle zuletzt in einem Kalksinterschlamme endigt, in den man endlich bis zum Gürtel tief versinkt, daher bei einer Wärme von acht Graden die Ausdünstung von Innen niemals fehlt, um jenen Niederschlag hier abzusetzen, der zu der Eisbildung durchaus nothwendig ist.

Wirft man nun von Szent Miklós einen letzten Blick zurück auf die Centralkarpathen, so überschauet man allerdings die Liptauer Alpen ihrer ganzen Länge nach, dazu die westlichen Voralpen bis zum Chocs und darüber hinaus die durch die Waldung kuppenförmig erscheinenden Berge; aber weil man dem Fuß der letztern zu nahe steht, so tritt der bedeutende Höhenunterschied beider Gebirgsglieder gar nicht hervor, und nur allein die Form der Berge läßt mit Deutlichkeit erkennen, wo das Granitgestein den Anfang nimmt. Und somit scheiden wir denn von diesem wunderbar gestaltetem Bergsysteme, um über Rosenberg die Straße längs dem großen Fratra nach Neusohl zu nehmen.

Viertes Kapitel.

Noch einmal begegnen wir zu Neusohl im Marktverkehr dem Volke der Slowaken. Das hübsche Städtchen mit den breiten Straßen und seinen freundlichen fast im italienischen Styl erbauten Häusern, überall mit schönen großen Glasfenstern versehen, gewährte eben einen um so freundlicheren Anblick, als auf dem großen Marktplatze einige hundert leichter vierspänniger Bauerwagen hielten, die den Besitzern für die Nacht zugleich als Schlafstätten hatten dienen müssen. Es war gewöhnlicher Wochenmarkt, der Morgen war kalt, und Viele hatten ihre „Pelzröckel" in wahrhaft fränischer Weise über die linke Schulter geworfen. Die verschiedenen Waaren hatten ihre besonderen Stände; gerade vor un-

ſerm Fenſter waren die Hutmacher. Aber was war das für ein Feilſchen und Mäkeln! Bald war der Rand zu klein, der Filz nicht dick genug, dann endlich war er recht und paßte auf dem fettglänzenden Haarbuſch des Slowaken, aber der Preis war lange nicht gemacht, obwohl er doch nur eine halbe Krone (16 Gr.) koſten ſollte. Schwarze, gelbe und rothe Stiefeln ſtanden daneben und Schuhe ſo ſpitzig faſt wie türkiſche Pantoffeln; dort ging es eben ſo. Die Lederhändler endlich hatten breite Gürtel feil, wie ſie die Bauern tragen bis zur Breite eines Fußes, dann große lederne Schnappſäcke für die Reiſe, bunt mit Blumen ausgenähete hübſche Pelzröcke und dergleichen, Alles ſehr gut gearbeitet und billig obenein. Auf dem Getreidemarkt gab's Buchweizen und Erbſen oder weiße Bohnen, dazu auch Mohn, gedörrte Pflaumen und dergleichen zu erhandeln, doch war der Obſtmarkt jetzt nur ziemlich ſchlecht verſehn. Ueberall ſtanden die Gruppen herum; ſlowakiſche Mädchen mit den langgeflochtenen Zöpfen, die Frauen mit dem hochgebundnen Haare oder einem Zipfeltuche, einige baarfuß, andere in Sandalen, noch andere in hoher Stiefeltracht; daneben dann die Männer, den Mantel mit der ſilbernen Schließe zugemacht, die dicken weißen Beinkleider darunter, den breiten Filzhut auf dem Kopf, Sandalen oder Stiefeln an den Füßen. Man ſah es ihnen an, daß ſie den Bergſtädten ſchon näher wohnen, wo Geld nicht mehr ſo ſelten iſt als oben im Gebirge. Denn nach dem alt-ungariſchen Sprüchwort heißt es: Kremnitz hat goldene, Schemnitz ſilberne und Neuſohl kupferne Mauern, weil eben hier nur Kupfer gewonnen wird. Auf Grund dieſes Sprüchworts erwartete ich in Kremnitz, wohin demnächſt mein Weg nun weiter ging, bedeutend größere Pracht und Herrlichkeit als ich in Wahrheit fand. Denn dieſe alte Stadt, in die man durch die ſchwarzgeräucherten Vorſtädte eintritt, hat ihre reichſten Adern theilweis ſchon erſchöpft und viele ihrer Werke ſtehen unter Waſſer. Ein früherer Biſchof von Gran hat in der Eigenſchaft als Münzwardein der Stadt dadurch bedeutend aufzuhelfen geſucht, daß er auf eigene Koſten von jenſeits des Gebirges zehn Meilen weit das Waſſer hierher leitete, allein der Jahresbetrag der Ausbeute beträgt mit Ausnahme der Wäſchereien, welche Privatgeſellſchaften gehören, nicht mehr als 15000 Mark Silber

und 250 Mark Gold. Daher ist Ackerbau zugleich eine Hauptbeschäftigung der Einwohner, deren Zahl auf etwa fünf bis sechs Tausend geschätzt wird; da aber alles ungarische Gold und Silber hier allein ausgemünzt werden darf, so wird auch dadurch der Verkehr noch einigermaßen mehr gesteigert. Die Gangmasse der Gruben ist durchaus Quarz, die Felsart Grünstein, so daß dieselben wenig Abwechselung für den Besucher bieten können. Dagegen zeigt man in der Nähe der Stadt einen dreihundert Schritt breiten und etwa dreimal so langen Bergsturz, wo wahrscheinlich schon zu der Römer Zeit die Erze ausgebeutet sind, wie davon an den Seiten noch die offnen Mündungen der alten Schachte und Stollen Zeugniß geben. Die vornehmste Bergstadt ist aber unstreitig Schemnitz, wohin ich hierauf meine Schritte lenkte. Sie ist von Gruben ganz unterminirt, hat aber ein eben so schlechtes Pflaster als ihre goldne Schwester, was daher kommen mag, daß in der hochanführenden Straße der wild niederströmende Regen dasselbe also zugerichtet hat, und soll bei Schnee und Glatteis, wo die Bewohner sich der Steigeisen bedienen müssen, seine Unebenheit zugleich dem Fuhrwerk eine nothwendige Hemmung bieten. Am obern Theil dieser von Bergen eingeengten schmalen Hauptstraße liegt die Kirche nebst anderen großen Gebäuden am Fuße der Berge, welche dahinter aufsteigen, und an den Seiten sehen die weißgetünchten Hütten der Bergleute über grüne Bäume herüber, so daß die Stadt von hieraus ein gar hübsches Ansehn hat. Eben so hat man vom Thurm der Hauptkirche aus einen sehr freundlichen Ueberblick über die Stadt selbst, die etwa acht Tausend Seelen zählt, und weithin eine prachtvolle unermeßliche Aussicht auf wilde Gebirge und anmuthige Thäler. Seit dem Jahre 1760 hat Schemnitz eine Berg-Akademie, wo etwa zweihundert Studenten ausgebildet werden, die meistens Deutsche oder Slowaken sind. Fünf Professoren leiten die Vorlesungen, Chemie, Hüttenkunde, Mineralogie, Bergbaukunst und mathematisches Zeichnen allein in deutscher Sprache, wiewohl auch Ungarn und Ausländer hier ausgebildet werden. Eine hübsche Uniform, grün mit rothen Aufschlägen, ein Bergleder, goldne Epauletten und ein Säbel ist Staatstracht der Studenten, und zu dem dreijährigen unentgeldlich ertheilten Lehr-

cursus kommen noch zwei Jahre praktische Arbeiten, bevor die Prüfung darf vollzogen werden. Ein solcher Praktikant begleitete uns in einen neun Fuß breiten Stollen, wo einige neu begonnene Arbeiten besehen wurden. Das Erz enthält vornehmlich Gold, Silber und Blei, zuweilen mit Eisen, Kupfer, Zink und Arsenik vermischt. Ein kunstreiches Wasserrad, auf welches der Wasserstrom abwechselnd anders geleitet wird, fördert zwei Reihen von Eimern so auf und abwärts, daß immer eine derselben mit Erzen gefüllt zu Tage kommt; andere Erze werden auf einer Art Eisenbahn durch Pferde gefördert. Auf dieser traten wir am unteren Theile der Stadt wieder aus den Gruben, um dann in der Mitte derselben und weiter oberhalb noch wieder andere minder reiche Gruben zu befahren. Man zeigte uns noch die Stellen, wo früher von den Römern mit Hammer und Meißel allein die mühsame Arbeit war verrichtet worden, ehe an Pulversprengung gedacht werden konnte, und ließ uns den Zusammenhang erkennen, in welchem alle diese Gruben stehen, über denen die Stadt gelegen ist. Mit seinen lang nach Nord, Nordwest, Südwest und Süd hinausgedehnten Vorstädten zählt Schemnitz wohl an 18000 Einwohner, und überall ist Stampfen der Mühlen, Geplätscher der Wasser und Gluth der Schmelzfeuer neben manch anderem Handwerk und all dem Leben hier, was durch die Wissenschaft und Oberleitung aller andern Bergdistricte hervorgerufen wird. Denn durch den Oberstkammergrafen werden von hieraus nicht nur die Gruben zu Kremnitz und Neusohl als zu dem Schemnitzer Bezirk gehörig überwacht, sondern seine Botmäßigkeit erstreckt sich zugleich auf die übrigen drei großen Bergwerksbezirke des Landes, den Schmölnitzer, südlich von Käsmark, den Frauenbacher zu Nagy Banga zwischen Szamosch und Theiß an der Nordgrenze Siebenbürgens und endlich über den Banater Bezirk von Oravicza an der unteren Donau. Somit ist Schemnitz immer eine der wichtigsten Städte des Reichs und für den Deutschen um so mehr, als die Bevölkerung fast nur von seinem Blute stammt. Freilich aber merkt man das kaum, wenn man nur nach dem Aeußern schließen wollte, da Alles hier in seinem Sonntagsstaat ganz ungarisch gekleidet ist. Denn als ich in der Sonntagsfrühe jetzt die Stadt

verließ, wo Alles zu den Kirchen wandelte in Stadt und Land — und freilich war es schneidend kalte Morgenluft — da sah ich Alles in Pelzen, Schnürröcken, ungarischen Stiefeln, Pelzröckeln, Schafpelzen u. dgl. m. Männer und Weiber, gleich sehr bestrebt, durch Knopfreichthum und Spangenpracht zu glänzen, und jetzt erst mußte ich des Wortes lächeln, mit dem die Bergleute die „gute alte Zeit" beklagen, daß damals jeder Handwerksmann die Absätze der Stiefeln selbst mit Silbernägeln habe wohl beschlagen lassen können. So schied ich denn von diesem deutschen Leben, um auf dem nächsten Wege über Waitzen zum Mittelpunkt des ungarischen Lebens nach Ofen-Pesth mich zu begeben. Noch weithin war die Straße mit Schlacken bedeckt, wie zur Erinnerung an das Treiben der Bergstadt, dann ging es weiter in dem anmuthigen Thale eines kleinen zur Ipoly abfließenden Wassers, abwechselnd durch schöne Wiesenflächen und eng zusammen geschobene Bergwände. Zu Nemeti, einem elenden Dörfchen, wurden die Pferde gewechselt. Dem Fremden fällt es auf, wenn hier auf vorschriftmäßiges Klopfen am sogenannten Hackbrett der ungarische Husar vor dem Quartier erscheinen muß, damit man wisse, ob er auch daheim und nicht vielleicht davon gelaufen sei. Zu Schemnitz ruft der Thurmwart auf dem alten Schlosse ebenfalls von Viertelstund zu Viertelstund, damit man wisse, daß er auf dem Posten ist. In dem ebenfalls ärmlich aussehenden Dörfchen Terény übernachteten wir auf Zureden des Vorspannbauers bei einem ungarischen Wirthe, und hatten allen Grund zufrieden zu sein, wiewohl sonst nur die deutschen Wirthe überall empfohlen werden. Die Bauern waren eben noch mit der Einsammlung der Tabacksblätter beschäftigt, deren Aernte schon im August beginnt, indem die reiferen Unterblätter zuerst gesammelt werden; auch war der Mais schon eingebracht. In langen Gewinden hingen daher hellgelbe Maiskolben und grüne Tabacksblätter durch einander an den schwarzen Bauerhäusern, und schien es fast als wären sie so zum Empfang von hohen Gästen aufgeputzt, so freundlich war der Anblick. Es wächst übrigens der beste Taback nicht hier, sondern um Erlau herum als an der südlichen Abflächung des sehr niedrigen Neograder Gebirges. Dort, südwestlich von diesem alten zugleich durch Weinbau aus-

gezeichneten gegen 20,000 Seelen zählenden Bischofssitze, liegt das Dorf Debrö, dessen Rauchtaback der beste des Landes ist. Fast zwei Drittheil des ganzen Gewinnes kommt aus der Gegend von Debreczin und ihrer Nachbarschaft, während ein andres Drittheil am Neograder Bergzuge gewonnen wird. Tiefer im Süden dagegen wird der Fünfkirchner Taback als bester Schnupftaback verbraucht und sein Betrag wird dem des Debrecziner ziemlich gleich geschätzt. Neograd selbst, ein kleiner Marktflecken, liegt näher gegen die Donau am Fuße eines spitzigen Berges, auf welchem noch Ruinen einer Burg zu sehen sind, welche einst diesen Namen führte, was ich deshalb bemerken will, weil mehrere Comitate des Landes von solchen Burgen heute noch die Namen tragen, wie gleich das Honther, worin Schemnitz liegt, vom Schlosse Honth, was hinter uns am Wege liegen blieb. Bei Waitzen endlich steht man vor der weiten braunen Ebene, die noch von Pesth uns trennt; man übersieht die ziemlich wohlgebaute Stadt mit ihrem Bischofssitz, dem wohleingerichteten Taubstummeninstitut, den nahen Weinbergen und der im römischen Styl erbaueten Kathedrale, weil man mit seinem Herzen schon in Pesth und Ofen weilt, wohin das Dampfboot uns nun führen soll. — Bevor wir aber auf demselben weiter reisen, begleiten wir es erst von seinem Abfahrtsort, von Wien aus, bis hierher.

Am Lusthause des Praters etwa eine Stunde unterhalb der Stadt legt das Dampfboot an, welches bei rascher Fahrt in vierzehn Stunden seine Passagiere von Wien bis Ofen abwärts führt. Da eben Sommermesse war zu Pesth, so war das Schiff gedrängt voll Reisender, was für mich um so unangenehmer war, als ein in dicken Tropfen fallender Regen uns zur Kajüte hinabzwang. Doch schien die Gegend nicht besondere Reize darzubieten; links über Groß Enzersdorf dehnte die weite Fläche des Marchfeldes sich aus, zur Rechten sahen hie und da nur einige Kirchthürme zwischen den Bäumen hervor. Bald aber hatte der Regen aufgehört; die Gegend hob sich zusehends je mehr wir nun den Abfällen der kleinen Karpathen näher kamen. Auf einem derselben liegen die Ruinen der Burg Theben, welche als Gränzfeste der bojarischen Ostmark, im Mittelalter

uneinnehmbar, erst 1809 von den Franzosen gesprengt ward. Ihr schräg gegenüber am rechten Ufer der Donau liegt Stadt und Ruine Hainburg, die an den Hunnenkönig Attila erinnert. Hier auf der Landesgrenze ward die grün-roth-weiße Landesflagge aufgehißt, und unser Dämpfer flog nun mit den Farben der ungarischen Könige stolz an den Höhen dahin, die sich mit ihren Wäldern und Weingärten an das Ufer drängten. Bald darauf, nach dreistündiger Fahrt, landeten wir zu Preßburg. Ich war begierig diese alte Hauptstadt, welche noch jetzt als königliche Freistadt, Krönungsstadt und Sitz des Landtages einen der ersten Plätze im ganzen Königreiche einnimmt, näher kennen zu lernen. Sie macht ganz den Eindruck einer mittelmäßigen deutschen Stadt aus dem vorigen Jahrhundert, zählt gegen sechszehn öffentliche Plätze und hat trotz ihrer großen Ausdehnung sehr enge Straßen. Das schlechte Pflaster, die plump und geschmacklos gebauten Häuser, der Schmutz der Straßen, Alles erinnert sichtlich an den Verfall der Stadt. Ueber derselben erhebt sich als vorderster Ausläufer der kleinen Karpathen der sogenannte Schloßberg, auf dem die Burg der Könige Hungarias gelegen ist, ein vier Stock hohes Steinquadrat mit brandgeschwärzten Mauern von eckigen Thürmen an den Seiten überragt, durch die Franzosen ausgebrannt im Jahre 1809, sonst der Verwahrungsort der Reichskleinodien, die nun in Ofen sind. Von hier aus ritt der neugewählte König im glänzenden Gefolge der Magnaten behufs der Krönung zu dem Dom hinab, gegürtet mit dem alten Königsschwert, bekleidet mit dem Mantel Stephans I., des Heiligen, und dessen Krone auf dem Haupte. Noch trägt die Kirche als Zeichen ihrer hohen Bestimmung eine vergoldete Krone auf der Spitze des Thurmes, sonst durch Nichts ausgezeichnet als durch ihr fast achthundertjähriges Alter und eine Bleibildsäule des heiligen Martinus, welche in schöner Husarenuniform den Hochaltar schmückt. Ein künstlich aufgeführter etwa funfzig Fuß hoher Hügel mit steinerner Brustwehr, der Königsberg genannt, ward nun zu Roß vom Könige bestiegen; dort schwang er dann sein Schwert nach den vier Himmelsgegenden, dem Volke schwörend, Religion, Verfassung und Gesetz zu schirmen und zu wahren. Denn seit den Zeiten König Andreas II., seit

1222 schon, ward in der goldnen Bulle jener Freiheitsbrief gegeben, der Unterthanen selbst dem König gegenüber große Rechte gab, die man dann eifersüchtig stets zu mehren suchte. Aber erst 1547, wo Erzherzog Ferdinand I. von Böhmen zum König erwählt und Ungarn mit Bewilligung des Reichstags Erbreich wurde, ward Preßburg Sitz der Stände- und Magnatentafel; doch sieht man dem bescheidnen Sitzungsgebäude die Kämpfe nimmer an, die hier im Lauf der Zeit über der Auslegung des großen Freiheitsbriefs sind durchgestritten worden. Nur die in Staub erstickten Fenster der Paläste erinnern noch an eine bessere Zeit; allein als Handelsstadt hat Preßburg nie Bedeutung gehabt, und seit selbst Magyaren den Hof der liebenswürdigen Maria Theresia aufsuchten und deutsche Sprache Modesprache ward, zog sich das Herrenleben von hier fort, wie es in neuester Zeit nun wieder ganz nach Pesth sich hat zurückgezogen. Nur die Verworfenheit und Nacktheit schlechter Sitten, die solch ein Herrenleben im Gefolge hat, scheint in der Stadt noch heute umzugehn! — Die weitere Donaufahrt wird unterhalb Preßburg sehr eintönig, indem die flachen Ufer zwischen den beiden wegen ihrer Fruchtbarkeit so sehr gepriesenen Schüttinseln der Landschaft nur sehr wenig Reiz verleihen. Selbst Raab bleibt bis auf einige Thurmspitzen hinter den Feldern und Gebüschen der kleinen Schüttinsel verborgen. Ein wenig unterhalb zur Linken aber erhebt sich das im funfzehnten Jahrhundert durch Corvin gebauete Komorn, das jungfräuliche genannt, weil stets der Halbmond seinen festen Mauern weichen mußte. Hier fällt die Waag in die Donau und ihr zugewandt steht das Steinbild der Jungfrau, den Kranz in der Rechten, die Linke zur Feige zusammen geschlagen gegen das minder glückliche Neuhäusel. Rebhügel, welche den berühmten Nesmiler liefern, geben dem Ufer lebendigeren Ausdruck, während die Höhen des Neograder Gebirges und des Bakonyer Waldes den Hintergrund im weiten Bogen bilden. In der Mitte des malerischen Halbkreises erhebt sich wie auf einem Felsencap der Dom von Gran über die Wogen des ungeduldigen Stroms, dem Felsen nun den Weg zu sperren drohen. Ein treues Sinnbild der erhabenen Religion ruft er dem Pilgrim zu, daß trotz der stolzen Wellen er nicht zage um den Ausgang,

der fest und unabänderlich, obgleich verborgen, doch ihm vorgezeichnet ist von höherer Hand. Denn sein Erbauer, ein vom kleinen slavischen Pfarrer zum Cardinale aufgestiegener Primas (erster Bischof) von Ungarn, erbaute darin die Geschichte seines Lebens, indem er, was die fette Pfründe ihm gewährte, zum größten Theil dem Bau der schönen Kirche weihete. Gran selbst bleibt aber lange noch verborgen; dann endlich legt man an unmittelbar am Fuß des steilen Domberges unter dem Lärmen geräuschvollen Alltaglebens. Mit einem letzten Blick auf den säulenverzierten Marmortempel und auf die prachtvolle Kuppel gelangt man durch eine Wendung des Stroms bald mitten unter die Berge. Massen von Porphyr häufen sich über einander, mächtiger schwillt der Strom durch die Wasser der Gran und der Eipel; Ruinen von Burgen und Klöstern, die Zeugen zweihundertjähriger Kämpfe zwischen dem Kreuze des Herrn und Mohameds Halbmond, bekränzen die Scheitel der Berge, an denen die schäumenden Wogen wie wider Willen sich hindrängen. Vor Allem schön sind die Ruinen Wischegrads, wo Könige aus dem Hause Neapel, Carl Robert und sein Sohn der große Ludewig, und späterhin Corvin die Gärten der Semiramis mit schönen Villen zu vermählen suchten, jetzt nur die Wohnungen des Käuzchens und der Raubthiere des Waldes. Dort, wo der Strom nahe an seinem Durchbruche im weiten Bogen sich nach Süden wendet, liegt links das aufblühende Waitzen — so eben keucht der letzte Wagenzug von Pesth herauf. Wie sich die Zeiten ändern! Noch erst im Jahre 1829 war nicht an Dampfschifffahrt geschweige denn an Eisenbahn gedacht, und die Verbindung zwischen Wien und Ofen war nur durch Fuhrwerk jeder Art vermittelt, und wer es wagen wollte Wochen lang sich auf dem Wasser umzutreiben, der nahm auf einem rothbeflaggten Pesther Schiff wohl einen Platz. „Also, um fünf Uhr in der Fruh, so net spette!“ — so wurde er vom Schiffherrn wiederholt beschieden und Glück genug, wenn er um acht Uhr fahren konnte. Polnische Juden, ungarische Bauern, östreichische Krämer, Frauen und Kinder, Alles durcheinander, bildete die Reisegesellschaft auch des Gebildetsten, der sich zur Reise dieser Art schon des Gepäckes willen fast gedrungen fand. Aber das Volk

konnte man kennen lernen auf solcher Fahrt; denn wie der Ungar ist, hält er sich gut genug, auch mit dem feinsten Adel jeder Nation sich wohl zu unterhalten, obwohl er selbst auch nur ein Blumenkämer oder sonst was sei. So ist aus jener Zeit uns eine Unterhaltung in Erinnerung, die seitens eines kleinen, wild in Pelz gekleideten Rosenstöckelverkäufers einem feingekleideten sehr fröstelnden Flamander gegenüber mit den Worten begann: „Uram (Herr), dos is e frieſch! — wird e gutte Tag geben, uram!“ und als darauf in Erwiderung die Frage geschah, ob der Ungar vielleicht Französisch rede, rief es sogleich zurück: „Ho, oui! c'est très bon, bien bon, j'aime la française nation!“ Der Mann aus Brügge sprach nun viel von dem, was er gesehen, wie weit er schon herumgekommen sei, und schien dabei auf das und seinen Adel viel Gewicht zu legen, bis ihn der Ungar endlich unterbrach: „Bin ich ein gutter Kerl, aber muß ich sagen, soweit herum bin ich in meinem ganzen Leben nicht gewesen. Aber alte Edelmann! ancienne famille Bene! Wanns nach Pesth kommen, kaufens Rosenstöckel von mir!“ Und auf der Weiterfahrt, als ein alter Gelbmantel sich an uns machte mit den Worten: „Ich grüße Sie meine Herren, ich bin ein alter Artillerist, ein Mathematiker,“ fiel unser Ungar ein „Serr woll“ mit sehr gelassenem Tone, und brachte diesen dadurch bald zu dem Geständniß, daß er in Pesth nur eben Lachtauben verkaufen gehe. Nachdem dann die „Plakaasch' an der Granitza“ vorüber und die Passagiergüter vom Grenzzollamte wieder freigegeben waren, da tönte es von allen Seiten: „nun ist die Freiheit da, nun ist schon Alles gut,“ und dann gings an ein Loben den Fremden gegenüber: „Haben wir nicht den besten Wein und Frucht aller Art und Fleisch und Taback“ — „muß ich nicht alles Das in Wien theuer bezahlen, weil's dort nicht frei ist, und hier fast Alles umsonst!“ — „und keinen Paß durchs ganze Land nothwendig, bin ich magyar (ungarischer Mann) — ember (Edelmann), kein Weg- und Brückengeld, überall Vorspann, ist das nicht Freiheit?“ So war es damals, und darin vor Allem sah man die Freiheit, freilich zugleich nicht begreifend, daß darin ebensoviel Unfreiheiten liegen für Alle, die eben nicht magyar und ember sind, deren es doch in Ungarn doppelt so viele giebt,

indem der ganze Westen bis Preßburg und Gran hinab von Slowaken und Deutschen und südlich der Donau bis an den Plattensee fast nur von Deutschen bewohnt wird, während im Norden Ruthenen, im Osten Walachen und vom Süden herauf bis über Pesth hinaus Raitzen oder Serben wohnen, die immer tiefer in das Land der Magyaren dringen. Doch freilich ist der Magyar in allen Landestheilen bis zum hohen Norden hinauf als der Eroberer des Landes auch der fast ausschließliche Grundbesitzer, der dann in solcher Rede alle Andern nur als Zubehör betrachtet, dem es auch wohl gehen muß, wenn es nur ihm wohl geht. Und ist man ihm erst nähergetreten, so findet man darin eben nichts Böses, da er vermöge der mit asiatischer Gluth gepaarten Gutmüthigkeit ganz dazu geschaffen ist, einen milden freundlichen Herren abzugeben, der von seinen Arbeitern und selbst von seinen Thieren nicht eben mehr verlangt, als er von sich selbst verlangen würde. Schon gleich in Preßburg, wo ich dazumal die ersten Magyaren sah im Weinschank, den ein grüner Tannenzweig verkündet, so ohne alle Ziererei und doch in anmuthiger Kräftigkeit bei offener harmloser Heiterkeit, fand ich mich sehr von ihnen angezogen, und ist's als ob der steife Deutsche dort durch sie zugleich ein Anderer geworden wäre. Ja, wenn die Tracht zugleich ein Ausdruck unsres innern Wesens ist, so kommt es mir gar nicht befremdend vor, daß eben deshalb auch der ungarische Deutsche bald den steifen Frack zur Seite wirft, des Magyaren enges Beinkleid wählt, und was ihm sonst von ihm gefällt zu seinem Eigenthume macht. Man muß nur einmal so ein Stündchen zwischen diesem Volk aus aller Welt gesessen haben, wo man den Kaufmann nicht allein, sondern auch ganz gewöhnliche Leute an der Grenze oft in drei oder vier verschiedenen Sprachen nach einander über Triest und Pesth und Bukarest und Hermannstadt, Orsowa, Temesvar, Semlin und Wien sich unterhalten hört, als sprächen sie nur eben von dem nächsten Orte, um zu begreifen, daß man unter solchem Eindruck selbst ein Anderer wird und nicht nach mitgebrachtem Maße messen darf. So weiß ich auch, welch einen eignen Eindruck die Beackerung des Feldes auf mich machte, als ich von Preßburg aus über die Schiffbrücke hinaus in der anfänglich freundlichen,

bald aber ermüdenden weiten grünen Ebene den Flecken Karlsburg erreichte, das magyarisch Oroszvàr (vàr = Burg) genannt wird, wiewohl die deutschen Namen über Wieselburg oder Mosony Kirmegge hinaus, und deutsche Sprache überhaupt, in diesen Strecken fast ausschließlich Geltung haben. Graf Zichy, der Obergespann des Raaber Comitats, nach unsern Begriffen etwa ein Landrath zugleich mit richterlicher Gewalt, dem Vicegespann, Ober- und Unterstuhlrichter untergeordnet sind, ist Grundherr dieses ächt ungarisch mit hellen weißleuchtenden Häusern in breiten Straßen erbauten Ortes. In ihm war Alles todt und stille; gleich hinter demselben aber waren die Pflüger des Grafen, in deren Mitte der Haiduck als herrschaftlicher Aufseher der Robotten stand. Den langen weißen Stab als Zeichen seiner Amtswürde in der Hand, den hellblauen Dollman über der Achsel, in blauen Beinkleidern und kleinen Stiefeln, von der großen flachen Krempe des runden Hutes überschattet, lehnt er mit Würde auf dem Stabe, ruft hie und dahin nur zuweilen wohl ein Wort, doch ohne Härte, und dampft die kleine Tabackspfeife, die er in einer Stunde zehnmal wieder füllt. An zwanzig Pflüge zogen auf dem kleinen Felde ringsherum, jeder mit einem Paar schöner weißgrauer großgehörnten Ochsen bespannt; wir würden zu der gleichen Arbeit kaum die Hälfte brauchen. Die schnurrbärtigen Treiber in der weißen Jacke, den weiten ausgefranzten Leinenhosen, gespornten schweren kurzen Stiefeln und großkrämpigen Hüten schlenderten mit hochgeschwungener Peitsche rauchend und singend hinterdrein, bald heftig, bald in Liebkosungen zu ihren Thieren redend, von denen jedes seinen Namen kennt. Es spiegelt sich in diesen Pflügern selbst die Würde und der Anstand ihres Herrn ab. Und freilich wird der ungarische Mann durch das Gesetz geschützt, wo Ungebührliches ihm zugemuthet wird, daher er Mißhandlung sich nicht gefallen lassen wird; doch hält man es für nothwendig, nicht ebenso auch gegen Slawen zu verfahren und gegen Alle, welche mehr wie diese nur dem Branntwein ergeben sind und nicht am Weine sich genügen lassen. Um aber nun von solchen unbrauchbaren Säufern und Gesellen loszukommen, pflegten die Geschworenen des Ortes bei angeordneter Rekrutenaushebung diese vor Allen zu fassen, indem sie über

Nacht dieſelben aus den Betten holten, und da ſoll es denn oftmals vorgekommen ſein, daß ſolche Kerle, wenn ſie Ungarn waren, oft gänzlich umgeſchaffen wurden, ſobald ſie als Huſaren Herren eines Pferdes wurden. Die liederlichen Slawen aber wurden meiſtens durch die jederzeit im ganzen Lande umziehende Werbung eingefangen, welche durch ſinneberauſchende Muſik der Zigeuner, durch Silberglanz und wilden Tanz und Branntwein dieſelben wohl zu kirren wußte. Erſt wenn ſie untauglich zum Dienſte geworden waren, durften ſie wieder heimkehren, da ſie auf Lebenszeit geworben waren; denn nur durch Werbung kam das ſtehende Heer zu Stande, ſo lange jeder Ungar nur im Falle eines von den Ständen genehmigten allgemeinen Aufgebotes Kriegsdienſte zu leiſten hatte, und jene außerordentlichen Einſtellungen ungariſcher Unterthanen konnten ebenfalls nur mit Bewilligung des Landtages geſchehen, daher ſie in der erwähnten Art meiſt heimlich berathen und ausgeführt wurden. Immer aber blieben der müßigen Bettler und Wegelagerer ſo viele übrig, daß die Landſtraßen von ihnen wimmelten, und erinnere ich mich, wie es mir damals wunderbar erſchien, wenn ſie mit dampfender Pfeife im Munde zu uns herantraten, um ihre Gabe zu fordern. Auf der nicht einmal mit Bäumen beſetzten Straße vor Raab, die wie ein weißer Streifen die grüne Ebene durchſchneidet, hatte ein Ueberfall von ſolchem Volke eben nichts zu ſagen, wiewohl wir ſpäter erfuhren, daß zwiſchen Wieſelburg und Hochſtraß am Tage unſerer Durchreiſe in der Nähe eines einſchichtigen Wirthshauſes — und ſolcher einſam liegenden Gaſthöfe giebt es viele an den ungariſchen Straßen — der Blutegelwagen des Fürſten Eſterházy ſei überfallen worden, der von den Räubern war für einen Reiſewagen angeſehen worden. Jetzt, wo die Eiſenbahn nach Bruck und Oedenburg die langen Wege wie zu Nichts verſchwinden läßt, iſt freilich ſolches kaum noch denkbar. Allein die ganze Gegend ſüdlich dieſer Linien und namentlich die waldigen Theile öſtlich des Raabfluſſes bis zum Bakonyer Wald und bis zum Plattenſee, von deſſen ſüdöſtlichen Uferſümpfen eben jene Blutegel kamen, iſt mehr oder weniger immer noch ſo unſicher und unheimlich, daß Reiſende ſie gern vermieden haben. Denn in der Gegend von Papa herum,

in den weiten Eichenwaldungen des dort allmählig ansteigenden Gebirges leben die sogenannten Kanaß, die Schweinehüter des Waldes, welche in Jahren nicht von ihren Thieren kommen, allein am Feuer sich nach Räuberart versammelnd, um in Gemeinsamkeit der Beute sich zu freuen, die sie dorthin zusammentragen. Nach der Erzählung eines alten östreichischen Wachtmeisters, der sie durch einen den Kanaß befreundeten Jäger dort näher kennen lernte und später auf dem Wege von Papa nach Vesprim am Plattensee zur Nothwehr gegen sie gezwungen war, tragen sie unter dem Kötzem (Mantel) für immer ein scharf geschliffenes Hackerle (Beil), mit dem sie sehr geschickt auf zwanzig bis dreißig Schritt zu treffen wissen; dies werfen sie dem Wanderer in den Rücken, nachdem sie durch Erbettelung von Taback oder sonstwie ihm genahet sind. Wo Größeres zu thun ist, lauern sie im Wirthshaus auch zu dreien oder mehreren, sorgfältig jede obrigkeitliche Person vermeidend, und bilden so gleichsam geschlossene Körperschaften, die den Bakony-Wald ganz als ihr Eigenthum betrachten und daher Jeden aus dem Wege räumen, der sich dorthin verlieren möchte, ganz ähnlich jenen Guylas oder Rinderhirten, die ostwärts zwischen Pesth und Szegedin vereinzelt in den weiten Steppen leben, sich nächtlich dann zu fröhlichen Gelagen sammeln und überall gelegentlich das Räuberhandwerk treiben. Ist nun um dieser Unsicherheit willen der Bakony Wald lange gefürchtet worden, so hat doch auch die ganze Gegend zwischen ihm und der westlichen Grenze in der That wenig Anziehendes, indem das Leben daselbst fast nur die Rückspiegelung der benachbarten deutschen Lande darstellt, deren Völker seit Langem hierher vorgedrungen und dann erst den Magyaren unterworfen wurden. Obwohl daher die Orte neben deutschen meist auch magyarische Namen tragen, so wird doch überall der östreichische Dialekt gesprochen, und nur die Winden und Heanzen, welche etwa vierzigtausend Seelen stark südlich von Oedenburg bis zur Mur hinab die Grenze bewohnen, haben theilweis die Sprache mit slavischen Wörtern vermischt. Will man einen Ueberblick haben über diese durch Viehzucht und Obstbau und theilweis durch Wein und Fruchtbau gesegnete Ebene, so muß man die zwischen Oedenburg und Eisenstadt westlich vom

Neusiedler See gelegene Höhe der Rosalienkapelle besteigen. Dort liegt die fruchtbare hügelwellige weite Ebene von der Hainburger Pforte bis zu den dunklen waldigen Bergrücken und Kuppen des Bakonyer Waldes und zum Murgebirge bei St. Gotthardt vor dem Auge ausgebreitet. Wie abgestumpfte vulkanisch emporgetriebene Kegel erheben sich daraus die Höhen des Säger und Schomlauer Berges und weiterhin vom Plattensee sieht der Badacson noch vom fernen Horizont herüber; nahebei aber glänzt Eisenstadt am dunklen Bergesrücken, und manches Schloß und Dorf am See bis Oedenburg hinab. Vier Stunden von dieser durch Wein und Obst berühmten, von mehr als 12000 Seelen bewohnten Stadt liegt das Schloß Esterhäz, der Sitz des alten Palatins von Ungarn, der dort wie in dem schönen Schloß zu Eisenstadt zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts König Ludwig XIV. von Frankreich an Pracht und Herrlichkeit zu übertreffen suchte, während sein Nachkomme Fürst Nicolaus Esterhäzy seit 1786 damit beschäftigt war, den See und seine Umgebung, die meilengroßen Rohrsümpfe des Hanság, zu Ackerland und Wiesen umzuschaffen, wodurch nun nahe an vier Quadratmeilen Ackerfläche gewonnen sind. Die Breite des See's selbst beträgt nur ein bis zwei Meilen, und da er von geringer Tiefe ist, so ist es wahrscheinlich, daß die durch ihn und den Hanság zur Donau abfließenden Bäche bei bedeutenden Regengüssen heftig geschwellt wurden, dann bei der sehr geringen Neigung zur Donau gegen die Mündung hin verschlammten und so die Wasser hier zum Stillstand brachten. Noch heute ändert sich sein Wasserstand zu verschiedenen Zeiten, und erst im sechszehnten Jahrhundert soll er um eine ganze Meile sich erweitert haben; im Hanság aber finden sich Wasserarme, Teiche, schwimmender Rasen, Rohrsümpfe und festere Inseln neben einander, so daß noch streckenweis die Erle wuchert, die einst vielleicht am Rinnsal eines Baches stand, der dieses Wegs zur Donau strebte. Gewiß ist, daß im Jahre 1230 theilweis noch Dörfer standen, wo der See jetzt wogt, und noch im Jahre 1803 stieß man auf Reste einer Mühle, die vielleicht einer der Ortschaften zugehört haben mag, welche in Urkunden vom Jahre 1339 noch erwähnt und später nicht mehr vorgefunden wurden.

Wenden wir uns nach solcher Abschweifung nun wiederum nach Raab zurück, so sind wir dort inmitten einer gemischten vorherrschend magyarischen Bevölkerung, indem die Städte Ungarns bis auf das dorfartige, aus niedrigen Häusern und Hütten zusammengewürfelte Debreczin mit seinen funfzigtausend Magyaren, stets auch von Deutschen mit bewohnet sind. Vor Allem die Gasthöfe werden fast nur von Deutschen gehalten, da der Magyar zu solchem dienenden Geschäft nicht gern sich herzugeben pflegt. Raab selbst war dazumal ein offener kleinlicher Ort, dessen Festungswerke abgetragen sind, nachdem er früherhin den Türken lange widerstanden und 1809 vor seinen Thoren Ungarns Söhne durch die Franzosen überwunden sah. Man sprach fast nur von der bevorstehenden Weinlese, die jetzt ganz Raab mit seinen zwölf- bis funfzehntausend Seelen zu erfüllen schien. Bald nachdem man seine Thore im Rücken hat, sieht man nach Osten zu die bläulichen Weinberge von Neßmühl, während nähere Weinberge im Südosten zu dem Bakony-Wald aufsteigen. Die ganze Gegend trägt den Ausdruck großer Milde, und durch den Donaustrom, zu dessen Ufern weiterhin so weit das Auge reicht die Maispflanzungen niederwogen, gewinnt dieselbe einen eignen zauberischen Reiz, obwohl man außer an der Straße nur wenig Dörfer in der Landschaft sieht, weil weite Strecken nur durch einzeln gelegene Vorwerke und Meiereien bewirthschaftet werden, die unter dem Namen der Pußten (Wüsteneien) oder Szallas, wie sie tiefer im Lande genannt sind, fern von einander hie und da zerstreut gefunden werden. Immer an der Donau hin, über Gyönyö und Acs (Atsch) führt der Weg dann bald so nahe an Komorn vorüber, daß man dasselbe bei der geringen Breite des Stroms ganz deutlich übersieht und seine Wichtigkeit darin erkennt, daß unmittelbar vor ihm des Landes Hauptstraße zum weiten Thal der Waag aus dem Gebirge tritt. Ihm gegenüber aber erreicht die Straße von Raab gewissermaßen ihr Ende, indem hier vom alten Marktflecken Szöny ab ein Weg nach Ofen tief durchs Gebirge führt, und ein zweiter an der Donau hin über Almas und Neßmühl jenseits dieses durch seinen Wein bekannten Ortes zwischen der hohen Felswand und dem reißenden Strome fast

ganz zum Engpaß wird. Auch diese Straße kann jedoch die Berge nicht umgehen; sie steiget aus der kleinen von kahlen Felswänden umgebenen Ebene von Gran steil auf zum Kamm der Berge, die zwischen hier und Waitzen vorgelagert sind, und führt erst zwischen kahlen zackigen Felshäuptern hindurch die Stufen zur Donau wieder herunter. Diese erscheinen nun den von Waitzen aus stromabwärts fahrenden Dampfboot-Reisenden als Wein- und Maisgelände über den grünen Matten der Donau, und mit ihnen fahren wir jetzt nun weiter nach Ofen.

Erst noch zur Rechten lassen wir Alt-Ofen liegen, wo sich das großartige Arsenal der Donau-Dampfschifffahrt befindet. Schon aber zeigt sich im abendlichen Zwielichte der Blockhausberg bei Ofen, gekrönt von der Sternwarte; die Umrisse der Festung, überragt von der dunklen Felsenmasse, darauf die Residenz der Palatine liegt, treten nun deutlich hervor, so auch die Thürme und Kirchen, bis endlich sich beim ersten Mondesschimmer die lange Palastlinie von Pesth am linken Ufer zeigt. Dort an der funfzehnhundert Fuß langen Kettenbrücke legt unser Dampfschiff an. Sie ist's, die ewig wogend von Menschen die beiden Schwesterstädte jetzt für den Winter auch verbindet, wo sonst der Strom sie trennte. Aber wie verschieden sind die Erinnerungen beider Städte! Da, wo am Uferdamm von Quadersteinen sich Kirchen, Nationalgebäude und Paläste aneinander reihen und heute hundert Tausend Seelen athmen, da stand vor sechszig Jahren noch ein schlechtes Nest elender Hütten nur, von Sümpfen rings umgeben, von einem Erdwall eingeschlossen und ohne jedes Pflaster in den Straßen. Das Alles ist verschwunden; Prachtbauten bedecken jene Sümpfe, der Erdwall ist zur breiten Straße umgeschaffen, die nun die eigentliche Stadt von ihren weitläuftigen Vorstädten scheidet. Jene verwüstenden Donauüberschwemmungen vom Jahre 1838, wodurch zweitausend Häuser umgestürzt und andere achthundert dem Verderben nahe kamen, haben dazu den Anstoß gegeben, das neu erwachte Nationalgefühl hat dann das Werk vollendet. Dies schuf zu Anfang des Jahrhunderts schon das sogenannte National-Museum, eine reiche Sammlung von Alterthümern aus der Römerzeit, von Waffen, Münzen und Naturalien, welche dem Lande angehören; gab reiche Mittel her zur

Gründung einer Bibliothek, die namentlich mit Werken über Ungarn ausgestattet ist; erbaute das herrliche National-Casino, dessen herrliche Säulenhalle zur Donau sieht, wo Zeitschriften des In- und Auslands, und was sonst Bedeutung hat, zur eignen Bibliothek gesammelt wird für Heimische und Fremde zum Genuß in eignen Lesezimmern neben Billard, Ballsaal oder Speisezimmern; ließ das Theater, die Universität mit der Sternwarte und eine Menge anderer Gebäude noch entstehen, und machte damit Pesth zur Wiege jedes nationalen Lebens, des Handels und der Wissenschaft, des Reichthums und der Ueppigkeit, und jener schattenlosen stets und nie zufriedenen Menge, die überall der Pracht und Herrlichkeit als Schatten folgt und sich an ihre Fersen heftet. Ofen dagegen mit seinen dreißig Tausend Seelen schaut wie aus alter Zeit von drüben her herab, so ernst, als wäre es dem neuen Treiben hier ganz fremd. Wie oft hat es des Schicksals Wechsel auch erfahren! Von Römern gegründet, sah es von Attila sich Etelwar genannt, bis es der Ungar Buda taufte; Corvin erwählte es zu seinem Lieblingssitz, dann war es anderthalb Jahrhunderte hindurch des Islams Feste gegen Christi Kreuz. Noch heute gemahnen fast auf jedem Schritt und Tritt die Zeugen der Vergangenheit daran, daß Ofen war „die heilige Stadt der Osmanli"; es stehen noch die rothen Marmorbrunnen mit den Koransprüchen daran; es zeugen davon noch die Inschriften der Bäder und mancher Bau in seinen krummen jäh aufsteigenden Gassen. Wo aber einst das Hoflager Corvin's gestanden hat, steht nun die graue Steinmasse des Palastes der Palatine. Hat man sich zwischen den hohen reinlichen Häusern zur Höhe des Blocksberges auf krummen Pfaden hinaufgearbeitet, so schweift der Blick weit in die unabsehbare Ebene hinaus bis zu den fernen Linien der Karpathen; dort über die Thürme von Pesth hinaus erinnert das Rakoscher Feld an die lärmenden Reichstage des Mittelalters, die unter dem Wiehern der Rosse und dem Gedröhne der Waffen entschieden; da unten wälzt die Donau ihre grünen Wogen, unzählige Kähne, Schiffmühlen oder Flöße fort und fort bewegend; hier stört der Schritt der Schildwachen allein die feierliche heilige Stille, dort drüben im Gewirr des lauten Lebens wird man die eignen Schritte

kaum vernehmen können. Unter dem Schloß und seiner Umgebung hangen am Rande der Felsen die Häuser der Rätzen, Raizen oder Serben, zur Donau zieht die Wasserstadt und Landstraße hinab. Kommt man aus diesen Theilen Ofens, aus dem Gedränge und Getöse ihrer schmalen Gassen, wo Trödelfuhren, Bauernkarren und Lohnfuhrwerke sich den Weg verengen, so überrascht die Pracht von Pesth der Art, daß man versucht wird, beizustimmen, wenn man im Munde der Magyaren dasselbe wohl „Klein-London" nennen hört. Sucht man sich hier der Brücke gegenüber im Gasthaus zur Stadt Ofen zu erquicken — Bettler liegen auf den Stufen und im Innern herum, Schiffsleute, Kutscher und dergleichen drängen sich herein Verdienst zu suchen, ein Trupp Zigeuner spielt und setzt sich auf der Stelle gleich zum Wein danieder, dort wird gespielt am Billard und geraucht, hier speist man unter der Umgebung an kleinen Tischen ringsherum — das etwa ist die Art, wie man es finden wird. Durch das mehr freundlich gebauete Neustift führt der Weg von hier aus längs der Donau zu dem südlichsten der Bäder; es liegt am Fuße des Blocksberges und besteht aus drei besonderen und einem allgemeinen Bade. Marmorstufen führen zum vier Fuß tiefen Becken hinab und Ruhebänke an den Wänden dienen zum Auskleiden. Aber wie singt und jauchzt und plätschert das Alles da durcheinander im heißen Element! Es ist als ob das Schamgefühl hier nie bekannt geworden wäre. Namentlich das Druckbad unmittelbar an den Felszacken des kühn anstrebenden Blocksberges am Südende der Rätzenstadt trägt noch auf's deutlichste die Türkenzeit in seiner Anlage ausgeprägt. Denn da die Türken im Halbdunkel zu baden liebten, so schließen niedrige Gewölbe über dem großen Becken zusammen, welches zum Baden für beide Geschlechter nur durch ein hölzernes Gitter getheilt ist. Man wendet gern das Auge wieder ab, sieht man die Lumpenhaufen ekelhafter Kleidungsstücke neben all den nackten Körpern, die in den dunklen Winkeln auf den warmen Steinen lungern. Weniger besucht, aber besser eingerichtet ist das Raizenbad, auch Königsbad genannt, weil sich die Lustgärten Corvin's bis dahin einst erstreckten. Seine Temperatur ist die niedrigste sämmtlicher Ofener Bäder, von denen das Sprengerbad am nördlichen Ende der

Wasserstadt etwa fünfundreißig Grad Wärme hat, während andere, wie das noch weiter nördlich gelegene für hohe Gäste eingerichtete Kaiserbad, nur wenig Grade mehr oder auch weniger haben. Hat man diese Bäder besucht und dabei das Leben und Treiben der unten gelegenen Stadttheile im Gegensatz zu der durch Thore und Mauern davon geschiedenen Festung kennen gelernt, so hat man damit eigentlich die Merkwürdigkeiten der alten Stadt gesehen. Die Festung selbst aber, welche neben der Rätzenstadt nach drei Seiten steil hinabfällt und an der vierten den dahinter liegenden Gebirgen angeschlossen ist, erblickt man erst in ihrer ganzen Herrlichkeit, wenn man südwestwärts derselben zum sogenannten Auwinkel in's Gebirge fährt. Hier erst sieht man die Größe und Ausdehnung ihrer Ringmauern und ihre köstliche treffliche Lage. Im herrlichen Gegensatze zur ernsten kriegerischen Feste ziehen reiche Weinberge vom Fuße der steilen Mauern bis auf die Thalsohle hinab, wo Alles Freude, Fülle und Behagen athmet; dort wohnt der Herr mit seinen Räthen und dem Heer der Diener allein und abgeschlossen hinter festen Riegeln, hier wird gesungen und getrunken bei der frohen Arbeit, indem die Traubenlese eben ihren Anfang nimmt. Weiter aufwärts lagern Gruppen im Grase bunt herum, aus dem Gasthause des Auwinkels im Thal der Berge tönt lauter Jubel von den Tänzern uns entgegen. Nur wenig Wanderer sieht man darüber noch hinaus; doch wer den Weg nicht scheut, der findet dort ein enges Seitenthal, auf dessen Steilwänden die Felsenspitzen überhangen, als könnte sie der Wind in jedem Augenblick herunterwehen, und weiterhin führt ihn ein schönes Wiesenthal zu einer kleinen Meierei in stiller Abgeschiedenheit. Dergleichen aber liebt der Ungar nicht, weil er sich schwer zu Fuß bewegt; er liebt es sitzend zu genießen. Daher bleibt er zu Pesth und fährt des Sonntags oder sonst einmal zum nahen „Stadtwaldl", in dessen Gehölze eine lange Allee dadurch vor Allem anziehend wird, daß eine bunte Menge aller Stände sich in derselben aneinander auf- und niedertreibt. Jenes ungestörte Hingeben an die Natur ist dem Magyaren fremd; er baut dem Italiener nur die Villen nach, damit er es ihm gleichthun oder möglichst ihn noch übertreffen möge; Genuß ist ihm allein das Greifbare, er ißt und

trinkt sich satt und übersatt, sucht weiteren Genuß bei der von allen Seiten her ertönenden Musik in Spiel und Tanz und Allem, was nur körperlich erfaßlich ist. So finden wir ihn in Pesth, so im ganzen Lande weit und breit; er schwelgt wenn er darf, arbeitet wenn er muß, bedarf der Gesellschaft, um besser zu genießen, des Fremden, um von ihm bewundert zu werden, des Slawen, um ihm gegenüber der eigenen Würde sicherer gewiß zu sein. Man kennt ihn gleich heraus, sobald man Pesth betritt. Hier in den Straßen seiner Hauptstadt geht er ernst und still daher, gemessenen klingenden Schrittes, ohne sich viel umzugaffen, mit stolzer Gleichgültigkeit den schwarzen Schnurrbart drehend, als ob das andere Leben rings herum für ihn gar nicht vorhanden wäre. Nur wenn ihm Jemand seinen Weg verschränken wollte, wenn je ein Polizeimann ihn verkennen sollte, daß er von ihm das forderte, was nur von Ratzen oder Deutschen einzufordern ist, dann würde er mit ganzer Heftigkeit sein „magyar" oder „ember" hören lassen. Als ich einmal im Kaffeehause mir erlaubte, zu Freunden so zu reden, wie es den Magyaren eben nicht so ganz gefallen mochte, gleich war ein Faustschlag auf den Nachbartisch das Zeichen, daß man dort ganz anderer Meinung sei; doch ist Versöhnung gleich auch wieder da, sobald man nur versteht, dem Feinde auch sein bischen Recht zu geben. Gefällt ihm ein Theaterstück, so müssen Stock und beide Füße dazu dienen, den Beifall kund zu geben; Kunsturtheil gilt ihm nichts, wenn ihm der Künstler nur gefällt. Zu seiner malerischen, immer zierlich mit Litzen oder Borten ausgenäheten Tracht bilden die Raizen in ihren speckbeschmierten Hemden, den braunen meist zerlumpten Tuchmänteln, wie wir sie kennen in der Gestalt unserer Mausefallenverkäufer mit untergebundenen Sohlen und breitkrämpigen Hüten, so ganz den Gegensatz. Aber was treibt sich da nicht Alles noch herum neben ihm und diesem Sprößling slavonischer Abkunft! Im Schaffellmantel deutsche Bauern oder Schwaben, in langen wallenden Haaren die Kaufleute des Sachsenbodens, in weiteren oder engeren Gewändern Türken, Griechen, Juden und Armenier, Illyrier mit schlauen pfiffigen Augen, Tyroler in der allbekannten Tracht, Walachen, Serben, Oestreicher und Italiener, und dazu noch die feinen Söhne Frankreichs oder

Englands, die Stadt und Land zum Zeitvertreibe sich einmal besehen wollen. Und doch sind all diese Gestalten nicht gegen den echten Ungarsohn zu rechnen. Denn selbst der gemeine Bursch vom Pfluge her hat einen Anstand, daß man sich darob wundern muß. Gedrungen kräftig und schlank gewachsen, breit in der Brust und stark im Schenkel, von Kindesbeinen an durch einen Riemen eng geschnürt, der an dem Oberleib ein jedes Tragband überflüssig macht, dazu mit kleinem leichten Fuß begabt, sind sie geborne Reiter, deren hohe Schönheit erst zu Roß so ganz begriffen wird. Wie wenig ist der stolze Britte gegen ihn, der hier durch seinen großkarirten Sommerüberwurf und sonderbar gewählten Beinkleidsstoff kaum nur noch auffallend erscheinen kann; so eben zieht ein listiger Zigeunerbub dem stolzen Gast das seidne Taschentuch heraus! Man sieht's und sagt's ihm nicht, weil er die Hände auf dem Rücken, das Buch der Pesther Sehenswürdigkeiten unterm Arm, die Nase vornehm in die Luft gestreckt, sich wie verachtend durch das Treiben vorwärts schiebt. Dort geht ein Herr in reich betreßter Uniform vorüber; man achtet seiner nicht — es ist ein vornehmer Zigeunervirtuos, der in den nahen Gärten spielt und an den eignen Stammgenossen stolz vorübergeht, die hier halbnackt den Bären, Hund' und Affen tanzen lassen. Welche Prachtläden, welch' kostbare Stoffe dort an den Fenstern! Was drängt sich nur die Bauernmenge dort? Sie hören dem Erzähler zu, der Räuberhauptmann Schobry's Thaten bis zur Fabel aufzuschmücken weiß. Nicht fern davon erinnert uns ein Bücherladen an die Heimath; wir finden auf den Titeln deutsche Schrift und deutsche Namen neben solchen, die wir nie vernahmen. Ein Bratenduft erweckt die Sinne des Geschmacks; dort wird im Freien frisch gekocht, geröstet und gebraten, weil Alles essen will, was dort um Häute, Honig, Obst und Wein, um Taback, Wachs und tausend andere Dinge handelt, und Pflaumenbranntwein, „Slibowitza", wird gleich sehr gefordert wie geboten. So tönt das laute Leben früh vom Morgen bis zum späten Abend, wo dann der wucherische Jude und Armenier die blanke Münze zählt, die er am Tag gewonnen hat, und schon auf morgen wieder neue Mäklerarbeit sinnt. Doch wenn die Nacht nun endlich ganz heraufgezogen ist und auch der letzte

Lärm der Gaſthöfe verſtummt, dann glaubt man ſich in „Tauſend Eine Nacht" verſetzt, wenn man ringsum die Zelte aufgeſchlagen ſieht und Alles, was da ſchläft frei unter Gottes Sternenzelt auf all den Plätzen oder Straßen weit und breit. Die Glücklichen, ſo lange ſie an ſolchem Schlafe ſich genügen ließen! Daß ſie vom Geiſt des Reichstags auch aus ihrem Schlaf gerüttelt werden mußten! — Doch die Geſchichte hat nun einmal ihren Lauf, und was geſchieht, wird nicht von Menſchenhand gemacht. So geſchah es im Jahre 1823, daß die von der Regierung anbefohlene Rekrutenaushebung mit Gewalt durchgeſetzt und der ſeit langer Zeit zum erſtenmal wieder berufene Reichstag dies und die Steuerzahlung in Conventionsmünze ſtatt der bisher gültigen niedriger ſtehenden Wiener-Währung genehmigen ſollte. Da erhitzten ſich die Gemüther bei den Wahlen zum Reichstage; dieſer aber ſtand 1825 ſelbſt noch ganz auf Seiten der Regierung, und Jemand, der gewagt hatte bei der Gelegenheit auf Mitbeſteuerung des Adels hinzuweiſen, mußte dafür Verzeihung öffentlich erbitten. Dann 1832—36 war es ſchon ſo weit anders, daß in den bäuerlichen Verhältniſſen gar mancherlei gebeſſert ward; der adeliche Einhäusler ward ſteuerpflichtig, dem Bürgerlichen ward die Führung der Prozeſſe gegen Adeliche im eignen Namen ſchon geſtattet. Drei Jahre ſpäter ſprach man nun dem Bauer Recht auf Grund und Boden zu, wenn er zur Ablöſung der Laſten ſich verſtehe; ja, 1843 ward an der Magnatentafel ſelbſt der Grundſatz laut, daß man in Zukunft außerordentliche Steuern mitzutragen ſich nicht weigern wolle. Vor Allem fand der Geiſt in Graf Stephan Szecheny ſeinen ruhig ernſten Ausdruck, demſelben, der die Schroffheit der Parteien zu brechen und durch Feſte zu verſöhnen wußte, der Pferderennen, Dampfſchifffahrt, Caſino und Theater nach einander ſchuf und in dem Bau der Kettenbrücke das Brückengeld vom Adel zu erzwingen hoffte. Einſeitiger und weniger gemeſſenen Geiſtes ſtrebte Ludwig Koſſuth nach dem gleichen Ziele, indem er den Beruf als Rechtsanwalt verließ und nun durch Schrift und Wort im Eifer für die Ehre ſeines Landes bald Alles neu zu gründen und förmlich umzuſchaffen ſuchte. Vereine zur Vervollkommnung der Induſtrie, Anlagen von Fabriken, Ausbildung und Verbindung der

Gewerke durch Unterricht, Sparcassen und Eröffnung neuer Absatzwege, das war der Weg, auf dem er seines Volkes Ehre suchte, von Wesselenyi, Deak, Batthyany, Teleky und Andern unterstützt. Mag man darüber urtheilen wie man will, man muß gestehen, daß diese Männer zum Haß des Unrechts, was die Zeit erzeugt, nicht eben unberechtigt waren, wenn man erfährt, wie schwer das alte Recht schon auf den Schultern Derer lastete, die sie mit einem neuen Recht beglücken wollten. Denn solch ein Bauer auf dem Gute des Magyaren sollte nach altem Recht ableisten an Frohnen zweiundfünfzig Tage Zugarbeit und dreimal so viel Handarbeit, den Zehnten an die Kirche, den Neunten seines Wein- und Feldertrags und einen Gulden Grundzins für das Joch an seinen Herrn, dazu die Steuer zur Besoldung der Beamten und des Heeres, die Unterhaltung aller Straßenbauten, des Krieges Last, den Brückenzoll und was dergleichen mehr, indem der Herr sich noch das Recht auf Jagd und Fisch- und Vogelfang allein behielt. War's möglich, daß der Landbau unter dem Gesetz in Wahrheit wohl gedeihen konnte? — Und in den königlichen Freistädten, wo sich nach altem Recht der Rath der Bürger nur durch eigne Wahl ergänzt, so daß ein Adel anderer Art die Stadt allein regiert und auf den Reichstagen nicht sie, sondern sich selbst vertritt, war es nicht in der Ordnung, daß das einmal sich ändere? Allein was Jahre und Jahrzehende nur nacheinander reifen lassen, wird nie im Sturm des Augenblicks errungen und gewonnen; es setzt der Stürmende vergeblich seine Kraft daran in diesem Augenblick, doch wer die Zeit der Reife zu erwarten weiß, der hat die schönere Frucht mit leichterer Müh. — Hier scheiden wir von Pesth und sagen Ofens Mauern Lebewohl; vielleicht, daß jene Mauern einst nur freundlich stets zur Schwesterstadt hinüberschauen.

Fünftes Kapitel.

Man hatte früherhin zur Reise nach Semlin allein die Wahl zwischen der großen Fahrpost und den Neusatzer Fuhrwerken, da keine Donau-Dampfschifffahrt bestand. Die Poststraße

am rechten Ufer des Stromes läßt dort die alte Krönungsstadt Stuhlweissenburg mit seiner sumpfigen Umgebung, die durch Canalanlagen abgeleitet worden ist, noch meilenweit zur Seite liegen, berührt bis Serard, wo ein weitberühmter rother Wein gewonnen wird, wenig bedeutendere Marktflecken, läßt Fünfkirchen mit seinem alten Bischofssitz noch weit zur Rechten an den Bergen, erreicht das weitberühmte Mohács und die Donausümpfe dort bis Essek hin, betritt bei Bukovàr das schöne Syrmien und geht am Südrande der weinbedeckten Fruschka Gora gleich auf Semlin, oder umzieht den Nordrand dieses herrlichen Gebirges bei Illok, Peterwardein und dem gegenüber liegenden Neusatz, um über Karlowitz und an der Theißmündung vorüber die Savemündung unweit Belgrad zu erreichen. Niemand benutzte für die ganze Strecke von etwa sechszig Meilen diese Post, da sie, zur Sicherheit allnächtlich ruhend, mehr als acht Tage zu dem Wege brauchte und dennoch oftmals ausgeplündert ward. Dagegen machte man in halb so langer Zeit den Weg mit den Neusatzer Fuhren, die jede Woche Güter, türkische Wollenwaaren, Felle und dergleichen nach Pesth heraufzubringen und dann mit raschen Pferden meist zu mehreren durch die verrufenen Ebenen heimzukehren pflegten. Mit Lebensmitteln wohl versorgt trat man die Reise an, gleich hinter Pesth die vierzig Meilen lange weite Ebene betretend, die zwischen Theiß und Donau als kaum merkliche Wasserscheide zu beiden Seiten hin in Sümpfe sich verliert. Auf dem ganzen weiten Gebiete sind nur zwei eigentliche Städte, Kecskemet und Theresienstadt, je mit etwa dreißig Tausend Seelen. Größere oder kleinere Flecken und Dörfer giebt es besonders in der nördlichen Hälfte dieser Ebenen, der allverrufenen Kecskemeter Haide, nur sehr wenige. Nur Pußten und „Szallasse" liegen zerstreut auf den endlosen Räumen, welche durch geradlinigte Grenzen in große Besitzungen eingetheilt sind. Kein Baum, kein Graben bezeichnet den Weg, der in der trockenen Jahreszeit nur an den leise eingedrückten Wagenspuren zu erkennen ist, die in dem kurzen Grase aneinander hinlaufen. Vielleicht alle halbe Stunde eine Pußta oder ein einschichtiges Wirthshaus, zur Linken allein die grüne Ebene, zur Rechten noch die Berge drüben um

Stuhlweißenburg, so fährt man anfangs längs der Donau hin zum Flecken Taksony, dann weiter einwärts auf Kun Sz. Miklos, einen hellen geräumigen Flecken im Gebiet der Kumanen, deren Land wie das der Jazygen unmittelbar unter der Krone steht, welche den Obergespännen derselben den Namen „Kapitaine" auch heute noch gelassen hat. Sie sollen im Jahre 1086, da sie mit Beute beladen in ihre unbekannte Heimath wieder abzuziehen dachten, durch König Ladislaus I. bewogen sein im Lande zu bleiben und christliche Religion anzunehmen, sind aber mit den Magyaren, mit denen sie vielleicht als Bogenschützen kamen, im Lauf der Zeiten nun der Art verschmolzen, daß zwischen beiden bis auf die Verfassung gar kein Unterschied geblieben ist. Nicht weniger unbekannt ist der Name der Hayducken, deren Namen auch noch die räuberischen Bergbewohner Dalmatiens führen. Sie bildeten früher eine Art Grenzwache und hielten immer treu zu den Königen, daher sie für die treuen Dienste Land und Freiheiten erhielten. Ihr Länd um Debreczin herum umfaßt nur gegen achtzehn Quadratmeilen; sie selbst sind meistens Protestanten, an dreißig Tausend Seelen stark. Da sie wie unsere Gensd'armen zur Aufrechthaltung bürgerlicher Ordnung dienten, so hat sich für gewöhnlich der Begriff eines Frohnvogts oder Polizeidieners mit ihrem Namen fest verknüpft.

Jenseits Kun Sz. Miklos geht es nun immer wieder an Szallaschen oder Pußten hin, die durch den jährlich erneueten weißen Anstrich ein freundliches Ansehn erhalten. In den Szallaschen sitzt der Pächter oder Oberaufseher der Heerden mit seiner Familie und bauet in der nächsten Nähe den Bedarf an Korn und Mais und selbst ein wenig schlechten Weins. Die zugehörigen Rinderhirten bleiben selbst bei strengster Kälte stets im Freien und werden so in ihrer ewigen Pelztracht die verrufenen Gulyás, die von den Reisenden als Räuber so gefürchtet werden; die sanfteren Schafhirten oder Jubász aber folgen zumeist mit Klarinette, Strickzeug, Hund und Hirtenstab der Heerde nach, indem ein Esel mit dem Proviantsack auf dem Rücken der Heerde selbst als Führer dient. Für Reisende ist Obst und Wein, nicht immer Brod zugleich, auch wohl ein leidlich Nachtquartier in

jenen einschichtigen Wirthshäusern zu haben, die mit den Pußten oft vereinigt sind. Dort hält man alle drei vier Stunden an, entläßt die Pferde zum Grasen und schüttet dann ein wenig Hafer vor, indem man sie bei Namen ruft. Ists Nacht, so leuchten weit und breit die hellen scheinbar nahen Hirtenfeuer auf; die Bauern schlafen in und unter ihren Wagen um mit der ersten Morgenfrühe wieder aufzubrechen. Brod und Käse, dazu ein Slibowitz, macht das Frühstück, ein stark mit Paprika (spanischem Pfeffer) gepfeffertes in Speck mit Zwiebeln, Salz und Kümmel über Kohlengluth bereitetes Stück Rindfleisch, der Guylas schöne Lieblingsspeise, behagt aufs trefflichste zum Mittagsmahl und weckt den Durst zum Wein, von dessen Wirkungen dann wieder ein großes Glas mit Slibowitz befreit. Ueber Szabadszállás, ein schön gebautes großes Dorf mit einer Poststation, geht es so fort zum freundlichen Badkert auf Hallas, einen großen weitläuftigen Marktflecken, wo man die zweite Nacht zubringt. Ueberall findet man einige Ungarn, mit denen man deutsch reden kann, wiewohl der Deutsche hier fast gar nicht angetroffen wird, indem diese niedrigen von Sumpfstrecken unterbrochenen Ebenen für ihn ein wahres Grab geworden sind, wenn er sich anzusiedeln wagte. Und freilich sind die Nächte oft so kalt, daß man auch in der Sommerzeit des Pelzes hier nicht wohl entbehren kann, wiewohl das fast im ganzen Lande ähnlich ist; daher man vielmehr meint, des Deutschen Liebe zur Kartoffel sei der Grund von seiner Sterblichkeit, da diese in dem fetten Boden hier nicht mehlreich sich entwickeln könne. Allein hat er die ersten zwei drei Jahre überstanden, so bleibt er frisch und wohl dabei, daher der Grund noch mehr wohl in der eignen Luft der Ebenen zu suchen ist. Und in der That, wenn man zu Pesth noch deutsche Luft zu athmen meint, so merkt man jetzt, wo man Theresianopel näher kommt, daß man im Süden sich befindet, indem der Himmel dunkelblauer glänzt und mildere Lüfte fächeln. Doch sieht man dies der Stadt nicht an, da sie, obwohl neu und reinlich, mit geschmackloser Weitläuftigkeit nur auf Befehl der Regierung, nicht aus dem Leben des Volkes erwachsen ist. Erst jenseits derselben gewinnt das Land plötzlich ein ganz anderes Ansehn; man glaubt in einer Ebene unseres Landes zu sein, in-

dem man wieder Brücke, Bach und Wiesen, höher liegende Aecker und Hügelreihen erblickt. Unzählige Pußten neben einander, einzelne Laubwäldchen zwischen den Gehöften der Ackerwirthe, freundliche Leute in den reinen Gastzimmern — so nahet man dem Dorfe Topolya, welches sogleich als Wohnort der Serben, oder wie der Oestreicher sie von hier ab bis zur Grenze nennt, der Illyrier (magyarisch Rátz), an seiner engeren Bauart erkannt wird. Fast eben so zahlreich als diese bewohnen nun weiterhin Deutsche das Land; Straßen und Gräben sind wohl erhalten; Mais, Weizen, Gerste, Roggen und Hafer gedeihet nach einander auf ungedüngtem Boden, wenn dieser nur tief umgerissen wird, und dafür sorgen die fleißigen Menschen, an denen man vorüberfährt, bis man die weitberühmte Fruschka Gora aus der Ferne, dann ihre Traubenberge, das Donauthal, die steilen Abfälle der Felsen drüben und plötzlich Peterwardeins weiße scheinbar kleine Felsenfeste vor sich hat, mit der zugleich Neusatz und seine vielen Thürme sichtbar werden — ein zweites Ofen und Pesth; Neusatz, die Neugesetzte, seit 1739 erst entstandene schnell erblühete Stadt, schon halb ein Bild des Orients, nur daß die türkische Moschee noch unter seinen Kirchen jeden Glaubens fehlt; Peterwardein, im Lied vom „tapfren Ritter" längst bekannt, eng, klein und sauber in der untern Festung, und Alles deutsch und eng gekleidet in der Stadt, von oben her den ganzen Donaubogen und die Schiffbrücke bestreichend, die ihm Neusatz zu Füßen legt!

Wir naheten jedoch dem Leben hier diesmal auf andrem Wege; uns trug das Dampfboot abwärts auf dem vielgewundenen Strome, pfeilschnell dahinschießend zwischen den Saaten und Weiden der ebenen Ufer. So waren denn die Thürme und die Berge bald verschwunden, die noch von Buda-Pesth herüber winkten, bis auch der letzte Streifen blauer Berge sich verlor hinter den Wellen des Ufergeländes. Nur hie und da ein Dörfchen tauchte auf; Gänse, Pelikane und andere Strandbewohner umschrieen die Inseln und Bänke der Donau; zahlreiche Heerden großer weißer Rinder mit spitzen weit abstehenden Hörnern, schwärzliche Büffel mit rückwärts verbogenem dicken Gehörne, Roßheerden mit den wohlberittenen Hütern hinterdrein, die man Czikoschen nennt, Schiffmühlen oft zu mehreren mit einander

verbunden und drauf ein kecker Müllerbursche, dann wieder aus dem Obstbaumschlag hervor ein weiß getünchtes Häuschen oder mehrere vom Dorfe der Illyrier; Frauen und Mädchen von dorther auf dem Wege, um Trauben, Pfirsich oder Pflaumen zum Verkauf zu tragen, dahin wo jedesmal die Dampfbootsgäste wechselten; im Schein der Abendsonne jetzt die malerischen Berge von Villany und Hersany, die im Südosten dort die weite Ebene schließen; an Mohacz noch vorüber, wo König Ludwig II. mit jugendlicher Unbesonnenheit sich selbst, Bischöfen, Rittern und Magnaten durch Solimann schmachvoll ein Grab bereitete — dann war der Tag dahin; wir ankerten bei Apatin, dem deutschen Markt des Bacser Comitats, um mitten auf dem Strom die neue Sonne abzuwarten. Es war da unten bei den Schläfern eben nicht geheuer; ich dachte noch an Mohacz und an Ludwigs Untergang im nahen Ufersumpf, dann an die wilden Hirten, die in den Ebenen bis zur Theiß die kleinen hageren Rosse tummeln, die weingefüllte Kürbisflasche an der Seite, die kurz gestielte lange Lederpeitsche in der Hand, mit blanken Sporen angethan, auch heute noch die ächten Söhne Arpads, wenn es ein Wild, ein Pferd, ein Rind zu rauben gilt, das ihnen wohlgefällt; — da ward's im Schiffe wiederum lebendig und es ging weiter nun an Erdöd hin, auf Vukovár, wo Syrmien beginnt, den Raum erfüllend zwischen hier zur Sau und nach Semlin. Dort stieg ich aus, um herrlicher des schönen Landes zu genießen und jenen Wegen nachzugehn, die Tausende zu Sieg und Tod aus allen Zungen hier betreten haben. In dem kleinen kaum von sechs Tausend Seelen bewohnten freundlichen Vukovár ist der Durchgangspunkt nach dem Westen, wohin die Straße über Esseg nach Italien führt. Man trifft die östreichischen Beamten gemüthlich heiter jeden Mittag an der Gasthaustafel, und gern erzählen sie, wie Land und Leute dort hinaus beschaffen sind. — Des Wegs nach Esseg, so erzählen sie, sieht man, was man von Raab an nicht gesehn — ein Stücklein Wald! fährt aber sonst an einzelnen Wirthshäusern nur immer in der weiten Ebene dahin. In ungesunder Lage, doch schön massiv erbaut, in den weiten Niederungen der breiten Drau liegt Essek selbst, die alte Feste, wo schon die Römer eine Straße durch die Sümpfe pflasterten.

Sie ist nur klein; doch bringt das Leben der Beamten, die hier gern Ruhe suchen, vereint mit reichem Anbau ringsherum und ziemlichem Verkehr, Wohlstand und freundliche Geselligkeit. Gleich jenseits geht es durch das neue helle regelmäßige Josephsdorf am Schloß des Obergespanns vorüber, und dann auf geraden Durchschlägen von einem Ort zum andern immer durch die Wälder hin, welche das ganze rechte Ufer der Drave bedecken. Alles ist ganz wie in Ungarn, nur daß man diesseits mehr Getreide und drüben in den weiten Ebenen mehr Flachs erbaut; so lebhaft aber ist der Handel und Verkehr, daß noch auf eine Meile über die Drau hinaus der Ungar überall slavonisch spricht, weil er des Slawen Früchte und Getreide nicht entbehren kann, wogegen dieser nicht ein Wort magyarisch lernt. Ganze Tagereisen weit fährt man durch Ortschaften eines und desselben Grundbesitzers, so daß man heut eins von den vierundvierzig Dörfern des Barons von Brandau, morgen das Gebiet des Herrn von Jankowitz, dann das Gebiet des Grafen Behaczewitz durchfährt, indem die Straße anfangs noch immer in der Nähe des Flusses bleibt. Erst gegen den Marktflecken Veröcze oder Werowitz, tritt man dem Fuße der eben nicht bedeutend hohen Bergkette Kariewcza näher, welche des Landes Stromgebiete von einander scheidet, und bleibt bis Kopreinitz immer am nördlichen Abhange derselben, von Werowitz ab über Hügel dahin fahrend. Dann zwischen den beiden allein der Krone zinsbaren von drei und vier Tausend Seelen bewohnten Freistädten Kopreinitz und Kreutz, den ersten Ortschaften Croatiens, überschreitet die Straße die Berge, in weiter Einsenkung zwischen dichtem Gesträuche über Hügel dahinführend, und geht nun zu den weiten Ebenen der Save nach Agram sanft hinab. Durch die lange Stadt der Aebte, Dpatowina, erreicht man den Anfang des andern gewerbetreibenden Stadttheils Harmitza am großen Marktplatze, beide an einem Hügel erbaut, auf dessen Höhe die obere Stadt von einer besonderen Mauer umschlossen castellartig gelegen ist. Dort liegen in regelmäßigen Vierecken die Paläste des Obergespanns, des Banus von Croatien und des commandirenden Generals. Reihen stattlicher Häuser mit flachen Dächern in italienischer Art liegen daneben, und in

der Mitte steht auf kleinem Platze die St. Marcuskirche. In der Harmitza, deren Hauptstraße von dort zum großen fast vierhundert Schritt langen Markte hinabzieht, entfaltet der Handel sein Leben; die alte prachtvolle Domkirche nebst bischöflicher Residenz und zahlreichem Domcapitel, gleichfalls von Mauern umgeben, ist hier das Bollwerk der lateinischen Kirche gegen das nicht unirte Griechenthum, das wenig zahlreich in der Stadt vertreten ist; das Ständehaus versammelt in den schönen Räumen die Abgeordneten des unter einem Ban vereinigten Croatien-Slavoniens, indem die Banaltafel nun an Stelle der Magnatentafel tritt. Agram ist so der Mittelpunkt des ganzen Lebens dieser Länder; denn selbst das Leben in der Gränze, so weit sie zu Croatien gehört, wird nur von hier geregelt und geleitet. Es ist aber bekannt, daß die häufigen Einfälle der Türken den friedlichen Ackerbauer daselbst ewig und immer zugleich zum Dienst der Waffen zwangen, und daß dann fernerhin die Pest verschiedentlich von dort her über große Theile Deutschlands sich verbreitete. Beidem entgegen zu wirken war dort, wo man die kriegsgeübten Wächter in den der Tyrannei entwichenen von Rachegluth erfüllten Flüchtlingen schon vorfand, nur noch die ordnende und ergänzende Hand der Regierung hinzu zu fügen. Sie nun bewirkte, daß die zerstreueten Hütten der riesigen bei schmaler Kost lang aufgeschossenen Kalkgebirgsbewohner zum Meere hin in der Liccaer Gränze regelmäßiger an einander gereihet und zu Dörfern vereinigt wurden, ließ in der Karlstädter Gränze zur Kulpa und zur Unna hin geschlossene Ortschaften entstehn, und schuf dann an der Drau weiter zurück im Warasdiner Gränzbezirk eine Art Reserve oder Hülfsmannschaft zur schweren Zeit, während drei andere größere Bezirke von Peterwardein aus und Temesvar und Herrmannstadt geordnet wurden. Ueberall trat, statt des bürgerlichen Regiments im Provinziale, dort durch und durch soldatische Regierung ein, die sich bis auf die Schule und das Haus erstreckt; das ist der ganze Unterschied. Die Officiere, von Wien oder sonst her dorthin gesandt; sprechen nur deutsch, der ganze Dienst ist deutsch vom Meere bis zur Bukowina hin. Alles ist geordnet durchs Gesetz, welches bestimmt, wie lange Jemand dienen und

arbeiten muß, unter welchen Bedingungen er sein Haus etwa verkaufen und vertauschen darf, wie der Gewinnst des Hauses selbst Schwachen oder Kranken doch zu gute komme, wann von dem Staate etwa eine Unterstützung zuzugeben ist, und was dergl. m., so daß in Wahrheit nur ein väterliches Herz und etwas Einsicht dazu nöthig ist, um sich die Liebe seiner Leute zu erwerben. Daraus aber ist zu begreifen, daß gerade auf der Gränze, wo der Officier in jeder Art nur unter seinem Vorgesetzten steht, der beim Hofkriegsrath in der Hauptstadt ihn vertritt, indem er selbst die Menschen hier in ihrem wahren Thun und Treiben kennen lernt, sich Freundlichkeit und Bildung in dem Maaße findet, daß man darüber fast erstaunen muß. Vollständig mit ihrer gegenwärtigen Verfassung ward die Gränze erst hergestellt im Jahre 1807 und kostet dieselbe dem Staate jährlich etwa eine Million Gulden. Allein wenn man die freundlichen Dörfer sieht mit den Alleen an Fahr- und Fußwegen, dahinter Obstbäume und Kornfelder und oftmals besser angebaut als anderswo, und dazu weiß, daß alle diese Gränzer in vier Stunden fertig sind, um auf den Wink des Kaisers dankerfüllt zu ziehn, wohin er will, so wird man leicht begreifen, daß doch die theilweis kostbare Verwaltung dieser Gränze, sich mit der Zeit sehr wohl bezahlen kann. Die zu Brigaden vereinten Regimenter haben je zwei Bataillone zu sechs Compagnien, und diese haben neben ihrem Hauptmanne und drei Officieren noch je einen Verwaltungsofficier zur Beaufsichtigung der landwirthschaftlichen Verhältnisse; außerdem aber ist stets zugleich für Schule und Kirche gesorgt, und manches Dorf verschiedenen Glaubens hat öfters zwei derselben durch Vorsorge der Regierung. Bei näherer Gefahr sind auf der ganzen Gränze von 227 Meilen Länge statt 5000 wohl 7000, höchstens aber 11000 Mann im Dienst; die Zahl der ganzen waffenfähigen Mannschaft beträgt aber 214000 Mann. Je eine Woche ist der Mann im Dienst, um doppelt so lange wieder frei zu sein. Die Hausgenossenschaft, die selbst bis achtzig, doch für gewöhnlich zehn bis zwanzig Köpfe zählt, giebt ihm die Lebensmittel mit, oft freilich nur ein wenig Haferbrot, wie hier im unfruchtbaren Westen, wo selbst die Flüsse in dem kahlen Kalkgebirge versiegen und unterirdisch nur den Weg zum Meere finden. Ein Jeder

kommt wie er daheim gekleidet ist, und fährt, wenns weiter ist, an seinen Ort zurück. Die einzelnen Posten stehen nächtlich durch Patrouillen mit einander in Verbindung; in größeren Entfernungen sind Lärmstangen und Böller angebracht. Die Hütten, halb in den Fels hineingebaut mit starkem Dach an der trockenen Gränze, die hier meist kahl und unbewaldet ist, werden auf der nassen Gränze durch Tscherdaken ersetzt, d. h. durch ein Holzdach auf viereckterm Mauerwerk mit einer Gallerie, die etwa zwölf Mann fassen kann. Im Dorfe selbst steht dann zumeist der Officier, der je nach Umständen das Standrecht oder Gnade übt. Das etwa ist die Einrichtung des Ganzen, wenn man dazu noch jene Nassadisten oder Tschaikisten rechnet, die an der Theißmündung zu gleichem Zweck auf Donauschiffen dienen, die ihnen diesen Namen geben. Doch darf hier nicht verschwiegen werden, daß in der ganzen Gränze meist den Frauen das größeste Stück Arbeit aufbehalten bleibt, während die Männer am liebsten mit Bereitung ihres Slibowicz beschäftigt sind, so daß es schon als Zeichen großen Fleißes gilt, wenn es von einem Gränzer heißt, er sei so fleißig als ein Magyar, was, wie wir wissen, wenig sagen will.

Um für die reichen Landesproducte Ungarns nach Westen hin einen Ausweg zu finden, machte man zunächst die Kulpa schiffbar, und konnte nun Getreide, Taback, Wein und Häute vermöge der Save bis Karlstadt hinauf bringen. Noch aber blieb von hier aus eine doppelte wandartig zum Meere abfallende Gebirgskette zu überschreiten. Die alte Karolinenstraße von Karlstadt nach Buccari und Porto Ré im sogenannten Seebezirk, dem unter eigener Verwaltung stehenden ungarischen Litorale, genügte nicht für einen sicheren Verkehr. Man faßte nun den riesigen Entschluß einen Kanal zum Meere durchzugraben, begann und mußte es dabei bewenden lassen. Da trat Baron Bukassowich mit Fürst Franz Dietrichstein, Fürst Esterházy, Lichtenstein, Erdödy, Forgatsch, Bathyany und Anderen zum Bau der meisterhaft vollendeten Luisenstraße zusammen, die nun in einer Ausdehnung von achtzehn Meilen auf Fiume führt. Sie ist für etwa zwei Millionen Gulden hergestellt vom Jahre 1803 bis 1809 durch Feldmarschall-Lieutenant

Bukassowich's unermüdlichen Eifer und treffliche Einsicht. Nicht in gerader Linie, sondern mit geringer Steigung, nie über vier Zoll auf die Klafter, führt sie halb in die Berglehnen eingesprengt, halb aufgemauert und mit Schutzwänden an den Abhängen versehen, auf den ersten fünf Meilen bis Szeverin fast ununterbrochen an einer Reihe von Häusern vorüber. Denn die nächste Umgebung der nur etwa 350 Fuß über dem Meere aber sehr schön gelegenen kleinen Türkenfeste Karlstadt ist sehr reich angebaut. Nur eine Meile weit von ihr wächst der berühmte feurige Gewürzwein von Stattive, und an der ganzen Straße hin, die dort noch immer nur sechshundert Fuß hoch oder wenig höher liegt, ist Weinberg an Weinberg und Keller an Keller. Etwa alle zwei bis drei Stunden weit steht ein Gesellschaftshaus, und dort wird von dem Frachtfuhrwerk ein sehr geringer Zoll erhoben, während der Ungar auch auf dieser allein durch Privatkräfte erbaueten Straße die alten Privilegien benutzt, um frei zu fahren, weshalb denn auch alljährlich mehrere Tausend Gulden behufs der baulichen Erhaltung zuzuschießen sind. Erst auf den nächsten fünf Meilen über dem Dobrathale bei Skrat ist man zwei Tausend Fuß hoch über dem Meere und steigt dann noch etwa Tausend Fuß zum höchsten Punkt hinauf, der auf der vierten Meile vor Fiume liegt. Auf dieser ganzen Strecke aber trägt das Gebirge einen sehr wilden Charakter; auf allen Seiten ragen kahle Felsen hervor, die jedoch sämmtlich von dem 6500 Fuß hohen Oguliner Kopf überragt werden. Einmal geht es im Zickzack abwärts zum Alpen-Kessel des großen Dorfes Lockwe, wo plötzlich ein reiches Wasser an der Bergwand verschwindet, um vier Meilen weiter in einem kleinen Teiche wieder zu erscheinen und in die Kulpa abzufließen; dann wieder zwischen hohen Tannenmasten fort, die seitwärts eine Strecke fortgenommen sind zur größeren Sicherheit, den ersten Tannen die seit Böhmen der dem Reisenden begegnen. Trotzdem hat die Straße überall Menschen zur Ansiedelung hergelockt, selbst von der untern Save her, so daß in Moravicza eine Serbencolonie gefunden wird und in den Posthäusern oft ein Gemengsel aller Sprachen zu vernehmen ist, lateinisch, deutsch, kroatisch, italienisch und krainerisch, zumal wenn Schnee die Fahrbahn Tage lang verweht oder die furcht-

bar eiskalt aus Nordost herstürmende Bora Alles dort zusammen treibt. „Ja nesnam“ (ich weiß nicht) sagt der Slavonier; „ja nieszniem“ stimmt der Kroat mit weichlich schlürfendem Tone nach und fordert für die schwere Dienstleistung bescheiden eine „Holba“ (halbe) Wein; „jest'gospodine“ (so ist's, Herr) ruft es dort, „schi schingor“ tönt es schon halb italienisch nach und ein „Evviva“ ruft vom Tisch der Zecher dort herüber. Hat man den höchsten Punkt über dem Meere in der Ravnopodolje, 2936 Fuß hoch, erreicht, so zieht die Straße in scharfen Windungen hinab, die Schneehäupter der Hauptkette zur Seite lassend, in weiter Ferne rechts den Alles überragenden Schneeberg, zur Linken nahebei den Tahovich. Noch einmal scheint aufs neue eine Kette vor dem Auge aufzusteigen; allein es ist der Montmajor, an welchem Istrien sich festhält, und drüben an der andern Seite liegt Triest. Dann leuchtet wie ein großer Binnensee das Meer herauf, um erst noch öfter wieder zu verschwinden; die Menschen sind häßlich mit offener Brust und phrygischer Mütze statt des bis dahin gebräuchlichen runden kroatischen Hutes; das Gebirge in seiner wildesten Zertrümmerung, ein sogenannter Karst, wie zwischen Laibach und Triest, sieht mit dem kahlen schroff und zackig übereinander geworfenen Gestein so öd und düster aus, daß man die Gegend dort Schalostje (Jammer) nennt. Zwei Meilen von Fiume ist die letzte niedrige Bergterrasse zurückzulegen; das Meisterwerk der Straße, der sogenannte Zirkel, führt dahin hinab, einmal südwärts und weiter unten nordwärts an demselben Berge hinablaufend. Jenseits desselben liegt eine lange mit kleinem Geröll ganz dicht besäete Ebene, wahrscheinlich ein Binnensee, den seine Kalkunterlage verschluckte, wie man dergleichen in den Karsten öfter findet. Hoch über der Ebene liegt Schloß und Dorf Grobnik; man ist hier unten am Grobniker-Felde noch etwa Tausend Fuß über dem Meere. Nun erst hört Haferbrot, Kartoffeln, Hunger und Armuth wieder auf, die überall von Severin herüber nur zu finden ist; die Bauern von Grobnick verfertigen sehr schöne Nußbaummöbel, und weiterhinn beginnt der Ackerbau. Die letzte Meile führt zur tiefen Felsenspalte der Fiumera. Zweihundert Fuß tief reichen die Wände hinab; in der Mitte der linken Felswand ist eine Terrasse

eingesprengt, die in einer Länge von 6000 Fuß zur Stadt hinabführt. Die Arbeiter wurden an Stricken behufs der Sprengung von den Felsen hinabgelassen; Viele verunglückten, man konnte fast schon keine Arbeiter mehr finden — nun aber blickt man hier in der fortan genannten „Porta hungarica" nicht ohne Schwindel in die Tiefe zur absatzweise niederschäumenden Fiumera und voll Erwartung auf den schmalen Streifen Meers; dann kommt die letzte Wendung, und vor uns liegt vom Mastenwald umgeben hellleuchtend hoch und schön Fiume da. Alles Volk, zur Winterzeit in dunkle kurze Wollmäntel gehüllt und die Kapuze über den Kopf gezogen, spricht noch kroatisch oder ein jämmerlich verstümmelt Italienisch. Im Gasthofe jedoch ist Alles schon das Leben von Italien, und in der Kirche tönt vom Hochaltar die Messe aus dem Munde der „Abbati" den blonden östreichischen Beamten und den kroatisch häßlichen Gestalten der dunklen Eingebornen gleicherweise. Im großen Gastzimmer kennt man zur strengen Winterzeit den Ofen noch; aber der lebhafte Verkehr der Zeitung von Triest und Mailand und seine häufigen Ausrufungen „corpo di Dio!" oder „per Bacco" (beim Leibe Christi — bei Bacchus!) erinnern wieder an Italien. So auch das Leben auf dem hohen Uferdamm am Meere, oder am kleinen Molo, wo die Fischerbarken liegen. Nichts sind die allbekannten Eckensteher gegen den Trupp verdienstbegieriger und müßiger Fachini (Lastträger) und Fattore, und gegen all das Lärmen, Lachen, Schwatzen, Fluchen der Matrosen, der Fischer, Käuferinnen oder Bürger. In großen Wannen liegen lange schmale Seekrebse neben blauweißen Ungeheuern in Molluskenform, die Lieblingsspeise in der Fastenzeit; dazu eßbare Muscheln aus dem Kalkgestein von Buccari, die wunderbaren Datteli, flachlichte Schollen, breitköpfige Meerforellen u. dgl. Still und ruhig spielt das Meer zu unsern Füßen, da es, fast rings umschlossen, nur selten sich empört. Drüben steigt Istrien steil aus dem glatten Spiegel auf; unzählige helle Punkte an den Abhängen und am Meeresrande schimmern herüber, die Dörfer mit ihrem weißen Anstrich, darüber das rauhe Gebirge bis zum Mont'major hinauf. Niedriger, aber ebenfalls in wilder Zackenform, erscheinen die südlichen Inseln Cherso und Veglia, vielfach zerklüftet das Ge-

birge über der Stadt selbst. Dort liegt zugleich die alte Stadt auf der Höhe mit vielen engen steilen Straßen; hier unten ist die schön gebauete neue Stadt und an den Quadern spiegeln ihre Häuser sich im Meere. Zehn Tausend Seelen zählt die Stadt; nur eine Meile weit liegt die Zollgrenze nach Illyrien; ein schlechter Weg führt achtzehn Stunden weit steil durch die kahlen baum- und strauchlosen Klippen des öden und fast unbewohnten Karstgebirges nach Triest. Erst in der Nähe dieser seit 1719 durch Kaiser Karl VI. zum Freihafen erklärten und dadurch theilweis neu erwachsenen großen Seestadt hören die grauen Kesselformen des unheimlichen Karstes wieder auf, zur Rechten zieht die Straßenbahn von Wien herab, da unten ist die Bergwand reich mit Reben rings herum bekleidet; es giebt nichts Schöneres als eine so von hohen zackigen Felshäuptern im weiten Halbkreise umragte Hafenstadt, auf deren schönen Quadern man alle Trachten durcheinander sieht. Fiume ist von der Zollgrenze mit umschlossen, welche landeinwärts von Triest sogleich sich fortsetzt, und darin liegt der Grund, warum das erstere so todt und öde ist. Hier aber, wenn man gefragt wird: „Is woar, san Sie da drunten bei den Tirken gewest? Nun wie g'fällt es Ihnen bei uns? Aber i waas schon, hier is nix; die jungen Männer nix wie an Tobahk rauchen und a Biljahr spiele — nach Mailand miessens gehn!" — man zweifelt, ob man nicht Triest den Vorzug geben soll, wenn auch Französisch, Italienisch und jede andere Sprache dort wie unser Deutsch behandelt wird. Oft liegt die Post von Wien, wenn hier die Bora durch die Straßen stürmt mit einer Heftigkeit, daß man minutenlang sich an den Straßenpfeilern halten muß, drei Tage lang bei Adelsberg herum, weil sie sich dann nicht über das Gebirge wagt; ist man jedoch zum Thal der Sau nach Laibach wiederum hinab gestiegen, dessen große Ebene nur noch Tausend bis fünfhundert Fuß über dem Meere liegt, so kann man vermöge des dort schiffbar werdenden Stromes, der zwischen kaum Tausend Fuß hohen Bergen nun wasserreich dahin fließt, nach Agram widerum zurück und weiter abwärts bis zur Kulpamündung nach Alt-Sziszek fahren. Von diesem Dorfe aus wird viel Getreide aus Slavonien und dem Banat auch auf der tiefen Kulpa in die oberen

Ortschaften verfahren, daher hier und zu Jaszenovácz, einem Flecken am Einfluß der Unna, viel Schiffe erbaut werden, wozu das Holz meist aus dem türkischen Gebiet bezogen wird. Ein schöner Damm, ein altes Römerwerk, führt in den Ort, der noch viel Säulentrümmer, Quaderstücke, Leichensteine und mehr dergleichen Alterthümer aufzuweisen hat. Das freundliche Neu- oder Militär-Szisek liegt ihm gegenüber und weiter aufwärts die Stabsorte der sogenannten Banalgrenze, Petrinia und Glina, hinter denen dann Szluin, Ogulin, Ottochacz und Gospich (an der Licca) als die vier Stabsorte der Kroatischen Grenze in unfruchtbarer Abgeschiedenheit gelegen sind. Kreutz und der Markt Georgen, dort auf den Bergen ziemlich fern vom weiten sumpfigen Thale der Sau, bilden die beiden Warasdiner Grenzregimenter; Gradiska, Brood und Peterwardein endlich nebst dem Tschaikisten-Bataillon zu Titel an der Theiß die Regimenter des Slavonischen Districts. Das ganze Thal der Sau ist tief und sumpfig der Art eingeschnitten, daß beiderseits die Berge weit zurückweichen, sowohl nach Norden als nach Süden hin, zur Grenze Bosniens und Serbiens; schwere Getreideladungen werden durch Pferde stromaufwärts gezogen, so lange nicht die überschwemmten Ufergegenden daran hindern; Tscherdaken sind der bessern Umsicht wegen oft tief im Sumpfe erbaut; der Anbau ist im Ganzen spärlich nur zu nennen. Bei Mitrowitz dem alten Sirmium der Römerzeit, eine starke Tagereise oberhalb Semlin, erweitert sich das linke Ufer fast bis zur Fruschka Gora hin zu einer unendlich fruchtbaren der Lombardei vergleichbaren Ebene, in der die angesessenen Gutsherrn ihre Landhäuser und Schlösser statt der Villen haben. Ein schöner kräftiger offener Menschenschlag, die Männer magyarisch, die Weiber halb türkisch mit turbanartigem Kopfzeuge und weit herabfallenden Gewändern bekleidet, serbische Auswanderer, die nach zweihundert Jahren noch den Namen „Spahi" zur Bezeichnung ihres Gutsherrn beibehalten haben, bewohnen diese Gegenden, und wie zu Wien sieht man zu Mitrowitz, obwohl nur eine Viertelmeile von der Grenze, die Officiere und die Damen ganz in deutscher Art verkehren und gekleidet. Hier nun sind wir in der neuerdings zur besondern Verwaltung von Ungarn abgetrennten serbischen

Wojwodina, dem wahren Lande der Serben, die als Bewohner Syrmiens und der Bacsca bis Theresianopel hinauf fortan unter einem Vice-Wojwoden zu einem besonderen Volke zusammen gefaßt werden sollen, wie die Croaten und Slavonier unter dem Ban, während auch das Temeser Banat als Land der Schwaben und Siebenbürgen als das Land der Sachsen vom eigentlichen Ungarlande, den fünf Districten Pesth-Ofen, Oedenburg, Kaschau, Preßburg, Großwardein, mit je funfzig bis sechzig Stuhlgerichtsbezirken, bestimmt geschieden ist. Und hiermit kehren wir denn zur Fortsetzung unserer Reise nach Vukovár zurück, um gleich von dort die schöne Fruschka Gora zu besuchen.

Die Fruschka Gora gehört den Mittelgebirgen an und vereinigt die Pracht der Natur mit reichster Fülle der Gaben. Daher liegt Kloster an Kloster auf diesen gesegneten Bergen, und ob auch die Türken die Rebe verachten, ist sie trotz deren Herrschaft nicht verschwunden, seitdem der Kaiser Probus die ersten Reben hier durch römische Soldaten pflanzen ließ, die ihn zum Dank dafür ermordeten im Jahre 282 n. Ch. G. Aber die Wirthe der Klöster sind griechische Mönche, fleißige frohe und einfache Menschen, welche den Gast mit Freuden empfangen, um selbst vom Feuerwein ihrer Berge gelegentlich das Aelteste und Beste zu genießen. Einfach und traulich sind die Wohnungen, die sich an ihre kleinen unscheinbaren Kirchen lehnen; der Prior, Igumen genannt, so schlicht und einfach wie der Mönch, die Sprache deutsch nächst der illyrischen. Gast von weither, ward ich bei ihnen doppelt freundlich aufgenommen, und nach dem Mahle führte mich der Wirth in die Natur hinaus. Da liegt nun die unendliche fruchtreiche Ebene nach Norden hin, der schöne Donaustrom unmittelbar zu deinen Füßen, Neusatz weit ausgedehnt da drüben, und hüben schimmert weiß und klein Peterwardein ganz friedlich nur herauf, während rechts hin die Thurmspitze von Karlowitz und drüber hinaus das weite grüne Thal der Theiß erscheint; südwärts hinaus die sanfter abhängende Fläche bis zur Save und jenseits die Vorberge des Balkan, die mit der Ferne immer höher aufzuwachsen scheinen. Je mehr man absteigt gegen Peterwardein, um so schöner tritt das Donauufer hervor, zur Linken bis zur Theiß mit weiten Wiesen ein-

gefaßt, aus denen helle seeartige Spiegel und Flußarme heraufschimmern, zur Rechten hart am Strom die Steilabfälle des Gebirges. Dort führt die schöne Straße schnell nach Karlowitz hinüber, das lang und schmal am Strom dahingestreckt gelegen ist, die Stadt von der seit hundert Jahren die Bildung aller Serben und Slavonier den Ausgangspunkt genommen hat. Der Erzbischof von Karlowitz ist nämlich Oberhaupt der nicht unirten Griechen in den östreichischen Staaten, d. h. der zahlreichen Serben in Ungarn, der größten Hälfte der Slavonier und eines großen Theils der Kroaten bis zum Meere hinaus. Als solcher hat er nun den Lehrplan des Gymnasiums zu leiten, auf welchem dort etwa zweihundert Schüler bis zur Universität herangebildet werden, und ist seit einer Reihe von Jahren die Leitung mit solcher Umsicht und Duldung geschehen, daß ein katholischer und zwei evangelische Rectoren an der Anstalt gearbeitet und Erfolge erzielt haben, daß man fünf Meilen von der türkischen Grenze dergleichen nie erwartet haben dürfte. Geographie wird in allen sechs Klassen deutsch gelehrt, da unsere Sprache in den meisten Städten dieses Landes fast eben so geläufig ist als nur das Serbische selbst. Insonderheit aber ist für die vorschreitende Bildung dieser Völker der Umstand von Bedeutung gewesen, daß eine große Anzahl tüchtiger Schullehrer hierselbst gebildet wurde, so daß in dem slavonisch-syrmischen Bezirk allein einhundertundacht Nationalschulen seit langem schon bestanden haben. Die Umgebung der Stadt ist wie ein einziger Weinberg an dieser Seite des Gebirges; der aus weißen und rothen Trauben gepreßte milde und gewürzreiche Schiller, von dem, wenn er alt ist, oft schon ein kleines Glas gefährlich werden kann, wächst hier allein, und wenn die Lese kommt, so eilen Tausende von weit und breit herbei, um Arbeit oder Lust zu theilen, da es hier Riesentrauben giebt die uns an Josua und Caleb mahnen, wenn so der Zug der Winzerinnen, je zwei und zwei den schweren Traubenstock auf ihren Schultern tragend, voran die Kinder mit den Traubenkörben, und hinterdrein die Ochsenwagen mit den Mostgefäßen, ein Pan darauf mit seiner Hirtenflöte, Studentenvolk und Bürger durcheinander im Gefolge, mit all dem frohen

Jubel sich zur Stadt bewegt, darinnen dann bei Milch und Honig neue Lust beginnt.

Gleich hinter Karlowitz führt die Straße um eine Bergzunge herum steil zur Höhe des Gebirges hinauf; rechts im geräumigen Thal, so weit das Auge reicht, ist Alles mit Reben bekleidet, zur Linken, je höher man kommt, erblickt man die Niedrung der Ströme, dahinter die zackigen Berge der östlichen Ferne; dann endlich von oben herab die kaum absehbare Landschaft, die eben und sanft nach Semlin mit stärkerem Abfall zur westlichen Save sich ausdehnt, dahinter die einzelnen Häupter des serbischen Landes und weiter zur Rechten die großen und steilen zu Bosnien zählenden Massen. An einem übel berüchtigten Räuberwirthshause vorüber, wo Weingärten und Maispflanzungen den Ueberfall erleichtern, fährt man auf sanft gesenktem Wege über das öde Flachland dahin zum böhmischen Colonistendorfe India; dann nach Alt-Pasua einem Compagnieorte des Peterwardeiner Regiments mit etwa 4000 meist reformirten Einwohnern, die Weizen und Mais auf der fruchtbaren, sonst immer nur streckenweis mit Mais bebaueten Fläche erzielen. Schaaren von Wachteln und Lerchen, viel Falken und Geyer, zuweilen ein Adler am Wege, sonst Alles einsam und still; dann näher der Donau an Neu-Banovcze vorüber erblickt man die Thürme Semlins, in dem, acht Meilen weit von Karlowitz, die Grenze europäischer Cultur gefunden wird. Eingeschnitten in die Lehmwand der Ebene, mit kleinen schindelgedeckten Häusern, schmutzigen ungepflasterten Straßen und ohne lebendiges Treiben darin, ist es der Sitz der serbischen Kaufleute, welche vereint mit Türken und Griechen den lebhaften Durchgangshandel besorgen, während östreichische Beamte und Soldaten die Quarantaine und das Steueramt besorgen. Die kleinen Bauerwagen auf dem weiten Markte, wo schöne Früchte von unsauberen Händen und Gestalten feil geboten werden, haben so wenig Anziehendes als die großen Staatsbauten und einzeln stehenden massiven Kaufmannshäuser mit den glänzenden Waarenlagern; aber dort drüben, wenn man auf den Donaurand hinaus getreten ist, sieht Belgrads weiße Feste mit der hochgelegenen Burg und einem Theil der unteren Savestadt herüber, und hier am Nordende der Stadt, auf einem

kleinen für sich abgeschlossenen Hügel erinnern grasbewachsene Trümmerhaufen an Johann Hunyad, der darin sich der mächtigen Feinde zu erwehren wagte. Zu Illok drüben in dem Franziskanerkloster unweit Vukovár ruht er, getödtet von der Pest, nachdem die Türkenfeste durch sein Schwert genommen war. Belgrad ist vierzig Tage weit von hier; selbst wenn ein goldbeladener Esel uns in seine Mauern führen wollte, wir können nicht sobald zurück, die zwölf Fuß hohen Mauern schrecken uns, die zu Semlin den Wiederkehrenden erwarten dürften. Denn hier, wo selbst die Botschafter der hohen Mächte der Reinigung sich unterwerfen müssen, wo man auf Alles die Augen richtet, was von der Gränze kommt, und wo aus solchem Grunde ein Theil des regelrechten Heeres gehalten wird, hier ist es schwer, den Späheraugen zu entgehen, die selbst die Falten deiner Taschen tief durchforschen würden. So verlassen wir denn Semlin, die Stadt der oft zertretenen von Bosniaken stolz verachteten Donauserben, die vor dem Gräuel des Türkenregiments, um nicht zu Janitscharen entmenscht die Henker eigener Brüder zu sein, zu Tausenden ins Land der Christen flohen und Oestreichs Heeren sich als Freischaar zugesellten, so lange Siegeshoffnung noch im Herzen blieb. Wir finden sie noch weit nach Norden hin, wohin sie unter Führung ihrer Rom verbundenen Patriarchen zu zwanzig, dreißig Tausend wanderten; wogegen ihre stolzen Nachbarn westwärts in den Bergen darum, von Rom getrennt, die nicht unirte Griechenkirche bilden, weil sie von Rom die ersten Herren einst empfangen hatten.

Sechstes Kapitel.

Das Dampfboot bringt uns nach Panscova (ntsch), der Hauptstadt des deutsch-banatischen Regiments. Selbst bis zu dieser etwa 11000 meist raizische (serbische) Einwohner zählenden Stadt ist durch die Deutschen noch Cultur und Bildung vorgedrungen, indem der General Michalowitch sein Haus zum Mittelpunkt des wissenschaftlichen Lebens macht, und dort gedachte man zugleich zur Zeit noch eines anderen Mannes, der in der

freien deutschen Communität Weißkirchen sein ganzes Streben darauf gerichtet hat, zum Nutzen des etwa sechs Tausend Seelen zählenden Ortes die nahe Sandwüste Bielobrodo mit Holz zu bepflanzen. Diese weiter unterhalb an der Donau inmitten sumpfiger Wiesen und fruchtbaren Gartenbodens gelegene acht Stunden lange und mehr als halb so breite Wüste ist nämlich zu einem Dritttheil offener Flugsand im Gemisch von Kiesel, Eisenocher, Kalkerde und kleinen Muscheln, und handelt sich's darum, den immer weiter um sich greifenden Versandungen Einhalt zu thun, welche von den dünenartig inmitten dünnbedeckter Grasflächen gelegenen bis zu zweihundert Fuß hohen Sandstrecken ausgehen. Man hofft durch Anpflanzung von Besenpfriem (Genista tinctoria) den Boden festzumachen und geht mit einer großen Waldanlage vor, wiewohl die Lehmschicht oft bis dreißig Klafter tief zu suchen ist, doch anderer Orten zolltief nur verborgen liegt. — Pansova selbst ist weitläufig gebaut, mit breiten Straßen, großem Markt, und sonst ganz wie Semlin, mit Contumazhaus und Casernen. Die kleinen landesüblichen Bauerwagen vertreten die Posten auch auf weiteren Reisen, nur daß dann ein Paar Reifen und eine Leinwanddecke zum Schutz gegen Sonne und Regen darüber ausgespannt sind. In diesen Koberwagen fährt Jedermann, indem ein Bündel Heu hinlänglich jeden Federsitz vertritt. So fuhr ich in Begleitung eines Freundes ab nach Temesvár, der Hauptstadt des Banats. Ein deutscher Bursche, dessen Eltern aus der Pfalz hierhergezogen waren, lenkte unsere Rosse; zur Rechten zeigten sich die kohlenreichen Berge Oravitza's, sonst weit und breit nur eine Ebene! Wo auf dem breiten freigelassenen Raume zwischen den Maisfeldern eben die meisten Geleise eingefahren sind, da ist die Straße; zu beiden Seiten auf fettestem Boden wogten die Kukurutzsaaten vom leichten Winde gefächelt, ein heiterer Himmel lachte über uns. Was man nun aber bei uns Märkte oder Dörfer nennt, paßt nicht auf jene Lagerstätten, die der Weg berührt. Denn Straßen solcher Breite würde man für ganze Reiterregimenter wohl gebrauchen können, die Hütten aber dürfte man für Häuser kaum zu halten wagen, da sie zum Theil am Giebel kaum ein Fenster haben und ihre Front nicht nach der Straße sieht. Das Haupt-

gebäude ist im Herrendorfe stets das Schloß, ein viereckter mit Eckthürmen versehener ein- oder zweistöckiger Bau, oft noch mit Schnörkeln verziert, dahinter Wirthschaftsgebäude und Wohnung der Diener gewöhnlich in Hufeisenform, unmittelbar daran der Herrenacker, wenn nicht ein Karpfenteich und seltner eine Parkanlage sich daneben findet. Immer erst in ehrerbietiger Ferne beginnen die Wohnungen der Unterthanen aus Lehm mit Stroh bedeckt. Ein kleines Gärtchen mit einigen Pflaum- oder Birnstämmen und etwas Taback darin, das ist der ganze Reichthum dieser meist wlachischen oder slavischen Abkömmlinge. Ein ausgesteckter Tannenwedel zeigt das Wirthshaus an. Dort wird an Sonn- und Feiertagen nach deutscher Geige wohl getanzt beim Spiele des Zigeuners, der abgesondert vom Dorfe ein ärmliches Erdloch bewohnt, oder man singt zur eintönigen serbischen Gusla ein Liedlein. Für Fremde ist dort Wenig oder Nichts zu haben, wenn nicht vielleicht ein Huhn mit dem beliebten Paprika, der hier zu Lande an keiner Speise fehlen darf. Man weist ihn, wenn er höheren Standes ist, gleich an den gastfreundlichen Gutsherrn, der als Magyar sich ein Vergnügen daraus macht zu seiner Unterhaltung noch den Geistlichen, Beamte oder nachbarliche Freunde zur Tafel mit heranzuziehen, ihm seine Rosse vorzuführen, Jagdfahrten und dergleichen anzuordnen, und so den Gast auf Tage oder Wochen zu erfreuen. Daher sind denn die Söhne Englands namentlich gar sehr von ihm erbauet worden und können seines Lobes gar kein Ende finden. Weder sie noch der Franzose aber sind im Rechte, wenn sie nun den Magyaren der eigenen Nation zur Seite stellen; denn dieser ist ernst und würdevoll, ohne steif und verschroben zu sein wie der Engländer, zurückhaltend und doch in bilderreicher Rede sich ergießend, ohne jede Plauderhaftigkeit des Franzosen. In Allem, was er thut, ist Maaß und angeborener Adel; nur im Parteienkampf, im Feuer frohen Tanzes, bei vollen Bechern guten Weins und ähnlicher Gelegenheit giebt er der lauten Freude Raum in lärmender Gebehrdung. Sein Aeußeres ist dem angemessen schon mehr morgenländischen Gepräges; der Kopf, mehr länglich als rund, trägt die Nasenwurzel tief unter der freien Stirn, das Auge steht mit dem innern Winkel ein wenig nach unten. Die Gesichtszüge sind scharf geschnitten,

besonders durch der Nase Adlerwölbung, das Haupthaar ist meist schwarz; ein starker Schnurrbart deckt den feinen Mund, indem die Wange und das länglichrunde Kinn stets glatt geschoren sind. Bei Frauen wird die Schönheit der Gestalt, die immer kräftig, aber nur von mittler Größe ist, durch hohe Regelmäßigkeit der Gesichtszüge, blendend weiße Hautfarbe und rabenschwarzes Haar aufs überraschendste gesteigert, zumal wenn die gewählte Tracht des Dolmans, des eng anschließenden Leibchens, des rothen oder schwarzen Halbstiefels und eines faltenreichen blauen Unterrockes dieselbe recht ans Licht gestellt hat. Die Tracht des Magyaren, ähnlich der Nationaltracht der Serben, ist weit und faltenreich, wie es dem südlicheren Himmel angemessen ist. Ein Leinenhemd bedeckt den Oberkörper bis zur Hüfte hinab, dort schließt die ausgefranzte Gagya (Leinenhose) vermöge eines Gürtels über ihm zusammen. Nur bis zur halben Wade reicht der stets bespornte Stiefel, der Suveg deckt als schwarze und nach obenhin verengte Mütze ohne Schirm das Haupt, die Bunda hängt als Pelz und Mantel von der Schulter. Die Zopftracht, welche noch von den Husarenregimentern der französischen Republik den Ungarn nachgetragen ward, ist längst nicht mehr gebräuchlich; man trägt das Haar theils kurz geschoren oder nach hinterwärts so hinters Ohr gestrichen, daß es zur Schulter lang herabwallt. Für den Landmann aber ist die Bunda vor Allem das unentbehrlichste Kleidungsstück; sie muß ihn schützen vor der abendlichen Kühle und unerwartet eintretenden Nachtfrösten, und ist sie von Tuch gefertigt, so dienen die zugenäheten Tuchärmel als Vorrathstaschen, während die an der äußeren Seite aufgeknöpfte Pelzfütterung Nachts heruntergeschlagen wird die Füße zu decken, oder nach außen gekehrt ist bei Regen und Schnee. Ein solcher ungarischer Mann schafft rüstig in Wald und Feld zum Unterhalt der Seinen, die er, selbst Weib und Kind, nur seine „Leute" nennnt. Das Weib wagt nicht den „Herren" Du zu nennen; er aber ist doch liebevoll und gütig gegen sie. Doch ruht er nach gethaner Arbeit nach Belieben im warmen Sonnenscheine vor der Thür, behaglich seine Pfeife rauchend, indeß das Weib allein im Hause schaffen muß. Stolz aber fühlt er sich vor Allem dann, wenn er zu Roß erscheinen kann, und wenn der

Knabe im Galopp zu reiten weiß, dünkt er sich einen Mann, freut sich darauf husz-ár, zwanzig Infanteristen werth, zu sein, und zieht als solcher weit zur Fremde selbst hinaus, bis unbezwingbares Sehnen ihn zu den weiten Steppen und grünen Bergen „seines gesegneten Ungarns" selbst von den Reiterfahnen wieder heimwärts zieht.

Die einförmige Strecke der wechselnden Dörfer und Felder lag endlich hinter uns, wir hatten Temesvár vor uns, die alte Hauptstadt dieser Gegenden, die zwischen Donau, Theiß und Maros den Namen des Banates tragen. Zwölf ungarische (starke) Meilen waren wir gefahren vom frühesten Morgen an mit unserm Dreigespann; die Landleute eilten eben der Heimath zu, nachdem der Wochenmarkt beendet war. Die Abendsonne spielte in den Goldfäden der fein durchwebten Vortücher walachischer Mädchen; frischwangige breitgebaute Ungartöchter, den Thaler am Halsbande, gingen neben roth und weiß geschmückten Serbinnen von feinerem Bau mit dunklen träumerischen Augen, die trotz der Armuth doch Ducatenschmuck am Bande trugen. Durch das Glacis, wodurch die starke von dreifachen Gräben und Mauern umgebene Feste von ihren Vorstädten geschieden ist, tritt man zur eigentlichen Stadt hinein, und diese selbst ist regelmäßig gut gebaut, mit schönen Häusern an den größeren Plätzen und Quaderpflaster für die Fußgänger; allein die dunkelglühenden Augen reizender Frauengestalten, prachtvolle Kaufläden und Aushängeschilder mit meist ungarischer Aufschrift, das ganze Leben und Treiben der Männer in Sprache, Tracht und Sitte giebt ihr so ganz den Ausdruck jenes warmen glühenden Himmels, den unsere Städte hier im Norden nie so haben können. Nur erst noch zu Ende der Dreißiger dieses Jahrhunderts sprach hier fast Alles deutsch, nun aber hört man überall nur magyarisch reden, das Deutsche schimmert nur zuweilen noch so durch, seit man sich Temesvár als Rüstzeug gegen Oestreich durch bloße Sprachenwandlung zu erobern dachte. So ist denn diese alte königliche Freistadt zugleich der Sitz und Sammelplatz all jener schlechten Sitten auch geworden, die sonst in großen Städten nur gefunden werden, wo in dem großen Ganzen leicht verborgen bleibt, was hier nun grell zu Tage tritt. Je dreihundert Schritt von den Thoren

nach Wien, Siebenbürgen und Peterwardein liegen die Vorstädte; die eigentliche Stadt hat nur etwa zweihundert Häuser. Nach Westen zu die Vorstadt der Walachen, so wie nach Osten zu die Serbenstadt ist von der Josephsstadt so sehr verschieden, wie ungarische Landstädte überhaupt von Allem, was der Deutsche hier erbauet hat; denn diese letztere, vom schönen Begacanale mitten durchschnitten, ward erst vom Kaiser Joseph regelmäßig nach der Schnur erbaut. Am Hauptthore lies't man die Worte: „Caesareis vicit princeps Eugenius armis — Quae tibi nunc fulgent, Mercius arte tulit" — des Sinnes: Was Dir allhier erglänzt, erwarb der Sieger Eugen, pflegte des Mercius Sinn! Darin liegt in Wahrheit die ganze Geschichte der Stadt und mehr oder weniger auch des ganzen Banats. Denn als im Jahre 1554 auf Andringen des spanischen und deutschen Theils der Besatzung die Feste aus Mangel an Schießbedarf und Proviant vom tapferen Losontzy übergeben war, hieb Achmet Pascha treulos auch den letzten Mann danieder, und das Banat ward anderthalb Jahrhunderte hindurch in diesem Sinne zertreten und verödet. Da endlich trat Prinz Eugen von Savoyen, Sohn einer Nichte Cardinal Mazarin's und als solcher wider Willen zum geistlichen Stande bestimmt, in östreichische Dienste, erhielt, kaum zwanzig Jahre alt, das erste Regiment nach dem Entsatz von Wien im Jahre 1683 und schlug dann am 11. September 1697 freilich gegen Befehl des Hofkriegsraths zu Wien die Schlacht bei Zenta, die vierzig Tausend Türken fraß, indem Eugen den eignen Degen nur durch kaiserliche Gnadengunst behielt. Noch heute feiert man bei Szegedin herum den Jahrestag der Schlacht, weil nun Weingärten, Mais- und Tabacksplanzungen dort lustig stehen, wo einst das Türkenlager stand; noch heute zieht man an der Theiß zur Insel „Prinz Eugen", und zeigt dem Reisenden das größte aller Türkengräber, den Hügel der Wujana, des Weibes Mohamed's II., der hier sein Liebstes selbst erstach, um es dem Feinde nicht als Beute preiszugeben. Gleich nach dem Frieden von Karlowitz, der diesem Siege folgte, strömten die Serben von den grünen Fluthen der Donau zur gelben Theiß herein, wo ihnen Schutz und Freiheiten versprochen waren. Der Zwiespalt Siebenbürgens trat noch einmal dann dazwischen,

Eugen schlug noch einmal das Türkenheer bei Peterwardein und Belgrad und schaffte Ruhe dem Banat im Frieden zu Passarowitz 1718. Da nun war es Mercy's Geist, der in unglaublich kurzer Zeit das Land zu neuem Leben rief. Er vermochte Deutsche, Italiener und Spanier zur Einwandrung im Jahre 1728, und diese fanden noch die meilenweiten Riedeinfassungen von Tittel bis nach Szegedin hinauf wie einen einzigen ungeheuren Sumpf, indem die Bega, die Temes und andere Bäche ähnliche Sümpfe, Moräste, See'n und Schlammgruben an ihren Ufern bildeten; man glaubte sich in die berüchtigten pontinischen Sümpfe Italiens versetzt. Kaum eine menschliche Wohnung war zu finden, überall nur das unabsehbare wogende Grasmeer, von wildem Buschwerk und Gesträuch zuweilen unterbrochen. Nur durch Mercy's Fürsorge allein konnte die Ansiedlung gelingen. Die Italiener gründeten Mercidorf, die Spanier Neu-Barcelona; man pflanzte Waid und Färberröthe, Oelgewächse, Reis und Mais; nach dem Gebirge zu um Lugosch und Werschetz herum ward Wein und Maulbeer angepflanzt behufs der Seidenzucht; die Deutschen bauten Obst, Gemüse und Getreide; Temesvár selbst erhielt die Vorstadt Fabrik als Fabrikenstadt; behufs der Holzflößung aus dem Gebirge ward sechszehn Meilen weit zur Bega ein Canal gegraben und Anderes begonnen, als — Mercy blieb im Kriege gegen Spanien vor Parma in Italien im Jahre 1734. Allein Maria Theresia fuhr fort in seinem Geiste. Es wurden 1742 aufs Neue viel Serben, macedonische Griechen, Bulgaren und später wieder Deutsche ins Land gezogen. Mit reichen Viehheerden zogen die Bulgaren ein und gründeten nördlich von Temesvár ein Theresiopel, das 1763 Stadtrechte erlangte, die es dann später wieder verlor; Bauern aus Lothringen gründeten Hazfeld, vierzig Familien stark, im Jahre 1767, und als um diese Zeit die Zählung vorgenommen ward, ergab sich, daß nur zehn alte Dörfer unter den vierundfunfzig vorhandenen waren, indem die größere Hälfte der ganzen Bevölkerung aus Wlachen, die andere aus Serben, Deutschen, Italienern, Franzosen, Bulgaren, Zigeunern und Juden abstufend sich zusammensetzte. Erst 1782 folgte nun die Einverleibung des Banats in das Königreich Ungarn mit der Scheidung in die drei Kreise: der Serben

längs der Theiß, der Wlachen längs der Siebenbürgner Grenze und der Deutschen um Temesvar herum, unter den Namen des Torontaler, Krassower und Temesvárer Comitats. In diesem letzteren sind heute noch die alten Römerschanzen, die in zwei parallelen Reihen dasselbe in nördlicher Richtung durchziehen, als bleibende Erinnerung an die einstigen Herren des alten Daciens, welches zwischen Maros und Donau von hier bis an den Pruth gerechnet ward. Temesvár ist nun in Oestreichs Hand zugleich ein Zügel für das nachbarliche Siebenbürgen und Schutzort für die deutschen Colonien im Banate geworden, daher hier jedes Rüstzeug für das Regiment in guter und in böser Zeit gefunden wird. Allein es schien mir fast, als ob für sinnlichen Genuß daselbst noch mehr geschehen sei. Denn abgesehen von dem hohen Spiel, das wie ein böser Dunstkreis sich über Alle bis zum Knaben herab verbreitet hat, hört man in und außerhalb der Stadt zum wilden Tanze die Zigeuner spielen, nicht etwa ihre Weisen, sondern die Wiener Walzer, Polkas und Quadrillen zur fieberhaftesten Erregung aller Sinne. Man hat dort weit entfernt vom Thore seinen Prater, wo in den Baumreihen sich Paar an Paar hindrängt, Badehäuser, die an Ofen erinnern, eine Arena, d. h. ein unbedecktes Schauspielhaus, worin bei Tageslicht durch schlechten Witz die Heiterkeit des Publikums hervorgerufen wird, doch nirgend was Gediegenes, wodurch der Fremde angezogen werden könnte. Daher beschloß ich meinen Abschied schnell zu machen, um Ungarns viel besungenen Strom, die Theiß, mit eignen Augen anzuschauen. Der Weg dahin geht mitten durch die wogenden Getreidefelder der Hadbauern, so genannt, weil sie die vorgefundene Haide (schwäbisch Hade) urbar machten. Bis nach Klein-Becskerek, der ersten Poststation, gewahrt man noch geringe Hebung und Senkung des Bodens, dann aber schwinden die dunklen Linien der östlichen Waldungen, die vor den leicht an den Himmel gehauchten Umrissen der Siebenbürgischen Berge sich hinziehen, und man betritt die Ebene der Weizen-, Mais- und Tabacksfelder. In Becskerek wohnen noch zur Hälfte Wlachen neben den Deutschen. Man denke sich eine langsam dahinwandelnde weibliche Gestalt von feinem schlanken Gliederbau im langen tief

herabwallenden, leicht an die Formen des Oberkörpers anschließenden weißen Hemde, dessen Aermel blau eingestickte Blumen tragen; über demselben zwei bunt gestreifte Schürzen, zwischen denen seitwärts das Hemd hervorsieht; dazu dunkle Gluthaugen, ein fast zu grell aufgetragenes Roth und Weiß der Wangen, Blumen im Haar, das Nähzeug in der Hand, und man hat das Bild einer wallachischen Jungfrau, die es für eine Schande hält, im Gehen selbst je unbeschäftigt zu erscheinen. Wie so ganz anders aber sind die rührigen freundlich blauäugigen schwäbischen Mädchen in kurzen flatternden Röcken mit rückwärts gekämmtem Haar und großem Kamme auf dem Scheitel. Ob sie es selbst nicht wissen, wo ihre Heimath ist, der weite runde Strohhut, das farbige seidene Busentuch, und wie sie gehen und stehen, das Alles sagt uns, daß sie Würtembergerinnen sind. Je weiter man vordringt zur Theiß, je häufiger diese ganz deutschen Gestalten, neben denen Männer mit Schnurbart im Hemde und weiten leinenen ungarischen Unterkleidern oder im blauen schnurbesetzten Tuchspenser arbeiten oder kosen in deutscher schwäbischer Mundart. Denn auch die Sprache hat sich hier so ganz bis heute noch erhalten, weil alle Ansiedelungen nahe beisammen liegen, obwohl die Männer meist auch ungarisch zu reden wissen. Als ich zu Hatzfeld früh um Zehn im Wirthshaus mich erquicken wollte, saßen dort etliche Bauern lustig beim Schmause, während drei Wagen mit je vier herrlichen Rappen bespannt da draußen ihrer warteten. „Wer wird der Erste sein!" Zehn Thaler galt die Wette. „Topp, eingeschlagen!" und fort gings, daß einem angst und bange werden konnte. Aber die Hatzfelder sind als die wohlhabendsten Bauern des Landes bekannt, und bis zu vierundzwanzig Pferde sieht man oft in einem Stalle. Doch auch sonst in den ärmeren Ansiedelungen herrscht Reinlichkeit und Rührigkeit durchweg auf den weitgebaueten Höfen. — Zu Czatad, dem Geburtsorte Nicolaus Lenau's, dessen Vater hier als östreichischer Officier einmal gestanden hat, traf ich im leichten Gehölz von Pappeln, Ahorn und Linden die fröhliche Menge zu Tanz und Jubel beim Spiel der Zigeuner versammelt. Die Gutsherrschaft gab hier ein Fest; die deutschen Mädchen tanzten nicht. Da ich nun zu ihnen trat und nach dem Grunde fragte, antwortete die

Sprecherin: „Die herrische Leut möchte uns fortjagen; wir dürfe hier nicht tanze!“ und als ich weiter einging mit der Frage, ob sie mit mir nicht einmal tanzen möchte: „Ei freilich“, fuhr sie fort, „wozu hätte wir denn unsere Füß; die springe auch gern! Doch mit wem sollte wir denn tanze, unsere Bursche sind nicht da. Kommt Sonntags ins Wirthshaus, da könnt Ihr mit uns tanze!“ Und damit zogen sie sich zurück und sangen ihre deutschen Weisen noch lange in die warme Nacht hinein. — Immer fort durch die schwer dahinwogenden Weizenfelder, deren Korn die weit und breit berühmte „Banater Frucht“ liefert, gelangt man endlich an den Rand der Theiß, den sie zu beiden Seiten weit hinaus durch Rohr und Schilf bezeichnet hat. In seiner Nähe nun beginnen mehr und mehr die Siedlungen der Serben oder Rácen; doch trifft man, wie im Dorfe Czernobar, im Theißgebiete selbst schon jene freundlich weißgetünchten Hütten an, mit Jahreszahl und Namen des Erbauers, die durch den Gegensatz der unreinlich zerrissenen Serbenwohnungen den deutschen Siedler gleich verrathen müssen. Reizlos an einigen Türkengräbern vorüber führt nun der Weg nach Türkisch-Kanischa, auf einer geringen Erhebung des linken Ufers der breiten, tiefen, fischreichen gelbdunkelfarbigen Theiß. Niedrige weiße Häuserchen mit grünen Jalousie'n an den Fenstern und Akazienbäumen davor stehen am Markte des halb von griechischen Serben, halb von katholischen Christen bewohnten kleinlichen Ortes. Aber von der geringen Anhöhe daneben, wo ein hübsch angelegter Park ein kleines hübsches Kastell umgiebt, überschaut man nach allen Seiten hin die großen Riedstrecken des Stromes, das Jagdrevier des ächten Ungarsohnes, im Frühjahr weit und breit ganz ohne Grenzen, dann aber Tag für Tag zu neuer Weide, neuen Teichen und wilderfüllten Inseln Zugang ihm gewährend, sobald die Wasser sich verlaufen und Sonnengluth die See'n trocken legt. Nur stellenweis erhebt sich so wie hier der linke Uferrand, und man begreift es schwer, wie nur der Mensch in solchen Wassern seine Wohnung sich erwählen mag. Allein um das Poetische des vielgewundenen Stroms recht zu verstehen, muß man auf seinen Wogen sich in stiller Einsamkeit geschaukelt haben, muß man die Lieblichkeit des Schattens in der Auwaldung gekostet und das

Geſchrei der tauſend Waſſervogelſtimmen dort vernommen haben, oder den Mond in ſtiller Nacht mit ſeinem Silberlicht im Nebelglanz beim Spiel der Lüfte mit dem leichten Rohr in tiefer Abgeſchiedenheit betrachten, der Sonne Durchbruch durch die Nebel ſehn, der Fiſchlein Spiel in Abendkühle lauſchen, vom Rauſchen eines Wilds erſchreckt im Geiſt den räuberiſchen Hirten nahe ſehn, die Heerden, Hirten, Fiſcher, Jäger all, und all die Stimmen, die dann ringsherum ertönen auf all den Waſſern, Weiden, Nachen, und in den Sümpfen das Concert der Fröſche, der Sänger in dem Rohr, und oben in den Lüften, was da ſich lockt und warnt und tummelt oder in die Ferne zieht, und wenn man dann bedenkt, daß Alles dies dem Menſchen dienen muß, dem hier noch nirgend eine Grenze droht, daß er nicht nach Belieben ſich ergehen könne, daß er wie nur zum Spiel die Beute ſich erjagt, die ihn am Heerde ſättigt und erfreut: dann wird man ahnend wenigſtens verſtehen, warum der Strombewohner für den Strom ſein Leben laſſen möchte, wie ſich bei dem Gedanken ſchon ſein Innerſtes empört, daß er deſſelben ſchöne Schlangenlinien vielleicht als gerade Linien ſehen dürfte und ſeine Ufer dann zerſchnitten und zertheilt in Ackerfelder, deren ſeine Seele nicht bedarf, weil ſie ihm Mühe, nicht Genuß und Freude bringen würden. Nicht Allen iſt daſſelbe Herrlichkeit; was wir am wenigſten dafür erkennen möchten, das gerade iſt es Andren oft am meiſten. Iſt nicht der ſüße friſche Quell den Karawanen in der Wüſte mehr als alle Herrlichkeit? So ſind die ſüßen milden Waſſer dieſes Stroms für Ungarns Roſſe ſolch ein Silberquell und ſeine Reiter ſatteln ab nach all den Qualen draußen, um hier Erquickung an der heimathlichen Theiß, an „ihrem Strom", zu trinken -- weit lodern ringsherum die Feuer durch die Nacht! -- Nur der Serbe allein, dem alle wahre Freude im Laufe der Jahrhunderte ſcheint ausgeraubt zu ſein, bleibt hier auch wie er iſt, der klagende mit ſeinem Dudelſack. Knecht ſeiner Sitten und Gebräuche, empfängt er ſelbſt ſein Weib in Wahrheit nur von dem Geſetz der Väter ſeines Volks und nicht durch freie Wahl; ſein Prieſter ſteckt auch den Verlobungsring ihm auf, nicht bloß den Ring der Trau. Selbſt wenn er tanzt, es iſt kein Tanz; es iſt ein Drehn im Kreiſe, ein langgezogenes

Klagelied. Der Ungar kennt sehr wohl gleich ihm das Langsam im Adagio, allein er weiß, daß des Zigeuners Geige oder Cymbal (Hackbrett) gleich ein Frischauf im rauschenden Allegro folgen läßt, und faßt die Tänzerin inzwischen tief ins Auge, damit er sicher und gewiß mit ihr durch Tod und Hölle freie — er wählt sein Weib nach eigner Wahl, und ob es selbst vom Stamm des Deutschen wäre, den er haßt. Fast sollte man die Völker darnach schätzen, ob sie es wagen bei des Weibes Wahl in einen fremden Stamm hineinzugreifen; denn Serben, Wlachen und Bulgaren sind eben dadurch noch von Deutschen und Magyaren unterschieden, daß sie gleich den Zigeunern nur der eignen Kaste angehören, und nicht wie die Slowaken der Karpathen die Hand nach fremden Weibern auszustrecken wagen.

Türkisch-Kanischa gegenüber liegt Ungarisch-Kanischa. Dorthin fuhr ein Knabe mich über; ich wollte Szegedin doch sehn. Weichselkirschen standen am Wege als Einfassung der Felder; dann ging es weiter durch die weiten Riede. Die Langsamkeit der serbischen Gaule war um so unerträglicher, als heiß und schwül die Sonne niederbrannte. Doch endlich waren wir da. Indeß es lohnt sich nicht, daß man die Stadt besucht, deren Gestalt viereckig, nur an den Festungswerken abgerundet ist. Auch nicht ein Gebäude ist wirklich schön zu nennen, obwohl doch Szegedin ein Ort von funfzig Tausend Seelen ist. Die Armen, die in dieser Feste ihren Traum verbüßen mußten! Nur Handel ist die Seele dieser Stadt, welche dem Einflusse der reißenden Maros gegenüber zur Sommerzeit dem jenseitigen Ufer durch eine Schiffbrücke verbunden ist, wo dann banater Weizen, Taback, Schlachtvieh, Wolle, siebenbürgener Holzwaaren und Salz von drüben her nach Westen gehn. Der Szegediner Schnupftaback wächst meist auf eigenem Gebiet, das über zehn Quadratmeilen groß südwestwärts hin zur Backa grenzt, während ostwärts im Csanader Comitat der große Markt Makó an der Maros, nordostwärts das erst 1715 angelegte und 1840 zum Markt erhobene Czaba mit mehr als zwanzig Tausend meist evangelischen Einwohnern an den wildreichen Sümpfen der Körös, den Jagdrevieren der ungarischen Großen unserer Tage, Vasarhely mit dreißig Tausend, Szentes und Czongrad mit je zwanzig

Tausend Seelen aufwärts zur Theiß nach Kecskemet und Debreczin hinauf die Absatzmärkte zur Umgebung bilden. Die Dampfschiffreisenden der Theiß sind fast nur Handelsleute; denn zum Vergnügen wählt man ungern einen Weg, der unterhalb der zehn bis funfzehn Tausend Seelen zählenden Märkte von Ungarisch-Kanischa und Zenta in endlosen Krümmungen zwischen den Rieden und Sümpfen des Stromes bis Becse, dem Hauptlandungsplatze der banater Fruchtschiffe, an wenig Orten nur vorüberfährt, indem dort erst die weiten Riede einer leichten Schilfeinfassung Raum geben und aus der Ferne wieder Berge sichtbar werden. Ich fuhr daher nur bis Kanischa mit zurück, hörte die Pesther Handlungsdiener fast nur allein vom Schmutz der Szegediner Gassen reden, die man zur bösen Zeit an Kreuzwegen mit Brettern überlegen muß, um nicht in Koth ganz zu versinken, empfand an eigener Haut die Stiche giftiger Mückenschwärme, die zeitweise dem Vieh aufs äußerste beschwerlich und gefährlich werden, und setzte meinen Weg dann zu den Ansiedelungen fort, die längs der Maros im Banate sich befinden. St. Hubert, Charleville und Solothurn sind dort von Lothringern gegründet, die alle deutsche Sprache reden; doch trat in einem Streite meines Wirths mit seinem Weibe noch so ganz das hitzige Franzosenblut zu Tage, daß man den Ursprung dieser Deutschen nicht verkennen konnte. Auch die Bulgaren, deren man im Ganzen wohl 12000 rechnen mag, sind auf dem Wege nach Alt-Arad theilweis angesiedelt. Beschenowa, ihre bedeutendste Ansiedlung sah ich selbst, fand aber nicht, daß sie sich äußerlich von andern unterschieden hätte. Nach manchen Umwegen erreichte ich endlich Arad, die Nebenbuhlerin von Temesvár, an der Hauptstraße nach Siebenbürgen gelegen. Hier wird die Maros schiffbar, auf deren linkem Ufer Deutsche Neu-Arad bewohnen, das noch zu Temesvár mitzählt. Aber gerade durch sie erblühet zugleich das doppelt so große Alt-Arad, dessen Festungswerke längst abgetragen und friedlichem Verkehr dienstbar gemacht worden sind. Zur Comitatsversammlung, die eben hier jetzt abgehalten ward, waren aus Vilagos und der durch Wein berühmten Umgebung des oberen Körösgebiets die Abgeordneten versammelt, unter ihnen auch wallachische Baueredelleute von der östlichen Grenze.

Sie kannten nicht einmal den Namen des zu Wählenden, allein man hatte ihrer sich bemächtigt, sie abgesperrt bei Essen und Trinken bis es zur Wahlschlacht kam, so daß der Wein, der sich so gern als Geist der Zeit verkauft, wie nur zu oft des Landes Schicksale entschied. Es war eben Sonntag, als ich die Stadt verließ; die Deutschen schienen rüstig, wohlgenährt, und, nach dem Kleid zu schließen, auch durchaus anständig zu sein. Mein Weg ging aufwärts der Maros zu dem bedeutenden Marktflecken Lippa, dem gegenüber Radna sich befindet. Die herrlichsten Berge umschließen noch beide Orte, zwischen denen die dunkelgrüne Fluth der Maros dahinströmt, um nun von Eichenwaldung und Weidenbäumen umrauscht, das grüne Band zu bilden, das die gesegneten Gefilde des Banats begrenzt. Besteigt man im Rücken der gedachten Ortschaften den hohen und kahlen Ruinenberg Szolmos, so thürmen ostwärts hin sich Berge über Berge, durch welche der Fluß im langen engen Thale seinen Lauf genommen hat; doch nordwärts hin, zur Ebene gewandt, ist wie im rechten Winkel gegen die hohen Ausläufer der Karpathen die weite Fläche so schroff abgeschnitten, wie ich dergleichen nie am andern Ort gesehen habe. Bis zum Gipfel hinauf sind die Berge mit Wein bedeckt, und weit berühmt sind Menesch, Vilagos und Magyarat, wenn die Lese kommt. Maria Radna aber ist zugleich ein allbekannter Wallfahrtsort, dessen Kloster auf dem Gipfel eines eichenbekrönten Berges auch einst vom Kaiser Joseph heimgesucht wurde. „Einen solchen Anblick gewährt kein anderer Punkt in meinem ganzen Reiche", soll er da ausgerufen haben, wie noch ein Stein dasselbe dort bewahrt, den die Mönche zur Erinnerung seiner Anwesenheit anfertigten; doch weil es Jeder weiß, so schweigt der Stein davon, daß Joseph alle silbernen Apostelbildsäulen mitnahm, obwohl die Mönche sie in übler Vorahnung schwarz überstrichen hatten. Jedenfalls giebt es weit schönere Aussichten als eben hier. Ekel erregend sind aber die gräßlich gemalten Bilder der finsteren Klostergänge, die stets Mariens Wunderkraft zum Gegenstande haben, und wunderbarer ist's, daß gerade hier über die Schurkerei der Wlachen sehr große Klage erhoben wird seitens der zwischen ihnen angesiedelten Deutschen. Der Serbe stiehlt die Ochsen von der „Halt", indem

er seinem Gaul ein Leinentuch umthut, herankriecht und das aufgeschreckte Thier leicht treibt wohin er will; der Wlache überwindet seine Trägheit auch, wenn es nur nächtlich was zu stehlen giebt, und raubt, wenn sonst nichts, wenigstens die Wälder aus. Indeß, wo Ordnung und Gesetz sich noch so wenig erst verbreiten konnten, da ist ein solcher Zustand leichtlich zu erklären, und wenn von Kirchen im Banat etwa die Rede ist, so hat man auf den Dörfern rings herum sie nie auch nur der schlechtesten von unsern Kirchen gleich zu denken. —

Ueber die letzten Bergreihen der Karpathen, die zwischen Maros und Temes bis gegen Temesvár sich hindehnen und dort in welliges Gelände übergehn, immer zwischen Eichenwaldungen hin führte mein Weg nach Lugos (sch) weiter zum Süden. Erst zwei Stunden vor dem ganz in der Ebene gelegenen Orte hören die Wälder auf, indem die Berge zu leichten Hügeln werden. Die Straße von Temesvár im flachen Thalgebiete der Bega durch weite Felder und wlachische Dörfer heraufkommend, führt von hier einmal nach dem Süden zu dem berühmten Czernathale und auch nach Siebenbürgen auf dem nächsten Wege. Die Spieler und die Badereisenden des ganzen Nordens kennen Lugosch, die Siebenbürgener Sachsen und die Großen aus der Moldau kennen es, weil hier die Straße zu den Bädern führt, die man der kräftigen Wirkung wegen Herkulesbäder genannt hat. Zu beiden Seiten der Temes gelegen, in deren grüner Fluth die netten Häuserreihen wiederspiegeln, ist Lugos, zur Rechten von Deutschen, zur Linken von Wlachen bewohnt, der bedeutendste Ort dieser Gegend, obwohl er nur sechs oder sieben Tausend Seelen zählt. Aber überall nach den Bergen zu finden sich Deutsche angesiedelt, welche mit Bergbau und Weinbau, seltener mit der Cultur des Maulbeerbaums beschäftigt sind. Der Bergbau hat in Oravicza seinen Mittelpunkt; an der Berzawa, Karasch und Nera bis zur Donau hinab streichen die Kohlengebirge, und nirgend fehlt der fleißige Deutsche. Aber der Wlache, der stolze Romane mit seiner unendlichen Trägheit, ist ewig zur Seite. Zu Lugosch sieht man sie sich schmauchend in der Sonne dehnen, und wenn es irgend geht, dem Slibowitza fröhnen. Sie scheinen schüchtern zu sein, sind es aber nicht, wenn sie nur

einmal reich geworden ſind, wie da, wo ſie in Folge deſſen dann das Bürgerrecht erhalten haben. Ein grauer Tuchmantel mit farbigem Beſatz, enge weiße Tuchhoſen, der breite ſchwarze Filz und Sohlen, die durch Riemen feſtgebunden ſind, gehören zur Tracht des Mannes; zur Zierde dient dann noch die blumengeſtickte Schaflederweſte und die metallene Schließe an dem breiten Ledergurt, der bei der Arbeit Hemd und Leinenhoſe aneinander halten muß. Sein Weib geht baarfuß mit weißem Kopftuche und der geſtreiften Wollſchürze über dem Hemde; kann's ſein, ſo iſt ein rother Gürtel und rothe Stiefel die gewählte Tracht; nie aber fehlt der dunkle Zeugflicken auf dem Rücken, von dem die Schürze (Katrinza) in langen Franzen zu den Knöcheln abfällt. Dem Mädchen ziemt die Zopftracht, und häufig ſieht man ſie mit ihren rothen Stiefeln in der Hand zum Tanzplatz gehn, ob ſie daheim auch kaum ein Stücklein Brod und Speck und etwas Zwiebeln zu genießen haben. Ein wenig Arbeit im Walde, ein leichter Handel, der ein Paar Gulden abwirft beim Slibowitza, das iſt Alles, was ein Wlache noch mit Freudigkeit und Liebe treibt; der Ackerbau iſt ihm verhaßt, die Viehzucht muß, was daran läſtig iſt, wo möglich noch das Weib allein beſorgen.

Sechs Stunden aufwärts, im Thal der Temes, liegt Karanſebes, der Hauptort des wallachiſch-illyriſchen banater Grenzbezirks, am Nordende eines weiten Thales, auf deſſen Oſtſeite die gewaltige Koppe des Sarko, des höchſten Punktes der ganzen Gegend, thront. „Cara mea sedes", „herrlicher Wohnplatz für uns", ſollen die Römer ausgerufen haben, als ſie den Ort des Thals betraten, wo die Sebes zur Temes fließt, und daher ſoll der Name ſtammen, der richtiger indeß vom türkiſchen kara, ſchwarz, und von dem Fluſſe ſelbſt benannt ſein mag. Herrlich aber iſt allerdings das Thal, welches im Norden durch die waldigen Ausläufer der nach Oſten zurücktretenden Hauptkette geſchloſſen iſt, und weſtwärts eine Hügelreihe nur zur Grenze hat, die ſich dem Hochgebirge ſüdwärts wieder angeſchloſſen hat. Ueppige Fruchtwaldungen von Nußbäumen, Kaſtanien, Apfel- und Birnbäumen oder Pfirſichen ziehen vom Ufer des grünen Fluſſes zu den wellenförmigen Hügeln des Weſtens hinauf; gegen Oſten aber ſteigen die waldbelaubten niederen Vorgebirge zur Rieſenhöhe ſtufen-

förmig auf, und hoch am Himmel lehnen dann die schön geschweiften Linien des breiten Sarkorückens. Im Süden, wo die Bergreihen zusammenlaufen, treten wunderbar zerklüftete Formen dem Auge entgegen; im weiten grünen Thale selbst die kleinen rebenumwundenen Dörfer mit ihren Pfirsichhainen. Den „turnul o ved" d. h. „Thurm zum Sehen," aus der Türkenzeit stammend, auf einem der östlichen Hügel, hat man Ovidsthurm umgetauft, vielleicht um Reisende noch länger hier zu fesseln, denen schöne Wallachinnen in weißen Schleiern Früchte verkaufen; sonst aber hat der Ort nichts Römisches, es seien denn eben diese römischen Frauengestalten, die ihren Römeradel selbst im tiefsten Elend nicht vergessen haben. Fährt man zwischen den Matten und Fruchtfeldern des Thals eine Zeitlang am Fuße der Rebhügel dahin, so erreicht man den Ort Slatina, gerade da, wo die Bergketten wie zu einer einzigen zusammen geschoben sind, am Schlunde der Temes. Hier ist die ganze Herrlichkeit des unteren Thales wie zum Empfange des segnenden Flusses noch einmal versammelt; Dolden und Schlingpflanzen stehen am Ufer, das sich zur weiten grasbewachsenen Au erweitert, aus der der Boden plötzlich sich erhebt, um nun durch dichte Waldung mit den Bergen eins zu werden; Gruppen von Bäumen in herrlichster Fülle des Laubes, einige Pappeln neben Ahorn und Linden, Buchen und Nußbäume oder Kastanien wie zum Park geordnet, erhöhen die Schönheit; der Bach giebt Reiz und Leben! In den Engpaß biegt die schmale Straße ein an scharfer Felsenecke, um zwischen zwei Reihen zerklüfteter Felsen ganz nahe der schäumenden Temes eine Strecke fortzulaufen, bis plötzlich die Berge zur Linken weit zurückweichen, um erst nach großer Abschweifung zurückzukehren. Im Hintergrunde ragen hohe Häupter in wildester Form darüber empor; zur Rechten aber zieht die Felsenmauer noch am Flusse fort bis sie Hochebene wird, auf der der wlachische Ort Armönisch liegt. Nun senkt sich diese mehr und mehr zu einem kleinen Thale ab, in das von Süd und Ost zwei Wasser sich ergießen. Die Bergreihe des Westens drängt sich zur südlichen Oeffnung heran, aus der die Temes hervorkommt, die hier auf einer Brücke überschritten wird, und nun wird wiederum zwei Stunden lang der Weg von wunderbar geformten Felsen und waldbedeckten

Bergen der Art eingeengt, daß nur ein schmaler Streifen blauen Himmels oben sichtbar bleibt. Dies ist der Paß von Terregova, oder wie man sich ausdrückt mit Bezug auf jenen ersten Engpaß von Slatina „das Land zwischen den beiden Schlüsseln." Terregova bleibt etwa eine Viertelmeile von der Straße liegen, so ziemlich auf dem halben Wege nach Mehadia, wohin die Post bei Nacht und Regen mich nun weiter führte. Von diesem unbedeutenden Markte sind die Bäder durch einen ziemlich hohen Ausläufer der Siebenbürgischen Karpathen noch getrennt, der durch die parallelen Engthäler der Bela-Reka und Czerna d. h. des weißen und des schwarzen Baches begrenzt wird. Die Straße biegt südlich von Mehadia um den Fuß desselben, um nordwärts zu den Bädern wieder einzulenken, daher ein Fußpfad über das Gebirge sich wie ein Durchmesser zu seinem Halbkreise verhält. In einer Stunde etwa ist man da. Eichen, Buchen, Linden, Erlen, Steinweichseln, wilde Apfel- und Nußbäume noch bilden die Bekleidung dieses Hochrückens, der zugleich frische Bergwiesen enthält, auf denen ganz vereinzelt gipfellose Bäume stehen, auf deren Aesten hier das Heu getrocknet wird. Das Thal der Czerna ist so eng, daß es für Bach und Straße kaum recht Raum gewährt; doch ist der Kurplatz groß genug für schattige Baumgänge und zwei Reihen großer Häuser, die von der Regierung einem Pächter überwiesen sind, der nach Befund der Pässe so lange Zimmer austheilt, als er welche hat, oft aber auch bis fünfundzwanzig Menschen in dasselbe Zimmer steckt, wenn sich im Juni, Juli und August die Zahl der Ungarn und Wallachen mehrt, die hier das Spiel versuchen wollen. So eben war ein Temesvarer Jude zur Lust der Gäste mit zum Dienst am Spiel bestellt, der sein gewonnen Geld zur Sicherheit vergraben hatte, um nicht zu neuem Spiel versucht zu werden; da er jedoch in seiner Hast vergessen hatte, wo er den Schatz vergraben, so sollte er auf diese Art sein Reisegeld verdienen und ward natürlich tüchtig ausgelacht. In nordöstlicher Richtung von der Terrasse vor dem Kaffeehause, erblickt man auf der Bergspitze einen Pavillon, zu dem ein steiler gebahnter Pfad zwischen leichtem Laubholz hinaufführt. Von dort aus gleicht das Czernathal nur einer schmalen Schlucht, in deren Riß die Häuser hineingedrängt

ſind, indem erſt weiter ſüdwärts der von Mehadia ſcheidende Bergzug mehr zur Rechten tritt, um das Thal weiter zu öffnen. Hohe Berge vom ſüdlichen Himmel umduftet bilden den Hintergrund, die Geſenke zum Thal, von jungem Holze bewachſen, erſcheinen von hier wie von üppigem Grün überhaucht, inſonderheit aber ergreifen die ſeltſam zerklüfteten Felſen der oberen Wildniß im Norden die Seele, wo wilde Roſen, blauer Flieder, Cytiſus und dergleichen andere Sträucher die Lichtung der Berggipfel bekleiden und mit dem Grün der Buchen und Linden, Birken und Eſchen, Eichen, Weichſeln und Haſeln ſtets wechſeln, während auf höchſter Höhe die Fichte nur ſeltner wurzelt. Vom Pavillon, der an der halben Höhe des weſtlichen Bergzuges auf vorgeſchobenem Berggrate gelegen iſt, führt zwiſchen Roſenhecken und niedrem Geſträuch ein Fußſteig am Geſenke des hinteren Thals hin, und bald vernimmt der Wandrer ſtarkes Getöſe wie vom Brauſen und Ziſchen kochenden Waſſers. Der Pfad biegt plötzlich zur Rechten, und man befindet ſich am Eingange einer niedren epheuumrankten Höhle, die herrliche Bäume umſtehen. Vom Boden derſelben gleich vorne am Eingang wirbelt aus ſchmalem Riſſe ein heißer Dampf zur niedren Decke auf; man wagt nicht in den finſtern Hintergrund zu treten, da jeder Schritt voran unheilvoll dumpf erklingt; blauaufſtarrende Felſen hinter den Bäumen, verbunden mit dem Schweigen rings herum, vermehren noch den Eindruck unheimlichen Zaubers, der durch das Ziſchen uns hervorgerufen wird; man freut ſich in der milden Bergluft wieder aufzuathmen, indem man ſeine Schritte rückwärts lenkt. Dieſe Höhle liegt einige hundert Fuß über dem Ausfluſſe der Herkulesquelle, daher ſie „Herkules-Dampfkaminhöhle“ genannt zu werden pflegt. Zur Quelle ſelbſt wanderte ich am Nachmittage vom Kurplatz aus im Thale aufwärts. Wilder Wein und Schlingpflanzen umranken die Felſen des vielfach gewundenen Thals; man ſieht noch Spuren einer Waſſerleitung, die ſchon die Römer hier erbaueten, denen die Kraft der Bäder bekannt war. Unter einer Felſenwölbung tritt mannsſtark die Quelle heraus, unter der Straße fort im Bogen zur Czerna rauchend dahinſchießend. Ein Fels, der die hintere Wand eines Badezimmers bildet, trägt noch die Ueberbleibſel eines zerſtörten Stein-

bildes, das einen Herkules vorgestellt haben soll. Die Zerstörung soll durch den Aberglauben der Wallachen herbeigeführt sein, welche meinten von der Krankheit geheilt zu werden, wenn sie von den Theilen des Bildes ein wenig abschabten, an denen sie selber litten, und dies im Wasser des Quells mit einem Zuge dann herunterbrächten. Doch stammt der Name des Quells nicht vom Bilde, sondern von seiner gewaltigen Heilkraft, die römische Kaiser, Feldherrn und Senatoren hier schon erprobt und bewährt gefunden haben. Barbaren zerstörten, was diese gebaut und dankbar den Göttern geweiht hatten; die Bäder blieben lange Zeit im Schutt begraben. Erst 1735 zog man sie ans Licht, und dann im Frieden zu Belgrad vier Jahr später durch wohlbedachte Politik in das Gebiet von Oestreich mit hinein, indem die Czerna früherhin die Grenze bildete. Nur zwei Meilen von Orsowa gelegen, wurden sie immer von nachbarlichen Wlachen und Illyriern schon stark benutzt, da man ein wahrhaft abergläubisches Vertraun zu ihrer Heilkraft hatte; jetzt aber sind sie von dem ganzen Adel aller Länder ringsherum besucht, obwohl das Spiel zum Theil mehr als die Quelle lockt. Ihre Temperatur sinkt nach anhaltenden Regen und Wolkenbrüchen zeitweise bedeutend herab, ist aber bei 30 bis 38 Grad Wärme mit der der vielen anderen Quellen ziemlich gleich. Trotzdem schließt jeder seine Kur stets mit dem Herkulesbade, indem jedoch Wallachen selbst, welche die heißesten Bäder gewohnt sind, nicht über zehn Minuten in dem Bade weilen und vorher auch die Abkühlung erst einige Minuten abwarten. Die Quellen zählen sämmtlich zu den Kochsalzschwefelquellen und sollen deren zweiundzwanzig auf dem kleinen Raume von kaum ein Sechstel Meile sich befinden, die jedoch, bei 19 bis zu 58 Grad verschieden, nicht alle auch zugleich benutzt werden. Dem Herkulesbade gegenüber befindet sich die sogenannte Räuberhöhle und weiter oberhalb ein kleiner Wasserfall, beides von geringem Interesse; doch trifft man hier im rings geschirmten Thal des weißgrünen Goldbaches schon stellenweis den wilden Feigenbaum. Ersteigt man aber von hieraus die östliche Kette, so findet man dort eine ärmliche Hütte, die einzige Privatbesitzung in der Nähe, wo ein böhmisches Ehepaar einige Kühe ernährt, deren Milch in den Bädern verkauft wird. Der Böhme war mit

einigen seiner Landsleute näher bei Orsowa angesiedelt gewesen, hatte sich dort aber nicht eben wohl befunden und hatte hier dann Zuflucht gesucht. Als ich gegen Abend von dort zurück kam, fand ich wallachische Bauarbeiter und Andere, die auf Ochsenwagen Materialien herangeschafft hatten — denn Pferde kennt man hier zu Lande nicht — so eben mit der Bereitung der Abendmahlzeit beschäftigt. Im Kessel über dem Feuer kochte der dicke Brei der Mamaglia, des fast alleinigen Nahrungsmittels dieser Leute; die Männer lagen herum, die Weiber drehten die Spindel zugleich bis der Maisbrei sein Recht hatte. Dann ging der Löffel der Reihe nach um, ein Jeder biß von seiner kleinen Semmel zu, und wartete bis ihm vom Zwölften wiederum der Löffel zugehändigt ward; denn ihrer Zwölfe etwa aßen an derselben Schüssel. Im Bade spielte wie immer die Militairmusik; das Leben war wie überall in solchen Bädern, und ich verabredete daher mit einem Künstler eine Ausflucht nach dem Westen. Noch heute fuhren wir hinüber nach Mehadia, um früh am Morgen unsre Wandrung anzutreten. Der Weg um den Fuß der Bergkette führt an Weinreben vorüber; Mehadia selbst liegt am Fuß dreier Berge, deren Gipfel durch Felsblöcke, Burgruinen und Laubwaldung der Reihe nach verschieden gekrönt sind. Hier strömt die Bela-Reka, aus den westlichen Bergen hervor und dahin wandten wir uns. Zu beiden Seiten eines Fahrweges liegt bald das zu Mehadia gehörige Zigeunerdorf, an dem der Bach vorüberfließt. Große Steine in seinem Bette dienen als Brücke; im Hintergrunde sperren kühne Felsen und leicht bewaldete Höhen die Aussicht. Ein schmaler Pfad führt zwischen Sträuchern zur Seite des Bachs an vielen Löffelmühlen vorüber, die zwischen Felsblöcken und grünen Buchen gelegen, vom Wasser dergestalt getrieben werden, daß ein horizontal liegendes Rad, dessen Sprossen Löffel bilden, sich unter dem Mühlhäuschen auf senkrechter Are bewegt, wobei die Wasserperlen im Kreise herumstäuben. Jenseits der Mühlen hebt sich das Land, und immer tiefer eingeschnitten liegt die Bela-Reka an der Berglehne, durch deren Dickicht man vorschreitet. Dann hört man das Brausen der Wasser; die Aussicht aber bleibt verdeckt bis man ganz nahe dem Falle derselben zu den Felsplatten hinabsteigt, zwischen denen der Bach

sich Bahn gebrochen hat. Kreisförmig, als hätten die Wasser den Felsen ausgehöhlt, umstarren die glatten Steinmassen die Ausmündung derselben; dreimal brechen sich zischend die Wasser am Felsen, bevor sie das Becken erreichen, das unergründlich tief dieselben sammelt und sie nun leise auf- und niederwogend über die Felsen am Rande abfließen macht. Die Felswand selbst ist an der feuchten Fläche hinab pyramidal von dunklem sammetartigen Moose und Epheu bekleidet, ihr Gipfel aber, wie die Höhen zur Rechten und Linken, mit frischen Laubbäumen besetzt. Ueber dem Ganzen stand die Mittagssonne; doch zitterten nur schwache Funken derselben auf dem Wasserfalle selbst, das Wasserbecken mit den grauen Felsenwänden blieb tief im Schatten begraben. Dies ist der viel besuchte Wasserfall der Bela-Reka, etwa zwei Stunden von Mehadia.

Der Nachmittag fand uns schon wieder im Zigeunerdorfe. Auf einem Rasenplatze nahe dem Bache lagen einige Buben; üppige Maulbeerbäume und eine Löffelmühle bildeten den Hintergrund. Der Maler schickte sich an dies Bild zu zeichnen und forderte die Kinder auf sich ruhig zu verhalten. Aber kaum, daß er wirklich zu zeichnen begann, so sprangen dieselben laut schreiend mit einem „Domne“ (Gott sei bei uns!) auf und davon, bekreuzten sich und liefen heulend zu den Eltern. Alsbald war die Menge der Erwachsenen um uns versammelt, und mein Freund zeigte das Bild des Wasserfalls, um zu deuten, was er mit den Kindern thun wolle. Allein wie aus einem Munde schrie es zurück: „Domne, Domne, da müßten ja die Kindlein sterben!“ Ein hingeworfenes Geldstück aber ließ bald ein altes Weib durch die Menge herantreten, das mit den Worten: „Ach, ihr seid Alle dumm!“ ein kleines Mädchen zwang zum Niederhocken und einen größeren Buben eben noch heranlangen wollte, als ein hinzutretender wlachischer Müller ihm zurief: „Wirst schon bereuen; dein Kind wird todt sein übers Jahr! Zwei Hüte Ducaten, ich ließe mein Kind nicht verschreiben!“ Trotzdem, wenn auch unter Zittern der Kleinen, ward jetzt gezeichnet oder verschrieben, während die Männer behaglich von unserm Taback versuchten und Weiber mit Spindeln herumstanden. Man nennt dies Dorf auch wohl das Goldwäscherdorf, weil die hier angesiedelten Zigeuner für zwei

Ducaten Goldwerth jährlich abzuliefern haben, wie es im ganzen Reich geordnet ist, um sie zu regelmäßiger Arbeit anzuhalten und sie zu festen Sitzen zu vermögen, indem sie dafür Schutz und Wohnungsrecht erhalten. Ihre Arbeit treiben sie hier und in der Czerna, indem sie behufs der Sandanhäufung größere Wehre bauen, oder ein mit Rinnen versehenes Brett im sehr stumpfen Winkel gegen den Strom stellen, der nun den mitgeführten Goldsand in den Rinnen absetzt. Die in der Mulde ausgewaschenen Goldtheilchen werden auf einer feuchten Thonkugel gesammelt, da sie wie Sägespänchen sind und seltner größere Körner gefunden werden. Für gewöhnlich bleibt es daher auch bei der Erarbeitung der zwei Ducaten, obwohl auch diese oft nicht abgeliefert werden. Lieber schnitzen sie Löffel und andres Holzgeräth und tragen diese zum Verkauf, während sie für die Wallachen als Lohnarbeiter in den Ziegeleien schwer und bei den Bauten in der Gränze nur durch Zwang zu haben sind. Die Regierung hat ihnen einen Knees oder Ortsrichter aus dem eigenen Stamme bestellt, der für Spitzbübereien und richtige Ablieferung der Goldsteuer verantwortlich gemacht ist, daher sie auch mit Stolz sich als geordnete Staatsbürger betrachten. Niemand bettelte uns an, aber keine Handbreit Erde wird von ihnen bebaut; man kann oft schwer begreifen, wie sie sich erhalten mögen. Selbst ihre Hütten, durch Strauchgeflecht verbundene und mit Lehm überworfene Holzgerippe, sind nichts als schlechte Höhlen, die selten Manneshöhe haben und seltner noch dem Sturm und Wetter widerstehen können. Der Heerd ist für gewöhnlich draußen; dort hängen auch an Sprossenpfählen Töpfe und Kochgeräthschaften und was sie sonst besitzen mögen. Abgesondert von den Hütten der Goldwäscher wohnen die minder geachteten Schmiede, und diese scheidet wiederum ein Quell von den benachbarten Wallachen. Obwohl Kleidung und Gesichtszüge dieser Goldwäscher fast darauf deuten möchten, daß sie nicht mehr ganz nur Zigeuner stets geblieben sind, so haben sie doch noch die glänzend schwarzen und verschwommenen Augen ihres Stammes, das lange krause dunkle Haar, die Farbe der Olive in der Haut, die rothen Lippen und die reinen weißen Zähne; dazu die Eiform des Gesichts mit schmaler Stirn, gespitztem Kinn und aufgeschwollnen

Wangen und jene mittlere Körpergröße, die sie geschickt zu mancherlei Geschäften macht. Man hat sie darum gern zu Diensten in der Grenze und immer lieber noch, als jene ungeschickten trägen Wlachen, die selbst zum Postendienst sich oft Gewehr und Tasche von den Weibern tragen lassen, oder auf ihren Ochsenwagen lang dahingestreckt an Ort und Stelle fahren. Nur rauchen müssen sie können, sonst sind sie nicht vergnügt, und diese edle Kunst sieht man gleich sehr von Männern, Weibern und den kleinsten Buben üben. Merkwürdigerweise deuten viele ihrer Sitten ganz auf Egypten zurück. Vielleicht, daß sie von dort zuerst nach Rom und dann, der zügellosen Sitten wegen ausgetrieben, in diese Heimath sich geflüchtet haben. Sie fasten strenger noch als die Wallachen, deren Religion (griechisch nicht unirt) sie angenommen haben, essen nicht Frösche noch Schildkröten und überhaupt kein kriechend Thier, verabscheuen mehrere Arten kleiner Fische, Federwild und Raubvögel, halten den Storch heilig und lieben vor allem das Schwein um seines Fleisches willen. In ihren Hütten hängen sie nach Art der Egypter große Zwiebeln auf, verabscheuen dagegen die Bohnen, die hier den Wlachen wiederum zum Schmuck der Gräber dienen. Das Essen einer Schlange bei bösen Hautkrankheiten, Gebrauch der Amulette, das Quacksalbern, Sterndeuten und Wahrsagen und selbst das Goldwaschen, welches von Höhlenbewohnern Egyptens oder Aethiopiens erzählt wird, Alles deutet dahin zurück. Verstehen sie sich doch auch heute noch auf jenes allbekannte Ausbrüten der Hühnereier in einer mit Mist gefüllten Thonkufe, welche durch Leder verschlossen wird, damit die kleinen mit Heu gefüllten Eierkörbchen vorm Andrang jeder äußeren Luft gesichert seien, und leichtlich dürften sich noch andere Künste finden, die Aehnliches vermuthen lassen könnten. Jetzt wissen wir nur so viel, daß im Jahre 1496 der Anführer von fünfundzwanzig Zigeunerzelten, Namens Thomas Bolgar, durch König Wladislaus II. das Recht erhielt, im Lande frei herum zu ziehn, ohne daß Jemand ihn beunruhigen durfte, und dieser machte dann für Bischof Siegismund von Fünfkirchen Kugeln und Gewehre. Hier aber schweigt die Geschichte, obwohl das Volk der fünfundzwanzig Zelte noch immer überall und nirgend ist und trotz aller An-

ſiedlungsverſuche unter Joſeph II. im ganzen weiten Reich kein Dorf zu finden iſt, was dieſem Goldwäſcherdorfe an Sitte und Beſtändigkeit noch zu vergleichen wäre.

Der Abend traf uns wieder in Mehadia; die weiße Fahne am Giebel des Hauſes deutete auf Tod — es war die Tochter unſers Wirths geſtorben. Der Vampyr hatte ihr das Herz zu Tod' geſogen, da ſie des Bräutgams treue Hand verſchmäht und nun des früh Geſchiedenen Fluch auf ſich gezogen hatte. Der folgende Tag war ein Sonntag. Friſche Blumen im Haar, in feſtlichen Kleidern ſtanden die ſchönen Walachinnen in Thüren und Gaſſen; das Läuten der Glocken ertönte weithin durch die reizende Landſchaft; es eilten die Schönen zur Kirche, oder wie's heißt, zur Baſelika. Die Braut zog verſchleiert zur Seite des Bräutigams hin zum Altare; indeß der Prieſter ſeine Formel ſprach, brannten die Kerzen der Gäſte ringsum; beim Auszug warf man Münze, Nüſſe u. dgl. aus. Ein Tanz war auf den Nachmittag geordnet. Es ſcheint als ob der weite Ring, der Paar an Paar gebildet wird, ſtets auf derſelben Stelle bleibt, da man der Art den Boden tritt, daß bei dem wellenförmigen Hin- und Herwiegen des Kreiſes die gegenſeitige Annäherung und Entfernung der Geſchlechter allein durch enges Anſchmiegen und ausdrucksvolles Minenſpiel im Tanze ausgeſprochen wird. Denn der Wallache, ſo roh und abergläubiſch er auch ſcheint, iſt ſo geheimnißvoll mit der Natur verbunden, daß er in allem Thun bedeutungsvoll und ſinnig iſt. Aepfel, Birnen, Blumen, Maisgrütze, Wein und Thränen, Tage und Stunden, Farben und Töne, Alles hat ihm eine Deutung. Ein rothes Fähnlein an dem Giebel ruft Freund und Feind zur Trauer in das Haus der Wittwe, ein weißes nur zum Sarg der Jungfrau oder eines Kindes. Haarausraufen, Küſſen und Weinen, der Leiche zutrinken, dieſelbe mit Wein begießen, ihr Speis und Trank bereiten, auch ſpät nach Wochen, Monden und Jahren noch, entblößten Hauptes gehn, die Gräber ſchmücken und Kerzenlicht zum Angedenken der Geſchiedenen am Tiſch des Todten brennen, der dabei wie ein Gegenwärtiger behandelt wird, das Alles iſt von ſeinem Chriſtenthume unzertrennlich und mahnt daran, daß man hier unter Römern iſt, die es für Feigheit hielten, die alten Götter

für das Kreuz ſo bald hinaus zu werfen. „Jo sint Rumunej!“ ſagt die Wallachin im ſtolzen Selbſtgefühl, ſobald ihr etwas Schlechtes zugemuthet wird, d. h., „Ich ſein Römerin“, und Wlachen nicht, welches von Blachia dem ſlaviſchen Namen des Flachlandes an der unteren Donau ſtammen ſoll, ſondern Rumuni nennen ſie ſelbſt ſich nur. Selbſt die berufene Trägheit der Männer iſt mit in der Sitte der Römer begründet, wonach einem Manne nicht ziemt unbedient zu erſcheinen im Hauſe und draußen; die ſchwere Arbeit aber treibt der Mann allein in Feld und Wald. Ihr Pope, der vom Volk oft nur durch ſeinen Prieſterrock verſchieden iſt, wird trotzdem ſtets mit hoher Ehrfurcht nur verehrt, mag er ſegnen mit dem üblichen Gruße: „sanatos et pace“ „Heil und Friede“ oder fluchen mit einem „santa cruce ti affecte“ und „domne bati, cupilla della draco!“ „Dich treffe das heilige Kreuz, erſchlage der Herr Dich, Du Teufelskind!“ — Eine unbeſchreibliche Anmuth und Würde iſt vor allem über die Frauen ausgegoſſen, wenn ſie mit Spindel und Sticken der Leinewand emſig und unermüdlich ihres Weges dahin gehn. Die Stickerei wird ſelbſt beim Feilſchen mit den Früchten auf dem Markt nicht unterbrochen, und nicht ſelten ſieht man Geſtalten, die mit dem Korbe auf dem Kopfe, ihr Kindlein in der Ledermulde auf dem Rücken, im Gehen noch die Wolle auf die Spindel drehen. Trotzdem ſind alle Wlachen hier zu Lande allein für träg und abergläubiſch angeſehn, und von den Officieren der Grenze werden ſie ſchlechter noch beurtheilt, weil ſie als Salzſchmuggler denſelben ſehr zu ſchaffen machen.

Gleich jenſeits der Vereinigung der beiden Goldbäche, wo die Wege nach Mehadia und zu den Bädern ſich von einander trennen, ändert ſich nach Orſowa zu auch die Natur der Berge. Statt der blauen Felſen dort oben, treten Hänge mit Reben bekleidet zur Straße, hie und da eine Maispflanzung oder ein Dorf, das wie alle der Grenze, von grünen Hecken umgeben iſt. Bald über Felſen, bald am Fluſſe oder am Saum eines Waldes dahin zwiſchen mehr oder weniger grün bekleideten Bergen, Dörfern und Weingärten fährt man zur Donau in wenig Stunden hinab. Von einem Kreiſe hoher ſchöner Berge umfangen, liegt hier der freundliche Markt Alt-Orſowa, der etwa Tauſend Seelen zählen

mag. Eine Stunde entfernt taucht südwärts aus den weiten, unendlich weiten Fluthen Neu-Orſowa auf, auch Türkiſch-Orſowa genannt. Mit ſtiller Majeſtät fließt dahin nun das runde weite Waſſerbecken ab. Zur Rechten hin an Gärten, Triften und Maisfeldern vorüber führt eine Straße durchs Orſowaer Thal; dann aber ſchieben die Berge von hüben und drüben ſo eng ſich zuſammen, daß nur mit Durchbrechung hineintretender Felswände der Weg am Ufer weiter geführt werden konnte. Bald darauf bleiben noch einmal breitere Felder zur Seite bis an den Felſen Kaſan, wenig oberhalb der Veteraniſchen Höhle; dann aber geht es wiederum unmittelbar am Rand der Felſen hin bis dahin, wo die Berge weit zur Rechten treten, und beiderſeits die Stromgefilde nun erſt näher, dann entfernter weit umkränzen. Hier erſt verſteht man Ungarns Lieblichkeit und Schönheit ganz; man glaubt zu träumen, wenn man hier des Stromes Spiegel seeartig eingeſchloſſen ſieht; der rothe Marmorſtreifen in dem Grün der Berge ſchaut friedlich wie verzaubert drauf herab; die Höhen ſind ſo lieblich mild bekleidet, daß man die grauen nackten Felſen faſt vergißt, die hoch zum Himmel ragend dort unten wiederum die Fluth zum neuen Kampfe fordern, faſt iſt der Dampfkraft ſelbſt der Wogen Ungeſtüm zu groß! Dort drüben zur ſerbiſchen Seite hin zeigt man die Columbaczer Grotte am obern Theile eines Berges; die Sage läßt daraus die Mückenplage des Banats entſtehn. Weiter hinauf liegt noch Semendria, das mauergezackte, ihm gegenüber auf Inſeln und Auen und nahe dahinter Schartaken der Grenzer, bis endlich Belgrads ſchlanke Minarets im Vordergrunde ſichtbar werden. Hier aber an der Felſenpforte begleiten uns Erinnerungen aus alter Römerzeit bis auf die neueſte Zeit herab von Fels zu Fels. Dort jene Felſenhöhle zwiſchen beiden Pforten unweit des Felſens Kaſan, trägt ihren Namen von dem tapferen Veterani, der hier zum Schutz der Straße im Jahre 1692 mit einem Truppentheil ſechs Wochen lang ſich hielt. Ein ſchwaches Streiflicht von oben erhellet die ſonſt ganz dunkle Höhle, die hundert Fuß lang und mehr als halb ſo breit bis gegen ſechzig Fuß zur Wölbung hat, indem im Hintergrund ein Brunnen iſt. Sie wird von Fremden oft beſucht; den Eindruck aber macht ſie nicht, den man davon erwarten

dürfte, da man erst nach und nach das Ganze deutlicher erkennt und Fackeln sie nur immer schwach erhellen können. Doch furchtbar ist der Wiederhall den ein Gewehrschuß drin verursacht; für mich, als spräche draus der Geist, der still verborgen hier im Dunkel gebieterisch das Leben in der Grenze regelt und schnell das ganze schöne Ungarland durchzittert, sobald der erste Schuß erkracht, der weit zum Meere hin die Sau und Drau hinauf und hoch in den Karpathenthälern wiederhallt, zum Zeichen, daß durch Blut und Tod des Landes Lebensader jetzt zu schirmen sei!

Wir lassen hier den Bergwallachen mit der Lammfellmütze, der seine Kugel wohl zu zielen weiß, den Tschaikisten, der die Boote rudert, mit Spieß und Tartsche an der Donau Wache haltend, und suchen noch den ungarischen Szekler auf, der weit im Osten und im Norden am Land der Sachsen gleichen Dienst versieht, indem wir uns von hier zurück nach Lugos und zur Fahrt nach Siebenbürgen wenden, den Leser freundlich bittend, uns nachsichtsvoll auch dahin weiter zu begleiten. —

Inzwischen sei's erlaubt zum näheren Verständniß kürzlich dies zu sagen: Siebenbürgen, bis zum Jahre 1526 als ungarischer Landestheil von eignen Wojewoden verwaltet, ward 1538 durch Vertrag zum eignen Königreich. Dann nach Zapolyas Tode ward Solimann der Schutzherr seiner Könige; das Land erhielt die freie Fürstenwahl, der Sultan hatte die Genehmigung, zehn Tausend Dukaten jährlichen Zinses und freie Unterhaltung eines Truppencorps, wogegen nun der König Bewahrung alter Rechte und Religionsfreiheit dem Bürgervolk der Ungarn, Sachsen und Szekler im feierlichen Schwur geloben mußte. Wenn Oestreich wieder freie Hand behielt ward dorther neuer Anspruch auf die Krone stets erhoben, das Land war bis zum Jahre 1688 nur der Spielball der Partheien. Stephan Bathor, später König von Polen, ward nach Zapolyas Sohn erwählt, im Jahre 1571, dann bald nachher sein Bruder Christoph, kurz und löblich herrschend, bis dann der junge Sigmund Bathor durch Schwanken zwischen Wien und Istambul gar schwere Zeiten brachte, die schwerer noch durch seinen Vetter wurden, den bösen Sachsenfeind Gabriel Bathor, der 1608 den Thron bestieg und fünf

Jahre ſpäter ihn ſchon laſſen ſollte. Erſt Gabriel Bethlen trat glücklich und gerecht den Aufruhr nieder, erzwang von Ferdinand zur Zeit des dreißigjährigen Krieges für Ungarn Religionsfreiheit, und überließ nun kinderlos den Thron an die Familie Rakotzi vom ungariſchen Stamme. Beide Rakotzi, Georg I. und II., regierten nicht zum Heil; der letztere begann den Krieg mit Polen, und zog dadurch den Haß des Sultans auf ſich 1658. Tartaren-Chan und Wojwod der Moldau nebſt dem Großweſir kam in das Land, an hundert Tauſend Krieger. Von Ofen her erſchien der Paſcha noch für Bartſai, den der Sultan krönen wollte — da bleibt der junge Held im Jahre 1660. Sein General, der tapfere Kemeny, verliert zwei Jahre ſpäter ebenfalls im Kampfe mit dem Paſcha Schlacht und Leben; die Pforte ſetzt Apaſi nun zum Herrſcher. Da unterhandelt Staatsrath Michael Teleki ganz insgeheim mit Oeſtreich 1686, und giebt mit Beiſtimmung des Reichstagsausſchuſſes das Regiment dahin zurück. Freie Religion und Wahrung alter Rechte wird gegen fünfundzwanzig Tauſend Ducaten Schutzgeld zugeſichert, in Klauſenburg und Dewa ſoll der Kaiſer neben Landestruppen eigene Beſatzung haben. Karl von Lothringen beſetzt darauf das Land im Jahre 1687; Caraffa aber wüthet wie in Feindesland. Da hebt noch einmal Emmerich Tököly das Schwert, vom Türken unterſtützt, vergeblich auf im Jahre 1690; doch Kaiſer Leopold verſpricht nun gegen obiges Schutzgeld, nie die Beamtenwahl der Stände anzutaſten, nur ſoll der Fürſt die erſten Komitatsbeamten wenigſtens beſtätigen, im Kriege bis zu viermal hundert Tauſend Gulden forden können und von den ſteuerfreien Szeklern Vertheidigung der Grenze rechtsgemäß verlangen dürfen. Nachdem der letzte ſchwache Fürſt darnach mit einem Titel abgeſpeiſt, ward durch die eigends dazu geordnete Siebenbürgiſche Hofkanzlei das Land regiert, bis wegen Unzufriedenheit hinſichts der Steuern und Religion noch einmal Franz Rakotzi den Kurutzenkrieg erregen konnte, der 1711 nach ſiebenjähriger Dauer durch Unterhandlung dahin beendet wurde, daß dem Volke das parlamentariſche Leben erhalten ward, obwohl ſo manche andere Freiheit eingeſchränkt und theilweis aufgegeben ward. Zeiten, wie die von 1542 bis 1588, ſind dann nie wiedergekehrt, obwohl man Zoll und Salzbeſteuerung mit in

den Kauf genommen hat. — So viel zum besseren Verständniß, und nun zur Reise selbst.

Siebentes Kapitel.

Mit frühestem Morgen brachen wir auf zu den dunklen Regionen des durch so manche Räubereien berüchtigten Lugoscher Waldes. Lebhaft erinnert an den alten Namen des Landes, welches von Römern „Transylvania" „Waldland" getauft von Ungarn Erdely umgetauft ward mit gleicher Bedeutung, fuhren wir auf zu den Grenzen des Siebenbürgischen Hochlands in allmähliger Steigung. Ueber den Höhenarm südlich her Maros drangen wir ein. Runde, bis zu zwei Tausend Fuß hohe Berggipfel, ließen meist ziemlich breite Thäler zwischen sich, und in den Krümmungen derselben am Saum der Flüsse abwechselnd zwischen Laub- und Nadelholz hindurch wand sich der Weg dahin. Zuweilen begegnete ein Hirt, dann wieder ein wlachischer Frachtfuhrmann, der, sechszehn bis zwanzig Pferde zu vieren gespannt, die Ladung im Trabe daher fuhr. Denn stellenweis sind diese Wege so schlecht, daß zu den vielen Pferden noch oft ein fünf bis sechs Paar Ochsen kommen müssen, um das Gefährte nur bergauf bergab hindurch zu schleppen. Erst gegen Dobra zu, jenseits der letzten banater Poststation Kossowa, trifft man auf eine ebene Steinstraße, und hier, wo die Maros der Grenze zuströmt, ist Alles voll geschichtlicher Erinnerung. Mit seinen Janitscharen kam von Temesvar der Pascha dieses Wegs, wenn er den Streit der Bürgerkriege auszuschlichten hatte; zu Dobra selbst stand dazumal ein Türkenthurm. Hier blieben wir die Nacht, dankbar durch Reinlichkeit und wohlgefüllte Betten daran gemahnt, daß wir in Siebenbürgen waren. In den weiten Höfen der Gasthäuser, die nun im Thal der Maros immer besser werden, steht auf gemauerten Säulen ein Schutzdach für die Wagen aufgerichtet, behufs der Unterfahrt bei Nacht; so ist's des Landes Art, das für die Reisenden schon große Sorge trägt. Am Tag darauf gings an dem Strome fort; die letzten Abfälle des nördlichen Höhenarms, der zwischen Samosch und Marosch das ganze

Land erfüllt, erschienen zur Linken und über ihnen in der Ferne der dunkele Mogura; über dem Flusse aber beim ersten Frühlicht sah Illye hervor, wo Bethlen Gabor einst geboren ward, dann weiterhin die weißen Mauern Carlsburgs. Zur Rechten gleich war Vaida Hunyad mit seinen blauen Bergen uns zurückgeblieben, die längs dem Hatzegthal an hundert Dörfern hin zum eisernen Thorpaß südwärts ziehn. Der Sieger von mehr als sechszig Schlachten, der Vater von Corvin, Johann Hunyades, hat dort noch heute stehn die alte stolze Burg der Corviner, über dem Csernabach thronend, mit Thürmen und Brücken und tief in die Felsen gehauenem Brunnen versehen. Aelter noch ist das Schloß Deva am Ausgang des Thales der Cserna auf zuckerhutähnlichem Felsberg gelegen. Den Römern schon bekannt, galt es vor kaum zweihundert Jahren noch als uneinnehmbar durch die Kriegeskunst, und manche Schlacht ward ihm zu Füßen ausgefochten, wo jetzt in Baumgärten versteckt im zugehörigen Orte friedlich Ungarn, Wlachen und Bulgaren wohnen. Von Oestreichern gesprengt, um Unzufriednen nicht zum Sammelplatz zu werden und früher schon als Staatsgefängniß hie und da benutzt, begann man eben einen Mauergürtel aufzubauen, der es zum gleichen Zweck wieder dienlich machen sollte. Im Jahre 1579 büßte Franz Davidis hier, erst Katholik, dann Lutheraner und eifriger Vertheidiger der Brotverwandlungslehre, bis endlich, vom Socinianismus fortgerissen, er Christi und der ganzen heiligen Dreiheit spottete. Zu Mittag waren wir in Bros, das seinen Namen trägt vom heiligen Ambrosius, dem schon vor siebenhundert Jahren hier eine Kirche soll geweihet sein, die heute nicht mehr ist. Ruinen eines Kirchenkastells, das Hunyad errichtete, nachdem er 1441 bei St. Imre oberhalb Carlsburg die Türken siegreich geschlagen, sind auf dem Markte noch zu sehn als Angedenken jener Zeit, wo hochumschanzte Kirchen den Bürgern einzig und allein noch eine letzte sichere Zuflucht bieten konnten. Bros ward zur Sachsenstadt erhoben, seitdem Klausenburg wegen seiner Anhänglichkeit an den Socinianismus aus der Reihe der „sieben alten Burgen" gestrichen ward, und hat nun ganz das Ansehn einer deutschen Stadt mit steinernen Häusern und breiten reinlichen Straßen.

Zwischen Hügeln dahin nach Mühlenbach weiter zum Osten kommt man über das Brodfeld, das in sanfter Hügelabdachung zur Marosch hinabgeht. Der Führer Stephan Bathor war gegen Ali Bey bereits im Kampf geblieben, als Hülfe von Bros erschien und unter der Leitung des Herrmannstädter Bürgermeisters die Schlacht erneuert und gewonnen ward. Vierzig Tausend Türken deckten die Wahlstadt, die jetzt im Grün der Saaten wogte. Hier gönnten wir den Pferden eine letzte Rast, um dann im Mondschein noch nach Mühlenbach hinabzufahren. Auch diese Stadt mit ihren stufenförmigen Giebeln und Erkerthürmen gleicht ganz einer deutschen Provinzialstadt und ist eine der ältesten Städte des Landes. Ziemlich groß angelegt, scheint sie jedoch nicht eben sehr bevölkert zu sein, vielleicht weil Brand und Kriegsunglück dieselbe oft und hart betroffen hat, insonderheit noch im Kurutzenkrieg Rakotzi's im Jahre 1706.

Jenseits Mühlenbach treten die Berge immer mehr auseinander und lassen so weite Thäler zwischen sich, daß diese wie Ebenen erscheinen, die von sanften Höhen begrenzt sind. Dies ist die Form des Hochlands zwischen Marosch und Aluta, das wir jetzt über Reußmarkt und Groß-Pold durchschnitten. Je näher wir aber der Hauptstadt kamen, um so belebter wurde die Straße; hier ein Handwerksbursch mit Felleisen und Knotenstock, ganz wie bei uns, dort ein Wagen armenischer Kaufleute, durch große Adlernasen und geschlichtet schwarzes Haar trotz landesüblicher Tracht sogleich als Morgenländer zu erkennen. Zwei stattliche Bauerngestalten in engen dunkelblauen Hosen und Wämsern, hohen ungarischen Stiefeln und breitkrämpigen schwarzen Filzhüten, das braune Haar auf die Schulter hinabwallend, waren Sachsen aus Heltau oberhalb Herrmannstadt, wo die ausgebreitetsten Tuchmanufacturen des Landes sich finden. Sie hatten Wolle geladen und ihre starken wohlgewählten und gutbeschirrten Pferde stachen merkwürdig ab gegen die dürren mit Seilen angespannten Thiere der Wallachen. In Groß-Pold machten wir Mittag in lebhafter Unterhaltung mit Herrmannstädter Bürgern, die ihr Geschäft hierher aufs Land geführt hatte. Dann ging es weiter durch die lieblichen Gelände der Grassauer Ebene;

zur Rechten ſtützte die Kette der hohen Karpathen mit dem mächtigen Surul den Himmel; über die Ebene hin am Fuße der leichten Wellenlinien des Schellenberges zeigte ſich Herrmannsſtadt. Selbſt einem oberflächlichen Beobachter entgeht es nicht, daß er auf freiem Sachſenboden ſei, ſobald er dieſe Gegenden betritt; denn was vom Lande magyariſch iſt hat auch nur dieſen Anſtrich, das heißt ein Herrenhaus und ringsherum nur ſtrohgedeckte Hütten, wogegen die ſächſiſchen Dörfer, alle von Stein gebaut, kaum anders von den deutſchen Dörfern unſeres Landes unterſchieden ſind, als dadurch, daß ſie meiſt mehr wohlhabend erſcheinen dürften. Finden ſich Strohhütten am Ende des Dorfs, ſo ſind ſie von Wallachen bewohnt, die dort als Hirten und Tagelöhner aufgenommen wurden; haben die Wallachen aber ganze zur Zeit der Verwüſtung verlaſſene Dörfer eingenommen, ſo werden ſie ganz nach dem Geſetze der Sachſen als freie Leute behandelt. Zigeuner indeß ſind nie im Dorfe ſelbſt geduldet und wohnen immer außerhalb mit Hunden und Schweinen unter einem Dache. Im Hauſe der ſächſiſchen Bauern iſt Alles bequem eingerichtet; blanke Weinkrüge mit engen Hälſen zieren inſonderheit die Wände. Familienbibel und Hauspoſtille fehlen nicht, wie denn die feſt ummauerte Kirche auch ſtets inmitten des Ortes zu finden iſt. Sparſam und fleißig, verachtet man doch auch der Tafel Freuden nicht, ganz wie am Rhein, in Thüringen und unſerm Sachſenland, woher die Väter ſtammen. Zum engen Beinkleid von weißlichem Tuche über hohen Reiterſtiefeln trägt man eine Lederweſte mit farbigen Blumen und Borten, die der breite Ledergurt über dem Leibe befeſtigt; dazu dann einen weißtuchenen Ueberwurf mit ſchwarzem Vorſchuß an den Nähten und den bekannten ſchwarzen Filz. Frauen in dicken wollenen Unterröcken mit weißem Tuchſpenſer darüber gehen oft in hohen Mannsſtiefeln daher, den weißen Schleier auf dem Haupte; Jungfrauen tragen dieſen auf ſchwarzſammtenem Tſchako befeſtigt und haben die banddurchflochtene Zopftracht des Haares. Zum Kirchgang darf der Blumenſtrauß nicht fehlen; am Werkeltag ſieht man die Jungfrau baarfuß oder auch zu Pferd, wie's eben kommt, die Senſe in der Hand, ein Bündel Grummet hinter ſich. Natürlich finden ſich mancherlei Abweichungen in Schnitt

und Färbung der Tracht, da man in Märkten und Städten schon überall französisch gekleidet ist; aber die Offenheit, Gutmüthigkeit, Treue, Gerechtigkeitsliebe und Bescheidenheit, rühriges Wesen und Umsicht, Alles läßt gleich den Deutschen erkennen, der hier im Kampfe mit dem Ungarn und Szekler seine natürlichen Anlagen halb durch den Zwang der Noth hat weiter ausbilden und zusammenfassen müssen, um jene Erbfehler seiner Väter, Kleinstädterei und Engherzigkeit so weit wenigstens niederzukämpfen, daß er sich mit den eignen Stammgenossen um ein Gesetz und Recht zu einem Volk zusammenschloß. Wo Deutsche sich nach Norden oder Osten hin vereinzelt zu dem Volk der Ungarn oder Szekler irgendwie verloren haben, da ist fast Nichts von ihrer Wurzel mehr zu sehen; hier aber spricht man noch im Kölner Dialect das Plattdeutsch, da eben Ost- und Westphalen, Schwaben und Flamländer seit Ende des zwölften Jahrhunderts zuerst auf Königsgrund sich niederließen. Nach Aneignung des ungarischen Freiheitsbriefes vom Jahre 1222 wurde auch hier vom Volk der Herrmannstädter Graf in seinen Rechten sehr verkürzt, indem er keine Beamte einsetzen durfte als die vom Volke selbst erwählten, die er nur zu bestätigen hatte, und so war gleicherweise auch die Wahl der Priester frei. Daraus erklären sich denn die vielen Kämpfe, die hier um Staat und Kirche ausgefochten sind, indem man, um das eigene Leben zu erhalten, dem Fremdling Thür und Thor zu beiden zu verschließen strebte, zumal wenn oft zu schwerer Zeit der Schutz der Könige dem Königsgrund genommen und doch der Haß ringsum den Schützlingen geblieben war. Um solchem Hasse besser zu begegnen, schlossen sich auch die früher getrennten Provinzen Mediasch (nördlich von Herrmannstadt), Kronstadt und Bistritz (hoch im Norden) im 14. und 15. Jahrhundert an diese Sachsen auf dem Königsgrunde, was Seitens der ungarischen Könige um so mehr gestattet wurde, als der Andrang der Romanen sonst kaum noch abzuwehren war. Das Zunftwesen der Städte breitete sich dann zugleich selbst bis aufs Land aus, so daß noch heute der Sachse mit einer gewissen Genugthuung von seinem Stammgenossen sagt: „et äß äser Eener", „es ist unser Einer!" — Den Wlachen freilich mußte man die Ansiedlung schon darum gestatten, weil Kriege

und Unruhen das deutsche Volk oft schrecklich mitnahmen; doch immer wurden diese dann durch die damit verbundene Gleichstellung vor dem Gesetze den andern nicht berechtigten eignen Stammesgenossen gleichsam entfremdet und so zu Sachsen umgeschaffen. Selbst der Herrmannstädter „Graf der Sachsen" ward sonst vom Volke erwählt, wird aber seit längerer Zeit von der Krone allein ernannt, welche seit 1805 zugleich die sonst alljährlich neu zu wählenden Senatoren als auf Lebenszeit einsetzt. Auch die Wahl selbst geschieht nicht mehr wie sonst in Urversammlungen, sondern durch Beauftragte und Körperschaften, und wird der versammelte Reichstag der neun Stühle und zwei Districte des Landes, die je zwei Abgeordnete, mithin in Summa zweiundzwanzig senden, im Namen des Kaisers vom Grafen geleitet, der immer zugleich Mitglied des siebenbürger Regierungsraths zu Klausenburg ist. Ergänzung der Beamten, Berufung der Wahlkörper, Einsetzung des königlichen Senats neben dem städtischen Bürgermeister und Oberrichter, wo eine Stadt zugleich königliche Freistadt, ist Sache des Grafen; der Stadthan (Bürgermeister) übt Polizeiverwaltung zugleich über den ganzen District, und neben dem Magistrat ist immer ein Gemeinderath an jedem Ort, der die Beamtenwahl vollzieht und sich allein ergänzt. Im Rechtsverfahren wird vom Stuhlgericht des Magistrats an das Stuhlamt und endlich an die Sachsenuniversität zurückgegangen, die unter dem Vorsitz des Grafen entscheidet. In schweren Fällen darf man noch zum siebenbürger Regierungsrath und an den König selber gehen; das alte Geschwornengericht aber ist nirgend haften geblieben. Die Pfarrer predigen im landesüblichen Plattdeutsch, welches mit einigen schwäbischen Worten untermischt halb friesisch, halb westphälisch klingt; doch wird der Text aus der lutherischen Bibel hochdeutsch verlesen, die von dem Reformator Johann Honter mit hinübergenommen und trotz des kaiserlichen Verbots im Jahre 1533 zu Kronstadt in der neu entstandenen Druckerei vervielfältigt ward. Auf Grund der siebenundzwanzig vom ungarischen Pfarrer Dionysius aufgesetzten Artikel wurden die siebenbürger Nationen dann nach dem Tode Melanchthon's, ihres erprobten Rathgebers in schwierigen Fällen, 1565 als Augsburgische Confessionsverwandte anerkannt, so daß

nun Bethlen Gabor und beide Rakotzi als protestantische Fürsten mit ihren deutschen Glaubensbrüdern in der Ferne Bündnisse zu Schutz und Trutz beschließen konnten. Die Vereinigung der drei Nationen, d. h. der Sachsen, Ungarn und Szekler, auf der Versammlung zu Torda hatte den Zweck, die gemeinsamen Rechte gegen Soliman's Gewaltherrschaft zu sichern, nachdem im Jahre 1542 Siebenbürgen war von Ungarns Krone gänzlich losgerissen worden. Darnach sollte nun jede Nation bei allgemeinen Landesangelegenheiten eine Stimme und von der Steuer auch ein Drittheil zu bezahlen haben, ohne daß die nicht berechtigten Völker nur irgend in Betracht gekommen wären. Wie Alles zeitlich Geschaffene so mußte auch dies Gesetz sich wieder lösen, nachdem die Zeiten sich geändert hatten. So hat man denn nach langem Streite die Steuerumlage nach Poorten (Pforten) oder Häusern schon gleich im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und endlich auch die Abstimmung nach Köpfen durch Kaiser Joseph sich gefallen lassen müssen, und wird noch Anderes geschehen lassen müssen, da die Bevölkerung der Wallachen schon jetzt im Lande überall die stärkste ist. Deutsche aber heranzuziehen, um dadurch diesem Volk zu wehren, wie das noch kürzlich unter Pfarrer Roth geschehen ist, wird immer ein gewagtes Ding nur bleiben können, da meist nur mittelmäßiger Boden im Lande gefunden wird und dieser nicht ohne größere Kräfte und tiefere Einsicht mit Vortheil so bewirthschaftet werden kann, wie es erforderlich ist, um hier zum Wohlstande der andern Deutschen sich hinaufzuarbeiten; daher von den fünfhundert eingewanderten Familien zweihundert zurückgingen und andere in den verschiedenen Districten doch nur als Tagelöhner und Mithelfer mühsam untergebracht worden sind. Wer Geld zum Ankauf fremden Bodens hat, bedarf der Auswandrung gewöhnlich nicht; hier aber geht es ohne solchen Kauf nicht ab, da aller Sachsenboden, und dieser ist der fruchtbarste des Landes noch, bis auf den letzten Fußbreit schon besessen ist. Wer aber Ansprüche macht auf dieses wenn auch besessene, doch oft noch unbenutzte Eigenthum, das sind die griechischen Wallachen, deren Bischöfe schon 1791 den Versuch machten, das alte Eigenthumsrecht zu durchbrechen und nun im Jahre 1843 denselben unter dem Beifall der Magyaren erneuert haben.

Nie aber ist ein Romane je zum Magyaren geworden, wie das die Redner träumten, indem sie Freiheit für den Wlachen wollten, damit so Alles unter magyarischen Scepter käme. Die Sachsen wissen, daß sie damit nur der russischen Priesterherrschaft in die Hände arbeiten, und kämpfen daher scheinbar wohl für ihre alten Vorrechte allein, in Wahrheit aber für das Leben selbst, indem sie sich dagegen noch zu wehren suchen. —

Die Entstehung von Herrmannstadt wird einem Baiern zugeschrieben, der mit des heiligen Stephan's christlicher Gattin hierher verschlagen ward und nun durch Herbeiziehung von Landsleuten den vorgefundenen Schäferhütten Namen und Bedeutung gab. Schon zu Anfange des dreizehnten Jahrhunderts nennen Urkunden die Villa Herrmanni; die Türken aber nennen sie wegen ihrer stattlichen Backsteinmauern, deren Kraft sie oft erproben und bewundern mußten, die „rothe Stadt". Acht Tage lang lag Sultan Amurad im Jahre 1438 mit siebenzig Tausend Mann vor ihren Mauern; dann nahm ein Bogenschütze ihn so gut aufs Korn, daß er mit tief durchbohrter Stirn vom Rosse stürzte, worauf die Türken schnell das Land verließen. Sein eigner Fürst allein, der Wütherich Gabriel Bathor, der jedes Vorrecht der gehaßten Sachsen auszulöschen dachte, bezwang die Stadt durch schändlichen Verrath, indem er in verdeckten Wagen Truppen dahinschaffte, während von Bürgern ihm bei Grassau der Empfang bereitet ward. Drei Jahre lang ward hier von ihm das Henkeramt geübt; dann fiel er selbst im Jahre 1613 durch seine eignen Diener, die seinen schrecklichen Befehlen nicht länger nachzukommen wußten. Seit Oestreichs Schutzherrschaft sind diese Mauern lange im Verschwinden begriffen, nur wenig von Kugeln durchlöcherte Bollwerke sind heut noch Zeugen einstiger Tapferkeit. Der älteste Theil der inneren Stadt liegt auf einer gegen Westen ziemlich steil abfallenden Anhöhe; dort soll zur Zeit der Daker und Römer ein Zirivada einst gestanden haben. Der Schnörkelstyl vergangener Zeit hat nun die Wohnungen der alten Rathsherren Herrmannstadts rings um den Marktplatz dort entstehen lassen. Dies Schnörkelwerk zeigt sich auch an der Jesuitenkirche, die 1726 hier errichtet ward, wogegen die protestantische Hauptkirche im gothischen Style noch

aus dem vierzehnten Jahrhundert stammt. Die Bibliothek ist nahe dem Gymnasium, welches erst zu Ende des vorigen Jahrhunderts mit der Bestimmung eingerichtet ist, daß sämmtliche Theologen des Landes erst einige Jahre daran Unterricht ertheilen sollen, bevor sie Pfarrämter erhalten können. Im Nationalmuseum sind besonders sehenswerth die mancherlei Formen des Goldes, indem es bald als Staub, in Blättern und Crystall gediegen ist, bald stufenartig anderem Mineral verbunden aufgefunden wird. — Zur unteren Stadt führen steile Wege und enge Steintreppen hinab, und ihre krummen schmalen Gassen, die Giebeldächer und die Erkerthürme sind noch so ganz aus alter deutscher Zeit. Eine Ringmauer umschließt auch diese und trennt sie zugleich von den drei meist von Wallachen bewohnten Vorstädten. Die Einwohnerzahl mag sich auf nahe zwanzig Tausend belaufen, die mehr als zur Hälfte Protestanten sind und für die Unterhaltung eines Fremden sich Opfer nicht so leicht verdrießen lassen. Ihr freundliches Sommertheater, die Promenaden nach dem Eichenwäldchen, die Ausflüge zur schönen Nachbarschaft sind bleibend bei mir in Erinnerung. Vor Allem schön war aber doch der Weg zum Rothenthurmpaß, der zur Wallachei hinüberführt. Je näher man dem Hochgebirge kommt, um so majestätischer hebt sich der Surul gleich einem Könige aus den Vasallenbergen stolz empor. Ueber die fruchtbaren Vorlande hin tritt man ihm näher und näher, und kommt zunächst nach Talmatsch, da wo der Zoodbach sich mit dem Zibin vermählt, der Herrmannstadt bespült am Fuß des Schellenbergs. Flüchtige Juden aus Jerusalem sollen vom Dakerkönig Dezebal den Bach zur Goldwäsche empfangen und dann den Ort erbauet haben, der jetzt mit zu den Siebenrichtergütern zählt, d. h. zu jenen Gütern, welche von ungarischen Königen gelegentlich den sieben sächsischen (Richter-) Stühlen sowohl auf dem Sachsenboden als im übrigen Lande verliehen wurden. Auf einem nahen Berge stehen noch Ruinen der Burg Landskron, die früher zur Deckung des hier beginnenden Engwegs benutzt ward, während das weiterhin gelegene Lauterburg von Sachsen geschleift ward, um einem Feinde nicht zum Stützpunkt gegen Landskron selbst zu dienen. Ein halbes Stündchen unterhalb

ergießt sich der Zibin in die Aluta oder Alt. Immer herrlicher wird das Gelände und immer prachtvoller thürmen die Stufen der großartigen Berge sich übereinander, nur da einen Einschnitt andeutend, wo sich die Alt ihr Bett gebrochen hat. In Felsen gesprengt in der Mitte der Berghöhe zieht nun der Weg von dichtem Laubholz überhangen wundersam herrlich dahin am rechten Ufer des Flusses, der tief links unten seine blauen Fluthen wälzt. Oft ward die Fahrt an jähen Umbiegungen der Bergkanten, sowie durch abstürzende Gießbäche und mitgeführte Felsblöcke gefährlich oder ganz versperrt, daher schon bald nach Oestreichs Herrschaft der Fahrweg bis zur damals zugehörigen kleinen Wallachei eilf Stunden weit gebauet ward, der Kaiser Carl VI. zu Ehren den Namen via Carolina führt. Doch will man gegenwärtig mehr noch thun, um bis nach Bukarest bequem hinabzufahren. Ein altes Thurm-Kastell, zwischen dessen dicken Thürmen die Straße dahinlief, der Sage nach von Templern aufgeführt, gab dem Passe den Namen. Aber schon 1533 ward durch die Fluthen des Stromes ein Theil des Bollwerks fortgerissen, und nun ward mehr landeinwärts ein neues Kastell auf steiler Höhe errichtet. Viel wäre hier von Tod und Siegen zu berichten. Trajan erstürmte hier im Jahre 101 die Schanzen Dezebals des Dakerkönigs; der Ungarkönig Carl Robert verlor im Jahre 1330 die Blüthe seines Adels hier, indem Wallachen, Rache suchend, Hinterhalt bereiteten, und Felsen von den Bergen niederrollten zum Dank für die Verwüstung ihres Landes. Dem Ali Bey, dem Pascha von Semendria, nahm Stephan Teleki an diesem Orte mit seiner Schaar von Sachsen und von Szeklern reiche Beute wieder ab, die er aus Siebenbürgen heimzutragen dachte; es fielen 15000 Mann theils vor dem Schwert, theils in die Alt gesprengt. Glücklicher war hundert Jahre früher Sigismund, der gegen Türken und Wallachen den Paß eröffnete im Jahre 1395. So hat der Streit hier stets getost gleich der Aluta, die nie schweigt und nur bald höher bald wieder tiefer sinkt. Jetzt steht nun nahe am Eingange des Engpasses am Dorfe Boitze ein viereckter Steinthurm von fleischrother Farbe; dieser beherrscht die Straße bis zur Alt und ist zugleich die Wohnung des Grenzcommandanten. Ihm gegen-

über wird der Zoll entrichtet; die Contumaz (Pestaufsichtshaus) ist noch um eine Meile weiter abwärts, wo dann noch eine halbe Stunde hin das Bächlein Vaduluj die Grenze bildet. Ein Wirthshaus steht am Untersuchungshause für die Kranken; dort darf man noch Forellen essen, um unverdächtig wieder heimzugehen. Denn aus dem Laub der Berggehölze schauen überall in dichtgeschlossener Linie die Wachthäuser der Bergwallachen weit ins Thal herab; man ist hier überall im Grenzbezirk und eilt als Friedensmann zum Anblick andrer Werke schnell zurück.

Drittehalb Stunden südwestlich von Herrmannstadt liegt der durch Tuchfabrikation weitberühmte Markt Heltau, dessen Bauerngestalten wir oben schon sahen. Seine hohen schönen Häuser geben ihm eher das Ansehen eines fränkischen Städtchens, als das eines Marktes, wozu nur die geringe Seelenzahl ihn macht. Er zählt nur etwa drei Tausend Seelen; aber im Innern der Häuser sieht Alles schon halb städtisch aus, nur daß die Webestühle fast keinem Hause fehlen. Jenes starke weiße Tuch, das in ganz Ungarn, Siebenbürgen, wie in der Wallachei und Moldau stark getragen wird, das Stück von dreißig Ellen nur zehn Gulden werth, führt man von hier bis zum Betrag von einer halben Million Gulden jährlich aus. Sonst ist vom Orte nichts Besonderes zu sagen. Nur, noch ein Stündchen aufwärts zu den Bergen, wird erzählt, soll Michelsdorf schon früh zu Ende des zwölften Jahrhunderts von Flamländern bewohnt gewesen sein; vielleicht, daß Heltau von dorther entstanden ist. Heimwärts von hier sieht man „den jungen Wald bei Herrmannstadt", in dessen herrlichen Eichen die ganze Stadt und was benachbart ist das Maienfest der Pfingsten feiert. — Jenseits der Stadt über die sanften Höhen des Schellenberges hinaus im Harbachthal lebt Pfarrer Roth in Kastenholz; zur Marosch hin von den freundlichen Höhen dieses Flußgebietes umgeben liegt Salzburg, zu den Taralorten zählend, worunter man diejenigen Städte und Märkte des Landes versteht, welche gegen Entrichtung einer bestimmten jährlichen Tare zur Ausübung von eben so bestimmten Freiheiten berechtigt sind; eine Einrichtung, die daher entstanden ist, daß man die Bewohner solcher Orte nicht als Adelsunterthanen betrachten konnte, für

welche die Gutsherrn hätten Portensteuer zahlen müssen, so daß die Bürgertaxe nöthig ward. Einige Salzseen liegen in der Nähe, und wie im ganzen Lande finden auch dort sich noch verlassene Salzgruben, deren Bebauung den alten Römern zugeschrieben wird. Es geht die Sage noch, daß irgendwo ein solches Salzbergwerk im Lande eingebrochen sei unter der Last der Frachtfuhrwerke, wobei denn siebenzig Menschen umgekommen seien. Jetzt werden nur sechs Gruben noch gebaut, obwohl im ganzen Lande zwanzigmal so viel leicht zu eröffnen wären. In den gegenwärtig bei Salzburg betriebenen Bau steigt man auf einigen dreißig Treppen hinab, von denen die oberen eng und schmutzig, die unteren reinlich und bequem den Fortschritt des neueren Bergbaues bekunden. Eine domähnliche Halle wird dort zum Vergnügen der Gäste erleuchtet, doch freut man sich darnach das Licht des Tages wieder zu begrüßen. Unheimlich aber ist's auf diesem Grund zu wandeln, wenn nun der Führer ein Pistol abschießt in einen alten Stollen hinein, um auf die Tiefe dieser unbekannten Gruben schließen zu lassen. Die Krone baut auch hier wie in Galizien allein auf Steinsalz nur, doch kommts zum Schmuggelhandel mit der Wallachei, weil die Regierung dorthin billiger das Salz verkauft, als in dem eigenen Lande. Als ich von diesem letzten Ausfluge zurück nach Herrmannstadt mich wandte, war es, bevor wir unser Ziel erreichten, Nacht geworden. Da lagen am Rande eines Wäldchens bei loderndem Feuer ganz nahe der Straße „arme Kerle" mit wallendem Haarwuchs, wildem Blick und trotzigen Bärten; fast hätte man fürchten sollen! Doch hinter ihnen drehete der Schenke frisch den Krahnen am Faß auf seinem Karren, und meine Freunde sagten mir, das sei nichts mehr noch weniger als eine wandernde Wallachenschenke, deren Besitzer das Recht habe, hier unter freiem Himmel bis auf den letzten Tropfen auszuschenken.

Mein Weg ging nun auf Kronstadt zu, das zwanzig Meilen weit nach Osten liegt, und dorthin fährt die östreichische Eilpost jeden Tag. Ich war allein im Wagen; eine schön gedeckte Brücke hinter Gierslau schneidet die Alt, dann geht es weiter immer am Fuße der Karpathen hin. Wir fuhren jetzt, wie mich der Conducteur belehrte, im alten Herzogthum Foga-

rasch, eins der drei Reiche, die durch Romanen nach der Völkerwanderung von der Karpathenfeste aus errichtet, doch bald der Oberlehnsherrschaft des Magyarenstammes unterworfen wurden. Beim Andrang der Mongolen floh hierher Alles aus den Ebenen, und da die Ungarn von den Griechen selbst Wechsel ihrer Religion verlangten, daß sie katholisch werden sollten, so ging der schwarze Rudolf, Radu negru, im Jahre 1241 in die Ebene zur Donau und stiftete dort das Romanenreich, indem er doch als Herzog von Fogarasch den alten Herren tributpflichtig blieb, daher noch heute das Herzogthum zu Ungarn zählt. Beim Eintritt der Nacht erglänzten am Horizonte hoch oben von den Bergen die Feuer der Wanderzigeuner, die hier für aller Verbrechen fähig geachtet werden, so daß es im Munde des Wlachen für das entehrendste Schimpfwort gilt, wenn es heißt: „tu jescht un zigan!“ „Du bist ein Zigeuner!“ Ein struppiger Hund, eine dürre Mähre, welche das Zelt trägt oder den Karren zieht, und ein paar Schweinchen dazu, so ziehen sie herum, heute Katholiken, morgen Griechen, dann Protestanten und immer wie der Gutsherr ist, damit sie desto vornehmer erscheinen. Nur wenige haben seit Kaiser Josephs Bemühungen aus freiem Triebe etwas Landwirthschaft und sonst ein Gewerbe ergriffen; doch zeichnen sich die Häuser der ansässig gewordenen Zigeuner durch Reinlichkeit vor andern aus an den Stadtmauern zu Klausenburg und Herrmannstadt. Denn in der Stadt darf der Zigeuner nirgend wohnen; doch geht er stolz daselbst in herrlicher Husarentracht mit goldenen Tressen und klirrenden Sporen einher. Die herumziehenden Schmiede schlagen im Augenblick die Werkstatt auf am ersten besten Orte; einige Bretter an einen Baum gelehnt bilden das Dach, ein Loch wird eingegraben nahebei, dann ein paar Kohlen aufgeschüttet, der Blasebalg von nackten Buben angelegt und auf dem faustgroßen Stückchen Eisen losgeschmiedet, als wär's ein Ambos von der besten Art. Man trifft sie hier entweder mit wulstigen Lippen, krausem Wollhaar und von sehr dunkler Hautfarbe, die fast an Aethiopien erinnern könnte, oder von hellerer Farbe, mit glattem glänzend schwarzem Haar und orientalischem Gepräge. Uebrigens dürfen sie als gute Musiker, die in der That mit wunderbar ergreifender Bestimmt-

heit selbst im vollen Orchester und ohne alle Noten die Nationalmelodien wiederzugeben wissen, auch hier zu Lande nie bei einem Feste fehlen. Die Goldwäscher des Landes, in Gesellschaften von achtzig bis hundert und darüber, stehen unter einem gemeinsamen Oberhaupte, das für die Ablieferung der Steuer im Bergamte zu Zalathna, westlich von Carlsburg, Sorge tragen muß; doch lassen sie von ihren Sitten nicht, so wenig als der Mohr je weiß zu waschen ist. — Beim Vollmondsschein erreichten wir bald Fogarasch, wo Ungarn, Szekler, Wlachen und Sachsen durcheinander wohnen, etwa fünf Tausend Seelen stark. Das alte Schloß des Orts, dessen kurze massive Thürme und dicke Mauern ich noch im Mondenlichte unterschied, von tiefen breiten Gräben umschlossen, hat manchen Feind gesehen und spielt, als in der Mitte des Weges zwischen Kronstadt und Herrmannstadt gelegen, in allen Kriegen eine wichtige Rolle. Im nächsten Orte zu Also Utsa aßen wir zu Nacht; zwei Szekler von der Grenze, Offiziere, die nach Herrmannstadt zu reisen dachten, der eine um den Sohn zur Militairerziehungsanstalt abzubringen, speisten dort mit mir an derselben Tafel. Es waren große kräftige Gestalten von hohem Wuchs mit breiterer Brust, wie der Ungar der Ebenen sie hat, dessen Tracht und Sprache sie hatten. Nur der eigenthümliche Kehlbauch, der allen Bergvölkern eigen ist, tönte bei jedem Worte hindurch. Gutmüthigkeit mit Festigkeit gepaart tritt in dem Angesicht hervor, dazu die ernste Zurückhaltung, die fast bei allen Alpenwohnern anzutreffen und durch Vertrauen erst zu durchbrechen ist. Man weiß sogleich, daß man in ihnen Morgenländer vor sich hat. Ich sprach mit ihnen über Herkunft, Stamm und Namen ihres Volks; sie hielten sich für Hunnenneffen und redeten unter sich die Sagen von dem großen Attila. Geschichtlich läßt sich nichts Gewisses davon sagen; man weiß nur, daß sie Trümmer von der großen Völkerwanderung sind, mit dem Magyarenstamm aufs engste früh verbunden zu Tod und Leben auf dem Lechfelde und in den Kämpfen gegen die Romanen. Szek ist ein Wort der Magyarensprache, bedeutet Sitz und Stuhl; vielleicht, daß sie die Sitze an der Grenze gleich anfangs ausgetheilt erhielten und zogen die Verrichtung zur Vertheidigung dann durchaus freie Männer

wurden. Noch heute sind alle geborne Krieger; nur der Besitzstand macht einen Unterschied. Einige dienen zu Fuß, Andere zu Pferd, noch Andere müssen als Primores (Magnaten) mehrere Soldaten ins Feld stellen; Alle aber zählen zum freien Adel. Früher führte der Ungarkönig den besonderen Titel eines „Grafen der Szekler", in dessen Gebiete die Stuhlverfassung lange vor der Verbindung mit Ungarn Bestand gewonnen hatte; gegenwärtig haben die Szekler nicht nur königliche Richter, sondern auch die Vertheilung in Grenzregimenter sich müssen gefallen lassen, wozu allein Gewalt sie bringen konnte. Aus diesem Grunde und weil den unteren Kriegerklassen Steuern auferlegt worden sind, von denen allein die Primores befreit blieben, hat noch bis heute nicht das Volk ein Herz für Oestreich, da es im Stillen gern der alten Freiheit noch gedenkt.

Die Nacht hindurch entluden sich die Wetter in den Hochgebirgen, und unter Regengüssen fuhr ich zu Kronstadt's Thoren ein um sechs Uhr früh des andern Tages. Von wunderbarer Schönheit ist der Anblick und die Lage dieser Stadt. Grüne Häupter und zackige Felsspitzen der ringsumschließenden hohen Berge ragen unmittelbar von allen Seiten herein; nur an der einen Seite öffnet sich der enge Kessel nordwestwärts längs des Weidenbachs, der zur Aluta zieht durch die Kronstädter Ebene. Dorthin nun schweift der Blick bis zu den fernen blauen Szeklerbergen weit hinaus; hier aber ist das Bild der Lebensfrische freundlich wechselnd nah. Schwerbeladene Frachtwagen mit macedonischer Wolle kommen heran, Eisenwaaren, Tücher, Seile, Liqueure von Kronstadt werden verladen zur Wallachei; dort gehen Griechen, Wlachen und Armenier im Lärm des Marktverkehrs, hier auf den Promenaden husarenbärtige Szekler und Magyaren oder stolze Moldaufürsten in der Bojarenpracht, die in dem wohnlichen Brassó, wie der Romane Kronstadt nennt, vorübergehend Aufenthalt genommen, um zu den Bädern oder wieder heim zu reisen. Ueberall ist Lärmen, Leben und Bewegung. Inmitten der Stadt auf dem geräuschvollen dreieckten Marktplatze steht das vierhundertjährige Rathhaus, ernst in den dunklen Mauern nahebei der alte gothische Dom; Spitzdächer, Erkerthürmchen und einige Thore erinnern heute noch an Nürnbergs

alte Herrlichkeit. Neuere Thore in schlecht gerathener Nachbildung gemahnen an Wien, woher die Muster kamen; man wird an jene Unglückszeit erinnert, wo nach geheimer Abschließung mit Oestreichs Herrschern das Land gewaltsam in Besitz genommen ward und Kronstadt durch Kanonen fiel, weil es im Mißverständniß noch zu Apasi, seinem Fürsten, hielt. Der Tod durch Henkershand traf alle Edelsten, und ein gewaltiger Brand, der diesem Haß der Kaiserlichen zugeschrieben wird, vollendete das Bild der gräulichen Verwüstung im Jahre 1689; die Wiederholung jener schwersten Zeit, die ihm sein eigener Fürst, der Wüthrich Gabriel Bathori, schon 1612 einmal bereitet hatte. Zwei feste Wachtthürme an der Südwestseite auf dem nahen Raupenberge, die aus dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts stammten, wo sich die zwei Jahrhunderte zuvor erbaute und immer wieder niedergetretene Stadt durch Mauerfesten sicherte, einst feste Burgen gegen Amurath und seine Türkenschaar und Bollwerke des ganzen Stadtbezirks, des sogenannten Burzenlandes, sind durch den großen Brand gesprengt und haben nun dem friedlichen Gewerk der Tuchbereiter Raum gegeben, die dort die Tücher an die Sonne spannen. Gleich südwärts davon bekleidet, in Baumgärten versteckt, die Vorstadt der Bulgaren und Wlachen gar freundlich die Stufen der Berge bis hoch hinauf. Weitschimmernde Bleche einer spitzzulaufenden Kuppel, die kleineren Thürmchen nach den vier Seiten hin durch lange Ketten verbunden, mit doppeltem Kreuz darauf, erinnern dort an Rußlands Kaiserin Elisabeth, die ihren Glaubensbrüdern diese Kirche gründete im Jahre 1751. Nördlich vom Raupenberge führt zwischen ihm und dem von der Citadelle gekrönten Schloßberge ein Thalweg hin nach Herrmannstadt hinaus; dort liegt zu beiden Seiten der Straße die geradlinigte Sachsenvorstadt, Altstadt genannt, durch Regelmäßigkeit und Bau der Häuserreihen so ganz verschieden von den bunt herum zerstreut liegenden Holzhäuserchen der Wlachenstadt, die nur auf steilen Außentreppen zu erklimmen sind. Weniger regelmäßig erbaut als die Altstadt und mehr in ungarischer Art, zieht endlich nordwärts eine dritte Vorstadt hin, die Blumenau, die ihren Namen von den vielen Gärten trägt, die in der Au der Ebene sich

finden. Kronstadt selbst gewährt, wie die Altstadt, überall nur den Anblick einer deutschen Provinzialstadt, in der das Alterthümliche zumeist verschwunden ist. Das gesellige Leben erhält im Sommer durch die Anwesenheit reicher Bojarenfamilien aus der Moldau und Wallachei einen großen Aufschwung, indem die Kronstädter selbst am Abhange der Karpathen Landhäuser haben, die zum Genuß der herrlichen Natur zugleich und zu den Quellen führen, die hier wie überall als Sauerbrunnen oder sonst gemischt die Zaubergnomen des Gebirgs entströmen lassen. Einige Holzhäuser zum Gebrauch der Bäder und ein paar Hütten für die Dienerschaft, das ist die ganze Ausrüstung auch für die vornehmsten Gäste. Aber hier in der Stadt entschädigen die herrlichsten Spaziergänge, die zum Raupenberge oder zur Zinne terrassenförmig auf und nieder führen und immer neue Gesichtspunkte bieten über die Stadt hinaus zur ganzen herrlichen Umgebung. Dazu kommen dann Ausflüge nach Rosenau, Törzburg, Zernyest, Tömösch u. s. w. zur Pracht des höheren Gebirges, und wenn das Wetter hindert, so spielt die Herrmannstädter Truppe im Theater, die deutsche Presse liefert geistigen Genuß, und Gastlichkeit und Spiel und Tanz erfreuet überall. Und so ist Kronstadt denn die Stadt von dreißig Tausend Seelen, die hier den letzten Punkt des deutschen Lebens und der deutschen Sitte bildet, während da drüben nach Osten und Süden über die Berge hinaus die Herrschaft Asiens sich unverkennbar überall der Völker ganz bemächtigt hat.

II.

Reiſebilder und Skizzen

aus

der europäiſchen Türkei, Griechenland, dem Archipel und den joniſchen Inſeln.

II.

Einleitung.

Die griechische Halbinsel schließt sich im Norden auf einer 150 Meilen langen, vom Quarnero-Golf bis zu den Donau-Mündungen reichenden Linie an das Festland an. Im Westen und Süden wird sie vom adriatischen und jonischen Meere, im Osten vom ägäischen Meere, den Dardanellen, dem Marmor-Meere, der Straße von Konstantinopel und dem schwarzen Meere begrenzt. Die Bodengestalt läßt sich im Allgemeinen als ein von Gebirgsketten und Terrassen mannigfach durchzogenes Hochland bezeichnen. Eine große Centralkette zerschneidet die Halbinsel in zwei ziemlich gleiche Hälften. Den westlichen Theil dieser Kette bildet das an die dinarischen oder dalmatischen Alpen sich anschließende, von Nord-Westen nach Süd-Osten streichende Argentaro-Gebirge, welches im Dinari bis 7000 Fuß aufsteigt, so wie der hohe Tschar-Dagh (d. i. Bergkette) mit dem Skardus der Alten, der im Kegelberg Liubeten 9000 Fuß hoch gipfelt. Den mittleren Theil erfüllen verschiedene niederigere Berggruppen, darunter der 3000 Fuß hohe Egrisu-Dagh oder Orbelus der Alten nebst dem Skomius. Zwischen Sophia und Uskub streichen durch diese Gruppen in der Richtung von Norden nach Süden sehr tief gefurchte Spalten, so daß sie Engpässe oder Thore zur bequemeren Passage über das Gebirge abgeben. Den östlichen Theil der Centralkette bildet der Balkan oder Hämus der Alten, welcher südlich in den großen Balkan mit etwa 3000 Fuß, nördlich in den kleinen Balkan mit etwa 2000 Fuß Erhebung ausläuft. Vom Hämus in nordwestlicher Richtung zweigt sich das Stara-Planina-Gebirge ab (zwischen Bulgarien und Serbien). Vom Hämus in südlicher Richtung zweigen sich die

Rumelien oder Thracien umwallenden Gebirge ab, nämlich der breite Despoto-Dagh oder das Rhodope-Gebirge mit einer Erhebung von 7 bis 8000 Fuß, ſich fortſetzend im Tekiri-Dagh (im Süden) und Strandſchea-Gebirge (an der Küſte). Vom Tſchar-Dagh geht nach Süden der Bora-Dagh, fortgeſetzt im Pindus oder Gramoſa-Gebirge und in den vielen vereinzelten Berghaufen von Livadien oder Hellas mit dem Parnaß (7400 Fuß), Helikon, Cythäron und dem einſt blumen- und honigreichen Hymettus in Attika. Als Querketten laufen vom Pindus aus: das Voluzza-Gebirge oder die kambuniſchen Berge der Alten mit dem Olymp (6500 Fuß), von welchem ſüdlich Oſſa und Pelion (5300 Fuß) liegen; ferner das Dalacha-Gebirge oder Othrys der Alten (5300 Fuß), und ſüdlich davon der Oeta (6600 Fuß) mit dem Paß der Thermopylen. Durch das Band des flachen Iſthmus von Korinth hängt ſich an das livadiſche Bergland die abgeſonderte Halbinſel Morea oder die Peloponnes der Alten: ein allſeitig von hohen Randgebirgen eingeſchloſſenes Hochland, deſſen Scheitelfläche Arkadien. Außerdem ſondert ſich von dem großen Ganzen noch ab: die chalcidiſche Halbinſel, in drei Zacken auslaufend, deſſen nördlichſter auf ſeiner Spitze den Monte Santo oder Athos der Alten (5960 Fuß) trägt; ferner der thraciſche Cherſonnes oder die Landzunge von Galipoli (bei den Dardanellen); endlich die konſtantinopolitaniſche Halbinſel (nördlich vom Marmora-Meer). Als Tiefland ſind, außer der wallachiſchen Tiefebene, zu bemerken: die Ebene von Pellä und Leres (im Norden und Nord-Oſten der chalcidiſchen Halbinſel), ſo wie die Tiefebenen von Albanien und Theſſalien. Letztere war vor Zeiten unzweifelhaft der Keſſel eines großen Sees, der ſich im Thal Tempe, durch welches jetzt der Salambria oder Peneus der Alten abfließt, einen Durchbruch bildete und ſo trocken gelegt wurde. Ueberhaupt vermindern ſich die Seen noch immer. So der See von Janina in Albanien (Epirus), theilweiſe ein ſchilfbewachſener Moraſt und wegen des Torfgrundes mit ſchwärzlichen Waſſern. Im nördlichen Theile dieſer Provinz iſt der See von Scodra oder Scutari der größte. Zwiſchen Albanien und Macedonien liegt der kraterähnliche See von Kaſtoria und der große See von Ochrida, letzterer fünf Meilen lang und eine

Meile breit, der höchste (2015 Fuß) und vielleicht schönste der ganzen Halbinsel mit krystallhellem Wasser. Alle Flüsse gehören zum Stromgebiet der Donau, welche zwölf Meilen von ihrer Mündung ein beträchtliches Delta-Land bildet, durch welches sie in sieben Armen ausfließt. Sie nimmt von Süden her auf: die Save oder Sau mit der Unna, Verbas, Bosna und Drina, ferner die serbische und bulgarische Morawa und den Isker. Von Norden her nimmt sie auf: die Aluta und Jalonitza, den Sereth und Pruth (Grenzfluß gegen Rußland). Der bedeutendste Küstenfluß ist die weithin schiffbare Maritza, welche in's adriatische Meer fließt. Dahin gehen auch der Struma-Karasu und Vardar, in's jonische Meer der Aspropotamo, in's adriatische Meer die Vojuza, Drin und Narenta. — Merkwürdig ist das Land durch das periodische Verschwinden vieler Gewässer und durch unterirdische Flüsse. Diese hauptsächlich im Westen der Halbinsel vorkommende Erscheinung hängt zusammen mit der Beschaffenheit der aus Kalk bestehenden Gebirge. So namentlich längs des adriatischen Meeres, wo der Kalkstein Kessel und Höhlen bildet, in denen das Wasser sich verliert, bis es an anderen Stellen wieder zu Tage kommt. — Das Klima wird durch die Centralkette in ein nördliches getheilt, welches dem von Süddeutschland entspricht, und in ein südliches, welches dem von Italien entspricht. Die Donauländer sind reich an Getreide. In der Moldau und Walachei baut man vorzüglich Mais und Hirse, in Rumilien und Macedonien Reis; in letzterer Provinz pflegt man auch die Baumwollenstaude. Der Tabaksbau ist durch das ganze Land verbreitet und liefert die trefflichste Waare. Die nördlichen Gebirge sind dicht bewaldet mit Nadelholz, Eichen, Buchen, Kastanien und Weiden; auf den Bergen des Südens wachsen Cedern, Platanen, Cypressen, Lorbeerbäume, Myrten und an den Flüssen der Oleander. In den nördlichen Theilen des Landes hat man oft ganze Obstbaumwälder von Birnen, Aepfeln, Kirschen und Nußbäumen; im Süden hat man dagegen die Olive, die Maulbeere und den Weinstock. Die Weinberge des Continentes sowohl, als der Inseln geben fast ohne alle Pflege feurige Weine von allen Arten und Farben. Der Norden ernährt schöne Pferde, treffliches Rindvieh, Schafe und Ziegen; der

Süden Kameele, Esel und Maulesel. Reich ist außerdem das Land an Wild. In der Wallachei findet sich der Auerochse, in den Karpathen die Gazelle; auch giebt es Bären und Wölfe. Bienenzucht wird besonders in Macedonien und Serbien, in der Moldau und Wallachei betrieben, Seidenbau im Süden, wo man auch von der Kermes-Eiche die rothfärbende Kermes-Schildlaus sammelt, so wie für die Bereitung des Rosenwassers und Rosenöles Rosenfelder hegt; an den Küsten des Marmor-Meeres und Archipelagus baut man den rothfärbenden Krapp. Die Berge strotzen von Metallen, aber es fehlt der Bergbau. Dagegen gewinnt man in Menge Salpeter, Stein- und See-Salz.

Die Hauptmasse der griechischen Halbinsel steht unter der Herrschaft der osmanischen Türken *). Dies Besitzthum, die europäische Türkei, enthält auf 9520 Quadrat-Meilen $15^1/_2$ Millionen Einwohner. Die dazu gehörigen Länder zerfallen in mittelbare und unmittelbare. Die mittelbaren bestehen in den drei Fürstenthümern Moldau (725 Quadrat-Meilen mit 1,430,000 Einwohnern), Wallachei (1350 Quadrat-Meilen mit 2,420,000 Einwohnern) und Serbien (die alte Moesia superior, mit 560 Quadrat-Meilen und 900,000 Einwohnern), so wie der Republik Tscherna-Gora oder Monte-Negro (65 Quadrat-Meilen mit 107,000 Einwohnern). Ueber diese von Christen bevölkerten und selbstständig verwalteten Länder übt die türkische Regierung (Pforte) nur das Oberlehnsrecht aus, und zwar in Betreff der drei Fürstenthümer gemeinschaftlich mit dem Kaiser von Rußland. Die unmittelbaren Länder enthalten die Provinzen: Bulgarien (Moesia inferior), Rumilien (einschließend das alte Thracien), Macedonien, Albanien oder Arnaut (im Süden davon das alte Epirus, im Süd-Osten Thessalien) und Bosnien nebst dem an das östreichische Dalmatien grenzenden türkischen Dalmatien oder der Herzegowina (Illyricum). Außerdem gehören den Türken die Inseln Candia (Kreta), und von den an der kleinasia-

*) Die Größe des ganzen osmanischen Reiches wird auf 82,700 Quadrat-Meilen mit 33,500,000 Einwohnern geschätzt. Davon kommen auf die asiatischen Länder 34,750 Quadrat-Meilen mit $12^1/_2$ Millionen Einwohnern, auf die afrikanischen 38,430 Quadrat-Meilen mit $5^1/_2$ Millionen Einwohnern.

tischen Küste gelegenen Sporaden Rhodos, Skios und Mytilene, so wie die nördlicheren Lemnos, Thasos u. a. m. — Im Süden der europäischen Türkei liegt das Königreich Griechenland mit 868 Quadrat-Meilen und 933,000 Einwohnern. Haupttheile davon sind: das Festland oder Livadien (Hellas), die Halbinsel oder Morea (Peloponnes) und die Inseln: Negroponte (Euböa) nebst den Cycladen (von Andros südöstlich über Paros und Naros hinaus bis Santorin und Amorgo), dann ein Theil der Sporaden, darunter namentlich Samos, Nicaria, Ipsara, Skyros und Dromi. — Die an der Westküste Griechenlands gelegenen jonischen Inseln, als Corfu, Paxo, Santa Maura, Cephalonia, Theaki (Ithaca), Zante und Cerigo (südöstlich vom Cap Matapan) bilden die sogenannte Sieben-Insel-Republik (mit 51 Quadrat-Meilen und 222,000 Einwohnern) und stehen unter englischem Schutze.

Werfen wir nun einen Blick auf die Bewohner der Halbinsel und ihre Geschichte. Da treten uns zuerst, umleuchtet vom Glorienschein des Heldenmuthes und der Geistesbildung, die alten Griechen entgegen. Das alte Griechenland zerfiel in die Peleponnes, Hellas und Nord-Griechenland. Die Peloponnes enthielt folgende Theile: 1) Argolis im Osten mit den Städten Argos, Mycene, Tirynth; 2) Lakonien im Süd-Osten mit der Hauptstadt Sparta am Flusse Eurotas; 3) Messenien im Süd-Westen mit der Hauptstadt Messene; 4) Elis im Westen mit dem Flusse Alpheus und den Städten Elis, Pisa, Olympia; 5) Arkadien, in der Mitte der Peloponnes mit den Städten Mantinea, Orchomenus, Megalopolis; 6) Achaja und 7) Sikyon im Norden mit den Städten Paträ und Sikyon; 8) Korinth im Nord-Osten am Isthmus. — Hellas enthielt: 1) Megaris am Isthmus mit der Stadt Megara; 2) Attika im Süd-Osten mit den Flüssen Cephissus und Ilissus, den Städten Athen (gegenüber im Westen die Insel Salamis), Eleusis, Marathon (gegenüber im Nord-Osten die Insel Euböa mit dem Vorgebirge Artemisium, den Städten Chalcis und Eretria); 3) Böotien im Osten mit den Städten Theben, Tanagra, Aulis (an der Meerenge des Euripus), Leuktra, Platää, Koronea, Orchomenus. Weiter nach der Mitte zu und im Westen lagen 4) das epikne-

midiſche (vom Berge Knemis) und opuntiſche (von der Stadt Opus) Lokris; 5) Phocis mit den Städten Elatea, Delphi (am Parnaß), Kriſſa; 6) Doris; 7) das ozoliſche Lokris mit den Städten Amphiſſa und Naupaktus; 8) Aetolien mit der Stadt Kalydon. Ganz im Weſten lag 9) Akarnanien mit dem Fluß Achelōus und dem Vorgebirge Aktium. — Nord-Griechenland enthielt: 1) Epirus im Weſten mit dem See Acheruſia, dem Fluß Acheron, der Stadt Dodona; 2) Theſſalien im Oſten mit dem Fluß Peneus, dem Thal Tempe, den Städten Hellas, Pharſalus, Kynoskophalä. — Außerdem lagen im Norden von Griechenland die bereits erwähnten Länder: 1) Macedonien mit den Flüſſen Strymon und Neſtus, den Städten Pella, Amphipolis, Theſſalonike, Philippi, Pydna, Poditäa, Olynth; 2) Illyrien im Weſten mit der Stadt Dyrrhachium (Epidamnus); 3) Thracien im Nord-Oſt mit den Städten Abdera, Philippopolis, Hadrianopolis, Byzantium, Aegospotamos, Seſtus; 4) die Donauländer Pannonien im Nord-Weſt (Ungarn und einen Theil von Oeſtreich begreifend), Möſien im Norden auf dem rechten Donauufer (Serbien und Bulgarien), Dacien im Norden auf dem linken Donauufer (Siebenbürgen, Moldau und Walachei).

Als älteſte Bewohner Griechenlands finden wir die Pelasger, welche beſonders in Arkadien, Argos, Sikyon und Attika theils als Hirten, Jäger, Fiſcher, theils als Ackerbauer und in Städten lebten. Von ihnen rühren koloſſale Bauwerke her, roh zuſammengefügt aus ungeheuren, vieleckig behauenen Felsſtücken und bekannt unter dem Namen der cyklopiſchen Mauern, von denen noch jetzt Spuren in Argolis vorkommen. Sie wanderten von Norden her ein und brachten die Anfänge der Cultur aus Thracien mit, wo ſchon in den früheſten Zeiten als Sänger, Seher und Kenner von Heilkräften Orpheus erſcheint. Sie beteten Familiengötter an in ihren Häuſern, Stammgötter an gewiſſen heiligen Ortern, beſonders in Hainen und auf Anhöhen. Dieſe Götter galten ihnen als Ordner der Welt, ohne ſie durch Namen zu bezeichnen. Das Opfern weißer Roſſe auf Bergſpitzen deutet hin auf Sonnendienſt. Später wurden von anderen fremden Ankömmlingen Tempel gebaut und Prieſterdienſt eingeführt. Einen religiöſen Mittelpunkt gab das uralte Orakel des

Zeus zu Dodona. Auch die Religionsanstalten zu Kreta, wo Zeus von der Cybele (Rhea) geboren und die Cybele als Beschützerin des Ackerbaues durch ihre Priester, die Korybanten, verehrt wurde, so wie der Geheimdienst der Demeter (Ceres) durch dieselben Priester auf der Insel Samothrace entstanden schon zur Zeit der Pelasger. — Die Sage berichtet von großen Ueberschwemmungen zur Zeit des Ogyges, Herrschers von Attika und Böotien, wo wahrscheinlich der See Kopais ausgetreten war (ogygische Fluth) und von einer späteren am Fuß des Parnassus in Phocis (deukalionische Fluth). In letzterer Gegend lebte Deukalion und zog (1550), um den Wassern auszuweichen mit seinem kleinen, aber tapferen Volke über den Oeta nach Thessalien, wo sein Sohn Hellen Stammvater der schnell erstarkenden Hellenen wird, welche als kriegslustige Männer die dem friedlichen Landbau ergebenen Pelasger verdrängen. Es bilden sich darauf vier hellenische Hauptstämme: die Dorier in der Mitte von Hellas, die Aeolier im Westen und Osten von Hellas, die Jonier in Attika und im Norden der Peloponnes, in den übrigen Theilen der Peloponnes und in Thessalien die Achäer. Einen religiösen Mittelpunkt gab ihnen das Orakel des Apoll zu Delphi, wo sich später der National-Rath der Amphiktyonen versammelte behufs der Aufsicht über das Orakel und Anordnung der olympischen Spiele, so wie zur schiedsrichterlichen Schlichtung von Streitigkeiten unter den einzelnen Staaten. Die mythischen Einwanderungen von Fremdlingen aus Phönizien und Aegypten mußten die Entwickelung des hellenischen Geistes fördern, und mit der Erweiterung des Städtelebens bildeten sich Staaten. So kommt der Sage nach Cecrops aus Sais in Aegypten nach Attika (1550) und legt durch die Burg Cecropia den Grundstein zu Athen, theilt dann als Herrscher von Attika die Landschaft in zwölf Gemeinden, das Volk in Edle oder Kriegsleute, Landbesitzer, Handarbeiter und Hirten, führt ordentliche Ehen, das Begraben der Todten und die strenge Achtung des Eigenthums ein, gründet zur Bestrafung grober Verbrecher den Gerichtshof des Areopagus, lehrt den Oelbaum pflanzen, Getreide bauen und hebt die Schifffahrt. Nach Böotien kommt aus Tyrus in Phönizien, Kadmus, und gründet durch Anlegung der Burg Kadmea

Theben (1500). Er soll die Buchstabenschrift eingeführt, Berg- und Weinbau gelehrt haben. — Nach Argos kommt aus dem ägyptischen Theben Danaus (1500), lehrt die Kunst Felder zu bewässern und Brunnen zu graben, und wird vom Volk mit der Regierung von Argos bekleidet. Neben Argos entstanden nachher noch zwei kleine Königreiche von Mycene und Tirynth. Letzteres war der väterliche Sitz des durch übermenschliche Kraft hervorragenden Herkules. — Nach Elis kommt endlich aus Lydien Pelops (1350) und macht sich zum Herrscher von Pisa. Durch Reichthum, Bildung und Klugheit verschafft er sich so großen Einfluß, daß nach ihm die Halbinsel Peloponnesus den Namen erhielt. Von seinen beiden Enkeln herrscht Agamemnon zu Mycene, Menelaus, Gemahl der Helena, zu Sparta. — Als erster Beherrscher und Gesetzgeber von Kreta wird Minos genannt. Seiner Anordnung zufolge bewohnen alle freien Männer die (hundert) befestigten Plätze der Insel in Gemeinschaft der Lebensart und Waffenübung. — Das erste gemeinsame National-Unternehmen der Griechen, ist der trojanische Krieg (1194—1184). Damit schließt die mythische Heldenzeit. — Durch den trojanischen Krieg haben viele Staaten ihre Häupter verloren. Dadurch entstand allgemeine Verwirrung, welche die aus der Peloponnes verdrängten Nachkommen des Herkules (Herakliden) benutzten, um als Anführer der für sie gewonnenen Dorier einen Einfall in das Land ihres Ahnherrn zu machen, welches sie nach mehreren mißlungenen Versuchen auch wirklich in Folge einer unvermutheten Umschiffung (1104) von Süden her eroberten. Die Achäer mußten dem Andrange der Dorier weichen, wandten sich nach dem Norden der Peloponnes, vertrieben daraus die Jonier und setzten sich nun in dem Gebiete fest, das von ihnen den Namen Achaja erhielt; die Jonier aber zogen zu ihren Stammgenossen nach Attika. Elis wurde von den Aeoliern eingenommen. Die übrigen peloponnesischen Landschaften, nämlich Messenien, Lakonien, Argolis und das Gebiet von Korinth fielen den Doriern zu. Diese Bewegungen veranlassen Auswanderungen nach der Westküste von Kleinasien, woselbst im Norden sich Aeolier ansiedeln (1100), in der Mitte Jonier (1050), im Süden Dorier (1100). Die Aeolier verbreiteten sich von der nach ihnen benannten Landschaft

Aeolis aus über die benachbarten Inseln. Sie gründeten auf dem Festlande zwölf verbündete Städte, und fünf auf der Insel Lesbos, wo Mitylene als Hauptstadt der ganzen Colonie galt. Die Jonier gründeten in Jonia ebenfalls zwölf Städte, unter denen besonders Ephesus (mit dem Tempel der Diana) und Milet glänzten; letzteres bis 500 v. Chr. als bedeutendste Handelsstadt neben Tyrus und Karthago. Sie entrissen Smyrna den Aeoliern, bemächtigten sich unter andern der Inseln Chios und Samos (mit gleichnamiger Stadt, wo 540 bis 523 v. Chr. Polykrates mächtig) und hatten als gemeinsames Heiligthum den Neptunstempel Panionium auf dem Vorgebirge Mykale, wo sie Volksfeste feierten und in Versammlungen rathschlagten. Auf Delos feierten sie Feste zu Ehren des Apoll. Früh erblühte die Dichtkunst, vornehmlich gepflegt von dem Sänger der alten Helden im Trojanerkampf, Homer (950). Unter den Städten der Dorier zeichneten sich aus Knidus und Halikarnassus (mit dem Mausoleum der Artemisia). Auf der Insel Kos gründeten sie den Dienst des Aeskulap, und später lebte hier der berühmte Arzt Hippokrates (430 v. Chr.). Auf der dem Sonnengott geweihten Roseninsel Rhodos wurde die gleichnamige Stadt erst um 408 erbaut (mit dem ehrenen Koloß des Apoll). — Einen bedeutenden Einfluß auf die Hebung des griechischen Nationalgeistes haben die vier allgemeinen großen Festspiele, bei denen man sich im Wettrennen, Ringen, Faustkampf und Diskuswerfen, so wie in musikalischen und dichterischen Wettkämpfen hervorzuthun beflissen war. Sie kehrten alle vier Jahre wieder; nur die zu Nemea wurden alle zwei Jahre gefeiert. Die wichtigsten waren die an den Ufern des Alpheus in Elis zu Ehren des Zeus gefeierten olympischen Spiele, gestiftet um 888 und seit 777 bei der Zeitrechnung (nach Olympiaden) zu Grunde gelegt. Der Sieger in denselben erhielt einen Olivenkranz, in den delphischen oder pythischen Spielen, zu Ehren des Apoll, einen Lorbeerkranz, in den isthmischen Spielen bei Korinth, zu Ehren des Neptun, einen Fichtenkranz, in den nemrischen Spielen, anfangs zu Ehren ausgezeichneter Todten, einen Epheukranz. Durch diese Spiele wurde bei den Hellenen der Wetteifer in Allem, was den Menschen ziert und ihm nützt, angefeuert; sie gewährten einen allgemeinen Ver-

einigungspunkt, förderten neue Verbindungen, Verkehr und Handel. Die Hauptfeier am Alpheus brachte Waffenruhe in ganz Griechenland, dadurch wurde den Bewohnern von Elis, die man als ein dem Zeus geweihetes Priestervolk ansah, das Glück eines ungestörten friedlichen Landlebens zu Theil. Auf diese Weise gewannen die Aeoler allmählich eine stille geistig-sittliche Einwirkung auf die übrigen Hellenen, um die beiden Hauptmomente ihres politisch-religiösem Strebens und Lebens, nämlich Freiheit und Schönheit, zu nähren und zu pflegen. Was die politische Seite betrifft, so geht mit Unterdrückung der Achäer fast überall Hand in Hand die Abschaffung der althergebrachten, patriarchalischen Königswürde, welche in diesem Stamm ihre vorzüglichste Stütze gefunden hatte. Es bildeten sich eine Menge kleiner Freistaaten, und statt des monarchischen Princips tritt nun in den Vordergrund das demokratische und aristokratische Princip, ersteres von den Joniern nach dem Vorgange von Athen, letzteres von den Doriern nach dem Vorgange von Sparta festgehalten und verfochten. — Fassen wir zuerst Sparta in's Auge. Um den Charakter dieses Staates richtig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß derselbe auf Eroberung beruht. Erst im Laufe der Jahrhunderte gelang die völlige Unterjochung der Achäer in Lakonien, und dazu kamen auch schon früh Kriege mit den Städten von Argolis und Arkadien. Wegen dieses lange fortdauernden Kriegszustandes blieben (wie bei dem Eroberungsvolk der Römer die beiden Consuln für die auswärtigen und inneren Angelegenheiten) an der Spitze des Ganzen die beiden alten Anführer oder Könige in erblicher Reihenfolge ihrer Geschlechter. Im Uebrigen aber konnten sie sich nur durch Tapferkeit und durch eine gewisse, allemal mit der vorherschenden Gewalt verbundene, Härte behaupten. Als erste Könige in Lakonien werden genannt Eurysthenes und Prokles. Nachdem die Spartaner sich die Herrschaft über die achäischen Lacedämonier (Periöken) errungen hatten, mußten diese sich Kriegs- und Abgabepflichtigkeit gefallen lassen; außerdem aber beschäftigten sie sich mit Ackerbau, Handel und Gewerbthätigkeit, namentlich mit der Purpurfärberei, mit Verfertigung von Eisenwaren, Waffen und allerhand Hausgeräth, so wie mit Bearbeitung des am Vorgebirge Tänarum sich vor-

findenden grünen Marmors. Eine Empörung der Stadt Helos endete mit Zerstörung dieser Stadt und Sclaverei der Einwohner, daher der Name Heloten, welcher nachher auf alle Sclaven überging. Lykurg (888) macht Reisen nach Kreta, Aegypten und Kleinasien, giebt dann zur Steuer innerer Zwiespältigkeiten seine Gesetze, deren Zweck dahin geht, die höchste Macht und Einheit des Gemeinwesens dadurch zu erzielen, daß Alles, selbst der Mensch mit seinen gesammten Familienverhältnissen, in den unmittelbaren Dienst desselben hineingezogen und als ein dem mächtigen Gesammtwillen schlechterdings unterworfenes Werkzeug betrachtet wurde. Die beiden Könige hatten die Entscheidung in gewissen Rechtssachen und in der Art der Kriegführung. Ihnen war ein Rath von 28 Alten (Geronten) zugeordnet, so daß die Gesammtzahl 30 ausmacht, wobei die den Doriern gemeinsame Eintheilung des Volkes in drei Stämme, mit je zehn Unterabtheilungen, zum Grunde lag. Später kamen als staatsrichterliche Aufsichtsbehörden hinzu 5 Ephoren, welche jeden Beamten und selbst die Könige zur Rechenschaft ziehen konnten; außerdem lag es ihnen ob, neue Gesetze in Vorschlag zu bringen, so daß vornehmlich durch ihre Thätigkeit der Fortschritt zum Bessern bedingt war. Mit dem dreißigsten Jahre hatte jeder Spartaner das volle Bürgerrecht und damit freie Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten. Vor die Volksversammlung kamen die Beschlüsse über Krieg und Frieden, über Verträge mit andern Staaten, Wahl der Obrigkeiten und Gesetzesveränderungen. Der Rath der Alten, die alle das sechzigste Jahr überschritten haben mußten, hatte die wichtigeren Fragen vorzubereiten, so daß sie mit einem einfachen Ja oder Nein beantwortet werden konnten. Dieser Rath (Gerusia) bildete demnach einen bleibenden Ausschuß des Volkes; ihm stand auch die Entscheidung in Criminalfällen zu. Der Grund und Boden war in gleich ausgemessene Theile oder Loose getheilt, von denen 9000 (größere) Besitzthümer auf die Spartaner, 30,000 auf die Lacedämonier kamen. Letztere bearbeiteten ihr Land selbst, erstere ließen dasselbe durch die Heloten bebauen. Den Spartanern war es in frühester Zeit bei Todesstrafe verboten, Silber- oder Goldgeld zu besitzen, statt dessen hatten sie Eisengeld. Die möglichste Gleichheit des Eigen-

thums wurde auch dadurch erstrebt, daß für gewisse Fälle die Benutzung der Güter des Anderen, als seines Viehes, seiner Sclaven, Geld- und Speisevorräthe, erlaubt war. Die Gemeinsamkeit einer nüchternen Lebensart wurde erzielt durch die Einrichtung von Tischgenossenschaften (Syssitien, zu je 15), wobei es außer einer unschmackhaften schwarzen Suppe, hauptsächlich nur Wein, Brot, Wildpret, Käse und Feigen gab. Die Jugend suchte man früh abzuhärten durch Gewöhnung an Frost und Hitze, Hunger und Schläge. Gewandtheit des Körpers wurde erworben durch Kampfspiele, Gewandtheit des Geistes durch Uebung in kurzen treffenden (lakonischen) Antworten. Die Jüngeren gingen in weißer Tracht, die Bürger in Purpur. Letztere beschäftigten sich mit Gymnastik, Jagd (auch der Heloten) und Krieg. Man bediente sich kurzer Waffen. Kein Feind sollte verfolgt, keine Festung erstürmt werden, Sparta selbst sollte ohne Mauern bleiben. Den gefallenen heldenmüthigen Streitern wurde der höchste Tribut der Ehre zu Theil. Im Uebrigen blieb Kunst und Wissenschaft verachtet. Die Gesetze wurden behufs leichterer Einprägung in Sprüchen abgefaßt. Da dieselben vorzüglich darauf berechnet waren, den Staat in eine große, mit Kriegern angefüllte Kaserne umzuschaffen, so war auch Krieg das Hauptbedürfniß der Spartaner. Dadurch wuchs nach Lykurgs Zeit ihre Macht, besonders in den beiden messenischen Kriegen, die, von 743 bis 724 und von 685 bis 668 mit wechselndem Glücke geführt, ungeachtet aller heldenmüthigen Anstrengungen der Messenier unter Aristodemus und Aristomenes mit ihrer gänzlichen Unterjochung endeten. Der Ertrag ihres fruchtbaren Weizenlandes kam seitdem den Siegern trefflich zu statten. — In Athen war nach dem Tode des Kodrus, der sich der Sage nach bei einem von der Peloponnes aus unternommenen Einfalle der Dorier und Herakliden selbst zum Opfer für das Gemeinwohl darbrachte, die Königswürde abgeschafft. Seitdem wurden durch Wahl an die Spitze des Staates Archonten gestellt, anfangs ein lebenslänglicher, zuletzt neun jährliche. Diese jedoch konnten den fortdauernden Kämpfen der verschiedenen Parteien nicht steuern, indem die reichen landbesitzenden mit dem Ackerbau, so wie mit der Pflege des Weinstockes und Oelbaums beschäftigten

Bewohner der Ebene eine Aristokratie, die ärmeren viehzüchtelnden (namentlich von Schafen die feine attische Wolle gewinnenden) Bewohner der Berge eine streng durchgeführte Volksherrschaft, die mit Schifffahrt und Handel beschäftigten Bewohner der Küste aber eine gemäßigte Volksherrschaft erstreben. Drakon's (des Drachenmannes) harte Blutgesetze (624) geben keine Abhülfe, bis endlich der aus Salamis stammende Solon, durch frühere Handelsreisen mit geschichtlichen und politischen Kenntnissen bereichert und dadurch, daß er als erster Archon die Schuldenlast der unterdrückten Volksklasse erleichtert, bei Allen in Gunst gekommen, die Parteien durch seine weise Gesetzgebung im Laufe der Zeit versöhnt und dem Staate zur vollen Entwicklung aller seiner Kräfte verhilft. Er begründet eine gemischte Staatsverfassung. Nach Schätzung des Grundbesitzes werden vier Klassen (die 4 erscheint überhaupt als Grundzahl bei den Joniern) gebildet, aus denen im Kriege die Anführer, die Reiter, die Schwer- und Leichtbewaffneten genommen werden. Mit dem zwanzigsten Jahre erlangte man die Ausübung der bürgerlichen Rechte; den höheren Staatsämtern mußte auch ein höheres Alter entsprechen. Die Volksammlung aller Bürger (deren Zahl später etwa 20,000), entschied über alle wichtigeren allgemeinen Angelegenheiten, als neue Gesetze und Auflagen, Krieg und Frieden, Wahl der Staatsbeamten und Volksausschüsse; auch über die Verwaltung der Staatseinkünfte mußte den Bürgern Rechenschaft abgelegt werden. An der Spitze des Staates standen 9 jährliche Archonten oder Oberhäupter, welche als Einzelne in den Gerichten und als Collegium in den Wahlversammlungen den Vorsitz und die Anordnung des Ganzen hatten. Als Mittelglied zwischen diesen obersten Ordnern und der Volksversammlung ist zu betrachten der Rath oder Senat (Bulä) der Vierhundert, ein stehender Ausschuß der Volksversammlung, um alles, was an das Volk zur Abstimmung gebracht werden sollte, gehörig vorzubereiten. Die Mitglieder dieses Senates wurden nur aus den drei ersten Klassen der Bürger gewählt und mußten wenigstens dreißig Jahr alt sein. Was die Gerichte betrifft, so bekam der Gerichtshof des Areopagus die controllirende Oberaufsicht über alle Staatsbeamte (wie die Ephoren in Sparta), über die Jugenderziehung

und die Erwerbmittel der Bürger, dann hatte er die Straßen- und Luxuspolizei, so wie die Sorge für richtiges Maß und Gewicht; endlich lag ihm ob die Entscheidung über vorsätzlichen Mord und Brandstiftung, über Betrug, Tempelraub und Vergehungen gegen die Religion. Die Mitglieder des Areopagus mußten Archonten gewesen sein. Außerdem gab es noch Volksgerichte oder Ausschüsse des Volkes zum Behuf einer Gerichtshandlung, welche aus 500 Geschworenen bestanden, und an welche von anderen Gerichten appellirt werden konnte. — Nachdem Solons Gesetze vom Volke angenommen worden waren, dauerten die Parteikämpfe noch eine Zeit lang fort. Endlich gelingt es dem Pisistratus, als Haupt des Volkes, über seine Gegner zu triumphiren, und er regiert darauf in Athen von 538 bis 528. Er zeichnet sich aus durch edle Großmüthigkeit, Freigebigkeit und Beredtsamkeit, fördert den Ackerbau und die Anpflanzung des Oelbaumes, verschönert die Stadt, legt die erste Bibliothek und Sammlung von Homers Gedichten an. Nach seinem Tode regieren seine beiden Söhne Hippias und Hipparch von 528 bis 514. Hippias sorgt besonders für geistige Bildung, indem er Liebe für Kunst und Wissenschaft weckt, auf Gewandtheit und Feinheit des Ausdrucks (attisches Salz) hält, auch auf die Sittlichkeit dadurch einzuwirken sucht, daß er auf allen Straßen Hermessäulen mit eingegrabenen Kernsprüchen errichten ließ; die Dichter Anakreon und Simonides zog er an sich. Hipparch sorgt mehr für äußeren Wohlstand und Ruhe. Letzterer wird ermordet. Darnach tyrannisirt Hippias das Volk und wird vertrieben (510). Der Volksfreund Klisthenes erhöht nun den Senat auf 500 und führt das Scherbengericht oder den Ostracismus ein, vermöge dessen jeder der Freiheit Gefahr drohende Athener durch Mehrheit der Stimmenabgabe (auf Scherben) in eine zehnjährige Verbannung gehen mußte, jedoch unbeschadet seiner Ehre und seines Vermögens. Bald darauf machen sich die Athener von aller angemaßten Einzelherrschaft (Tyrannis) frei und vertheidigen sich glücklich gegen die darüber ausgebrochenen Feindseligkeiten der Spartaner. — Von den übrigen griechischen Staaten zeigt sich das in viele abgesonderte Stadtgebiete zerstückelte Böotien feindselig gegen Athen, das zankſüchtige Argos feindselig gegen Sparta.

Achaja hat sich durch den Bund seiner zwölf Städte geeinigt und hält sich möglichst fern von Welthändeln. Arkadien bleibt Hirtenland. Korinth (um 600 von Periander kräftig und weise regiert) sammelt als Handelsstadt reiche Schätze. Thessalien, getheilt in zehn oft zerrüttete Staaten, hat mächtige Tyrannen von Pherä und Larissa. In Epirus werden später die Könige der Molosser herrschend (Pyrrhus). Von den griechischen Inseln sind Aegina und Korcyra früh blühend durch Handel und Seemacht. Naxos erzeugt herrlichen Wein, Paros liefert schönen weißen Marmor.

Die Periode der Macht und des Glanzes sowohl des ganzen Griechenlandes, als auch einzelner Staaten geht vom Anfang der Perserkriege bis auf die Zeit Philipp's von Macedonien. Hauptmomente sind: 1. Die Perserkriege und vorherrschende Macht Athens bis zum Ende des peloponnesischen Krieges, wobei zur Betrachtung kommen: a. die Feldzüge der Perser gegen die Griechen, vereitelt durch Miltiades und Themistokles; b. die Feldzüge der Griechen gegen die Perser und wachsende Macht Athens unter Themistokles, Aristides und Cimon; c. das Zeitalter des Perikles und höchster Glanz Athens; d. der peloponnesische Krieg. Es folgt: 2. Die Oberherrschaft Spartas bis zur Befreiung Thebens. 3. Die Größe Thebens unter Epaminondas und Pelopidas. —

Der Beistand, den die Athener und Eretrier den gegen die Perserherrschaft empörten kleinasiatischen Griechen geleistet, reizt den Perserkönig Darius Hystaspis zur Rache. Nachdem der Feldzug des Mardonius (493) in Folge des tapferen Widerstandes der Thracier zu Lande und eines Sturmes am Vorgebirge Athos zur See gescheitert, wird ein neuer Feldzug unter Datis und Artaphernes mit einer halben Million Menschen auf 600 Schiffen (490) unternommen. Eretria fällt durch Verrath; aber in der Schlacht bei Marathon besiegen 9000 Athener und 1000 Platäer unter Miltiades den zehnfachen Feind. Miltiades muß sein Mißgeschick bei einem Unternehmen gegen Paros im Kerker büßen und stirbt darin. Darauf erlangt in Athen den größten Einfluß der schlaue Themistokles. Dieser verstärkt die Flotte und unterwirft Aegina nebst Korcyra. Inzwischen hat der Perserkönig Xerxes ein ungeheures Landheer, sowie eine Flotte von

1200 Kriegs- und 3000 Lastschiffen ausgerüstet. Er setzt (480) über zwei Millionen Menschen in Bewegung. Der Spartaner Leonidas fällt mit seinen 300 in den Thermopylen. Die Seeschlacht bei Artemisium bleibt unentschieden, und die griechische Flotte zieht sich zurück. Athen geht in Flammen auf und Alles scheint verloren. Da rettet Themistokles das Vaterland durch den Seesieg bei Salamis. Xerres flieht. Im folgenden Jahre (479) wird sein Feldherr Mardonius bei Platäa von den Griechen unter Anführung des Spartanerkönigs Pausanias und des Atheners Aristides geschlagen, so wie gleichzeitig Flotte und Landheer der Perser bei Mykale von Xantippus (dem Vater des Perikles) vernichtet. Themistokles verschafft Athen Mauern und den Hafen des Piräus, wird durch den Ostracismus verbannt und stirbt in Kleinasien. Die an den Tag kommende Verrätherei des Pausanias wird Veranlassung, daß Athen (476) unter dem biederen und gerechten Aristides die Oberleitung (Hegemonie) der griechischen Angelegenheiten erhält, und die gemeinschaftliche Kriegskasse wird darauf zu Delos niedergelegt. Nach dem Tode des Aristides macht Cimon Eroberungen in Thracien am Hellespont und in Kleinasien, wo er am Flusse Eurymedon zu Wasser und zu Lande einen glänzenden Sieg erkämpft (469). Von dem ihm zugefallenen Antheil an der unermeßlichen Beute macht er den freigebigsten Gebrauch, indem er Mitbürger speist und kleidet, seine Gärten der allgemeinen Lustbarkeit öffnet, die Plätze und Umgebungen Athens (namentlich auch die Akademie) mit Säulen- und Laubgängen, Hainen und Springbrunnen ausstattet. Die Macht der Athener wird dadurch erweitert, daß ihre Bundesgenossen hinfort nur Geld und Schiffe liefern. Ein schreckliches Erdbeben in Sparta wird von den Heloten zu einer Empörung benutzt. Sie ziehen sich nach Messenien, setzen sich sammt den verbündeten Messeniern in der Bergfestung Ithome fest und veranlassen so den dritten messenischen Krieg (465 bis 455). Die Messenier erhalten endlich freien Abzug nach Naupaktus (an der Nordküste des korinthischen Meerbusens). Cimon, der den Spartanern Hülfsleistung bewirkt hat, wird verbannt (461), und in Athen kommt nun ans Ruder Perikles. Schön, klug und beredt, lenkt er länger als dreißig Jahre das durch Schmeicheleien

und Genüsse gekitzelte Volk, dem er Gerichtsbarkeit, Gesetzgebung und Verwaltung des öffentlichen Schatzes in die Hände spielt. Die Bundeskasse wird von Delos nach Athen verlegt und die Bundesgenossen gedrückt. Es entstehen die blutigen Reibungen mit den Spartanern, die ihren dorischen Stammgenossen in einem Streit mit den Phociern zu Hülfe gezogen. Der aus der Verbannung zurückgerufene Cimon versöhnt indeß die Parteien und lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit wieder auf die Perser; aber vor Aegina auf Cyprus stirbt er, und der Sieg seines Heeres bleibt erfolglos. Darauf wird der sogenannte Cimonische Friede geschlossen, und mit demselben endigen die dreißigjährigen Feldzüge gegen die Perser. Athen erreicht jetzt unter der alleinigen Leitung des Perikles den Gipfelpunkt seines Glanzes. Die Akropolis erhält ihren herrlichsten Schmuck durch die den Eingang bildenden Propyläen (Vorhöfe), deren rechter Flügel ein Tempel des Sieges war, so wie durch den Athene-Tempel oder das Parthenon, worin des Phidias aus Elfenbein und Gold gearbeitete Bildsäule der Athene (noch mehr bewundert war seine Bildsäule des olympischen Jupiter) sich befand. Unter den öffentlichen Gebäuden ist bemerkenswerth das zu musikalischen und poetischen Wettstreiten bestimmte Odeon, dessen Dach aus den Masten eroberter persischer Schiffe gefertigt war. Auch wird eine Gemäldegallerie und eine mit Bildsäulen gezierte Straße angelegt. Die zwei Stunden langen Mauern des Piräus, welche diesen mit der Stadt verbinden, werden gebaut. Die Theater strotzen von Prachtgegenständen. Zu den ausgezeichneten Männern dieses Zeitalters gehören die Tragiker Aeschylus, Sophokles und Euripides, der Komiker Aristophanes, der Lyriker Pindar aus Theben, die Geschichtschreiber Herodot von Halikarnassus und Thukydides, der weise Sokrates und später die Philosophen Plato, der in der Akademie lehrt, und Aristoteles, der im Lyceum lehrt. Handel, Fabriken und Manufacturen sind in Flor. Die Stadt zählt etwa 180,000 Einwohner, darunter 20,000 Bürger. Die wachsende Eifersucht zwischen Athen und Sparta entzündet den peloponnesischen Krieg (431 bis 404). Wegen Streitigkeiten der Stadt Epidamnus kommt es zum Kriege zwischen Korinth und Korcyra, Sparta und Athen. Damit beginnt der

Kampf zwischen der Aristokratie und Demokratie. Für Athen ist: Platäa, Naupaktos, Arkarnanien, später auch Argos, die meisten Inseln, die Colonien in Macedonien, Thracien und am Hellespont; auf Spartas Seite stehen die übrigen Staaten von Hellas und die Peloponnes. Hier liegt das Uebergewicht in der Landmacht, dort in der Flotte und den Geldmitteln. Der erste Kriegsact geht bis zum Frieden des Nicias (422), der zweite bis zum Sturz Athens. In den ersten Jahren unternehmen die Peloponnesier verheerende Züge in die Landschaft von Attika, deren Bewohner sich mit allen Habseligkeiten nach der Hauptstadt geflüchtet. Perikles rächt sich durch Einfälle von der Flotte aus; aber er wird weggerafft (429) durch eine furchtbare Pest, welcher der berühmte Arzt Hippokrates von Kos vergebens Einhalt zu thun sucht. Während der folgenden Jahre wechselt das Glück, bis der edle Nicias den Frieden vermittelt. Nun betritt Alcibiades die öffentliche Schaubühne, ein Mann voll Genie, überdies eitel, wankelmüthig und in jede Farbe sich kleidend. Er bewirkt den Abschluß eines Bundes mit Argos und schürt aufs Neue die Kriegsflamme. Aber die Spartaner siegen bei Mantinea (418). Dann veranlaßt jener einen Zug gegen Syrakus. Da man ihn von Athen aus wegen Verstümmelung der Hermessäulen gerichtlich verfolgt, so flieht er zu den Persern. Mit seiner Entfernung weicht das Glück von der Seite der Athener; ihre Flotte wird vernichtet, ihr Landheer geräth in schmachvolle Gefangenschaft (413). Durch Vermittelung des Trasybulus kommt Alcibiades darauf nach Athen zurück und kämpft vier Jahre siegreich gegen die Perser und Spartaner, erobert Byzanz und kehrt triumphirend heim. Aber ein in seiner Abwesenheit der Flotte begegneter Unfall hat seine Absetzung zur Folge, und er geht nach Thracien. Nach einem neuen Schlage, der die Flotte betroffen, erheben sich die Athener noch einmal durch einen großen Seesieg bei den arginusischen Inseln (Lesbos gegenüber, wo der Feldherr Konon eingeschlossen war). Aber bald nachher vernichtet der Spartaner Lysander bei Aegospatamos (405) die athenische Flotte unter Konon, der nach Cypern entflieht. Darauf muß sich Athen ergeben (404), verliert die Mauern des Piräus und seine Kriegsflotte. Alle Verbannte werden zu-

rückgerufen, und an die Spitze der Regierung treten dreißig Tyrannen unter Kritias. Es folgen eine Menge Verbannungen und Hinrichtungen. Der gefürchtete Alcibiades muß durch Meuchelmörder fallen, das Volk seufzt unter schwerem Druck. Thrasybulus sammelt die Verbannten, schlägt die Dreißig, vergleicht sich mit den herbeigeeilten Spartanern und zieht in Athen ein, wo er jedoch leider nicht die solonische Verfassung wiederherstellt, sondern die alsbald in neuen Despotismus ausartende schrankenlose Volksherrschaft (403), die in ihrer geistigen Beschränktheit und einseitigen Verkehrtheit zulassen kann, daß der edle Sokrates den Giftbecher trinken muß (399). — Die Spartaner beginnen wieder den Perserkrieg in Verbindung mit den kleinasiatischen Griechen und unterstützt von sechstausend Griechen, die als Rest von zehntausend unter Xenophon heimgekehrt aus der Schlacht von Kunara (401), wo Cyrus der Jüngere im Kampf mit seinem Bruder, dem Perserkönig Artaxerres II. Mnemon, gefallen war. Der Spartaner Agesilaus macht siegreiche Fortschritte und bedroht ganz Kleinasien. Da werden durch Persergold Streitigkeiten unter den griechischen Staaten gestiftet. Korinth, Argos, Theben und Athen verbinden sich in dem heftig entbrennenden korinthischen Kriege (394 bis 387) gegen die Spartaner. Diese behaupten das Uebergewicht zu Lande, die Verbündeten zur See, bis endlich (387) der Friede des Antalkidas auch mit den Persern zu Stande kommt. Darnach bleiben Kleinasien und Cypern den Persern unterworfen, die übrigen Inseln unabhängig, nur einige unter der Obmacht Athens, das inzwischen seine Mauern und Häfen wieder hergestellt. Die Spartaner machen sich durch Härte und Ungerechtigkeit aufs neue verhaßt: Mantinea, welches seine Mauern nicht niederreißen will, wird von ihnen zerstört; Olynth, das mit mehreren thracischen Städten einen republikanischen Bund gestiftet, wird unter Phöbidas belagert und nach drei Jahren erobert (379). In demselben Jahre wird jedoch die Burg Kadmea in Theben, welche die Spartaner auf ihrem Zuge nach Olynth besetzt hatten, durch Pelopidas von Athen aus befreit. Damit beginnt die Größe Thebens unter Epaminondas und Pelopidas. Dieser ist reich, feurig, kriegerisch; jener arm und uneigennützig, ruhig

und besonnen, groß in der Staats- und Kriegskunst, vielleicht der edelste Grieche. Seinen Feldherrnruhm begründet er durch die Schlacht bei Leuktra (371), wo er durch die schräge Schlachtordnung die vierfache Macht der Spartaner besiegt. Darauf wird Mantinea wieder hergestellt und Megalopolis zur Hauptstadt von Arkadien erbaut. Der mächtige Jason, Herrscher von Pherä in Thessalien, vermittelt zu Gunsten Spartas einen Waffenstillstand. Nach seinem Tode machen die Thebaner unter Epaminondas und Pelopidas einen Einfall in die Peloponnes. Lakonien wird durch Feuer und Schwert verwüstet, Messenien befreit, Messene erbaut. Athen kommt den Spartanern zu Hülfe und bewirkt den Rückzug der Thebaner. Pelopidas macht nun Züge nach Thessalien und Macedonien, fällt aber (364) in einer Schlacht gegen Alexander von Pherä. Epaminondas macht einen neuen Einfall in die Peloponnes, findet aber ebenfalls in der Schlacht bei Mantinea (362) seinen Tod. Unter solchen Umständen gelingt es dem Perserkönig Artaxerxes, einen allgemeinen Frieden zu vermitteln. Seitdem versinkt Griechenland in Schwäche und kommt unter den Einfluß von Macedonien.

Die Macedonier waren früher ein armes Berg- und Hirtenvolk. Perdikkas I. (700) wird als Stifter des Reiches genannt, und Archelaus († 400) führt zuerst Cultur ein. In die nach dem Tode dieses Königs entstandenen Thronstreitigkeiten mischen sich die damals mächtigen Thebaner. So kommt Philipp als Geißel nach Theben, wo er acht Jahre bleibt. Bei der Thronerledigung entflieht er und wird König (360 bis 336). Er ist feingebildet, hinterlistig und schlau, doppelzüngig und ränkesüchtig; bedient sich zur Erreichung seiner Zwecke ebensowohl des Goldes als des Schwertes; zeigt sein Feldherrntalent vornehmlich dadurch, daß er die macedonische Phalanx (eine vervollkommnete Nachahmung der Thebanischen Schlachtordnung) schafft. Nach Herstellung der Ruhe besiegt er die Illyrier, erobert Amphipolis nebst dem goldreichen Pangäus-Gebirge, unterwirft später Thessalien, Olynth und die thracische Halbinsel, während der große athenische Redner Demosthenes seine Landsleute vergebens zu kräftiger Hülfsleistung gegen die Bedrängten anspornt. In dem heiligen oder phocischen Kriege, der Seitens den Thebaner gegen

die von den Amphiktyonen wegen Bebauung geweihten Landes verurtheilten Phocier (356 bis 346) geführt wird, dringt er durch die Thermopylen, bestraft in Verbindung mit den Thebanern die Phocier und wird Mitglied der Amphiktyonen. Ein neuer heiliger Krieg gegen Amphlissa veranlaßt die Schlacht bei Chäronea (338), in welcher die Athener und Thebaner sammt ihren Bundesgenossen besiegt werden und somit Griechenlands Freiheit zu Grabe getragen wird. Philipp erhält den Vorsitz bei den Amphiktyonen, wird in Korinth zum Feldherrn gegen die Perser erwählt und mitten unter Kriegsrüstungen bei einer Festlichkeit ermordet. Ihm folgt Alexander der Große (336 bis 323), feurig, stolz, kühn, ruhmsüchtig; ein Schüler des Weltweisen Aristoteles und beim Regierungsantritt erst zwanzig Jahre alt. Er gewinnt durch seinen Feldherrn Parmenio das Heer, wird von den Griechen zu Korinth (wo er den genügsamen Weltweisen Diogenes kennen lernt) anerkannt, besiegt die Illyrier und an der Donau die Triballer, zerstört dann das empörte Theben und beginnt den Feldzug gegen die Perser. In Folge der Schlacht am Granikus (334) wird Kleinasien erobert; in Folge der Schlacht bei Issus (333) wird Tyrus und Judäa erobert, Gaza erstürmt, Aegypten eingenommen (Gründung von Alexandria) und behufs günstiger Orakelsprüche ein Zug durch die lybische Wüste zum Tempel des Jupiter Ammon unternommen; in Folge der Schlacht bei Arbela oder Gaugamela (331) fallen die Städte Babylon, Susa, Persepolis, Ekbatana. Der persische König Darius Kodomannus flieht nach Parthien und wird von Bessus ermordet (330). Alle Länder bis zum Jaxartes werden unterworfen. Während dem schlägt Antipater den Spartanerkönig Agis bei Megalopolis (330). Alexander unternimmt (327) noch einen Zug nach Indien bis zum Hyphasis, kehrt dann durch die Wüsten von Gedrosien zurück und beginnt nun die Einrichtungen zum innern Ausbau und zur Befestigung seines mächtigen Reiches. Der Euphrat und Tigris werden schiffbar gemacht, bei Babylon wird ein See für tausend Schiffe gegraben. Die asiatischen Truppen werden mit macedonischen gemischt, griechische Volksfeste, Fechter, Schauspieler und Tonkünstler herbeigezogen; achtzig Feldherren vermählen sich mit Perserinnen, Alexander selbst mit einer

Tochter des Darius, stirbt aber plötzlich zu Babylon (323) in einem Alter von 32 Jahren, nachdem er zwölf Jahre regiert. — Sein Tod verursacht langwierige Wirren und blutige Kämpfe unter seinen Feldherren. Der mächtigste wird Antigonus in Mittel- und Kleinasien. Sein kühner und glücklicher Sohn Demetrius Poliorcetes befreit die Athener vom Druck der Macedonier, erobert nach Vernichtung der ägyptischen Flotte Cypern, belagert aber erfolglos mit Anwendung ungeheurer Maschinen das handelsreiche Rhodus. In der Schlacht bei Ipsus (301) fällt Antigonus im Kampf gegen Seleukus Nikator von Syrien und den ihm verbündeten Lysimachus, der in Thracien und am schwarzen Meer herrscht, dann auch in Kleinasien. Der aus der Schlacht entflohene Demetrius macht sich nun zur See furchtbar, nimmt Athen ein und schwingt sich auf den Thron von Macedonien. Nach Verlauf von sieben Jahren wird er jedoch durch Pyrrhus, König von Epirus, nebst Lysimachus (287) verdrängt und stirbt bei seinem Schwiegersohn Seleukus. Dieser besiegt den Lysimachus, wird aber nachher selbst ermordet (281). Um diese Zeit (280) machen die Gallier unter Brennus einen Einfall in Griechenland und Macedonien. Sie dringen durch die Thermopylen, werden jedoch bei Delphi aufgerieben, so daß nur wenige nach Thracien entkommen; andere setzen sich in Kleinasien fest (Galatien). Der kriegslustige Pyrrhus von Epirus bemächtigt sich nach der Rückkehr aus Italien (275) des macedonischen Thrones, wird aber auf einem Zuge gegen Sparta zurückgetrieben und findet in Argos durch einen auf ihn geschleuderten Dachziegel seinen Tod (272). — Gegen die Belästigungen macedonischer Gewalthaber hatte sich in Hellas nach Alexander's Tode der ätolische Bund gebildet (322), der indeß als roh und raubgierig bald zum Werkzeug fremder Ruhestörer ausartet. Der alte achäische Bund war beim Einfall der Gallier von vier Städten erneuert, umfaßt bald alle zwölf Städte Achajas und durch Aratus' Vermittelung (252) auch Sikyon, Megaris, sowie die beiden wichtigen Handelsstädte Korinth und Athen, mit gemeinsamen Versammlungen und Vorstehern, gleichen Maßen und Münzen. Die Aetolier und das verderbte Sparta zeigen sich dagegen feindselig und es kommt zum Kriege. Die anfangs ge-

schlagenen Achäer erhalten Hülfe von Macedonien, und der hochherzige Bundesfeldherr Philopömen besiegt die Aetolier. — Der macedonische Philipp II. beunruhigt unter Hannibal's Einfluß die Römer (214), kriegt mit Attalus von Pergamum und Rhodus (202). Der römische Feldherr Quinctius Flamininus schlägt ihn bei Kynoskephalä (197) und erklärt Griechenland für frei und unabhängig. Der Macedonierkönig Perseus erneuert den Kampf, er wird jedoch von Paullus Aemilius bei Pydna (168) geschlagen und Macedonien den Römern tributpflichtig. Später empört es sich noch einmal und wird vom siegenden Metellus zur römischen Provinz gemacht (148). Da Rom den achäischen Bund auflösen will, erhebt sich dieser zum Gegenkampf. Aber er wird besiegt, Korinth von Mummius zerstört und Griechenland unter dem Titel „Achaja" römische Provinz. Damit sinkt der Wohlstand der Städte, und der althellenische Geist geht unter. — Dadurch, daß der römische Kaiser Konstantin der Große in Byzanz, nach ihm Konstantinopel genannt, seinen Herrschersitz aufschlägt (330) wird dahin auch der politische Schwerpunkt der griechischen Halbinsel verlegt. Konstantin macht das Christenthum zur Staatsreligion, und die neue Hauptstadt wird alsbald auch der Haupttummelplatz kirchlicher Streitigkeiten. Der umsichtige und kraftvolle Theodosius (378 bis 395) rottet die letzten Spuren des Heidenthumes aus, und nach seinem Tode wird das Reich auf die Dauer in ein weströmisches und in ein oströmisches (auch griechisches oder byzantinisches Kaiserthum genannt) getheilt.

Das byzantinische Kaiserthum umfaßt anfangs außer Macedonien, Griechenland und den Donauländern auch Aegypten, Syrien und Kleinasien mit den umliegenden Inseln. Ungeachtet seiner Schwäche behauptet es sich wegen seiner glücklichen, durch einen großen Strom und mächtige Gebirgsketten gegen Feindesandrang geschützten Lage fast tausend Jahre lang, bis es endlich durch die Türken (1453) zertrümmert wird. — Nach der Theilung herrscht zuerst Arcadius, geleitet von dem klugen, aber ränkevollen Rufin. Unter den folgenden Kaisern ist besonders zu merken Justinian I. der Große, der jedoch nicht durch eigenes Licht glänzt (527—565). Seine ihn leitende Gemahlin

Theodora ist kräftig, aber ränkevoll. Er hat zwei große Feldherren. Belisar kämpft tapfer gegen die Perser und Bulgaren, dämpft den in der Hauptstadt wüthenden Aufruhr der Grünen und Blauen, zerstört das Vandalenreich auf der Nordküste Afrika's (534), unterwirft Sicilien und bricht die Macht der Ostgothen (540), welche später sein Nachfolger Narses völlig aufreibt (553). Seitdem sitzen griechische Exarchen in Ravenna. Außerdem veranstaltet Justinian eine neue Gesetzsammlung (corpus juris civilis), erbaut die prächtige Sophienkirche und führt den Seidenbau aus Indien ein (555). — Nach Justinian's Tode kümmert sich das Reich unter meist schwachen Regenten und blutigen Gräueln im Innern nur mühsam fort gegen die fortdauernden äußeren Bedrängnisse durch Avaren, Bulgaren, Perser und Araber. Der für seine großen Verdienste übel belohnte Narses ruft die Longobarden nach Italien, welche den ganzen Norden erobern. Im Exarchat (mit Rom, Ravenna und Apulia) hebt sich der Papst. Angegriffen von den Longobarden, ruft er die Franken unter Pipin zu Hülfe. Dieser erscheint als Retter und schenkt den Kirchenstaat an den Papst (755). Während dem veranlaßte in Konstantinopel Leo III., der Isaurier, den langwierigen heillosen Bilderstreit (726), welcher nebst anderen Streitigkeiten Grund zu der späterhin (1054) ausgesprochenen Trennung des römischen Papstes von der griechischen Kirche wurde. Die Araber eroberten besonders im Anfang des 9. Jahrhunderts eine Provinz nach der andern, und von dem ehemals so ausgedehnten Reiche blieb seitdem nur noch Griechenland, Macedonien, Epirus, ein Theil von Kleinasien und Neapel übrig. Mit Alexius I. kommt (1081) die Herrscherfamilie der Komnenen auf den Thron, welche mehrere vorzügliche Kaiser zählt. Alle haben zu kämpfen mit der immer mehr fortschreitenden Macht der seldschukischen Türken, die ihrem Reiche zuletzt den Untergang brachte. Unter Alexius I. fiel jenen wilden Barbaren das heilige Land in die Hände. Dies Ereigniß veranlaßte die Kreuzzüge, wodurch das byzantinische Kaiserthum mit den Fürsten des Abendlandes in mannichfache, oft feindselige Berührung kam. Sehr rühmlich regiert Johann II. (1118—1143), unter dem die neugriechische Sprache sich zu bilden anfing. Dessen Sohn

Manuel, kriegerischen Geistes und dazu mit Riesenkraft des Körpers begabt, kämpft zwar glücklich gegen die Ungarn und Normannen, kann aber doch den Türken nicht die Spitze bieten. Nach Manuel's Tode kehren die Gräuelscenen der verworrenen byzantinischen Geschichte zurück, indem das kaiserliche Geschlecht in das tiefste Sittenverderben versinkt. Alexius IV., von seinem Oheim entthront und eingekerkert, entflieht (1202) und weiß die damals in Venedig versammelten Kreuzfahrer durch glänzende Versprechungen und unter Mitwirkung des Papstes zu bewegen, ihn in sein Reich wieder einzusetzen. Dies geschieht. Da Alexius sich nachher jedoch treulos erweist, so werden die Lateiner dadurch in den Harnisch gebracht. Sie erobern daher unter Anführung des blinden achtzigjährigen Dogen Dandolo von Venedig Konstantinopel und stiften das lateinische Kaiserthum (1204), dessen erster Regent Graf Balduin von Flandern wird. Den südlichen Theil von Griechenland und die meisten Inseln des Archipelagus reißen die Venetianer an sich. Das übrige Land wird in viele kleine Herrschaften zerstückelt. Auf diese Weise bleibt das neue Reich ohnmächtig und kommt endlich (1261) in die Hände des Kaisers von Nicäa, Michael Paläologus, dessen Nachkommen unter fortdauernden inneren Wirrungen den Türken immer mehr Boden einräumen mußten. Der letzte Kaiser Konstantin Paläologus strengt vergebens alle seine Kräfte an, um das drohende Verderben abzuwehren. Sultan Muhammed II. schließt am 6. April 1453 mit einem unermeßlichen Heere Konstantinopel ein und erstürmt am 24. Mai die heldenmüthig vertheidigte Hauptstadt, welche größtentheils der Plünderung und den Flammen preisgegeben wurde. Der bis zum letzten Augenblick tapfer kämpfende Kaiser wollte den Untergang seines Reiches nicht überleben.

Ursitz der Türken war das Altai-Gebirge. Schon im grauen Alterthum geschieht ihrer Erwähnung, und die einzelnen Stämme derselben kommen unter dem allgemeinen Namen der Scythen vor. Sie theilten sich in die zwei Hauptstämme der Uiguren oder Osttürken und Oghusen oder Westtürken. Jene erlangten frühzeitig eine bedeutende, auch durch geistige Entwicklung gestützte Macht, fanden aber in den gewaltigen Erschütte-

rungen, von denen das Innere Asiens Jahrhunderte lang heimgesucht wurde, ihren Untergang. Die Oghusen wandten sich nach Westen und zersplitterten sich in unzählige kleinere Stämme, wie die Usbeken, Kirgisen, Turkmanen. Zwei Stämme derselben haben durch ihre Eroberungen weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen. Es sind die Seldschuken und die Osmanen. Erstere verbreiteten sich im 11. Jahrhundert über ganz Vorderasien, gründeten mehrere Dynastien (zu Bagdad 1039, Aleppo 1079, Damaskus 1096, Ikonium 1075) und kämpften als Anhänger Muhammed's mit den Kreuzfahrern um den Besitz des heiligen Landes. Im 13. Jahrhundert trat als Häuptling eines tapferen Stammes Osman, d. i. Beinbrecher, auf. Er stellte sich unter den Schutz des seldschukischen Sultans von Ikonium, machte Streifzüge in das Gebiet des byzantinischen Kaiserreiches, bemächtigte sich der Engpässe des Olymp und eroberte mehrere Provinzen. Nach dem Tode des Sultans von Ikonium nahm er selbst den Titel eines Sultans an, und als er 1328 starb, war in seinen Händen die ganze Westküste von Kleinasien und Brussa die Hauptstadt. Sein Sohn Orcan eroberte Nicäa und Gallipoli, und gab weise Gesetze. Das Thor seines Palastes zu Brussa nannte er die Pforte, ein Name, der später auf das türkische Cabinet überging. Ihm folgte 1360 Murad I., welcher sich weiter in Europa ausbreitete und seine Residenz in Adrianopel aufschlug. Er bildete aus jungen, im Islam erzogenen Christenknaben die Truppengattung der Janitscharen, welche sich bald durch ihre stürmische Tapferkeit furchtbar machten. Mit ihrer Hülfe unterwarf er Macedonien, Albanien und Serbien. Nach ihm trat 1389 an die Spitze des osmanischen Reichs der wilde Bajazet (Bajessid), wegen seiner Schnelligkeit im Kriege Ilderim, der Blitz, genannt. Er brachte dem vereinigten Heere der abendländischen Christen 1396 bei Nicopolis eine äußerst blutige Niederlage bei, drang dann bis nach Ungarn und Steiermark vor, belagerte Konstantinopel und würde den Thron der byzantinischen Kaiser wahrscheinlich schon jetzt umgestoßen haben, wenn er nicht in Asien mit dem Mongolenfürsten Timur (Tamerlan) zusammengetroffen wäre. Bei Ancyra kämpfte 1402 eine Million Krieger gegen einander. Bajazet unterlag und starb in der Ge-

fangenschaft vor Gram über seine Schmach (1403). Die Söhne desselben stritten lange um den Besitz der väterlichen Erbschaft, bis Muhammed I. 1413 als Alleinherrscher zu Adrianopel den Thron bestieg. Er regierte mit Milde und Gerechtigkeit, fand aber schon nach acht Jahren im Kampfe gegen die Wallachen seinen Tod. Ihm folgte der edle und weise Murad II. (1421 bis 1451), der wohl tapfer, aber keineswegs eroberungssüchtig war. Viel zu schaffen machte ihm der ruhmreiche albanesische Held Georg Kastriota, von den Türken Skander-Beg, d. i. Fürst Alexander genannt, so wie der siebenbürgische Fürst Johann Hunyad; vor der Festung Belgrad mußte sein Glücksstern erbleichen. Nach einer beinah zwanzigjährigen Regierung voller Kämpfe sehnte sich Murad nach Ruhe, und als daher 1440 der Friede mit allen seinen Feinden zu Stande gekommen und von beiden Seiten beschworen war, zog er sich nach Magnesia in die Einsamkeit zurück. Dies schien den Christen ein günstiger Zeitpunkt, um aufs neue loszubrechen. Der Papst entband die beiden Könige von Ungarn und Polen ihrer Eidesleistung, und ein zahlreiches Heer der Christen drang unaufhaltsam bis zum schwarzen Meere vor. Ueber diese Treulosigkeit erbittert, erhob sich Murad mit aller Macht und schlug seine Gegner bei Varna (1444) gänzlich aufs Haupt. Der Polenkönig und der päpstliche Legat kamen in dieser Schlacht um's Leben; Murad aber ließ aus den Schädeln der erschlagenen Christen Siegestrophäen errichten. Späterhin demüthigte er die zügellosen Janitscharen und bot lange Zeit Skanderbeg die Spitze. Mit diesem vereinigte sich Hunyad und Konstantin Paläologus gegen den alten Sultan. Doch er gewann den großen, wenn auch theuer erkauften Sieg bei Kassowa (1448). Unter seinem Sohn Muhammed II. (1451—81) fiel endlich Konstantinopel, und auf den Trümmern der alten Kaiserstadt wurde nun die Herrschaft der osmanischen Türken in Europa gegründet. Die dreißigjährige Regierung des eroberungssüchtigen Muhammed II. ist eine Reihe glücklicher Waffenthaten. Er gewann Morea (1456) und zertrümmerte das kleine Kaiserthum Trapezunt (1461); nur an Belgrad's Mauern scheiterte die Macht des Sultans. Dagegen setzte er sich in den Besitz von ganz Bosnien, bezwang nach

Skanderbeg's Tode Epirus, nahm der Republik Genua die Insel Kaffa, der Republik Venedig die Inseln Negroponte (Euböa) und Lemnos weg; weniger glücklich war er gegen Rhodus. Konstantinopel, von den Türken Stambul genannt, wurde unter ihm mit vielen prächtigen Bauwerken ausgestattet. Bajazet II. (bis 1512) kämpfte fortwährend gegen König Mathias von Ungarn, gegen die Republik Venedig, deren Flotte er überwand, und gegen die Mamelucken in Aegypten; auch mußte er mehrmals den Aufruhr der zügellosen Janitscharen dämpfen. Zuletzt empörten sich seine sieben Söhne gegen ihn, er mußte dulden, daß die Janitscharen den dritten, Selim, zum Sultan erhoben, und starb durch Gift. Selim I., wegen seiner Blutgier der Henker genannt, dehnte seine Macht im siegreichen Kampfe gegen die Perser bis an den Euphrat und Tigris aus, machte der Mamelukkenherrschaft in Aegypten ein Ende, vergrößerte sein Reich durch Syrien und verbreitete durch die Einnahme Mekka's Furcht und Schrecken unter den Arabern. Nach ihm herrschte Suleiman oder Soliman II. (1519—66), der Prächtige, auch der Gesetzgeber genannt, beinah während eines halben Jahrhunderts, und erhob das Reich der Osmanen auf den Gipfelpunkt des Glanzes. Rhodus mußte sich ihm ergeben 1522; Belgrad, das Bollwerk des Abendlandes, war schon vorher (1521) gefallen, und damit hatte er den Schlüssel von Ungarn gewonnen. Er besiegte Ludwig II. von Ungarn bei Mohacz (1526), nahm dann halb Ungarn ein und zwang die Moldau zur Tributpflichtigkeit. Eben so glücklich demüthigte er im Osten die Perser. Die Ansprüche des Siebenbürgers Johann Zapolya verfocht er mit so günstigem Erfolge, daß er 1529 Wien belagern konnte, dessen tapfere Besatzung jedoch alle Angriffe glücklich zurückschlug.

Die Küstenländer des Mittelmeeres verheerte oder unterwarf dem Sultan der gefürchtete Seeräuber Haireddin Barbarossa, und Soliman hätte dem Abendlande noch viel größeres Verderben bringen können, wären ihm nicht mit List und Heldenmuth Kaiser Karl V., Genua und Venedig, der Großmeister La Valetta auf Malta und in Ungarn der unsterbliche Zrinyi entgegengetreten. Letzterer hielt die Festung Sigeth und vereitelte alle Stürme des alten Sultans, der hier im Lager vom Tode übereilt wurde.

Soliman hatte die oberste Priesterwürde mit der Krone vereinigt, hatte die von Muhammed II. erlassene Hof- und Staatsordnung vollendet, auch sonst gute Gesetze gegeben; doch wußte er seinem Volke keinen Sinn für geistiges Leben einzuhauchen und legte dadurch, daß er die Thronfolger in die Mauern des Serails bannte, und sie so dem Treiben der Menschenwelt entzog, den Grund zu dem Verfall des Reiches unter den nachherigen schwachen, in der Mitte der Weiber und Verschnittenen erwachsenen Sultanen. Diese sah man hinfort nicht mehr an der Spitze ihrer Truppen; in Unthätigkeit und Ueppigkeit der Lebensweise versunken, überließen sie das Regiment ihren Wesiren, und die Folgen davon waren fortwährende Empörungen der Pascha's und ihrer Provinzen, so wie gewaltsame, durch Hofkabalen und Meutereien der Janitscharen herbeigeführte, Thronveränderungen. Die Empörungen der Provinzen, namentlich der christlichen, wurden hauptsächlich dadurch veranlaßt, daß sie beständig in dem Verhältniß selavischer Abhängigkeit zu ihren Herren verblieben, weshalb sie häufig Versuche machten, das schwere Joch eines eisernen, durch blinden Glaubenseifer von Zeit zu Zeit noch stärker angezogenen Despotismus abzuschütteln. Vielfach legte das gemißhandelte und aller Cultur entfremdete Volk seine Wuth auch durch große Brandstiftungen, Raub, Meuchelmord und andere frevelhafte Unthaten an den Tag. Unter solchen Umständen mußten die Kräfte des Reiches immer mehr zerrüttet werden, und die hohe Pforte, außerdem noch mannigfach verwickelt in die Angelegenheiten Europa's, mußte bei ihrer Ohnmacht zuletzt völlig von der Politik der europäischen Großmächte abhängig werden. Sicher wäre der von innerlichem Krebs zerfressene Staatskörper bereits in sich selber zusammengefallen, wenn nicht einzelne ausgezeichnete Wesire es verstanden hätten, den angeborenen kriegerischen Geist des Volkes aufs neue zu beleben und so das gesunkene Ansehn des Oberhauptes wieder emporzubringen. Auf diese Weise wurde unter der Regierung des ausschweifenden unfähigen Selim II. (1566 bis 1574) durch die Energie des Großwesirs Sokolli Cypern den Venetianern abgerungen, Arabien vollständig unterworfen und der Besitz der unter Haireddin Barbarossa gegründeten Raubstaaten gesichert. Dagegen vernichtete Don

Juan d'Auſtria die türkiſche Seemacht im Golf von Lepanto (1571). Unter der Regierung der folgenden Sultane beginnen die inneren Erſchütterungen, und die Schwäche des Reiches wird alsbald ſichtbar. Unter Achmed I. (bis 1617) wurde der Tabak eingeführt, und mit dem deutſchen Kaiſer kam der Friede von Komorn (1606) zu Stande. Zum Andenken daran ließ Achmet die nach ihm benannte Moſchee am Platze Atmeidan in Konſtantinopel erbauen. Unter der kräftigen Regierung Murad's IV. (1622 bis 1640), der über die Perſer triumphirte und durch Belebung der Induſtrie die Wohlfahrt des Volkes förderte, zeigten ſich zuerſt die Ruſſen als gefährliche Nachbarn, da ſie Aſow am ſchwarzen Meere der Pforte entriſſen. Unter Muhammed IV. (1648 bis 1687) hielten die Großweſire Muhammed Kiuprili und Achmed Kiuprili den Staat aufrecht. Die Venetianer verloren Candia (1668). Dagegen erlitten die Türken bei St. Gotthard (1664) durch die Oeſtreicher unter Montecuculi und bei Chozim (1673) durch die Polen unter ihrem König Johann Sobiesky große Niederlagen. Seit 1675 war Kara Muſtapha als Großweſir ans Ruder gekommen, und von ihm angeführt, lagerten ſich die Türken am 14. Juli 1683 nicht weniger als 200,000 Mann ſtark vor Wien. Nach einer vierzehntägigen heldenmüthigen Vertheidigung wurde die hart bedrängte Hauptſtadt jedoch durch das unter Johann Sobiesky vereinigte polniſche und Reichsheer entſetzt und die Belagerer in die Flucht geſchlagen. Kara Muſtapha bezahlte dieſe Niederlage mit ſeinem Kopfe. Seine nächſten Nachfolger waren nicht glücklicher. Durch den Sieg bei Mohacz (1687) gewannen die Chriſten faſt alle feſten Plätze in Ungarn, dazu ganz Slavonien und Siebenbürgen. Gleichzeitig gingen die wichtigſten Plätze in Dalmatien und Morea an Venedig verloren. Der unheilvolle Tag bei Mohacz ſtürzte ſowohl den Großweſir Soliman, als auch den Sultan Muhammed IV., der zur Beſchwichtigung des erbitterten Heeres entſetzt wurde. Unter ſeiner Regierung war die Macht des Großherrn durch den ſteigenden Einfluß der Janitſcharen, ſo wie des Diwans oder Staatsrathes und des Mufti, als Oberhauptes der Geiſtlichkeit, tief geſunken. Unter den nachfolgenden ſchwachen Sultanen Soliman III. (bis 1691) und Achmed II. (bis 1695) hob der Großweſir Muſtapha

Kiuprili den Staat durch angestrengte Thätigkeit in allen Zweigen der Verwaltung und focht mehrmals ruhmvoll gegen die Deutschen, bis er endlich bei Salankemen (1691) dem Prinzen Ludwig von Baden unterlag und seinen Tod fand. Der energische Sultan Mustapha II. stellte sich selbst an die Spitze des Heeres und focht anfangs glücklich gegen Rußland, Oestreich und Venedig; allein an Prinz Eugen verlor er die blutige Schlacht bei Zenta (1697), und zugleich gedrängt von Peter dem Großen und den Venetianern, mußte er in dem nachtheiligen Frieden zu Karlowitz sich zu einem zwanzigjährigen Waffenstillstand bequemen (1699). In diesem Frieden büßte die Pforte außer Siebenbürgen alles Land zwischen der Donau und Theiß ein, mußte den Venetianern fast ganz Morea nebst einigen Plätzen in Dalmatien, den Polen Podolien nebst der Ukraine abtreten, Peter den Großen aber im Besitz der Festung Asow belassen. Seitdem trat der Verfall des Reiches immer sichtbarer hervor. Mustapha verlor alles Ansehen; es entstand ein furchtbarer Volksaufruhr; der bisherige Sultan wurde gezwungen abzudanken, und sein Bruder Achmed III. bestieg den Thron (1702). Dieser, ein friedliebender Fürst, konnte nur mit Mühe durch die Vorstellungen Karl's XII. von Schweden, der sich nach der Schlacht bei Pultawa (1709) in seinen Schutz begeben, so wie durch die Stimme des Volkes zu einem Kriege gegen Rußland gebracht werden. Peter der Große, am Pruth von den Türken eingeschlossen (1711), rettete sich durch die Bestechung des Großwesirs und erlangte durch die Aufopferung Asow's und anderer Plätze am schwarzen Meere einen ziemlich glimpflichen Frieden. Den Venetianern wurde Morea entrissen; diese aber veranlaßten Oestreich zum Kriege. Prinz Eugen von Savoyen vernichtete darauf die türkische Macht bei Peterwardein und Belgrad und erzwang im Frieden zu Passarowitz (1718) die Abtretung von Temeswar, Belgrad, einem Theil Serbien's und Bosniens nebst der Wallachei; doch behielt die Pforte Morea. Ein Krieg mit Persien wegen Gebietsstreitigkeiten, veranlaßte Steuerdruck und Aufruhr der dadurch verletzten Janitscharen. Der Sultan ward entsetzt (1730) und mußte seinem Neffen Mohammed V. (auch Mahmud I. genannt), weichen. Der Krieg gegen Persien wurde unglücklich geführt,

und im Frieden zu Erzerum (1736) erlitten die Türken Einbuße. Dagegen kämpften ſie nicht ohne Ruhm gegen die Oeſtreicher und die ihnen verbündeten Ruſſen, ſo daß ſie in dem unter franzöſiſchen Einfluß zu Stande gekommenen Frieden zu Belgrad (1739) alles im Paſſerowitzer Vertrage Verlorne wieder gewannen. Unter der dreijährigen Regierung des ſchwachen Osman III. (1754—57), machte ſich Englands Einfluß auf die Politik der Pforte geltend; doch unter dem prachtliebenden Muſtapha III. bekam Frankreich wieder die Oberhand, und durch deſſen Anreizungen wurde ein neuer Krieg gegen Rußland im Diwan beſchloſſen (1768). Während die ruſſiſchen Generale reiche Lorbeern davon trugen, erhoben ſich auch die Griechen gegen ihre Bedrücker. Die ruſſiſche Flotte erſchien im Archipel, und die türkiſche Flotte wurde in der Bai von Tſchesme (1770) verbrannt. Der ſehnlich gewünſchte Friede kam erſt unter dem geiſtesſchwachen Abdul Hamid (1773—89) zu Kainardſch (1774) zu Stande. Dadurch gingen die Feſtungen am ſchwarzen Meere verloren, die Krimm mußte für unabhängig erklärt werden; außerdem erhielt Rußland freie Schifffahrt auf dem ſchwarzen Meer, ſo wie einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Moldau und Wallachei. Als Rußland ſich neun Jahr ſpäter der Krimm bemächtigte, ſo willigte die ohnmächtige Pforte darein. Engliſche Intriguen veranlaßten (1787) eine neue Kriegserklärung gegen Katharina II. von Rußland, welche ſich darauf mit dem öſtreichiſchen Kaiſer Joſeph II. behufs Vernichtung des osmaniſchen Reiches verbündete. Nach vielen harten Verluſten wurde nach Joſephs II. Tode der Frieden mit deſſen Nachfolger Leopold II. ſo abgeſchloſſen (1791), daß die früheren Verhältniſſe blieben. Die ruſſiſchen Feldzüge, deren ſiegreicher Held Suwárow war, endigte der Friede zu Jaſſy (1792), durch welchen die Feſtung Oczakow und der Landſtrich des linken Dnieſter-Ufers an Rußland kam. Inzwiſchen hatte Sultan Selim III. den Thron beſtiegen (1789). Die Expedition des franzöſiſchen Obergenerals Bonaparte nach Aegypten und Syrien (1798—1801), veranlaßte den Sultan zu einem Bündniß mit Rußland, England und Neapel. Später verband ſich England mit Rußland gegen die Pforte. Der engliſche Admiral Dunkworth ſegelte (Jan. 1807) durch die

Dardanellen und lagerte sich vor Konstantinopel, welches ohne Zweifel dem Feinde in die Hände gefallen wäre, hätte dieser dem französischen General Sebastiani nicht Zeit zu Vertheidigungsmaßregeln vergönnt. Dunkworth mußte sich freilich zurückziehen; dagegen begünstigte das Glück sowohl die Waffen der Russen, als auch die des Serbiers Czerni Georg. Dies Alles, verbunden mit den allerdings zeitgemäßigen, aber vielfach Erbitterung erregenden Reformen des Sultans, bewirkte seine Absetzung, und Mustapha IV. nahm des Oheims Platz ein (Mitte 1807), konnte sich aber nicht halten; auch er wurde abgesetzt und nun ergriff in einem Alter von 22 Jahren der kraftvolle Mahmud II. (1808—39) das Staatsruder. Er begann mit unermüdlicher Ausdauer und mit Nachdruck die Reformirung seines Reiches und legte damit den Grund zu einer besseren Zukunft, wenn gleich er im Uebrigen viele harte Schläge zu erdulden hatte. Bei seinem Regierungsantritt war die serbische Revolution unter der Leitung des eben so umsichtigen, als heldenmüthigen Kara Georg (seit 1806) im vollen Gange; auch galt es Kampf gegen Rußland, und die Pforte hätte bei Gelegenheit von Napoleons großem nordischen Feldzug ihrem Erbfeinde den empfindlichsten Schaden zufügen können, wenn sie nicht, durch England's Vorspiegelungen geblendet, den Frieden zu Bucharest (1812) abgeschlossen hätte, in welchem Rußland mit dem dritten Theile der Moldau bis zum Pruth und mit Bessarabien abgefunden wurde. Während dem hatte auch Mehmed Ali, Vice-König von Aegypten, die Mamelucken überwunden, und sein kriegerischer Sohn, Ibrahim Pascha, vernichtete die Macht der Wechabiten in Arabien (1818). Dagegen brach 1821 der Aufstand der Griechen in der Wallachei, Moldau und in Morea los; gleichzeitig empörten sich Ali, Pascha von Janina, und auch mit den Persern gab es noch Krieg. Die Hülfsquellen des Reiches versiegten immer mehr, und in ihrer großen Verlegenheit sah sich die Pforte genöthigt, den Forderungen Rußlands nachzugeben, so daß sie sich in dem Vertrage von Akjerman (1826) verbindlich machte, die Moldau und Wallachei wieder herzustellen und sich mit den Serbiern zu verständigen. Inzwischen schritt Mahmud mit seinen Reformen fort und errichtete ein stehendes Heer nach europäischem Muster; die wider-

spenstigen meuterischen Janitscharen wurden von Hussein Pascha in ihren Kasernen beschossen, zum Theil verbrannt, überall ausgerottet. Die Vernichtung der türkischen Seemacht bei Navarino (1827) durch die vereinigten Flotten England's, Rußland's und Frankreich's erregte den Zorn des Sultans so sehr, daß er das Petersburger Cabinet empfindlich beleidigte. Dies erklärte den Krieg (1828), der eben sowohl in Asien, als in Europa mit dem größten Nachdruck geführt wurde. Die Festungen Braila, Silistria, Schumla, Varna fielen. Auch in Asien erfochten die Russen überall Siege, und während Paskewitsch in Erzerum einzog, nahm Diebitsch, nach dem Uebergang über den Balkan, Adrianopel ein. In letzterer Stadt wurde der Friede (14. Sept. 1829) geschlossen. Rußland gewann dadurch Türkisch-Georgien und einen Theil von Armenien. Außerdem sollte die Moldau und Wallachei von türkischen Einsassen, Truppen und Lieferungen frei bleiben; an Serbien aber, wo seit 1817 der energische Woiwode Milosch Obrenowitsch als erwählter Fürst herrschte, sollten sechs Districte abgetreten werden. Im Innern des türkischen Reiches machte sich die allgemeine Unzufriedenheit des Volkes bald durch schreckliche Feuersbrünste in der Hauptstadt, bald durch immer neue Empörungen in den Provinzen Luft. Albanien und Bosnien wurden zum öftern niedergedämpft. Die längst genährte Spannung aber mit Mehmed Ali von Aegypten brach endlich in offenen Krieg aus (1831). Syrien wurde schnell von Ibrahim Pascha eingenommen, und in der siegreichen Schlacht bei Konjeh (1832) fiel der türkische Wesir Reschid Pascha selbst in Gefangenschaft. Das bedrohte Konstantinopel mußten diesmal die Russen retten und unter Vermittelung der Großmächte begnügte sich Mehmed Ali mit der erblichen Lehnsherrschaft über Aegypten, Syrien und Kandia. Seitdem mußte sich die Pforte am Gängelbande der europäischen, namentlich der russischen, Diplomatie führen lassen. Mit der innern Verwaltung wurden nun mehrere wesentliche Verbesserungen vorgenommen, die Würde des Großwesirs ging ein, für die Gesetzgebung und den Unterricht, so wie für Ackerbau, Handel und Gewerbe wurde ein besonderer Rath eingesetzt; auch kamen mit England und Frankreich Handelsverträge zu Stande. Bald glaubte sich der Sultan wieder stark genug, um Mehmed

Ali in die Schranken zurückweisen zu können; aber in der Schlacht bei Nisib (24. Juni 1839) wurde Hafiz Pascha von Ibrahim Pascha gänzlich geschlagen. Fast gleichzeitig (1. Juli) starb der alte Mahmud. Ihm folgte sein 16jähriger Sohn Abdul Medschid. Dieser, geleitet von Chosrew Pascha und Reschid Pascha, beschenkte am 3. November 1839 durch den Hattischerif von Gülhane das Land mit einer Art von Constitution; auch wurde (1840) die Kopfsteuer der ungläubigen Unterthanen abgeschafft. In demselben Jahr wurde der Vicekönig von Aegypten, dem durch den türkischen Oberadmiral oder Kapudan Pascha die Flotte des Sultans treuloser Weise überliefert war, durch die vereinigte englisch-östreichische Flotte genöthigt, Syrien zu räumen und sich der Pforte zu unterwerfen. Nach Chosrew's Sturz (1840) kam im Ministerium auf längere Zeit die altnationale Partei an's Staatsruder, welche sich durch glühenden Haß gegen die Christen und alle ihre Einrichtungen charakterisirt. Daher Christenverfolgungen in Albanien, Bulgarien und Syrien, daher schmachvolles Verfahren gegen die christliche Secte der Maroniten am Libanon. Die fortwährenden Bedrückungen, unter denen alle Provinzen seufzen, brachte neuerlich einen Aufstand der Kandioten zu wege, der mit vielem Blut gedämpft wurde. In der Herzegowina und unter den Montenegrinern dauern die Gährungen noch fort. In den jüngsten Monaten ist Konstantinopel sowohl, als Adrianopel wieder von furchtbaren Feuersbrünsten heimgesucht worden. Dergleichen haben dort immer einen tiefer liegenden Grund der Unzufriedenheit des Volkes. Damit hängt aufs innigste ein neuer Wechsel des Ministeriums zusammen, und es steht zu hoffen, daß Reschid Pascha sich abermals an der Spitze desselben behaupten wird.

Unter den gegenwärtigen Bewohnern der europäischen Türkei mögen die herrschenden osmanischen Türken noch keine Million ausmachen (die Schätzung von 700,000 scheint zu gering, da allein in Konstantinopel 400,000 leben). Die Slaven, welche die Landschaften nordwärts vom Hämus vorzugsweise, ja fast ausschließlich bewohnen, zählen dagegen etwa sieben Millionen Köpfe. Sie spalten sich in zwei Sprachfamilien, nämlich in die der Bulgaren (4½ Mill.) und in die der Illyro-Serben (2½ Mill.)

Zu letzteren gehören nicht nur die eigentlichen Serben oder Serbier (900,000 Köpfe), sondern auch die Bosniaken (800,000 Köpfe), die Horzegewiner oder Dalmatiner (300,000), die Montenegriner oder Tschernagorsen (107,000), die Kroaten (393,000), welche den Serben viel näher stehen, als ihren ungrischen Namensvettern. Außerdem zählen die Völker der griechisch-lateinischen Sprache, noch über sieben Millionen (7,050,000) Köpfe. Darunter sind die Wallachen oder Romanen, außerhalb der Fürstenthümer Zinzaren genannt, am zahlreichsten (4,450,000 Köpfe); darnach folgen die Albanesen oder Arnauten (1,600,000 Köpfe), zuletzt die Griechen oder Hellenen (1 Million). Geringer an Zahl sind die Juden (etwa 250,000 Köpfe), die besonders in der Moldau und Wallachei lebenden Zigeuner (200,000) und die Armenier oder Haik (100,000). Die Zahl der in den Handelsstädten lebenden fremden Europäer, Franken genannt, mag sich auf 60,000 belaufen. — Die Lehre Muhammed's oder der Islam, erscheint innerhalb des osmanischen Reiches als Sunnismus (dessen Anhänger, die Sunniten oder Rechtgläubige, die Sunna oder die mündliche Ueberlieferung als oberste Religionsquelle annehmen, während ihre Gegner, die Schiiten, solche verwerfen). Viele Bosnier, Bulgaren und Albanesen sind dazu übergetreten. Die Christen bilden jedoch die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung. Sie gehören vorzugsweise der griechisch-orthodoxen Kirche an, deren geistliches Oberhaupt der Patriarch von Konstantinopel. Nur die Montenegriner sehen in ihrem Wladika oder Fürsten auch die höchste geistliche Behörde. Die armenische Kirche (welche nur eine Natur in Christo erkennt, auch das Weihnachtsfest nicht feiert) verehrt als Oberhaupt den im Kloster Etschmiadsin bei Eriwan residirenden Katholikos. Die römische Kirche hat einen Theil derselben zu sich herübergezogen, welche als unirte Armenier unter dem durch den Papst ernannten Bischof von Nachtschiwan in Persien stehen. — Die Staatsform des osmanischen Reiches ist die einer unumschränkten Erbmonarchie, deren Oberhaupt sich Padischah d. i. Großherr, Sultan, neuerlich auch Kaiser betiteln läßt und in sich zugleich die höchste geistliche Macht vereinigt. Die höchsten Staatsbeamten sind: 1) der Mufti, Verwalter der geistlichen und Justiz-Angelegenheiten, so wie Vor-

sitzender des Rathes der Ulemas oder gelehrten Ausleger des Koran; 2) der Großwesir, Leiter der gesammten innern und äußern Angelegenheiten, auch Oberbefehlshaber der Landmacht; 3) der Kapudan-Pascha, Oberbefehlshaber der Seemacht; 4) der Kaimakan, Stellvertreter des Großwesirs in Abwesenheit desselben. Außer diesen vier höchsten Staatsbeamten gehören zum Diwan oder Reichsrath, von dem alle Staatsgeschäfte besorgt werden, noch: der Reis (e-i) Effendi, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der Kiaja Beg, als Minister des Innern, der Tschausch Baschi, als Minister des Hauses oder Hofmarschall, der Defterdar als Finanzminister und die Ulemas. An der Spitze der Provinzial-Verwaltung stehen die Paschas (Statthalter), deren Gouvernements (Ejalets oder Paschaliks) wiederum in Banner (Sandschaks oder Liwas) eingetheilt werden. Die Statthalter in den Ejalets haben den Rang eines Wesirs oder Paschas mit drei Roßschweifen, die in den Sandschaks sind Mirmirans oder Paschas mit zwei Roßschweifen. Die unmittelbaren Länder der europäischen Türkei enthalten fünf Ejalets: 1) Rumilien oder Rum-Ili d. i. Roms Land, das größte, mit Macedonien, Thessalien, Albanien, einem Theil von Thracien und einem Theil von Bulgarien; 2) Silistria mit dem größten Theile von Thracien und Bulgarien; 3) Bosnien mit der gleichnamigen Provinz; 4) Deria oder Ejalet der Inseln (Dschesair) mit dem Küstenstrich des Hellespont und sämmtlichen Inseln des Archipelagus nebst Cypern; 5) Kirid mit Kandia. — In Betreff der Staatsbürger unterscheidet man die bevorrechteten Eroberer, die Moslemin oder Muselmänner (pers. Muselmann) als eigentliche Grundherrn und die Rajahs (arab. Heerde), d. h. alle Nichtmuhamedaner oder Christen, Juden und Heiden, auch als Dschaurs oder Ungläubige bezeichnet. Diese standen unter dem härtesten Druck bis denselben 1839 durch den Hattischerif oder (Cabinetsbefehl) von Gülhane gleiche Rechte mit den Moslemin vor dem Gesetz zugesichert wurden. Die Rajahs haben jedoch bis dahin unter sich eine selbstständige Verfassung bewahrt, indem die Verwaltung ihrer Angelegenheiten den Angesehensten aus ihrer Mitte, als von der Pforte anerkannten oder ernannten Oberhäuptern übertragen wird, während die osmanischen Statthalter

nur die mehr militairische Oberaufsicht führen. Recht erhalten die Rajahs vor ihren eigenen Richtern jedoch immer unter der höheren Autorität der osmanischen Richter (Kadis). Die letzte Appellations-Instanz bildet ein Revisionsgericht aller Processe unter dem Vorsitz des Großwesirs. Völlig rechtlos sind die Sclaven, welche theils aus kriegsgefangenen Christen, theils aus gekauften oder auf eigens dazu angestellten Raubzügen eingefangenen afrikanischen Heiden bestehen, denn kein Muselmann darf Sclave werden, und jeder Sclave erlangt durch Annahme des Islam seine Freiheit. Unter dem weiblichen Geschlecht werden von den Osmanen vornehmlich die Mädchen aus den Kaukasusländern Georgien und Tscherkessien ihrer Schönheit wegen gesucht. — Die Hauptbeschäftigungen der Bewohner bilden Ackerbau und Alpenwirthschaft; aber die Cultur liegt überall noch in ihren Windeln. Gewerbe und Handwerke sind in dem rohen Zustande, wie sie seit Jahrhunderten waren, geblieben. Fabrikthätigkeit kennt man nicht. Der durch die Lage außerordentlich begünstigte Handel ist in den Händen der Armenier, Juden und Griechen. — Die Staatseinkünfte des ganzen osmanischen Reiches, mit Einschluß der asiatischen und afrikanischen Besitzungen, schätzt man auf 44 Millionen türkische Goldstücke (zu 2 Thlr. 20 Sgr. 9 Pf. oder 40 türkischen Piastern, deren jeder 1 Sgr. 8 Pf. beträgt) oder etwa 115 Millionen Thaler. Die gesammte Kriegsmacht kann auf 370,000 Mann gebracht werden. Seit 1839 wird die Armee auch aus den früher nicht dienstpflichtigen Rajahs recrutirt.

Die mittelbar dem osmanischen Reiche angehörigen Länder haben ihre selbstständige Verfassung. Die kleine Republik Montenegro (slavisch: Tschernagora d. i. Schwarzberg) errang in einer Reihe blutiger Kämpfe, seit 1796, ihre Unabhängigkeit. Sie hatte früher erbliche Oberrichter (Wladikas) aus der Familie Radonicz, daneben erbliche Bischöfe aus dem Hause Petrowicz, bis 1830 der Bischof Peter Petrowitzsch II. beide Würden in seiner Person vereinigte. Einem Senat von sechs Mitgliedern und einen Gerichtshof von 155 Mitgliedern liegt die Geschäftsverwaltung ob. Als der griechisch-serbischen Kirche zugethan, hat dies tapfere Gebirgsvolk an Rußland, dem es sich 1712 freiwillig

unterwarf, eine kräftige Schutzmacht. — Serbien stand in frühern Jahrhunderten unter seinen Schupanen (Oberhäuptern) und Aeltesten. Von Konstantinopel aus zum Christenthum bekehrt, erkannte das Volk die Oberhoheit des oströmischen Kaisers an, unter der Bedingung, daß es von einheimischen Vorstehern regiert würde. Als aber die Griechen im 11. Jahrhundert die unmittelbare Verwaltung des Landes an sich reißen wollten, war dies das Signal zum allgemeinen Abfall. Man bekleidete nun einen Oberschupan mit fürstlicher Gewalt und wählte einen Erzbischof aus der eigenen Priesterschaft. Im 14. Jahrhundert erstarkte die Macht der Serben unter kräftigen Fürsten, so daß man Bosnien und selbst Bulgarien als serbische Provinzen betrachtete. In den Kämpfen gegen die andringenden Türken schloß sich der weise Fürst Georg Brankowitsch eng an Ungarn an. Allein nach der unglücklichen Schlacht bei Varna (1444) unterwarf man sich den Siegern, welche in ihrem Uebermuth das Land aufs härteste bedrückten. Nach dem Frieden zu Passarowitz (1718) kam mehr als die Hälfte des Fürstenthums unter Oestreich, für welches die Serben tapfer gegen ihre Tyrannen gefochten hatten. Aber schon nach zwanzig Jahren mußten die Kaiserlichen, gezwungen durch die Verwicklungen der europäischen Politik, alle jene durch theures Blut erkauften Landstriche wieder herausgeben, und viele Tausende dieser heldenmüthigen Nation wanderten nach Ungarn aus. Das siegreiche Vorrücken der Oestreicher im Jahre 1736 veranlaßte eine Schilderhebung der Serben und Albanesen, welche jedoch schnell niedergeschmettert wurde. Als der serbische Patriarch einem Betrüger in Montenegro, der sich für Peter III. ausgab, ein Ehrengeschenk zugesandt, mußte derselbe flüchtig werden; die Pforte verband seitdem seine Würde mit dem griechischen Patriarchat zu Konstantinopel. Die Greuelthaten der Janitscharen, welche sich unter Selim III. in Serbien auf eigene Faust festgesetzt hatten, stachelten das gepeinigte Volk zu einer allgemeinen Empörung, und unter der Oberbefehlshaberschaft des tapferen Kara Georg wurden die Janitscharen vernichtet. Da die Pforte darauf unbedingte Unterwerfung forderte, galt es Behauptung der gewonnenen Selbstständigkeit, und die Serben gingen aus den Freiheitskriegen von 1806 und 1807, in denen man selbst Belgrad

eroberte, glorreich hervor. Kara Georg galt seitdem als Oberhaupt; ein Senat von zwölf Mitgliedern, nach der Zahl der Bezirke, führte die Verwaltung. In den Jahren 1809 und 1810 wurde die serbische Freiheit von Seiten der Türken hart bedroht, aber mit Hülfe russischer Unterstützungen, wurde die Gefahr glücklich abgewandt. Im Frieden zu Bucharest (1812) wurde der Punkt, welcher Serbiens Selbstständigkeit betraf, von der Pforte willkürlich ausgelegt, und daher entbrannte der Kampf von neuem (1813) jedoch mit höchst unglücklichem Erfolg, so daß Kara Georg sich zuletzt nach Oestreich flüchten mußte und die Türken das ganze Land wieder in Besitz nahmen. Um das Volk zu gewinnen, übertrug die Pforte dem Woiwoden Miloſch Oberonowitſch die Würde eines Knes. Miloſch suchte nach Kräften die Verhältnisse zu ordnen; als aber die Sieger bald mit greuelvollem Despotismus verfuhren, gab er am Palmsonntag 1815 das Zeichen zu einem allgemeinen Aufstande und führte einen siegreichen Feldzug. Im Jahre 1817 wurde er darauf von den Knesen als Oberhaupt anerkannt, und verwandte nun alle seine Sorge darauf, die Landesangelegenheiten zu ordnen und seine Gewalt vollständiger auszubilden. Im Jahre 1827 wurde er vom Volk zum Fürsten mit erblicher Würde gewählt und diese Würde 1830 aufs neue bekräftigt, so wie auch von der Pforte bestätigt, nachdem in Folge des Friedens von Adrianopel (1829) die serbischen Verhältnisse zur Pforte festgestellt waren. Demgemäß sollten die Festungen türkische Garnisonen aufnehmen, der Tribut in einer Summe abgezahlt werden, die innere Verwaltung aber dem Fürsten überlassen bleiben. Als Miloſch jedoch nach absoluter Machtvollkommenheit strebte, sich habsüchtig zeigte und keine Uebertretung der Gesetze scheute, brach 1835 eine Empörung gegen ihn aus. Er versprach eine mehr volksthümliche Verfassung, erfüllte aber sein Versprechen nicht und zuletzt wurde er, unter Vermittlung Rußlands und der Pforte, genöthigt, sich einem die fürstliche Macht beschränkenden Statut zu unterwerfen. Unzufrieden damit, erregte er einen Aufstand unter den ihm ergebenen Bauern. Diese wurden zerstreut, die Schuld des Fürsten kam zu Tage, und der Senat sprach seine Absetzung aus. Er schiffte über die Sawe (1839), und an seine Stelle trat sein Bruder Michael. Dieser

wurde bald von einer Gegenpartei gestürzt, und 1842 wählte die Skuptschina Kara Georg's Sohn, Alexander Kara Georgewitsch, zum Fürsten. Als man diese Wahl zu verdächtigen suchte, wurde sie 1843 in aller Freiheit wiederholt, dann auch von der Pforte und Rußland genehmigt. Hauptstützen des jetzigen Fürsten sind besonders die in den mannigfachen Kämpfen als hochherzige edle Patrioten bewährten Abran Petroniewitsch, dermalen Minister des Aeußern, und sein Schicksalsgefährte der Senator Thomas Peritschitsch, genannt Wutschitsch. Die Regierungsform ist eine beschränkte. Der Fürst regiert durch seine Minister und hat stets Rücksichten zu nehmen auf die Ansichten und Wünsche des Senats (Sowiet). Dieser hat die Bestimmung eines Staatsrathes und ergänzt sich durch eigene Wahl. Der Fürst ernennt aus den ihm vorgeschlagenen Candidaten den neuen Senator. Als eigentliche Volksvertretung kann nur die Skuptschina oder Volksversammlung gelten, zu welcher in außerordentlichen Fällen die Häupter der Gemeinden, Bezirke und Kreise berufen werden. — Die Bewohner der Moldau und Wallachei, des alten Daciens, können vorzugsweise als Romanen oder Einwanderer bezeichnet werden, welche die Römer nach Zerstörung des Dacierreiches, im 2. Jahrhundert n. Chr., daselbst einführten. Nachdem die großen Strömungen wandernder Völker mannigfachen Wechsel der Herrschaft hervorgebracht, wurden die späteren verwüstenden Züge der Mongolen Ursache zur Gründung des wallachischen Fürstenthums. Dadurch nämlich waren die Romanen in die Karpathen gescheucht, und durch die zahlreichen Flüchtlinge in seinem karpathischen Herzogthum Fogarasch übervölkert, entschloß sich Radu Negru I., in die verlassenen Ebenen am Fuße der südlichen Karpathen mit seinen Bergvölkern hinab zu ziehen. Im Jahre 1241 stieg er vom Gebirge hinab, unterwarf sich die im Lande zerstreuten Häuptlinge und dehnte seine Herrschaft von den Karpathen bis an die Donau, vom Sereth bis zum Alt aus. Nach wenigen Jahren vereinigte sich auch das Banat von Krajowa mit dem größeren Romanenreiche, als der Ban von Krajowa Johann I. aus der Familie Basaraba, wozu auch Radu gehörte, zum Fürsten der Wallachei gewählt wurde. Die Krone wurde durch Wahl des Adels vergeben. Diesen bildeten außer den Erzbischöfen und

Bischöfen die Bojaren, von denen zwölf den fürstlichen Rath oder Diwan ausmachten. Zu Bojaren oder freien Grundherren wurden alle Diejenigen gestempelt, welche bei der früheren Einwanderung als Führer oder Officiere gedient hatten. Die niedrigeren Theilnehmer der Einwanderung blieben auch frei und hießen Moschnenen, aber sie waren gleich den Klakaschen oder Pächtern steuerpflichtig. Die unterjochten Einwohner wurden Leibeigene und robotpflichtig; doch durften sie nur sammt der ihnen überwiesenen Scholle Landes an einen andern Herrn verkauft werden. Die wallachischen Fürsten oder Wojewoden standen als Herzoge von Fogaraſch unter der Oberherrschaft der ungarischen Könige, welche dieselben auch über das neue Fürstenthum jenseits der Karpathen auszudehnen suchten, weshalb die Wojewoden oft bei den Polenkönigen, später auch bei den Türken Unterstützung gegen die Anmaßungen ihrer Oberlehnsherren suchten. So schloß Mirza I. Woda 1392 einen Vertrag mit Bajesſid Ilderim, worin er die Oberherrschaft des Sultans anerkennt und sich zu einem Tribut von 500 Silberrubeln verpflichtet. Die nachfolgenden Sultane aber steigerten den Tribut aufs Hundert- und Tausendfache, mischten sich in die inneren Angelegenheiten des Landes, entsetzten und erhoben die Fürsten eigenmächtig, ja im 18. Jahrhundert wurde der wallachische Fürstenstuhl sogar dem Meistbietenden in Konstantinopel zugeschlagen, während die Paschas die Kräfte des Landes bis aufs Blut aussaugten. — Gegen Ende des 14. Jahrhunderts hatte der Herzog von Marmaroſch, Dragoſch, eine zahlreiche Colonie über die östlichen Karpathen geführt und dort ein romanisches Fürstenthum gegründet, welches nach einem durchfließenden Gewässer die Moldau genannt wurde. So lange die Dragoschiten lebten, blieb die fürstliche Würde erblich, später wurde der Staat ein Wahlreich und nach der Schlacht bei Mohacz der Pforte tributpflichtig. Mit den stammverwandten Bewohnern dieses Fürstenthums, so wie mit Siebenbürgen geriethen die Wallachen häufig in Kriege, wodurch die Cultur zerstört und die Bevölkerung geschwächt wurde. Daher konnten die Anstrengungen der wallachischen Fürsten oder Hospodare, sich unabhängig zu machen, auch nicht auf die Dauer fortgesetzt und durchgeführt werden. Am meisten vom Glück begünstigt war Michael II.

der Tapfere (1592 bis 1601), dem es durch den glänzendsten Heldenmuth gelang, die zahlreichen Heere der Muselmänner in die Flucht zu schlagen und sich auch als Fürsten von der Moldau und Siebenbürgen anerkannt zu sehen. Aber mitten in seiner Laufbahn fiel er als Opfer der Verrätherei des östreichischen Generals Basta. Die mit vielem Blut erkaufte Freiheit ging mit Michael wieder verloren. Mattheus I. Basaraba (1633—1654) zog Künstler und Gelehrte ins Land, um seinem Volke Geschmack an den Künsten des Friedens beizubringen, ließ durch Rechtsverständige Gesetzesbücher anfertigen und zu Bucharest 1652 die erste romanische Buchdruckerei anlegen. Doch wurde er in seinen friedlichen Bestrebungen durch den Ehrgeiz des Fürsten Basil von der Moldau gestört, welcher auch die Moldau an sich reißen wollte und wiederholt verheerende Einfälle machte. Nach dem Tode des Mattheus wurde das Land von der schrecklichsten Anarchie zerrissen. Meineid, Aufruhr, Mord und Todtschlag waren an der Tagesordnung. Erst Serban II. (1679 bis 1688) erwarb sich neue Verdienste um die Civilisation. Er errichtete das erste romanische Collegium zu Bucharest, berief deutsche und griechische Lehrer, um die Kenntniß fremder Sprachen, der Beredsamkeit und Geschichte zu verbreiten, munterte die Bojaren auf, ihren Kindern eine europäische Erziehung geben zu lassen, und beförderte die Gelehrten, durch welche er auch die Bibel ins Romanische übersetzen ließ, zu den höchsten Ehrenstellen. Im Begriff, das Türkenjoch durch Unterstützung seitens des Zar Peter von Rußland und der siegreich vordringenden Kaiserlichen abzuschütteln, traf ihn der Tod durch Gift. In seine Fußstapfen trat Konstantin II. Brankowa (1688 bis 1714), doch zeigte er sich in seiner Politik eben so wankelmüthig als zweideutig. Nachdem er sich wegen seiner geheimen Umtriebe der Pforte längst verdächtig gemacht, wurde er plötzlich nach Konstantinopel geschleppt und sammt seinen vier älteren Söhnen enthauptet. Von nun an vergab die Pforte die Verwaltung der romanischen Fürstenthümer nicht mehr an eingeborene Fürsten, sondern an Mitglieder der vornehmen Griechenfamilien, welche im Leuchtthurmviertel (Fanal) zu Konstantinopel den Geist der kriechenden Unterwürfigkeit eingesogen hatten und nie von einer starken Volkspartei unterstützt

werden konnten. So kam das Blutegelgeſchlecht der Fanarioten, von denen während 105 Jahren (1716 bis 1821) 37 den Fürſtenſtuhl beſtiegen, in dieſe armen Länder. Der Fürſt-Pächter ſuchte ſeinen Pachtſchilling durch die ſchamloſeſten Erpreſſungen wieder zu gewinnen und außerdem noch etwas Erkleckliches zu erübrigen. Das unglückliche, durch ein aus entlaufenem Geſindel gebildetes Korps Arnauten in Zügel gehaltene Landvolk verließ daher den Pflug, wanderte aus oder warf ſich in die Gebirge, um dem Räuberhandwerk obzuliegen. Selbſt vertriebene Bojaren ſtellten ſich an die Spitze der Banditen, um ihr Leben zu friſten. So wurde der Name der Fanarioten bald allgemein verhaßt, und ſelbſt einige gute Fürſten, wie Johann Maurokordatos, Alexander Ypſilanti und Michael Suzzos konnten den ihrem Geſchlechte anklebenden Makel nicht entfernen. Seit 1774 nahm ſich Rußland ſeiner bedauernswerthen Glaubensgenoſſen thätig an. Lange ſchon glimmte ein verborgenes Feuer unter der Aſche, und im Jahre 1821 kam die weitverzweigte Griechenverſchwörung auch in den Donaufürſtenthümern unter Alexander Ypſilanti zum Ausbruch. Aber nachdem ſeine heilige Schaar durch Verrätherei vernichtet war, mußte Ypſilanti nach Siebenbürgen entfliehen, und das Land wurde nun aufs furchtbarſte verwüſtet, die Menſchen aufs grauſamſte zu Tode gemartert, bis endlich Rußland einſchritt und die Pforte nöthigte, zwei eingeborene Hospodare Johann Stourdza und Gregor Ghika für die Moldau und Wallachei zu ernennen. Nach dem Frieden von Adrianopel trat unter Leitung des ruſſiſchen Generals Kiſſelef eine Conſtitution ins Leben, die als Staatsgrundgeſetz von Rußland und der Pforte anerkannt wurde. Im Jahre 1834 ernannten die beiden Schutzmächte zu Hospodaren in der Moldau und Wallachei Michael Stourdza und Alexander Ghika. Letzterer hatte den beſten Willen, beſaß aber zu wenig Energie, um der Beſtechlichkeit und Gewiſſenloſigkeit der Beamten zu ſteuern. Rußland lieh den gegen ihn vorgebrachten Klagen um ſo williger Ohr, als er ſtarke Sympathie für Oeſtreich an den Tag gelegt hatte. Er wurde alſo 1842 abgeſetzt. Die Wahl des neuen, ganz der ruſſiſchen Politik gefügigen Fürſten Georg Bibesko geſchah ſtreng nach den Geſetzen durch die Generalverſammlung, welche unter dem Vorſitz des

Metropoliten von Bucharest aus drei Bischöfen und 39 auf fünf Jahre gewählten Bojaren zusammengesetzt ist. Der Fürst muß aus der Reihe der Großbojaren gewählt werden, und zwar auf Lebenszeit, wenn nicht etwa Abdankung oder Absetzung eintritt. Die Pforte bestätigt mit Zustimmung Rußlands die Wahl des Fürsten. Diesem steht ein Staatsrath oder Diwan zur Seite, dem die gesammte innere Landesverwaltung obliegt. Die Minister sind verantwortlich und nehmen, jedoch ohne Sitz und Stimme, an der Generalversammlung Theil, welche alljährlich das Budget bewilligt und die Gesetzesentwürfe bespricht. Alle ihre Beschlüsse erhalten aber erst durch die fürstliche Bestätigung Gesetzeskraft. Im Uebrigen darf kein Türke in den beiden Donaufürstenthümern ansässig sein. Die Pforte erhält einen jährlichen Tribut, und den Romanen ist außer der unabhängigen Landesverwaltung auch freie Ausübung ihrer Religion und vollkommene Handelsfreiheit zugesichert. Auf diese Weise sind die Zustände dieser Länder gesetzlich geordnet und allmählich schreiten dieselben einer besseren Zukunft entgegen. —

Das Königreich Griechenland ist die Frucht der heldenmüthigsten Freiheitskämpfe. Nachdem Muhammed II. in Konstantinopel den Halbmond aufgepflanzt, verblieb noch ein Theil von Morea und die Inseln Kandia nebst Cypern den Venetianern. Im Jahre 1522 entrissen die Türken Rhodus den Johanniter-Rittern; Cypern fiel 1561, Kandia 1669. Morea ging erst 1715 ganz verloren. Seitdem schmachtete Griechenland unter der brutalen Willkühr habsüchtiger Paschas. Nur die Inseln waren etwas besser daran, sofern sie ihre Gemeindeangelegenheiten selbstständig besorgen durften, auch durch Handel zum Wohlstand gelangten. Das geknechtete Volk mußte immer tiefer in Stumpfheit und regungslose Schlaffheit versinken. Nur in den Gebirgen sammelten sich räuberische Schaaren (Klephten, ein bald gut klingender Name) und löschten ihren Rachedurst im Blute der Christenfeinde. Einzelne Aufstände, von Rußland in seinem eigenen Interesse 1770 und 1790 angezettelt, brachten über das Festland unsäglichen Jammer. Aber der Wohlstand der Inseln weckte den Sinn für höhere Bildung. In Scio, Smyrna, Janina und an anderen Orten entstanden Schulen.

Griechische Jünglinge besuchten europäische, besonders deutsche Universitäten. Der russische Minister Graf Capo d'Istria, von Geburt ein Grieche, stiftete die Hetärie, ein wissenschaftlicher Verein, der bald der Heerd politischer Ideen und Pläne wurde. So begann im Anfang des Jahres 1821 der griechische Freiheitskampf. In den Donaufürstenthümern, wo die Volksmasse lau blieb, fand die Sache des edelsten Patriotismus schnell ein trübseliges Ende. Der Verrath einer im Fanal, dem Griechenquartier in Konstantinopel, vorbereiteten Empörung veranlaßte daselbst ein furchtbares Blutbad; der greise Patriarch Gregor wurde vor seiner Kirche, welche die Türkenwuth nebst funfzehn anderen zerstörte, aufgehenkt, die entwaffneten Griechen überall wie Hunde todtgeschlagen, ihre Frauen, und darunter selbst griechische Fürstinnen, geschändet. Glücklich kämpfte dagegen die aus Handelsschiffen hergestellte griechische Flotte mit ihren Brandern gegen die weit überlegene, aber schwerfällige Flotte des Kapudan Pascha. Auf dem Festland waren die türkischen Streitkräfte zersplittert, da gleichzeitig Persien den Krieg erklärt und der Pascha von Janina sich losgerissen. So konnte Hellas und Morea sich allmählig frei machen. Am 1. Januar 1822 wurde die Unabhängigkeit Griechenlands zu Epidauros ausgesprochen und Fürst Maurokordato Präsident der Nationalversammlung. Es folgte eine Reihe ruhmvoller Thaten: zwei Kapudan Paschas flogen sammt ihren Schiffen in die Luft; Kolokotroni und Niketas siegten bei Argolita, Odysseus bei Fontana; Athen, Korinth, Napoli di Romania (das alte Nauplia) wurden erobert (1822), fünfmal wurden in den Thermopylen, zur See aber unter Miaulis und Bozzaris bei Mitylene, Patras und Karpinissi (1823) siegreiche Treffen geliefert. Aber leider fehlte Einigkeit im Innern, reichlichere Geldunterstützung von außen. Bei allem Feuer der Begeisterung konnte die durch Philhellenen verstärkte griechische Truppenmacht doch den vereinten türkischen und ägyptischen Streitkräften nicht auf die Dauer widerstehen. Daher die Unglücksfälle der Jahre 1825 bis 1827. Mochte man auch mehrere Seegefechte glücklich bestehen, so fiel doch Navarino, Tripolizza, Missolunghi (März 1826), obgleich letzteres nur als ein von Bozzaris in die Luft gesprengter Steinhaufen, den Türken zu.

Auch Athen wurde von denselben seit dem Juli 1826 belagert und alle Versuche des Entsatzes vereitelt. Gegen die Barbareien Ibrahim Pascha's in Morea vereinigten sich die Flotten Englands, Frankreichs und Rußlands unter Codrington, Rigny und Graf Heiden. Sie vernichteten die türkisch-ägyptische Flotte in der Bai von Navarino (20. October 1827). Ueberdies landete (August 1828) der französische General Maison und zwang Ibrahim, Morea zu räumen. Inzwischen war der Engländer Cochrane zum griechischen Oberadmiral, Graf Capo d'Istria zum Präsidenten der in mehrere Parteien gespaltenen Republik auf sieben Jahre gewählt worden. Im Januar 1828 legte der Präsident seinen Eid ab und ordnete die griechische Regierung; aber erst im Februar 1830 entschied die Londoner Conferenz über das Schicksal Griechenlands. Die Grenzen wurden bestimmt, Prinz Leopold von Sachsen-Koburg (nachheriger König von Belgien) zum erblichen souverainen König ernannt. Als dieser nach Kurzem die schon angenommene Würde wieder abgab, brachten innerliche Parteikämpfe den jungen Staat aufs neue an den Abgrund des Verderbens. Der Admiral Miaulis ließ aus Parteiwuth die griechische Flotte 1831 bei Paros in Flammen aufgehen, und gleichzeitig flog das Fort Heidegger in die Luft. Nachdem schon frühere Aufstände in dem spartanischen Gebirgsland der Maina gedämpft worden waren, ermordeten zwei Mainotten aus Rache wegen ihres hingerichteten Vaters den Präsidenten vor der Kirche zu Nauplia (1831). Eine neu eingesetzte Regierung vermochte nicht, den Geist der Zwietracht zu beschwören, bis die europäische Diplomatie sich abermals ins Mittel legte. Durch die Londoner Conferenzen im Januar und März 1832 wurde die Wahl eines Königs von Griechenland auf den baierischen Prinzen Otto gelenkt. Eine Deputation von Griechen, an deren Spitze der Admiral Miaulis stand, ging nach München, um dem jungen König und der ihm beigegebenen Regentschaft unter Graf Armansperg im Namen des griechischen Volkes zu huldigen, und im Februar 1833 landete König Otto I. auf griechischem Boden und hielt seinen feierlichen Einzug zu Nauplia. Ihn begleitete ein bairisches Truppencorps von 3500 Mann. Zur Deckung der Entschädigungssummen für den Sultan und

anderweite Regierungskosten wurde eine Anleihe von 60 Mill. Franken bei Frankreich, England und Rußland gemacht. Gegen Ende 1834 wurde die Residenz von Nauplia nach Athen verlegt und daselbst nach Jahren der Bau eines großartigen Schlosses von pentelischem Marmor vollendet (1840). Die Regentschaft hatte mit Widerspenstigkeit der verwilderten griechischen Truppen und mit den Ränken der vielfach sich durchkreuzenden Parteien zu kämpfen. Auch nachdem im Juni 1835 der König volljährig geworden und selbst die Zügel der Regierung ergriffen, mußten Aufstände und Räubereien durch Waffengewalt unterdrückt werden. Ein Staatsrath wurde als berathender Körper eingesetzt, das Steuersystem und die Provinzialverwaltung vereinfacht. Im Februar verheirathete sich der König mit einer oldenburgischen Prinzessin. In demselben Jahre wurde die neue Universität zu Athen eröffnet; auch kehrte der größte Theil der baierischen Truppen nach Deutschland zurück. Das Jahr 1840 brachte die Entdeckung einer großen politischen Verbindung, um die griechische Kirche in Ansehen zu erhalten, Thessalien, Epirus und Macedonien gegen die Pforte aufzuwiegeln. Auf Kandia, wo Mehemed Ali tyrannisirte, brach eine Empörung los; das griechische Volk bezeigte lebhafte Sympathien für seine Mitbrüder und setzte das Ministerium in große Verlegenheit, da die europäischen Mächte sich für das Interesse der Pforte erklärten. Dagegen suchte die Pforte 1841 Anlaß zu einem Kriege mit Griechenland; doch vermittelten die europäischen Mächte den Frieden. Behufs des bedrängten Finanzzustandes wurde 1843 die Civilliste des Königs, so wie Heer und Marine beschränkt. Die Infanterie zählte seitdem kaum 3300 Mann, die Kavallerie 180 Mann, die Artillerie 300 Mann. Hauptsächlich durch französische Machinationen brach im September 1843 zu Athen ein Aufstand der Truppen los, welche, von ihrem Befehlshaber Kalergis gegen das Schloß geführt, dem Könige das Versprechen abnöthigten, alle im Staats- oder Hofdienst stehenden Fremden zu entlassen und dem Lande eine Constitution zu geben. Demzufolge wurde ein neues Ministerium, das vorher schon öfter gewechselt war, eingesetzt, und im November 1843 die erste Nationalversammlung eröffnet. An stürmischen Auftritten und blutigen Gewaltthätigkeiten hat es

seitdem auch nicht gefehlt, und die Ruhe des Landes wird schwerlich von Dauer sein, so lange der Wohlstand durch die große Schuldenlast, die wie ein bleierner Alp darauf ruht, niedergehalten wird. —

Unter den für die vorliegende Bearbeitung benutzten Werken sind hauptsächlich zu nennen:

1) Reise-Briefe aus Ungarn, dem Banat, Siebenbürgen, den Donaufürstenthümern, der europäischen Türkei und Griechenland. Von Dr. Ernst Anton Quitzmann. Stuttgart, J. B. Müller. 1850.
2) Die Türkei nnd deren Bewohner in ihren naturhistorischen, physiologischen und pathologischen Verhältnissen vom Standpunkte Konstantinopels geschildert von Dr. Lorenz Rigler. 2 Bde. Wien, Karl Gerold. 1852.
3) Reise nach dem Orient, der europäischen Türkei, Aegypten, Nubien und Palästina. Von Dr. Bagge. Frankfurt a. M., Hermann. 1847.
4) Gesellschaftliches Leben in der Türkei. Nach Boué. In Sommer's Taschenbuch für 1842.
5) Ebendaselbst für 1829: Konstantinopel, nach Jos. v. Hammer's Konstantinopolis und der Bosporos (Pesth, 1822), sowie nach Graf Raczynski's malerische Reise in einigen Provinzen des osmanisches Reiches (Breslau, 1825).
6) Reisen auf den griechischen Inseln des ägäischen Meeres. Von Dr. Ludwig Roß. 3 Bde. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1840—45.
7) Reise nach der Insel Kreta von F. W. Sieber. 2 Bde. Leipzig und Sorau, Friedrich Fleischer. 1823.
8) Reise in Griechenland von F. P. E. Greverus. Bremen, Wilh. Kaiser. 1839.
9) Wanderungen in Griechenland von Ludwig Roß. 2 Bde. Halle, Schwetschke und Sohn. 1851.
10) Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland. Von Dr. Karl Gustav Fiedler. 2 Theile. Leipzig, Friedrich Fleischer. 1840. 41.
11) Dr. Zachariä's Reise in den Orient. Heidelberg, Mohr. 1840.

12) Dalmatien und Montenegro mit einem Ausflug nach der Herſegowina. Nach J. Gardner Wilkinſon bearbeitet von W. A. Lindau. 2 Bde. Leipzig, Guſtav Mayer. 1849.
13) Ein Beſuch in Montenegro von Heinrich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1841.
14) Iſtrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinrich Stieglitz. Stuttgart und Tübingen, Cotta. 1845.
15) Reiſe nach Iſtrien, Dalmatien und Montenegro von J. G. Kohl. 2 Thle. Dresden, Arnold. 1851.
16) Reiſe nach den joniſchen Inſeln. Von Dr. Friedrich Liebetrut. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauſes. 1850.

Erstes Kapitel.

Auf dem Dampfboote „Pesth" schwamm ich in Begleitung eines Freundes durch Ungarn die Donau hinunter, um den Orient zu schauen. Als erste Botschaft aus der Wallachei begrüßten wir vier große, mit je sechshundert Stück Rüsselvieh belastete Schweineschiffe, welche das Schlepp-Dampfboot „Herkules" nebst noch zwei anderen Fahrzeugen uns entgegen brachte. Als erste türkische Stadt und Festung zeigte sich uns das geschichtlich so berühmte Belgrad. Denn hier ist der Schauplatz von Prinz Eugen's schönsten Thaten. Hier schlug er die Osmanen und nahm ihnen Belgrad, nahm ihnen Serbien und die kleine Wallachei. Dort liegt Peterwardein, weiter nördlich Mohatsch, östlich Zentha: alles Orte, bezeichnet durch die herrlichsten Siege, welche die Deutschen unter seiner Anführung über die Erbfeinde der Christenheit erfochten.

Belgrad, Serbien's Hauptstadt, mag ungefähr 30,000 Einwohner zählen und liegt in dem Winkel, welchen die Mündung der Save mit der Donau bildet. Die aus der Ferne ganz stattlich sich ausnehmende Festung steht auf einem Felsenkegel, der, ein paar hundert Fuß hoch, weit in die Gewässer vorspringt und steil gegen dieselben abfällt, nach Süden zu aber eben ausläuft. Bis an die Ufer der Save herab erstreckt sich unterhalb der Festung die Serbenstadt mit ihren mehr europäischen Gebäuden, unter denen die neue griechische Hauptkirche und der Palast des ehemaligen Fürsten hervorscheinen. Dahinter sieht man die Kuppeln der zahlreichen Moscheen mit ihren zierlichen und schlanken, langen weißen Stiften ähnelnden Thürmen (Minarets). Vor allen markirt sich dort links unten der berüchtigte dicke

Neboischa-Thurm, das Staatsgefängniß zur Zeit des türkischen Joches. Sein Name heißt „Fürchtdichnit"; wer aber auch immer dahingeschleppt wurde, der durfte an Lebenshoffnung nicht denken, denn sein Kopf war verfallen. Je näher wir kamen, desto genauer konnten wir die altergrauen Mauern der Festungswerke mit ihren terrassenförmig übereinander sich aufthürmenden Bastionen unterscheiden. Unten am Ufer bemerkten wir einige Schildwachen, die, anstatt in Schilderhäusern, unter einem runden, auf einem Pfahl ruhenden Schirmdach standen. Das gegenüber liegende, ganz flache Ufer ist mit östreichischen, in geringen Entfernungen von einander errichteten Grenz-Wachthäusern besetzt, in deren jedem fünf Mann auf acht Tage stationirt sind. Wegen der häufig vorkommenden Ueberschwemmungen stehen diese ganz von Holz gezimmerten und mit Ziegeln gedeckte Häuschen, die fast sämmtlich mit einem vom Dach noch bedeckten freien Umgang versehen sind, auf starkem, etwa zehn Fuß hohen Pfählen.

Der Anlandende stößt zuvörderst auf die Wasserträger. Männer und Knaben schöpfen entweder in den Fahrzeugen knieend, oder mit hochaufgeschürzten Hosen bis an den halben Schenkel in der Save stehend, das Flußwasser in antik geformte Krüge, welche sie dann im Schwung auf die rechte Schulter setzen und das steile, mit großen ungleichen Steinen belegte Ufer hinaufsteigen. Auch bedient der Schöpfende sich eines Pferdes, welchem über einen Packsattel zwei große Lederschläuche aufgelegt sind. Hier sah ich die ersten Türken: Gestalten zum Erbarmen, zerlumpt und schmutzig. Die weite bis ans Knie reichende Pumphose kleidet bei Bewegungen höchst unvortheilhaft; dazu kommt eine meist gleichfarbige Jacke mit geschlitzten Aermeln, ein schmutziger Lappen als Gurt um den Leib, ein anderer um den Fes (Kappe) als Bund geschlungen.

Im bunten Gemisch mit Wasserträgern, Packwagen, schleppenden Büffeln und anderen Lastthieren, Reitern und Fußgängern steigt man auf einem engen steilen ungepflasterten Wege aus der Save- oder Wasserstadt in die obere Stadt hinauf. Diese, von einem Palisadenwall umgeben, ist mit in die Befestigung hineingezogen. Man tritt durch das Thor von Stambul, an welchem die Musketen der Nizamwache paradiren,

in ihre engen schmutzigen Straßen, wo man nicht sowohl Häuserreihen, als vielmehr Reihen niederer Holzbuden mit weit vorspringenden Schindeldächern sieht, in denen Waaren aller Art, auch die der Bäcker und Victualienhändler, feil stehen. Es hat dies Alles fast das Ansehen eines von Zelten flüchtig aufgebauten Nomadenlagers. Taback in großen Glasgeschirren und türkisches Confect, Pfeifen (Tschibuks), Salz- und Fruchtniederlagen sind die häufigsten unter den Auslagen der übrigen Kramladen und Gewerbe. Vor der Bude ist eine etwa vier Fuß breite bretterne Erhöhung, welche, mit einem Geländer umgeben und von einem durch hölzerne Strebepfeiler getragenen Schindeldach gedeckt, theils mit zur Aufstellung der Waaren dient, theils als Diwan von den Zusprechenden benutzt wird. In solchen Buden arbeiten auch die Handwerker entweder innerhalb des Raumes, oder indem sie auf einem weit auf die Gasse herausgeschlagenen Klapptisch sitzen. Nur Kaffeesieder und Barbiere arbeiten in abgeschlossenen und mit dem Luxus der Glasfenster prangenden Räumen. Man bemerkt hier die verschiedensten Gestalten und Gesichter. Der Schneider, der Waffenschmied, der Bäcker und der Speisehändler sind meistens Türken, die man leicht an dem weißen um den Kopf gewundenen Mousselintuch erkennt, so wie an den gelben finstern Gesichtern, an dem gleichgültigen verachtenden Blicke, mit dem sie um sich sehen. Mich fesselte ein alter Schuhmacher, der mit schneeweißem Bart, großer pflugradscheibiger Brille und mit untergeschlagenen Beinen dasitzend arbeitete. Ferner bemerkt man rothbemützte Griechen, mit spähenden Augen Alles scharf durchmusternd und den Fremden mit einer gewissen vornehmen Höflichkeit zum Kaufe einladend. In dem ganzen Wesen der Serben spricht sich dagegen der heitere, zutrauliche Charakter ihres Volkes aus. Freundlich kommen sie als Christen den fremden Christen entgegen und verstatten ihnen gern den Zutritt in ihre hinterwärts an die Buden sich anschließenden verdeckten Hofräume, wo man durch die niedlichsten bequemsten Familienwohnungen angenehm überrascht wird. Die Sorge, Frauen und Kinder der türkischen Brutalität zu entziehen, veranlaßte diese maskirte Bauart. Gegenwärtig sind zum Schirm für die Schwachen und zur Handhabung der Ordnung bestellt die Panduren, Belgrads Gensdarmen, nach-

läſſigen Schrittes umherwandelnd in ihrem Fes, den blauen Pumphoſen und dem gleichfarbigen Wams, im rothen Schawlgürtel Piſtolen und den krummen Handſchar (Säbel) tragend. Traurig blickt unter den Baracken „des edlen Ritters Prinzen Eugenius" Palaſtruine mit dachloſen Steinmauern auf die an ſie geklebten elenden Holz- und Lehmhütten herab, vorwurfsvoll für die Geſchichte; denn dreimal hat Oeſtreich Belgrad durch deutſches Blut erobert, und zweimal gab der Neid der anderen europäiſchen Großmächte dies Bollwerk ohne Schwertſtreich wieder in die Hand der niedergeworfenen Osmanen. Uebrigens darf nicht unbemerkt bleiben, daß die frühere alte Stadt Belgrad durch Feuer zerſtört wurde, und charakteriſtiſch für die Stimmung der ſerbiſchen Bevölkerung iſt folgendes Lied:

Fließen zwei Gewäſſer in einander,
Eins die Sawa, eines die Morawa.
Holz und Steine trägt dahin die Sawa,
Erzbeſchlagnes Schifflein die Morawa.
Schweſter ſind und Bruder in dem Schifflein;
Bruder ſchlummert, Schweſter ſtickt ein Tüchlein.
Und ſie wecket ihn mit ihrer Nadel:
„Auf, o Bruder, Belgrad brennt in Flammen!" —

„Mag es brennen! ja zum Grund verbrennen!
Hab' drei Jahr gedienet in der Veſte!
Ein Jahr dient' ich um ſtahlblanke Waffen,
Dient' ein zweites um ein gutes Rößlein,
Dient' ein drittes um ein ſchönes Mädchen.
Aber als ſie Waffen nun vertheilten,
Gaben ſie mir alte, ganz verroſtet!
Als die Roſſe ausgetheilet wurden,
Gab man mir ein altes, ganz zerritt'nes!
Als die Mädchen ausgetheilet wurden,
Gab man mir ein altes, ganz verblühtes!"

Zwiſchen der Stadt und der eigentlichen Feſtung dehnt ſich das breite Feſtungsglacis, Kalimeidan genannt, aus. Ströme von Blut hat dieſer Boden getrunken, nicht blos vergoſſen im ehrlichen Feindeskampf, ſondern auch vergoſſen vom Beile des Henkers, vom Dolche des Wütherichs, der Greiſen, Weibern und Kindern den Leib aufſchlitzte, um ſich an ihren Zuckungen zu weiden. Monate lang grinſten dort vom Feſtungsthore herab

die abgeschlagenen Schädel derjenigen, welche noch Muth genug gehabt, ihr Leben für das Vaterland zu wagen, oder welche die Eifersucht der blutgierigen Obrenowitsche geopfert. Aber hier fand auch die feierliche Bestätigung und Einsetzung des nach der Vertreibung der Obrenowitsche zum Fürsten von Serbien gewählten Sohnes von Kara Georg, dem berühmten Befreier Serbiens, statt. — Die Festung selbst macht einen trübseligen Eindruck. Außer dem Hauptwall und Graben befinden sich alle Werke in dem größtmöglichen Verfall. Den massiven Eisenthoren fehlen die Angeln, die eisernen Wallkanonen zernagt der Rost. Das Zeughaus und die von den Oestreichern angelegten Magazine sind der Alles zerstörenden Zeit preisgegeben. Ueberhaupt schien es mir, als fühlten die Türken, daß der Anfang ihres Endes herbeigekommen sei und fänden es daher nicht mehr der Mühe werth, auf einen doch verlorenen Posten noch einige Arbeit und Geldsummen zu verschwenden. Die aus Holz und Lehm aufgeführte einstöckige Wohnung des Pascha gewährt eine herrliche Aussicht über die Ebenen von Slavonien und des Banats bis an die Orawitzer Berge; doch erinnert der Hof an die abscheulichsten Gräuel des türkischen Despotismus. Hier wurde der verrathene hochherzige Grieche Rhigas, der durch patriotische Gesänge seine Landsleute zum Freiheitskampfe zu entflammen suchte, im Jahre 1798 lebendig zersägt; hier wurden im Jahre 1815 sechsunddreißig Serben, die sich gegen das Versprechen, ihres Lebens zu schonen, ergeben hatten, gespießt, so daß manche erst nach siebentägigen Zuckungen starben. In den nächsten Höfen wurden uns die Kasernen und ein türkischer Friedhof gezeigt. Auf letzterem sehen die Leichen alle mit dem Antlitz gegen Osten und auf jedem Grabe stehen zwei Steine, welche in grellen Farben und Goldinschriften den Ruhm des Verstorbenen verkünden. In einem Thurme nächst dem Thore besahen wir den mit Teppichen überdeckten, von Blumen und farbigen Lampen umgebenen Sarg einer türkischen Paschastochter, von den Türken als Heilige verehrt, da sie in serbischer Gefangenschaft ihren Glauben nicht abschwören wollte und deshalb enthauptet wurde, mir um so merkwürdiger, als die Türken sonst die Meinung hegen, daß das Weib keine Seele habe.

Die Türken- und Judenstadt, welche sich auf der Nord- und Ostseite an die Donau hinunterzieht, starrt von Schmutz und Unflath. An ein Pflaster ist nicht zu denken. Man geht zwischen straßenlangen Mauern ohne Fenster, weil diese nach morgenländischer Sitte in den Hof sehen, so daß sich also in der Straßenmauer nur ein stets verschlossenes Thor befindet. Von den Einwohnern begegneten uns sehr wenig Türken. Ein paar wohlgenährte Weiber gingen in sackartigen braunen Mänteln und gelben Pantoffeln einher, um Stirn und Kinn einen enge geschlungenen Schleier, aus welchem die Nase wie ein Habichtsschnabel hervorstand. Es war nämlich der Ramasan oder die vierwöchentliche türkische Fastenzeit. Während dem darf der strenge Moslem von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang nichts genießen und sich außer seinen Geschäften blos dem Dienste Allah's widmen. Der Sonnenuntergang wird durch einen Kanonenschuß von der Festung verkündet, und sogleich fällt der Moslem mit wahrer Wuth über Speise und Trank her. Um sich für die Enthaltsamkeit während des größtentheils schlafend zugebrachten Tages zu entschädigen, macht er die Nacht zum Tage, indem er die mit buntbemalten Lampen erleuchteten Straßen betritt, wo Alt und Jung fröhlich auf und nieder wogt, hernach aber in den überfüllten Kaffeehäusern durch feines Confect, starkduftenden Raki (Liqueur), der den Wein ersetzen muß, durch Kaffee und Tabackrauchen, nebenher auch durch lockere Tänze von weibisch aufgeputzten, verderbten Knaben und die Späße des Karagoes, des türkischen Policinelles, sich unterhält. Desto mehr begegnete man geschäftig hin und her rennenden Juden. Sie kleiden sich halb fränkisch, halb morgenländisch. Ueber den europäischen Pantalon ziehen sie einen gestreiften langen Kaftan, der, an beiden Seiten bis zum Knie herauf geschlitzt, die Bewegung der Füße gestattet. Ueber den Kaftan hängt ein vorn offenstehender Tuchmantel mit Aermeln. Das weibliche Geschlecht trägt als eigenthümlichen Schmuck Halsbänder und selbst kleine Fes (Mützchen) von Goldmünzen zusammengesetzt. — In das Innere der in der Regel einstöckigen Häuser gelangt man nur durch den Hof. Alle Gemächer öffnen sich auf eine Gallerie, welche durch eine kurze Treppe mit dem Hofe zusammenhängt.

Nicht selten stößt ein niedliches Gärtchen an die Rückseite des Hauses. Die Zimmer haben fast gar keine Möbeln. Unter den zahlreich angebrachten Fenstern läuft an drei Seiten ein Diwan herum, der mit Kissen belegt und häufig weiß überzogen ist. Den Fußboden bedeckt eine Strohmatte, und in einer Ecke steht vor dem Diwan ein niederes, auf einem Fuße ruhendes Tischchen, zum Aufsetzen der Speiseplatte bestimmt. Das ist die ganze Einrichtung eines türkischen Salons. Eine Pfeife Taback und schwarzer Kaffee, Fruchteingesottenes mit einem Glase Wasser: das ist die Regel des Ceremoniells bei allen Besuchen. Der Taback mundet Einem vortrefflich, und hat man sich an das ruhig behagliche Rauchen der Orientalen erst etwas gewöhnt, so nimmt man gern die dargebotene lange Pfeife an und führt die kostbare Bernsteinspitze mit Vergnügen an die Lippen. — Ich hatte viele Empfehlungen mitgebracht, theils um mich einzuführen, theils um weitere, namentlich für Konstantinopel, zu erhalten. Indeß waren manche Personen, die ich gern getroffen hätte, abwesend. So der Fürst. Dagegen verdanke ich dem derzeitigen Minister des Auswärtigen, und zwei deutschen Aerzten viele mir interessante Notizen über Land und Volk der Serben.

Serbien ist sehr gebirgig, voller Schluchten, Thäler, Tiefebenen, die durch Engpässe vertheidigt werden, Felsen, die nur dem Kundigen zugänglich. Dem fruchtbaren Boden fehlt nur an wenig Stellen Wasserreichthum. Auf den Ebenen prangen neben Mais- und Kornfeldern weit ausgedehnte Baumpflanzungen; an den Abhängen reifen die köstlichsten Trauben; die Hochwiesen gewähren Rindern und Schafen die besten Kräuter; in den ungeheuren Waldungen steckt ein reicher Nationalschatz und die Eingeweide der Berge strotzen von Metallen, die nur der fortschreitenden Betriebsamkeit des Menschen harren, um zu Tage zu kommen. Ein solches Land begreift in sich alle Bedingungen des Wohlstandes und war mit seinen natürlichen Festungen wohl geeignet, ein Musik, Gesang und Freiheit liebendes Volk voll frischer Thätigkeit und Kraftfülle hervorzubringen.

Die Serben gehören dem Stamme der Slawen an und zwar dem südwestlichen Zweige derselben, der sich durch Feuer

und Bildungstrieb vor allen andern jenseits des Niemen und Dnieper wohnenden Stammgenossen auszeichnet. Es ist ein schöner kräftiger Menschenschlag. Die vorspringenden Backenknochen verrathen die Verwandtschaft mit der mongolischen Völkerfamilie. Das Vorderhaupt ist mehr spitz als rund, der Kopf im Verhältniß zum Körper klein, das Haar schlicht, kastanienbraun bis ins Schwarze, das Auge blau oder dunkel. Die ganze Gestalt erscheint mehr schlank als groß, dabei muskulös und breitschulterig. Die Gliedmaßen sind wohl proportionirt. Die Gesichtszüge flößen Vertrauen ein, und alle Bewegungen verrathen einen gewissen natürlichen Adel. In der Volkstracht zeichnet sich schon der Orient ab. Sie besteht im Grunde nur aus einem weitärmeligen Linnenhemde, welches über die weiten linnenen Beinkleider bis zum Knie herabhängt. Um die Hüften schlingt sich ein buntes, meistens rothes Tuch, welches ein breiter Ledergürtel umschließt und so zum Tragen von Pistolen, Handschar und anderen Bedürfnissen geschickt macht; auf Reisen fehlt darin nicht ein Ladestock, an dem die Patrontasche und das Fettbüchschen zum Einschmieren der Waffen hängt. Den Fuß umhüllen grau- oder buntwollene Socken; über diese kommen dann noch weit hinaufgebundene Sandalen aus einem Stücke ungegerbten Leders, das mit vielen Riemchen festgeschnürt wird. Die Haare trägt man in der Regel lang, dazu einen stattlichen Schnurrbart. Den Kopf bedeckt ein rothes Käppchen (Fes), oft mit buntem Tuch oder Shawl umwunden. Stand und Wohlhabenheit geben dieser Tracht noch mancherlei Zuthaten: vor Allem farbige Stickereien des Hemdes an Aermeln und Hals, dann das Jelek, eine ärmellose, mit Schnüren verzierte Weste, endlich ein grobwollener brauner Sackpaletot oder Halbmantel. Von den Türken haben die Serben auch häufig die weiten, bis an die Waden reichenden Faltenhosen mit schnabelförmig gekrümmten Schuhen angenommen; das Beinkleid läuft auch wohl sich verengend in Form einer Kamasche aus. Darüber zieht man einen bis an die Kniee oder Knöchel reichenden Leibrock mit Schlitzärmeln, und oft wird über diesen noch ein ärmelloses, bis auf die Hüften reichendes Wämschen angelegt. Beim Ausgehen dient außerdem als Ueberwurf gegen Nässe und Kälte der Tschube,

ein baumwollener Tuchkaftan mit blauen Schnüren. Auch das Haar trägt man zuweilen nach türkischem Muster bis auf einen Büschel verschnitten. Bei den Weibern ist das Hemd mit weiten, buntgestickten, an der Handwurzel zusammengebundenen Aermeln versehen und schließt sich faltenreich um den Hals. Die fransenvollen Schürzen sind aus bunter Wolle gestickt und gewöhnlich von blauer, gelber oder brennend rother Farbe. Unter der Brust schließt sich eng ein Gürtel an und läßt die vollen Formen um so mehr hervortreten. Das ärmellose weißtuchene Ueberkleid mit blauen Schnüren steht vorn offen, so daß Brust und Schürze frei bleiben. Das viereckig gelegte schneeweiße Kopftuch, das zu beiden Seiten herabhängt, ist mit Silber- oder Goldstücken besetzt; auch hat man ein weißes oder rothes Fes, dessen Goldtroddel sich auf die Schulter herabneigt, indeß sein unterer Theil durch ein seidenes Tuch im Verein mit den Haarflechten um die Stirn befestigt wird. Die Haare sind glatt gescheitelt. Nur Jungfrauen lassen ihre mit bunten Bändern und Münzen geputzten Haarzöpfe über den Rücken hinabhängen; Neuvermählten ziemt ein hinten hinabflatternder Schleier. Socken und Sandalen, im Winter auch rothe oder schwarze Stiefeln, bekleiden die Füße. Der Mann geht nie ohne Messer oder Pistole, das Weib nie ohne ein am Gürtel hängendes Schnappmesser aus. Bei den Reicheren ist die Tracht noch zierlicher und kostbarer. Da erscheinen die Frauenzimmer in einem langen weißen Seidengewand mit einem breit um den Leib gewickelten Shawl. Dazu kommen farbige türkische Pantoffeln, Pabutschen genannt, sowie ein hellfarbiges, gewöhnlich rothsammtenes, mit Pelz verbrämtes Leibchen. Das kleine rothe Käppchen wird mit blauer Seidenquaste geziert und mit Seidenzeug umwickelt. Eine Reihe von Goldmünzen hängt um Stirn und Hals. Die Männer winden um ihre großen rothen, gold- und silbergestickten Mützen einen bunten Shawl. Ihre ärmellosen Jacken von dunkelm Sammet sind mit Goldtressen besetzt. Außerdem gehört zum Aufputz ein langer ärmelloser Dolman aus feinem grünen oder blauen Tuche mit Schnüren aus weißer Wolle oder aus Gold und Silber besetzt. Zuletzt schlägt man über das Ganze ein langes weites Ueberkleid aus blauem, grünem, häufig auch

aus ſcharlachrothem Tuche. Ohne dieſes Ueberkleid nebſt Dolman erſcheint man in guter Geſellſchaft nicht.

Das Familienleben beruht, ganz ähnlich dem in der Militairgrenze, auf den Grundlagen patriarchaliſcher Einfalt. Das Haupt der Familie heißt hier Starjeſchin und bei der Wahl deſſelben geben beſonders geiſtige Vorzüge den Ausſchlag. Die Familienbande ſind ſehr innig, und die Familie bleibt möglichſt lange zuſammen, indem ſich die jüngeren Glieder neben den älteren anbauen. Der Starjeſchin vertheilt die Arbeit, und ſeinem Willen muß Jeder ſich fügen. Die Männer ſorgen für den Schutz und die äußeren Bedürfniſſe der Familie; die Frauen durch Kochen, Backen, Spinnen, Weben für die inneren. Das Weib, im Sinne des Orients nur des Mannes erſte Sclavin, lebt auch bei den Serben nur in ehrerbietiger Dienſtbarkeit. Die Frau erweiſt dem Manne ihre Verehrung durch Kreuzung der Hände über der Bruſt. Sie ſpeiſt nicht mit dem Manne zuſammen, ſondern bedient ihn beim Mahl, wie denn auch die Töchter in gleicher Weiſe ihren unverheiratheten Brüdern aufwarten. Den Gäſten müſſen ſie vor der Mahlzeit das Waſchwaſſer bieten. — Die Lebensweiſe entſpricht dem genügſamen Charakter der Serben. Hülſenfrüchte, Zwiebeln, Milch, Käſe, Eier und Slibowitza, das beliebte Getränk, ſind die gewöhnlichen Hauptbeſtandtheile der Mahlzeit. Fleiſchgerichte, unter denen beſonders das Schweinefleiſch eine vorzügliche Rolle ſpielt, bleiben den Feſttagen vorbehalten; auch Wein fehlt nirgends. Mit der Mäßigkeit, dem Fleiß und der Sparſamkeit geht der Wohlſtand Hand in Hand. Der Landbau wird ſehr einfach, aber im Verhältniß zur Fruchtbarkeit des Bodens wenig ergiebig betrieben. Die weitläuftigen Wirthſchaftsgebäude bilden gewöhnlich ein Viereck. Sie enthalten im Mittelpunkte die Küche, ringsum den Hofraum, in demſelben die Wohnungen für die Familie. Im Hintergrunde befinden ſich die Stallungen für den zahlreichen Viehſtand nebſt Schoppen und Speichern. Die Viehzucht liefert beſonders Pferde, Rinder, Schafe und Schweine. Die Pferde, tartariſcher Abkunft, ſind klein, aber ausgezeichnet durch Schnelligkeit und Ausdauer. Der Fuhrmann ſchirrt gewöhnlich drei Pferde vor den Wagen, und von dem Augenblicke an, wo er die Zügel ſchießen

läßt, geht's im gestreckten Galopp über Stock und Stein. Dabei braucht der Fuhrmann in der Regel keine Peitsche, sondern er zieht nur einen Halm aus der Erde, den er über den Pferden schwingt. Hat er eine Peitsche, so ist dieselbe nach ungarischer Sitte kurzgestielt und mit langen Riemen, der den Pferden sowohl, als den Fahrenden in beständigen Kreisen um die Ohren saust. Die Rinder hält man nicht zur Benutzung der Milch, sondern als Zugvieh. Ochsen und Büffel müssen die Feldarbeit verrichten. Die Schafe, deren es große Heerden giebt, werden theils zur Erzielung der zur Bekleidung nöthigen Wolle, theils zur Milchwirthschaft benutzt, denn Schafkäse sind sehr beliebt. Schweine werden in den eichelreichen Waldungen zu Millionen gezüchtet. Sie bilden einen äußerst ergiebigen Handelsartikel, und allein nach Oestreich werden jährlich an 200,000 ausgeführt. Da die Kosten der Zucht nur unbedeutend sind, so gelangen die Schweinezüchter bald zur Wohlhabenheit. Daraus wird erklärlich, wie in Serbien die einflußreichsten Männer dieser Gilde angehörten und durch guten Gewinn sich Vermögen und die Mittel ihrer späteren Macht sammelten. Ueberhaupt werden die Landbauer hier für den vornehmsten Stand angesehen. Erst nach diesem folgt die Klasse der Geistlichen und Gelehrten oder Rechtskundigen, zuletzt die Klasse der Krieger und Beamten. Einen eigentlichen Adel giebt es in Serbien seit dem Ende des 14. Jahrhunderts nicht, wo derselbe auf dem Amselfelde unterging.

Die Geistlichkeit steht unter dem Metropoliten von Belgrad, welchem die drei Bischöfe zu Schabatz, Uschitza und Nagotin untergeordnet sind. Die Geistlichen zeichnen sich im Allgemeinen durch Milde und Freisinnigkeit aus. Ihre Tracht besteht aus einem langen schwarzseidenen Leibrock und einem langen schwarzen faltenreichen Ueberkleid, ihr langes Haar fällt während des Altardienstes in zwei Zöpfen über den Rücken herab. Für's Gewöhnliche gehen sie mit sammtenem Barett und immer mit langem Bart einher. Jeder Geistliche muß verehelicht sein, stirbt ihm aber seine Frau, so darf er nicht zum zweiten Male heirathen. — Der Volksunterricht hat erst in neuester Zeit mehr Aufschwung bekommen. In Belgrad besteht eine höhere Bildungsanstalt und außerdem mehrere lateinische Schulen im Lande;

auch sendet man wohl fähige Jünglinge auf ausländische Hochschulen, z. B. nach Berlin, Halle, Heidelberg. — Der Gerechtigkeitspflege ist neuerlich das französische Gesetzbuch mit dem mündlichen Verfahren zum Grunde gelegt worden. — Der Militairpflicht unterliegt jeder Serbe vom 18. bis zum 50. Jahre, und man kann auf diese Weise durch das erste Aufgebot an 60,000 wohlbewaffnete Krieger stellen. Außer dieser Volksbewaffnung hat man reguläre Truppen, deren Aushebung durch die Kapitani oder Bezirkshauptleute in Benehmen mit den einzelnen Kmeten oder Gemeindevorstehern bewerkstelligt wird.

Der Nationalcharakter der Serben ist durch die fortdauernden Kämpfe dieses Jahrhunderts außerordentlich kriegerisch geworden. Ein edles Selbstgefühl wurzelt nicht minder in ihrer Wohlhabenheit und Genügsamkeit, als in ihrer Tapferkeit. Hohe Vaterlandsliebe und Achtung vor dem Gesetz zeichnet sie wie nur irgend ein Volk aus. Dabei sind sie äußerst gastfrei, treue Freunde und von den bildsamsten Anlagen. Ihre lebendige Phantasie schafft, auch aus dem Stegreif, Dichtungen, welche von den süßflötenden Nachtigalltönen des Liebesliedes bis zu dem erhabenen Adlerschwunge des Heldengedichtes die schönste Stufenleiter reicher Gefühlsweisen darbietet. Weichheit und Kraft verbinden sich da in wohlklingender Sprache auf das Originellste. Ihre Musik bewegt sich, wie bei allen Slaven, in Molltonarten, und es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, des Nachts diesen an zarten Weisen und Uebergängen so reichen klagenden Melodieen zu lauschen, welche, wie Klänge aus einer andern Welt, das Herz mit nie gekannter Sehnsucht erfüllen. Die Schriftdenkmale aus der Vorzeit zeugen von vielfältiger Berührung mit der älteren Cultur Griechenlands und Italiens. Gegenwärtig möchte man wenig Gemeinsames mit diesen Ländern finden, es müßte denn der gleiche Hang zu mancherlei Aberglauben sein, indem man z. B. hier, wie dort, sorgfältig auf Vorbedeutungen achtet, das böse Auge fürchtet und auf Talismane einen großen Werth legt. Mit jenem Hange hängt innig ein gewisser Fanatismus zusammen, welchen die Lehre von der allein seligmachenden Wirksamkeit der anatolischen Kirche fördert und von dem die Geschichte Serbiens mehrere auffallende Thatsachen aufzuweisen hat. So

hielt der serbische Knes Georg Brankowitsch in der zweiten Schlacht auf dem Amselfelde (1448) zu den Türken gegen die Christen unter Hunyad, weil er diesen in Verdacht hatte, nach gelungenem Siege den lateinischen Katholicismus einführen zu wollen. So mußte im Jahre 1521 Belgrad an Soliman übergeben werden, weil die Serben im Religionsstreit mit den katholischen Magyaren auf der Kapitulation bestanden, aber gleichwohl nebst diesen beim Auszuge von den Türken verrätherisch niedergehauen wurden. Entschiedener noch zeigt sich eine blinde Anhänglichkeit an die Lehrsätze ihrer Religion unter den Bosniaken, bei denen sich, als Gebirgsserben, der Volkscharakter noch reiner und schärfer ausgeprägt erhalten hat. Dort befehden sich nicht nur die christlichen Rajas und die Nachkommen der zum Islam übergetretenen Adeligen in täglichen Kämpfen, sondern die Rajas selbst liegen auch unter sich in beständigem Streit und blutigem Hader, indem die Katholiken und unirten Griechen, sowie die strengeren Altgläubigen lieber mit den Spahis gemeinsame Sache machen, ehe sie sich an ihre als Ketzer gehaßten christlichen Brüder anschließen. Dieser Religionszwiespalt stand auch allezeit einer Erhebung der Bosniaken im Wege.

Die Umgegend von Belgrad ist sanft gehügelt. Die Donauufer sind flach, und auf der serbischen Seite ziehen sich Eichen- und Fichtenwaldungen hin, bis man bei einer Biegung des Stromes durch den Anblick der Festung Semendria oder Smerderowo überrascht wird. Einundzwanzig hohe viereckige Thürme, durch niedere Mauern verbunden, bilden in Gestalt eines Dreiecks den stattlichen Bau dieser Veste, welche sich in besserem Zustande als Belgrad befindet. Die dazu gehörige offene Stadt nimmt sich ärmlich dagegen aus, ist aber in ganz Serbien ihrer Trauben und ihres Weines wegen berühmt. Die Weinberge liegen an der Süd- und Südwestseite amphitheatralisch um die Stadt und sind eine wahre Zierde der Landschaft. Die ganze Gegend ostwärts von Semendria ist flach und mit Mais oder Weinreben besteckt. Weiter stromabwärts liegen unfern der Donau in

Eichen- und Nußbaumwaldungen versteckt die Trümmer der Stadt Kostolaz. Rings umher giebt es zahlreiche Weiler und Dörfer, deren einzelne Gebäude sämmtlich auf eingerammten Pfählen ruhen. Die unansehnlichen Bauernwohnungen entbehren gewöhnlich des Rauchfangs, und ein großer Behälter von Flechtwerk dient als Vorrathskammer. Diese Dörfer und Gehöfte sind von Pflaumenpflanzungen umgeben, aus deren Früchten man hier zu Lande einen starken Branntwein brennt. — Die Bergzüge östlich von dem Städtchen Ram bestehen aus Sandstein. Hier stürzt sich der Ipek durch eine Thalschlucht, in welcher jetzt das Dorf Kutschaina liegt, einst berühmt durch seine Silbergruben, die jedoch unter der Herrschaft der Türken verfielen. Auch ein Kloster liegt dort in einem felsumschlossenen Thalwinkel, wie denn die serbischen Klöster gewöhnlich in Klüften und Schluchten verborgen und von aller Welt abgesondert erbaut sind. Sie besitzen Aecker, Weinberge, Vieh, und beziehen Lieferungen aus den benachbarten Ortschaften. Der Eintritt in dieselben steht Jedermann frei, und die Gastfreundschaft ist hier, wie in ganz Serbien, zu Hause.

Bei vollkommener Nacht und dichter Finsterniß erreichten wir Drenkowa, den Ort, wo wir unser bisheriges Fahrzeug verlassen sollten, da die Strecke von hier bis Gladowa, auf welcher das sogenannte eiserne Thor liegt, nur auf kleinen Ruderböten oder zu Lande zurückgelegt wird. Wir entschieden uns auf das Zureden sachkundiger Leute für die anziehendere Wasserfahrt. — Am anderen Morgen sahen wir, daß die vielbesprochene Stadt Drenkowa Alles in Allem aus vier elenden Häuschen bestand. Unser neues Fahrzeug war ein etwa sechzig Fuß langes und neun Fuß breites, ziemlich frisch und sauber aussehendes Boot. Das mit dunkelgrüner Oelfarbe angestrichene Innere enthielt an beiden Seiten hölzerne Bänke, zwischen denen unser Gepäck aufgethürmt wurde. In der Mitte war es mit einem hölzernen Dach überdeckt, und das Vordertheil wurde von zehn Wallachen eingenommen, deren jeder ein Ruder führte. Außer uns bestiegen das kleine Fahrzeug noch fünf Passagiere, darunter drei Engländer.

Die Gegend ward immer wilder, die Berge immer steiler,

und an den Ufern bemerkten wir nur wenige Dörfer. Bei einem derselben, Szinica, stiegen wir aus und nahmen die Bevölkerung etwas näher in Augenschein. Die Männer trugen meistens weite Linnenhosen, darüber das Hemde und über dieses lose hängend einen weitärmeligen, aus grober weißer Wolle gefertigten Rock, der weit über die Kniee hinabreichte. Um die Füße waren linnene Lappen gewickelt, welche durch eine Art Sandalen zusammengehalten wurden. Diese bestanden aus zwei Stücken Leder, befestigt durch netzförmig über die Füße verflochtene Schnüre. Den Kopf bedeckte eine weiße Pelzkappe in Form eines abgestumpften Kegels. Die Frauen trugen auf dem Kopfe eine kleinere Kappe. Ihr am Halse zugeheftetes Hemde reichte bis gegen den Fußknöchel. Die darüber gebundene fast eben so lange Schürze bestand aus einer dünnen Schicht rother und weißer Fäden. Um die Hüften war eine breite weiße Binde geschlungen, und über dies Alles vorn offen ein weites Ueberkleid, wie das der Männer, aber blos bis zu den Knieen reichend. — Am jenseitigen Stromufer bemerkten wir weithin fortlaufend in dem Felsen eine Reihe viereckiger Löcher, die noch von den Römern unter Kaiser Trajan eingehauen wurden, um die Balken einzufügen, welche die längs der Donau zum Theil ziemlich hoch über dem Wasserspiegel angelegte Kunststraße tragen mußten. Auch ist noch sehr gut die sogenannte Trajanstafel zu sehen: eine zum Andenken an Trajan's Walten in dieser Gegend eingehauene Inschrift.

Bei der alten Festung Golubaz beginnt der Durchbruch der Donau durch die Felshöhen des Banats im Norden und Serbiens im Süden. Die bis dahin 1000 bis 1300 Schritt breiten Fluthen werden durch die näher tretenden Felsen anfangs auf 4 bis 500 Schritt, später noch mehr eingeengt, so daß sie nun schneller und reißender dahinströmen. Es ist eine Strecke von zwölf Meilen, wo der Strom sich zwischen nackten Felswänden und Klippen hindurchkämpfen muß. Kaum hat man die Mauern und Thürme der Festung hinter sich, so sieht man einen Augenblick den Stromlauf gesperrt. Bald öffnet sich ein Felsspalt, aber man begreift nicht, wie hier der Strom durchkommt. Etwa eine halbe Stunde weiter bemerkt man in den Felsen die

sogenannten Mückenhöhlen. Es sind zwei Löcher über einander, und alljährlich am Ende der heißen Jahreszeit tauchen aus denselben zahllose bösartige Mücken hervor. In dichten Schwärmen fallen sie oft über ein Rind her und tödten es schnell, weshalb man ihren Stich für giftig hält. Der Volkssage nach sollen in den Höhlen Drachen wohnen, aus deren Aas die Mücken entständen. — Sechs Stunden unterhalb Golubaz befindet sich der Strudel von Tachtali, wo Klippen den Strom der ganzen Breite nach durchsetzen. Eine halbe Stunde weiter verengt ein vom serbischen Ufer vorspringender Felsgrat die Donau bis auf 200 Schritt, während die gegenüberstehende Felswand ebenfalls senkrecht abfällt. Dies ist Demircapu, das obere Eisenthor. Der Strom drängt sich hier mit solcher Gewalt zusammen, daß sogar Eisen auf ihm schwimmt, und er stürzt pfeilschnell durch das Thor. Stromabwärts ist die Fahrt ohne bedeutende Gefahr; aufwärts erfordert es dagegen die größte Vorsicht und Anstrengung, um Unglück zu vermeiden. Gleich nachher breitet sich der Strom gewaltig aus, verengt sich aber wieder bei dem unteren Eisenthor hinter Orsowa bis nach Kladowa. — Wir landeten bereits um halb zwei Uhr Nachmittags mit unserem Boot bei Alt-Orsowa, und da dies Grenzort ist, so mußten wir unser Gepäck gleich am Ufer auf dem Paß- und Zoll-Bureau niederlegen. Vermöge der saumseligen Visitation gewannen wir hinlängliche Zeit, uns den Ort zu beschauen. Alt-Orsowa erschien mir ziemlich sauber, um so weniger soll dies von den Straßen der gleich unterhalb liegenden türkischen Festung Neu-Orsowa gesagt werden können. Die Anzüge der dortigen Bewohner sind roth, gelb, blau, kurz von den schreiendsten Farben, aber alle zerlumpt. Ihre Frauen sieht man tief verhüllt wie Gespenster umherschleichen. Des Abends speisten wir in einem ziemlich geräumigen Gasthaus ganz leidlich. Angelockt durch einen bis zu unserm Zimmer dringenden Gesang, besuchten wir die Wirthsstube und fanden daselbst in einem kleinen verrußten Winkel eine sehr gemischte, überaus heitere Gesellschaft beim Weine sitzen, welche ein Schornsteinfeger mit allerlei Späßen und komischen Liedern unterhielt; letztere begleitete ein Anderer auf der Zither.

Am andern Morgen passirten wir das gefahrvolle untere

Eisenthor oder die Porta Trajana. Etwa zehn Minuten lang wurden wir in unserer Barke hin und her geschaukelt. Der Strom, der hier einen sehr starken Fall hat, gleicht in seiner ganzen Breite einem ungeheuren Kessel voll heftig siedenden Wassers, um so mehr, als von den zahllosen vom Boden aufragenden Felszacken nur hie und da einer über den Wasserspiegel hervorsieht. Mehrmals schlugen die brandenden Wellen in unser Boot hinein, so daß wir unsere Sachen vor dem Naßwerden sichern mußten. Früher hielten die Römer, dann die Türken den Paß oft mit eisernen Ketten gesperrt, wovon im Zeughause zu Wien noch Exemplare gezeigt werden.

Vor Gladowa erwartete uns auf türkischem Gebiet das österreichische Dampfboot. Die Bemannung trug ein Kostüm, das sich schon sehr dem türkischen näherte. Besonders gut nahm sich der Steuermann aus. Den Kopf bedeckte die rothwollene Mütze (das Fes), die Jacke von naturbraunem Wollenzeug war nach türkischer Art mit Figuren und Garnirungen aus breiten blauen Tuchstreifen benäht, die eben so beschaffenen Hosen steckten in großen, fast bis an die Kniee hinaufreichenden braunledernen Stiefeln; um den Leib war mehrfach ein rothes Tuch gewunden. — Von hier treten die Berge wieder mehr und mehr zurück, und die Ufer werden ganz flach, doch übergoß die untergehende Sonne die zahlreichen Ortschaften und Waldungen der Landschaft mit einem eigenthümlichen Reiz. Um halb sechs Uhr lagen wir vor der Festung Widdin: das stärkste Bollwerk des osmanischen Reiches in Europa, 25,000 Einwohner zählend. Kaum war das Schiff befestigt, als auch schon das ganze Verdeck von Türken wimmelte. Wir mengten uns neugierig unter sie, und obgleich es völlig Nacht war, so konnten wir doch dem Wunsche nicht widerstehen, auch das Innere der Stadt ein wenig kennen zu lernen. In Begleitung eines vom Capitain uns mitgegebenen Laternenträgers und mit Stöcken zur Abwehr gegen die Hunde ausgerüstet, zogen wir in die finsteren schmutzigen Straßen. Indem wir fleißig die unmanierlichen Begrüßungen der vierbeinigen Bewohner mit unsern Vertheidigungswaffen beantworteten, gelangten wir endlich nach einer ziemlich langen Irrfahrt in ein Kaffeehaus, wo wir uns Kaffee reichen ließen und dabei die zahlreich

hier versammelten, aus langen Pfeifen schmauchenden Orientalen betrachteten. Einer derselben zog besonders unsern Blick auf sich durch die Pracht seines Anzugs und seiner Waffen. Er trug eine überaus reich in geschmackvollen Zeichnungen mit Gold verzierte Jacke von scharlachrothem Sammet, rothe Tuchhosen, einen golddurchwirkten seidenen Gürtel und einen sehr geschmackvoll gewundenen weißen Turban.

Das Licht des folgenden Tages zeigte uns genauer das bunte Treiben der an Bord gekommenen Türken, die überall auf dem Verdeck ihre Teppiche, Kissen, Pelze und Gepäcksstücke ausgebreitet hatten. Darunter befand sich auch Osman Bey aus Widdin, sowie zwei der Hautfarbe nach ägyptische Weiber. Für den Bey war von seinen Dienern mitten auf dem Fußboden in der großen Cajüte des ersten Platzes aus mitgebrachten Teppichen, Decken und Polstern eine Art Ruhebett geschaffen worden. Unter den Begleitern des Bey befand sich auch sein Secretair, ein junger Mann von etwa 28 Jahren, auf den unsere Erscheinung eine ganz besondere Anziehungskraft ausübte und der sich alle mögliche Mühe gab, durch das wunderlichste Geberdenspiel eine Art von Unterhaltung herauszubringen. Uns zogen indeß bald die beiden ägyptischen Weiber an. Sie saßen nachlässig verschleiert inmitten ihrer Habseligkeiten auf einigen Kissen. Nicht weit von ihnen saßen mit untergeschlagenen Beinen fünf Türken auf der Erde und hielten ein einfaches Mahl, wobei ihnen ihre Finger die Stelle von Messern und Gabeln ersetzen mußten. Ihre Mahlzeit bestand unter Anderem aus großen Stücken von Wassermelonen, einer Schale voll Caviar, zerquetscht und mit Butter gemischt, und großen weichen runden Brotfladen. Die beiden Weiber stießen sich wechselsweise an und kicherten, so oft wir an ihnen vorübergingen. Dann spielten sie mit einigen kleinen Silbermünzen, welche sie aus ledernen Geldbeutelchen herausnahmen. Mein Gefährte zeigte ihnen einige neue Frankfurter Kreuzer, ohne jedoch damit ihre Aufmerksamkeit zu erregen; immer sahen sie sich an und lachten. Darauf versuchte es mein Freund mit einem Schächtelchen voll kleiner magenstärkender Körnchen von gewürzhaft süßem Geschmack. Er aß zuerst selbst eins und gab dann Einer der Beiden davon. Sie sah es an

und warf es weg. Die Andere hob das Körnchen auf, besah es einige Augenblicke und gab es einem Türken, der mittlerweile in ihrer Nähe niedergekauert war. Die Weiber murmelten nun einige Worte mit einander, wahrscheinlich arabisch, und fingen an, immer unruhiger zu werden. Plötzlich holte die eine unter einem Haufen Kleider ein altes Pfeifenrohr hervor und schlug damit auf uns beide los. Zugleich drängten sich mehrere Türken herbei, darunter auch der Secretair des Osman Bey, und bedeuteten uns, wegzugehen, indem es ihre Sitte nicht erlaube, daß Männer in der Art mit Weibern Unterhaltung pflegten. Dadurch gewitzigt, zogen wir uns auf das Hinterdeck zurück. Dort brachte mein Gefährte den Secretair, nachdem er ihm einige meiner Zeichnungen vorgelegt, dahin, mir zu einem Portrait zu sitzen. Das Bild fiel aber, da ich das Papier in der Hand halten mußte, nicht besonders aus. Ein zweites unten in der Cajüte am Tisch entworfenes gerieth bei weitem besser und fand bei dem Türken so viel Beifall, daß er es durchaus besitzen wollte. Da ich nun meinestheils denselben Wunsch hegte, so bediente ich mich einer kleinen List, die vollkommen gelang. Ich isolirte mich nämlich auf einige Augenblicke und führte nun so schnell als möglich die erste Zeichnung in Farben aus, das heißt, ich machte mit einem vollen Pinsel Haare und Bart recht schwarz, tüchtig rothe Backen u. s. w., und kam dann mit beiden Bildern wieder zum Vorschein. Der Türke griff sogleich nach dem farbigen Bilde und drückte seine Freude darüber dadurch aus, daß er mich auf der Stelle zu dem alten Bey und seinen Freunden führte, und ihnen das schöne Gemälde zeigte, das dann auch von allem Türkenvolke höchlichst bewundert wurde. — Gegen Abend hörte ich eine eigenthümliche Musik, die mir vom Vordertheil des Schiffes herzukommen schien. Ich ging auf einem der schmalen Gäßchen, die vom Gepäck auf beiden Seiten des Verdecks freigelassen waren, zwischen allerwärts dampfenden Pfeifen hindurch und gelangte an eine Gruppe Türken, deren einer auf einem mir neuen Instrumente phantasirte. Es war eine Art Guitarre. Ein etwa anderthalb Fuß langer schmaler Hals war mit einem birnförmigen Körper von der Größe eines Kinderkopfes verbunden; derselbe war oben eben, nach unten aber stark gewölbt.

Das Ganze, mit sechs haarfeinen Metallsaiten bespannt, wurde mittelst eines Federkieles gespielt und gab einen schwachen klimpernden Ton. Schnell wollte ich meinen Gefährten herbeiholen, und mein Weg führte mich vor dem Diwan des Osman vorüber. Bei meiner Eile bemerkte ich nicht den vor ihm auf der Erde ruhenden Kopf seiner Pfeife, der unter meinem Absatz in Stücken zerkrachte. In meinem ersten Schrecken sah ich schon die rothseidene Schnur um meinen Hals liegen, und bei meiner Unkenntniß der türkischen Sprache konnte ich dem Alten nur durch einige Bewegungen mit den Armen mein tiefes Bedauern über den unglücklichen Vorfall zu erkennen geben. Zu meinem Troste sah ich jedoch seine sonst gewöhnlich ernste Stirn sich erheitern, und nachdem auf einen Wink einer der dastehenden Diener den Verlust durch einen neuen Kopf ersetzt hatte, mußte ich mich sogar zwischen ihm selbst und seinem Secretair auf dem Polster niederlassen. Es ward mir sogleich eine gestopfte, mit einer glühenden Kohle versehene Pfeife gebracht, aus der ich mir den vortrefflichsten türkischen Taback recht wohl schmecken ließ. Nachdem ich ausgeraucht, reichte mir mein Gönner einiges türkische Confect, das er in der Tasche bei sich trug. Es waren weiße haselnußgroße Kügelchen, die nicht viel anders, als gewöhnlicher weißer, mit etwas Mehl vermischter Zucker schmeckten.

Als ich am andern Morgen auf das Verdeck kam, hatte sich die Menge der türkischen Passagiere sehr vermindert und selbst Osman Bey hatte uns schon ganz früh verlassen. Die Gegend war sich ziemlich gleich geblieben, und auf dem ganz flachen eintönigen Ufer ließ sich nichts weiter sehen, als mitunter ein ärmliches, nur mit weißen Minarets etwas geziertes türkisches Dorf, dessen kleine, meist hölzerne Wohnhäuser eine braune Färbung hatten, ganz eben so, wie der wenig bewachsene Boden. Gegen Mittag befanden wir uns in Angesicht von Rustschuk. Je näher wir kamen, desto schöner breitete sich die Stadt, terrassenförmig das steile Donauufer hinaufsteigend und von den Festungswerken überragt, vor unsern Blicken. Aus den Baumschlägen, welche die Häusermasse umhüllten, ragten zahlreiche weiße Minarets hervor. Am Ufer herrschte reges Leben. Schwärzliche Büffel, die bis an die Hörner im Wasser lagen und nur die Nase

in die Luft hielten, erhoben sich schwerfällig, um uns Platz zu machen. Schlanke Bulgarenmädchen mit langem wallenden Haar waren mit Waschen am Ufer beschäftigt. Wasserträger füllten ihre Lederschläuche. Schiffe wurden ein- und ausgeladen. Zweiräderige Karren, mit Pferden bespannt, waren bereit, die Güter der ankernden Schiffe vom Strande in die Stadt zu schaffen. Auch wir ließen unser Gepäck dahin bringen, da wir von hier aus unsere Reise nach Konstantinopel zu Lande fortsetzen wollten.

Der Wasserweg bis zum schwarzen Meere hat wenig Reize. Nach den darüber eingezogenen Erkundigungen sieht man zur Rechten auf der bulgarischen Seite wenig Dörfer mit geringem Anbau. Der sich auf und nieder schlängelnde Thalrand zeigt bald kahle und felsige Stellen, bald rebenbepflanzte oder bewaldete Hügel. Auf dem linken Ufer dehnen sich Inseln und meilenbreite Sumpfniederungen aus, die mit Schilf und Röhricht oder auch wohl mit Weiden bewachsen, überdies von großen Lachen stehenden Wassers oder todten Strom-Armen mannigfach durchschnitten sind. Nichts unterbricht die einförmige Oede, als die auf Holzpfeilern erbauten Wachthäuser der wallachischen Kordonasch. Die Festung Silistria gleicht von außen ganz Belgrad und Rustschuk. Die verfallenen, mit einzelnen Pallisaden besetzten Wälle machen den trübseligen Eindruck eines Löwenrachens, dem man die Zähne ausgebrochen. Bei Rassowa, nur noch acht Meilen vom Meer, wendet sich die Donau plötzlich gegen Norden und nimmt erst bei Galatz, wo der Sereth einmündet, ihre östliche Richtung wieder an. Bei Hirsowa wird die Donau durch rechts und links vorspringende Kalkfelsen eingeengt. Die Stadt zieht sich malerisch an den Höhen hinauf, befindet sich aber im verfallendsten Zustande. Dagegen kommt die wallachische Hafenstadt Braila seit ihrer Uebergabe an die Wallachei immer mehr in Aufnahme; eben so Galatz. Zahlreiche Schiffe, meist mit Kornladungen, gehen aus diesen Gegenden nach Konstantinopel, indeß die brittische Flagge die englischen Manufacturen nach der Wallachei führt. Bei Tultscha beginnt das von der Donau in drei Hauptarmen durchflossene Delta. Keiner dieser Arme ist über 3 bis 400 Schritt breit, während der ungetheilte Hauptstrom an der Sereth-Mündung 1200 Schritt weit ausgedehnt war. Der

mittlere Arm des Delta, Sulina oder Sunie genannt, wird von den Seeschiffen befahren, die vom schwarzen Meer den Strom hinaufkommen. Ein Reisender bemerkt über dies Delta: „Die vielen Quadratmeilen Land, die hier mit Schilf bedeckt sind, verbergen große Heerden von Büffeln und Ochsen, unermeßliche Schwärme von Seevögeln, und in den Jahren der Unruhen hausen hier wohl Schaaren von räuberischem Gesindel, welche die bei Nacht anlegenden Schiffe überfallen. Der Anblick ist höchst eigenthümlich; denn zehn Meilen weit fährt man in einem unabsehbaren grünen Meer von wogendem Schilfe umher, aus welchem hie und da die Masten und Segel von großen nach Galatz oder nach dem schwarzen Meere zu steuernden Schiffen hervorragen. Nur ganz in der Ferne am südlichen Horizont waren die Gebirge von Baba-Dagh und Besch-Tepe sichtbar, und die Sonne sank rothglühend hinter schönen Weidenbäumen; ich glaubte eine niederländische Landschaft vor mir zu sehen."

In Rustschuk trafen wir mit einem deutschen Landsmann zusammen, der dasselbe Reiseziel, wie wir, vor Augen hatte und von Kronstadt in Siebenbürgen hierhergekommen war. — Hören wir in dem nachfolgenden Fragment aus seinem Tagebuch ihn selber über seine Tour durch die Wallachei Bericht erstatten.

„Von meinen Kronstädter Freunden begleitet, fuhr ich durch das enge Thal der regengeschwellten gießbachähnlich schäumenden Tömösch. Vor uns her trabte mein Führer Dmitri auf dem für mich bestimmten Gebirgsklepper mit langer zottiger Mähne, indeß das Packpferd ohne Zaum und Zügel frei daneben lief. Der Weg war sehr romantisch. Ziemlich steil senkten sich die grünen Berghalden rechts und links ins Thal hinab, während im Hintergrund der Butschetsch sein weißes Schneehaupt durch halb zerrissene Wolkenschleier majestätisch zum Himmel emporstreckte. In dem Grenzort Obertömösch wurde mein Paß in Ordnung gebracht. Dann gingen wir nach einer kleinen, kaum einen Büchsenschuß entfernten Schenke, die schon auf wallachischem Boden steht. Da saßen in der Wirthsstube zur Rechten Wallachen

mit rasirten Schläfen, eifrig sprechend und gesticulirend, dann aber wieder dazwischen greifend nach den vor ihnen liegenden Resten der Zwiebeln und Mamaliga, einer Art Polenta aus Welschkorn. Auf dem Hausflur stand der Heerd, an dessen wärmendem Feuer sich ein paar stämmige Burzenländer mit runden Hüten und blautuchenen Jacken niedergelassen hatten, vor sich einen Schoppen des vielgerühmten einheimischen Weines. Wir wurden in das Ehrenzimmer zur Linken geführt, wo ein Bett mit der hier überall üblichen rothen Decke und verschiedentliche Schränke ꝛc. den kleinen Raum so verengten, daß wir kaum um den Tisch stehend den Scheidetrunk thun konnten. Nachdem ich nun meine Rosinante bestiegen, ging es den Berg hinan nach dem nächsten, mir empfohlenen Kloster zu, wo ich übernachten sollte. — Bald umfing uns einsame Wildniß. Vor mir her trabte Dmitri, auf dem statt des Zügels nur mit einem halfterartigen Strick versehenem Packpferde sitzend, indem er dasselbe mit lautem eintönigen Zuruf oder mit Schlägen antrieb und dazwischen die weiche Melodie eines romanischen Liedes aus voller Kehle ertönen ließ. Ich saß auf einem hohen Bocksattel mit viereckigen türkischen Steigbügeln, die mich nöthigten nach orientalischer Weise mit angezogenen Knieen zu sitzen. Der Weg, den wir verfolgten, war gräulich. Zwischen faulen Baumstämmen, Steinen, Löchern und dickem Schlamm wandten wir uns immer dahin, wo die meisten Huf- und Fußtritte die Richtung angaben. Links sah man auf dem Bergabhange einige Wachthäuser des Militaircordons; rechts dehnte sich der breite Fuß des Butschetsch. Nichts störte die abendliche Ruhe, wenn nicht außer meinem singenden Dmitri das Krächzen eines auffliegenden Raubvogels sich hören ließ, oder das Horn eines einsamen Kalibas, der mit seiner Schafheerde quer über den Weg zog und dem Fremdling verwundert nachschaute. — Die Kalibas sind wallachische Berghirten, vielleicht von urältester Abkunft, groß und kräftig gebaut, voll Muth und Kühnheit. Ihre Anzahl beträgt gegen 6000, welche in eilf Gemeinden einer fast unbeschränkten Freiheit genießen. Zur Herbstzeit bringen sie nach altem Recht ihre Heerden bis in die Türkei über die Donau zur Weide und zum Ueberwintern. Neben ihrem Hirtengeschäft geben sie sich mit Schmuggelei ab,

machen auch wohl gelegentlich Jagd, namentlich auf Bären und Wölfe, die sich noch bisweilen in den Karpathen blicken lassen. Aber so wild sie auch in ihren Schafpelzen mit der zottigen Lammfellmütze und der langen Flinte auf dem Rücken aussehen, so verleugnen sie doch nicht den biederen, gutmüthigen Charakter der Wallachen, und keiner zog vorüber, ohne mir einen freundlichen guten Abend (buna sara) oder einen Wunsch der Wohlfahrt (sanetade) zuzurufen."

„Lange schon war die Sonne niedergegangen, und die melancholischen Tannen warfen beim Sternenlicht dunkele Schatten auf unsern Weg, als Dmitri nach links abbog, um eine kleine Anhöhe hinaufzureiten und den Oekonomen des daselbst liegenden Klosters herbeizuholen. Ich übergab ein Empfehlungsschreiben und sah mich bald eingeladen, in dem Gastzimmer Platz zu nehmen. Dies war ein kleines Gemach, dessen Fenster auf einen hölzernen, den Hof umschließenden Säulengang hinausschauten. Das Zimmer selbst hatte einen russischen Kamin und ward größtentheils mit einer zwei Fuß hohen Bretterbühne bedeckt, auf welcher zu beiden Seiten türkische Diwane standen. An den weißgekalkten Wänden hingen einige Heiligenbilder. Ein Laienbruder stellte ein niederes Tischchen auf die Bühne und bald erlabte ich mich an dicker Milch, gebratenen Fischen, schönem Käse; auch gutes Brot und ein Krug Wein fehlte nicht."

„Die romanischen Klöster (Monastire) sind, gleich allen ihren der anatolischen Kirche angehörigen Schwestern, nach der strengen Regel des heiligen Basilius eingerichtet. Sie theilen sich in geweihte und freie. Die ersteren sind Filialstifte der heiligen Stühle zu Antiochia, Alexandria, Jerusalem und derjenigen auf den Bergen Sinai und Athos, demgemäß sie auch durch eigene von diesen Stühlen abgesandte Vorstände verwaltet werden. Die freien Klöster haben Aebte, welche durch Wahl der Religiosen und fürstliche Bestätigung zu dieser Stelle gelangen und dem Erzbischof (Metropolit), den Bischöfen oder dem Groß-Logotheten (Kanzler), der zugleich Cultusminister ist, für die Verwaltung der Klosterrenten verantwortlich sind. Die Mönche (Kalogeri) tragen ein langes weitärmeliges schwarzes Obergewand, einen nach oben sich etwas erweiternden Filzhut ohne

Krempe, welchen sie selbst während der Messe nicht ablegen, empfangen eine Tonsur (das Abscheeren der Haupthaare in Form eines Kranzes), lassen den Bart wachsen und haben das Gelübde der Keuschheit und der Fasten während des ganzen Jahres abgelegt. Sie können allein zu den höheren geistlichen Würden gelangen, während die ihnen bis auf die Tonsur äußerlich gleichenden Weltpriester sich durch ihre Verheirathung davon ausschließen und auch nur, gleich den Laien, am Mittwoch und Freitag zu fasten brauchen. Die Kalogeri scheiden sich in vier Klassen: 1. Die Erzbischöfe, welche bei ihren Amtshandlungen eine mit kostbaren Steinen verzierte Mütze tragen; zu ihren anderweitigen Insignien gehört auch der Krummstab. 2. Die Vorsteher größerer oder kleinerer Klöster, Archimandriten und Higumenen; aus ersteren werden gewöhnlich die Bischöfe gewählt. 3. Die Hieromonachen oder die Priester und die Hierodiakonen; letztere dürfen der Messe zwar assistiren, die Sacramente jedoch nicht selbst ertheilen. Nur die Priester dieser Klasse befassen sich mit dem Studium der Gottesgelahrtheit und dem Volksunterricht; denn die Weltpriester verstehen selten zu schreiben und begnügen sich mit dem Auswendiglernen des Katechismus, so wie der Kirchengebete. Die zahlreichste Klasse der Kalogeri bilden endlich 4. die Laienbrüder, welche als Hostienbäcker, Pförtner, Kellermeister, Bearbeiter der Klostergrundstücke u. s. w. beschäftigt werden, außerdem aber frommen Uebungen obliegen. — Die Klöster in der Moldau und Wallachei sind sehr reich ausgestattet, selbst das kleinste romanische hat drei bis vier Güter, und die in den Karpathen gelegenen besitzen namentlich große Schafheerden. In früherer Zeit vertraten sie die Stelle der Schulen, Spitäler und Gasthäuser; auch haben sie noch gegenwärtig die Verpflichtung, Fremde zu beherbergen."

„Hingestreckt auf einen der beiden Diwane, den man mit Kissen und Teppichen belegt, schlief ich sanft und süß, bis mich gegen Morgen ein eigenthümlicher Klang erweckte. Er kam von einem hölzernen Brett, auf welches ein Klöpfel tactmäßig niederfiel. Anfangs fielen die Schläge des Klöpfels einfach, dann in demselben Zeitraume doppelt, endlich mit immer wachsender Geschwindigkeit vierfach; dazwischen kamen wie ausruhend einzelne

Schläge. Das Klopfen zeigte ſowohl in den einzelnen Tacttheilen, als auch im Ganzen eine muſikaliſche Hebung und Senkung; auch erſtarb es, allmählig ſich abſtufend, wieder mit einzelnen Tönen, wie es begonnen hatte. Nachdem ſich dies Klopfen etlichemal näher und ferner wiederholt hatte, erklang ein helles Glöcklein. Alsbald wurde es im Monaſtir lebendig, und ich hörte die Kalogeri durch den Säulengang über den Hof in die Kirche ziehen, wo darauf ihr pſalirendes Chorgebet begann. Das war Alles einfach und natürlich; dennoch regte mich's eigenthümlich an. Tauſend Gedanken beſchäftigten mich, tauſend Bilder drängten ſich mir vor die Seele. Ich mußte mich gewaltſam losreißen, um an die Weiterreiſe zu denken. Raſch machte ich mich fertig. Es war vier Uhr Morgens, als Dmitri die Pferde brachte. Noch hatte die Sonne nicht die Berggipfel geröthet, nur die Sichel des abnehmenden Mondes warf ihr falbes Licht über die Gegend. Als ich aber von meinen freundlichen Wirthen Abſchied genommen und zum Hofthor hinausritt in das von einem friſchen Morgenwinde durchſtrichene Thal: da überraſchte mich ein nie erlebtes Schauſpiel, nämlich ein wundervolles Alpenglühen. Die Spitzen der Berge waren mit Flammen übergoſſen, und beſonders der Butſchetſch gewährte einen zauberiſchen Anblick; denn während ſein Haupt von Roſen umkränzt wurde, erſchien die noch nicht beleuchtete tiefere Schneeparthie wie ein Gürtel von blendend weißen Lilien. — Wir waren ſchon über die Waſſerſcheide, und das Bächlein, an dem wir hinabritten, floß der Wallachei zu. Es war die Praowa, deren Thal wir den ganzen Tag verfolgten. Die Bewohner deſſelben, die Praowaner, beſorgen den Waarentransport zwiſchen Kronſtadt und der Wallachei. Obgleich der Weg bald jäh in die Höhe geht, bald eben ſo ſchroff hinunter, während links und rechts die halsbrechendſten Abgründe ſich zeigen, ſo wird er dennoch von den kecken wallachiſchen Fuhrleuten mit hochbeladenen Frachtwagen befahren. Die Regierung beabſichtigt jedoch gegenwärtig die Anlage einer bequemen Straße. — Unter dem neuaufgebauten Monaſtir Sinai, das mit ſeiner großen Kirche hochherrlich ins Thal herabblickt, ſprachen wir des Mittags einer kleinen Gebirgsſchenke zu. Die Fenſter der niederen Stube waren zum Theil mit ölgetränktem Papier verklebt, zum

Theil gewährten sie der Luft freien Eintritt. Glasfenster kannte man hier nicht. Vor dem lodernden Kaminfeuer spielten ein paar Kinder am Boden, der aus gestampfter Erde bestand. Zu ihnen gesellten sich ein paar Katzen, und in einem Winkel trieben sich zankend einige Hühner umher. Eine junge Wallachin war eben beschäftigt, ihre gestreifte Katrinza mit langem Bande zierlich um die Hüften zu winden, und brachte, als sie Dmitri mit dem Proviantsack und der bauchigen Schutra hinter mir eintreten sah, ein ausgeschwenktes Glas und einen Holzteller. Vor der Thür saßen ein paar Praowaner, die mit ihren beladenen Saumpferden das Thal heraufgekommen waren. Sie hielten ihre Fastenmahlzeit mit Zwiebel und Mamaliga und knüpften mit Dmitri ein Gespräch an, der als guter Christ die aus meinem Vorrath angebotene Wurst des Fasttags wegen beharrlich ausschlug, auch den geschenkten Schafkäse für den andern Tag aufbewahrte. Andere Männer, in Stall und Feld beschäftigt, gingen ab und zu, ohne sich viel um den Fremden zu kümmern, der drinnen sein bescheidenes Frühmahl in Gesellschaft der besagten Kinder, Katzen und Hühner verzehrte. — Den schlechtesten Theil des Weges hatten wir jetzt hinter uns. Je mehr sich absteigend das Thal erweiterte, desto trockener und fester wurde die Straße. Lange Züge von praowanischen Saumrossen begegneten uns, mit Kisten, in welchen wallachische Trauben nach Siebenbürgen geschafft wurden, bepackt, eines hinter dem andern den bekannten Pfad beschreitend und dort und da im Vorübergehen einen Büschel Gras abraufend. Manchmal ritt auch ein Führer voraus und ein Treiber schloß den Zug. Dann kam dazwischen auf wohlgenährtem Gaule ein langbärtiger Mönch, der mein demüthiges „sanetade!“ etwas verwundert erwiederte, oder ein wandernder schafpelzbekleideter Kalibas, der mit seiner Heerde schon die tieferen Thäler suchte. — Am Grenzcommando nahm mich der Officier sehr artig auf, und nachdem mein Paß in Szakawa visirt und gestempelt war, ritt ich das breite kieselbelegte Flußbett der Praowa hinab, wo in abendlicher Beleuchtung das freundliche Kimpina sich auf einer Anhöhe unter Baumgärten ausbreitete.“

„Ich war in Kimpina an den kaiserlichen Staroſten Karkaleky

empfohlen, der mir sehr zuvorkommend ein Nachtquartier in seinem Hause gewährte. Der Staroſt ist ein Unterbeamter der kaiserlich-östreichischen Agenzia mit einem General-Consul an der Spitze, welcher die Rechte der vielen ohne aufgegebenes Heimathsrecht hier angesiedelten kaiserlichen Unterthanen auf romanischem Gebiete zu wahren und alle Rechtshändel unter diesen zu schlichten hat. Die Staroſtei in Kimpina, über welcher das kaiserliche Wappen in schönen Farben glänzte, ist ein neugebautes hübsches Gebäude. Der Staroſt selbst treibt ein ausgebreitetes Speditionsgeschäft, namentlich mit macedonischer Wolle, und ich verdanke ihm eine Menge trefflicher Notizen über die Zustände der Romana (Moldau und Wallachei). — Den andern Tag, als ich eben beschäftigt war, zur Weiterreise meine Morgenpfeife zu stopfen, hörte ich wieder das monotone Klopfen, und Herr Karkaleky belehrte mich, daß dieses von dem (paukenartigen) Tympanon herrühre, mit welchem früher, als unter türkischer Herrschaft den Kirchen die Glocken abgenommen worden waren, das Zeichen zum Beginnen des Gottesdienstes gegeben wurde und welches man jetzt nur noch der Erinnerung wegen beibehalten habe. Das Zeichen wird mit einem hölzernen Instrumente gegeben, in großen Kirchen mit einem metallenen."

„Ich hatte mir einen Fuhrmann gemiethet, der mich in einem bequemen Koberwagen nach Bukareſt (richtiger wohl Bukureſt) bringen sollte. Als wir die Praowa zum letzten Male passirt und jenseits durch Floretschie gefahren waren, nahmen die Berge den hügeligen Charakter der Vorhöhen an, und bald befanden wir uns ganz in der unabsehbaren wallachischen Ebene, welche sich links nach Ploeſcht, rechts gegen die alte, im Jalomitzthale gelegene Landeshauptstadt Tergowischt ausbreitet, ein durch viele Schlachten berühmtes Feld. Bei Boleny passirten wir die Jalomitza auf einer Schiffbrücke. Links und rechts wogten Saatfelder von Maiskolben mit den schilfähnlichen Halmen. Das Meiste war aber schon eingebracht und ragte in den Dörfern, thurmartig unter freiem Himmel aufgespeichert, über die Strohdächer der niederen Lehmhütten hervor. Diese Hütten sind mit Schilf oder Stroh gedeckt und von geflochtenen Hecken umgeben, über welche oft nur ein Holzklotz den Eingang bezeichnete. In

der Ferne steht stolz abgesondert die Bojarenwohnung meist in den gefälligen Formen der neuesten Bauart, bisweilen mit Gärten umgeben. Dazwischen begegnete ich alten Kirchen, welche durch ihren byzantinischen Stil und die verwischten Wandbilder an vergangene Jahrhunderte erinnerten. Das Fruchtland ist vortrefflich; aber der Wallache betreibt den Landbau äußerst lässig. Kaum daß er den Boden aufritzt, um das sechzig- bis hundertfältig lohnende Samenkorn hineinzulegen. Der Grund davon liegt nicht nur in den mißgünstigen Urbarmachungs-Verhältnissen, sondern auch in der angeborenen Trägheit des Romanen. Viel lieber beschäftigt er sich mit Frachtfuhren oder mit einem leichten Handel, oder am liebsten mit der Viehzucht. So begegneten wir auch großen Heerden von weißlichen Rindern mit weit abstehenden spitzen Hörnern, oder von schwarzen Büffeln, Schafen und Pferden, welche auf den zahlreichen Brachfeldern weideten. Rührriger sind die wallachischen Bäuerinnen; denn nicht nur liegt ihnen die Sorge für den gesammten inneren Hausstand ob, sondern sie müssen ihren Mann auch bei der Feldarbeit unterstützen. Nicht selten sieht man sie auch, ein Kind auf dem Rücken und die Spindel drehend, mit dem Rocken im Gürtel, durch die breiten Dorfgassen dahinschlendern. Um sich diese seine nothwendige Lebensgefährtin so bald als möglich zu verschaffen, heirathet der Wallache sehr frühzeitig. Zur Einrichtung des neuen Hauswesens bedarf es im Anfang nur eines Stückes Rindvieh, etlicher Schafe oder Schweine. Als Mitgift der Braut genügen einige von ihr selbst gestickte Hemden nebst einem buntbemalten Koffer, welcher die geringe Baarschaft und die übrigen Habseligkeiten enthält. Für alles Andere muß später der Himmel sorgen, oder der heilige Basil, oder der heilige Georg. Denn der Wallache ist im Betreff des unbedingten Vertrauens auf die göttliche Vorsehung sehr religiös. Kommt er an einem der vielen, an den Scheidewegen und auf den Feldern stehenden, mit den Marterwerkzeugen geschmückten rothen Kreuze vorüber, so verfehlt er nie seine Wollmütze zu ziehen und etliche Vaterunser zu beten, oder doch wenigstens einige Kreuze zu schlagen. Außerdem enthält er sich sorgfältig aller Fleischspeisen am Mittwoch und Freitag und während der vier großen Fasten im Jahre; auf das

Gewiſſenhafteſte aber enthält er ſich jeder Arbeit an den zahlreichen Feiertagen des griechiſchen Kalenders, ja, er möchte wohl lauter rothgezeichnete Tage wünſchen, wenn er im Uebrigen nur die nöthigen Zwiebeln und Mamaliga hätte. Darin beſteht die Religion des Wallachen. Sein Pfarrer, der ſich weder körperlich, den langen Bart- und Haarwuchs und den Talar abgerechnet, noch geiſtig vor ihm auszeichnet, kann ihm nichts Beſſeres ſagen; nur daß ihm fleißig eingeprägt wird, alle nicht zur orthodoxen anatoliſchen Kirche ſich bekennenden Menſchen für Nichtchriſten und ſomit für ewig verdammt zu halten. An Aberglauben fehlt es bei dieſem Stande der Aufklärung natürlich keineswegs. Nicht nur hofft man, ein Gewitter durch Läuten der Kirchenglocken von der bedrohten Gegend abzuwenden, ſondern man glaubt auch an das böſe Auge, an gute und ſchlimme Tage, an den Zauber der Feen und Wettermacher u. dergl. Um dem Eindringen ſolcher böſen Einflüſſe zu wehren, beklebt man die Hausthür mit Kreuzen und frommen Gebeten, auch entbehrt keine wallachiſche Stube der grobgemalten Bilder und Schutzheiligen, häufig mit geweiheten Kerzen geziert. Uebrigens iſt der Wallache redlich im Handel und Wandel. Im Lande herrſcht die größte Sicherheit, da jede Gemeinde für die innerhalb ihres Bezirkes begangenen Diebſtähle verantwortlich iſt. Auf Reiſen muß man ſtets Lebensmittel bei ſich führen; denn ein Wirthshaus, Khan genannt, iſt hier zu Lande nur ein leerer Raum von vier Wänden mit papierverklebten Fenſtern und einer Thür ohne Schloß, an deſſen innerer Seite hölzerne, mit Strohmatten bedeckte Pritſchen hinlaufen, um die Stelle von Betten, Stühlen und Tiſchen zu vertreten. Auf dieſe Weiſe geht Alles ſehr einfach zu. Kommt man des Abends an, ſo ſchleppt der Fuhrmann Mantel- und Brotſack herein, und bleibt dann im Freien bei den Pferden. Man ſetzt ſich zurecht, holt die Reſte des Mittagsmahls heraus, Brot, Wurſt, Schafkäſe, dazu einige Züge Wein aus der Schutra. Dann ſchiebt man Alles unter den Kopf, deckt den Mantel über ſich und kann nun beim fernen Schimmer der Zigeunerfeuer und der Sterne philoſophiren oder ſchlafen nach Belieben. Dafür zahlt man am andern Morgen nur ein paar öſtreichiſche Groſchen. — Obgleich der Wallache

in der Regel ernst, ja fast melancholisch ist, so liebt er doch fast leidenschaftlich Musik und Tanz. Letzterer bildet das stets wiederkehrende Sonntagsvergnügen, und in keiner Schenke fehlt der Zigeuner, der mit seiner Fiedel die Beine in Bewegung setzt. Die Nationaltänze scheinen römischen Ursprungs zu sein. Man sieht da die Männer theils allein, mit Stöcken bewaffnet und von einem Vatof oder Propheten angeführt, tanzen, theils im Verein mit dem schönen Geschlecht verschiedene Figuren ausführen, wobei immer eine Hauptidee, die dramatisch dargestellt werden soll, zu Grunde zu liegen scheint, obwohl dieselbe häufig im Feuer der Handlung verwischt wird, so daß man am Ende im aufwirbelnden Staube nichts mehr wahrnimmt, als die ungestümen Ausbrüche der lautesten Freude. Dazu singt man bisweilen die Melodie und klatscht in die Hände. Die wallachische Musik hörte ich bei Gelegenheit eines Volksfestes am Tage meiner Ankunft in Bukarest. Ein paar Mandolinen, zwei Geigen, eine Pansflöte und eine Baßgeige machten das ganze Orchester aus. Die Melodieen wurden in Moll ohne eigentlichen Tact, aber nicht ohne Rhythmus gespielt, und sie weckten ein sehnendes, fast wehmüthiges Gefühl."

„Es war an einem Sonntagsmorgen, als ich in Bukarest anlangte. Festlich gekleidet wogte durch die Straße eine zahlreiche Volksmenge in malerischen Trachten. Schon außerhalb der Stadt hatte ich in einem großen Garten farbige Lampen und andere Vorbereitungen zu einem großen Feuerwerke bemerkt, und in dem sehr empfehlenswerthen Gasthofe des Herrn Brenner, eines Wieners, erfuhr ich nun, daß es heute dem zu feiernden Geburtstage der Fürstin gelte. Schnell mich ankleidend, ging ich sogleich nach der auf einer Anhöhe im Süden der Hauptstadt gelegenen Domkirche, wo sich die feine Welt beim Gottesdienste versammelt hatte. Da prunkten die glänzendsten Uniformen und dazwischen der thurmartige Kalpak eines weißbärtigen Bojaren, während die Damen den Reichthum des modernstes Putzes entfalteten. Das Innere der Kathedrale trägt den byzantinischen Stil. Das Schiff derselben ist eng, die Wände mit Bildern und Vergoldungen überladen, zwischen denen das Tageslicht nur spärlich durch lange schmale Fenster eindringt. Das Chor ist,

als das eigentliche Heiligthum, wie in allen griechiſchen Tempeln, durch eine reich, aber geſchmacklos verzierte Scheidewand, den Ikonoſtas, vom Schiffe getrennt. — Nach der kirchlichen Feier war Parade. Die Fürſtin gab der Garniſon ein Feſteſſen. An langen Tiſchen ſaßen die wallachiſchen Krieger und ließen ſich Braten nebſt Wein trefflich ſchmecken. Als endlich die Champagner-Pfropfen knallten, da war die allgemeine Heiterkeit nicht länger zurückzuhalten. Die Soldaten ſtellten ſich in einen Kreis und begannen einen ihrer Nationaltänze, an welchem auch die Officiere Theil nahmen. Dazwiſchen wurde Einer oder der Andere von dieſen, der ſich durch ein Geſchenk an die Garniſonskaſſe beſonders beliebt gemacht, von den Soldaten auf die Schultern gehoben und unter lautem Jubel im Triumph umhergetragen. Abends war große Beleuchtung und Feuerwerk im Volksgarten. An verſchiedenen Stellen hatte man die Namenszüge der höchſten Herrſchaften in Transparent angebracht; griechiſche Tempel u. dgl. fehlten nicht. Die Muſikchöre der Regimenter ſpielten recht brav. Unter einem großen, in der Mitte des Gartens für den Adel aufgeſchlagenen Zelte hatte man die Zigeunerbande aufgeſtellt, welche die weichen romaniſchen Nationalmelodieen zwiſchen die böhmiſchen und Wiener Galoppaden und Ouvertüren der Militairmuſik einmiſchte."

„Bukareſt liegt zu beiden Seiten der Dimbowitza, auf deren rechter Seite ein Hügel die Metropole, ein anderer die Ruinen des alten Fürſtenſchloſſes trägt. Die Stadt nimmt ein weitläuftiges Gebiet ein, welches dem von Wien entſprechen möchte. Aus der Ferne macht ſie durch dieſe Ausdehnung mit ihren unzähligen Thürmen und Kirchenkuppeln einen großartigen Eindruck, der jedoch bei näherer Bekanntſchaft leider nicht Stand hält. Man hat freilich das Möglichſte gethan, um dieſe durch und durch orientaliſche Stadt in eine europäiſche Reſidenz umzuſchaffen. Flache Brücken ſpannen ſich über die Dimbowitza, das alte Balkenpflaſter der Straßen iſt durch ein ſteinernes erſetzt; ganze Straßen ſind mit neuen Häuſern, zu zwei bis drei Stockwerken begrenzt, Paläſte und Kirchen ſchmücken die Plätze, auch zeugen franzöſiſche, wie wallachiſche Aufſchriften mit ellenlangen Buchſtaben von der fortſchreitenden Betriebſamkeit der Verkäufer.

Nichtsdeſtoweniger beſteht der größte Theil der Häuſer aus wurmſtichigen Holzhütten mit Lehm verkleibten Hauptwänden, und dazwiſchen erhebt ſich nur hin und wieder ein modern gebautes Gebäude. Dieſe Verbindung der fremdartigſten Elemente verleiht dem Durchwandeln durch die zahlloſen krummen, winkeligen und engen Straßen einen eigenthümlichen Reiz. Nichts iſt ſonderbarer, als mitten unter den zeltartigen Bretterſchuppen plötzlich ein Gebäude mit korinthiſchen Formen zu erblicken. Manche der neuen Bojarenhäuſer machen ſich eben ſo wohlgefällig, als ſolid, da ſie noch von tüchtigen deutſchen Meiſtern aufgeführt wurden; andere dagegen verrathen jenen wahrhaft zuckergebackenen franzöſiſchen Geſchmack, wie denn neuerdings ſich eine wahre Wuth des Franzöſiſchen der guten Bukareſter bemächtigt hat. Dies darf indeß nicht Wunder nehmen, da der Adel faſt nur franzöſiſch ſpricht, ſich franzöſiſch kleidet, franzöſiſch fährt und reitet. — Da die Gegend häufig von Erdbeben heimgeſucht wird, ſo erhöht man die Gebäude nicht über zwei bis drei Stockwerk, und deshalb ſind auch die Kirchen nicht hoch. Rund um dieſelben her laufen kloſterartige Bauten, in denen theils die Popen wohnen, theils Schulen und Pfründneranſtalten untergebracht ſind. Die Metropole zeichnet ſich vor den übrigen Kirchen nur dadurch aus, daß ſie der Länge nach drei Kuppeln trägt. Eine mit Bäumen bepflanzte Promenade läuft zu der Höhe ihres Hügels hinauf. Ein Kiöſchk in ihrem Hofe gewährt, zumal bei Sonnenuntergang, die herrlichſte Rundſchau über die Hauptſtadt. Man ſieht die hart am Fuße des Hügels zwiſchen Häuſerreihen ſich hinſchlängelnde Dimbowitza, deren ſüße Waſſer dem Fremden die Heimath vergeſſen machen ſollen. Ueber den Fluß hinaus breitet ſich das Häuſermeer der Stadt am hügeligen Ufer zu beiden Seiten in das Unabſehbare, woraus die Paläſte der Bojaren und die Kuppeln der Kirchen wie Felſenriffe über die brandenden Wellen ſich erheben. Auf dem Hügel zur Linken liegen in ſtolzer Einſamkeit die Ruinen der alten Wojewodenburg. Hier verkündigte Matheus († 1654) ſein romaniſches Geſetz; hier ſtarb durch Gift Serban II. († 1688), der letzte Held der romaniſchen Freiheit; hier wurde Konſtantin II. Brankowanu († 1714) aus der Mitte ſeiner Höflinge geriſſen, um von Henkershand zu fallen.

als das eigentliche Heiligthum, wie in allen griechischen Tempeln, durch eine reich, aber geschmacklos verzierte Scheidewand, den Ikonostas, vom Schiffe getrennt. — Nach der kirchlichen Feier war Parade. Die Fürstin gab der Garnison ein Festessen. An langen Tischen saßen die wallachischen Krieger und ließen sich Braten nebst Wein trefflich schmecken. Als endlich die Champagner-Pfropfen knallten, da war die allgemeine Heiterkeit nicht länger zurückzuhalten. Die Soldaten stellten sich in einen Kreis und begannen einen ihrer Nationaltänze, an welchem auch die Officiere Theil nahmen. Dazwischen wurde Einer oder der Andere von diesen, der sich durch ein Geschenk an die Garnisonskasse besonders beliebt gemacht, von den Soldaten auf die Schultern gehoben und unter lautem Jubel im Triumph umhergetragen. Abends war große Beleuchtung und Feuerwerk im Volksgarten. An verschiedenen Stellen hatte man die Namenszüge der höchsten Herrschaften in Transparent angebracht; griechische Tempel u. dgl. fehlten nicht. Die Musikchöre der Regimenter spielten recht brav. Unter einem großen, in der Mitte des Gartens für den Adel aufgeschlagenen Zelte hatte man die Zigeunerbande aufgestellt, welche die weichen romanischen Nationalmelodieen zwischen die böhmischen und Wiener Galoppaden und Ouvertüren der Militairmusik einmischte."

„Bukarest liegt zu beiden Seiten der Dimbowitza, auf deren rechter Seite ein Hügel die Metropole, ein anderer die Ruinen des alten Fürstenschlosses trägt. Die Stadt nimmt ein weitläuftiges Gebiet ein, welches dem von Wien entsprechen möchte. Aus der Ferne macht sie durch diese Ausdehnung mit ihren unzähligen Thürmen und Kirchenkuppeln einen großartigen Eindruck, der jedoch bei näherer Bekanntschaft leider nicht Stand hält. Man hat freilich das Möglichste gethan, um diese durch und durch orientalische Stadt in eine europäische Residenz umzuschaffen. Flache Brücken spannen sich über die Dimbowitza, das alte Balkenpflaster der Straßen ist durch ein steinernes ersetzt; ganze Straßen sind mit neuen Häusern, zu zwei bis drei Stockwerken begrenzt, Paläste und Kirchen schmücken die Plätze, auch zeugen französische, wie wallachische Aufschriften mit ellenlangen Buchstaben von der fortschreitenden Betriebsamkeit der Verkäufer.

Nichtsdestoweniger besteht der größte Theil der Häuser aus wurmstichigen Holzhütten mit Lehm verkleibten Hauptwänden, und dazwischen erhebt sich nur hin und wieder ein modern gebautes Gebäude. Diese Verbindung der fremdartigsten Elemente verleiht dem Durchwandeln durch die zahllosen krummen, winkeligen und engen Straßen einen eigenthümlichen Reiz. Nichts ist sonderbarer, als mitten unter den zeltartigen Bretterschuppen plötzlich ein Gebäude mit korinthischen Formen zu erblicken. Manche der neuen Bojarenhäuser machen sich eben so wohlgefällig, als solid, da sie noch von tüchtigen deutschen Meistern aufgeführt wurden; andere dagegen verrathen jenen wahrhaft zuckergebackenen französischen Geschmack, wie denn neuerdings sich eine wahre Wuth des Französischen der guten Bukarester bemächtigt hat. Dies darf indeß nicht Wunder nehmen, da der Adel fast nur französisch spricht, sich französisch kleidet, französisch fährt und reitet. — Da die Gegend häufig von Erdbeben heimgesucht wird, so erhöht man die Gebäude nicht über zwei bis drei Stockwerk, und deshalb sind auch die Kirchen nicht hoch. Rund um dieselben her laufen klosterartige Bauten, in denen theils die Popen wohnen, theils Schulen und Pfründneranstalten untergebracht sind. Die Metropole zeichnet sich vor den übrigen Kirchen nur dadurch aus, daß sie der Länge nach drei Kuppeln trägt. Eine mit Bäumen bepflanzte Promenade läuft zu der Höhe ihres Hügels hinauf. Ein Kiöschk in ihrem Hofe gewährt, zumal bei Sonnenuntergang, die herrlichste Rundschau über die Hauptstadt. Man sieht die hart am Fuße des Hügels zwischen Häuserreihen sich hinschlängelnde Dimbowitza, deren süße Wasser dem Fremden die Heimath vergessen machen sollen. Ueber den Fluß hinaus breitet sich das Häusermeer der Stadt am hügeligen Ufer zu beiden Seiten in das Unabsehbare, woraus die Paläste der Bojaren und die Kuppeln der Kirchen wie Felsenriffe über die brandenden Wellen sich erheben. Auf dem Hügel zur Linken liegen in stolzer Einsamkeit die Ruinen der alten Wojewodenburg. Hier verkündigte Matheus († 1654) sein romanisches Gesetz; hier starb durch Gift Serban II. († 1688), der letzte Held der romanischen Freiheit; hier wurde Konstantin II. Brankowanu († 1714) aus der Mitte seiner Höflinge gerissen, um von Henkershand zu fallen.

Rinnsäle und Thäler einfurchen. Dergleichen Flußthäler werden von den Bukarestern gern zu ihren Belustigungsörtern benutzt, wie das nahe Chereströ, wo eine Badeanstalt ist und man bei türkischem Kaffee, Dultschas (süßem Eingesottenen) und Tschibuk (Pfeife) sich unterhält und vortreffliches Quellwasser bekommt. In der Badeanstalt kann man duschen und alle Prießnitzischen Wasserkünste durchmachen. Außerdem hat man im untern Theile der Stadt an der Dimbowitza türkische Bäder. Diese, so wie die türkischen Kaffeehäuser und die öffentlichen Promenaden werden aufs fleißigste von den Bukarestern besucht, die an Genußsucht und Verfeinerung des Luxus hinter keiner anderen Hauptstadt zurückstehen."

„Die Bewohner des Landes werden in vier Klassen getheilt. Die erste Klasse bildet der Adel und die Geistlichkeit, welche steuerfrei sind und am Körper nicht gestraft werden können. Der Adel, dessen Mitglieder Bojaren heißen, zerfällt in mehrere Abtheilungen. Die vornehmste derselben umfaßt die Großbojaren, welche von je her allein zu den höchsten Würden emporsteigen konnten. Am zahlreichsten sind die Bojarenaschen, auch Niamuren genannt. Sie stellen den niederen Adel dar und stammen aus alten, aber heruntergekommenen Familien her. Nur die Adligen sind Grundbesitzer und können allein in der Generalversammlung des Reiches wählen oder gewählt werden. Es ist natürlich, daß dieser Stand bei seinen bedeutenden Vorrechten sich große Reichthümer sammeln mußte; aber durch Luxus und Schwelgerei ist vielfache Verschuldung der Güter eingetreten. Den fremden Gast, der überall mit vieler Zuvorkommenheit aufgenommen wird, blenden und bestechen dagegen leicht die geschmackvollsten Möbeln, die prächtigsten Equipagen, dazu die anmuthigsten Manieren, besonders bei den Damen, die mit Leichtigkeit die beste Pariser Conversation führen. Zur zweiten Klasse des Volks gehören die Massilen und der eigentliche Bürgerstand. Der Name Massilen bezeichnet kleine Edelleute, meist Nachkommen des niedern Adels, welche zwar Steuern zahlen, aber einige Vorrechte genießen, indem sie namentlich Deputirte zur Fürstenwahl absenden, auch als Kadetten oder Schreiber in den Militair- und Civildienst des Staates eintreten können. Den Bür-

gerstand bildeten die Kaufleute und Handwerker schon seit dem 16. Jahrhundert aus. Sie theilten sich in Zünfte, wählten ihre Staroſten oder Zunftmeister, sendeten Abgeordnete zur Nationalversammlung und kamen bald durch Handel zu großem Wohlstand. Reich sind besonders die Kaufleute, welche weit verbreitete Geschäfte zwischen Morgenland und Abendland vermitteln. Die Großhändler senden auch Deputirte zur Generalversammlung. Die Handwerker, wozu auch die Krämer und Fabrikanten gerechnet werden, haben mittelalterliche Zünfte. Da indeß der Romane sich der Industrie nicht zuneigt, so ist diese und der Fabrikbetrieb größtentheils in den Händen von Fremden, meist Deutschen, welche sich zahlreich in den Städten niedergelassen haben. Der vormals leibeigene Bauernstand, welcher den dritten Stand ausmacht, wird von schweren Lasten niedergedrückt. Ein Ducaten ist die mindeste jährliche Grundsteuer, die der Gutsherr erhebt, und mancher junge Bojar, der in ein paar lustigen Jahren das Seinige zu Paris und Wien vergeudete, schindet nachher um so ärger die armen Bauern auf seinen Gütern, bis er die verschleuderten Ducaten wieder eingebracht hat. Außerdem hat der Bauer dem Staate seine Steuern zu zahlen, muß beim Straßen- und Brückenbau frohnden, in den Städten pflastern, bei der Post und Landmiliz Dienste thun. Am übelsten sind endlich die zur vierten Klasse gehörenden Zigeuner dran. Einige derselben leben auch hier als Musikanten, Handwerker, Goldwäscher, oder schweifen umher als Wanderzigeuner. Bei weitem die größere Anzahl derselben aber erfüllt als schmutzige halbnackte Leibeigene die Höfe der Bojarenhäuser. Der Herr behandelt sie ganz als todte Menschenfleisch-Waare. Tödten darf er sie freilich nicht, doch für die Züchtigung derselben ist er Niemand Rechenschaft schuldig. Ihre Kinder verkauft er nach Belieben, meistentheils für zehn bis funfzehn Ducaten. — An Steuern zahlen die Bauern jährlich dreißig Piaster (ein wallachischer Piaster macht 12 Kreuzer, ein türkischer Piaster nur halb so viel), die freien Zigeuner dieselbe Summe. Gewerbetreibende und Kaufleute lösen Patente, deren Preis, je nach der Größe des Geschäftes, zwischen einem und acht Ducaten schwankt. Der Handel beschränkt sich größtentheils auf Ausführung von Roh-

producten, die dann nicht selten als Manufacturwaaren wieder eingeführt werden. Die Industrie findet hier noch wenig Aufmunterung. Bei der Trefflichkeit des lange nicht genug ausgebeuteten Bodens ist es begreiflich, daß sich keine Arme zu anderweitiger Thätigkeit finden. Außer diesem Mangel an Leuten hemmt die Genügsamkeit der Wallachen den Aufschwung der Fabriken; denn der Landmann verfertigt sich selber seine Geräthe, baut sich selber sein Haus, während die Weiber Tücher, Stoffe und Kleider machen. Dazu kommt dann der den Romanen angeborene Hang zum alten Schlendrian und der Mangel an Betriebscapital, indem eine Menge Geldes aus dem Lande geht durch den Tribut, den Luxus der Großen und durch die reichen, fast ein Viertel des Grund und Bodens besitzenden Klöster, welche einen großen Theil ihrer zehn Millionen Piaster Einkünfte an die heiligen Orte im Auslande abliefern. Alles dies hindert den Geldumsatz und treibt den Zinsfuß auf eine unmäßige Höhe, so daß man in Bukarest Capitalien zu 18 bis 20 pCt., ja selbst bis 30 pCt. verzinst. Unter solchen Umständen ist der Wallache hauptsächlich auf den Betrieb der Landwirthschaft hingewiesen. Vor Allem wirkt lähmend darauf ein die Lage des Bauernstandes. Da es nämlich nur sehr wenig Moschnenen oder Freibauern giebt, so kann der Bauer in der Regel nur als Pächter auftreten und hat natürlich als solcher nur sehr wenig Interesse an der Förderung der Bodencultur. Die zwölf gesetzlichen Robottage hat der Bojar in zwölf Tagwerke umgewandelt, deren jedes einzelne eine Arbeit von drei Tagen erfordert. Dafür giebt der Grundherr den Bauern Holz, Lehm, Schilf, um sich seine Hütte zu bauen, und ein Stück Feld, um die unumgänglich nöthige Quantität Wälschkorn zu säen. Für die Erlaubniß zur Haltung von Vieh u. s. w. treten noch besondere Frohnen und Abgaben an den Gutsherrn ein. Der Pachtbauer arbeitet also nur, weil er muß, und wendet gewiß nicht mehr Geld und Kraft auf die Bodencultur an, als wozu er gezwungen ist. — Was die Rechtspflege betrifft, so bestehen in der Wallachei keine Geschwornengerichte, sondern die Richter werden aus der Klasse der Bojaren vom Hospodar oder Fürsten angestellt und sind seit dem Jahre 1840 unabsetzbar. Die Proceß-

verhandlungen sind öffentlich, wenn nicht besondere Rücksichten der Ehre und der Sittlichkeit die Schranken schließen. Gesetzlich angestellte Anwälte giebt es nicht, sondern es steht Jedem frei, sich und Andere zu vertheidigen. Vor dem Gesetz ist Jeder gleich, und man rühmt es dem gegenwärtigen Fürsten nach, daß er streng gegen alle Mißbräuche verfährt und ungerechte Beamte entfernt. Todesstrafe steht nur auf Menschenmord, wird aber fast gar nicht ausgeführt, indem der Fürst dergleichen Verbrechen zu lebenslänglicher Arbeit in den Salzbergwerken verurtheilt; sie überleben dort aber selten das zehnte Jahr. — Die Gesammtstärke des Heeres beträgt nicht mehr als 5000 Mann. Die Ausrüstung und Uniformirung der Truppen ist nach russischem Muster von blauem Tuche mit schwefelgelben Kragen und Aufschlägen; bei den Officieren mit reicher Bordirung. Die Dienstzeit ist fünfjährig, und der Soldat erhält außer seiner geringen Löhnung freie Verpflegung. Die Officiere suchen sich als Architekten, Feldmesser und Ingenieure nützlich zu machen, und die Aufnahme einiger fremden Officiere hat Kenntnisse und Aneiferung unter ihnen verbreitet. — Für die Hebung des öffentlichen Unterrichts hat die Regierung in neuerer Zeit sehr viel gethan. In den Dorfschulen ist die Methode des wechselseitigen Unterrichts eingeführt. Die gelehrten Schulen befinden sich in den beiden Hauptstädten Krajowa (für die kleine Wallachei) und Bukarest. Dort ist ein Gymnasium mit vier Klassen, hier das National-Collegium Swenta Sabba, welches ein Gymnasium von sechs Klassen und akademische Lehrstühle für Philosophie, alte und neue Sprachen, Jurisprudenz und mathematische Fächer enthält. Die Bojaren halten sich meistentheils französische Hauslehrer und Gouvernanten. Um die Bildung unter dem geistlichen Stande zu heben, besteht zu Bukarest ein Central-Seminar mit Filial-Anstalten an den übrigen drei Bischofssitzen zu Rimnik, Arsesch und Buseo. Doch fehlt es der wallachischen Geistlichkeit, welche sich durch eine Unzahl von Archimandriten u. s. w. bis zum Dorfpopen abstuft, noch sehr an wissenschaftlicher Erleuchtung. Die gesammten kirchlichen Angelegenheiten aber stehen unter dem Metropoliten von Bukarest, der mehr dem Namen

als der That nach an die Auctorität des Patriarchen von Konſtantinopel gebunden iſt." —

„Ich verließ Bukareſt in einem wallachiſchen Dreigeſpann, um bei Dſchurdſchu an die Donau zu gelangen. Das Wetter war günſtig, und die Fahrt ging raſch; denn mein Baſil trieb ſeine Roſſe mit dem ſingenden Zuruf „heide, heide!" (fort!) und kräftigen Hieben ſeines langen Kantſchu zur Eile. Die Straße war einſam; nur große Heerden von grobwolligen Schafen und weißlichen Rindern weideten auf den Stoppelfeldern. Hin und wieder begegnete uns ein Ochſengeſpann. Das länglich viereckige Joch wird hier dem Zugvieh ſo um den Hals gelegt, daß es auf dem Riſt aufliegt und die freie Bewegung des Kopfes erlaubt. Mittags raſteten wir in Mogureni. Dieſer Ort iſt berühmt in der Geſchichte der wallachiſchen Freiheitskämpfe. Daſelbſt lagerte im Auguſt 1595 Fürſt Michael II., der Tapfere. Gegen ihn zog der alte Großweſir Sinan Paſcha mit 200,000 Mann. Aber Michael mit ſeinen 8000 Mann wehrte ihm vier Wochen lang den Uebergang über die Donau, bis ein von Krajowa kommendes Türkenkorps ihn zum Rückzug nach Kalugereni am Niaslowu veranlaßte. Der Großweſir folgte ihm mit ſeiner ganzen Macht. Michael, der ſich inzwiſchen durch Hülfstruppen aus der Moldau und Siebenbürgen verſtärkt, griff die zwiſchen Moräſten auf einem ſchmalen Erddamm vordringenden Moslemin heftig an. Aber eine Abtheilung derſelben ging über den Niaslow und nahm Michael's Geſchütz. Der Wojewode, darüber wüthend, ſtürzt ſich mitten in die Feinde, erſchlägt mehrere Türkenofficiere, die ſich ihm entgegenſtellen, und kommt mit ſeinen Trophäen unangefochten zu ſeinem Heere, welches ſich indeſſen zu einem neuen Angriff ermannt hatte. Mit etlichen wieder eroberten, vortheilhaft poſtirten Kanonen wird der rechte Flügel der Türken ſo nachdrücklich beſchoſſen, daß dieſe zu weichen beginnen. Sinan Paſcha eilt mit der Reſerve zu Hülfe; aber die Feuerſchlünde ſind auf die Brücke gerichtet und ſchmettern die anrückenden Reihen nieder. Gleichzeitig fallen ihnen viertauſend Koſacken nebſt Siebenbürgern in den Rücken, und nun iſt ihre Niederlage entſchieden. Drei Paſcha's bleiben auf der Wahlſtatt, und der Großweſir rettet kaum das Leben

in der allgemeinen Flucht. — Die Dörfer, durch welche wir nachmittags fuhren, standen sehr einsam. Noch jetzt zeugt diese Gegend von den barbarischen Ausfällen der türkischen Besatzung zu Dschurdschu, welche in einem Umkreis von zehn Stunden jede Erndte mit Feuer und Plünderung verwüstete. Hinter Koptschenie passirten wir den Arsesch auf einer Schiffbrücke, und bald zeigte uns ein leichter Silberstreifen, umgeben von einigen Kreidehügeln, den Pfad des stolzen vaterländischen Stromes. An seinen Ufern übernachtete ich zu Dschurdschu, dessen Anblick uns die bereits eingefallene Finsterniß entzog, im Hause des gastfreundschaftlichen Dampfschifffahrts-Agenten."

„Des andern Morgens eilte ich mit dem Frühsten hinaus an die Donau. In feierlicher Stille wogte der hier wohl anderthalb Stunden breite, auf der wallachischen Seite mit einer Menge grüner Inseln geschmückte Strom an mir vorüber. Auf und ab zogen Segel, gleich Möven mit weißen Fittigen in der Ferne verschwindend. Durch ein altes Mauerthor gingen Wasserträger mit ihren Saumrossen an den Strand hinab, zwischen ihnen schäkernde Mädchen in wallenden Gewändern, antike Krüge auf den Schultern tragend. Drüben lag auf Kalkfelsen Rustschuk und gewährte mit ihren weißen Minarets und Moscheenkuppeln, die sich aus Baumgruppen erhoben, einen höchst anziehenden Anblick. Früher war auch Dschurdschu eine türkische Festung, bis der Friede von Adrianopel ihre Wälle ebnete und ihre Mauern sprengte, die noch als Ruinen zu sehen sind. Damit schwand der Halbmond von den Spitzen der Thürme. Nichts destoweniger hat die Stadt in ihrem Aeußeren noch viel Türkisches behalten. Sie lehnt sich an das sanft gesenkte Donauufer und hat in ihrer Mitte eine Straße von der Breite eines Marktplatzes. Hier stehen die Holzbuden, welche den Namen des Basar's tragen, und die ebenfalls nur aus Holz und Lehm zusammengesetzten türkischen Kaffeehäuser. Da die Häuser sämmtlich nur einstöckig sind, so dehnt sich die Stadt mit ihren 20,000 Einwohnern über einen bedeutenden Flächenraum aus, nimmt auch als Haupteingangsstation von den Fürstenthümern in die türkischen Provinzen von Jahr zu Jahr mehr zu. — In dem sehr lebendigen Hafen harrte meiner schon das Schiff, welches mich

hinüber nach Rustschuk bringen sollte. Die türkischen Bootsknechte, im Turban und faltenreichen Tschakschür (der Pumphose), luden meine Habseligkeiten mit Getreidesäcken und anderen Frachtstücken in das Segelboot, und bald steuerten wir durch den Donau-Archipel nach Südwesten, wo die Zinnen der stolzen Türkenveste auf hohen Kreidefelsen uns als Leuchtthurm dienten. Innerhalb zwei Stunden hatten wir unser Ziel erreicht."

Zweites Kapitel.

Unser erstes Geschäft in Rustschuk war, die nöthigen Vorrichtungen mit unseren Gepäcken zu treffen. Aus den Koffern ward Alles, was für eine zwölftägige Reise nothwendig schien, in die Nachtsäcke gepackt; die Koffer selbst nebst den Hutschachteln wurden mit Adressen versehen, um auf dem Dampfschiff nach Konstantinopel zu gehen; unsere Waffen dagegen, Pelze, Sättel, Nachtsäcke, ließen wir sogleich auf einem Wagen nach der uns empfohlenen Herberge bringen. Es war dies ein kleines Privathaus, wie fast alle übrigen, aus Holz und Lehm gebaut. Der Dampfschifffahrts-Agent hatte es übernommen, uns bei dem Pascha von Rustschuk, der das Postwesen verwaltet, die zur Reise nöthigen Pferde und Leute zu bestellen. Ein Dolmetscher (Dragoman) war gleich bei unserer Ankunft für den Preis von 500 türkischen Piastern (ein Piaster sechs bis sieben Kr. rheinisch, also etwa 45 Thlr.) in Dienst genommen. Es war ein Italiener, der außer seiner Muttersprache und der türkischen noch etwas französisch sprach. Durch ihn und den Dampfschifffahrts-Agenten wurden wir belehrt, daß wir im Ganzen elf Pferde nöthig hätten, nämlich zwei für unser Gepäck, zwei für die Postknechte (Zurusci's), fünf für uns und das elfte für den Kawaß des Pascha's. Der Kawaß kommt im ganzen Orient vor. Es ist theils ein Bedienter, theils auch wieder eine polizeiliche Person, die je nach der Stellung ihres Gebieters dem Volk und selbst der Behörde gegenüber ein gewisses Ansehn behauptet. Die Kopfbedeckung derselben ist, wie bei allen Beamten und Militairs, vom Sultan herab bis zum gemeinen Sol-

daten, die rothe wollene Mütze mit dem Quaste von blauer Flockseide, das türkische Fes, das sich in seiner Form vom griechischen und ägyptischen unterscheidet. Der Uniformsrock von brauner oder dunkelblauer Farbe ist in polnischer Weise mit schwarzen Schnüren und Stickereien besetzt. Auch tragen sie europäisch geschnittene schwarze oder dunkelblaue Beinkleider und schwarze Schuhe. Ein glanzlederner Gürtel trägt den Säbel und in zwei ledernen Scheiden die Pistolen. Der uns begleitende Kawaß des Pascha's war ein Türke von martialischem Ansehn: eine hagere, fast sieben Fuß hohe Gestalt, das Gesicht schwarzbraun mit mächtiger Habichtsnase und einem pechschwarzen struppigen Schnurrbart, im Gürtel zwei lange blanke Pistolen, an der Seite einen krummen türkischen Säbel führend. Er diente uns einestheils als Sicherheitswache, anderntheils hatte er im Namen des Pascha's auf den Stationen die nöthigen Pferde aufzutreiben, auch zur Nacht uns gastliche Aufnahme bei den Vorgesetzten oder Bey's zu verschaffen.

Da wir noch mancherlei Reise-Bedürfnisse zu besorgen hatten, so begaben wir uns in Begleitung unseres Dragoman's zuerst nach den Basar's. So nennt man im Orient die Straßen, welche vorzugsweise oder ausschließlich Kaufläden enthalten. Sie sind immer sehr belebt, indem sich auch alle wandernden Krämer und Hausirer, Brot-, Zuckerwerk-, Wasser-, Obst-Verkäufer u. A. dahin ziehen. Die Läden bilden zu beiden Seiten des Basar's eine ununterbrochene Reihe und sind größtentheils ganz von Holz; nur ihre Hinterwand und ihre zwei bis drei Fuß hohe Grundlage sind gemauert. Diese Grundlage bildet den Fußboden des vier, acht oder zehn Fuß breiten und gewöhnlich mannshohen Ladens. Der Fußboden ist mit Teppichen oder doch Bastdecken belegt, auf denen der Kaufmann mit untergeschlagenen Beinen sitzt und raucht, wenn er nicht, namentlich in der Mittagshitze, darauf liegt und schläft, so daß der Käufer ihn erst wecken muß. Leinwand, Tücher und ähnliche Stoffe werden meistens in offenen, bis zur Höhe des Ladens aufsteigenden Fachwerken aufbewahrt, getrocknete Früchte und Material-Waaren meistens in Körben, Tabak in großen urnenförmigen Deckel-Gläsern; viele andere Dinge sind vor und neben dem Kaufmann auf dem Fuß-

boden aufgestellt. Will man sich von den auszuwählenden Waaren erst dies und jenes Stück zeigen lassen, so wird man gewöhnlich von dem Kaufmann eingeladen, sich mit herabhängenden Beinen vor ihm auf den Rand des Ladens niederzusetzen; auch läßt jener wohl aus dem nächsten Kaffeehaus eine gestopfte Pfeife und eine Tasse Kaffee für seinen Kunden holen. Uebrigens ist hier an kein Feilschen um den Preis zu denken. Bietet man weniger, so wird der Artikel ohne ein Wort zur Bemerkung weggelegt, kauft man die Waare, so wird die Summe mit ruhig ernster Miene, wie sie dem Türken eigen ist, eingestrichen. Häufig befindet sich, wie bei den Drechslern und Blecharbeitern, im Laden zugleich die Werkstätte. Dann ist der Raum bedeutend größer und gleicht mehr einem etliche Fuß hoch liegenden Zimmer, dem die Wand nach der Straße zu fehlt, so daß der Davorstehende den ganzen Inhalt übersehen kann. Gewöhnlich haben die Läden oben weit vorspringende Dächer, die entweder von beiden Seiten der Gasse her dicht zusammenstoßen oder durch übergespannte Matten und linnene Tücher verbunden sind. Dadurch entsteht in den engen Straßen freilich ein dem Betrachten der Waaren ungünstiges Halbdunkel, aber auch eine in der Sommerhitze sehr wohlthuende Kühle; zu anderer Zeit erhält man dadurch Schutz gegen strömenden Regen. In großen Städten bilden die Basar's große gewölbte Hallen. In der Decke sind dann gewöhnlich Löcher oder Fenster angebracht, durch welche ein spärliches Licht einfällt. — Wir suchten zuerst einen Pfeifenkopf- und Tabaksladen auf, die häufig vereinigt sind, und es wurden uns sogleich mehrere Pfeifen gestopft, um die Probe zu machen. Unsere beiden amerikanischen Freunde kauften in dem Basar ein paar türkische Sättel, welche von sehr schönem scharlachrothen Leder, aber äußerst plump gearbeitet waren. Wir hatten uns von Wien aus freilich mit Sätteln versehen, mußten aber doch noch Reit-Zäume dazu anschaffen; denn die türkischen Postpferde werden auf dieser Strecke blos mit einer Strickhalfter und einem einfachen Polster versehen gestellt. — Bei manchen Victualienläden sahen wir ganze Ochsen- und Schafhäute schief an die Wand lehnen. Die Ochsenhäute waren nämlich ganz mit Butter gefüllt, die Schafhäute mit Hammelfett. Eine

solche fast haarlose Haut wird durch ihren Inhalt so ausgedehnt, daß die bis zur Hälfte abgeschnittenen Beine nach vier Richtungen hin auseinander starren und der ganze Leib walzenrund aussieht.

Rustschuk soll über 30,000 Einwohner haben, von denen die Türken die Mehrzahl ausmachen, während die kleinere Hälfte aus Bulgaren, Armeniern und Juden besteht. Die Bulgaren haben die Tracht der Türken angenommen, und nur bei den Weibern kann man einen Unterschied zwischen beiden Nationen herausfinden. Die Türkin verläßt nämlich ihr Haus nie ohne den sackartigen Mantel (Feredscheh), das Kopftuch (Jasmag) und die unvermeidlichen gelben Pantoffeln. Die Bulgarinnen dagegen verhüllen ihr Gesicht nicht, sondern bedecken nur das Haupt mittelst eines leichten, mit Münzen geschmückten Tuches, unter welchen die langen Haarflechten über die Schultern herabhängen oder um den Scheitel gewunden sind. — Die engen, krummen und schmutzigen Straßen der Stadt sind entweder gar nicht, oder doch nur sehr schlecht gepflastert. Die Pflastersteine sind ganz klein und sehr glatt; dabei wechseln allenthalben Löcher und Vertiefungen mit einander ab, so daß man, wenn man sich beim Gehen umsieht, leicht Gefahr läuft zu straucheln und zu fallen. Oft begegneten uns in den Straßen Büffel, paarweise an Wagen gespannt. Auch sahen wir schon hier sehr schöne türkische Pferde, die mit bewundernswerther Sicherheit über das schlechte Pflaster dahineilten. — Gegen Abend besuchten wir ein Kaffeehaus. Es befand sich im oberen Stockwerke und bestand aus zwei Gelassen, wovon der größere einem bedeckten Balkon ähnlich war und das eigentliche Gastzimmer mit der Aussicht auf die Donau darstellte, während daneben die Küche durch eine Thür abgeschlossen wurde. In der Mitte des Gastzimmers stand eine kupferne Kohlenpfanne, in welche der Kaffidschi (Marqueur) von Zeit zu Zeit frische Kohlen legte. Auf dem mit Strohmatten bedeckten Boden kauerten die Gäste: Türken, Armenier, Griechen, Juden, und rings umher vernahm man das Gurgeln der Wasserpfeife (dem Nargile). Wir waren eben beschäftigt, einige Studien auf dieser Pfeife zu machen, als einige halbnackte Zigeuner einen Bären und zwei maskirte Hunde in den Hof schleppten, welche uns durch ihre Künste ergötzen mußten.

Nachdem wir heimgekehrt, erfuhren wir, daß unsere Sache beim Pascha in Ordnung sei und daß wir für das Ganze 5000 Piaster zu zahlen hätten. Dann ging's zum Abendessen. Zuerst wurde uns eine Fleischspeise, gefüllte Milz oder dergleichen in sauerem Rahm und dazu eine Art Gurken oder länglicher kleiner Kürbisse, mit Zimmet gekocht, vorgesetzt. Beides ließ sich zur Noth essen; aber das uns vorgesetzte Wasser war nicht zu trinken und erst auf unsere nachdrückliche Anforderung erhielten wir besseres nebst Anisbranntwein und Wein, der indeß durchaus nicht nach den hier wachsenden herrlichen Trauben schmeckte. Die nächste Schüssel bildeten kleine säuerliche Fleischkuchen; darauf folgte Hammelfleisch, in ganz kleinen Stückchen am Spieß über dem Feuer gebraten. Diese waren aber so hart und zähe, daß sie größtentheils wieder hinausgetragen wurden. Eine Art Fleischkuchen, etwas größer, als die ersten, war wenigstens weich und von recht guten Essiggurken begleitet. Den Schluß machte eine große Schüssel mit saurer Büffelmilch, daneben eine andere mit Büffelkäsen, die in Molken herumschwammen. Versucht wurde beides; aber dabei blieb es auch. — Zur Nacht bereitete man in dem kleinen Zimmer für uns theils auf dem an der Wand herumlaufenden drei Fuß breiten und einen Fuß hohen Diwan, theils daneben auf der Erde aus Decken, Teppichen und einigen Kissen fünf Lager. Gegen gewisse nächtliche Plagegeister schützte uns ein von Wien mitgenommener weiter kattunener Sack, der um den Hals festgeschnürt wurde und der zugleich das untere Ende einer ebenfalls kattunenen Kopfbedeckung festhielt, deren vordere Hälfte von Gaze gefertigt war und das Gesicht vor den Stichen der Schnaken sichern sollte. Unsere Mäntel schützten gegen die Nachtkühle. Aber alles dies konnte unser Trommelfell nicht vor dem nächtlichen Spectakel bewahren, der außerhalb des Hauses herrschte. Hunderte von Hunden heulten durch die Straßen; auf den Dächern schrieen die Katzen, und die Hähne krähten in Einem fort. Nichts destoweniger schliefen wir endlich vor Müdigkeit ein.

Am andern Morgen besorgten wir noch einige Einkäufe. Nach dem Frühstück erschien der Kawaß, und wir folgten ihm zur Polizei, wo wir unsere Teskireh's (Pässe oder vielmehr Sa-

nitätsscheine) erhalten sollten. Man führte uns ein kleines Treppchen hinauf in ein ganz niedriges Zimmer, dessen Boden mit Bastdecken belegt war und wo auf einem Polster ein Türke saß, mit Papieren beschäftigt, die in einem großen Kreise um ihn herum lagen. Dies war der Polizei-Commissair. Er schien sehr ungehalten darüber, daß wir mit Stiefeln an den Füßen sein Zimmer betraten; denn im ganzen Orient erfordert es der Anstand, ein Zimmer oder wenigstens die Fußdecken, Matten oder Teppiche nie mit der gewöhnlichen Fußbekleidung zu betreten; sondern man tritt mit Zurücklassung der Schuhe in Strümpfen oder barfuß ein. Wir wurden daher sogleich bedeutet, wieder hinaus zu gehen und mußten nun draußen im Gärtchen auf einer Bank vor dem Fenster warten, bis unser Paß mit dem Signalement vollständig ausgefertigt war. — Auf dem Hofe vor unserer Herberge fanden wir unsere Pferde schon versammelt. Wir luden sofort unsere Waffen und traten dann mittags unsere Reise an.

Unsere Pferde waren zwar unansehnlich, aber fast alle gut und munter. Anfangs führte der Weg uns in einem weiten flachen Thale hin, bald rechts, bald links mit einem kleinen Bache oder Sumpf. Man sieht nur wenige Obstbäume, Wald gar nicht. Zu beiden Seiten der Straße ziehen sich mit Unterbrechungen wilde Hecken hin; sonst ist Alles, außer wenigem Ackerland, grasbewachsene Steppe. Das Wetter war eben so hell, als heiß. Allmählich wurde der Boden ungleicher. Es ging bergauf, bergab. Hie und da begegneten uns einzelne Reiter, öfter noch Wagen mit Büffeln oder Ochsen bespannt. Die Räder dieser Wagen erscheinen fast eckig, indem die einzelnen Stücke des Kranzes beinah gradlinig sind; auch sieht man an dem ganzen Fuhrwerk kein Eisen, und so laufen denn die Naben der Räder unmittelbar um ihre hölzernen Achsen, ein immerwährendes Knirren und Knarren verursachend. Das Pflaster der Straße war allenthalben voller Löcher und Gruben, oft von sehr tiefen Fahrgeleisen durchschnitten und vom Wasser zerrissen; dazwischen lagen größere lose Steine umher. Gegen Abend trafen

wir in einem Laubgehölz eine große Zigeunerbande, die sich mit zwölf Pferden seitwärts gelagert hatte. Wir mochten wohl noch etwa drei Viertelstunden gezogen sein, als unsere Leute auf einmal den Weg verloren hatten, und wir eine Zeit lang in der Irre hin und her reiten mußten. Es war völlig Nacht geworden, und am klaren Himmel stand die Mondsichel des ersten Viertels. Im raschen Trab ritten wir so noch etwa anderthalb Stunden über die Hochebene hin und erreichten um acht Uhr Abends, umringt von lärmender Hundemeute, das Dorf Bela. In einem kleinen Höfchen machten unsere Leute Halt. Unser Nachtquartier war ein Raum von etwa zehn Quadratfuß und so niedrig, daß man nicht aufrecht darin stehen konnte. Ueberdies befand sich in diesem Loche noch ein gemauerter Heerd mit einem großen Rauchfang; das Fenster war blos mit einem hölzernen Gitter verwahrt; auf dem Lehm-Fußboden sowohl, als auf einem Stück Bastdecke lag dicker Staub. Die ganze übrige Ausstattung dieses Schlafgemaches bildeten einige kleine Kissen. Zur Befriedigung unserer körperlichen Bedürfnisse konnten uns die Bewohner des Hauses weiter nichts reichen, als Wasser und allenfalls einige glühende Kohlen, um die Pfeifen anzuzünden. Unter solchen Umständen machten sich zwei unserer Gefährten nebst dem Dragoman Stephani auf, um selbst ein besseres Nachtquartier aufzufinden.

Nach einer halben Stunde kam der Dragoman wieder und führte uns durch den Ort zu einer freiliegenden Anhöhe. Dort erwarteten uns unsere beiden Freunde in dem Hause des Bey, welches uns nett und freundlich entgegen schaute. Einige kleine Stufen brachten uns auf eine überdachte, nach drei Seiten offene und mit hölzernem Geländer eingefaßte, terrassenartige Vorhalle des Hauses. Hier empfing uns eine Dienerschaft von sieben Personen, darunter ein Schwarzer. Wir betraten dann ein gedieltes und bis auf den viereckigen Mittelraum mit Teppichen belegtes Zimmer. Die zahlreichen Glasfenster waren mit schönen Vorhängen verziert und von außen mit einem feinen Holzgitter verwahrt. Die Decke des Zimmers, wie der Vorhalle bestand aus hölzernem Täfelwerk. Auf den an den Wänden umherlaufenden breiten hölzernen, mit weichen Sitz- und Rückpolstern belegten

Diwans nahmen wir sogleich Platz. Ein Diener erschien, in der einen Hand eine große zinnerne Kanne mit Wasser, in der andern ein zinnernes Becken von etwa fünf Viertel Fuß Durchmesser haltend. Es hatte einen doppelten Boden, und durch den oberen seierartig durchlöcherten Theil, wo ein Stück Seife lag, floß das über die Hand gegossene Wasser in den darunter befindlichen Raum ab. Darauf reichte er ein feines baumwollenes Handtuch, an beiden Enden schön mit grüner Seide und Gold gestickt. Nach dieser Händewaschung traten der Reihe nach fünf Diener ein, jeder eine gestopfte bereits brennende Pfeife mit schönem Bernsteinmundstück uns sehr graziös überreichend, zugleich jedem Pfeifenkopf eine Muschelschale unterschiebend, um den Teppich vor der herabfallenden glühenden Asche zu schützen. Still entfernten sich die Diener, um sogleich mit dem Kaffee wieder zu kommen. Der Kaffee, im ganzen Orient dem Vornehmsten wie dem Geringsten unentbehrlich, wird dort ganz anders wie bei uns bereitet und getrunken. Zuvörderst werden die gebrannten Bohnen zum feinsten Staub gemahlen und dann, so wie der feingestoßene Zucker, in Kästchen oder Schälchen bereit gehalten. Die Tassen, von Porcellan oder Steingut und gewöhnlich mit blauen oder goldenen Ränchen verziert, sind nur etwa von der Größe eines halben Entenei's, dabei ohne Henkel und werden in einen eierbecherartigen, mit viereckigen Füßchen versehenen Untersatz gestellt, der bei Vornehmen von durchbrochener Silberarbeit, sonst von dünnem Messing gefertigt ist. Es wird nun mit einem kleinen Löffel etwas Kaffee und Zucker (letzterer fehlt bei Aermeren oder in ländlichen Kaffeehäusern) in die leere Tasse geschüttet, aus einem kupfernen Kännchen etwas kochendes Wasser darauf gegossen, und der Kaffee ist fertig. Der Diener setzt das Täßchen in den Untersatz, den er zierlich mit Daumen und Zeigefinger an dem Füßchen anfaßt und so dem Gast überreicht, der den Trank möglichst heiß sogleich mit einigen Zügen sammt dem feinen Satz ausschlürft und die Tasse dem harrenden Diener wieder abgiebt. Vor dem Trinken pflegt man die Hand, gewöhnlich mit einem Blick auf seinen Wirth, wie beim Gruß, leicht nach der Stirn hin zu bewegen. — Als unser Wirth, ein junger hübscher Türke, der anstatt des abwesenden Beys, seines

Bruders, die Pflichten der Gaſtfreundſchaft gegen uns aufs Artigſte übte, ins Zimmer trat, uns zu begrüßen, erhoben wir uns von unſern Sitzen und er ließ ſich ſofort neben uns nieder, nachdem er unſern europäiſchen Gruß auf orientaliſche Weiſe erwiedert, mit einem leichten Kopfneigen die rechte Hand an Bruſt, Mund und Stirne führend. Dies legt der Koran ſo aus: „Was ich fühle, was ich rede und was ich denke, ſei Alles zu deinen Gunſten.“ Durch Stephani wurde eine kurze Unterhaltung vermittelt. Nach dem Kaffee wurde Jedem ein Glas Scherbeth präſentirt, und dann auf einem achteckigen mit Perlmutter eingelegten Tiſchchen von der Größe einer Hutſchachtel Raki (Liqueur) nebſt friſchem Waſſer, Mandeln nebſt türkiſchem Confect vorgeſetzt. Zum Behuf des Abendeſſens brachte man endlich ein eiſernes Geſtell, ungefähr einen Fuß hoch und eben ſo breit. Es beſtand aus unter ſich verbundenen ſenkrechten Eiſenſtäbchen. Darauf legte man eine große blecherne Scheibe von drittehalb Fuß Durchmeſſer mit etwas erhabenem Rand, und auf dieſem niedrigen Tiſchchen wurden nun die Erzeugniſſe der türkiſchen Kochkunſt insgeſammt aufgethürmt: kalte und warme Speiſen durcheinander, verſchiedene Fleiſchſorten, Geflügel, gebraten und gekocht, kleine Kürbiſſe, allerhand Saucen, dicker Reis und manche Speiſen, von denen man kaum ſagen konnte, ob ſie aus dem Thier- oder Pflanzenreiche ſtammten. Den Beſchluß machte ſaure Büffelmilch und eine bedeutende Quantität köſtlicher Trauben. Wir erhielten beim Eſſen Servietten, wie die Handtücher geſtickt. Einige von uns ſaßen auf dem Diwan, andere auf herumgelegte Polſter um das Tiſchchen. Wir wußten immer nicht recht, wo wir unſere Kniee unterbringen ſollten, und bei der geringſten Bewegung derſelben liefen wir Gefahr, das ganze Abendeſſen umzuſtürzen. Für die Orientalen, die mit untergeſchlagenen Beinen und vorgebeugtem Oberkörper ſitzen, fallen dieſe Unbequemlichkeiten natürlich weg. Mit dem Schneiden der Fleiſchſpeiſen war in unſerer Lage auch nichts zu machen; man mußte ſich für dieſelben der Finger und Zähne bedienen. Beſonders beſchwerlich aber waren die Flüſſigkeiten aus der gemeinſchaftlichen, mitten auf dem Tiſch ſtehenden, mittelſt der dazu dargebotenen hölzernen Löffel zum Munde zu bringen.

Nachdem alle diese Schwierigkeiten glücklich überwunden waren, ward wieder Waschwasser und noch einmal Kaffee herumgereicht, und während wir mit einer Pfeife im Munde von der Vorhalle aus die mondbeleuchtete Landschaft betrachteten, wurden für uns auf den Diwans im Nebenzimmer recht saubere Betten zurechtgemacht, auf denen wir bald sanft einschliefen. — Nach dem Aufstehen gab's noch ein solides Frühstück, und ehe wir aufsaßen, dankten wir insgesammt unserem liebenswürdigen Wirth für seine Bewirthung, während der Kawaß unsern Auftrag ausrichtete, die Dienerschaft durch ein Geldgeschenk zu erfreuen.

Das Wetter war überaus schön und die freundliche Gegend entschädigte uns für alle unsere Strapazen in Hitze und Staub. Heute gab es schon mehr und größere Anhöhen zu ersteigen, auch passirten wir mehrere Flüßchen, über welche entweder gar keine, oder nur ein schmales hölzernes Brückchen für Fußgänger führte. Um zwei Uhr machten wir in dem Dörfchen Muruka Mittag. Vor einem offenen Höfchen stiegen wir ab. Die Leute brachten große Bastdecken herbei und breiteten sie nebst kleinen Kissen auf dem Boden aus. Darauf legten wir uns nieder. Stephani langte aus einem Sack ein paar kalte gebratene Hühner und etliche gesottene Eier hervor, dazu einige runde Brotfladen. Einer aus dem Orte brachte uns ein Fläschchen Raki, Andere einen großen irdenen Krug mit Wasser, Käse, der aber unsern Appetit nicht eben erregte, Trauben, deren es hier überall vorzügliche giebt, auch Wein, in einem irdenen Henkeltopf dargeboten. Letzterer, von trübem, bierhefenartigem Ansehn, wie ihn hier die Landleute bereiten, ist fast gar nicht zu genießen. Wir hielten uns daher an das Wasser, welches wir mit etwas Raki vermischten. Dabei schlichen Hunde, Katzen, Schweinchen, Hühner um uns her, um hie und da einen Bissen zu erschnappen. Die Mahlzeitsreste bekamen die Hausbewohner, welche alle Dienstleistungen mit der größten Bereitwilligkeit verrichteten. Nur zwei Mal war unser Kawaß auf dieser Tour genöthigt, den Leuten noch flinkere Beine zu machen, indem er den ersten Besten davon kurzweg beim Kragen nahm und ihm mit seiner langen Reitgerte aus Nilpferdhaut ein paar derbe Hiebe über den Rücken gab. Ein solches Mittagsmahl dauerte mit Ein-

schluß einer Pfeife Tabak gewöhnlich nur eine kleine halbe Stunde, darauf ging's gleich weiter, da die Pferde im ganzen Orient nur Morgens und Abends einmal gefüttert werden.

Nachdem wir Muruka verlassen, bemerkten wir öfter am Wege einsam stehende gemauerte Brunnen, welche mit Annäherung an das Balkangebirge immer häufiger werden. Stephani belehrte uns, daß diese Brunnen meistens einer gerichtlichen Verurtheilung ihr Dasein verdanken. Einem bemittelten Verbrecher wird nämlich als Strafbüßung aufgegeben, da oder dort zum Besten der Vorübergehenden eine Quelle zu fassen, die dann zum Behuf der Viehtränke fast immer mit einem steinernen Trog versehen wird. — Unser Kawaß bemerkte, daß in dieser Gegend besonders oft räuberische Anfälle vorkämen, und ermahnte uns, etwas auf unserer Hut zu sein. Wir blieben indeß unangefochten und gelangten glücklich durch ein enges, von hohen senkrechten Felswänden eingeschlossenes, sonst aber mit üppiger Vegetation bekleidetes Thal über Polikraichtl und Tergewicz nach dem Städtchen Tirnava, welches an einem sanft abfallenden Berge sich ausbreitet und eben im herrlichsten Violett der Abendsonnengluth erschimmerte. Wir fanden hier in einem kleinen Hause anständiges Unterkommen bei Christen griechischer Confession, deren viele in Bulgarien und Armenien als türkische Unterthanen leben. Ihre Kleidung, ihre Sitten, sowie die Bauart und Einrichtung ihrer Häuser entspricht denen der Moslemin; aber ein Crucifix an der Wand des uns angewiesenen Zimmers machte sie sogleich als Christen kenntlich. Empfang und Bewirthung waren, wenn auch nicht so splendid, doch im Ganzen dieselben wie Tages zuvor. Kaffee und Pfeifen machten auch hier, wie überall, den ersten stummen Willkomm.

Tirnava ist Poststation, und wir bekamen hier andere Pferde. Nachdem wir am nächsten Mittag wieder in einem Dörfchen unser ländliches Mahl eingenommen, zog sich der Weg durch schöne, mit Wiesen und Wald bedeckte Anhöhen hinauf. Dann ging's einen ziemlich steilen, bewaldeten Bergrücken hinunter. In einem offenen Thalgrund schlängelte sich ein Flüßchen durch frischgrüne Auen, die beiderseits von hochstämmigen Buchen- und Eichenwäldern eingeschlossen werden. Bald traten aus dem dunkelen

Laub der Obstbäume am Ausgang des Thales die weißen Minarets von Gabrowa hervor, wo uns der Schlaf Ruhe und Erquickung bringen sollte. Es war fast schon Nacht, als wir, begleitet von einer immer wachsenden Schaar Neugieriger, durch die engen, unsaubern Gassen ritten. In einem Hofe, wo man uns einquartieren wollte, entspann sich zwischen unsern Leuten und den uns umgebenden Türken ein so heftiger Wortwechsel, daß wir genöthigt waren, uns an den Bey zu wenden. Das ganze Volk zog unter Zanken und Schreien wieder mit uns. Das Oberhaupt des Städtchens wies uns nach einem andern Hause, wo wir zwei Treppen hoch in einem schmutzigen Zimmerchen einquartiert wurden; Abendessen und Nachtlager ließen ebenfalls viel zu wünschen übrig.

Die nächste Tagereise führte uns über die Wasserscheide des Balkan. Von Gabrowa aus fing der Weg bald an, mehr und mehr zu steigen. Lachende Wiesenplätzchen wechselten mit Gruppen von Buschwerk und hohen Bäumen ab. Wir wanden uns jetzt an einem Berg hinauf, und je weiter wir kamen, desto mehr Hochwald zeigte sich auf beiden Seiten. Als wir auf der Höhe eine freie Aussicht gewannen, sahen wir rings umher die Berge dicht bewaldet, so daß man sich wohl in eine Gegend des Schwarzwaldes oder Thüringer Waldes hätte versetzt glauben mögen, wenn man nicht durch die Tracht der häufig uns begegnenden Reiter und der hie und da seitwärts bei ihren Wagen oder weidenden Büffeln und Ochsen gelagerten Bulgaren enttäuscht worden wäre. Der bisher fast immer heitere Himmel hatte sich heute zum ersten Male etwas bewölkt, und auf dem Kamm des Gebirges fielen einige Regentropfen. Dabei erhob sich ein schneidend kalter Wind. Gerölle, Felsblöcke und Steilheit des Weges nöthigten uns, fast nur im Schritt zu reiten. Sobald wie wir indeß den Gipfel erreicht hatten, änderte sich die Scene. Der Südabhang schießt jäh nieder, ist fast ganz kahl und endet in ein weites ebenes Thal. Am Anfang desselben liegt das Dorf Schibka. Bis dahin stiegen wir zu Fuß hinab; dann saßen wir wieder auf und eilten nun im raschen Trabe über die gut angebaute Ebene nach dem etwa noch zwei Stunden enfernten Kasanlik. Schon eine halbe Stunde vorher beginnen die Rosen-

gärten, die das kostbare Rosenöl von Kasanlik, das vorzüglichste des ganzen Orients, liefern. Es ist ein hübsch gelegenes Städtchen; aber die Häuser sind meist niedrig und elend, die Straßen bis auf zwei ganz schmale Trottoirs auf beiden Seiten voller Schmutz, ja stellenweis so morastig, daß man nur zu Pferde durchkommen kann. Wir hielten hier unser Mittagsmahl und benutzten die Zeit des Pferdewechsels, um in den Basars einige Fläschchen des kostbaren Oels zu kaufen. — Die Posteinrichtung ist hier zu Lande noch mangelhaft. Man darf sich Glück wünschen, wenn man eine Stunde nach der Ankunft auf einer Station seine neuen Pferde bekommt, indem dieselben meistens erst von der Weide, wo sie in zahlreichen Heerden umherlaufen, geholt werden müssen. So kam es denn, daß wir erst um fünf Uhr, nach anderthalbstündigem Aufenthalte in Kasanlik, reisefertig waren. Da wir nun bis Eski-Sara, unserem heutigen Nachtquartier, noch acht Stunden hatten, so trieb der Kawaß sehr zur Eile an und unsere Postknechte begannen gleich vor dem Städtchen laut zu schreien, um dadurch ihre Pferde anzutreiben. So ging es denn ununterbrochen in gestrecktem Trab und Galopp über die Ebene hin, mehrmals durch das Wasser des Flüßchens Tundscha. Der Weg war sehr gut und hielt sich immer in gleicher Entfernung von den felsigen Abhängen der Berge, die wir heute überstiegen hatten und die beim Scheidegruß des Tages in röthlichem Gold erglühten. Nach anderthalb Stunden hatten wir die Ebene hinter uns. Auf einer niedrigen Anhöhe lag rechts ein einsames Kaffeehaus, wo wir ungefähr fünf Minuten anhielten, um etwas Wasser und ein Täßchen Kaffee ohne Zucker zu trinken. Der Mond leuchtete uns bald in ein enges romantisches Felsenthal hinab, welches von einem wilden Gebirgsbach durchströmt wird. Unser Kawaß und die Postknechte hörten fast gar nicht auf, zu schreien und zu treiben, und so langten wir denn schon um halb neun Uhr, mit Staub und Schweiß bedeckt, vor den Manern von Eski-Sara an. Dies ist ein ziemlich bedeutendes Städtchen mit zahlreichen Moscheen und Minarets. Wir fanden Herberge in dem Hause des Tschurbatschi's. Es lag auf einer kleinen Anhöhe. Ein geräumiges, mit sauberer Eleganz ausgestattetes Zimmer nahm uns auf. Unsere Wirths-

leute waren Christen, wie denn die Tschurbatschis, entsprechend unseren Gemeindevorstehern oder Bürgermeistern, in diesen Orten, die oft größtentheils von Christen griechischer Confession bewohnt sind, nicht selten dieser Religion angehören, während die Beys, als unmittelbar von der türkischen Regierung eingesetzte Oberhäupter, stets Muhamedaner sind. Nach der ersten Händewaschung erschien unser Wirth, ein ehrwürdiger Greis, und unterhielt sich lange mit uns. Das Abendessen war eben so reichhaltig, als schmackhaft, und zum ersten Mal auf unserer Landreise tranken wir hier guten Wein.

Am folgenden Tage hatten wir eine schreckliche Hitze auszustehen, und auf unserem ganz ebenen Wege war fast kein Baum zu sehen, der uns einigen Schatten gewähren konnte. Nach Sonnenuntergang kamen wir an ein kleines Thal, auf dessen einer Seite sich ein Hüttchen sehen ließ, und als wir die kleine Anhöhe hinaufgeritten waren, fanden wir auf einem ebenen Platze das zwölf bis funfzehn Hütten zählende Dorf Kunköi. Rings um die Hütten bemerkte man kein bebautes Land oder Gärtchen, keine Umzäunung, keinen Stall. Eine solche Hütte bestand aus etwa mannshohen halb verfallenen Lehmwänden mit einer Thür und verschiedenen kleinen Löchern, die als Fenster und, so wie die Thür, zugleich als Ausgang für den Rauch dienten. Das pyramidale Dach war von Rohr oder Stroh und mit langen Stangen belegt. In unserem Quartier war das Innere in zwei Abtheilungen gebracht. Von der äußeren Thür gelangte man nämlich in einen ganz kleinen Raum, eine Art Vorhalle, und weiterhin durch eine sehr große Oeffnung in den Hauptraum. Dieser repräsentirte Küche, Schlafzimmer, Geräth- und Vorrathskammer, Hühnerstall, kurz, Alles in Allem, und hielt wohl nicht mehr als etwa zehn Fuß in der Breite, funfzehn in der Länge. In einer Ecke befand sich auf dem Erdboden die Feuerstätte, über welcher an einer von der Decke herabhängenden Kette ein großer Kessel schwebte. Da wir Fünf mit unserem Gepäck hier kaum Platz fanden, so richtete sich die Familie unseres Wirthes für die Nacht draußen unter freiem Himmel ein. An einer Seite der Hütte wurden unsere Pferde angebunden, neben welchen sich der Kawaß und die Postknechte hinstreckten; der Dragoman nahm die zu un-

serem Quartier gehörende Vorhalle ein. Zum Abendessen kam uns trefflich eine von Wien mitgenommene Bouillontafel zu statten, wovon ich meinen Gefährten eine Suppe kochte, die nebst einigen gesottenen Eiern und Hühnern uns zufrieden stellen mußte; denn von anderen Dingen, die man uns brachte, als Weinbeeren nebst großen Klumpen geronnener Milch und anderen Zuthaten in Essig schwimmend, war schlechterdings nichts zu genießen. Zur Schlafstelle diente uns allein der mit Staub bedeckte Erdboden. Man legte die Nachtsäcke unter den Kopf und wickelte sich in die Bundas. Doch machten wir bald die Entdeckung, daß außer uns unter diesem Obdach noch eine große Menge ruhestörender Vierfüßler und peinigender Springfüßler logirten.

Tags darauf hielten wir in dem Dorfe Maulo an, um unseren Durst durch einen Trunk Wassers zu löschen. Bei dieser Gelegenheit sah ich in einer Schmiede, wie auf türkische Art ein Ochse beschlagen ward. Derselbe lag auf dem Rücken und seine vier Beine waren, damit er sich nicht rühren könne, an einen langen Heubaum geknebelt, dessen beide Enden in zwei hölzernen, am Boden befestigten Gabeln ruhten. — Ueber eine mit niedrigem Laubholz bewachsene Höhe führte uns ein steiniger Weg hinab in das fruchtbare, gutangebaute Thal der Maritza (Ebrus), wo wir zahllosen Ochsen- und Büffelheerden begegneten. Immer im Thale am linken Ufer des Flusses fortziehend, passirten wir mehrere Ortschaften und erreichten endlich Nachmittags um fünf Uhr die bedeutende Stadt Mustapha-Pascha (Burdista), die aus der Ferne besonders durch die schöne vierzehnbogige Brücke über die Maritza imponirt. Auch das Innere der Stadt erschien mir reinlich und freundlich. Wir hatten von da noch fünf Stunden bis Adrianopel und waren entschlossen, Alles aufzubieten, um noch heute dorthin zu gelangen, damit wir nicht etwa wieder in einem elenden Dörfchen zu übernachten brauchten. Der Weg war allerdings ansehnlich breit, aber von früheren Regengüssen verdorben, voll Löcher und durchschnitten von den tiefen Fahrgeleisen der Büffelwagen, deren uns oft Züge von zwanzig und mehr begegneten. Es ging immer auf dem linken Flußufer in dem weiten, einförmigen, von kahlen Bergen umschlossenen Thale fort.

Nach Sonnenuntergang trafen wir auf den einsam bei den Ruinen einer Moschee gelegenen Teke-Chan. Dergleichen Chans oder Karavanserais sind im Orient Wirthshäuser, welche als fromme Stiftung von irgend einem reichen Pascha erbaut wurden. Sie gewähren dem Fremden mit seinen Last- und Reitthieren bloß Unterkunft und Obdach; alle übrigen Bedürfnisse muß man selbst mitbringen oder anderswoher beschaffen. Jedes Chan hat seinen Brunnen; häufig ist damit zugleich eine Kaffeewirthschaft verbunden, und man kann in diesem Falle außer Kaffee und Pfeifen auch Brot und, wenn die Inhaber Christen sind, selbst Wein bekommen. Die Chans in kleinen Städten oder die isolirt am Wege gelegenen sind in der Regel unansehnliche Gebäude, zuweilen nur elende Hütten. In großen Städten umschließen sie in einer Höhe von drei bis vier Stockwerken, ganz oder theilweis von Stein erbaut, einen oder mehrere geräumige Höfe mit Fontainen; auch wohl ein Bad und selbst eine Moschee findet man da. Das Erdgeschoß enthält gewöhnlich einen großen Säulengang. Hier und im Hofe liegen die Waarenballen der fremden Kaufleute; hier werden die Geschäfte mit den Kleinhändlern der Stadt abgeschlossen, während die einzelnen Zellen im Innern zur Herberge dienen. Teke-Chan war ein ziemlich stattliches massives Gebäude mit einem schönen laufenden Brunnen. Wir tranken davon und setzten dann beim Mondschein mit immer steigender Schnelligkeit unsere Reise fort. Noch waren wir drei Wegestunden von Adrianopel entfernt, als plötzlich unser Kawaß, der sich bis dahin immer hinten gehalten, und ihm nach die Postknechte nebst den Packpferden unter lautem Geschrei und „Haiti!"-Rufen in gestrecktem Galopp uns voraneilten. Unsere Pferde folgten instinctmäßig, und gleich einer wilden Jagd flog im Wettrennen der ganze Zug über Stock und Stein dahin. Dichte Staubwolken verhüllten mir alle Gegenstände bis auf den oberen Theil meines Pferdekopfes, und vor mir schwebten wie gespenstische Nebelgestalten der Kawaß nebst den beiden Postknechten. Mit jeder Minute stieg mein Staunen über die unglaubliche Ausdauer und Sicherheit unserer Pferde. Weder einige seichte Flüßchen, noch eine baufällige steinerne Brücke verursachten den geringsten Aufenthalt, und in einer halben Stunde hatten wir

unser heutiges Ziel bis auf eine Viertelmeile erreicht, die wir im ruhigen Schritt zurücklegten. — An einer der ersten Baracken der Vorstadt wurde Halt gemacht, da der Kawaß hier zum ersten Mal unsere Pässe vorzeigen mußte. Nachdem wir die endlosen Häuserreihen der Vorstadt passirt hatten, betraten wir eine sehr lange steinerne Brücke, die über mehrere Arme der Maritza und ihre Wiesen bis an die Stadt selbst führt. Es war zwar erst acht Uhr, aber in den Fenstern war kein Licht, auf den Straßen kein Mensch mehr zu sehen. Nur die allenthalben mit Gebell hervorbrechenden Hunde gaben Zeugniß, daß noch Leute da wohnten. So ist es um diese Zeit in allen orientalischen Städten, wo man von Straßenbeleuchtung nichts weiß. Selbst die meisten Kaffeehäuser, die europäischen in großen Städten ausgenommen, sind längst geschlossen und finster. Vor dem Palaste des Pascha hielten wir an, aber auch hier herrschte Todtenstille, und erst nach langem Klopfen und Lärmen erhielten wir den Bescheid, der Pascha sei nicht mehr zu sprechen. Mühsam fanden wir Unterkommen in einem Chan, wo uns ein zwar geräumiges, aber keineswegs bequemes und freundliches Zimmer aufnahm.

Adrianopel, von den Türken Edreneh genannt, ist die zweite Hauptstadt des türkischen Reiches in Europa und liegt sehr reizend am Einflusse der Tundscha und Arda in die schiffbare Maritza. Sie wurde vom römischen Kaiser Hadrian († 138 n. Chr.) gegründet, 1360 von den Türken erobert und blieb seitdem fast hundert Jahre lang Residenz der Sultane. Die Bevölkerung zählt über 100,000 Köpfe, von denen ein großer Theil Griechen unter einem Erzbischof. Die Industrie zeichnet sich aus durch Seidenzeuge, Saffian, Seife, Rosenöl und Rosenwasser. Gerühmt werden auch die Zuckerbäcker, und die hiesigen Trauben hält man für die köstlichsten der Türkei. Vierzig Moscheen, mehrere Märkte und ein Bazar von sechs Tausend Gewölben, zwei kaiserliche Paläste, das alte und neue Serail genannt, und ein großer kaiserlicher Garten am Ufer der Tundscha verkünden wenigstens die frühere Bedeutsamkeit der Stadt. Eine

viereckige Citadelle mit vier Eckthürmen und zwölf kleineren Thürmen beherrscht dieselbe. Die Straßen sind eng, winklicht und schlecht gepflastert.

Unseren ersten Ausflug richteten wir nach den Basars, welche mit ihren langen, in vielen Kreuzen zusammenlaufenden, bedeckten oder überwölbten Straßen gewissermaßen eine Stadt in der Stadt bilden. Wir besahen uns verschiedene Abtheilungen und machten endlich den Laden eines Kaufmanns Kasparowicz (spr. itsch) ausfindig, an den wir einen Empfehlungsbrief abzugeben hatten, und fanden daselbst eine sehr freundliche Aufnahme. Einer der beiden Söhne des Kaufmanns, der längere Zeit in Wien gewesen war und ziemlich gut deutsch sprach, begleitete uns nach dem Palaste des Paschas. Wir traten durch ein Thor in einen geräumigen Hof, dessen niedrige Nebengebäude an den Verfall des osmanischen Reiches erinnerten. In dem Hauptgebäude führte eine hölzerne Treppe auf einen gedielten Vorplatz mit weiland weißen Wänden, wo eine Schaar von zwölf bis funfzehn Personen stand, meistens Kawassen in dunkelblauen Röcken und Hosen, schwarzen Pantoffeln oder Schuhen, die theilweis hinten niedergetreten waren. Auf jeder Seite ihrer Brust hing ein messingenes polirtes Kästchen mit Patronen. Aehnliche Uniformen trugen mehrere Infanterie-Officiere, welche sich nebst einigen Sclaven dabei befanden. Von da gelangten wir durch eine nur mit einem grünen Vorhang verschlossene Thür in das Zimmer des Pascha. Es mochte 25 bis 30 Fuß lang, 18 bis 20 breit sein. An drei Wänden lief ein sehr hoher breiter Diwan, mit dunkelblauem Tuch überzogen. An der Thür stand eine Anzahl Kawassen und Sclaven. In einer Ecke des Saales, der Thür schief gegenüber, dem Ehrenplatz der Morgenländer, saß der Pascha, ein Tschibuk mit schwarzlackirtem, wohl an neun Fuß langem Rohre rauchend. Zu seiner Rechten am andern Ende des Diwans saß sein Secretair unter einem Haufen von Papieren; links hieß er uns niedersetzen. Durch Stephani pflogen wir mit dem ernst aussehenden Pascha eine etwa halbstündige Unterredung. Am Ende derselben suchten wir um die Erlaubniß nach, die Moschee Selim's zu besuchen, welche von Vielen für die prachtvollste im ganzen Orient erklärt wird. Da

uns jedoch ein Ferman des Sultans fehlte, so erhielten wir eine abschlägige Antwort. Wir gingen darauf zu einem europäischen Consul, welcher uns seinen Kawaß mitgab, und in der Begleitung desselben konnten wir nun ungehindert die Moschee besuchen.

Wir traten durch einen geräumigen Hof in die Moschee, nachdem wir zuvor, der Mahnung des Kawasses gemäß, auf der Eingangsschwelle unsere Stiefel ausgezogen. Der Eindruck des Innern war gewaltig. Sowohl in dem Baustil, als auch in der Ausschmückung spricht sich der Sinn großer Einfachheit und Ruhe aus. Man sieht keine Bilder, Statuen, Altäre, Grabdenkmale, wie in unseren Gotteshäusern, sondern die Wände sind hier mit arabischen Inschriften, Sprüchen aus dem Koran und Namen in verschiedenem, oft kolossalem Maßstabe, meist in Gold auf blauem Grunde, bedeckt. Ueber den weißmarmornen Fußboden sind Teppiche oder Bastdecken ausgebreitet. An der nach Mekka zu liegenden Wand befindet sich die Gebetnische, die den Gläubigen die Richtung angiebt, welcher er beim Beten das Antlitz zuwenden muß. Gegenüber steigt, ebenfalls dicht an der Wand, bis zu einer Höhe von zwölf bis funfzehn Fuß die Kanzel empor, welche kaum für eine einzelne Person Raum genug darbietet. Die Kanzel, sowie die dahin führende schmale steile Treppe ist mit erhabenen und durchbrochenen oder gemalten Gewinden aufs geschmackvollste verziert. Hie und da liegen auf eigens dazu bestimmten, unseren Feldstühlen gleichenden Gestellen große, reich ausgestattete Exemplare des Koran. In einer Höhe von etwa zehn Fuß hängt von der inneren Wölbung der Kuppel herab in vielen concentrischen Kreisen eine zahllose Menge von Lampen, und zwischen diesen in bunter Abwechselung leere, theils weiße, theils bemalte Straußeneier. In der Mitte der Moschee erhebt sich noch außerdem eine schöne säulengetragene Kuppel von weißem Marmor. Sie überwölbt eine in denselben Stein gefaßte starksprudelnde Quelle, deren herrliches Wasser wir kosteten. Die Moschee liegt mitten in der Stadt, auf der höchsten Anhöhe Alles überragend. Sie bildet ein großes Viereck von 180 Fuß nach jeder Seite hin. Die Kuppel, noch vier Ellen höher als die Sophienmoschee in Konstantinopel, wird bei Tag durch 250 Fenster, in den feierlichen Nächten des Ramazan von 1200 Lampen

erleuchtet. Schön ist die Aufschrift dieses Tempels: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde.“ Auch der Vorhof hält 180 Fuß in's Gevierte; vier und zwanzig, von Granitsäulen getragene Kuppeln zieren drei Seiten desselben. Hoch über der Kuppel der Moschee ragen vier prachtvolle Minarets empor, jeder mit drei über einander liegenden Umgängen, zu denen besondere Wendeltreppen führen, so daß man von einem Umgang immer erst ganz herabsteigen muß, um auf einen anderen in demselben Minaret zu gelangen. Die Aussicht von dem obersten Umgang eines der vier Minarets ist sehr belohnend. Man überblickt da die ausgedehnte Stadt, in einem weiten Wiesenthal gelegen und umgeben von Weinbergen, Gärten, Rosenwäldchen und Saatfeldern. In der Umgebung mächtiger Baumgruppen und schlängelnder Flußarme heben sich dann die blanken Moscheenkuppeln und die, feinen weißen Stiften ähnelnden, Minarets, die Mauern und Thürme über ein labyrinthisches Gewirre von flachen rothen Dächern, zwischen denen hohe schwarze Cypressen, dunkele und lichtgrüne Sträucher leuchten. In der Ferne wird die buntfarbige Landschaft nördlich von den Abhängen des Balkan geschlossen; auf der Süd- und Südwest-Seite verliert sie sich in's Unendliche.

Das Bedürfniß einer Erfrischung nach dem anstrengenden Reiten, nicht weniger auch die Neugierde trieb uns an, in ein türkisches Bad zu gehen. Es war eins der größten Bäder in Adrianopel. Die niedrige äußere Thür führte von der Straße her in eine große domartige Halle, ganz von weißem Marmor gebaut. Ein in der Mitte befindliches großes Marmorbecken diente zum Reinigen der Badewäsche. Ringsum an den Wänden waren viele hölzerne Gerüste zum Auskleiden angebracht. Der ganze Fußboden war naß und sehr glatt, dabei unterirdisch schwach geheizt. Eine große Zahl von Badeknechten ging in diesem Raume geschäftig hin und her. Sie sind nur mit einem um die Hüften gewundenen weißen Tuche bekleidet, sonst nackt; auch der kahl geschorene Kopf entbehrt der Umhüllung. Bei unserm Eintritt wurden uns sogleich auf einem zehn Fuß hohen und etwa zwölf Fuß im Geviert haltenden hölzernen Gerüste, welches ein Geländer umgab, Plätze zum Auskleiden angewiesen.

Dann mußten wir uns ein blaues Linnentuch um die Hüften winden; ein weißes Baumwollentuch wurde uns um die Schultern gelegt und ein dergleichen turbanartig um den Kopf gewickelt, von dem man annimmt, daß er nur aus Versehen ungeschoren blieb. Nach dieser Einkleidung ging's eine Treppe hinab, von deren letzten Stufen wir in eine Art Holzpantoffeln schlüpften, um die nackten Füße dadurch gegen Verbrennung auf den Marmorplatten zu schützen. Diese Holzpantoffeln (Galendschi), welche man im Orient auch sonst vielfach trägt, haben folgende Gestalt. Ein etwa drei Viertel Zoll starkes, in Form der Fußsohle geschnittenes Brett ruht auf zwei ein paar Zoll hohen Holzstücken, welche, senkrecht und parallel stehend, vorn und am Sohlenstück eingefügt sind. Oberhalb dieses Stückes ist inmitten ein steif stehender, lederner Riemen angebracht, unter welchen man den Fuß schiebt, um den Holzschuh daran festzuhalten. Obgleich es uns so schwer fiel, damit auf dem glatten Marmorboden zu gehen, daß wir uns am Arm führen lassen mußten, so sah ich später doch Knaben auf denselben ganz leichtfüßig über das holprige Straßenpflaster hineilen. Durch eine andere Thür gelangten wir in einen stark geheizten und mit Wasserdämpfen ganz erfüllten Raum, der, wie alle übrigen Hallen, sein Licht durch sternförmige, mit dickem Glas geschlossene Oeffnungen in der Mitte der gewölbten Decke erhielt. Auf fünf bequeme, am Boden für uns zurecht gemachte Lagerstätten legten wir uns nieder. An allen Wänden glitten unzählige schwarzbraune Küchenschaben oder Kakerlaken (Blatta orientalis) auf und ab, mitunter auch über uns selbst hin. Nun schreitet der Telektschi oder Badewärter zu einer ganz eigenthümlichen Procedur. Nachdem er nämlich die ganze Oberfläche des Körpers mit den rauhen Badehandschuhen oben, unten, hinten und vorn durchfrottirt hat, beginnt das bald sanftere, bald unsanftere Reiben, Streichen, Drücken, Treten und Kneten der einzelnen Muskeln an Brust und Rücken, Armen und Händen, Füßen, Waden und Knieen; dazwischen erhält man von Zeit zu Zeit auch wohl einen gelinden Schlag mit der flachen Hand, wie man's etwa einem bösen Pferde beim Beschlagen thut, damit es nicht ausschlage. Der Mann stellt sich Einem auf die Achseln und gleitet mit Ballen

und Ferſen des einen Fußes längs der Muskeln hinab; er kniet auf die Bruſt, oder fährt mit dem Knöchel des Daumens das Rückgrat hinab. Dann werden die Gliedmaßen ohne Schmerzgefühl und mit großer Geſchicklichkeit gewunden und ausgerenkt. Alle Glieder, die Finger und ſelbſt das Genick werden durch eine leichte Manipulation zum Knacken gebracht. Durch Klatſchen in die Hände giebt der Telektſchi das Zeichen, daß er mit ſeiner Operation fertig ſei. Man begiebt ſich nun in einen noch ſtärker erhitzten Raum, wo Alles mit dichtem weißen Waſſerdampf erfüllt war und wo uns faſt der Athem verging. Erſt nach einigen Minuten gewöhnte ſich die Lunge an dieſe dicke Atmoſphäre. Auf einem ſteinernen Sitze an der Wand mußte ich mich niederſetzen, und neben mir ſprudelte aus einem Hahn eine dicker Strahl heißen Waſſers in ein kleines Marmorbecken. Der Telektſchi nahm mir hier die Kopfbedeckung ab, ſchöpfte mehrmals mit einer kleinen hölzernen Schale von dem heißen Waſſer und goß es über mich her, daß ich meinte, bei lebendigem Leibe geſotten zu werden. Sodann zog er ein Säckchen aus Ziegenhaar (ſonſt auch wohl von grober Wolle) über die rechte Hand und fuhr damit anhaltend über Kopf, Rücken, Bruſt, Arme und Beine, ganz wie man mit den Pferden beim Striegeln umgeht. Darauf machte er mittelſt eines großen Quaſtes aus den Faſern der Palmrinde eine große hölzerne Schüſſel ganz voll wohlriechenden Seifenſchaum. Damit ſeifte er ſeinen Mann vom Scheitel bis zur Fußſohle nebſt Haaren und Geſicht vollſtändig ein, ja ſelbſt die Naſenlöcher wurden damit zugeſtopft, ſo daß man faſt in Athem-Noth geräth. Herzlich froh war ich, als eine neue Abſpülung mich endlich von dieſen Seifenmaſſen befreite. Nachdem ſo Alles wieder weggeſchwemmt war, machte eine Einreibung mit wohlriechenden Oelen den Beſchluß. Zurückgekehrt nach dem Ankleidezimmer, wird man in neue Tücher gehüllt und läßt ſich dann auf eine diwanartige Matratze nieder, um ſich, aus einer Pfeife rauchend, bei dem Genuſſe von Kaffee, Scherbet, Eiswaſſer und Zuckerſachen zu erholen. Alsbald wird man von der angenehmſten Behaglichkeit durchdrungen. Die Haut fühlt ſich äußerſt glatt und geſchmeidig an; mit einer Empfindung nie gekannter Leichtigkeit in allen Gliedern verläßt man das Bad,

und es ist gar nicht zu beschreiben, wie erquickend und wohlthätig dasselbe auf große Ermüdung wirkt. —

Von dem Bade aus machten wir einen sehr weiten Spaziergang vor das andere Ende der Stadt nach einem halb verfallenen Schlosse der Sultane. Man tritt zuerst in eine offene Halle, wo sich rechts und links Wachtstuben für die Soldaten befinden, von denen einige in höchst elendem Aufzug da und dort umherstanden oder saßen. Sie trugen wie alle türkische Infanteristen, schmutzige zerrissene weißlinnene Jacken und Hosen nach europäischem Zuschnitt; den Kopf bedeckte ein altes verschossenes rothes Fes; die Füße waren nackt. Eine Art Schloßverwalter führte uns darauf nach dem Hauptgebäude, das aber bis auf einige noch erhaltene Zimmer in Trümmern liegt. Das Interessante bei der Besichtigung dieses Palastes war, die ganze innere Einrichtung desselben mit allem Zubehör, als Gärten, Bäder u. dergl. kennen zu lernen.

Den Abend verbrachten wir im Hause des Herrn Kasparowicz, der uns zu sich eingeladen hatte. Wir wurden von ihm aufs trefflichste bewirthet, und während der gaumenkitzelnden Mahlzeit mußten vier Zigeuner auch unsere Ohren ergötzen. Diese saßen in einer Ecke des Zimmers auf einem kleinen Kissen mit untergeschlagenen Beinen beisammen und begannen ohne vorhergehendes Stimmen ihre rauschende Instrumentalmusik. Einer spielte eine Art Mandoline; der Zweite eine kleine Geige mit sehr langem Hals und sehr kleinem Körper, im Ton nicht unähnlich unseren sogenannten Stockgeigen. Der Dritte hielt auf seinem Schooß ein mit feinen Metallsaiten bezogenes Hackbrett, welches er mit zwei kleinen hölzernen Hämmerchen spielte. Das vierte Instrument war ein Tambourin. Sie arbeiteten wohl anderthalb Stunden ununterbrochen fort, immer ein Stück ohne Pause an das andere reihend. Ihr Spiel war ziemlich rein und gewandt, ihre Melodien aber, meist in Moll sich bewegend und mit vielen Trillern, Läufen u. dergl. ausgeschmückt, für ein europäisches Ohr wenig genießbar; nur die Neuheit der Musik verlieh derselben die stärkste Anziehungskraft. Plötzlich erhoben unsere Musiker ihre hellen Stimmen und ließen aus vollen Kehlen ein Unisono mit solcher Stärke ertönen, daß selbst von der

Instrumental-Begleitung wenig oder nichts mehr zu hören war; Einer suchte den Andern zu überschreien, als gälte es, einen Todten aufzuwecken. — Nach beendigter Mahlzeit wurden wir durch Nationaltänze unterhalten, welche die beiden Söhne des Kaufmanns nach abgelegten Schuhen und Oberkleidern bei offenen Thüren auf dem Vorplatze aufführten. Nachher unterhielten wir uns noch über unsere weitere Reise und kamen zu der Gewißheit, daß wir Konstantinopel in drei Tagen würden erreichen können. —

Am andern Morgen kamen wir etwas spät zum Aufbruch. Vor der Stadt ging's durch einen schönen türkischen Gottesacker. Unter hohen düsteren Cypressen lagen die Grabsteine umher. Bei den meisten war noch ein langer schmaler Stein senkrecht in der Erde befestigt und mit Inschriften ausgestattet. Bei vielen lief das obere Ende in einen Turban aus. Die größtentheils weißen Steine hoben sich aus der grünbewachsenen Fläche und dem Dunkel der Cypressen sehr schön hervor.

Am Nachmittag des zweiten Tages, seitdem wir Adrianopel verlassen, stieg unsere Straße in sanften Windungen bis zu einer ziemlichen Höhe. Da oben passirten wir einen kleinen Wald. Am Ausgang desselben ließen die vorliegenden Berge zur Rechten einen kleinen Zwischenraum, und wie ein in Rahmen gefaßtes Bild, erschien auf einmal eine tiefblaue gehobene Fläche mit vielen schneeweißen Pünktchen besäet. Es war das Marmora-Meer mit seinen Segelschiffen! — Am Abend ritten wir schon in geringer Entfernung an demselben entlang, und unweit Silivri kamen wir bei finsterer Nacht so nahe an's Gestade, daß einige unserer Pferde vor der sie bespritzenden schäumenden Brandung scheuten und mit Mühe sich vorwärts bringen ließen. Silivri war unser letztes Nachtquartier vor Konstantinopel.

Mit der Morgenröthe rückten wir am folgenden Tage aus. Der Himmel hatte sich zwar anfangs umwölkt, klärte sich aber nach einigen Stunden völlig auf, und im Sonnenglanze schimmerte zu unserer Rechten das Marmora-Meer mit den schwanengleich dahinziehenden zahlreichen Schiffen und Schiffchen. Wir ritten von nun an stundenlang dicht am Strand. Vor dem

Städtchen Bujuktschermetsche passirten wir auf einer langen steinernen Brücke die schmale Enge eines ins Innere des Landes sich hineinziehenden Meerbusens. Einige Stunden später ging der Weg abermals über eine solche Brücke und bog dann links nach einer Anhöhe hinauf, die sich in eine weite Hochebene ausdehnte. Von hier aus erschienen uns bald die ersten größeren Moscheen mit ihren Minarets nebst einigen Kasernen und anderen hochliegenden Gebäuden der türkischen Hauptstadt, die sich in Form einer langen weißen Linie immer weiter und weiter am Horizont vor uns ausbreitete.

Um halb vier Uhr erreichten wir die äußersten Gebäude von Konstantinopel, und eine ansehnliche Höhe verstattete uns den herrlichsten Ueberblick über die ungeheure Masse von Häusern und Moscheen, aus denen allenthalben die schwarzdunkelen Cypressen und die blendendweißen Minarets hervorragten. Aber Alles, was der Orient Schönes und Bezauberndes aufweist, ist es nur, aus einer gewissen Entfernung gesehen. Das sollten wir auch hier erfahren, nachdem wir in die Mauern der großen Hauptstadt eingezogen. Die Straßen eng und krumm, voller Schmutz, steil bergauf und bergab laufend, entweder gar nicht oder so schlecht gepflastert, daß die Pferde nicht aufhörten zu rutschen und zu gleiten; in das betäubende Getriebe des schreienden Volkes mischt sich unaufhörliches Gebell der Hunde, die in Schaaren den Fremden verfolgen; auf den Gesichtern der ärmeren Klasse die äußerste Roheit; die Reichen, auf Pferden, Maulthieren oder Eseln langsam sich einherbewegend, mit den widerlich bleichen aufgedunsenen Gesichtern, denen man es ansieht, daß ihr ganzes Sein aus Sinnengenuß und Nichtsthun zusammengesetzt ist. Alles dies wird jedoch durch die Masse des Neuen, das von allen Seiten in bunter malerischer Abwechslung das Auge anzieht, reichlich aufgewogen. — Bald gelangten wir auf einen grasbewachsenen Platz von fast einer Viertelstunde Länge, wo mehrere Straßen vor einigen Jahren durch Feuerswuth eingeäschert waren. Eine Viertelstunde später kamen wir über die Trümmer einer ungeheuren Brandstätte vom vorigen Jahre, wo man eifrig am Wiederaufbau der Häuser arbeitete. — Je mehr wir uns dem Meeresarm näherten, der un-

ter dem Namen des goldenen Horns das eigentliche Konstantinopel von den Vorstädten Pera, Galata und Topchana trennt, desto lebendiger wurde das Treiben auf den Straßen, desto unangenehmer aber wurden auch die Geruchsnerven von den Ausdünstungen der allenthalben umherliegenden faulenden Substanzen berührt. Eine schöne schwimmende Holz-Brücke führt über das goldene Horn, als den von zahllosen Fahrzeugen aller Art erfüllten Hafen Konstantinopels, nach der Vorstadt Pera. Hier kamen wir hinter einem großen, mit majestätischen Cypressen gezierten türkischen Friedhof an eine Stätte, wo erst neuerlich eine bedeutende Feuersbrunst gewüthet hatte. Wir sahen auf dem freien Platz aus der Ferne eine Menge vereinzelter aufrecht stehender Säulen und Pfeiler, die an die Trümmer antiker Tempel erinnerten. Als wir näher kamen, ergab sich, daß es nichts Anders als die Schornsteine der niedergebrannten Häuser waren, welche, als die einzigen, steinernen Theile der übrigens durchweg hölzernen Häuser, allein der Alles überwältigenden Macht des verheerenden Elementes widerstanden. Nachdem wir volle anderthalb Stunden, von den ersten Menschenwohnungen an gerechnet, durch die Straßen geritten, machte endlich unser Zug in einer sehr belebten Straße Pera's Halt vor Misceri's Hôtel d'Angleterre, welches wir jedoch alsbald mit einer Pension vertauschten.

Konstantinopel, das alte Byzanz, von den Türken Stambul, d. i. Diamant der Welt, genannt, ist auf den Ausläufern des Balkan erbaut, nimmt ein dreieckiges, in sieben Hügel gespaltenes Vorgebirge ein und hat ohne seine Vorstädte $1^3/_4$ deutsche Meilen in Umfang. Es sieht gegen Osten auf den Bosporus und das schwarze Meer, gegen Süden auf das Marmora-Meer (Propontis) und den Abfluß desselben, den Hellespont. Der nördlich gelegene Hafen wetteifert an Geräumigkeit und Sicherheit mit dem von Rio de Janeiro. Die Mauern wurden, seitdem sie den Türken in die Hände gefallen, durch den Eroberer Muhamed II. neu erbaut und die Beschädigungen durch Erdbeben 1635 und 1721 wieder ausgebessert. Den Eingang ins

Innere gewähren 28 Thore. Von den 18 Vorſtädten liegen 16 auf der europäiſchen Küſte, 2, nämlich Scutari und Kadiköi (Chalcedon) auf der aſiatiſchen Küſte. Die Bevölkerung betrug im Jahr 1846, wo die erſte genaue Zählung vorgenommen wurde, 833,467 Seelen, darunter, außer der Garniſon von 20,000 Mann, 400,000 Türken, 250,000 Armenier, 130,000 Griechen (Raja's), 20,000 Juden, 6000 Hellenen (Unterthanen des Königs von Griechenland), 1883 Malteſer und Jonier, 1581 Oeſtreicher, 876 Ruſſen, 825 Franzoſen, 600 Perſer, 405 Sardinier, 310 Engländer, 247 Neapolitaner, 211 Toscaner, 182 Belgier, 144 Preußen, 48 Spanier, 46 Dänen, 35 Portugieſen, 27 Holländer, 24 Amerikaner und 22 Schweden. — In der Umgegend erblickt man ſieben mehr oder weniger anſehnliche Berge. Die höchſten liegen auf der aſiatiſchen Küſte, darunter der 8000 Fuß hohe, faſt das ganze Jahr mit Schnee bedeckte bithyniſche Olymp, der Aalemdagh und Bujukdagh oder Rieſenberg. Letztere beide dienen den vom ſchwarzen Meer kommenden Schiffen als Merkzeichen zur Auffindung des Bosporus-Eingangs. — Hören wir nun im Folgenden einen Reiſenden, der dieſen Seeweg von der Donau her zurückgelegt.

„Vorgeſtern im erſten Frühlichte verließen wir den Hafen von Galatz mit dem Seedampfboote Graf Kollowrat. Nachdem wir bei Timorava mit dem Pruth die ruſſiſche Grenze von Beſſarabien erreicht hatten, und nachdem wir weiter unterhalb die Mauern des einſt durch Handel blühenden, aber ſeit der Zerſtörung durch Suworroff (1789) zur gänzlichen Unbedeutenheit herabgeſunkenen Ismael herüberſchimmern geſehen: verloren wir uns bald zwiſchen den ſchilfbewaldeten Inſeln des Donaudelta. Wir befuhren den mittelſten von den Waſſerarmen dieſes Inſeldreiecks, den Sulina-Kanal, welcher der ſchmalſte, aber zugleich tiefſte iſt. Außer den pfeilſchnell an uns von einem heftigen Oſtwind vorübergetriebenen Handelsfahrzeugen zeigte das Ufer nichts als hin und wieder zwiſchen dem mannshohen Seegraſe zur Linken ein Koſackenwachthaus, vor welchen die Lanzen aufgepflanzt waren, indeß die Soldaten am Feuer für ihre Mit-

tagsmahlzeit sorgten. — Nachmittags drei Uhr waren wir im Angesicht des schwarzen Meeres. Bei dem hellsten Wetter sahen wir mit ungetheilter Freude auf den am Horizont sich thürmenden Wogenberg, und dann wieder auf das Land, welchem uns die noch anhaltende Donauströmung und die Kraft der Maschine mit Vogelschnelligkeit entriß, so daß wir bald nur einen grauen Streifen hinter uns erblickten. Noch setzten wir uns Alle voll Heiterkeit zur Mittagstafel und suchten im fröhlichen Geplauder das Gespenst der Seekrankheit zu verscheuchen. Umsonst. Die Wellen gingen vom Nordost gepeitscht, ziemlich hoch, und so zog sich denn ein Passagier nach dem andern bleichen Gesichts in die Kabine zurück, um unter Herzweh dem unerbittlichen Poseidon das nicht zu versagende Opfer darzubringen. Ich meinerseits kam noch mit einem blauen Auge davon. Eine vorübergehende Uebelkeit abgerechnet, die mich nachts in der engen sargartigen Schlafstelle befiel, die sich aber mit dem Besteigen des Verdeckes vollkommen verlor, fühlte ich von dem gefürchteten Gast durchaus keine Spur einer Einquartierung in meinem Magen, obwohl der Kollowrat in den schönsten Schaukellinien bald mit dem Schnabel einen Wogenberg hinaufschoß, bald sich in ein tiefes Fluthenthal versenkte. Besonderes Vergnügen gewährte es mir, an der Spitze des Schiffes das Anprallen der Wogen zu beobachten, wie sie gleich weißen Najaden und Tritonen auf schwarzen Delphinen reitend daherschwammen und, vom scharfen Kiele zertheilt, in Schaum und tausend beim Mondlicht glitzernde Funken zerstoben."

„Am anderen Morgen steuerten wir bereits auf die Bucht von Varna los. Nachdem wir Kap Kaliakri umschifft hatten, breitete sich die hier auslaufende Höhenkette des Balkan mit ihren schwellenden Hügeln, sanften Thaleinschnitten, Vorgebirgen und Buchten aus. Varna macht, von der Rhede aus gesehen, einen vortheilhaften Eindruck. Die Stadt erhebt sich terrassenförmig mit ihren zwölf Moscheen und zierlichen Minarets, über welchen die Höhen im Hintergrunde das Schlachtfeld bezeichnen, wo König Ladislaus den vom Papst geheiligten Friedensbruch (1444) mit dem Verluste seines Heeres und Lebens büßte. Varna hat während des letzten Krieges viel gelitten. Noch sind

die Festungswerke nicht wieder hergestellt, und in Folge der schamlosesten Erpressungen von Seiten der Russen wanderten damals viele reiche Einwohner aus. So ist seitdem die Bevölkerung auf nicht ganz 20,000 Köpfe herabgesunken, während dieselbe früher das Doppelte betrug. Dieser mit vortrefflichen Rheden ausgestattete Hauptseeplatz von Bulgarien vermittelt den Handel zwischen Konstantinopel, Trapezunt und Odessa."

„Die nächste Morgendämmerung zeigte uns den verbleichenden schwachen Schein der sich gegenüber liegenden Leuchtthürme von Rumelien und Anatolien, dahinter dunkel gethürmte Berghöhen. Der Kapitain verzögerte uns zu Gefallen die Einfahrt in den Kanal bis zur Tageshelle, damit wir den ersten zauberischen Eindruck des vielberühmten Rundgemäldes in vollem Maße genießen könnten. — Der Bosporus ist eine romantische Wasserstraße, welche auf eine Strecke von etwa drei deutschen Meilen zwei Welttheile scheidet und zwei Meere, das schwarze und das weiße, wie die Slaven das Marmora-Meer nennen, verbindet. Siebenmal dringen die asiatischen Berge von den Giebeln des Aalemdagh und Bulgurlu herab und zwingen die westwärts her stark strömenden Fluthen, nach der thracischen Küste hin auszuweichen. Siebenmal streckt der Hämus seine Felsenarme nach den asiatischen Brüdern und drängt die Wogen wieder an das anatolische Gestade. So bildet diese Wasserstraße eine Schlangenlinie von sieben Krümmungen, eben so viele Seen darstellend, deren Ufer in wechselnder Entfernung sich mit jedem Ruderschlage vorwärts auf neue Weise gruppiren. Zu beiden Seiten des Kanals der oft nur eine Strombreite von 3000 Fuß, oft wieder das Dreifache hält, reiht sich, namentlich auf der europäischen Küste, fast ununterbrochen Ort an Ort entweder im Halbkreise eine Bucht mit leuchtenden Gebäuden umkränzend, oder im Winkel den Fuß eines Vorgebirges perlenschnurartig einfassend. Dazwischen schimmern liebliche Landhäuser und Kiöschke, von Hainen, Gärten und Weinbergen umringt, indeß alte Burgen und Ruinen die malerischen Gipfel krönen. Die Berge fallen oft sehr schroff ab, und ihre grauen Felswände vergönnen Ansiedlungen stellenweis kaum irgend ein Plätzchen; anderwärts treten sie zurück, und anmuthige Matten, bunt gestickt

mit dem reichsten Blumenflor, überraschen den Blick. Zu dem etwa anderthalb Tausend Fuß hohen Gipfeln ziehen sich reizende Schluchten hinauf voll Pinien und Platanen, über deren Laubkuppeln erhabene Cypressen in düsterer Pracht emporstreben, während murmelnde Quellen und schäumende Gießbäche ungeduldig niederstürzen, um ihre Fluthen dem Meere zu vermählen. Ueber alle Beschreibung lieblich aber ist der Zauber von Tinten und Farbentönen, welche die Natur in gleicher Verschwendung über Himmel, Wasser und Land ausgegossen."

„Sobald man am rumeliotischen Leuchtthurm die Basalt-Felsenriffe der niederen Symphlegaden hinter sich hat, wird sogleich die Straße durch Kaps, die von hüben und drüben hineinragen, verengert. Vorwärts schieben sich die Uferhöhen so in einander, daß man in einen Hafen einzulaufen glaubt, hinter welchem der Bujukdagh oder Riesenberg sein bewaldetes Haupt majestätisch erhebt, während rückwärts nur noch eine schmale Spalte die Aussicht auf die brandende See gestattet. Das thracische Ufer am Vorgebirge Karibdsche ist kahl und unwirthlich. Die Kanalbucht, gleichsam die Mündung der riesigen Bosporusschlange, war zu allen Zeiten Zeuge von Seeschlachten, wenn entweder die Barbaren auf ihren zahllosen Dromiten gegen die byzantinischen Triremen anstürmten, oder die Galeeren von Venedig und Genua sich um den Kanalzoll zankten. Deshalb erscheinen im Hintergrunde auf den letzten Abhängen der Ufergelände Vertheidigungsbauten aus den verschiedensten Zeitaltern. Zuhöchst thronen die grauen Ruinen der genuesischen Burgen, die dem Bosporus das Ansehen des Rheines gäben, wenn nicht etwas tiefer die rothen Mauerzinnen der Ahornschlösser von Rumelien und Anatolien, unter Sultan Murad IV. erbaut, an des Orients Nachbarschaft erinnerten. Zu unterst liegen am Strande die erst neuerlich von französischen Ingenieuren angelegten Küstenbatterien von Deli Talian und Juscha, von beiden Seiten die „geheiligte Oeffnung" bestreichend, durch welche man mit einer Wendung nach Süden in die zweite Bucht des Bosporus steuert. Es ist die durch vier Vorgebirge begrenzte herrliche Bucht von Bujukdère (Großthal), von welcher man zuerst das freundliche Tarapia (Heildorf) auf dem thracischen

Ufer gewahr wird, während gegenüber der Riesenberg, der höchste Punkt des Bosporus, von den Türken Juscha (Josua), von den Griechen Jupitersberg genannt, wie ein lorbeerumlaubter Gigant am Strande sitzt und zwei Vorgebirge, als seine Füße, in die kühle Fluth streckt. Wendet man diesem ungeschlachten Wächter des Kanals den Rücken zu, so sieht man grade in das Thal von Bujukdere hinein, dessen Sommermatten im üppigsten Sammetgrün prangen. Im Vordergrund baute die europäische Diplomatenwelt die idyllischen Tempel von Bujukdere und Terapia, welche mit ihren Oleanderhainen und ihren Myrten- und Pomeranzen-Terrassen die Bucht im Halbkreis umfangen. Kastanien- und Wallnuß-Wäldchen wechseln mit Platanen und Cypressen, und großblätteriges Feigengebüsch bildet die Schlagschatten zwischen den dichtbestockten, heller belaubten Weinbergen. — An der dritten Bucht des Bosporus sieht man auf europäischer Seite das „neue Dorf" (Jeni-Köi) um den Fuß des Jeniköi-Kaps gruppirt. Um der Brandung an diesem Kap auszuweichen macht das Schiff einen Bogen nach Osten, und man begegnet auf der anatolischen Küste der Kaiserrhede Chunkiar Iskelessi, wo die russische Uebermacht durch den Vertrag von 1833 auswirkte, daß den übrigen europäischen Flotten das schwarze und das Marmora-Meer verschlossen wurde. Die vierte Bucht enthält den berühmten Hafen von Stenia, welcher vermöge seiner trefflichen Lage und Tiefe der Schauplatz unzähliger Seegefechte wurde. In den Engen des Bosporus, welche die fünfte Windung desselben bilden, wird die südwärtsgehende Strömung der eingepreßten Wassermasse, von den Türken „Teufelsströmung" (Scheidan Akindissi) genannt, so stark, daß die heraufkommenden Nachen sich an drei Stellen von bereit stehenden Fischern heraufziehen lassen müssen. Diese Kanalenge bewachen die festen Schlösser von Europa und Asien, Rumili und Anatoli Hissari, deren weiße Mauern schon von weitem aus dem Grün der Höhen hervorleuchten. Anatoli Hissari, von Mohammed I. erbaut, blickt mit seinen mittelalterlichen Zinnen ernst auf das „Thal des himmlischen Wassers", den Lieblingsspaziergang der türkischen Damenwelt. Gegenüber erbaute Mohammed II. an der thracischen Küste zwei Jahre vor der Erstür-

mung Konstantinopels das Schloß von Europa mit seinen gewaltigen Thürmen und phantastischen Mauern. Daneben zieht sich das anmuthige Thal von Bebek mit Palästen und Kiöschken amphitheatralisch in die Höhe, wie sich am asiatischen Ufer die Blummenmatten des himmlischen Wasserthales erheben. Die beiden letzten Windungen des Bosporus werden durch das Vorspringen zweier thracischen Kaps bedingt. Das Mastengewimmel auf und ab segelnder Schiffe wird immer dichter; Lusthäuser und Paläste des kaiserlichen Hofes treten immer zahlreicher an das Gestade. Links begegnen wir den kaiserlichen Lustgärten von Kula Bagdschessi, wo sich der gewaltige Soliman drei Jahre vor dem todschnaubenden Zorne seines Vaters verborgen hielt. Daran grenzt Beilerbei, das asiatische Sommer-Serai des Großherrn, ein zweistöckiges weitläuftiges Gebäude mit schönen Gärten. Auf dem europäischen Gestade erscheinen die Paläste der Sultanin Salia und der Sultanin Walide, weiterhin die großherrlichen Serai von Beschiktasch und Dolmabagdsche. Aber schon wenden wir von der beiderseitigen blendenden Palastlinie den Blick durch den sich öffnenden Kanal auf den vordersten der sieben Hügel, welche die Kaiserstadt tragen; schon blinkt uns der kolossale Halbmond von der prächtigen Kuppel der Aja Sophia als Leitstern entgegen. Wie eine mit Gold und Juwelen geschmückte Schöne in stolzer Anmuth langsam hinter einem grünseidenen Vorhang ans Licht tritt, so enthüllte jetzt nach und nach allen Glanz der unübertroffnen Reize die hehre Kaiserstadt mit ihren schwellenden Moscheenkuppeln und Hunderten von schimmernden Minarets, mit den langgestreckten Armen ihrer Vorstädte auf der doppelseitigen Küste, mit den Tausenden von buntbewimpelten Schiffen und Nachen im mastenstrotzenden Hafen. Doch nur der Meisterpinsel eines Malers wird es vermögen, der Phantasie ein schwaches Abbild dieser herrlichen, wechselvollen Scenerie vorzuführen, welche in der vollen Gewalt ihrer Eindrücke doch immer unerreicht bleiben wird."

„Kaum rasselt der Anker auf dem Grunde des goldenen Horns, so sieht sich auch der Dampfer inmitten einer ganzen Flotille von Nachen und Kaiken, aus welchen die Dragomane sich an Bord drängen. Die Dragomane sind die Lohnlakaien Konstantin-

opels, mit denen man Bekanntschaft macht, ehe man noch den Fuß aufs Land gesetzt hat. Denn als Sendboten der verschiedenen, in Pera etablirten Gasthäuser und Pensionen umringen sie den Ankömmling von allen Seiten und bestürmen ihn mit den Vorzügen ihrer respectiven Hotels. Das erste türkische Wort, welches man aus dem Munde des von einem Fremden zum andern rudernden Zollwächters vernimmt, ist Bakschisch, Trinkgeld. Ist man endlich glücklich auf der hölzernen Landungsbühne von Topchane angelangt, so beginnt der Kampf mit den Lastträgern, welche alle zugleich nach dem Gepäck greifen, und mit den Pferdevermiethern, welche alle ihre Pferde zugleich anbieten, um den Fremden die steile Uferhöhe nach Pera hinaufzubringen. Wir Deutschen blieben indeß zu Fuß und wandelten durch die aufsteigenden krummen engen Gassen gleich einer kleinen Karawane, die Dragomane voran, hinter ihnen die Hamale mit den Koffern auf den breiten Rücken, zuletzt wir selbst. Wir suchten, da Pera's alte Holzspelunken von Ungeziefer wimmeln, eine Pension in einem neuen Hause und fanden beides zu unserer Zufriedenheit bei Signor Giuseppe Vitalis an der Hauptstraße von Pera für einen verhältnißmäßig billigen Preis."

Drittes Kapitel.

Am ersten Morgen unseres hiesigen Aufenthaltes begaben wir uns durch die Straßen von Pera, wo eine Menge Werkstätten und Läden europäischer, besonders deutscher, Handwerker sind, und durch einen Theil von Galata, dessen steinerne Häuser ganz den Eindruck mittelalterlicher Bauten machen, an's goldene Horn hinab, um uns in einem der leichten Kähne, Kaik genannt, nach Konstantinopel übersetzen zu lassen. Diese Kaik's, alle von derselben Bauart, aber von sehr verschiedener Größe, gewöhnlich 20 bis 24 Fuß lang, 3 bis $3^1/_2$ Fuß breit, wimmeln an allen Ankerplätzen, wo Straßen auf das goldene Horn ausmünden. Sie sind ohne sogenannte Rippen, aus dünnen Tafeln von hartem Holz sehr zierlich zusammengefügt. Außer ihrer Leichtigkeit trägt die verhältnißmäßig sehr geringe Breite dazu

bei, daß sie außerordentlich rasch gehen; aber da diese Fahrzeuge auf den Kiel gebaut sind, so spüren sie die geringste Gewichtsungleichheit und schwanken leicht, weshalb man besonders beim Einsteigen einige Gewandtheit anwenden muß. Die innere Einrichtung hat insofern Unbequemes, als sie nur für das Sitzen mit untergeschlagenen Beinen berechnet wurde. Man ist durch den Mangel der Bänke genöthigt, auf dem meist mit Teppichen belegten Boden des Kaik's Platz zu nehmen, und selbst auf die am Hintertheil befindliche Erhöhung sich niederzusetzen, verbietet der Kaikschi (Kaikführer) bei nur einigermaßen ungünstigem Winde, weil dadurch das Lenken erschwert wird. — Nachdem wir dem wirren Durcheinanderschreien der Kaikschi's durch Einsteigen in eins der vielen Kaiks ein Ende gemacht, glitten wir sanft über den ausgedehnten Spiegel des goldenen Horns dahin, uns ergötzend an dem bunten Hin- und Herwogen der leichten, wie Forellen im Teich, pfeilschnell dahinschießenden Fahrzeuge und zugleich die Gewandtheit ihrer Führer bewundernd, die das Fahrzeug, wenn man schon glaubt den Schnabel eines fremden in den eigenen Seiten zu fühlen, mit einem einzigen Ruderschlage in eine andere Richtung zu bringen wissen. Ihre geschmackvolle Kleidung erhöht das Malerische des ganzen Anblicks. Die Kaikschi's tragen gewöhnlich weiße, faltenreiche Hosen mit breiter, rother Leibbinde, am Oberkörper ein weitärmliches weißes Hemd, auf dem Kopf das Fes entweder allein, oder mit dem Turban umwunden, an den nackten Füßen rothe Schuhe. Nichts macht sich komischer in diesem Gewimmel, als die Köpfe der am Boden des Kaiks Sitzenden über Bord gucken zu sehen. Da, wo unser nicht viere Platz finden, zähle ich regelmäßig acht bis zehn Türkenköpfe. Bald sind es Fes und Turbane unter einander, bald vermummte Weibergestalten, bald ist es wieder ein Beamter und hinter ihm sein Secretair (Kiatib) mit Schreibzeug nebst Papierrolle. Dann und wann begegnet man auch einem prächtigen Kaik, wie sie die Vornehmen eigen haben. Die weiße Außenseite derselben ist mit geschmackvoll vergoldetem Holzschnitzwerk verziert. In der vorderen Hälfte sitzen fünf bis zehn oder mehr Paare von sauber gekleideten Ruderern, welche mit tactmäßigem Ruderschlag die größten Fahrzeuge der Art pfeilschnell fortbewe-

gen. Weiter hinterwärts sitzt auf einem schönfarbig mit Tuch oder Sammet beschlagenen Diwan der Herr selbst, hinter ihm gewöhnlich eine Anzahl Diener und Sclaven. Außerdem findet man in diesem Hafen eine wahre Musterkarte von Schiffen aller Nationen. Hier landet ein anatolischer Küstenkreuzer mit seinem antiken schwanenartig gebauten Halse; dort wendet sich ein türkischer Kauffahrer mit seinem hochbordigen, sonderbar gestalteten Hintertheile träg von einer Seite auf die andere. Hier lichtet ein prächtiger englischer Dreidecker neben einer französischen Brigg die Anker, dort liegt eine russische Fregatte mit der weißen blaudurchkreuzten Kriegsflagge zwischen einer preußischen Korvette und einem Loyds-Dampfer, der sich eben anschickt nach Smyrna zu segeln. — Der Hafen erhielt den Namen „goldenes Horn" (Chrysokeras) schon bei den alten Griechen von seiner gekrümmten Gestalt, so wie von seinem Reichthum an Fischen und Schiffen. Die Tiefe desselben ist so bedeutend, daß die größten Kriegsfahrzeuge sich überall hart ans Ufer legen können. Die aus dem Marmora-Meer mit Heftigkeit in den Hafen eindringende Strömung sichert ihn vor Versandung und entführt die hineingeworfenen Cadaver und Pflanzenstoffe sogleich in den Bosporus, so daß keine schädlichen Einflüsse der Fäulniß entstehen können. Die Nord- und Ostwinde bringen hierher Getreide und Holz von der Krimm und den Küsten des schwarzen Meeres, die Süd- und Westwinde bringen auf den Handelsflotten des Mittelmeeres die Schätze des Archipels und Aegyptens, die Kunsterzeugnisse der afrikanischen und europäischen Seeküsten, während zu Lande Karawanen, mit den Gütern des Ost und West befrachtet, aus Thracien und Kleinasien daherziehen, so daß sich auf den Märkten dieser großen Stapelstadt des Handels die Sendlinge dreier Erdtheile begegnen.

Von der Nordseite des Hafens aus kann man Konstantinopel der Länge nach betrachten, und unterscheidet deutlich seine Lage auf sieben Hügeln. Man sieht, die Stadt liegt auf einer Erdzunge, die sich zwischen dem Marmora-Meer und dem goldenen Horn gegen den Bosporus nach Osten hin erstreckt und ein fast gleichschenkliches Dreieck darstellt, dessen oben abgestumpfte Spitze das neue Serai (die alte Akropolis) bildet, während die Grund-

linie mit dem thracischen Festlande, zusammenhängt. In dieser Landzunge zieht sich parallel mit dem Hafen des goldenen Horns bis zur Spitze des Serai ein schmaler Landrücken hinauf, der gegen Norden in sechs bestimmten Abdachungen abfällt, wodurch eben so viele Hügel entstehen. Der siebente Hügel liegt in Südwesten jenseits des Küstenflüßchens Lykus. Jenseits des goldenen Horns liegt, von besonderen Mauern umschlossen, die Hafenstadt Galata, über ihr auf steiler Uferhöhe Pera; rechts sieht man die Vorstadt Topchane (Kanonengießerei), links ziehen sich um das Arsenal mehrere unbedeutende Vorstädte hinauf.

Um auf den ersten Hügel, auf dem sonst der große Kaiserpalast, die Akropole, sich erhob und wo jetzt das neue Serai prangt, zu gelangen, landet man am besten bei dem Gartenthor (Bagdsche Kapu). Dort steht noch außerhalb der Stadtmauer das Kaffeehaus des Tschauschbaschi oder Reichsmarschalls, welcher daselbst die fremden Gesandten zu den Audienzen erwartet und die Diwansstraße zur hohen Pforte hinauf geleitet. Diese hohe Pforte ist das Diwanserai oder der Palast des Großwesirs, in welchem die Reichsgeschäfte verhandelt werden. Das Gebäude ruht auf dem Fundament der alten Basilika, des Senatspalastes unter den Byzantinern, und ist seit den jüngsten Zerstörungen durch die rebellischen Janitscharen und eine Feuersbrunst in schönem griechisch-modernen Stile wieder hergestellt worden. Hier eröffnet sich die Aussicht auf das alte Augusteon, einen der vorzüglichsten Plätze der byzantinischen Kaiserzeit, jetzt zu dem viel kleineren Palastplatz, Serai Meidan, zusammengeschrumpft. Man erblickt in der Mitte als einzige Zierde einen türkischen Brunnen, rings umher armselige Lehmhütten. Hinter denselben nach Süden zu spielt eine kleine Fontaine an der Ecke einer Straße, wo einst im Mittelpunkte des Augusteons das berühmte Reiterstandbild des Kaisers Justinian auf einer Porphyrsäule emporragte. Konstantin der Große hatte seiner Mutter Helena zu Ehren jene Säule errichtet, auf welcher nachher Theodosius sein in Silber getriebenes Standbild setzte. Justinian schmolz das edle Metall und verwandte die Summe zur Anfertigung seiner ehernen Reiterstatue, welche nach tausend Jahren in die Stückgießerei Solimans des Prächtigen wanderte. So

wechselt das Geschick der Großen! Der herrlichste Schmuck des Augusteons war die Sophienkirche, welche westlich vom Serai-Meida liegt. Hier hatte schon Konstantin der Große dem Erlöser, der nach alttestamentlicher Vorstellung die heilige Weisheit (Sophia) Gottes heißt, einen Tempel gebaut, welcher jedoch wiederholt bei Volksaufständen in Feuer aufging. Da faßte Justinian den Plan, durch den Bau der neuen Kathedrale allen Glanz der früheren Tempel zu überbieten. Zu dem Ende wurden die schönsten Säulen aus allen Theilen des Reiches zusammengebracht. So die blauen lybischen Granitsäulen des Osiris und der Isis, die Porphyrsäulen des Sonnentempels zu Baalbeck, die grünen Serpentinsäulen aus dem Tempel der Diana zu Ephesus, so wie die Marmorpfeiler der atheniſchen Pallas, des delischen Apoll und der Cybele von Cyzikus. Sechzehn Jahr lang dauerten die Vorbereitungen und die Ausführung des mit verschwenderischer Pracht ausgestatteten Baues. Den Grundriß bildet ein Rechteck, dessen Breite 228, die Länge 252 Fuß beträgt. Vier schlanke Minarets umgeben von außen den kolossalen Dom, der den byzantinischen Baustil durchaus verläugnet, sondern vielmehr mit seinen Mauerstützen und Strebepfeilern das Gepräge einer gebirgsartigen massenhaften Größe ohne alle äußere Verzierung an sich trägt. — Um das Innere der jetzigen Moschee Aja Sofia zu betreten, muß man mit einer großherrlichen Vollmacht (Ferman) versehen sein, was aber über 800 Piaster kostet, und deshalb pflegen sich stets mehrere Gesellschaften von Fremden behufs gemeinschaftlicher Tragung dieser Kosten zu vereinigen. Eben so wenig darf man das neue Serai ohne kaiserlichen Ferman betreten. Wir wandten uns also südwärts nach dem hinteren Theil des ersten Hügels, um den einst berühmten Hippodrom, die Rennbahn, von den Türken Atmeidan, Roßplatz, genannt, zu besuchen. Der Platz ist gegenwärtig nur noch 250 Schritte lang und 150 Schritte breit, während die alte Rennbahn viermal so groß war. Selbst die vormals von Nordost nach Südwest gehende Richtung hat sich durch die hier vorgenommenen Bauten, verändert, indem der Atmeidan von Norden nach Süden läuft. Heut zu Tage ist nichts mehr zu finden von der alten Herrlichkeit dieser Stätte, wo die wichtigsten Staatsactionen des

byzantinischen Kaiserreichs vorgingen. Verschwunden sind die amphitheatralischen Sitze aus weißem Marmor, auf denen das Volk den Rennspielen zusah, verschwunden die Marmorhallen, welche diese Sitze umgaben, verschwunden die glänzenden Altäre nebst den vielen hundert Bildsäulen in Stein und Erz, welche diesen Hauptplatz der Kaiserstadt einst schmückten. Etwas südlich von der Mitte des unebenen pflasterlosen Atmeidan wird man drei Säulen gewahr. Die am besten erhaltene ist ein ägyptischer Obelisk von röthlichem Granit, viereckig, 61 Fuß hoch und mit Hieroglyphen bedeckt. Das Fußgestell besteht aus vier ehernen Würfeln, welche auf einem zwölf Fuß hohen Marmor-Sockel ruhen. Er wurde von Aegypten über Athen hierher gebracht und schon in früherer Zeit durch ein Erdbeben umgestürzt, aber von Kaiser Theodosius wieder aufgerichtet. Die im Verhältniß zum Durchmesser zu geringe Höhe und das schiefwinklig zugespitzte obere Ende läßt vermuthen, daß er ursprünglich höher gewesen. Eine andere Säule ist eigentlich nur das aus Ziegelsteinen gemauerte Skelett eines vierseitigen Pfeilers, welcher in einer Höhe von 91 Fuß und in einer Stärke von 8 Fuß unter Konstantin Porphyrogenitus errichtet und mit vergoldeten Kupferplatten belegt wurde, wovon aber keine Spur mehr vorhanden ist. Zwischen beiden Denkmälern steht ein aus Erz gegossenes dreiköpfiges Schlangengewinde, zusammengesetzt aus drei metallenen Schlangenleibern, etwa 10 Fuß hoch und von der Dicke eines Mannes. Diese Säule soll einst im Tempel zu Delphi den Dreifuß getragen haben, was indeß vielfach angezweifelt worden ist. Gegenwärtig fehlen die drei Schlangenköpfe. Als Muhammed II. am 29. Mai 1453 Konstantinopel erstürmt hatte und an der Spitze seines Heeres den Einzug hielt, stutzte er bei dem Anblicke dieser Säule und glaubte in derselben ein die Stadt beschützendes Götzenbild zu sehen. Um also dem gesunkenen Reiche auch diese letzte Stütze zu rauben, vielleicht auch seine außerordentliche Körperstärke zu zeigen, schlug er im Vorbeireiten mit der Streitart einen der drei Schlangenköpfe herunter. Die beiden anderen Köpfe wurden erst im achtzehnten Jahrhundert zur Nachtzeit, wahrscheinlich von irgend einem habgierigen europäischen Alterthumsliebhaber abgebrochen. Einen

Theil des alten Platzes nimmt jetzt die Moschee Achmed's I. ein. Sie gehört zu den Dschami. Alle Moscheen theilen sich nämlich in kleine oder Mesdschid (verstümmelt in Moschee), d. i. Anbetungsort, und in große oder Dschami, d. i. Versammlungsort. In letzteren verrichtet alle Freitage der Chatib, ein hiezu besonders verordneter Prediger, indem er das Minber oder die Kanzel besteigt, das Chutbe, d. i. das feierliche Gebet für den Sultan. Die Moschee Achmed's I. (Aja Achmedije) wurde von diesem Sultan am Anfange des 17. Jahrhunderts erbaut. Sie liegt auf einer hohen Terrasse und ist im ganzen osmanischen Reiche die einzige, welche sechs Minarets hat, während alle übrigen höchstens nur vier haben. Als die eigentliche Kathedrale der Hauptstadt zeichnet sie sich durch Schönheit der Verhältnisse und Pracht der inneren Einrichtung aus. Das Gewölbe wird von vier auffallend dicken Säulen getragen, welche kleinen Thürmen ähneln, indem jede 36 Ellen im Umfang hält. Das Minber ist ein Meisterstück von Steinbildnerei und nach dem Muster des zu Mekka mit einer vergoldeten Krone gedeckt, über welche sich ein vergoldeter Halbmond erhebt. Unter den vielen Kostbarkeiten strahlen sechs mit Smaragden besetzte und an goldenen Ketten hängende Lampen hervor. Auf den vergoldeten und mit Perlmutter ausgelegten Pulten erblickt man die schönsten Korane. An der einen Wand hängt der jedesmalige letzte Ueberzug oder das sogenannte „edle Kleid" (ein schwarzseidenes Tuch) der Kaaba zu Mekka, welches die Pilger-Karawane statt des Geldgeschenkes mit zurückbringt. Denn von hier beginnen im festlichen Auszug die Mekka-Pilger ihre Wallfahrt. Hier versammeln sich alljährlich die Großwürdenträger des Reiches, um das Geburtsfest des Propheten zu feiern. Auch geht an den beiden Beiramsfesten zur Verrichtung des Gebets hierher aus dem Serai über den Atmeidan der feierliche Zug des Sultans. Der schöne geräumige Vorhof der Moschee wird von majestätischen Platanen und anderen Bäumen beschattet. In seiner Mitte erhebt sich über dem Brunnen, der bei keiner Moschee fehlt und zu den vor jedem Gebete vorzunehmenden Waschungen dient, ein weißmarmornes Säulendach.

Westlich vom Atmeidan gelangt man zu dem zweiten Hügel,

wo auf einem mit Trümmern bedeckten Platz einer der größten Wasserbehälter des alten Byzanz sich befindet. Es ist die Cysterne des Philorenos, von den Türken genannt: Binbirdirek, d. i. tausend und eine Säule; nicht als ob sie wirklich so viel Säulen zählte (sie hat in allen drei Stockwerken nur 672), sondern 1001 bezeichnet bei den Morgenländern überhaupt eine große Zahl. Man sieht nur noch die Säulen des obersten Stockwerkes, welche das Dach stützen, in ihrer ganzen Höhe von etwa 24 Fuß. Im zweiten (mittleren) Stockwerk sind die Säulen nur auf sieben bis acht Fuß sichtbar. Das Uebrige, so wie das ganze unterste Stockwerk, ist unter Schlamm und Schutt vergraben. Die (252) Kuppeln sind sehr klein, die Säulen sehr dünn; nichtsdestoweniger imponirt die Menge derselben und der großartige Umfang des Gebäudes. Im Inneren haben Armenier jetzt eine Seidenspinnerei eingerichtet, bei welcher an tausend Personen beschäftigt werden. Kleine Jungen eilen herbei, den Fremden zu warnen, in dem dunkeln Gewölbe nicht etwa durch unbedachtes Vordringen die Seidenfäden entzwei zu reißen, und nebenher ein Trinkgeld zu erbetteln. Hier in der Nähe soll der Palast des Patriciers Lausos, Oberstkämmerers beim Kaiser Arcadius, gestanden haben, weltberühmt durch zahllose Meisterwerke der bildenden Kunst, aber im Jahr 475 mit allen Schätzen durch Feuer vernichtet.

Den zweiten Hügel krönte einst das Forum des Konstantin. Es war rund mit breiten Steinen gepflastert, von Arkaden umgeben, mit prachtvollen Säulen und Standbildern bedeckt. Den Mittelpunkt bildete die sogenannte verbrannte Säule, jetzt aus schlechten Hütten hervorragend, womit der Platz überbaut wurde. Diese Säule ist eine der merkwürdigsten. Auf einem Sockel von 18 Fuß Höhe errichtet, besteht sie aus Porphyrscheiben von 33 Fuß im Umkreis, deren Verbindungsfugen statt der früheren vergoldeten Siegerkränze gegenwärtig, wo Feuersbrünste das Gestein verkalkt haben, durch massive Eisenringe zusammengehalten werden. Vielleicht ist das, was man jetzt die verbrannte Säule nennt, nur der Sockel der eigentlichen Säule, welche hundert Fuß hoch gewesen sein soll. Auf der Spitze des Schaftes ließ zuerst Konstantin der Große sein Standbild auf-

stellen, indem er die eine von Phidias gefertigte Bildsäule des Apollo aus dem Tempel zu Heliopolis in Phrygien hierher bringen und derselben seinen eigenen, statt der Strahlenkrone mit Passionsnägeln umgebenen Kopf aufsetzen ließ. An die Stelle dieser Statue kamen später nach einander die des Kaisers Julian und die des Theodosius. Als letztere 1412 durch ein Erdbeben herabgestürzt war, ließ der Komnene Alexius I. daselbst ein kolossales Kreuz, höher als alle übrigen der Stadt aufrichten. Unter dem Sockel der Säule ruht noch unangetastet das Palladium, welches Konstantin der Große aus dem Tempel der Vesta zu Rom herbeischaffen und dort vergraben ließ.

Um zu dem siebenten Hügel zu gelangen, muß man südwestlich von dem Landrücken des Hafens in den Thalgrund des Lykus hinabsteigen. Man kommt hier zur Bodrun-Moschee auf dem ehemaligen Budromos oder Ochsenplatz (Forum bovis). Den Namen erhielt der Platz von einem ehernen Ochsen, welcher, wie der Stier des Phalaris, zur grauenvollen Verbrennung von Verbrechern diente. Noch steht hier die Cisterne von 64 weißmarmornen Säulen, wo deren Erbauer, Aspar und Ardaburios, unter Leo dem Großen später als Empörer bluten mußten. — Auf dem siebenten Hügel befand sich ehemals in der Nähe des Weibermarktes der Arkadiusplatz. Von allen Zierden desselben blieb nur noch das Fußgestell der Hauptsäule als Trümmerhaufen kenntlich. Diese Triumphsäule war mit Sculpturen, welche des Theodosius Siege über die Scythen und Gothen verherrlichten, bedeckt, hielt 12 Fuß im Durchmesser, war 120 Fuß hoch und trug das vergoldete Standbild des Kaisers Arkadius. Bei dem Erdbeben von 732 stürzte dasselbe herunter, und bei einer ähnlichen, noch heftigeren Erschütterung im Jahr 1719 brach die ganze Säule zusammen. Von hier führte vor Zeiten der berühmte troadensische Portikus bis an die goldene Pforte nächst dem Schlosse der sieben Thürme; aber von seinen Marmorhallen ist keine Spur mehr aufzufinden. — Das Schloß der sieben Thürme vertritt die Stelle einer Citadelle. Schon zur byzantinischen Zeit stand hier das Schloß Cyclobion, welches man für den festesten Punkt der Stadt auf der Landseite hielt. Es war aber zur Zeit der Eroberung durch Muhammed II. gänzlich ver-

fallen, und dieser Sultan ließ 1458 die Befestigung wieder herstellen. Das Ganze ist eigentlich ein Fünfeck. An jeder Ecke erhebt sich ein dicker Thurm, und in der Mitte der gegen den Stadtgraben gekehrten Hauptseite, zu beiden Seiten des goldenen Thores, erblickt man noch zwei andere. Sie sind viereckig aus Quadern aufgeführt und gegen hundert Fuß hoch. Man sieht an ihnen noch römische Adler, wodurch sie sich als Werk der Byzantiner verrathen. Von den fünf Eckthürmen sind drei rund, zwei im Achteck erbaut. Der größte derselben, der Janitscharenthurm, links am Eingang, zeichnet sich dadurch aus, daß er eigentlich ein Doppelthurm ist; denn aus der 70 Fuß hohen, mit Mauerzinnen versehenen Plattform erhebt sich ein zweiter 120 Fuß hoher Thurm, von welchem man der herrlichsten Aussicht genießt. Die Stadt mit ihren durch Moscheenkuppeln und Minarets bezeichneten Hügeln, der Bulgurlu und der Olymp, dessen weißschimmernde Gipfel die Eiskeller der Hauptstadt füllen, das segelbeblühte Marmora-Meer mit seinen grünen Inseln, hinter uns der dreifache mit Epheuranken dicht umwucherte Mauergürtel der Stadt, und darüber hinaus die von Cypressen und Ahorn umschatteten Begräbnißstätten: dies Alles lag als reizendes Rundgemälde zu unseren Füßen. Auf den dicken mit Schießscharten gekrönten Mauern liegen eiserne verrostete Kanonen von geringem Kaliber. Die eisenbeschlagenen Thore sind roth angestrichen und mit einem Fallgitter versehen. Unter dem Thorthurm zur Rechten zeigt man einen Saal voll alter Waffen und Ketten. Auf dem Wege von da bis zu den zwei genannten viereckigen Quaderthürmen sieht man zu beiden Seiten ungeheure steinerne Kanonenkugeln, links eine kleine Moschee. Den übrigen Raum dieses ersten Hofes nehmen verfallene Häuser, unregelmäßige Gärten, mit Gras bewachsene Plätze, Steinhaufen und Buschwerk ein, welches zwischen den Trümmern einiger Brandstellen emporgeschossen ist. Früher waren die sieben Thürme das Staatsgefängniß nicht nur für ausgezeichnete Gefangene, sondern auch für die europäischen Gesandten, mit deren Höfen die Pforte Krieg führte. Tritt man nun durch ein ebenfalls roth angestrichenes Thor in den zweiten Hof, so sieht man zur Rechten das Haus des Aga oder Festungscommandanten, bei welchem jene einge-

sperrten hohen Gäste ihr theuer bezahltes Quartier hatten. Diesem Hause gegenüber liegt ein Garten mit den riesenmäßigen, allnächtlich von einer brennenden Lampe erleuchteten Grabstätten der Moslemin, die bei Erstürmung dieses Schlosses fielen; Kriegsgefangene Franzosen und Russen haben diesen Garten, erstere mit Rosenanlagen, letztere mit ein paar hölzernen Köschken*) verschönert. Wohl mancher Hospodar und Vasallenfürst saß dort, auf die beiden viereckigen Quaderthürme hinüberstarrend, in deren einen vielleicht bald sein Haupt hinabrollen sollte. Der südliche von diesen beiden Thürmen heißt nämlich der Blutbrunnen, weil in seine finstere Tiefe die Schädel der Enthaupteten, nachdem man sie ausgesteckt, hinabgeworfen wurden. Elegische Inschriften findet man vielfach auf Mauern und Steinplatten.

Die goldene Pforte, das einst mit Kreuz und Bildsäulen geschmückte Thor, durch welches in der glänzenden Kaiserzeit alle Triumphaufzüge in die Stadt gingen, wurde im Anfang des eilften Jahrhunderts aus Furcht vor einem Ueberfalle der Latiner vermauert und durch Umwallung unzugänglich gemacht. Wir ritten daher durch ein anderes Thor ins Freie nach der von Griechen und Armeniern besuchten Wallfahrts-Kapelle Baliki, d. i. Fischkirche. In dem eingefaßten Brunnen des Klosterhofes sieht man einige forellenartige Fische. Der Sage nach soll ein Weib, welches Fische briet, den zur Vertheidigung der Mauer eilenden Kaiser Konstantin IX. mit dem Zurufe gewarnt haben, die Türken seien schon in der Stadt. Auf die Antwort des Kaisers: „So wenig deine Fische wieder schwimmen werden, so wenig werden die Türken je in die Stadt dringen", seien alsbald die gebratenen Fische in das Wasser gesprungen, in welchem sie noch heute zum Gedächtniß des Wunders aufbewahrt werden. Eigentlich sollten es Goldfische sein, von denen die früher hier stehende Kirche unserer lieben Frau „vom Goldquell" benannt wurde. Nahebei befand sich zur Kaiserzeit in einem anmuthigen Lusthain der berühmte zum Sommeraufenthalt dienende Quellenpalast Pege,

*) Köschk oder Kiosk ist ein von allen vier Seiten offenes, nur von oben durch ein weit vorragendes Dach geschütztes und durch Leichtigkeit des Baustils ausgezeichnetes Gebäude.

häufig auch zu Audienzen für fremde Gesandten benutzt, jetzt auch nicht einmal mehr in Trümmern zu sehen. Einsame Cypressen und Platanen mögen noch die vormals zu großartigen Wasserwerken führenden Wandelgänge bezeichnen. — Zur Rechten den dreifachen Mauergürtel der Stadt mit viereckigen laubumrankten Thürmen, gelangt man zu dem Kanonenthor, vormals Thor des heiligen Romanus, bei dessen männlicher Vertheidigung der letzte Paläologe, Kaiser Konstantin IX., sein Leben opferte, worauf dann über seinen Leichnam der Padischah Muhammed II. in die oströmische Kaiserstadt einzog, um statt des Kreuzes auf der Kuppel der Sophienkirche den goldenen Halbmond aufzupflanzen.

Durch die winkelichten, den Thalgrund des Lykus bedeckenden Gassen begaben wir uns nach dem vierten Hügel, an dessen Fuß eine sechs Klafter hohe Säule aus weißem Marmor steht, welche, wie die lateinische Inschrift am Sockel besagt, einst die Statue des Kaisers Marcian trug; jetzt wird sie fälschlich Mädchenstein, Kis-taschi, genannt, indem man sie mit einer andern Säule verwechselt, welche mit einer Venusstatue geschmückt war. — Auf dem Gipfel des vierten Hügels leuchtet die mächtige Moschee Muhammed's II. Da sie nicht aus einer christlichen Kirche in eine mosleminische verwandelt, sondern neu gebaut wurde, so ist sie nicht nach Osten, sondern nach Südosten gewendet, weil der Mihrab oder Hochaltar stets die Richtung nach Mekka hin haben muß. Hier stand früher die Kirche der Apostel mit dem Heroon oder der Kaisergruft. Die Lateiner waren die Ersten, welche nach Erstürmung der Stadt (1204) die Gruft erbrachen und die Leichname ihres Schmuckes beraubten. Muhammed II. aber ließ, um sie zu überbieten, die Gebeine der Kaiser zermalmen und unter den Mörtel mischen, dessen er zum Bau seiner neuen Moschee bedurfte. — Etwas abwärts am Abhange des vierten Hügels nach dem goldenen Horn zu liegt die Kirchenmoschee, Kilisse Dschamissi, nach und nach durch Erdbeben und Feuer in eine Ruine verwandelt, vormals christliche Kirche des Pantokrator mit den Grabmälern der Komnenen, von denen jetzt nur noch ein vor der Thüre der Moschee stehender Serpentinsarg übrig blieb, um den Moslemin bei ihren Abwaschungen als Wasserbehälter zu dienen.

Vom vierten Hügel zu dem dritten zurückkehrend, erblickten wir neben uns die große Wasserleitung des Valens, ein aus dem nahen Belgrader Walde in einer zweistöckigen Linie hoher römischer Bogen fortlaufendes Bauwerk von besonders schönen Verhältnissen. Die eilf Fuß dicken aus Quadersteinen aufgeführten Pfeiler boten bis dahin allen Erderschütterungen Trotz. Oben auf dem Wasserkanal ist zwischen den Steinen eine lange Reihe Buschwerk emporgeschossen, welches mit seinen im Windhauch spielenden zarten Zweigen der kolossalen, über das umgebende Hüttengewimmel weit emporragenden Steinmasse eine eigene Anmuth verleiht.

Der Gipfel des dritten Hügels trägt die unvergleichlich prachtvolle Moschee Soliman's II. des Großen, die herrlichste aller Moscheen in Konstantinopel und in fünf Jahren (1550 bis 1555) durch Sinan, den größten türkischen Baumeister, aufgeführt. Obgleich Nachbildung des Sophientempels, so beurkundet sie doch eine noch höhere Vollendung in der schönsten Harmonie aller ihrer Theile. Die Hauptkuppel der Moschee ist von demselben Umfang wie die der Aja Sophia, aber noch sieben Ellen höher, und wird von vier Pfeilern getragen, zwischen denen rechts und links je zwei Säulen, die vier größten Säulen Konstantinopels, eingeschoben sind. Sie messen dreizehn Fuß im Umfang, und ihre Kapitäler sind von weißem Marmor. Neben dem ebenfalls weißmarmornen Mihrab stehen zwei vergoldete Riesenleuchter, auf denen in den sieben heiligen Nächten mannsdicke Wachskerzen brennen. An die Wand des Mihrab stößt das einfache Mausoleum Soliman des Prächtigen, mit dem die Macht der Pforte ihren Gipfelpunkt erreichte. An den vier Ecken des Vorhofes stehen vier mächtige Minarets, und zwar unmittelbar an der Moschee zwei höhere mit dreifacher Gallerie für den Gebetsausrufer, an den Eingangsecken zwei niedrigere mit zwiefacher Gallerie. Einer derselben heißt der Edelstein-Minaret, weil eine Menge Edelsteine darin eingemauert sein sollen. Der Volkssage zufolge sandte nämlich der damalige persische Schach Thamas dem Sultan zur Förderung des Baues ein Kästchen mit Juwelen und mehrere Beutel Goldes. Damit wollte der Schach den Sultan jedoch nur verhöhnen, indem die Perser als

Schiiten oder Ketzer und die Türken als Sunniten (Rechtgläubige, welche auch die mündliche Ueberlieferung oder die Sunna als oberste religiöse Erkenntnißquelle annehmen) sich gegenseitig aufs grimmigste hassen. Soliman ließ daher sogleich in des Botschafters Gegenwart das Gold unter die Juden vertheilen mit der Bemerkung, er werde wissen, daß am jüngsten Tage die Schiiten die Pferde vorstellen sollten, auf denen die Juden in die Hölle reiten müßten. Damit letztere sie nun nicht allzu sehr spornen und peitschen möchten, so wolle er dieselben durch das Geldgeschenk im voraus begütigen. Was aber die Juwelen betreffe, so seien sie im Vergleich mit der ungeheuren Menge von Quadersteinen und kostbaren Säulen, die man zum Bau der Moschee verwenden müsse, ganz und gar werthlos, und deshalb habe er befohlen, sie mitten unter die Steine des so eben im Bau begriffenen Minarets mit einzumauern. Uebrigens hat Soliman rings um seine Moschee in einem weitläuftigen Viereck alle frommen Stiftungen des Islam, welche sich bei anderen Moscheen nur einzeln finden, vereinigt, nämlich Schulen, Akademieen, Bibliothek, Spital, Armenküche, Bad, Karawanserai und Khan oder Versorgungshaus für Fremde. — Nahe bei dieser Moschee erhebt sich mitten aus den Kasernen, worin einst die furchtbaren Janitscharen hauf'ten, auf dem höchsten Punkte des Hügels der Seriasker-Thurm oder Janginkiöschk (Feuerwachtthurm). Von ihm hat man die wundervollste Rundschau über die meerumfluthete Kaiserstadt, ähnelnd einem großen Karfunkel, der auf drei Seiten in den Demantschein des herrlichsten Wassers und auf der vierten in das Smaragdgrün lieblicher Thalgründe gefaßt ist. Von hier aus überblickt man zugleich am besten den Ort, wo einst das Theodosianische Forum lag. Dieser Platz, auch Forum tauri (Stierplatz) genannt, nahm fast den ganzen dritten Hügel ein und war einer der größten im alten Konstantinopel. In seiner Umgebung befanden sich die prachtvollsten Bauten, als: der Konstantinische Sommerpalast, das Museum, das Kapitol. Auf dem Forum selbst errichtete Theodosius der Große im vierten Jahrhundert eine Triumphsäule, welche seine Siege über die Gothen und Scythen verherrlichte und sein silbernes Standbild trug. Als dasselbe bei einem Erdbeben herab-

stürzte, ließ Kaiser Anastasius dasselbe im Anfang des sechsten Jahrhunderts einschmelzen und dafür sein ehernes Standbild auf die Säule erhöhen, welches aber in einem Aufruhr zertrümmert wurde. In der Mitte der Marmorhallen, welche als Arkaden das ganze Forum entlang liefen, erhob sich als schönste Zierde auf hohem steinernen Fußgestell die eherne Statue des Bellerophon, auf geflügeltem Pegasus sitzend, der von den christlichen Byzantinern aber für Josua dargestellt in dem Moment, wo er die Sonne stille stehen heißt, gehalten wurde. Die Lateiner zerschlugen dies Meisterwerk der Kunst, um aus dem Metall Kupfermünzen zu prägen. Was von jenen strahlenden Säulengängen und Hallen noch nicht durch Erdbeben oder Verwüstung untergegangen war, das wurde später von den Osmanen abgebrochen und zum Aufbau des alten Serai, Eski Serai, verwendet.

Damit beschlossen wir unseren ersten Rundgang durch die Stadt. Man kann sich eines bitter wehmüthigen Gefühles nicht erwehren, wenn man bei jedem Schritt und Tritt an jenen barbarischen Vandalismus erinnert wird, welcher die großartigen Denkmäler einer glanzvollen Vergangenheit der rücksichtslosesten Vernichtung preisgegeben. Daneben stößt man überall auf Begräbnißstätten, nicht etwa nur innerhalb des Bezirkes der Vorstädte, sondern man bemerkt auch fast in jeder Straße, bei jeder Moschee Privatleichenhöfe, welche durch die vergitterten Oeffnungen der Mauerumfriedigung ihre weißen, von melancholischen Cypressen umdüsterten Denkmale zeigen. Ueberall begegnet man Grabsteinen nebst Cypressen, und Stambul, dessen Hügel die modernden Gebeine von Nationen bedecken, dessen Mauern so viel Großes, so viel Herrliches untergehen sahen, kann mit Recht ein riesenhaftes Mausoleum der Geschichte heißen, in welchem der Leichnam der einst so bezaubernden Vergangenheit von Würmern zerfressen wird.

Wir haben uns hiermit der südländischen Sitte befreundet, die Hauptmahlzeit Abends zu nehmen. Dadurch gewinnen wir den Vortheil, die uns vergönnte Tageszeit aufs zweckmäßigste zu verwenden. Wenn wir nicht schon mit Sonnenaufgang zu einer

Parthie aufbrechen, so sind die Frühstunden der Aufzeichnung des Erlebten oder dem „Kef" gewidmet, worunter der Orientale das träumerische Hinstarren in die bläulichen Rauchwolken der brennenden Pfeife versteht. Gewöhnlich frühstücken wir zwischen acht und neun Uhr und besuchen dann die Merkwürdigkeiten der Stadt, woran sich Ausflüge zu Roß oder im Kaik nach den anziehendsten Punkten der Umgegend knüpfen. Kommen wir dann gegen sechs Uhr heim, so schmeckt das Mittagsmahl vortrefflich, denn unterwegs bekommt man höchstens Pfirsiche und Trauben, oder Kaffee und Tschibuk. Ein deutscher Kaufmann, Herr Litzmann, der mit seiner liebenswürdigen Frau im Hause wohnt, ist unser Tischgenosse, und haben wir uns dann von unsern Strapazen recht ausgeruht, so versammeln wir uns oft um das Pianoforte unseres freundlichen Landsmannes und verbringen den Abend mit Spiel, Gesang und Tanz.

Nachdem wir die durch historische Erinnerungen vorzüglich merkwürdigen Plätze durchwandelt, versenken wir uns nun in Stambuls lebensvolle Gegenwart. Wir steigen von der ganz europäisch aussehenden Frankenstadt Pera durch die ziemlich saubere Heerstraße Bei-Johl hinab, wo uns der massive Feuerwachtthurm und die hohe Quadermauer den Anfang von Galata bezeichnen. Eilig drängt sich das Volk hier in den steilen schmutzigen Gassen auf und ab. Bettler halten dem besser Gekleideten, in welchem sie einen Fremden vermuthen, ihre wirklichen oder erheuchelten Uebel vor Augen, oder fassen den Vorübergehenden am Rockzipfel, um einige Para in dem emporgehaltenen blechernen oder hölzernen Almosenteller klappern zu hören. „Signor". „Kapitani" u. s. w. hört man sich von allen Seiten angerufen, und auf Eltern, Kinder und Kindeskinder hinaus wird freigebig der Segen des Himmels gespendet, obgleich gerade diese Vorstadt fast unter dem Fluche desselben zu ruhen scheint. Denn Galata ist übel berüchtigt als ein Schlupfwinkel aller Laster, eine Diebs- und Schandherberge des schlechtesten Gesindels. Außer den hier ansäßigen Italienern sind es vornehmlich Insel-Griechen, welche hier wohnen und unter dem Namen der Malteser den verrufensten Theil der Bevölkerung Stambuls bilden, vor deren langen Fingern die Kaufleute ihre in Stein gebauten Magazine

durch Eiſenthüren und Fenſtergitter zu ſchützen ſuchen. Es giebt kein Verbrechen, das nicht in den Schlupfwinkeln dieſes abſcheulichen Gelichters begangen würde. Wehe dem, der ſich von den allezeit bereitwilligen Sirenen in eine der elenden Spelunken verlocken ließe! Halbnackt auf die Straße geworfen zu werden, wäre noch ein Glück; denn mancher Unvorſichtige iſt auf dieſe Weiſe gänzlich verſchwunden. — Je weiter man zum Hafen hinabſteigt, deſto ärger wird das Gewühl. Hier ziehen halbtrunkene Matroſen eines eben gelandeten europäiſchen Kauffahrers lärmend und jodelnd durch die engen krummen Gaſſen; dort bieten falkenartig blickende Individuen im ſchwarzen faltenreichen Tſchakſchür mit weißen Strümpfen, hohen Schuhen und dem Malteſer Schiffshut vielleicht geſtohlene Koſtbarkeiten aus freier Hand zum Verkauf, während Armenier und Juden ſich herandrängen, um durch Herabdrücken des Preiſes ihren Theil an der Beute zu haben.

Man athmet freier, wenn man das Brückenthor erreicht hat, um auf einer der beiden über den Hafen führenden Schiffsbrücken, nach dem Fiſchmarktthor (Balikbasari Kapussi) zu gelangen, wo einſt das Strategion oder der Exercierplatz für die Beſatzung der oſtrömiſchen Kaiſerſtadt ſich befand, wo gegenwärtig aber die Hinrichtungen von Verbrechern, ſo wie die reſpectiven Verſchneidungen an Naſen und Ohren vollzogen werden. Auf dem Balik Baſar oder dem Fiſchmarkt, ſtehen Tauſende von Seebewohnern, in großen Maſſen aufgeſchichtet, feil. Da liegen herrliche Goldbraſſen neben einſeitigen Schollen, bläulich und purpurroth ſchimmernde Seebarben neben weißen Meergrundeln, ganze Körbe voll fingerslanger ſchillernder Meerſunker neben rieſigen Thun- und Schwerdtfiſchen, während ſchmackhafte Makrelen und Steinbutten bereits in der Bratpfanne dampfen. Dazu kommen die prächtigſten Seekrebſe von den verſchiedenſten Größen, ſo wie ganze Bänke voll Auſtern und Miesmuſcheln, welche die Liebhaber hier meiſt gleich im Freien verzehren.

Hinter dem Fiſchmarkt beginnen alsbald die Anfänge der Boutiken und Baſare, die ſich faſt durch alle Stadttheile der Hafenſeite hinziehen. Wie in anderen Städten des Orients, ſo ſind auch hier gewiſſe Handelsartikel in beſtimmten Baſars oder

Kaufbezirken vereinigt. Man findet ganze Reihen von Fesverkäufern, Strumpfhändlern, Schuhmacherladen, wo allenthalben die rothen Schuhe in den verschiedensten Formen umher hängen und liegen. Auf allen Seiten wird der vorübergehende Europäer von den Handelsleuten zum Kaufen eingeladen. Zuweilen machen sie ganz unverschämte Forderungen. Thut man dann ein angemessenes Gebot, so ist die gewöhnliche verneinende Antwort ein mit niedergeschlagenen Augen und rückwärts gebeugtem Kopfe ausgestoßenes Tz. Gewöhnlich besinnen sie sich eines Bessern, rufen dem Weggehenden nach und winken ihm zurückzukehren, indem sie die innere Fläche der aufgehobenen Hand von sich abwenden, eine Bewegung, die bei uns grade das Gegentheil bedeuten würde. Die Gewerbe der Handwerker sind in der Türkei außerordentlich zertheilt, und so macht der Verfertiger der Tschakschür (Faltenhosen) keine Tschekmen (Jacken), noch wird man bei dem Jackenschneider einen Benisch (Rock) erhalten. Dergleichen wird gewissermaßen fabrikmäßig betrieben, indem der Handwerker nicht auf Bestellung, sondern nur zur Vervollständigung seines Vorrathes arbeitet, aus welchem sich dann der Käufer nach Belieben auswählen mag. Da die bisher übliche Mode der orientalen faltenreichen Kleider sich nicht nach den Körperverhältnissen zu richten brauchte, so ist das begreiflich; indeß wird die überhand nehmende europäische Tracht der Pantalun und Setere (Schnürröcke) hierin bald eine Reform mit sich bringen. — Außerdem giebt es natürlich eine Menge Kleinhändler, deren ganzes Magazin oft nur in einem Tische besteht, auf welchem sie Früchte, Brot und dergl. auslegen. Oft haben sie auch nur ein rundes Brett oder eine blecherne Platte, die sie auf dem Kopfe tragen, unter dem Arme aber ein hohes dreibeiniges Gestell, auf welches sie die Platte niedersetzen, sobald sich ein Käufer findet. Andere bringen ihre Waaren in großen Körben. Jeder stellt sich da auf einem beliebigen Marktplatz neben diejenigen, welche mit Aehnlichem handeln. — So wandelt man denn zwischen langen Reihen von Buden hin, in welchen die verschiedenen Lebensbedürfnisse aufs mannigfaltigste zur Schau und Auswahl geordnet sind. Hier stehen große Körbe voll brauner Datteln, frischer oder an Schnüren gereihter getrockneter

Feigen, herrlicher Granatäpfel, deren kühles saftreiches Fleisch besonders beliebt ist. Dazwischen liegen große Haufen rother und weißer Trauben, die nach dem Gewicht verkauft werden und riesige Melonen, an deren Saft sich der Käufer sogleich aus freier Faust erquickt. Daneben verfertigt eine Reihe von Bäckern vor den Augen der gaffenden Müßiggänger ihre ungesäuerten Brote, Fladen und die mit Schwarzkümmel bestreuten Butterprätzeln. Man geht durch ganze Gassen von Pabutschenhändlern (Pantoffelschustern), von Verkäufern der rothen und vergoldeten Thonpfeifen, die aber durchaus keine Rohre haben, während die Rohr- und Mundspitzenhändler selten einige Pfeifenköpfe anbieten können. Dazwischen begegnen wir der Bude eines Garkochs, aus dessen Thür der Duft der saftigen Spießbrätchen hervordringt und vor welcher eine ganze Meute hungriger Hunde versammelt ist. Mit den heulenden und klaffenden Tönen dieser vierbeinigen Straßenbevölkerung verbindet sich das Schreien der Käufer und Verkäufer, der gellende Ruf der Brätzelbäcker, Zukkerwaarenhändler und anderer Hausirer, welche mit „Ladi, kalo Ladi“ (Oel, gutes Oel), „Kestene“, „Mohallebi“ (Reisgülze), „Jämäk“ (Brot) u. s. w. durch die Straßen ziehen. Nur langsam bringt man allmählig vorwärts, oder wird vielmehr durch den Menschenstrom vorwärts gedrängt, wenn nicht irgend einer der häufigen Zufälle die Ordnung stört. Man kann nicht Augen genug haben. Dem Kothe auszuweichen, indem man auf den Ruinen des ehemaligen Pflasters vorsichtig von einem der hervorstehenden Steine zu dem anderen springt, ist ein vergebliches Bemühen. Man hat genug zu thun, auf andere Dinge zu merken. Während man einem der tausend herrenlosen Hunde, welcher sich mitten auf der Straße gelagert hat, ausweichen will, rennt man sich die Kanne eines Wasserträgers in die Seite, oder wird fast umgeworfen von einem Lastpferde, welches schief gelegte Bretter zu einem Bau schleppt. Zwischen dem Gewühl der Fußgänger eilen in den Straßen auch Reiter zu Roß und zu Esel oft mit einem nach unseren Vorstellungen unverzeihlichen Ungestüm hin und her. Gleich bei unserer Ankunft hatten wir Ursache über die Unvorsichtigkeit und Verwegenheit eines solchen Reiters zu erstaunen. Wir waren abgestiegen; unsere

eilf Pferde standen, mit den Köpfen der Wand des Hôtels zugekehrt, neben einander, wir zwischen ihnen, damit beschäftigt, unsere Sachen abzupacken, und uns umringte auf der kaum vierzehn Fuß breiten Straße ein dichter Haufe von Neugierigen, als plötzlich mitten durch diese hindurch und hart an unseren Pferden hin ein Türke im gestrecktesten Galopp über das glatte, sehr abschüssige Pflaster vorüberjagte, so daß die Leute kaum schnell genug sich zusammendrängen konnten, um den fliegenden Renner durchzulassen. Vornehme Türken, höhere Beamte und Officiere reiten dagegen immer im Schritt, begleitet von mehreren Dienern und Sclaven zu Fuß, die verschiedene kleine Aemtchen verwalten. Einer hält den Steigbügel, ein Anderer trägt in einem langen, oft sehr schön gestickten Tuchsack mehrere Pfeifen, ein Dritter den Tabaksbeutel, ein Vierter einen tuchenen Schirm zum Schutz gegen Sonne und Regen. Oft begegnet man ganzen Heerden von Eseln, mit Waaren, Lebensmitteln und anderen Sachen beladen; denn fast Alles, was man bei uns auf Wagen oder Karren transportirt, wird hier auf Pferden, Eseln oder Maulthieren, weiter im Süden aber auf Dromedaren fortgeschafft. Auf dem Rücken von Eseln werden besonders die mannigfaltigen Arten des Backwerks feil geboten. Auf den damit gefüllten Tragkörben liegt eine große hölzerne oder blecherne Platte mit den Proben der Waare. Der Verkäufer geht gewöhnlich mit häßlichem Ausrufergeschrei hinter seinem Thiere her, in der Rechten trägt er einen Knittel zum Antreiben, in der Linken die Pfeife. Für schwere Kaufmannsgüter, große Fässer und andere Gegenstände, welche sich in diesen oft absatzartig sich erhebenden oder breite steinerne Treppen bildenden Straßen nicht wohl auf Pferden oder Eseln fortbringen lassen, hat man eine sehr zweckmäßige Art des Transportes erdacht. Zwei, vier, ja bisweilen zwölf Männer, wie es das Gewicht des Gegenstandes erfordert, tragen je zwei und zwei eine rund geschnitzte, zehn bis zwölf Fuß lange büchene Stange auf den Schultern. Ueber der Mitte dieser Stangen laufen nun starke Seile, die das Faß oder den Ballen von allen Seiten netzartig umschlingen. Sämmtliche Träger schreiten tactmäßig einher, wodurch dann die langen elastischen Stangen in gleichmäßige gelinde Schwingungen versetzt werden.

Von den Basars oder Marktplätzen unterscheidet man die Besestane oder die gedeckten Kaufhallen. Diese haben wahre Gassen, in welchen sich Bude an Bude reiht. Sie liegen am Abhang des zweiten und dritten Hügels, aus zwei großen Vierecken bestehend, welche von oben durch Kuppeldächer Licht empfangen. Früher von Holz und wiederholt durch Feuerswuth zerstört, wurden sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts aus Stein erbaut. Hier athmet man etwas leichter; denn obwohl es auch hier noch Lärmen und Drängen genug giebt; so herrscht doch in dem dichten Menschengewühl immer eine gewisse Ordnung. Die Waaren sind auch hier nach der Gleichartigkeit zusammengestellt. In einer Budengasse findet man Pabutschen von den mit Gold und Perlen reich gestickten Sorten an bis herab zu den einfachsten, die nur aus Saffian bestehen. In andern sieht man gestickte Tücher, Schleier, seidene durchsichtige Hemden, Taschen aus Goldstoff, Tabacksbeutel; dann folgen Reihen von Goldarbeitern und Steinschneidern, Essenzen- und Rauchwerkhändlern, Verkäufern von Perlen, kolossalen silbernen Taschenuhren, alten und neuen Waffen u. s. f. Wohl imponirt diese Anhäufung aller möglichen Luxusartikel; indeß bei der reichsten Pracht entspricht doch nichts dem feinen Geschmack und der Zierlichkeit unserer abendländischen Fabrikate. In dem ägyptischen Besestan findet man die Gewürze von Arabien und Indien, und ich freue mich immer, wenn ich meine Geruchsnerven an dem Aromaduft dieser Hallen erquicken kann, wo bei größerer Räumlichkeit eine erhöhte Sauberkeit herrscht.

Auch manche andere eigenthümliche Scenen gewährt das öffentliche Leben. So sitzt in einem Straßenwinkel mit untergeschlagenen Beinen eine Schaar von Buben, indem sie quakenden Fröschen gleich aus einer Kehle die erste Sura des Korans lesen. Ein alter graubärtiger Moslem in ihrer Mitte, läßt nach Herzenslust sein langes Pfeifenrohr auf den Köpfen der falsch lesenden ABC-Schützen umhertanzen. Daneben befindet sich eine Barbierstube, wo einige alte Moslemin sich noch das Haupthaar bis auf einen Büschel, an welchem der Schutzengel die Rechtgläubigen nach dem Tode über eine schmale Brücke zum Berge der Seligkeit emporleitet, abscheeren lassen, während Stambuls

jüngere Generation nur die Rauhigkeit von Kinn und Wangen dem kunstfertigen Messer des Barbiers darbietet. An der nächsten Straßenkreuzung sitzt unter dem Dache einer Tabacksbude ein türkischer Notar, die Papierrolle in der Hand, die metallene, von dem als Deckel dienenden Tintenfaß geschlossene Federbüchse im Gürtel, und phlegmatisch seinen Nargile (Wasserpfeife) gurgelnd, indem er der Kunden harret, die zu Contracten, Briefen u. dergl. seine Hülfe ansprechen wollen.

Was die Trachten betrifft, so begegnet man noch immer genug Turbanen; aber diese gehören nur dem gemeinen Volk an. Die große Masse der Soldaten, Polizeileute (Kawasse), Beamten und die jungen vornehmen Stutzer kleiden sich in den vom Sultan eingeführten fränkischen Pantalun, Setere und den Fes. Nur hin und wieder sieht man noch einen alten Türken mit langem Bart, weiten Faltenhosen und dem Kaftan, in der Hand den Bernsteinperlenkranz. Das gemeine Volk trägt fortwährend die bis ans Kniee reichenden Tschakschür, aus deren Falten die nackten Unterschenkel hervorgucken. Die Füße sind in gelbe oder rothe Schnabelschuhe gehüllt. Ein Jelek (Leibchen) wird selten angezogen; dagegen liebt man sehr die Tschekmen (Jacke) nebst einem vielfach um den Leib gewundenen Gürtel von meist rothem Tuche. Am Turban unterscheidet sich der Muselmann von dem Giaur (Dschaur, ein Ungläubiger). Denn nur der Gläubige darf um den rothen Fes einen weißfarbigen Bund wickeln. Der grüne Bund zeichnet die Nachkommen von Muhammeds Anverwandten aus; denn Grün ist die Farbe des Propheten. Diese Grünbeturbanten führen den Ehrentitel Emire, sind jedoch nicht selten Bettler. Ein schwarzer Turban, nebst schwarzen oder rothen Pabutschen sind Abzeichen der Rajas oder christlichen Unterthanen des Großherrn. Die gelbe Farbe der Fußbekleidung kommt allein den Anhängern des Propheten zu. — Diese Kennzeichen dienen zur Orientirung auf dem Völkermarkt von Konstantinopel. In dunklen, oft goldgestickten Tuchjacken, äußerst weiten, unten zugebundenen Beinkleidern, feinen weißen Strümpfen und Hemden, das weite, seitwärts herabhängende Fes mit kurzem bauschigen Quast versehen, erscheint der griechische Kaufmann, welcher die Erzeugnisse Englands, Frankreichs und

Deutschlands feil bietet. Er zeichnet sich durch feine regelmäßige Gesichtszüge und durch zartere Form der beweglichen schmächtigen Figur vor dem Türken aus, welcher in seiner untersetzten, zur Fettleibigkeit neigenden Gestalt, in der Stumpfnase und den vorstehenden Backenknochen die tartarische Abkunft verräth. Der Bulgar mit niedriger Pelzkappe, mit seiner Tunika, seinem breiten Gürtel und den Beinkleidern ganz in Wolle gekleidet, bringt Hanf- und Wollengewebe, so wie Kupfergeschirre, die er mit seltener Meisterschaft fertigt. Jene kleinen stämmigen Männer mit den grauen Pelzkappen, die sich dort um die Buden herumtummeln, um gegen Pelzwerk blanke Waffen einzutauschen, sind die gelenkigen Tscherkessen, meistens graubärtige Männer, da die jüngeren zur Vertheidigung ihres Herdes daheim bleiben müssen. Am kräftigsten und markigsten findet man die braunen meist als Nachenführer und Lastträger dienenden Araber, fast wie die Türken gekleidet. Die Reicheren unter ihnen, meistens Pferdehändler, tragen lange enge rothseidene Roben; Andere verkaufen die aus Nilpferdhaut gefertigten Stielpeitschen. Ihnen zunächst stehen die Perser, schlank, wohlgeformt und dunkelfarbig, ernst einherschreitend mit rothgefärbten Händen und eben solchem Bart, an der hohen spitzig zulaufenden Mütze von schwarzem Schaafpelz und dem weiten flatternden Kaftan kenntlich. Als Großhändler bringen sie die kostbarsten Producte ihres Landes, die feinsten Seiden- und Wollenstoffe zu Markt. Die Juden sind hier als Handelsleute und Dolmetscher oft nur an der dunklen fesartigen Kopfbedeckung und dem karrirten Kattunkaftan zu erkennen. Die scharf geschnittene Gesichtsbildung der Armenier charakterisirt sich auch durch die vorspringende Adlernase. Vermöge ihres durchdringenden Verstandes sind sie geborene Speculanten. Die Reicheren genießen als Säckelmeister der Paschas und als Steuerpächter des Staates eines großen Ansehens; die minder Begüterten suchen ihren Erwerb als Künstler und Handwerker, namentlich als Gold- und Silberschmiede. Am grellsten sticht der stolze Albanese hervor. Er hat kleine Augen, eine scharfgeschnittene Nase, einen sehr langen Hals, eine gewölbte Brust, im Uebrigen einen mageren nervigen Körper. Seine Kleidung ist ihrer Pracht wegen sprüchwörtlich geworden. Der von vergol-

deten Knöpfen und bunten Stickereien schimmernde Rock reicht bis zu den Hüften; die Aermel flattern wie ein Flügelpaar hinter den Schultern, dazu denke man das rothe Fes und den Handschar, dessen Griff, wo möglich, mit Silber oder Perlmutter ausgelegt ist. Er kommt nur der Pferde wegen, die ihm bei seinem Kriegeshandwerk dienen müssen. Mitten in diesem bunten Farbenwechsel schwimmen dann noch die weißen Tücher der muselmännischen Frauenwelt. — Die türkischen Frauen haben seit den Neuerungen Sultan Mahmud's etwas freieren Spielraum bekommen; aber man findet bei ihnen nichts Erquickliches. Die Gestalten sind in sackartige Aermel-Mäntel (Feredsche) von braunem, blauem oder schwarzem Merino eingehüllt, und darüber hängt ein gleichfarbiger viereckiger Kragen auf den Rücken hinab. Den Kopf umgeben weiße Tücher (Jasmag), welche sich eng an Stirn und Kinn anlegen, so daß man nur die dunkelen Augen und die gebogene Nase sieht. Es sind wohlbeleibte watschelnde Gestalten, welche an ihren entenartig einwärts gekehrten Gehmaschinen weite gelbe Halbstiefel und über diese noch gleichfarbige Pabutschen tragen. Gewöhnlich sind ihrer zwei von einer schwarzen Sclavin oder auch von mehreren männlichen Dienern gefolgt. Nur die Weiber aus den unteren Volksklassen gehen allein. Mit neidischen Blicken sahen die Türkinnen auf unsere Damen, welche sich in ungehinderter Freiheit bewegen können. Ja, ein Weib schlug sogar im Gewühl mit einem Stocke, ehe wir es hindern konnten, nach einer der uns begleitenden deutschen Damen, welche auf dem Strohhut einen grünen Schleier trug, was nach ihrer Meinung einer Ungläubigen nicht gebührte. Was mich betrifft, so rieth man mir in Deutschland vor meiner Abreise, in Konstantinopel sogleich einen Fes aufzusetzen, um mich dadurch den Orientalen etwas zu nähern und vor Beleidigungen sicher zu stellen. Unsere Stambuler Freunde dagegen widersprachen dem aus Erfahrung und behaupteten einstimmig, daß man in der europäischen Tracht am sichersten sei, weil der Fes schon einen in osmanische Dienste Uebergetretenen bezeichne, während der Hut als Abzeichen eines Fremden gelte, der als solcher unter dem Schutze der Gesandten steht. Freilich passirte es auch mir, daß einmal ein Schiffsjunge am Landungsplatze von Scutari

mit den Pabutschen nach mir schlug; indeß zog ich ihm dafür ruhig zur Verwunderung der Umstehenden mein spanisches Rohr über den Rücken, ohne daß mir weitere Unannehmlichkeit daraus erwachsen wäre.

Unfern der Besestane liegt unterhalb der Osmanmoschee an der Kreuzung mehrerer engen Gassen der Sclavenmarkt. Hier durfte sich früher kein Europäer blicken lassen; indeß thaten wir es, begleitet von dem Kawaß der östreichischen Gesandtschaft (Internuntiatur), ohne Scheu. Man führte uns an ein großes Thor. Eine Kleinigkeit an einen davorsitzenden Wächter öffnete uns dasselbe und wir traten in einen geräumigen Hof, von einigen Bäumen beschattet und rings umher von niedrigen Baracken umgeben. Diese enthielten in ihrer Tiefe verschließbare Zellen, welche sich auf den Hof in hölzernen, unter dem verlängerten Dache angebrachten Gallerieen öffnen. Alle Räume im Umkreis des Marktplatzes waren von Sclavinnen belebt. Weiße, braune und schwarze Sclavenhändler in reicher malerischer Tracht gingen theils geschäftig hin und her, theils saßen sie ruhig, ihren Tschibuk rauchend in den Gallerieen. Nach einer halben Stunde kamen die Sclavinnen aus ihren Zellen heraus und mußten sich zur Schau auf Strohmatten reihenweis im Hofraum niedersetzen. Es waren, einige kleine Knaben ausgenommen, lauter erwachsene Mädchen von schwarzer, brauner und kupfriger Hautfarbe, mehr oder weniger bekleidet, manche auch im Gesicht verschleiert, alle übrigens heiter und guter Dinge; sie schäkerten und lachten unter sich und mit den Vorübergehenden, keiner schien ihr zukünftiges Schicksal nur den geringsten Kummer zu machen. Von den Gallerieen aus konnten wir durch die offen stehenden Thüren in die Zellen blicken, wo die weißen Sclavinnen, jedoch alle in die Jasmage gehüllt, auf Polstern und Diwanen saßen, ebenfalls ganz vergnügt unter sich plaudernd. Das Räthsel löst sich, wenn man bedenkt, daß die Sclaven im Hause ihres Gebieters als Hausgenossen betrachtet und milde behandelt werden. Sclavinnen, welche bei ihren Eltern nur Noth und Elend hatten, werden nicht selten die Kadinen mächtiger Großen, und beschenken sie ihren Gebieter mit einem Sohn, so ist ihr Einfluß für die Zukunft gesichert;

denn vor Allem hat der Orientale die größte Ehrfurcht vor seiner Mutter.

Viertes Kapitel.

Unseren ersten Ausflug in die Umgegend machten wir nach den sogenannten „süßen Wassern von Europa", einem Lieblingsspaziergang der Stambuler Gesellschaft. Wir fuhren in zwei kleinen Kaiks das goldene Horn hinauf und am Ende desselben in das eine der beiden dort einmündenden Flüßchen, Kydaris und Barbyses. Ihr Wasser fließt träge, die Ufer sind flach, die nächsten Umgebungen des sumpfigen Bodens mit Binsen und kurzem Gras bedeckt, weiterhin spärlich bewachsene Hügel. Gartenhäuser und Lauben bringen einige Abwechselung in dies Einerlei. Wir fuhren an einem Pavillon des Sultans vorüber, vor welchem in einem Gärtchen mehrere türkische Frauen sammt ihren Begleitern bei Kaffee und Pfeifen im Schatten einiger Bäume am Wasser saßen. Nach Verlauf einer Stunde hatten wir unser Ziel erreicht. Allein statt aller erwarteten Schönheiten fanden wir nichts als eine grüne Ebene und unter dem dichten Laubdach hoher Platanen, Ahorn- und Kastanienbäume einige Kaffeehäuser. Eine weiß angestrichene hölzerne Brücke führt jenseits des vorüberschleichenden Flüßchens zu einem Landschloß mit einem Garten, den schwarz angestrichenes, hie und da ausgebessertes Holzgitterwerk umgab. Von Boskets und Blumenbeeten war nichts zu sehen. Höchst interessant mag es allerdings für den Fremden sein, an schönen Frühlings- und Sommerabenden hier die auf dem Rasen gelagerten oder an heiterem Spiel sich ergötzenden Gruppen der vornehmen türkischen Frauen zu beobachten, wo die strenge Sitte der gänzlichen Verschleierung dann wohl einmal wegfällt; uns ward indeß ein solches Glück nicht zu Theil. Wir ließen uns im Schatten der Bäume vor einem der Kaffeehäuser auf herbeigebrachten Stühlen nieder, nahmen einige Erfrischungen zu uns, machten darauf einen kleinen Spaziergang nach dem oben erwähnten Garten und fuhren sodann wieder heim.

Einen ungleich belohnenderen Ausflug unternahmen wir in einem Kaik über den Bosporus nach Skutari. Von da ritten wir auf den Berg Bulgurlu, der eine Stunde hinter der Stadt zu einer bedeutenden Höhe emporſteigt. Von ſeinem freien Gipfel eröffnet ſich den Blicken ein weit umfaſſendes herrliches Rundgemälde. Zu unſeren Füßen lag, umgürtet vom helleren oder dunkleren Grün der Gärten und Kirchhöfe, Skutari, links vor denſelben blaute das Marmormeer mit den Prinzen-Inſeln*), jenſeits ſchimmerte die Kaiſerſtadt mit dem goldenen Horn und den Vorſtädten Galata, Pera, Topchana, Dolma-Bakſche, weiter rechts ein großer Theil des Bosporus, an ſeinen gewundenen Ufern eine ununterbrochene Kette von Dörfern, Gärten, Paläſten, Landhäuſern, üppig prangenden Hügeln, ähnlich der zu beiden Seiten fortlaufenden bunten Zeichnung am Rücken einer Rieſenſchlange. Im Süden und Südweſten ſtanden als Grenzwächter am Horizont die Berge Kleinaſiens und aus ihrer Mitte ragte in äußerſter Ferne, geſchmückt mit einer Nebelkrone, der königliche Olymp hervor. — Wir ritten auf einem anderen Wege wieder herab zwiſchen lauter Gärten und Fruchtfeldern nach der weſtlich von Skutari vorſpringenden Landzunge. Hier hatten wir vor uns die große von Sultan Mahmud erbaute Kaſerne der Selimier mit der gleichnamigen Moſchee, nahe dabei ein großes Militair-Hoſpital. Dann uns rechts wendend, gelangten wir auf den großen Friedhof von Skutari, wo ſich viele Gläubige aus Stambul beerdigen laſſen, um in Aſien, als der Wiege ihrer Nation, zu ruhen. Ein ausgedehnter Wald der mächtigſten Cypreſſen umdüſtert hier zahlloſe Leichenſteine und verleiht dieſer Stätte einen durchaus melancholiſchen, zu ernſten Betrachtungen über die Hinfälligkeit alles Fleiſches einladenden Charakter. Wir ritten wohl eine halbe Stunde, ehe wir das Ende und die erſten Wohnungen der Lebendigen erreichten.

In der Stadt ſtiegen wir vor dem Gebäude ab, in welchem alle Freitage die Rufai-Derwiſche oder die heulenden Mönche

*) Die Türken nennen ſie von der Farbe ihres Erdreiches die rothen Inſeln. Man zählt deren neun, aber nur die vier größeren ſind bewohnt: das Sommerparadies der Griechen von Konſtantinopel, welche dort theils in Dörfern, theils als Miethsleute in den daſelbſt erbauten Klöſtern leben.

von Skutari ihre Andachtsübungen halten. Wir betraten einen etwa 30 bis 36 Quadratfuß haltenden Raum und mußten in einer Ecke rechts vom Eingang Platz nehmen, wo wir, auf ebener Erde sitzend, über drittehalb Stunden zubrachten. Die Vorstellung begann mit einer höchst eintönigen lärmenden Musik, ausgeführt mit 24 großen, von Männern gespielten Tamburins, und mit eben so vielen kleinen halbkugeligen Pauken, welche von Knaben mittelst eines kurzen dicken Lederstreifens geschlagen wurden. Alle diese Musiker saßen an der Fensterwand zu unserer Linken auf dem Boden. Man begann im langsamen Tempo und steigerte den rascheren Fortgang nach und nach bis aufs Höchste, um dann wieder ebenso allmählig zu dem anfänglichen Tempo zurückzukehren. Dieser ohrbetäubende Lärm dauerte etwa drei Viertelstunden ohne eine Pause fort. Darauf stimmte ein Theil dieser Leute und sammt ihnen die Derwische selber einen fürchterlich brüllenden Gesang an, mit denen man ebenfalls ohne die kleinste Pause gute drei Viertelstunden fortfuhr. Während dem ward unsere Aufmerksamkeit auf einen nahe bei uns an der Wand stehenden Mann von etwa funfzig Jahren gelenkt. Es schien ein Heiliger zu sein. Alte und junge Türken drängten sich immerwährend zu ihm heran und küßten ihm mit ehrfurchtsvoller Verbeugung die Hand. Eine Weile blieb man dabei; doch bald legten sich die Ankommenden nach Verbeugung und Händekuß vor ihm auf einen Teppich nieder, manchmal auf den Bauch, gewöhnlich aber auf den Rücken. Der Heilige, auf einem Beine stehend, bewegte seinen rechten Fuß mehrmals hin und her erst über den Armen des vor ihm Liegenden, dann über Brust und Bauch. Hierauf setzte er den rechten Fuß auf den Bauch und schritt mit dem linken darüber hinweg. Zuletzt drehte er sich um und machte mit dem Kopfe eine Bewegung, als wolle er sich den Liegenden noch einmal von oben bis unten betrachten, worauf dieser sich erhob, um dem Nächsten seinen Platz einzuräumen. Während der Ceremonie, die sich etliche zwanzigmal selbst an Knaben bis acht Jahr herab wiederholte, hielt einer der Derwische den Heiligen an der Hand. Nachdem dies beendet war, traten andere Männer in den Saal. Sie stellten sich mit untergeschlagenen Armen in einen Halbkreis zusammen. Vor ihnen

saßen sechs bis acht Männer, welche abwechselnd Solo sangen. Nach ihrem Tact begannen jene nun eine Art Tanz, der darin bestand, daß sich Jeder abwechselnd zweimal auf dem rechten und zweimal auf dem linken Beine wiegte, Kopf und Oberkörper jedesmal nach der entsprechenden Seite vorn überbeugend. Diese mit großer Präcision ausgeführten Bewegungen begleiteten sie mit dem abwechselnden Ausruf von zwei Worten, wie wir es wohl mit „Eins" und „Zwei" beim Einüben des Marschirens thun. Wiederum fing man mit ruhiger Gemessenheit an; man steigerte aber wohl eine Stunde hindurch die Schnelligkeit bis zur rasenden Heftigkeit, so daß den Leuten bald der Schweiß in Strömen herniederrann und ihre Stimmen vom Schreien ganz heiser wurden. Ihre Zahl wuchs von Minute zu Minute, denn immer kamen von außen frische Recruten hinzu. Sie übergaben einem der Derwische ihren Turban oder ihr Fes, setzten dafür eine eigenthümliche niedrige Filzkappe auf und traten sogleich in die Reihe mit ein. Plötzlich stürzt einer von ihnen, der sichtlich mit am tollsten getobt, mit schrecklichem Geheul aus dem Halbkreis, setzt in convulsivischen Sprüngen über die Musiker weg und fällt vor ihnen wie todt zu Boden. Einige Derwische schleppen ihn seitwärts und suchen ihn wieder ins Leben zu rufen, ohne daß dieser Unfall die Uebrigen im geringsten gestört hätte. Sobald der Mensch wieder zu sich gekommen, kehrte er auf seinen Platz zurück und setzte mit erneuerter Wuth sein voriges Tollen fort. Jetzt müssen wir abermals den Heiligen ins Auge fassen. Dieser giebt aus einer großen Menge an der Wand hängender, seltsam gestalteter eiserner Werkzeuge einem der Derwische etwa acht solcher Eisen, mit welchen sich derselbe sofort entfernt. Nun werden nach einander etwa zehn Knaben von zehn bis funfzehn Jahren hereingeführt und dem Heiligen vorgestellt. Der nimmt von der Wand ein etwa acht Zoll langes dünnes Eisenstäbchen, das mit einem Handgriff versehen und am entgegengesetzten Ende fein zugespitzt ist. Indem er nun mit dem linken Daumen den Mund des Knaben offen hält, sticht er mit der rechten Hand jenes Eisen bis zu seiner halben Länge von innen nach außen durch die rechte Wange, so daß es quer im Munde hängen bleibt. Die Knaben fügen sich ganz geduldig dieser Operation,

ohne ein anderes Schmerzenszeichen, als daß sie im Moment des Durchstechens die Augen zukneifen und die Gesichtsmuskeln etwas verziehen. Nachdem sie mit ihren Nadeln in der Wange einige Minuten vor uns umhergegangen, zieht ihnen der Heilige dieselben behutsam wieder heraus. Nach einiger Zeit werden von jenem Derwisch die oben erwähnten, etwa anderthalb Fuß langen Eisenstäbe wieder hereingebracht. Sie sind jetzt an dem einen hakenförmig gekrümmten Ende rothglühend. Der Heilige nimmt sie eines nach dem andern in Empfang, berührt sie flüchtig mit dem nassen Finger und vertheilt sie darauf an die Derwische, die sich mit dem glühenden Ende einigemal die weit hervorgereckte Zunge bestreichen. Damit ward die Andachtsübung beschlossen und die Versammlung ging auseinander. Auch wir streckten unsere vom anhaltenden unbequemen Sitzen steif gewordenen Glieder und schwammen nach unserem ersten Ausflug auf Asia's Boden über den ruhigen vom Mondesaufgang beleuchteten Spiegel des Bosporus in unsere europäische Heimath zurück. — In Pera sahen wir später die drehenden oder tanzenden Mewlewi-Derwische, welche einen Sphärentanz darstellen, indem sich Jeder nach links um seine Axe und somit um den Mittelpunkt des Gebetssaales dreht. Zuerst knien sie in ihre Mäntel gehüllt, eintönig und langsam einen Choral betend, zwischen welchem ein Vorsänger besondere Strophen einschaltet. Dann beginnen sie, fortwährend psalirend, einen Rundgang, den Vorsteher oder Scheich an der Spitze, jedoch so, daß Jeder vor dem Mihrab (Hochaltar) eine Verbeugung macht. Alsbald hört man eine mißtönige Musik, von einer heiseren, rythmisch auf und ab steigenden Flöte und einer Zimbel ausgeführt. Der Scheich stellt sich unter den Mihrab, und nun fangen die Derwische (damals ihrer fünfzehn) nach der Reihe an zu tanzen. Sie legen ihre Mäntel ab, schreiten hinter einander in ihrem weißen faltigen Gewande mit auf der Schulter verschränkt liegenden Armen zum Mihrab, wo sie sich vor dem Scheich verbeugen oder ihm den Mantel küssen. Darauf tritt Jeder mit dem rechten Fuß über den linken und wird mit dieser drehenden Bewegung fortschreitend in der Rundung des Saales fortgeführt. Dabei öffnen sich die über der Brust geschlossenen Arme und breiten sich aus, die eine

Hohlhand nach oben, die andere nach unten gekehrt. So wie die Musik aufhört, kniet Jeder auf dem Platze, wo er eben steht, nieder, und ein nicht tanzender Derwisch spricht ein Gebet, worauf Musik und Tanz wieder anheben. Dies geschieht viermal, und wenn man den Tanz als Darstellung der Planetendrehung um die Sonne auffaßt, so deuten jene viermaligen Pausen offenbar die vier Jahreszeiten an, während welcher sich der Sphärentanz der Gestirne vollendet. — Im Allgemeinen ist über die türkischen Mönche oder Derwische zu bemerken, daß sie durch den Islam nicht zu Entbehrungen oder Gelübden gezwungen werden, welche sie von der menschlichen Gesellschaft entfernt halten. Die Mitglieder einiger Orden wohnen zusammen, andere dagegen wohnen zerstreut nebst ihrer Familie in der Stadt und haben nur die Verpflichtung, sich in ihrem Kloster (Tekil) zu gewissen gottesdienstlichen Handlungen einzufinden. Ihre Tracht besteht in einem weiten weißwollenen Gewande mit eng anschließenden Aermeln, welches, ähnlich einem Weiberrock, in unzähligen Falten auf die mit Sandalen bekleideten Füße herabfällt. Darüber hängt ein hellfarbiger Mantel oder Talar von braunem, violettem, blauem, röthlichem oder anders gefärbten Merino. Den Kopf deckt ein Filzhut, ganz von der Gestalt und Farbe eines aufgestülpten Blumentopfes. Das Haupthaar ist geschoren, der Bart dagegen wird lang getragen. —

Bei den ferneren Parthieen, nach denen man nicht zu Wasser kommen kann, muß man immer Pferde wählen; denn das Fahren in einem Wagen wäre zu unangenehm. Man hat hier Kaleschen, welche den Staatskarossen des 17. Jahrhunderts ähneln. Ueber einer ziemlich seichten Muschel wölbt sich ein Dach von vergoldetem Schnitzwerk. Eine Thüre hat der Wagen nicht, sondern man klettert durch eine eirunde, durch Vorhänge verschließbare Oeffnung, welche an jeder Seite zwischen dem Deckenschnitzwerke und der Muschel gelassen worden ist. Sitze hat der Wagen in seinem Inneren auch nicht, sondern der Boden der Muschel ist mit Teppichen und Kissen belegt, auf welchen man nur orientalisch, d. h. mit untergeschlagenen Beinen, Platz nehmen kann. Das Ganze hängt an geraden Eisenfedern und wird nach Umständen von einem oder zwei Rossen beflügelt.

Unterhalb der kleinen ottomanischen Begräbnißstätte, welche Galata auf der Nordseite umschließt, breitet sich längs des goldenen Horns die Vorstadt Kassim Pascha aus, wichtig sofern sie das ausgedehnte Arsenal der türkischen Marine umfaßt. Unter den Leitern und Aufsehern der verschiedenen Anstalten finden sich Amerikaner, Engländer, Franzosen, Italiener. In den weitläuftigen Magazinen ist alles zur Ausrüstung einer Flotte Nöthige aufgehäuft, von den Schiffslaternen und den Nachtmützen der Krankencajüten bis zu den Diwanen und Vorhängen der Admiralsschiffe. In den Schmiedeessen lodert ein vulkanisches Feuer, und die berußten Arbeiter nehmen sich in der Gluth gleich Cyklopen aus. Hinter den Schiffswerften ist der verrufene Bagno, das Gefängniß der Galeerensclaven, doch haben sich die Gräuel desselben neuerlich gemildert, indem man selbst Krankenzimmer eingerichtet hat.

Gegenüber dem Arsenal erhebt sich auf dem vordersten der drei Abfälle des fünften Hügels die Moschee Selims I., weniger durch kolossale Verhältnisse, als durch Einfachheit des Stils und Größe der Kuppelspannung berühmt. Zu ihren Füßen befindet sich das Fanariotenquartier, in welches Muhammed der Erroberer Asiaten aus Trapezunt und Sinope verpflanzte. Bescheiden liegt da zwischen verfallenen Häusern die griechische Patriachatskirche der Allerseligsten (Mutter Gottes). Dort wird unter Anderm der mit Perlmutter ausgelegte Lehnstuhl des heiligen Johannes Chrysostomus gezeigt, auf dem der Patriarch an hohen Festtagen sitzt. Ihm gegenüber stehen zwei scharlach gepolsterte, mit weißem Kreuz und dem russischen Adler gezierte Betstühle, welche für die Fürsten der Moldau und Wallachei bei ihrer Anwesenheit in Konstantinopel bestimmt sind. In den Vorhallen der Kirche sieht man die himmlischen Freuden und höllischen Leiden abgebildet. In dem Patriarchatsgebäude wohnen außer dem Patriarchen selbst die zwölf den Gottesdienst versehenden Metropoliten. — Glänzender strahlt dagegen nahe dem Thore des Quartiers von Psamatia die erst im Anfang dieses Jahrhunderts mit einem Aufwand von 300,000 türkischen Piastern nicht ohne Geschmack erbaute neue armenische Patriarchatskirche, bestehend aus zwei abgesonderten Gotteshäusern für die

Männer und für die Frauen. Solch eine armeniſche Kirche unſcheidet ſich von einer griechiſchen in mehr als einem Stücke. Im Innern der erſteren ſind, wie in einer Moſchee, weder Bänke, noch Kanzel; der Boden iſt mit Matten bedeckt, und zwiſchen Hängeleuchtern hat man, ganz wie bei den Türken, Straußeneier mit Büſcheln aus Goldflitter aufgehängt. Die hauptſächlichſte Verſchiedenheit aber giebt das Allerheiligſte, welches in den griechiſchen Kirchen, entweder auf derſelben Fläche oder kaum eine Stufe erhoben, von dem Schiff durch eine vergoldete, mit Heiligenbildern und Lampen verzierte Wand getrennt iſt, durch welche drei Thüren in das Allerheiligſte ſelbſt führen, wo der Prieſter, abgeſchloſſen und den Augen der Gemeinde entzogen, die Myſterien des heiligen Meßopfers begeht. Ganz anders verhält es ſich mit dem Allerheiligſten in den armeniſchen Kirchen. Daſſelbe iſt nämlich auf einem mehr als mannshohen Altan über die Köpfe der Gemeinde erhöht, ſo daß dieſe ſtets mit emporgerichtetem Haupte zu den Prieſtern hinaufſchauen muß. Es iſt eine Emporkirche, welche die ganze obere Breite der Kirche einnimmt und wo drei unter einander durch gewölbte Thürbogen in Verbindung geſetzte Altäre ſtehen. Zwiſchen dieſen drei Altären und ihren Verbindungsgängen wandelt der Patriarch mit ſeinen Diakonen während des Meßopfers bald von der Rechten zur Linken, bald umgekehrt, oder er zieht ſich hinter den Hochaltar in der Mitte zurück und bleibt ſo den Augen der Gemeinde längere oder kürzere Zeit entrückt. Da der Gottesdienſt immer ſchon frühe und ſelbſt im Sommer vor Sonnenaufgang gehalten wird, ſo trägt Zeit und Ort zur Erweckung höchſter Andacht bei. Unter langſam feierlichem Chorgeſang, der jetzt in weichen leiſen Tönen verhallt, jetzt vollſtimmig wie die Windsbraut durch die Hallen ſtürmt, wandelt der Prieſter, von den Diakonen umgeben, bald ſichtbar, bald unſichtbar zwiſchen den Altären herum. Hellfarbige und goldene Meßgewänder werfen den Kerzenglanz und den Schimmer des durch farbige Gläſer eindringenden Morgenrothes als zaubriſches Licht zurück. In Weihrauchwolken gehüllt und von Geſangeswogen umbrauſ't, erſcheinen die auf der Höhe wandelnden Prieſter, wie Engel, die hoch oben dem Herrn Hoſianna ſingen. —

Etwas weiter aufwärts von der griechischen Patriarchatskirche gewahrt man den sechsten Hügel von Stambul, unter den Byzantinern Hebdomon genannt. Die früheren Kaiser hatten hier einen Palast Magnaura oder auch schlechtweg Hebdomon, wohin alljährlich Festaufzüge gingen. Außer anderen Kostbarkeiten wurde hier das Haupt Johannis des Täufers bewahrt. Noch steht das altergraue dreistöckige Gebäude, von den Türken Tekfur Serai geheißen; aber von dem Goldgetäfel und den reichen Bildwerken, welche die Kreuzfahrer so sehr entzückten, ist nichts mehr zu sehen. Noch weniger ist von dem berühmten Palaste der Blachernen übrig geblieben, gleichfalls am sechsten Hügel, aber etwas abwärts gegen den Hafen zu gelegen. Die Lateiner konnten einst die Herrlichkeit seiner Musivgemälde und die Pracht seiner goldenen Säulen nicht genug preisen. Jetzt ist Alles spurlos verschwunden, und nur ein Weihbrunnen in der Nähe des krummen Thores, Egri Kapu, zeigt die Stätte, wo einst die Kirche unserer lieben Frau bei den Blachernen stand. Dort befindet sich außerhalb der Stadtmauer auch das Haiwan Serai, wo sonst das Kynegion oder das Theater für die Thierkämpfe der Byzantiner war. Dahinter stand die zweite Rennbahn der Stadt, der Xylocircus. Weiter nach der jetzigen Vorstadt Ejub hin lagen Palast, Kirche und Kloster St. Mamos. In letzterem wurde der unglückliche Kaiser Mauritus nebst seiner hingerichteten Familie bestattet; dort spann die Kaiserin Wittwe Irene Verschwörungen gegen den eigenen Sohn Konstantin; dort erschlug der Macedonier Basil den kaiserlichen Trunkenbold Michael, um selbst den Thron zu besteigen.

Wie schon erwähnt wurde, bedarf man zum Besuch des neuen Serai und der Aja Sophia eines großherrlichen Fermans, der aber wegen der vielen, überall mit Trinkgeldern oder Bakschischen zu befriedigenden Unterhändler nicht weniger als 800 bis 1000 Piaster kostet, und schon glaubte ich auf den Besuch jener merkwürdigen Gebäude verzichten zu müssen, als mir einer meiner Freunde den Vorschlag machte, auf eigene Faust und ohne Ferman zu versuchen, wie weit ich in das neue Serai vor-

dringen könne. Ich sollte seinen Fes aufsetzen um das Aussehen eines Bediensteten zu gewinnen, seinen Bedienten, der italienisch, türkisch und arabisch spricht, mit mir nehmen und an den Wachen nur keck vorübergehen, bis ich in den zweiten Haupthof gelange, wo sich für Bakschisch schon irgend Jemand finden werde, um mir die kürzlich ausgegrabenen Marmorsärge aus der byzantiner Zeit zu zeigen. Von der sonst für ertappte unberufene Eindringlinge üblichen Bastonade hört man jetzt nichts mehr, sondern man wird höchstens am Thor abgewiesen oder im Widersetzungsfalle hinausgeworfen. So stülpte ich denn getrost den Fes nach türkischer Sitte aufs Haupt, daß die blaue Seidentroddel auf den Nacken hinabhing, knöpfte meinen Leibrock bis an den Hals zu, strich mir den Bart etwas martialisch in die Höhe und stieg in Abdullahs Begleitung die krummen Straßen von Galata hinab, um in einem Kaik den nächsten Weg über den Hafen zu suchen.

Wir landeten vor der nordwestlichen Ecke der Serai-Mauer, wo noch außerhalb das Uferlusthaus (Jalli Kiöschk) sich erhebt. In demselben beobachtet der Sultan das Ein- und Auslaufen der Flotte und giebt der Admiralität Audienzen. Es steht dort ein von Mahmud I. 1747 errichteter Thron mit einer Silberplatte von vierzehn Quadratfuß, wozu 14000 Drachmen des reinsten Silbers verwendet wurden. Etwas mehr nach der Spitze des Serai zu lief das berüchtigte Holzthor (Odun Kapussi), welches sonst nur des Nachts geöffnet wurde, um die Leichname der im Serai Hingerichteten oder die in Säcke genäheten untreuen Haremsweiber ins Meer zu werfen, während aus der nächsten Batterie ein Signalschuß abgefeuert wurde. Ueber dem nahe an der Spitze des Serais gelegenen Kanonenthor (Top Kapu) ist das Gerippe eines urweltlichen Riesenthieres in eisernen Ketten aufgehängt, welches unter Kaiser Anastasius aufgegraben wurde. Auf die Batterien folgt die Moschee der Kranken, und dahinter liegt das prächtige, von grünem Marmor oder Serpentin getragene Perlen-Lusthaus (Indschuli Kiöschk) mit einem unter demselben hervorquellenden, von den Griechen hochverehrten Weihbrunnen, ehemals zu der dort stehenden Kirche der wegweisenden Mutter Gottes gehörend, in welcher ein vom heiligen Lukas

gemaltes Marienbild aufbewahrt wurde. — Durch das an der Ecke der Serai-Mauer liegende Thor des Uferlusthauses traten wir in den Bezirk der alten Sultansresidenz ein, indem ich, von Abdullah gefolgt, geraden Weges durch die vor der Wache gaffenden Kapidschi (Thorwächter) hindurch schritt und sie mit vornehmer Miene keines Blickes würdigte. Wir standen jetzt im großen Garten des Serai. Rechts zog sich die Landmauer gegen das eiserne Thor und das Lusthaus der öffentlichen Aufzüge (Alai Kiöschk), so genannt, weil der Sultan hier, ohne selbst gesehen zu werden, alle öffentlichen Auf- oder Einzüge in das Serai betrachten kann. Vor mir lagen die Gebäude und Gärten des Winterharems auf der Kante des ersten der sieben Hügel Stambuls, wo einst die byzantinische Kaiserburg prangte. Aber von den schimmernden Marmorhallen, von den Kirchen, Bädern und Denksäulen der vormaligen Zeit war nichts mehr zu schauen. Die jetzigen Gebäude hatten ein düsteres kerkerartiges Aussehen, unheimliche Erinnerungen weckend. Zwischen hohen melancholischen Cypressen, welche sich die Abdachung des Hügels entlang zogen, gingen wir weiter und gelangten an dem Marstalle des Serai vorüber zu dem Mittelthor (Orta Kapu), welches mit vergoldeten alterthümlichen Rüstungen und Waffen aller Art verziert ist. Rechts vor dem Eingang erblickt man einen großen Mörser, in welchem einer Sage zufolge ehemals die des Todes schuldigen Muftis und Ulemas (Gottes- und Rechtsgelehrten) zerstampft sein sollen; doch weiß man, daß diese Personen nie anders als mit Landesverweisung oder Kerker bestraft wurden. Dem Thore selbst aber klebt als Hinrichtungsplatz für höhere Beamte und Wohnungen des Henkers etwas Infernalisches an. Es wird durch zwei Pforten geschlossen, wovon die eine nach dem ersten, die andere nach dem zweiten Hofe sich öffnet. Nur der Großherr darf hindurchreiten; alle übrigen Personen, selbst die vornehmsten, müssen bei einem hier befindlichen Stein vom Pferde steigen. Die fremden Gesandten müssen dem türkischen Ceremoniell gemäß innerhalb des Thores in der Nähe des Henkers auf einem hölzernen Stühlchen sitzend, eine halbe Stunde warten, ehe sie gnädige Erlaubniß erhalten, weiter in das Serai vorwärts zu gehen. Da ich nun nicht die Ehre hatte, irgend

eine europäische Macht zu repräsentiren, so trat ich rasch durch die Wache haltenden Kapidschi in den zweiten Hof. Durch diesen Hof führen vom Mittelthor aus drei gepflasterte Baumgänge. Rechts gehts zu dem Gebäude der großherrlichen Hofküche, links nach dem Gebäude des Diwans-Saales; auf dem mittelsten Wege kommt man ins sogenannte Thor der Glückseligkeit (Babi seadet), in dessen Nähe der reich mit Zierrathen aus Gold- und Silberblech bedeckte Audienz-Saal sich befindet. In dem Diwans-Saal wird der ordentliche Diwan oder Reichsrath unter dem Vorsitze des Großwesirs gehalten, und hinter dem Sitze dieses Letzteren ist die vergitterte Loge des Sultans, welcher daselbst den Verhandlungen unsichtbar beiwohnt. An diesen Saal stößt ein zweiter, wo die fremden Gesandten, ehe sie zur Audienz gelangen, bewirthet werden. Bei diesem Mahl sitzt der Gesandte nebst dem Großwesir an einem kleinen runden Tische allein, das Gesandtschaftsgefolge aber mit den übrigen Wesiren (Paschas von drei Roßschweifen) und Kadilaskers (Heeresrichtern) an anderen Tischen. Den Abhub von der Tafel des Großwesirs erhält der Minister der auswärtigen Angelegenheiten (Reis Efendi), den der Wesire der Reichsmarschall (Tschauschbaschi) und so weiter hinab. Früher, und zwar bis zum Jahr 1826, wo das Corps der Janitscharen noch bestand, wurden diese Truppen an den Tagen solcher Gesandtschafts-Audienzen ebenfalls bewirthet. Die für sie bestimmten Schüsseln mit Pilaw (gekrüllter Reis), wurden vor den großherrlichen Küchen aufgestellt, und auf ein gegebenes Zeichen stürzten die Janitscharen auf dieselben los und ließen sich die Mahlzeit schmecken. Dies geschah jedoch nur dann, wenn sie ihre Zufriedenheit mit der Regierung zu erkennen geben wollten; waren sie unzufrieden, so rührten sie den Pilaw nicht an. — Da ich weder im Diwansaale, noch in den großherrlichen Küchen etwas zu thun hatte, so schritt ich geradezu nach der mir gegenüberliegenden Glückseligkeitspforte, welche den dritten Hof und die inneren Gemächer des Serai, zu denen kein Dschauer gelangt, verschließt.

Bis hieher hatte ich meine Absicht glücklich erreicht. Nun kam es darauf an, daß Abdullah irgend einen Führer zu den Kaisersärgen auffand. Wir gingen also an der Wache vorbei,

und Abdullah ließ sich mit einem Unterofficier der Kapidschi in Unterhandlungen ein, welche, wie ich aus den bedenklichen Mienen des Angegangenen schließen konnte, ihre Schwierigkeiten hatten. Indeß Abdullah kannte seinen Mann, und mit dem kräftig wiederholten Worte „Bakschisch" schlug er zuletzt alle Einwendungen des Kapidschibefehlshabers siegreich zu Boden, so daß derselbe sich bereit erklärte, uns nach den Särgen zu führen, welche er mir in Ermangelung eines Schlüssels wenigstens durch ein Fenster zeigen wollte. Wir gingen hinter den Küchen durch einige Gänge, bis wir am Ende eines Portikus ein Gitter gewahrten. Durch dasselbe sah ich zwei kolossale Marmorblöcke von grauem Granit, jeder etwa von 12 bis 15 Fuß Länge, 6 Fuß Breite, 8 bis 9 Fuß Höhe. Das Innere dieser Steinmassen enthält eine trogartige Aushöhlung von etwas mehr als Mannslänge. Beide Särge waren kürzlich bei dem Aufgraben eines Baugrundes aufgefunden und können bezeugen, daß der Boden des Serai wohl noch manche Ueberreste aus der Kaiserzeit bergen mag. Vor der Glückseligkeitspforte machte eine einzeln stehende antike Säule, offenbar den Säulenhallen der alten Kaiserpaläste angehörig, als letzte überlebende von so vielen untergegangenen Geschwistern einen melancholischen Eindruck. Ich verabschiedete hier den Kapidschi-Unterofficier, welcher in seinem Fes und der Nizam-Montur durchaus nichts von den Seidengewändern und Goldstoffen der sonst Wache haltenden schwarzen und weißen Verschnittenen an sich trug und mir für den gereichten Backschisch ein freundliches „Ugurlar olsun!" (Glück zu!) nachrief. — Rückkehrend schritt ich über den ersten Hof des Serai auf das großherrliche Hauptthor (Babi Humajun) zu, welches den Ausgang gegen den Seraiplatz bildet. Der Hof ist ungefähr 500 Schritte lang und enthält einen von herrlichen Platanen beschatteten Springbrunnen, dessen Wasser den Griechen heilig ist und ihnen, wie das des oben erwähnten Weihbrunnens, an Festtagen von den Bostandschis (Gartenwächtern) für schweres Geld verkauft wird. Auf der nach dem Lande zu gelegenen Seite des Hofes steht neben anderen Gebäuden die Rüstkammer, einst die christliche Kirche der heiligen Irene, wo außer alten seltenen Waffen auch die kolossalen Schlüssel von Byzanz in

Gold und Silber auf rothen Sammetkissen unter Glas aufbewahrt werden. Dahinter liegt die zu Anfang des vorigen Jahrhunderts erbaute Münze, in welcher man mittelst einer in England verfertigten Dampfmaschine das neu eingeführte Geld prägt. Auf der nach dem Meere zu gelegenen Seite des Hofes erblickt man das Krankenhaus und die dahinter gelegenen Bäckereien, die Kasernen der Baltadschis (Hausknechte), die Kanzeleien des Defterdar (der Schatzkammer) und das Gartenthor. Letzteres, reich mit Inschriften und Arabesken verziert, liegt dicht am Meeresufer. Es führt in einen rings von hohen Mauern und Gebäuden eingeschlossenen Garten. Die Anlage desselben entspricht so ziemlich unseren europäischen. Ein breiter mit Sand bestreueter Weg windet sich durch große Blumenbeete und durch die mannigfaltigsten Gruppen von Bäumen oder baumartigen Sträuchern hin, welche hier, wie in den meisten orientalischen Gärten, vorherrschen. Ins Auge fallen vorzüglich gewaltige Weinreben, deren oft vier bis fünf Zoll im Durchmesser haltende und an schlanken Cypressen emporrankende Stämme von einem Baum zum andern hinüber hängen und so bisweilen natürliche Weinlauben von beträchtlicher Höhe bilden. In einem Theile des Gartens ist eine Anzahl von Edel- und Dammhirschen eingehegt.

Das großherrliche Serai oder Serail stellt durchaus kein zusammenhängendes Ganze dar; sondern wie es von einer eigenen Mauer rings umschlossen ist, bildet es eher ein riesiges mittelalterliches Schloß, dessen einzelne Theile je nach dem Bedürfniß und der Laune des jeweiligen Besitzers entstanden. Es bedeckt fast den ganzen ersten Hügel Stambuls mit weitläuftigen Gebäuden und Gärten, so daß der davon eingenommene Flächenraum den mancher europäischen Residenz übertrifft. Wenige Jahre nach der Eroberung Konstantinopels ließ Sultan Muhammed II. unter den Trümmern der alten Kaiserpaläste die ersten Gebäude errichten, während der Harem noch in dem von ihm auf dem Theodosianischen Forum erbauten alten (eski) Serai verblieb, bis Soliman der Prächtige auch diesen in das neue Serai übersiedelte. Dies macht trotz seiner Ausdehnung und der vielen Kiöschke, Brunnen, Thürme, Moscheen durchaus keinen

großartigen Eindruck. Die drei von den zusammenhängenden Gebäuden gebildeten großen Höfe, wo Schwadronen mit Leichtigkeit ihre Manöver ausführen könnten, sind öde, und nur hin und wieder sieht man einen Diener über den Weg wandeln; die dumpfe Gewitterschwüle einer verhängnißvollen Zukunft hat sie umdüstert, und der Großherr hat in ahnender Scheu den Palast seiner Vorfahren bereits verlassen, indem er die Schlösser am Bosporus bewohnt. Die Gemächer des Sultans, welche sich im dritten Hofe des Serai befinden und von den Gebäuden des Winter-Harems umschlossen werden, heißen auch hier wie in jedem türkischen Hause, im Gegensatz zum Harem Selamlik, d. h. Begrüßungsort. Man unterscheidet das Winter- und Sommer-Harem, in welchem letzteren die Sultane mit ihrem Hofstaate sonst den Herbst und das Frühjahr zubrachten. Im Harem hat jede der sieben Sultaninnen (Kadin d. h. Frauen) ihre besondere Kammer (Oda) und ihren Hofstaat. Außerdem giebt es noch eine große Anzahl von Nebenweibern oder Sclavinnen, Odaliken (nicht Odalisken) genannt, ein Name, der so viel als Kammerfrau bedeutet. An die Frauengemächer des Winter-Harems schließt sich der Prinzenkäfig, welcher eigentlich Schimschirlik, d. i. Schwerdtgemach, heißt, weil die Prinzen dasselbe nur verlassen, um als Sultane das Schwerdt umzugürten, oder, falls sie dem Throne gefährlich scheinen, durchs Schwerdt zu fallen. Außerdem gehören noch in den dritten Hof die Schatzkammer, der Thronsaal und der heiligste, der Saal des edlen Kleides oder Prophetenmantels (chirkai scherife Odassi), worin die Reichskleinodien, die Fahne, der Mantel, der Stab, der Säbel und der Bogen des Propheten Muhammed, dann die Schwerdter der drei ersten Kalifen, so wie die Schilder, Schwerdter und Panzer anderer Waffengefährten des Propheten aufbewahrt werden. Alljährlich am 15. Tag des Monats Ramasan begiebt sich hieher der Sultan, begleitet von den vornehmsten Hof- und Staatsbeamten, um den schwarzkamelottenen Mantel des Propheten zum Küssen darzureichen, einen Zipfel desselben in ein Gefäß mit Wasser zu tauchen und solches zu vertheilen. Sultan Mahmud I. verwandte nicht weniger als 100,000 Dukaten auf die Verschönerung dieses Saales mittelst silberner Gewölberosen und reich vergoldeter

Säulen. Die silberne Kiste, welche das Kleinod birgt, wiegt allein 78,000 Drachmen. Auch die Saalthür ist mit reinem Silber beschlagen. — Der dritte Hof mit dem Winter-Harem blieb den Augen der Europäer immer am meisten unzugänglich und verschlossen. Mehr Zutritt hatte man von jeher zu den Sälen des nordwärts bis ans Meer sich hinabziehenden Sommer-Harems. Darunter zeichnet sich aus der große Tanz und Festsaal, durch eine Treppe in eine untere und obere Hälfte getheilt, so daß die Gestalt eines europäischen Theaters herauskommt. Aber die Bestimmung dieser Räume ist hier eine entgegengesetzte. Die Tänze und Spiele werden von den Frauen des Harems unten im Parterre aufgeführt, während oben auf der mit goldenem Gitter umhegten Bühne als ungesehener Zuschauer der Sultan thront. Von den Spiegeln, welche nebst zwei wie Spiegel geschliffenen Stücken Achat (sieben Spannen lang, zwei hoch) alle Gegenstände des Saales mit magischem Schimmer zurückstrahlen, könnte man denselben auch Spiegelsaal nennen. — Alle vorzüglicheren Säle des Serais sind mit herrlichen Wasserbecken ausgestattet. Unter den Bädern sind vornehmlich die des Sultans, der Sultanin Chasseki (Favoritin) und der Sultanin Walide (Mutter) zu bemerken. Außer dem bereits erwähnten „neuen Garten", den ein deutscher Gärtner angelegt, wird das Serai noch von einem andern nicht weniger großen viereckigen Garten eingeschlossen, welcher der Cypressen- oder auch der Tulpen-, Hyazinthen- oder Marmorgarten heißt. Die Gänge desselben sind nämlich mit Marmor gepflastert, die Beete mit vielfarbigem Porzellan ausgelegt. Im Uebrigen ist es ein romantisches Gemisch von Cypressen und leichten Pfeilern, von kleinen mit Blei gedeckten Thürmchen und Marmorgeländen, von Kaminen mit Arabesken, von Rasen- und Steinsitzen, von Bassins, Fontainen und Terrassen. —

Nachdem die Serai-Expedition so trefflich gelungen, wagte ich ein Gleiches mit der Sophien-Moschee. Ich schritt demnach über den Seraiplatz und trat in den Hauptvorhof des Prachttempels. Hier ließ ich Abdullah in ein Gespräch mit einem Moslem und gelangte durch das südliche Seitenthor in einen langen Gang, der mich auf die im Innern der Aja Sophia um-

laufende Gallerie brachte. Von hier aus übersah ich mit einem Blicke die ganze Majestät des Baues. Auf der Ost- und Westseite, also auf der des Hochaltars und des Haupteingangs, wölben sich je drei Kuppeln, welche eine große Halbkuppel tragen. Diese beiden Halbkuppeln stützen in einem weiten Bogen den kühnen Dom der Hauptkuppel, so daß das Dach des Sophientempels sich aus neun über einander aufgethürmten Kuppeln zusammensetzt. Die alte Pracht der vergoldeten Säulen und Mosaikbilder ist verschwunden. Diese Kunstwerke hat der muselmännische Fanatismus entweder abgekratzt oder mit Kalk übertüncht. An den vier Ecken des großen Domgewölbes sieht man noch vier Seraphe aus Mosaik. Auf den vier Bogen des Gewölbes erkennt man ebenfalls noch deutlich die Umrisse von Marien- und anderen Heiligenbilder aus Mosaik. An die Stelle vieler anderer solcher Bilder haben die Türken kolossale Inschriften in Gold auf farbigem Grund gesetzt. In der Kuppel selbst liest man den berühmten Vers des Korans: „Gott ist das Licht des Himmels und der Erde". Manche Buchstaben haben eine Länge von zehn Ellen. In den Nächten des Ramasans oder der großen Fasten wird dieser Vers von einigen Tausend bunten Lampen erleuchtet, welche nebst bemalten Straußeneiern, Büscheln künstlicher Blumen und Rauschgold in drei concentrischen Kreisen und verschiedenartig durchschlungenen Windungen an unzähligen Ketten und Seidenschnüren von der Wölbung des Doms herabhängen. Der Marmorboden der Kathedrale ist mit Strohmatten belegt, auf denen sich die Gläubigen mit dem Gesicht nach Südosten hinwerfen, um ihre Gebete abzumurmeln. Da auch das Mihrab, welches dem Hochaltar der christlichen Kirchen entspricht, nach Südosten oder Mekka, als dem Begräbnißorte Muhammed's, gerichtet sein muß, so hat es nicht an der Stelle des früheren, gerade nach Osten hin liegenden Hochaltars angebracht werden können, und verletzt durch seine veränderte Lage nun alle Regeln des architektonischen Ebenmaßes. Das Minber oder die Kanzel besteigt nicht nur hier, sondern auch in allen vormals christlichen Kirchen derjenige Chatib, welcher am Freitage das feierliche Gebet für den Sultan verrichtet, mit einem hölzernen Schwerdt in der Hand zum Andenken an die Eroberung durch den Islam (Glauben), den

der Prophet mit dem Koran in der einen, dem Schwerdt in der andern Hand predigte und verbreitete. Zu beiden Seiten des Minber, erblickt man zwei Fahnen, wovon die eine den Sieg des Islam über das Judenthum, die andere den über das Christenthum bedeutet. Die Zahl aller Säulen des Gebäudes beträgt 107. Acht der schönsten von grünem Serpentin stammen aus dem Dianentempel zu Ephesus; acht andere, deren Fußgestelle und Gesimse vom herrlichsten weißen Marmor sind, stammen aus dem Sonnentempel Aurelian's zu Rom. Zwischen letzteren stehen zwei ungeheure Marmorkrüge, deren jeder tausend Metzen Getreides fassen soll. Sultan Murad II. schaffte sie hierher von der Insel Marmara und ließ sie mit Wasser zur Erfrischung der Gläubigen füllen. — Keine andere Moschee fand ich so stark besucht, als diese; aber die Gallerie, von welcher aus ich die bunten Gruppen der ab- und zugehenden Muselmänner bequem überschauen konnte, lieferte einen sprechenden Beleg für die unglaubliche Nachlässigkeit der Türken in Erhaltung ihrer Bauwerke, so wie für ihren geringen Ordnungs- und Reinlichkeitssinn. Denn hier war alles so mit Staub und besonders mit dem Mist der Tauben bedeckt, welche als religiös verehrte Vögel in den Moscheen allenthalben Zugang haben, überdies war das Holzwerk an den Fensterbekleidungen und Fußböden, so zerbrochen, die Wände so zerfallen, daß man hätte glauben sollen, man befände sich in einem schon seit Decennien verlassenen, verödeten Gebäude. Draußen sind an der Nord-, Süd- und Westseite drei Vorhöfe angebaut, von denen der westliche, mit Säulenhallen umgeben und einen Springbrunnen in der Mitte, den Hauptvorhof bildet. Die vierte Seite ist der Eingang in die Moschee selbst. Der Boden der innern Kirche liegt aber jetzt gegen die Außenseite des Serai-Platzes so tief, daß man von dem Seitenthore der Südseite zwölf Stufen hinabsteigen muß. Der alte Glockenthurm der Sophienkirche, gleich rechts vom Haupteingang, steht mit seiner geringen Höhe sehr zurück gegen die an den vier Ecken des Tempels angebauten Minarets. Bekanntlich sind alle Spitzen der türkischen Minarets mit einem vergoldeten Halbmond geziert, dessen Hörner sich aufwärts krümmen. Der auf der Kuppel der Aja Sophia statt des ehemaligen Kreuzes angebrachte riesige

Halbmond soll (wohl etwas übertrieben!) funfzig Ellen im Durchmesser halten, und Murad III. soll auf die Vergoldung desselben nicht weniger als 50,000 Ducaten verwendet haben. Der Durchmesser des Kuppeldoms beträgt 115 römische Fuß (106 Pariser Fuß); der Mittelpunkt desselben erhebt sich 180 römische Fuß (169 Pariser Fuß) über den Boden des Tempels. Zum Unterbau dienen dem Dom vier ins Geviert gestellte Riesenpfeiler. Diese tragen auf ihren vier ungeheuren Rundbogen einen kreisrunden, als Sims hervortretenden Kranz, der sich durch Zwickel in der Gestalt gebogener Dreiecke zugleich auf die Köpfe der vier Pfeiler stützt. Ueber dem Sims spannt sich endlich aus weißen, lockeren und daher leichten Backsteinen von der Insel Rhodus die sehr flache Kuppel. Um die Schwere noch zu vermindern, ist an ihr das Mauerwerk etwas dünner genommen, so daß man auf jenem Sims in schwindelnder Höhe herumgehen kann: eine Einrichtung, die zugleich dazu dient, bei feierlichen Gelegenheiten die Lichter im Innern der Wölbung anzuzünden. Frei und luftig schwebt die Kuppel über dem weiten Mittelraum, so daß sie wie an unsichtbarer Kette vom Himmel herabzuhängen scheint. Ihr Licht empfängt sie durch 24 im Halbkreis überdeckte Fenster. Die vier Hauptpfeiler sind, um die furchtbare Last des Ueberbaues zu tragen, durch eine kräftige Seitenstützung von Gallerien, Wölbungen und Säulenstellungen verstärkt. Die ganze Kraft und Höhe des Baues ist jedoch in der Mittelkuppel zusammengefaßt, zu welcher von Ost und West die Halbkuppeln sich in immer größeren Verhältnissen emporgipfeln. Dieser vorwiegenden Bedeutung der Hauptkuppel entsprach auch die von dem ersten Baumeister durchgeführte Lichtvertheilung. Die Nische des Hauptchores hatte drei Lichtöffnungen; außerdem öffneten sich sämmtliche Halbkuppeln mit verhältnißmäßig immer wenigeren und kleineren Luken nach außen. In Ost und West war also das Licht gedämpft, stärker drang es durch die weiten Fenster der beiden großen Halbkuppeln, bis sich endlich in die Hauptkuppel ein blendender Lichtstrom ergoß. Diese erhielt ihr Licht nicht blos durch die 24 Fenster der Wölbung, sondern auch noch aus dreifachen, in den Seitenmauern angebrachten Fensterreihen. „So voll von Licht", sagt ein Geschichtschreiber, „ist die Kirche,

daß sie nicht von außen durch die Sonne bestrahlt, sondern von eigenem inwendigen Glanz durchleuchtet zu sein scheint." Zweimal wurde die Kuppel durch ein Erdbeben theilweis zertrümmert und stürzte endlich 1346 kurz vor der Eroberung Konstantinopels durch die Türken ganz zusammen. Der Sieger übernahm die Erneuerung. Seitdem hat der Bau unerschüttert gestanden, neigt sich aber gegenwärtig dem Verfalle zu. So wenig nun auch von dem vormaligen Glanze übrig blieb, so ist dieser Tempel doch immer noch der Stolz der Türken. Die ursprüngliche Verzierung der ungeheuren Wand- und Gewölbeflächen verrieth deutlich, daß es mit dem ganzen Bauwerke auf verschwenderische Pracht abgesehen war. Ueberall hatte man das Theuerste gewählt, nämlich eingelegte Arbeit von kostbaren Steinen (Mosaik) und getriebene edle Metalle. Gleich vorn im Säulenhof ergoß aus ehrener Röhre eine Fontaine ihre perlende Krystallfluth in ein großes Jaspis-Becken. Zwölf Säulen standen umher, zwischen denen steinerne Löwen eben so viel weiß schäumende Sprudel aus ihrem Rachen behufs der Handabwaschung entsandten. Von da sah man die Vorderfronte des Tempels im bunten Schmuck geschliffener vielfarbiger Steine emporsteigen. War man durch den Säulengang in zwei Vorhallen und von da ins Innere eingetreten, so sah man sich von dem glänzendsten Farbenmeer umflossen. Wände und Boden waren wie mit mannigfach beblümten Marmorteppichen geschmückt. Marmorarten aus allen Brüchen des Reiches waren dazu herbeigeschafft: der phrygische aus Kleinasien mit rosigen und weißen Adern, der dunkelrothe vom Nil, der grüne vom Vorgebirge Tänarum im Spartanergebiet, der schwarz und weiß gefleckte von Frankreich und vom Bosporus bei Konstantinopel, der afrikanische von Krokos- und Goldfarbe. Die untern Säulenreihen waren von dem rothen Porphyr des ägyptischen Thebens, und vor dem Geländer über ihren vergoldeten Kronen schlängelten sich goldene Akanthoszweige hin; darüber erhoben sich die grünen Marmorsäulen aus Thessalien. Die Wände ringsum zeigten reiche Blätterranken mit Vögeln, vorzüglich Weinlaub. Die gewölbten Decken waren mit Mosaiken auf Goldgrund ausgelegt. Die Bekleidung der vier großen Hauptpfeiler nebst ihren Bogen, auf denen die Dom-

wölbung ruht, ist noch sichtbar. Diese besteht nämlich aus großen Porphyrplatten, welche spiegelartig in helleres Gestein eingelegt sind. Im eigentlichen Heiligthum schimmerte Alles von Silber und Gold. Silberschranken trennten die Altarnische vom Hauptschiff; Silbertafeln deckten die Wände; zwölf im Halbkreis frei stehende Säulen waren mit demselben Metall vollständig beschlagen und trugen oben große ovale Silberschilde; auf dem mittelsten Schilde war Christus, auf beiden Seiten Engelchöre, Propheten und Apostel in getriebener Arbeit abgebildet; auch Maria fehlte nicht, hatte aber an einer anderen Stelle ihren Ehrenplatz. Mitten auf der Wand der Nische glänzte der verschlungene Namenszug des Erbauers und seiner Theodora unter einem Kreuze. Darüber in der Wölbung der Nische thronte das Bild des Erlösers; sein Gewand war zwischen dem Mosaik mit ächten Goldadern fadenartig durchsponnen; die Rechte hatte er emporgehoben, in der Linken das Evangelium, zu beiden Seiten Petrus und Paulus. Der Altar überragte das ganz silberne thurmhohe Zeltdach mit dem Erlöser am Kreuz; hoch darüber trugen vier Säulen mit ihren Bogen einen achteckigen Aufsatz, der in eine achteckige Thurmspitze auslief; auf dieser endlich stand ein mächtiger Silberkelch mit Blattwerk. Wenn nun zur Nachtfeier auf den hohen Candelabern am Boden die Kerzen strahlten, wenn selbst unter der höchsten Kuppel jener vorspringende Gesimskranz von Lichtern schimmerte, wie eine Goldkette um den Hals einer Schönen, und wenn der Glanz der silbernen, in Gestalt von Kreuzen, Scheiben oder Schiffen am Gewölbe vertheilten Kronleuchter von der blitzenden blanken Decke verdoppelt zurückgespiegelt wurde: „dann war es", sagt ein Dichter jener Zeit, „wie wenn die Sternbilder unter dem Himmelsgewölbe funkeln." Gar wohl konnte demnach Justinian, als er am Einweihungstage an der Spitze des Festzuges den vollendeten Tempel betrat, in die Worte ausbrechen: „O Salomo, ich habe dich überwunden!"

Fünftes Kapitel.

Wenn wir uns auf unseren Wanderungen durch die Stadt recht müde gegangen haben, dann freuen wir uns immer, in einem Kaffeehause oder Scherbetladen einen halbstündigen Ruhepunkt zu finden, um frische Kräfte zu gewinnen. Die Kaffeehäuser sind der Aufenthaltsort aller gelangweilten Moslemin, die dort schweigsam ihren Nargile gurgeln oder ihren Tschibukwolken nachsehen. Als stehende Figur findet man in denselben die Meda oder Erzähler, welche, wie unsere Orgelmänner, ihre Märchen und Geschichten ableiern müssen. Außerdem giebt es weder Zeitungen, noch Billard oder Karten; nur das Tricktrackspiel ist allein gekannt und geliebt. Die größeren Kaffeehäuser haben vor der Thür einen umgitterten und mit Schlingpflanzen umlaubten freien Platz, welcher zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen mit Leinewand überspannt ist. Hier sitzt sich's sehr angenehm, besonders in der Nähe des Hafens, wo Kühlung haucht und der Blick sich an den reizenden Parthieen des Bosporus ergötzt. Statt auf den diwanartigen Bänken Platz zu nehmen, wählten wir immer, als für unser europäisches Kostüm mehr passend, die anderhalb Fuß hohen Strohstühle ohne Lehne, welche von Malta eingeführt werden und Skemli (Schemmel) heißen. Dem satzigen schwarzen Kaffee ziehen wir meistentheils den Genuß des Scherbets und der Helwa vor. Scherbet oder Sorbet ist ein der Limonade ähnliches, aus säuerlichen Fruchtsäften mit Zucker bereitetes Getränk. Es wird durch eine Zugabe von Eis kühler gemacht. Man nimmt dazu den Saft des Granatapfels, der Pomeranzen, Citronen, Johannisbeeren, Himbeeren, Aprikosen, Quitten, Bergamotten-Eingesottenes. Um diesem Getränke Aroma zu geben, gießt man es über Melisse und andere starkriechende Kräuter, wie bei uns der duftende Maitrank durch das Hineinlegen des Waldmeisters bereitet wird. Auch mischt man darunter Rosen- und Kirschwasser, selbst Moschus. Das Eingesottene nennt man Datlii, zum Unterschiede von Retschel, was aus Stücken von Birnen, Aepfeln, Quitten, gelben Rüben, anderen Gemüsen und Patmes, d. i. mit Thon geklärter und verdickter Traubensaft, besteht. — Von der beliebten Helwa giebt

es mehrere Arten. Sie besteht gewöhnlich aus Sesammehl, Maulbeersaft nebst Fett und wird als bräunliche halbfeste Masse kalt gegessen. Auch bereitet man sie aus Patmes mit beigemischten Haselnüssen oder Maiskörnern. Wird Mehl, Honig und Butter genommen, so zieht sich die Helwa in Fäden und heißt Keten-Helwa. Aus Mehl, Wasser, Zucker und Butter wird die Sorchpet- oder Chosch-Helwa gemacht, welche man warm ißt. Sie gewinnt durch Beimischung von Milch, so wie durch Zimmt, Rosen- und Moschus-Parfüm. — Milch wird von den Orientalen nie zum Kaffee getrunken und selbst Frauen christlicher Nationen sieht man des Morgens ihr geröstetes Brot in schwarzen ungezuckerten Kaffee tauchen. Außerdem genießt das weibliche Geschlecht als erstes Frühstück auch Salep-Abkochungen, mit Zucker, Milch und Zimmt versetzt. Der aus der Milch gewonnene Käse wird entweder gleich frisch genossen oder mit guter Milch geknetet und in Hammelhäute gefüllt. Die Milch wird sonst noch zur Bereitung des Mahalewi, aus Milch, Amylum (Stärkemehl) und Reismehl bestehend, so wie des Milchreises verwendet. Die sauer gewordene genießt man häufig allein für sich, oder in der Suppe, mit rohen Gurken oder mit dem Braten. Aehnlich wie wir die Butter, gewinnt man das Kaimak. Man kocht nämlich die Milch, namentlich von Schafen und Ziegen, unter fortwährendem Umrühren, bis die wässerigen Substanzen sich theilweis verflüchtigen; dann stellt man sie an einen warmen Ort und hebt nach dem Erkalten die Fettschicht ab. Diese genießt man zum Frühstück, wie der Nordländer die frische Butter. Die Milch Konstantinopels ist ein Gemisch von Kuh-, Schaf-, Ziegen- und Büffelsmilch. Statt der hier nicht gekannten und nur für die Europäer aus Oestreich und Rußland in den Handel gebrachten frischen Butter bedient sich der Türke des Schmalzes, welches unter Anderem auch aus den Fettschwänzen der damit begabten Schafe gewonnen und mit Zwiebeln versetzt wird. Der in den Donaufürstenthümern sehr gesuchte Speck wird von den Muselmännern verschmäht, da der Islam den Genuß desselben verbietet.

Im Allgemeinen zeichnet sich die türkische Küche durch den vorherrschenden Gebrauch von Gemüsen, Pfeffer, Zwiebeln,

Knoblauch, Limonienſaft, Zucker und Honig aus. In die Suppen verkocht man nur Reis oder Nudeln. Ueberdies kommt dazu Schaf- und Hühnerfleiſch, immer aber Limonienſaft. Paradiesäpfel, hier in großer Menge gebaut, geben angenehme Färbung und Wohlgeſchmack. Für Kranke bereitet man Suppen aus Fiſchen, Fröſchen, Schildkröten, Krabben, Schafs- und Hühnerfleiſch oder aus dem Nacken der Hammel. Außer den Hühnern genießt der Türke nur Schaf-, Ziegen- und Lammfleiſch. Rinderfleiſch zu eſſen iſt bei dieſem Volke nicht Sitte, und ein Kalb zu ſchlachten, ſcheint ihm Sünde, da das Thier ohne Koſten erzogen, theuer verkauft oder zum Ackerbau genutzt werden kann. Schweinfleiſch, Spanferkel, Schinken bleibt den Serben und Bosniern überlaſſen; das friſche Schweinfleiſch wird in Konſtantinopel nur zur Faſchingszeit verkauft. Enten, Gänſe, Truthähne und Wildpret findet man ſelten auf den türkiſchen Tafeln, indem man dergleichen für nicht rein hält. Das Fleiſch wird nie geſotten gegeſſen. Nach dem zur Bildung der Suppe nöthigen erſten Aufkochen wird es in ſeinem eigenen Fett oder mit etwas Schmalz gedünſtet. Das zum Braten beſtimmte Fleiſch wird mit Salz, Knoblauch oder Pfeffer verrieben; ein Geflügel oder ein ganzes Lamm wird mit Zwiebeln, Gewürznelken, Pfeffer, Reis gefüllt und vor dem Feuer am Spieß gedreht. Im Backofen gewinnt das ſo zubereitete Fleiſch an Geſchmack und dieſe Art Braten heißt Kebab. Kapama iſt ein Ragout aus Schaf- oder Hühnerfleiſch mit Zwiebeln, ſpaniſchem Pfeffer, Gemüſe, Fett und Waſſer bereitet. Küphte iſt gehacktes Schaffleiſch mit Eigelb, Brot, Zwiebeln, Salz, Pfeffer und Gewürznelken vermiſcht, dann in rundliche Formen gebracht, gebacken und mit ſaurer Sauce übergoſſen. Schaffüße werden tüchtig gekocht mit Eier und Eſſig gemengt gegeſſen. Eier hat man in allen möglichen Zubereitungen. Karpfen, Hechte, Welſe liefern die ſüßen Waſſer, das Meer unter Anderm den Schwerdtfiſch, den Scomber, die Makrele, den Meer- und Nicakrebs, die Meerſpinne, Krabbe und Schildkrabbe. Was die Nahrungsmittel aus dem Pflanzenreich betrifft, ſo werden die meiſten Gemüſe mit Fleiſchſuppe oder Fleiſchſtückchen verkocht. Eine beſondere Vorliebe hat man für Quitten oder Malven mit Fleiſch gedünſtet. Das Kraut

(Kohl) wird mit Essig versetzt und nach einiger Zeit roh verzehrt. Salat und Gurken pflegt man in allen Ständen gern ganz roh zu essen; sonst giebt man zum Salat statt des Essigs Limoniensaft. Linsen und Erdäpfel sind nicht beliebt, letztere werden hier kaum gebaut. Als Sommerspeise hat man ein kaltes Gemisch von Gurken, Pfeffer, Oel, Knoblauch, Salz, Essig, Mandeln oder gestoßenen Haselnüssen. Ein Hauptnahrungsmittel im Orient ist der Reis. Außer seiner Zuthat zur Suppe wird er als Pillaw genossen. Diesen bereitet man, indem man Reis in heißes Fett thut und ihn so eine Weile dunsten läßt. Dann mischt man dazu Saffran, Pfeffer, Paradiesäpfel-Sauce oder Honig, Früchtesaft, Maiskörner oder Kichererbsen, Leblebi genannt. Dies nie fehlende Gericht wird immer gegen Ende der Tafel aufgetragen. Wird das Gericht mit Hühnerbrühe bereitet, so ist es der Risotto der Italiener, nur giebt es hier keinen Käse dazu. Wird der Reis auf obige Weise sehr weich gekocht, so heißt die Speise Lapa. Kuskusu Pillaw besteht aus Weizengrütze, Hefe und Fett ohne Reis; Frauen essen es, um sich zu mästen. Zur Bereitung des unter dem Namen Dolma bekannten Gerichtes werden Gurken, der eßbare Nachtschatten, Kürbisse oder eine Milz ausgehöhlt, mit Lapa gefüllt und gedünstet oder das Lapa wird in kleine Bissen gesondert, diese mit Spinat, Weinlaub, Kohl, Salat umwickelt und hierauf nochmals gekocht. Man bereitet auch ein Dolma aus Quitten, Aepfeln und Birnen, dazu kommt wenig oder gar kein Reis, sondern nur gehacktes Fleisch. Unter den Mehlspeisen haben die Türken den Pidé, eine aus Mehl und Fett bereitete, schwer verdauliche Masse, welche mit einer Lage von Eiern, Käse, Weinlaub und gehacktem Fleisch gefüllt wird. Hoch geschätzt ist das Bachlawa, eine dick geblätterte, mit Honig und Mandeln versetzte Torte. Auch hat man eine Art Pfannkuchen. Rahatlokum ist eine aus Stärkemehl, Zucker, Gummi arabicum mit beigemischten Früchtesäften nebst Mandeln bestehende Masse, die viereckig geformt in den Handel kommt. Verzuckerte Mandeln und Pomeranzenrinden, so wie eine Paste aus Zucker und Bergamotten finden bei den die Süßigkeiten liebenden Orientalen großen Beifall. Das türkische Gefrorene (Dordurma) ist nur ein mit Milch

oder Früchtesaft vermischter Schnee. Für Kinder wird auf den Straßen in langen engen gläsernen Röhren Honigwasser oder ein Aufguß von Korinther-Rosinen verkauft. — Das Brot wird fast durchschnittlich im Hause gemacht und dann dem Bäcker zur Vollendung übergeben. Dies flache, nur fingerdicke, in kreisrunden Fladen gebackene Brot heißt Fodla. Der Bäcker selbst backt für die Soldaten auch noch eine schwärzere Sorte (Somun) aus Weizen, Korn, Gerste, Erbsen, ohne die Hülsen sorgfältig zu entfernen. Die hiesigen mit Sesam bestreuten Semmeln lassen viel zu wünschen übrig; auch Biscuit macht man. — Das Wasser ist trotz der vielen Fontainen sehr verschieden, und gutes frisches Trinkwasser bildet einen einträglichen Handelsartikel.

Die meist auf drei Seiten offenen Kaffeehäuser, hier mittelst Fenster, hinter denen Schnitzwerk oder Holzgitter, verschlossen, haben wir bereits früher kennen gelernt nach ihrer inneren einfachen Einrichtung mit dem Kohlenfeuer in der Mitte, mit den Bänken, die an den Wänden umlaufen und wo auf Gesimsen die Nargileflaschen mit darunter hängenden Schläuchen stehen, während aus allen Ecken die Tschibuke hervorschauen. Nicht weniger einfach ist eine türkische Restauration: ein hölzerner Laden an einer Straßenecke, wo im Vordergrunde über Kohlenfeuer mehrere Kupfergefäße stehen mit zwei bis drei Arten von Ragout, gebratenen Fischen, gebackener Schafsleber, einem Pillaw; über einem kleinen Feuer macht man Kebab, bratet Schafsköpfe oder Würste. Im Hintergrunde sind Sitze angebracht, auf welchen die Eintretenden nach Ablegung ihrer Ueberschuhe Platz nehmen und wo ohne Tischtuch und Serviette, so wie ohne Messer und Gabel ausgespeist wird; geistige Getränke schenkt man daselbst nicht aus.

Zu Hause bildet bei den mittleren Ständen durchweg das schon früher beschriebene kleine Tabouret, über welches eine kreisrunde Tafel von Holz oder verzinntem Kupfer gestellt wird, den Eßtisch. Um denselben setzen sich die Tischgenossen mit gekreuzten Füßen auf den mit einer Strohmatte bedeckten Fußboden, oder das erwähnte Tabouret ist etwas höher und die Familie sitzt um dasselbe auf niederen Tabourets. In den höheren Ständen speist der Hausherr abgesondert vom Harem. Dabei

bleibt er ruhig auf seiner Ottomane sitzen, und man servirt ihm die Mahlzeit auf obiger Tafel, die über ein seitwärts gestelltes flaches Polster gelegt ist. Eben so essen die Söhne vornehmer Leute oft an einem abgesonderten Tisch. Die türkischen und slavischen Frauen halten die Mahlzeit ihrerseits mit den Töchtern; was übrig bleibt, fällt der Dienerschaft zu. Nirgends speist der Diener mit seinem Herrn an demselben Tisch. Sitzt man an der Tafel reicher Türken, so bedecken Bediente in Livree die Kniee der Gäste mit langen Servietten, deren Kanten mit Flittergold gestickt, die Zipfel aber mit goldenen oder bunten Seidenblumen verziert sind. Eine einzige solche Serviette bedeckt oft die Kniee einer ganzen Gesellschaft. Bei Vornehmen bekommt jeder Gast seine eigene Serviette. Bei größeren Gastmählern wird der Tisch nach europäischer Sitte gedeckt, auch mit Messern und Gabeln versehen, obwohl die Handhabung derselben nur den Wenigsten geläufig ist. Denn in dem gewöhnlichen türkischen Haushalt gebraucht man nur den Löffel, da der tranchirte Braten mit den Fingern in Stücke losgerissen zum Munde geführt wird und selbst die Gemüse mit kleinen Brotportionen unter Nachhülfe der Finger ergriffen werden. Eben so wenig kennt man einen Teller, da Jeder seinen Antheil aus dem Suppentopf herauslöffelt; dasselbe geschieht bei den übrigen Gerichten. Jeder nimmt sich seine Portion immer aus derselben Stelle der Schüssel, so daß nach geendigter Mahlzeit ein Pillaw nur noch aus einer gewissen Anzahl von Scheidewänden zwischen den Stellen besteht, wo die Essenden ihre Speisen herausgenommen haben. Wasser wird auf Verlangen Allen aus demselben Glase gereicht; auch erhält Jeder ein Stück Brot. Stets bedient man sich beim Anfassen der Nahrungsmittel nur der rechten Hand, da die linke, als bei der durch Wasser bewerkstelligten Reinigung der Gesäßtheile nach Verrichtung eines Naturbedürfnisses thätig, für unsauber gilt. Meistens erst nach genossener Mahlzeit trinkt man Wein, mehr noch Branntwein, einzig in der Absicht sich zu betäuben, und zwar niemals stehend, da man glaubt es schade den Füßen.

Der Türke pflegt morgens seine Pfeife mit einer Tasse Kaffee zu rauchen. Um Mittag gegen sechs Uhr (man rechnet

die Tageszeit von Aufgang bis zum Untergang der Sonne) nimmt er ein aus drei bis vier Speisen bestehendes Frühstück zu sich und so hält er, mehrere Schalen Kaffee abgerechnet, bis zur eintretenden Dämmerung aus. Dann erst folgt die Hauptmahlzeit, wobei, je nach den Mitteln, zwei bis zwölf Schüsseln aufgetragen werden. — Folgendes mag als Exempel eines türkischen Diners dienen. Auf dem Tische, der auch wohl mit Blumen geschmückt ist, stehen Tellerchen mit Oliven, Caviar, Käse, spanischem Pfeffer, getrockneten Zungen nebst Eingemachtem verschiedener Früchte, womit das Mahl beginnt. Aus der Küche giebts: Suppe, gesottene Fische, Börec (ein mit Fruchtsaft gefüllter Kuchen), Huhn-Ragout, eine andere Art Börec und Ragout, Kebab, Bohnen-Ragout, Dolma, Kataif (geröstete, mit Kaimak, Zucker, Mandeln, Nüssen und Honig gemischte Nudeln), eine andere Art Dolma, gebratene Hühner, Ragout, Külbasde (eine Cotelette), Pillaw, Hoschaf (Fruchtsaft), Pillaw mit Honig, Bachlawa, Früchte, Raki (Liqueur). — Gold- und Silber-Service fehlen selbst in den vornehmsten Häusern, da das Gesetz dergleichen verbietet. Man bedient sich der verzinnten Kupfergeschirre der Steingut- oder Porcellan-Schüsseln. Das Auftragen derselben geschieht sehr schnell, da die Dienerschaft überall aus sehr vielen (in den ersten Häusern oft 30 bis 40) Personen besteht. Während des Essens verhält sich der Türke, ganz in den Genuß des Augenblickes versenkt, äußerst schweigsam; er antwortet auf Befragen kurz oder gar nicht. Ueber der Tafel laut zu rülpsen gilt für keine Unart. Man setzt sich mit den vor jeder Arbeit gesprochenen Worten: „Mit der Erlaubniß Gottes sei es begonnen.“ Am Ende des Gastmahls sagt der Untergebene oder Gast zum Hausherrn: „Gott überhäufe dich mit Segen.“ Nach der Mahlzeit wird Jedem ein Waschbecken mit Gießkanne vorgehalten. Man seift sich die Hände, die Zähne und den Bart ein, reinigt sich, schlürft aus der flachen Hand Wasser, um den Mund auszuspülen, trocknet sich ab, um Pfeife und Kaffee in Empfang zu nehmen. — Vielesser giebts häufig unter den Türken, und bei ihrer ruhigen Lebensweise und Gemüthsstimmung neigen sie sich leicht zum Fettwerden. Im Ramadan oder Fastenmonat ist, so lange die

Sonne am Himmel steht, Speise, Trank, Pfeife, Kaffee und überhaupt jeder Sinnengenuß untersagt. Dann ändert sich die gewöhnliche Ordnung der Lebensart dahin, daß im Ganzen zwei Mahlzeiten, nämlich eine vor Sonnenaufgang und eine nach Sonnenuntergang, genossen werden. Nach dem Frühmahl pflegt man ins Bett zu gehen, um die Hälfte des Tages zu verschlafen. Der Lohnarbeiter schläft nur einige Stunden zwischen dem ersten und zweiten Mahle und betreibt seinen Beruf trotz der größten Hitze oder Kälte; da nämlich das türkische Jahr zehn Tage weniger hat als das unsrige, so fällt der Ramadan nach und nach in alle Jahreszeiten, bis nach 36 Jahren derselbe Umlauf wiederkehrt. Kranken liegt es nicht ob zu fasten; nichts desto weniger enthalten sich einige derselben während des Tages der Arzenei *). — Am strengsten beobachten die Griechen und Armenier ihre Fasten. Diese nehmen da nur in Wasser gekochte Hülsenfrüchte und gesalzene Fische zu sich; Sesamöl muß ihnen das Fett ersetzen. — Die Griechen nähren sich viel von Speisen der türkischen Küche; jedoch herrschen bei ihnen Fische, Oliven, Käse, Caviar und Oel vor. Wegen ihrer angebornen Lebhaftigkeit bleiben sie in der Regel mager. Es giebt unter ihnen viele Säufer.

Die geistigen Getränke sind im Orient weit verbreitet und an dem Fortschreiten des übermäßigen Genusses derselben betheiligen sich nicht nur die Griechen, Armenier und die gemeinere Klasse der hier lebenden Europäer, sondern auch die Türken, welche den im Koran natürlich noch nicht verbotenen Branntwein für weniger sündhaft halten, als den Wein. Letzterer wird als Arzenei in den Militairspitälern von der Regierung erlaubt. Der meiste hier zu Lande getrunkene Wein ist roth; weißen liefert nur die Wallachei und das westliche Bulgarien. Aus Mangel guter Keller erhält sich auch das beste Gewächs meist nur ein Jahr. In Nieder-Albanien, Thessalien und Griechenland

*) Nach dem Ramadan folgt das große Beiram-Fest, welches, etwa unserem Osterfest entsprechend, drei Tage lang mit Processionen gefeiert wird und wobei den Größeren von den Geringeren Geschenke gemacht werden. Sechzig Tage nach diesem Hauptfest der Muhammedaner tritt ein zweites, der kleine Beiram, ein, der als Opferfest der Wallfahrt nach Mekka vier Tage lang gefeiert wird.

verpicht man die Fässer, um sie vor der Verderbniß besser zu wahren, weshalb die Weine dieser Länder stets einen höchst scharfen unangenehmen Geschmack haben,. den noch die zur Verführung angewandten Schläuche vermehren. Die hiesigen versetzt man auch wohl mit Weingeist, wodurch sie betäubender wirken, aber ihr Aroma verlieren. Der Apfelwein oder Cider ist nur in Nieder-Bosnien, Serbien und Bulgarien gekannt. Bier findet seine Trinker unter den Franken, weniger unter den Einheimischen. Der im Lande getrunkene Branntwein wird aus Weintrauben, Zwetschen, Traubensaft, Getreide und Birnen bereitet. Zum Behuf des besseren Geruches und Geschmackes wird er mit Anis, Zimmt, Nelken, Rosen, bitteren Citronen, Mastix und anderen gewürzhaften oder harzigen Stoffen versetzt. Man nennt ihn dann Raki. Er wird als Nachtisch aufgetragen und bis zur Betäubung genossen, wobei die Pfeife nie fehlt. Die ächten Branntweintrinker ziehen das Nargile (Narkilé) vor.

Die gewöhnlichen Pfeifen, Tschibuks genannt, bestehen aus einem kleinen runden deckellosen Kopf von rothem Thon und einem 4 bis 7 Fuß langen hölzernen Rohr. Letzteres muß ganz gerade sein und eine braune glatte Rinde ohne Flecken und Auswüchse haben. Aermere führen dergleichen aus Ahorn, Wohlhabendere aus Weichsel oder Jasmin. Man unterhält zu dem Ende auch eigene Baumschulen von jungen Kirschbäumen, (vorzüglich Prunus halepensis), welche man durch aufgesetzte Röhren vollkommen gerade und glatt zu wachsen zwingt, so daß die Stämmchen keine Aeste treiben. Solche Pfeifenröhre kosten oft anderthalb Thaler und darüber; die gewöhnlichen werden mit etwa einem Gulden bezahlt. Das inwendig mit hölzernem Cylinder versehene, oben kugelförmige Mundstück der Pfeife ist von Holz, Horn, Glas, Alabaster oder Bernstein, oft auch nur ein metallener, meist silberner Ring. Unter demselben befinden sich noch zwei kleinere röhrenartige Aufsätze, bei Vornehmen mit Edelsteinen oder Perlen besetzt; auch pflegt in diesem Fall der mittlere Theil des Rohrs mit rothem Seiden- oder Baumwollenzeug, von welchem kostbare Stickerei niederhängt, umwunden zu sein. In einem Privathause bringt ein Sclave oder Diener dem Gaste die gestopfte und bereits angezündete Pfeife nebst

einer kleinen messingenen Schale, damit der Teppich nicht beschädigt werde. Ist jener in der Länge des Pfeifenrohrs vor dem Fremden angekommen, so setzt er den dampfenden Kopf auf den Boden, indem er zugleich in sicherer Wendung das Mundstück an den Mund des Herrn bringt; dann erst legt er die Pfeife auf das Versicherungsschüsselchen, Tepsi genannt. Pfeife nebst Kaffee abzulehnen, gilt für unhöflich, selbst wenn man nicht Raucher ist. In den Kaffeehäusern legt der Diener, nachdem der Gast die Pfeife genommen, mittelst eines Zängelchens eine glühende Kohle auf den Taback, wobei man sich hüten muß, die Kohle nicht auf den Teppich, der immer ein Luxusartikel ist, fallen zu lassen. — Das vornehmlich in den Städten gebräuchliche Nargile besteht in einem birnförmigen gläsernen Gefäße mit flachem Boden, das etwa zu zwei Dritteln mit gewöhnlichem oder Rosen-Wasser gefüllt und auf die Erde gestellt wird. Oben an der Flasche ist ein Stöpsel mit einem Loche, und darauf wird nun der in einen langen Hals auslaufende becherförmige Thonkopf mit dem Taback befestigt. An der Seite hat die Flasche eine Oeffnung, in welche ein mehrere Ellen langes, von Leder gefertigtes und mit Eisendraht umwundenes, schlangenförmig gekrümmtes Rohr eingefügt wird. Bei dieser Vorrichtung muß der Rauch durch das Wasser gehen und wird dadurch abgekühlt und milder. Man nimmt zur Wasserpfeife den Tömbeki, einen stärkeren persischen Taback. Besonders ist der äußerst aromatische Tömbeki von Chiras berühmt, der aber wegen seiner Kostbarkeit nur den Großen des Reiches als Geschenk zukommt. Man pflegt diesen Taback vorher anzufeuchten, so daß er nur durch recht tiefe Züge in Gluth erhalten werden kann. Bei diesen langgezogenen Einathmungen läßt man den Dampf in die Lungen und den Magen gelangen, um ihn mit vorgeblich unbeschreiblichem Wohlbehagen durch Mund und Nase wieder zu entfernen, weshalb der Türke sagt: „Taback trinken" und nicht rauchen. Welch großes Vergnügen solch ein Tabacktrinken gewähren kann, mag daraus hervorgehn, daß in Syrien, Aegypten und Persien selbst europäische Frauen gesellschaftlich auf Ottomanen ruhend im Genusse des Nargile schwelgen. Unterhaltung giebt den Tabackstrinkern das durch gegenseitige Berüh-

rung der Luft und des Wassers verursachte fortwährende Gegurgel, so wie die tanzende Bewegung von Kirschen, welche man zu dem Ende in das Gefäß thut. In Syrien gebraucht man eine hohle Kokusnuß als Wassergefäß. Oft hat man das Nargile sehr prachtvoll ausgestattet. Bald ist die Flasche in ein silbernes Gehäuse gehüllt, bald ist der Pfeifenträger von Silber, ja vergoldet und mit Edelsteinen, selbst mit Diamanten besetzt. Die Tabacksbeutel sind eine Viertel Elle lang, sehr weit, meist aus Merino, und mit Stickereien bedeckt. Der Pfeifenkopf ist bei allen Ständen aus Thon, ohne Deckel, bei Reichen leicht vergoldet; nur in Albanien und Montenegro schneidet man denselben aus Holz und füttert ihn mit Messingblech. Um so mehr müssen die Mundstücke dem Luxus dienen. Man sieht sie bei Reichen von Diamanten, selbst Brillantringen umschlossen, so daß dafür oft eine Summe von tausend Gulden und mehr verschwendet ist. Die Pfeife kleidet den bärtigen, ernstblickenden, würdevoll auf der Ottomane sitzenden Morgenländer sehr schön. Sie läßt ihn Zeit gewinnen, um eine kluge Antwort zu geben, ein unzeitiges Lächeln, einen Ingrimm, eine Verlegenheit zu verbergen; sie giebt ihm Ersatz bei Hunger, Feuchtigkeit, Kälte, Kühlung in Sommergluth, Muth in Drangsal, kurz ist sein Trost, sein Labsal in allen Lagen des Lebens. Auch türkische und armenische Frauen rauchen sehr häufig. — Dem Uebergenuß des Tabacks folgen Störungen in der Verdauung, schlechte Zähne, frühzeitiges Phlegma, Brust- und Lungenbeschwerden, vielleicht auch Schwäche der Mannbarkeit. — Cigarren rauchen die Türken selten, und wenn sie es thun, so ziehen sie die aus spanischem Papier gemachten denen aus gerollten Tabacksblättern vor. Auch von dem Schnupftaback macht man weniger Gebrauch, als in Europa. Dosen hat man aus Zinn, Buchsbaum oder Papiermaché. Die Montenegriner führen statt derselben Lederſäckchen.

Um die betäubende Kraft des Tömbeki zu steigern, vermischt man mit demselben auch den Samen des Stechapfels (Datura Stramonium) oder des Bilsenkrautes (Hyosciamus niger) und die indische Hanfpflanze (Cannabis indica); die Opiumraucher wenden ebenfalls das Nargile an. Der indische Hanf, Esrar ge-

nannt, soll dazu dienen, daß der davon Genießende eine Zeit lang in einem geträumten paradiesischen Zustande schwelgt. Eine eigenthümliche Wirkung des Esrar ist, daß diese sich als Steigerung der gewöhnlichen Gedankenreihen darstellt. Der von Natur Düstere wird noch verstimmter, weint, ächzt, und seine Lage scheint ihm verzweiflungsvoll; der Heitere dagegen fühlt sich aller irdischen Fesseln ledig und sieht die herrlichsten Traumbilder vor seiner Seele vorüberziehen. In den Gebirgen Kurdistan's lebte gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ein Schech (Anführer), welcher in dem Rufe stand, seinen Untergebenen himmlische Freuden bereiten zu können. Jung und Alt drängte sich zu ihm. Er ließ die ihm treuen Dienst gelobenden Ankömmlinge über Nacht in ein Gartenhaus bringen, wo sie, durch den Esrar in einen vorübergehenden Taumel versetzt, beim Erwachen ihrer umnebelten Sinne durch Gesang, Musik und Tänze, süße Speisen und Blumendüfte, schöne Frauen und Knaben umgaukelt, sich in Genüssen bewegten, welche nach muhammedanischen Begriffen die des Himmelreichs sind. Nach Beibringung einer anderen Gabe verfielen die Bethörten in einen neuen Schlaf, aus dem sie in veränderter, örtlicher Umgebung zur prosaischen Wirklichkeit erwachten. Als Lohn für tapfere Vertheidigung verhieß der Schech die Rückkehr der genossenen Herrlichkeiten, und durch solche Versprechungen spornte er die wilden Bergsöhne zur aufopferndsten Kampfesbegeistrung. Mit Anwendung des Esrar rühmen sich arabische Derwische in Konstantinopel des Vermögens, Jedermann während 24 Stunden in die Verwirklichung seiner Wünsche zu versetzen. Sie bringen ihre Leute in eine angemessene Localität, und wer dann Lust hat, kann in der Benebelung als Großwesir Siege erfechten oder als Finanzminister über Millionen oder als Großherr über einen vollen Harem gebieten, bis ihn der düstere Morgen eines Besseren belehrt. Männer, die sich an den Genuß des Esrar in starken Dosen gewöhnt, versicherten uns, daß die erste Wirkung ein Größer- und Dickerwerden einzelner Körpertheile sei. So erzählte Einer, daß er seine Unterlippe bis zur Höhe der Nase angeschwollen glaubte und daß er, um sich zu beruhigen, wiederholt an dieselbe greifen mußte. Ein Anderer hielt seine Nase so vergrößert, daß sie ihm

die Aussicht auf die Umgebung trübte. Gegen die zu heftige Wirkung bedient man sich vegetabilischer Säuren. Man pflegt die Blätter und Spitzen des Esrar, als grobes Pulver mit Taback vermischt, aus gewöhnlichen oder Wasserpfeifen zu rauchen, wo schon eine geringe Quantität betäubende Wirkungen hervorbringt, oder man macht aus jener Pflanze mit Honig, Datteln oder Feigen und Mohnsamen eine Masse, wovon man je nach der Individualität in verschiedener Menge genießen muß, um Benebelung zu erzielen; man mischt auch wohl Opium, Brechnuß, spanische Fliegen und rothen Pfeffer bei. Von einer Art ähnlichen Kuchen, Hachich genannt, pflegt man eine kleine Quantität abgeschabt mit dem Rauchtaback zu vermengen.

An diese Betrachtungen reiht sich das Opium. Das Opiumrauchen beschränkt sich vorzüglich auf China, Persien und das tiefe Arabien. Es wird stückweise, ohne weitere Vermengung oder mit nur wenig Taback, auf die Pfeife gelegt und angezündet. Hier fröhnen nur Wenige diesem Laster; um jedoch die narkotische Wirkung des Tabacks zu steigern, legt man unter seine oberste Schicht eine Mischung von Ambra, Moschus, Rosenöl und Gummischleim; diese heißt Kurs. Opiumesser findet man sowohl in der Hauptstadt, als in mehreren Provinzen Kleinasiens. Es wird den Liebhabern davon so zum Bedürfniß, daß sie, gleich den Säufern, sich des Morgens zur Arbeit unfähig fühlen, ehe sie nicht das Reizmittel zu sich genommen. Bei fortgesetztem Gebrauch erscheint der Mensch als ein mageres, hohläugiges, blaßgelbliches, träges und in jeder Hinsicht abgestumpftes Wesen mit vorn überhängendem Körper, Appetitlosigkeit, Aufgedunsenheit und Schlaffheit der Haut, unempfindlich für Ehrgeiz, Liebe und Freundschaft, melancholisch in der Abspannung, ausgelassen in der Aufregung. Erschöpft sich bei Opiumessern die Empfänglichkeit für diesen Stoff, so greifen sie zum Queckſilber, welches gewöhnlich mit Opium gemischt, ein unbeschreibliches Gefühl des Wohlbehagens erzeugen soll. Nahrungsmittel, besonders Fleisch, nehmen dergleichen Leute wenig zu sich. Da ihr Dasein ein Traumleben ist, so fehlt ihnen geregelter Schlaf. Sie schlummern in steter Unterbrechung, welche sie dem Genuß der Pfeife, des Kaffees und süßer Getränke widmen. — Ohne

Pfeife und Kaffee kann sich der Orientale überhaupt kein Wohlbehagen vorstellen. Unter dem Einfluß dieser Genüsse vergißt sich das Bitterste, und in den dadurch erregten lebhaften Phantasiebildern liegt das höchste Glück (Kef); damit bewirthet der Freund den Freund, durch sie wird der Gast ausgezeichnet, ohne sie keine wichtige Angelegenheit des Staats- und Privatlebens abgeschlossen. Nächst der Trefflichkeit des Kaffees trägt auch die Bereitung desselben zur Werthschätzung desselben bei. Der gebrannte Kaffee wird nämlich gestoßen und reichlich in siedendes Wasser gethan, dasselbe dann nochmals ans Feuer gestellt und nach ein- bis zweimaligem Aufwallen mit einigen Tropfen kalten Wassers versetzt, hierauf umgerührt und ungezuckert in den schon erwähnten kleinen, auf metallenem (aus Blech, Silber, Gold, mit Edelsteinen besetztem) Gestelle ruhenden Schälchen servirt. Der Diener überreicht diese Tasse mit der rechten Hand, die linke an sein Herz drückend. Der Kaffee wird also gewissermaßen in Substanz verschlungen. — Den Thee trinken in Konstantinopel nur Europäer.

Das Urbild der eigentlichen Osmanen möchte sich durch folgende Merkmale zeichnen lassen: eine Körpergröße von 5 Fuß und 5 bis 9 Zoll, pyramidaler Schädelbau, dicke Hirnschale, eine weniger hohe als breite Stirn, der Gesichtswinkel zwischen 79 und 83 Grad, dicke unförmliche Nase, schief nach oben und außen stehende Augenspalten, große feurige Augen, breite fleischige Wangen, dickes gerade abstehendes Kinn, weiße Zähne, starke Knochen und Muskeln, braune Gesichtsfarbe, dunkles, reiches, straffes Haar. Die Frauen entfalten wegen der kräftigen Züge wenig Anmuth. Das Gesagte paßt aber nur da, wo der ursprüngliche Typus sich am reinsten erhalten hat; denn es leuchtet ein, daß für die mannigfachen Mischungen des Blutes mit den Bewohnern Afrikas, Arabiens, Persiens und der Halbinsel des Hämus kein gemeinschaftliches Gemälde entworfen werden kann. Eine Hauptrolle spielt die Vermischung mit den scythischen Sclaven, welche bereits ums Jahr 1000 nach Chr. den größten Theil der alten byzantinischen Länder bis hinab zum Pe-

loponnes bebauten. Von den früheren in Kämpfen und Kreuzungen mit ihnen untergegangen helleniſchen Stämmen tauſchten ſie nur die Sprache ein, ſie vielfach verändernd und durch ſlaviſche Wörter bereichernd, wie ſolches die meiſten der jetzt in Griechenland gebräuchlichen Städte-, Dörfer-, Flüſſe- und Berge-Namen beweiſen. Auf die aus rauhen Hoch- und Gebirgsländern Aſiens ſtammenden Türken mußte übrigens außer den Wechſelheirathen auch das mildere europäiſche Klima und die dadurch bedingte veränderte Lebensweiſe den bedeutendſten Einfluß äußern. Nicht weniger wirkt neuerlich die immer inniger werdende Berührung mit den Europäern und der von dort ausgehende Zug der Intelligenz auf allmähliche Umwandlung des Charakters ein.

Der Stolz des türkiſchen Volkes iſt ſeine Religion, und es hält mit blindem Eifer daran feſt, da der Koran dieſelbe als die einzig wahre und allein ſelig machende darſtellt. Damit verbindet ſich Verachtung aller Andersgläubigen. Erſt während der letzten Jahrzehnde wurde eine größere Toleranz gegen andere Religionscultten ſichtbar. Allerſeits entſtehen katholiſche, proteſtantiſche, armeniſche, griechiſche, iſraelitiſche Kirchen, und die jüngſten an die Chriſten verübten Gräuel in Albanien, Syrien und Kurdiſtan ſind als die letzten Regungen des Fanatismus gegen die milderen Grundſätze des Großherrn zu betrachten. An und für ſich können dem Türken Herzensgüte und Wohlwollen nicht abgeſprochen werden; aber er iſt vorſichtig in der Aeußerung derſelben, er prüft lange und urtheilt ſpät. Hat er ſich von der Rechtlichkeit und Biederkeit Jemandes überzeugt, ſo iſt er der treueſten Anhänglichkeit und der aufopferndſten Dankbarkeit fähig. Sieht er ſich ſpäter enttäuſcht, ſo weiß er ſehr klug ſeine Geſinnungen zu verbergen; er vermag den Schmerz über ein ihm angethanes Unrecht oder eine Verletzung ſeines Ehrgeizes lange unter der Maske der größten Freundlichkeit zu verbergen, bis ihm Zeit und Gelegenheit günſtig ſcheinen, dem langgehegten Groll freien Lauf zu laſſen. Gegen arme Glaubensgenoſſen iſt er mitleidig, eben ſo gegen unſchädliche Thiere, und er wird bei ſich gefundenes Ungeziefer lieber wegwerfen, als es tödten.. Gaſtfreundſchaft empfiehlt ihm der Koran. Im gewöhnlichen Leben einſylbig und ernſtblickend, wird er in geſellſchaftlichem Umgang leicht be-

lebt, heiter und durch seinen Mutterwitz unterhaltend. Er weiß seiner Sprache sehr feine Wendungen zu geben, die bald wegen ihres Doppelsinns, bald wegen der daran geknüpften zarten Schmeichelei überraschen. Für seine Günstlinge kann er Alles wagen und fühlt in der Beglückung seiner Untergebenen das höchste Vergnügen. Er zeigt sich zart, zuvorkommend und dienstfertig gegen Hohe und Niedere, wenigstens ist es nicht Sitte, ein Ansuchen geradezu abzuschlagen; kann demselben nicht Folge geleistet werden, so findet die Zeit Entschuldigungsgründe. In Amtsverhandlungen läßt er sich leicht durch die Umstände bestimmen; er vermag selbst im heftigsten Zornanfall seine Würde zu behaupten; aber seine Flüche stehen den italienischen nicht nach. Er hat bei scharfen Sinneswerkzeugen ein scharfes Beobobachtungsvermögen und sieht oft ein politisches Ungewitter herannahen, wo der Uneingeweihete noch keine Gefahr ahnet. Durch ein gutes Gedächtniß und eine schnelle Auffassungsgabe bevorzugt, ist er gelehrig und eifrig, weshalb sich Viele, welche Gelegenheit zu höherer Ausbildung fanden, durch gründliche Kenntniß fremder Sprachen, der Medicin, Physik, Mathematik, Mechanik, Kriegs- und Schifffahrtskunde auszeichnen. Der ungebildete Haufe ist dagegen von allerhand seltsamen Vorurtheilen befangen. Man glaubt an Hexen und Zauberei, an Geister und das Erscheinen Verstorbener, sieht in Irrlichtern die Anzeigen verborgener Schätze und zeigt überhaupt Empfänglichkeit für Alles, was außerordentlich, geheimnißvoll, wunderbar klingt. Man liebt überall in Farbe der Kleidung, Zimmereinrichtung, Verzierung das Grelle, Bizarre und Lebhafte, insbesondere Blumen, glänzendes Spielzeug, Musik. Beim Tanze ergötzt man sich lieber durch Zusehen, als durch Selbstantheil. Man ist genügsam und verzichtet lieber auf einige Bequemlichkeiten, als daß man dieselbe durch große Mühe erkaufte. Man scheut alle heftige Bewegung und Anstrengung. Wer dem Glück im Schooße sitzt, liebt äußerliches Gepränge, namentlich durch bedeutende Dienerschaft; übrigens freut er sich ruhiger Behaglichkeit im Familienkreise. Die allgemeine Sorglosigkeit der Nation mag ihren Hauptgrund in dem angenehmen Klima und in den reichen Ernten haben, welche selbst nach oberflächlicher Bearbeitung des Feldes erfolgen. Außerdem

bewirkt der Glaube an eine unabänderliche Vorherbestimmung des Schicksals (Fatalismus) einen unzerstörbaren Gleichmuth, der sich mit stiller Ergebung in das bitterste Mißgeschick fügt. Der Minister stürzt, der Vater verliert seinen einzigen Sohn, seine theuerste Gattin, Verarmung nöthigt ihn, den langgewohnten Genüssen zu entsagen: nie wird er murren, sondern die Worte: „Gott ist groß! Er gab es, er nahm es auch!" beruhigen ihn vollkommen und bewahren ihn vor übermäßigem Schmerz, der auf Geist und Körper einen so zerstörenden Einfluß ausübt. Das Duell scheint dem Türken lächerlich, da der Beleidigte nichts vor seinem Gegner voraus hat; überdies ist es durch Gesetz und Religion verpönt. Klüger scheint es ihm sich zu rächen ohne eigene Gefahr. Von Natur ist er jedoch muthig und persönlich tapfer; dabei liebt er sein Vaterland. Seiner Prunksucht entspricht die militairische Auszeichnung; doch ist ihm die Modesucht fremd geblieben. Handschuhe zu tragen, wird als unschicklich betrachtet. Auch sieht man den ächten Muselmann nie mit einem Regen- oder Sonnenschirm ausgehen, da es ihm sündhaft dünkt, Gottes Segen von sich abzulenken. Er schützt sich nur durch eine Kapuze vor dem Regen, durch ein Tuch oder die große Seidenquaste seiner Mütze vor dem Sonnenschein. Er zieht Kleiderbürsten aus dem Pflanzenreich oder aus Kammeelhaar den gewöhnlichen vor, da ihm der Koran die Berührung alles vom Schwein Herrührenden untersagt. Erst neuerlich wagte man, gegen die herkömmliche Sitte Bilder von Personen, welche der Koran, eben so wie Statuen, verbietet, anfertigen zu lassen.

Die im Leben sich kundgebende ruhige Ergebung in sein Schicksal verläßt den Muselmann auch in den schmerzlichsten Krankheiten und in den letzten Augenblicken seines Erdenwallens nicht. Liegt er im Sterben, so bemüht sich die Umgebung, durch leichtes Zuwehen von Luft seine Qual zu lindern und durch Anblasen seine erlöschende Lebensflamme zu kräftigen; man befeuchtet ihm Lippen nebst Zunge und trocknet ihm den Schweiß von der Stirn. Eine Stunde, nachdem er das Zeitliche gesegnet, beginnt der letzte religiöse Act, die Abwaschung. Diese geschieht durch die Priester unter Hersagen bestimmter Sprüche. Man bedient sich dazu der getrockneten, zopfartig gewundenen jungen

Saftröhren des Dattelbaumes. Dann wird der Körper mit Rosenwasser oder einem anderen aromatischen Aufguß benetzt; auch pflegt man die beim Gebete besonders interessirten Theile: Stirn, Nase, Hände, Knie und Füße mit Kampfer zu bestreichen. (Der Betende nämlich steht bald, bald kniet er, bald berührt er, sich vorne hinwerfend, mit Stirn und Nase den Boden). Da der Koran die baldige Beerdigung anordnet (es giebt kein größeres Schimpfwort als: dieser oder jener möge dich unbeerdigt lassen!), so begiebt sich schon in weniger als drei Stunden der Leichenzug zur Grabstätte. Der nackte Leichnam wird zuerst in ein linnenes Tuch, dann in Mousselin gehüllt, den man über dem Kopfe und unter der Fußsohle zusammenbindet. Während man bei Armeniern und Griechen die Leichen mit enthlößtem Antlitz durch die Straßen trägt, haben daher die Verstorbenen der Türken das Gesicht bedeckt. Die Haare der Weiber werden gelös't und zu beiden Seiten des Hauptes über die Brust gelegt. Das Einbalsamiren ist untersagt. Ehe der Leichnam aus dem Hause getragen wird, erheben die Frauen nach hergebrachter Sitte ein durchdringendes Geheul. Särge giebt man nur Frauen und Kindern. Männer werden in einem der Moschee gehörigen, mit rother Mütze geschmückten Sarge bis zum Friedhof getragen und dort in der angeführten Umhüllung bestattet. Die Tragbahre ruht auf den Schultern der Freunde und Verwandten des Verstorbenen. Diese wechseln beständig ab, da der Koran sagt: „vierzig Schritt einen menschlichen Leichnam auf den Achseln zu Grabe zu tragen, macht eine schwere Sünde verzeihen." Die Grube wird erst bei der Ankunft am Friedhof gegraben und mit einigen Brettern ausgekleidet. Das Antlitz des Verstorbenen wendet man nach Mekka und giebt ihm Brot nebst Salz als Wegezehrung mit. Aeußerliche Trauer ist bei den Türken, die im Uebrigen das Andenken an die Abgeschiedenen mit rührender Innigkeit zu feiern pflegen, nicht angeordnet; jedoch kehren in einigen Gegenden des Landes die Frauen ihre Mäntel um und tragen violette Schleier. Die Armenier, Wallachen und Slawen mit Einschluß der Neugriechen fasten und lassen sich den Bart wachsen. Zu den Friedhöfen haben aus Mangel einer Umzäunung die vom Hunger gepeinigten Hunde freien Zutritt, welche die nur drei

bis vier Fuß tief verscharrten und durch Regengüsse der Oberfläche näher gebrachten Leichen nicht selten ausgraben. Die Gräber der bemittelten sind mit länglich viereckigen Steinen bedeckt. Am Kopfende erhebt sich eine mit Inschrift versehene Marmorsäule, deren Spitze in eine roth gefärbte Mütze, wie sie den Männern zukommt, ausgehauen ist, oder man giebt ihnen eine viereckige Gestalt, als Zeichen der Weiber und Kinder. Janitscharengräber erkennt man noch an ihrem langen breiten Turban. Geistliche haben ebenfalls eigenthümliche Zeichen. Hochgestellte Personen ehrt man wohl durch großartige Denkmäler. Die Grabmäler der Sultane in Konstantinopel und Brussa (am Fuße des mysischen Olymp) sind sehr reich und geschmackvoll. Jede Moschee bewahrt die besonders bei Wechselfiebern als heilkräftig angesehenen Reliquien einiger Heiligen, worunter einzelne als Gegenstände besonderer Verehrung alljährlich von Pilgern besucht werden. Da es nicht Sitte ist, die Friedhöfe nach einiger Zeit umzugraben, so haben dieselben während der vier Jahrhunderte, die nun seit Konstantinopels Besitznahme durch die Türken verflossen, allseitig eine große Ausdehnung gewonnen, und häufig sind dieselben der Sammelplatz des Volkes an den türkischen Feiertagen, wo sich die Erwachsenen an frischer Luft, Taback und Kaffee erfreuen, während die neu erblühende Jugend sich lustig über den verwesenden Gebeinen ihrer Vorväter herumtummelt. —

Unter der übrigen Bevölkerung der Türkei bieten ein vorzügliches Interesse dar die Albanesen oder Arnauten, d. i. Felsenbewohner. Sie sind indisch-europäischer Abstammung, und ihre ihnen eigenthümliche Sprache steht in manchen Ausdrücken dem Sanskrit sehr nahe. Sie verbreiten sich nicht allein über ganz Epirus, sondern auch über das nördliche Griechenland bis hin nach Attika und über den Archipel, eben so finden sie sich in Serbien und Rumelien bis hinauf nach Konstantinopel. Sie theilen sich in die das nördliche Albanien bewohnenden, entweder katholischen oder osmanlischen Guegen, und in die südlicher ansässigen entweder griechisch-orthodoxen oder türkischen Tosken. Beide Hauptstämme leben sowohl gegenseitig, als auch wegen der Religionsverschiedenheit unter sich in bitterer Feindschaft.

Der schlanke kräftige Guege ist 5 Fuß 3 bis 5 Zoll hoch, hat einen ovalen Schädel, einen Gesichtswinkel von 83 bis 85 Grad, kluge graue Augen, lichte Haare, eine freie offene hohe Stirn, eine lange schmale edel geformte Nase, angenehme zarte Gesichtsbildung von heller Farbe. Die Physiognomie des Tosken ist weniger angenehm, er ist höher, schlanker, weniger beleibt, hat dunkles Haar und ein listig blickendes feuriges schwarzes Auge. Im Allgemeinen sind die Albanesen kühne Bergkletterer, lebhaften heiteren Temperamentes, voll Muth und Vaterlandsliebe. Sie leben sehr genügsam und bearbeiten das Land nur so weit, als die Mittel der Nahrung dies nothwendig erfordern. Der den Griechen eigne Hang, sich zu bereichern und durch Luxus zu prangen, blieb ihnen fremd. Abgeschlossen in ihren Bergen, hegen sie gleich diesen eine gewisse rauhe Wildheit und Härtigkeit des Charakters. Mit starrem Fanatismus halten sie fest an ihren alten Sitten und Gebräuchen. Den Türken von Natur feindselig gesinnt, legen sie den Neuerungs-Maßregeln der Pforte die größten Hindernisse in den Weg. Auch werden nur die dem Islam angehörigen Albanesen zum Kriegsdienst ausgehoben. In Ermangelung einer geordneten Rechtspflege hält sich Jeder befugt, diese selbst auszuüben; darin liegt auch der Schlüssel zu der unter ihnen noch herrschenden Blutrache. Ihrem Nationalstolz entspricht es, einen Fremdling, den sie in Schutz genommen, gegen jede Kränkung sicher zu stellen und jeden ihm angethanen Schimpf zu rächen.

Zu den indisch-europäischen Stämmen gehören auch die Armenier. Ihr äußerst thätiger Erwerbstrieb und ihr Speculationsgeist machen sie zu einer für den Orient bedeutungsvoll gewordenen Nation. Da sich die Orthodoxen nur unter einander verheirathen, so haben diese ihren ursprünglichen Typus, reiner bewahrt, als die katholischen Armenier. Erstere beobachtet man am besten unter der Klasse der Arbeitsleute und Lastträger. Sie sind durchschnittlich nicht höher als 5 Fuß 5 bis 7 Zoll, haben einen derben kräftigen Körperbau, große kugelige, seltener pyramidale Schädel, einen Gesichtswinkel von 80 bis 85 Grad, üppigen schwarzen, nur ausnahmsweise blonden, Haarwuchs, rohe Gesichtszüge, große gebogene Nase, einen großen von wulstigen

Lippen gebildeten Mund, schöne Zähne, kurzen Hals, breite Schultern, muskulöse Glieder. Die Frauen gewinnen ungemein durch den orientalischen Anzug, welcher auch den von Natur weniger Begünstigten einen eigenthümlichen Reiz verleihen mag. Sie sind den Tschirkassierinnen sehr ähnlich, jedoch wegen des weiten Mundes und der großen Nase weniger anmuthig; ihr Haarwuchs ist sehr reich; fast alle aber haben gleich den Türkinnen Säbelbeine, und ihr Temperament markirt sich durch große Ruhe und Phlegma. Die armenische Nation ist derzeit unstreitig die gebildetste des Orients; sie hat allseitig vortreffliche Schulanstalten, dabei Ausdauer in ihren Unternehmungen und Fügsamkeit gegen die Regierung, welcher sie sich bei ihrer tiefen Kenntniß des türkischen Charakters unentbehrlich zu machen wissen. Die wichtigsten finanziellen Posten, als die Leitung der Münze und der Landesfabriken, befinden sich in ihren Händen. Sie wissen ihren Vortheil sehr gut wahr zu nehmen, daher sie auch in Hinsicht der Wohlhabenheit und des Reichthums selbst die Türken überflügeln. Die große Masse treibt Handel, und ihre Agenten sind über den Erdball verbreitet. Ihr Fanatismus flößt ihnen Haß ein sowohl gegen ihre sectirerischen Glaubensverwandten (die Zahl der nichtunirten oder vom Papst unabhängig gebliebenen Armenier übertrifft bei weitem die katholischen), als auch gegen Türken, Griechen, Israeliten und Europäer; sie verhüllen jedoch ihre Denkart durch die freundlichste Außenseite.

Die Zigeuner, welche zahlreich in Bulgarien und Thracien, weniger in Albanien und Bosnien hausen, berühren Konstantinopel namentlich im Frühjahr auf ihren Streifzügen, wo sie ihre Dienste als Thierärzte, Hufbeschlager, Verzinner, Musikanten und Henker anbieten. Sie haben oft sehr interessante Physiognomien und fesseln unwillkürlich die Aufmerksamkeit durch ihre dunkle Färbung, ihre dunkelschwarzen seidenglänzenden Haare, ihren kleinen ovalen Kopf mit großem Gesichtswinkel, durch hohe freie Stirn, das schwarze glühende Auge, die Adlernase, den schlanken Wuchs und ihre quecksilberartige Beweglichkeit, vermöge welcher sie nie beleibt werden. Sie sind durchgehends listig und rachesüchtig. Zartgefühl und Anstand verleugnen sie gänzlich; jegliche Gelegenheit suchen sie zu ihrem Vortheil auszubeuten.

Die Religion wechseln sie eben so leicht als ihren Wohnort, hängen jedoch an keiner und bespötteln Alles, was Andere für heilig halten. Sie begnügen sich mit Wenigem, um nur nicht zu arbeiten. — Die Zahl der Israeliten mehrt sich, gelockt durch die Blüthe der Handelsverhältnisse im Orient, alljährlich durch Einwanderungen aus Europa. Sie treten hier nicht nur als Kaufleute, sondern auch als Aerzte, Apotheker und Zahnbrecher auf. In ihrer strengen Abgeschiedenheit bleiben sie größtentheils von einer traurigen geistigen Finsterniß umnachtet; auch kleben sie fest an alten, wenn auch schädlichen Gebräuchen. So tragen ihre Frauen noch immer baumwollene Mützen, deren Gewicht mehrere Pfunde beträgt. — Die in Konstantinopel lebenden Perser sind theils Kaufleute, theils Derwische (Bettelmönche) und stehen im Rufe eines listigen verschmitzten Volkes. Schon mancher europäische Handelsmann ward im Verkehr mit ihnen um sein Vermögen gebracht. — Endlich berühren wir noch die Peroten (so genannt von der Frankenstadt Pera). Es sind dies entweder Landeskinder, welche sich unter den Schutz einer europäischen Gesandtschaft zu begeben gewußt haben, oder es sind Abkömmlinge europäischer Familien, die sich im Laufe der Zeit oft mit den verschiedensten Volksstämmen vermischt. Im Allgemeinen sind sie hager, von mittlerer Größe, falber Gesichtsfarbe, kurzer Lebensdauer. Sie zeigen sich in der Jugend lebhaft und talentvoll, doch bleiben die schönsten Anlagen aus Mangel an gründlichem Unterricht unausgebildet. Mit einer unvollkommenen Kenntniß von drei bis vier Sprachen (griechisch, türkisch, italienisch, französisch), glauben sie sich für Alles fähig und zu jeder Stellung berufen. Früher wurden sie vielfältig als Dollmetscher bei den Gesandtschaften gebraucht; neuerlich von dort häufig durch Beamte aus der Mitte der eigenen zu vertretenden Nation verdrängt, haben sie sich vorzugsweise dem Handelsstande gewidmet. Wie es dieser Erwerbszweig hier erfordert, so eignen sie sich ganz dazu als besonnene feine schlaue Leute voll herzloser Selbstsucht, schlecht genug, den eigenen Vater oder Bruder durch falsche Fallimente zu ruiniren; für ein gemeinnütziges Unternehmen der Menschenfreundlichkeit thun sie nie etwas; gegen ihre Untergebenen zeigen sie sich aufgeblasen, stolz, hochmüthig,

im Handel aber freundlich, gefällig, zuvorkommend gegen Jedermann, von dem sie Nutzen hoffen. Viele Europäer wurden von ihnen um ihre Habe gebracht, weil dieselben, von ihrem gleißnerischen Aeußern verführt, in ihrem Vertrauen weiter gingen, als es diese verderbte Menschenklasse verdient, obgleich es darunter natürlich auch rühmliche Ausnahmen giebt. Obiges Charakterbild der Peroten wiederholt sich auf allen Punkten der Türkei in jener Kaste von Menschen, welche unter dem Namen der Levantiner bekannt sind. Dazu gehören, außer jener halbeuropäischen Bevölkerung, die Malteser, Griechen, Armenier und Juden. Es sei nur noch bemerkt, daß die Peroten eine ungemeine Empfänglichkeit für Alles, was man Vorurtheil nennt, an sich tragen, und man findet daher in ihren Familien all die Lächerlichkeiten und Sonderbarkeiten vereint, welche die Türken und Rajas bei sich aufnahmen. Der Türke steht mit seinen moralischen Eigenschaften weit über jenen Menschen.

Sechstes Kapitel.

Das Familienhaupt ist bei den Türken der Vater; nach dessen Heimgang der älteste Sohn oder Anverwandte, wie dies eben so bei Armeniern, Griechen und Israeliten stattfindet. Der Sohn sieht hier in dem Vater seinen Herrn und Gebieter, wagt es auch nie, ohne ausdrückliche Erlaubniß sich an seine Seite zu setzen, sondern steht vor ihm, in bescheidener Entfernung mit gekreuzten Händen seine Befehle erwartend. Unter den Türken giebt es keine Familiennamen, sondern der des Vaters lebt mit dem Sohne fort. Heißt z. B. der Vater Achmet, so heißen seine zwei Söhne Mehémet und Mustapha: Mehémet-Achmet und Mustapha-Achmet. Gleichnamige Personen bezeichnet man näher nach ihren Eigenschaften, wie: der schwarzbärtige, der einäugige, der närrische, der hinkende, der kleine, der lange, der buckelige. Wir kannten einen Obristen, welchen man wegen seiner vermeintlichen Aehnlichkeit mit dem Kaiser der Franzosen zur Unterscheidung von Andern gleichen Namens den Bonaparte Mustapha-Bey nannte. Auch setzt man in solchem Falle wohl

den Namen des Geburtsortes hinzu, z. B. Ali-Drama (Ali von oder aus Drama), Juſſuf-Seres (Juſſuf von Seres), Selim-Selanikli (Selim von Salonik). Die Paſchas erhalten bisweilen als Verdienſtbelohnung gewiſſe Ehrennamen, als: Gaſi (Sieger oder Held), Aslan (Löwe). Dieſen Titel ſetzt der Paſcha dann auf ſein Siegel. Im Uebrigen iſt am geachtetſten der Name Mohammed und die der älteren Propheten: Achmed, Mahmud, Muſtapha. Einige der türkiſchen Namen ſind verdorbene jüdiſche, wie Ibrahim (Abraham), verkleinert Ibro, Soliman (Salomon), Juſſuf (Joſeph), Daud (David). Die Muſelmänner geben am ſiebenten Tage dem neugeborenen Kinde ſeinen Namen und ſchlachten dazu ein Lamm. — Bei allen chriſtlichen Bewohnern der Türkei iſt die Taufe ein großes Feſt, wo man Geſchenke macht. Die gebräuchlichſten Taufnamen der Slaven ſind für die Männer: Jowan oder Iwan (Johann), verkleinert Iwantſche, Joko, Jowo, Iwo (Hänschen), Marko (Markus), verkl. Muó, Stephan, verkl. Stewo, Petar, Petarſchin (Peter), verkl. Pero, Pawlo oder Paolo (Paul), Koſtantin oder Koſtadin (Konſtantin), verkl. Koſta, Dimitri (Demetrius), verkl. Dmitar, Mitar, Mitcho, Mateo (Matthäus), verkl. Mata, Aleksa (Aleris), Waſilje (Baſilius), verkl. Waſo, Miaelo (Michael), verkl. Mio, Jewrem (Ephraim) u. a. m. Von den Weibernamen heben wir hervor: Maria, Katta (Katharina), Ana oder Anka (Anna), verkl. Anuſchka, Aneta, Ljubitza (Luiſe), Jana, Janja oder Iwana (Johanna), Todora oder Theodora, verkl. Toda, Roſa oder Ruſcha, verkl. Ruſchitza (Röschen), Margita (Margaretha).

Jedes türkiſche Haus hat zwei ſtreng geſchiedene Abtheilungen, wovon die für den Harem beſtimmte verſchloſſen, auch durch enge Holzgitter an den Fenſtern der Neugierde Vorübergehender entzogen bleibt, während die andere dem Zutritte freiſteht. In jene haben nur die Eunuchen*) oder greiſe Diener, hin und wieder auch die Verwandten Zugang. Die Meldung Ankommender geſchieht durch Klopfen an eine dem Harem zu-

*) Die Eunuchen (von εὐνή, lectum, ἔχειν, tueri) oder Verſchnittenen werden beſonders aus der Mitte der Neger und Habyſſinier genommen; erſtere ſind meiſt wohlbeleibt und phlegmatiſch, letztere ſchmächtig und choleriſch.

nächstliegende Bretterwand, worauf dann die Antwort in gleicher Weise erfolgt. Wenn der Türke durchaus nicht gestattet, daß Jemand seine Frau unverschleiert sehe, so darf man dies nicht etwa nur der Eifersucht, sondern mehr noch der Religiosität zuschreiben, da es der Koran verbietet. Ueberdies können sich die Türken eine unverschleierte Frau nicht wohl als sittsam vorstellen, indem die lockeren Weibsbilder der eigenen Nation, wenn auch den Schleier tragend, doch ihre Verworfenheit durch eine ungewöhnliche Lüftung desselben kund geben. Nur die muhammedanischen Albaneserinnen gehen in einigen Bezirken ihres Landes mit unverhülltem Antlitz einher. Die heretischen Armenierinnen verhüllen sich nur beim Ausgehen; die Türkinnen aber lassen auch in den inneren Hausräumen die natürliche Gestalt ihres Hauptes nur den nächsten Familiengliedern sichtbar werden, ja so mancher ist es verboten, den eigenen Vater oder Bruder unverhüllt zu sprechen. Der Schleier besteht aus drei länglich viereckigen Mousselintüchern. Davon wird eins über das Gesicht gelegt und am Hinterhaupte geheftet; das zweite bedeckt die Stirn und wird am Nacken befestigt; das dritte und längste bedeckt das zweite, geht zur Seite des Kopfes herab, wird am Gesicht gekreuzt und überzieht dann noch den Busen. So bleiben nur die Augen sichtbar. Der Schleier wird meistens vom zehnten Lebensjahr an getragen. Die ärmste, in Lumpen gekleidete und von runzelvollem Alter gebeugte Frau verhüllt sich eben so gut, als die im Ueberflusse von Gütern oder körperlichen Reizen schwelgende. Ein stets einfarbiger weiter fliegender Merino-Mantel (Fèredgè) läßt überdies von der Leibesgestalt nichts erkennen. Ihr sonstiger Anzug besteht aus einem Hemde, einer weiten wollenen oder seidenen Ueberhose (chalwar), einer eng anschließenden mit Wolle oder Pelzwerk gefütterten Jacke nebst Leibgürtel (bei Reichen ein Shawl) und einem leichten Ueberkleide (halb Seide, halb Wolle); der Busen wird nur von dem oben erwähnten Mousselintuche bedeckt. Socken oder gelblederne bis zur halben Wade gehende Stiefel bilden die Beschuhung, welche durch eben so gefärbte Pantoffeln beim Ausgehen vor dem Schmutz gesichert werden. Die Haare hängen, in mehrere Zöpfe geflochten, nach der Länge der Wirbelsäule herab. Ver-

mögliche zieren das Haupt mit Perlen und Diamanten, beſonders in Form von Sonne, Halbmond und Sternen. Alle türkiſchen Frauen färben ſich die Nägel der Finger und Zehen, ſo wie die Hohlhand und die Fußſohle mit der Hennà oder Kina (Lawsonia inermis oder alba, deren Wurzeln ein Roth, die Blätter ein Goldgelb geben), die Augenbraunen mit dem Raſtic; ſie ſchminken ſich mit Bleipräparaten. — Wir haben bereits geſehen, daß den türkiſchen Frauen völlige Freiheit gelaſſen iſt, auszufahren oder zu zwei und mehreren unter Aufſicht einer älteren Perſon durch die Straßen zu gehen, um etwa Waaren zu beſehen, Einkäufe und Beſuche zu machen. Doch hat man ſich wohl zu hüten, eine dieſer Schönen ſcharf anzuſehen oder gar ſie unnöthiger Weiſe anzureden, ſelbſt wenn man nichts weiter erblickt, als die ſchwarzen Augen, oder zuweilen die Naſe nebſt einem Theil der Wangen und Stirn. Dergleichen gilt für Beleidigung und kann leicht zu großen Unannehmlichkeiten führen, da ſich nöthigenfalls jeder Eingeborene zum Beſchützer aufwirft. Damit die Frauen bei ihren gegenſeitigen häufigen Beſuchen ſich nicht zu viel auf der Straße blicken zu laſſen brauchen, ſo haben die Höfe der Häuſer außer der Hauptthüre noch auf jeder Seite eine kleine ſehr niedrige Pforte, deren Schwelle kein Mann betreten darf. Sieht der Hausherr Frauenpantoffeln vor der Thür ſeines Harems, ſo erlaubt er ſich nicht, einzutreten, und hat er ja ein dringendes Geſchäft, ſo läßt er ſich anmelden, damit die fremden Frauen zur Verſchleierung Zeit gewinnen.

Der Orientale, der die Mittel beſitzt, verheirathet ſich bereits mit 17 bis 18 Jahren oder kauft ſich eine Sclavin. Eine Braut erhält eine nur geringe Mitgift, und der Bräutigam muß ſämmtliche Koſten der Hochzeit tragen, reiche Geſchenke an die Eltern machen, und allein für die ganze Zimmer- und Kücheneinrichtung, ſo wie für die Verpflegung nebſt vollſtändiger Ausſtattung mit Kleidungsſtücken und Wäſche (Alles doppelt, wenigſtens zwanzig Hemden, zwanzig Tücher ꝛc.) ſorgen, ja, im Falle einer Trennung der Frau eine beſtimmte Summe (nicht unter 50 und nicht über 1000 Gulden C.-M.) ausſetzen. Da ferner eine hübſche Sclavin, welche nach der Geburt des erſten Kindes in die Rechte einer Gemahlin tritt, viel koſtet, die Frauen

auch ihre Sucht nach Putz und Glanz auf alle Weise zu befriedigen suchen, so läßt sich leicht erklären, weshalb eine große Menge junger Männer in eheloſem Stande lebt. Verliert eine türkiſche Jungfrau ihren Ehrenkranz, ſo kann das Uebel nur durch eine Verheirathung wieder gut gemacht werden. Gegen dieſelbe erheben ſich nie große Hinderniſſe, da es in der Türkei keinen Adel giebt und die Erziehung des weiblichen Geſchlechtes allſeitig auf derſelben Stufe ſteht. Denn auf die geiſtige Bildung wird hier nichts, hingegen auf die Kunſt zu gefallen, durch zarte Aufmerkſamkeiten, liebevolles Benehmen und freundliches Entgegenkommen die Neigung des Mannes zu feſſeln, Alles verwendet. Frauen, die leſen und ſchreiben können, ſind höchſt ſelten, und von umfaſſender Bildung kann gar nicht die Rede ſein; nichtsdeſtoweniger gewinnt die Frau mit ihrer reinen Naturanlage nach und nach einen Einfluß, wodurch der ſtolze und auf ſeine Selbſtſtändigkeit eiferſüchtige Mann ein Spielball ihrer Launen wird. Wegen des bedeutenden Koſtenaufwandes iſt die Monogamie unter den Türken viel gewöhnlicher, als man in Europa glaubt. Die Polygamie verurſacht bei mangelnder Abſonderung der Harems leicht Zwietracht, ſo wie Ruin des Vermögens, da keine der Frauen zurückſtehen und jede es der anderen zuvorthun will. Außer den Sclavinnen, die nach Belieben gekauft werden können, ſind dem Türken vier Frauen erlaubt. Die zuerſt vermählte hat ſtets die größeren Rechte; ſie führt die Haushaltung und genießt des meiſten Anſehens, wenn nicht eine ſpätere wegen ihrer beſonderen Reize, und da ſie dem Hausherrn etwa zuerſt einen längſt gewünſchten Knaben geſchenkt, den Vorzug erhält. In den höheren Ständen wird die Beſorgung der häuslichen Geſchäfte ſo viel als möglich den Dienſtboten und Sclaven überlaſſen; in den niederen Ständen liegt den Frauen die Wirthſchaft ob, und auf dem Lande überwachen ſie oft ganz allein den Ackerbau und den Seidenbau, während der Mann ſeine Tage entweder in Unthätigkeit verbringt oder einem Handwerke widmet. Da man die Frauen übrigens weit mehr wie bei uns als nothwendiges Erforderniß zur Glückſeligkeit betrachtet, ſo werden ſie ſtets mit Sanftmuth und mit ſchonender Rückſichtnahme auf ihre natürliche Schwäche behandelt. Zu dem Ende

bemerkt der Koran: da das Weib aus der Rippe des Mannes geschaffen sei und man einen gekrümmten Knochen, falls man ihn gewaltsam grade biegen wolle, zerbrechen würde, so müßte man auch die Fehler des Weibes mit nachsichtiger Zartheit behandeln. Von solchem Sinne geleitet, wagt es selbst der gemeinste Türke nicht, im trunkenen Zustande seinen Harem zu betreten, sondern er schläft seinen Rausch eher bei seiner Mutter oder einem Verwandten aus.

Will sich der Türke verheirathen, so sucht ihm seine Mutter oder eine Anverwandte die Braut aus. Der Bräutigam kann dieselbe erst nach vollzogener Vermählung unverschleiert sehen; indeß finden doch viele junge Leute Gelegenheit, ihre Verlobte schon früher kennen zu lernen, wobei ihnen die natürliche Neugierde des weiblichen Geschlechtes entgegenkommt, und manche Gartenmauer wird auch hier ohne Vorwissen der Aeltern überstiegen*). Der Heirathsvertrag, in welchem man bestimmt, was der Gemahl seiner Frau, und umgekehrt, mitbringt und welche Summe der erstere für den Fall der Entlassung aussetzt, wird im Beisein mehrerer Zeugen von dem Richter des Districts vollzogen. Die Verwandten und Freunde machen, wie bei uns, den Brautleuten Geschenke. Der Eine bringt ein Pferd, der Andere eine Kuh, noch Andere geben Kleidungsstücke oder Geld oder auch nur ein Gericht zum Hochzeitsschmaus. Die Braut hat auch ihre Kranzjungfern. Nach Beendigung der religiösen Ceremonieen des Priesters (Imam) beginnt an einem Dienstag die dreitägige Hochzeitsfeierlichkeit (Schumbusch) mit Musik und Gastmahl. Die weiblichen Gäste belustigen sich im Hause der Braut, die männlichen im Hause des Bräutigams. Am Donnerstag Abend, als am Vorabend des türkischen Feiertags, wird

*) Die Blumensprache der Orientalen spielt bei solchen Gelegenheiten ebenfalls eine nicht unwichtige Rolle; doch dienen nicht blos Blumen zu Werkzeugen dieser Sprache. So bedeuten beispielsweise Perlen die Worte: „Warum liebst du nicht einen Schatz wie mich?“ Bohne: „Nimm und behalt mich zum Lohne.“ Baumwolle: „Wem gehört dein Herz?“ Frische Mandeln: „Ich weine, wein' auch du.“ Porcellan: „Thu deinen Groll hintenan.“ Bratspieß: „Ich stimme nicht dazu für gewiß.“ Zucker: „Meine Seele zieht dich mit sich.“ Salat: „Troll dich von hinnen, Unkraut in der Saat.“

[illegible]

Ottomane zuzubringen, so wie durch Kähne, Pferd und Wagen jede Anstrengung der Beine zu vermeiden, lassen sich leicht die vielen Säbelfüße und besonders das Einwärtstreten bei den Türken erklären. Das fortwährende Tragen von Ueberschuhen macht den Gang noch watschelnder. Ein eigenthümlicher Zierrath der Kinder besteht in den arabischen Buchstaben Masch-Allah, was so viel sagen will, als: das ist das Werk Gottes, das ist bewunderungswürdig. Statt der Wiegen hat man bei den Slaven und Albanesen eine Art kleiner hölzerner Krippen, welche die Mutter leicht auf den Rücken nehmen kann. Bei den Türken und reichen Leuten liegt das Kind in einer an der Wand oder Zimmerdecke befestigten Hängematte. Die zwischen dem achten und dreizehnten Jahre bei den Knaben vorgenommene Beschneidung wird als ein Fest gefeiert. Der Held des Tages setzt sich dann mit seinem schönsten Kleide angethan und die rothe Mütze mit Gefahr abwendenden Münzen behängt, auf ein Pferd, welchem ein mit mehreren Handtüchern bedecktes Kopfkissen vorgetragen wird; ihm folgen die Schulkameraden lärmend und durch Singen den Segen des Himmels erflehend. So bewegt sich der Zug vom Hause zur Moschee und von dort durch das ganze Quartier zurück, einer Hochzeit gleichend. Nachher werden die Gäste bewirthet, und es erfordert die Artigkeit dem Veranlasser des Festes Geschenke, als: süße Gerichte, Kleidungsstoffe, besonders von grüner Farbe, ja auch baares Geld, mitzubringen. — Bei diesen und ähnlichen Festlichkeiten, die zuweilen mehrere Tausend Piaster kosten, sind die türkischen Frauen stets hinter Gittern versteckt oder dicht verschleiert; nur bei den Slaven und Griechen essen die Frauen zuweilen in Gemeinschaft der Männer. Das Tanzen überlassen die ernsthaften Türken eigens dazu gemietheten Personen, wie denn dergleichen Rollen die Griechen oder die Zigeuner, auch wohl die Bärenführer übernehmen. Bekannt ist das Erstaunen eines Türken, welcher einem europäischen Balle beiwohnte. Er begriff nicht, wie man eine so anstrengende Leibesbewegung ein Vergnügen nennen könne, während ein Anderer ganz dringend bat, damit aufzuhören, weil er glaubte, es geschehe blos zu seiner Unterhaltung. Nicht weniger schüttelt der Türke den Kopf, wenn er zum ersten

Mal ein Theaterstück sieht. Ihn befremdet die künstliche Nachahmung der lebendigen Natur, und er meint, über solche Dinge habe nur Gott, als der allmächtige Schöpfer, Gewalt. Statt der Theater hat man in Konstantinopel nur chinesische Schattenspiele, Marionetten und einige schlechte Straßengaukler, welche oft die unanständigsten Dinge darstellen.

Abgesehen von Musik und Tanz, finden die Bewohner der Türkei ihre Vergnügungen in Schaukeln, Ballschlagen, Bogenschießen, Dschirit-Werfen, Illuminationen, Feuerwerken, Ringen, Springen, Pferderennen, Lanzenbrechen. Durch Schaukeln belustigen sich hauptsächlich Frauen und Kinder. Das Ballspiel ist in einigen Städten ein Spiel der Vornehmen, eben so das Bogenschießen, woran der verstorbene Sultan viel Gefallen fand. An der Donau, in Serbien und der Wallachei hat man auch das Kegelspiel. Das Dschirit-Spiel wird besonders von Officieren und Soldaten zu Pferde ausgeführt. Man wirft sich gegenseitig mit hölzernen Spießen, Dschirit genannt, und die Türken haben dabei Gelegenheit, ihre ganze Gewandtheit als treffliche Reiter zu zeigen. Die Illuminationen geschehen mit bunten, aus Schweinsblasen gefertigten Laternen oder mit bengalischem Feuer. Bei den großen Festen der Paschas werden Feuerwerke abgebrannt, worin der Türke große Geschicklichkeit zeigt. Das Lanzenbrechen, Ringen und Zielschießen belustigt hauptsächlich die Albanesen und Gebirgsgriechen, auch wohl die Serben, Bulgaren und Bosnier. Die albanesischen und griechischen Palikaren pflegen ein Ei 2 bis 300 Schritt weit aufzustellen und mit der Flinte darnach zu schießen. In der Herzegowina unterhält man die Gäste durch Pferderennen, Wettläufe und Belustigungen der Kletterstange. Zu letzterer wählt man einen der höchsten Tannen- oder Buchenstämme, welcher eingeseift wird. Oben flattern als Preis einige Ellen rothen Tuches. Jeder Kletternde hat um den Hals einen Sack voll Asche, um die Hände damit rauher zu machen. — In den häuslichen Kreisen hat man Spiele, die unseren Pfänderspielen entsprechen; man giebt Räthsel auf und erzählt Geschichten oder Mährchen. Auch die blinde Kuh kennt man in Gesellschaften der Frauen und Kinder. Die türkischen Kinder sieht man vielfach das Kreuzerwerfen erer-

ciren, indem sie ein kleines Münzenstück oder ein Steinchen so an eine Mauer werfen, daß es beim Zurückprallen ein gewisses Ziel erreicht. Bei den Slaven und Griechen wird mit Kugeln oder am Osterfeste mit harten Eiern gespielt, indem man mit seiner Kugel oder seinem Ei die entfernt aufgestellte Kugel oder das Ei der Mitspielenden zu treffen sucht. Der Treffende erhält dann den getroffenen Gegenstand oder der Gegenpart muß eine Strafe zahlen. Gewöhnlich spielen dies die Aeltern mit ihren Kindern. Junge Leute unterhalten sich wohl durch das slavische Strohhalmspiel. Einer nimmt nämlich so viel Strohhalme in die Hand, als Glieder der Gesellschaft da sind. Jeder faßt darauf ein Ende von einem Halme an, ein Jüngling das eine, ein Mädchen das andere; diejenigen, welche nun einerlei Halm ergriffen haben, müssen sich küssen. Gewöhnlich dient dies Spiel den Schnittern in der Ernte zur ergötzlichen Kurzweil, und man singt dabei allerhand lustige Lieder. —

Unbekannt ist in der Türkei gar Vieles, was bei uns hinsichtlich der äußeren gesellschaftlichen Manieren für anständig und wohlgesittet gehalten wird. Von den tausend leeren Complimenten, mit denen wir so viel Zeit verlieren, weiß man dort nichts. In einem Gedränge macht man sich, wie in England, mit den Ellenbogen Platz. Wer sich am Feuer niedersetzen will, schiebt ohne Anstoß zu erregen die schon dort Sitzenden rechts und links auf die Seite. Andererseits begeht man eine Unhöflichkeit, wenn man sich weigert, sich neben Jemanden zu setzen, der uns Platz macht, oder seine Mahlzeit zu theilen, oder, falls er unsers Gleichen ist, ihm nicht ein paar Züge aus unserer Pfeife thun zu lassen, oder nach ihm nicht aus demselben Glase zu trinken. Will man, auf dem Diwan sitzend, ein überreichtes Papier, oder einen Brief, den man gelesen, zurückgeben, so wirft man dergleichen ohne aufzustehn dem Geber zu. Eben so schleudert uns ein Muselmann, auch wohl ein Christ, eine Pomeranze oder sonst eine Frucht zu, womit er uns beehren will. Bei der Tafel ballt nicht selten der Wirth mit den Händen eine Kugel Reis zusammen und steckt sie einem Gaste, den er vorzüglich ehren will, in den Mund. Wenn man Besuche abstattet, so geht der Hausherr in die Zimmer voraus und wird auch zuerst bedient,

es müßte denn der Gaſt von höherem Range ſein. Fehlt dem Gaſte etwas bei Tiſche, ſo ſteht der Wirth ohne Umſtände auf und reicht es ihm ſelber dar. Auch geſchieht es, daß ein reicher Mann vor dem Eſſen perſönlich in der Küche nachſieht, ob Alles gehörig zubereitet wurde. In Albanien und Griechenland ſchlachten die kleinen Palikaren-Häuptlinge oft eigenhändig ein Schaf und richten es als Braten zu. — Will der Orientale Jemandem zu verſtehen geben, daß Etwas ſehr trefflich ſchmeckt, ſo hebt er die rechte Hand auf und drückt die Finger zuſammen, als wenn er den Saft einer Frucht auspreſſen wollte. Will er Jemanden zu ſich rufen, ſo ſagt er: „Gel!“ (komm) und bewegt dabei die Hand abwärts. Will er Etwas abſchlagen, ſo ſpricht er kurz: „Chair“ (nein) oder „Olmas“ (das kann nicht ſein) und wirft dabei den Kopf zurück, indem er, wie wir oben ſchon erwähnt, mit der Zunge einen ſchnalzenden Ton hervorbringt. Sein Erſtaunen bezeugt er durch: „Masch-Allah!“ (das iſt Gottes Werk) ein ernſtliches Verſprechen durch: „Basch üstüne!“ (bei meinem Haupt), „Sakal üstüne“ (bei meinem Bart) oder „Din iman“ (bei meiner Treu). Ein ſehr feierliches Verſprechen wird durch Handauflegung auf den Koran beſiegelt. Die Slaven ſind eben ſo kurz in ihren Verſprechungen und ſtolz auf den Ruf der Wahrhaftigkeit. Wenn ſie ſagen: „Ja chotiu“ (ich will), ſo kann man feſt darauf bauen. Die weniger zuverläſſigen Griechen verſtärken ihre Verſprechungen durch irgend einen Zuſatz. Ein feierlicher Schwur iſt: „Beim Haupte meiner Kinder.“ Die ſerbiſchen Frauen ſchwören: „So wahr mein Bruder lebt.“ — Die Begrüßungen ſind in der Türkei ungefähr dieſelben, wie anderwärts in Europa. Man ſagt guten Morgen und guten Tag, guten Abend und gute Nacht. Gäſten tönt ein „Sei willkommen!“ entgegen. Begegnet man ſich unterwegs, ſo wünſcht der Muſelmann viel Glück oder glückliche Reiſe, worauf man, die Hand aufs Herz gelegt, antwortet: „Gott vergelte es dir oder euch.“ Der Niedere grüßt zuerſt den Höheren, der Gehende den Sitzenden, der Reiter den Fußgänger, der zu Pferde den auf dem Maultbier, letzterer den auf dem Eſel. Beim Abſchiednehmen iſt das Handgeben in der Regel nicht gebräuchlich; aber man umarmt und küßt ſich. Dem

Niesenden sagt man wie bei uns: „zur Gesundheit!" worauf der Andere dankt mit: „Gott vergelt es." Aehnlich wünscht man Glück beim Aufstoßen während oder nach der Mahlzeit. Wenn ein Untergebener von der Mahlzeit bei seinem Vorgesetzten aufsteht, so dankt er demselben für die erwiesene Ehre. Haben die Türken Gäste, so lassen sie zuweilen um dieselben zu ehren, in einem besonderen Gefäße Weihrauch anzünden. Wer mit vornehmen Personen oder höheren Beamten zu thun hat; muß, wenn er sich ihnen nähert, die Hände unter den langen Aermeln des Kaftans verstecken. Beim Gehen die Hände auf den Rücken zu legen, ist nicht Sitte; denn eine solche Stellung könnte andeuten, daß man eine Waffe verborgen hielte und feindliche Absichten hegte. Daher haben viele Türken, auch Slaven und selbst Griechen, eine Schnur von Glaskorallen in der Hand, um damit zu spielen oder auch einen Rosenkranz, dessen Kugeln sie abrollen, um genöthigt zu sein, die Hände stets nach vorn hin zu halten. Die türkische Sitte bringt es mit sich, daß nicht blos der Diener, sondern überhaupt jeder Untergebene oder Niedere sich nicht setze, so lange der Herr oder der Höhere steht. Kehrt man daher als Fremder von einem längeren Ritte heim, wo man gern auf und abgehen möchte, so wird man sich lieber eine Weile aus dem Zimmer entfernen, um seinen Leuten keinen Zwang anzuthun, die keine andere Erholung kennen, als das Sitzen. Man sitzt theils mit gekreuzten Beinen, die entweder untergeschlagen oder vorwärts gestreckt werden, theils indem man sich auf ein oder auf beide Kniee niederläßt, theils indem man die Füße vorwärts biegt, oder auch das rechte Bein auf das linke legt und es mit der Hand anfaßt. Alle diese Arten des Sitzens gelten für anständig, selbst auf dem Diwan des vornehmsten Herrn. Dagegen giebt man Anstoß, wenn man sich auf europäische Weise anlehnt und die Beine ausspreizt oder nach vorn hin streckt. Gewöhnlich sitzt man mit kreuzweis untergeschlagenen Beinen. Sich auf ein Knie niederzulassen ist Zeichen der Verehrung. Wenn z. B. ein Tartar einem Wesir aufwartet, so küßt er ihm den Saum des Kaftans, indem er die Rechte senkt und dann damit Lippen und Stirn berührt. Knieend auf dem Teppich am Eingang beantwortet er die Fragen des

Herrn und wartet, bis dieser ihm das Zeichen giebt, sich zu setzen oder sich zu entfernen. Ist aber der Höhere nur ein Pascha mit Einem Roßschweif, so setzt sich der Tartar ohne Weiteres sogleich auf den Diwan; vor einem Pascha mit zwei Roßschweifen läßt er sich zwar auf die Kniee nieder, küßt ihm jedoch das Kleid nicht. Die Beobachtung der Etikette ist überhaupt in der Türkei ein nothwendiges Erforderniß. Am strengsten wird darauf bei Hofe gehalten. So speist z. B. der Sultan stets allein und kann nicht einmal seine Kinder zur Tafel einladen. Ein Vasall muß ihm bei der Audienz die Stiefel küssen. — Einem studirten oder doch wenigstens des Lesens und Schreibens kundigen Manne giebt der Türk im Gespräch den Titel Effendi, einem höheren Militair-Officier den Titel Aga; einen vornehmen Christen redet er mit „Tschelebi" (Euer Gnaden) an. Die Frau nennt ihren Mann ebenfalls Effendi oder Aga-Effendi; auch eine vornehme Türkin wird mit Effendi oder Ewet-Effendi angeredet. Den Gruß „Salem aleikum" (Friede sei mit dir) gebrauchen die Türken nur unter sich, nie gegen Andersgläubige. Im Gespräch mit vornehmen Türken wird man sich des Ausdrucks Osmanli statt Türke bedienen, da sie letztere Benennung für beschimpfend halten. Die Abstufungen unserer gesellschaftlichen Verhältnisse treten hier, wo es keine streng geschiedenen Stände giebt, zurück, und der ärmste Fakir scheut sich nicht, den vornehmsten Herrn von freien Stücken anzureden, während dieser seiner Würde nichts zu vergeben glaubt, wenn er mit solchem plaudert. — Will man einen Türken besuchen, so öffnet man nie die Thür, ohne vorher anzuklopfen, worauf man dann angemeldet wird. Besucht man einen Vornehmen zu Pferde, so steigt man im Hofe unten an der Treppe ab, wo zu diesem Behuf ein steinerner Auftritt zu sein pflegt. Ein Diener führt dann in das Selamlik oder den Empfangsaal, bei den Griechen Andrelon genannt. Ueberall in der Türkei wird streng darauf gesehen, daß man vor dem Eintreten in ein Zimmer die Schuhe oder Stiefel ablegt und dafür Pantoffeln (Mest) anzieht. Daher stehen vor den Sälen der Vornehmen stets eine Menge ausgezogener Schuhe, unter denen beim Weggehn sogleich jeder Türke die seinigen herausfindet. In einigen türkischen

und christlichen Häusern, wo die hölzernen Treppen besonders sauber gehalten werden, zieht man die Schuhe selbst schon im Hofe aus. Der Europäer findet dies sehr unangenehm, weil man sich die Füße leicht erkälten kann. Man muß daher immer mit Pantoffeln versehen sein. — Das Spazierengehen ist nicht eben gebräuchlich. Gewöhnlicher sind Landpartien. Man setzt oder legt sich einige Stunden auf den weichen Rasen oder auf Teppiche, ißt Obst, trinkt Kaffee, raucht Tabak; denn kein Volk liebt mehr als die Türken den Genuß der freien Natur und der gesunden frischen Luft. Sehr naiv macht sich in dieser Hinsicht die Aeußerung eines Paschas, welcher, da er von Belgrad nach Bosnien versetzt werden sollte, sagte: „Das ist mir sehr angenehm; denn wo viele Menschen beisammen wohnen, soll die Luft sehr ungesund sei; da nun Bosnien schwächer bevölkert ist, als Serbien, so werde ich mich dort gewiß recht wohl befinden.“ Außer den Kaffeehäusern sind daher die öffentlichen Plätze am meisten besucht. In den Flecken und ansehnlichen Dörfern, wo es keine Kaffeehäuser giebt, hat man wenigstens ein Kiöschk oder einen schattigen Rasenplatz, wo man sich versammelt, um gesellig zu schwatzen und zu rauchen. Um die Mittagszeit pflegt man nach dem Essen, nachdem man eine Pfeife geraucht, ein kurzes Schläfchen zu machen, da Muhammed gesagt hat: „Schlafe nach dem Mittagsgebet, denn zu dieser Zeit schläft der Teufel nicht.“ Man darf aber erst einige Zeit nach dem Durchgang der Sonne durch den Meridian schlafen; denn grade um die Mittagszeit setzt sich der Teufel die Sonne wie eine Krone zwischen seine Hörner. Nach Sonnenuntergang ist Handel und Wandel vorbei, und man geht zeitig zu Bett, um früh wieder aufzustehen, was überall hier zu Lande, sowohl in Hütten, als in Palästen statt findet.

Unter den Bodenerzeugnissen sprechen für die Fruchtbarkeit des hiesigen Erdreiches die herrlichen Weintrauben, Gurken, Artischocken, Zwiebeln, die großen zarten und süßen Karotten, der zarte und weiche Blumenkohl vom feinsten Geschmack und dabei von ungewöhnlicher Größe, so daß es zwölf Pfund schwere Köpfe giebt. Andere Früchte gedeihen zwar auch in üppiger Fülle, stehen indeß den genannten an Geschmack und Wohlgeruch nach. Dies gilt von den verschiedenen Kürbis- und Melonen-

arten, der Erdbeere, dem Kernobst, den Rüben und Kohlpflanzen. Von Getreidearten wird wohl jede Gattung angebaut und geerntet, aber die meisten so bestellten jungen Saatfelder werden zum Viehfutter benutzt, indem man die aufsprießende Saat entweder abschneidet und bündelweis verkauft, oder dieselbe durch Pferde abweiden läßt. Diese werden an einem seitwärts eingerammten Pfahl mittelst eines Strickes gefesselt, welcher gerade so lang ist, daß sie ihr Futter mit dem Maule reichen können und auf diese Weise die Saat nicht zertreten. So erscheint in Kurzem das Feld wie gemäht. Das Winterfutter der Pferde und des Hornviehes besteht aus den zertretenen Halmen des Getreides; denn hier wird dasselbe nicht gedroschen, sondern durch Pferde oder Ochsen, die an einen, von mehreren Personen beschwerten Schlitten gespannt sind, ausgetreten. Man erntet in der zweiten Hälfte des Juni. — An fruchttragenden Bäumen cultivirt man hauptsächlich Mandeln, Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen, Aepfel, Birnen, Quitten, Jujuben, Granatäpfel, Feigen und behufs der Seidenzucht Maulbeerbäume. Die Jujuben (Zizyphus vulgaris) ähneln den Birnbäumen. Ihre gleich den Oliven traubenweise niederhängenden Früchte sind zollang, hellroth und haben ein gelbes Fleisch mit zweifächerigem Stein. Sie schmecken schleimigsüß und werden unter dem Namen der rothen Brustbeeren (Baccae jujubae) gegessen; auch macht man einen Syrup daraus. — Am Olymp und Alembagh finden sich unter Anderm wildwachsend: mehrere Arten von Eichen, namentlich die eßbare, die Kermes- und Galläpfel-Eiche, ferner Kastanien, Buchen, Hagebuchen (Carpinus betulus), Haseln, Lärchenbäume, Platanen, Silberweiden (Salix alba), Silberpappeln, mehrere Wachholderarten, darunter der bei uns häufig in Lustgärten angepflanzte spanische Wachholder (Juniperus oxycedrus), ferner Erdbeerbäume und rothe Bärentrauben (Arbutus andrachne), letztere mit korallenrother Rinde und eßbaren Beeren, auch bei uns in Gärten, ebenso die pontischen Alpenrosen (Rhododendron ponticum) mit purpurrothen Blumen, so groß, wie beim Oleander; ihnen verwandt und ähnlich sind die balsamisch riechenden pontischen Zaukendeln (Azalea pontica) mit weiß, gelb, goldgelb und kupferroth gefärbten Blumen, von denen die Bienen einen betäubenden

Honig sammeln, welcher die Soldaten des Xenophon einst wie trunken und rasend machte. Außerdem gehört noch hierher die baumartige Haide mit Blumen wie Maiglöckchen und die Lorbeerkirsche mit süßlichen schwarzen Kirschen, aus deren Blättern man das Kirschlorbeerwasser destillirt, und mit den Blättern selbst würzt man Milchspeisen, Brühen ꝛc., welche dadurch den Geschmack von bitteren Mandeln bekommen. Cypressen zieren nur die Gräber der Muselmänner. Auf den christlichen Friedhöfen dürfen sie nicht gepflanzt werden. Dort stehen die 40 bis 50 Fuß hohen Zürgelbäume (Celtis australis) mit grünlich weißen Blüthen und kirschartigen süßen schwarzen Früchten; die Manna-Eschen, aus deren eingeschnittener Rinde der sogenannte Manna-Zucker ausschwitzt; ferner Terpenthinbäume (namentlich Pistacia atlantica), schwarze und weiße Maulbeerbäume, so wie Silber-Linden. Letztere wachsen nebst den Strandfichten (Pinus halepensis), und anderen Fichten-Arten vorzüglich auf den Anhöhen, von denen aus man die reizende Umgegend bewundert. Oft findet man hier auch eine Fontaine mit fließendem Wasser, und ein türkischer Kaffeesieder bewirthet mit dem beliebten bitteren Tranke. —

Am Olymp sieht man häufig Steinadler in den Lüften kreisen; auch der große Bartgeier findet sich dort nicht selten. Am Alemdagh, am Aidos und in den Vorwäldern des Olymp erscheint zahlreich im wilden Zustande der gemeine Fasan. Jedermann darf ihn schießen, und er wird hier den ganzen Winter hindurch zu Markte gebracht. Ebenso kommt von dorther lebendig zum Verkauf der Kreuzschnabel, und die Vogelfänger machen damit oft sehr gute Geschäfte, indem sie ihn bei Nichtkennern zu hohen Preisen anbringen. Die dem Kanarienvogel ähnelnde Hirngrylle (Fringilla serinus) belebt, namentlich auf der asiatischen Seite, mit ihrem angenehmen Gesang Büsche, Gärten nnd Reben. — Um Konstantinopel erscheint heerdenweis der ägyptische Aasgeier (Vultur perenopterus) ein schmutziger stinkender Vogel, dessen kahler Kopf, Kehle und Kropf einen widerlichen Anblick gewährt. Er verzehrt in Gesellschaft der freiumlaufenden tausend Hunde das weggeworfene Geschling und Aas. Dadurch macht er sich sehr nützlich und wird deshalb im ganzen

Orient geschont. — Der hiesige Hund, eine wolfsartige Schäferrace, ist in den verschiedensten Provinzen, sowohl der europäischen als der asiatischen Türkei verbreitet; überall hat er dasselbe Aussehen. In den Wäldern schweifen umher seine Verwandten, Vettern und Feinde, als da sind: Wölfe, Füchse, Bären, Panther, Luchse, wilde Katzen und Hyänen. Unter den Hausthieren erwähnen wir noch den Esel, hier das geplagteste Thier, schmachtend unter der willkührlichen Rohheit seiner Peiniger. Als der einzige Lastträger von Konstantinopel wird er zu Allem verdammt. Er ist klein, meistentheils schwarz, weniger grau. Die vorzüglich aus der Umgegend von Bagdad kommenden weißen sind noch einmal so groß und stark. Da sie sehr sanft und dabei schnell gehen, so benutzt man sie besonders zum Reiten. Sie werden, gleich den eben daher stammenden großen starken, aber leider sehr tückischen Maulthieren, sehr theuer bezahlt. Außerordentlich fromm ist dagegen das kurdische Pferd. Tausende dieser Thiere werden aus ihrer Heimath von Reisenden, welche sich ihrer zum Reiten und Packtragen bedienen, hierher gebracht und wohlfeil verkauft. Dagegen ist der edle Araber eben so selten als theuer. In großer Anzahl findet sich das hier eingeführte gemeine Kameel vor, welches blos zum Transport von Waaren und Getreide gebraucht wird. Der zur Feldarbeit verwendete einheimische Ochse ist nebst der Kuh klein und mager, doch giebt es auch eine aus Rumelien stammende treffliche Race von weißgrauer Farbe. Der demselben Zwecke dienende Büffel zeichnet sich durch Größe und Stärke aus. Seine Milch giebt man, vermischt mit der der Schafe, vorzüglich in Pera zum schwarzen Trank der Levante. Die Hauptfleischnahrung gewährt den Orientalen das Schaf. Die Konsumtion desselben geht ins Ungeheure, und da der Verkauf sämmtlicher Fleischarten kaiserliches Monopol und unter der Bedingung verpachtet ist, daß die Hauptstadt immer auf einen Monat im voraus mit hinlänglichem Vorrath versehen sei, so weiden in der Nähe beständig zahlreiche Heerden von Schafen, welche namentlich Kurdistan liefert. Aus der Milch derselben bereitet man die meiste Butter. Schweinefleisch darf in Konstantinopel nur während der Karnevalszeit und nur in Pera und Galata verkauft werden. Das Thier selbst muß in einem

gut zugenäheten Sacke und zur Nachtzeit hieher gebracht werden. Diese Verordnung rührt daher, daß einst ein Schwein am Tage in eine offenstehende Moschee gelaufen.

Das Klima Konstantinopels ist im Allgemeinen sehr unbeständig. Der Sommer bringt allerdings Heiterkeit des Himmels und Trockenheit der Luft mit sich; doch giebt es auch nicht leicht einen Monat ohne Regen. Der Spätsommer ist schön; doch in seiner Dauer sehr verschieden. Der äußerst veränderliche Frühling flieht schnell. Der Winter ist freilich kurz doch streng. Der längste Tag dauert 16, der kürzeste $9^3/_4$ Stunden. — Zur Erwärmung der Zimmerräume bedient man sich nicht sowohl der Oefen, sondern vielmehr des Feuers von Kohlen, welche gut ausgeglüht und mit Asche bestreut, worüber man des besseren Geruchs wegen Citronenscheiben legt, in eisernen oder kupfernen oder irdenen, eigens hierzu verfertigten Gefäßen (Mangal) mitten ins Zimmer gestellt und nach Bedürfniß erneuert werden. Eigenthümlich ist der Tandur: ein runder oder viereckiger Tisch, unter welchem man den Mangal stellt. Dieser Tisch ist mit mehreren Decken überzogen, wovon eine bis auf den Boden reicht und so die Hitze nicht leicht entweichen läßt. Ein um jenen gestelltes Sopha erlaubt mehreren Personen, sich auf denselben zu setzen, ihre Füße bis an den Mangal zu bringen und sich so zu erwärmen. Mit eintretender Kälte verlassen die Frauen nur selten den Tandur. An demselben verpassen sie die ganze Winterzeit; da nehmen sie ihre Speisen zu sich, empfangen sie ihre Besuche. Obgleich diese Sitte der Gesundheit leicht nachtheilig werden kann, so läßt sich doch keine Familie davon abbringen. Die Jugend findet diese Art der Erwärmung wegen des erleichterten gegenseitigen Einverständnisses sehr angenehm.

Die unstäten Temperatur-Verhältnisse und die hauptsächlich während des Winters oft rasch auf einander folgenden ganz entgegengesetzten Luftströmungen begünstigen hartnäckige Wechselfieber, gefährliche Ruhren, die mit überraschender Stärke auftreten, so wie reißende Rheumatismen und katarrhalische Leiden, welche durch ihre Heftigkeit und Ausdehnung zu Lungenübeln Anlaß geben. Deshalb kleiden sich auch die Eingebornen mit großer Vorsicht, eine Sitte, welche von Fremden zu ihrem Nach-

theile anfangs nur zu leicht vernachlässigt wird. Bekanntlich tragen die Europäer, welche sich im heißen Batavia gesund erhalten wollen, selbst im hohen Sommer Flanelle. In Konstantinopel, wo den heißesten Tagen oft kühle nnd feuchte Abende folgen, ist jene Kleidung besonders solchen zu empfehlen, welche durch ihre Geschäfte genöthigt werden, Fahrten auf der See zu machen. Sie thun dann sehr gut, sich entweder durch einen gegen den Wind gehaltenen Schirm oder durch einen Ueberzieher vor der Einwirkung desselben zu wahren. Auch in vielen anderen Stücken wird sich der Fremdling, will er anders hier gedeihen, den Eingeborenen möglichst accommodiren. Da die Wohnungen in der Türkei meistentheils aus Holz gezimmert und mit viel mehr Fenstern ausgestattet sind, als bei uns, während dieselben nie schließen und nur ausnahmsweise doppelt angebracht sind, so leuchtet auch von dieser Seite die Leichtigkeit der Verkältungen ein, besonders des Winters, indem die Bauart der Ofenheizung wegen Feuersgefahr entgegensteht. Der Orientale zieht daher über seine Kleidung einen Pelz an; er ruht auf seiner Ottomane und erhöht die Zimmertemperatur durch ein Kohlenfeuer. Diesem nähert sich der Fremde gewöhnlich mehr, als er sollte, und leidet dadurch an Blutandrang nach dem Kopf oder er veranlaßt Frostbeulen, bis er endlich, durch die Erfahrung klug gemacht, dem Beispiele der Eingebornen folgt; nur den Tandur muß er vermeiden. Vermeiden muß er es auch, ohne Sonnenschirm in der Sonne zu reiten, zu gehen oder auf der See zu fahren, obgleich der Orientale sich ohne Nachtheil den heißen Sonnenstrahlen aussetzt. Vermeiden muß der Fremde ferner mehrere Ortschaften um Konstantinopel, sobald die Zeit kommt, wo dort Wechselfieber mit Heftigkeit auftreten. Dann fliehen auch die meisten Eingebornen; die wenigen Zurückbleibenden hüten sich vor der Abendluft und halten die strengste Diät. — Nicht weniger wird man sich an die Nahrungsweise der Türken gewöhnen müssen, obgleich die hiesigen Speisen den Gaumen des Nordländers nur wenig zusagen. Besonders widert den Neuling das hier fast durchgehends genossene Hammelfleisch an. Er leidet dadurch, so wie in Folge des weichen Trinkwassers anfänglich fast immer an kraftschwächender Diarrhoe, und doch bleibt dem Fremden nichts übrig,

als geduldig seine Acclimatisation abzuwarten, da seine Versuche, sich mit heimathlichen Speisen zu versorgen, in der Regel, bei dem Mangel des nöthigen Materials und der vaterländischen Köchinnen, fehlschlagen; eine frische gelbe Butter, gutes Rind- oder Kalbfleisch, feine Mehlspeisen wird er sich selbst mit dem größten Kostenaufwand nicht verschaffen können. Uns schien das Klügste, sich an Hühnerbrühe und ihr Fleisch zu halten. In allen Genüssen ist aber Mäßigkeit zu empfehlen. Die Weine sind hier billig, jedoch mit Branntwein versetzt, so daß sie mehr schaden, als die unsrigen. Das Bier ist theils aus England zugeführt und dann für das heiße Klima zu stark, theils nach deutscher Weise gebraut, aber von sehr mittelmäßiger Qualität. Daher wird man am besten thun, sich mit wenigen Ausnahmen ans Wasser zu halten. Von einer zu Bemessungen in Kleinasien aus Europa verschriebenen Gesellschaft, bestehend aus sechs jungen kräftigen Leuten, unterlagen innerhalb zwei Jahren vier dem Genuß geistiger Getränke *). Wir kannten zwei Wiener, welche bei ihrer Ankunft in Konstantinopel die Seekrebse so vorzüglich fanden, daß sie mehrere Tage hindurch nur mit diesen sich näherten; beide erkrankten und einer unterlag. Dieselbe Vorsicht erheischt der Genuß von Austern, Seefischen und Melonen. Auch an den Genuß des Kaffees und des Tabaks, worin die Eingeborenen es so weit gebracht, darf man sich erst allmählich gewöhnen, da der frühzeitige Mißbrauch sich leicht durch Krankheiten straft. Beim Baden im Meere wird besonders derjenige die gehörige Vorsicht anzuwenden haben, der des Schwimmens darin und des Widerstandes, den der stärkere Wellenschlag erfordert, ungewohnt ist. Da man endlich bei der großen Entfernung der Ortschaften

*) Als der Herausgeber dieser Weltkunde sich in dem heißen Sommer von 1852 des Seebades wegen in Venedig aufhielt, erkrankten gleichzeitig drei junge kräftige Franzosen, die sich im Cyperwein etwas zu Gute gethan, am Typhus und wurden nur mit Mühe vom Tode gerettet. Ein junger Nordamerikaner von achtzehn Jahren, der sich beim Bade etwas erkältet und nachher nicht in Acht genommen, erlag dem Rothlauf binnen 48 Stunden. Ich selbst trank in der Hitze auf Anrathen eines Freundes täglich zu Mittag nie mehr als ein Glas Wein, welches als mild belebendes Element zu einer größeren Quantität Wassers gegossen wurde.

des Reitens nicht entbehren kann, so werden diejenigen, welche dieser Kunst wenigstens anfangs nicht mächtig sind, ihre Thiere vorher gehörig prüfen müssen, da sie sonst leicht Unglück durch Sturz vom Pferde, Geschleiftwerden ꝛc. haben können. —

Früher war die Pest sehr gefürchtet, da diese Geißel der Menschheit sonst jährlich viele Tausende in Konstantinopel und den türkischen Provinzen hinwegraffte. Nachdem jedoch seit 1840 das Quarantänen-Wesen überall eingeführt wurde, ist der Gesundheitszustand der Türken in dieser Hinsicht der befriedigendste; denn seit fünf Jahren kam in der ganzen Ausdehnung des Reiches kein Pestfall vor. Dagegen ist der Aussatz noch immer eine Krankheitsform, welche dem Orient vorzugsweise angehört.

Es fehlt durchaus nicht an Anstalten zur Pflege der Kranken, und es sollen sich hier, in Skutari und Tophane gegen 200 Spitäler befinden. Sie heißen Darol-schifa, Haus der Heilung, oder Dawakhane, Haus der Arznei, und nehmen zum Theil Kranke ohne Unterschied der Religion auf. Gleich den Spitälern befinden sich auch in der Umgebung der Moscheen die Timaristane oder Irrenhäuser, deren es hier neune giebt. Da die Wahnsinnigen für von Gott Begünstigte gelten, so hat der mosleminische Wohlthätigkeitssinn trefflich für sie gesorgt. Diese Anstalten bestehen aus Sälen, welche sich in Säulenhallen nach den inneren Höfen öffnen. Daselbst spielt eine Fontaine, und Platanen nebst Kastanienbäumen bekleiden mit ihrem Grün die Mauern. Sänger und Musiker sind eigens dazu angestellt, um durch die Wirkungen ihrer Kunst die Paroxismen der Geisteskranken zu mildern. — Bei der ungleich größeren Zahl der Aerzte, welche hier keine abgeschlossene Zunft bilden, ist von medicinischer Wissenschaft noch gar nicht die Rede. Die alte Praxis besteht in häufigen Aderlässen, Anwendung von Abführmitteln, hitzenden oder kühlenden Arzneien. Sieht sich der türkische Arzt außer Stande, die Krankheit unter eine der ihm bekannten Klassen zu bringen, so erklärt er sie für eine vom Teufel erzeugte. Darauf wird der Patient den Derwischen und Imanen übergeben. Diese üben die Austreibung des Bösen je nach dem bezahlten Preise mit größerer oder geringerer Feierlichkeit. Gebete werden gesprochen, die Perlen des Rosenkranzes abgezählt; der Patient

muß Koransprüche, auf Zetteln geschrieben und zusammengeknetet, verschlucken; oder man empfiehlt das durch Abspülen eines geschriebenen Koranverses geheiligte Wasser. Auch machen die frommen Männer häufigen Gebrauch von Speichel und Anhauchen. Eine Universalmedicin der Türken besteht darin, daß der kameelhärene Mantelzipfel des Propheten ausgewaschen wird, welches Wasser der Kislar Aga, in kleinen Fläschchen verzapft, für hohe Preise als untrügliches Heilmittel verkauft.

Erst in den neueren Zeiten haben die Herrscher dieses Volkes die Einsicht gewonnen, daß es Noth thut, Aufklärung und geistige Ausbildung zu fördern. Nachdem der verstorbene Sultan Mahmud II. die medicinische Schule von Galata Serai gegründet, betreibt seit Kurzem Abdul Medschid die Einrichtung einer medicinisch-chirurgischen Akademie. Außerdem hat er Sorge getragen für den Bau zweckmäßiger Spitäler. So steht am asiatischen Ufer oberhalb Skutari ein wahrhaft luxuriös ausgestattetes Militairspital für die kaiserliche Garde-Kavallerie und Artillerie. Sein besonderes Augenmerk hat der jugendliche Großherr aber auf die sehr vernachlässigte Volksbildung gerichtet. Ein eigener Unterrichtsrath ist eingesetzt, und die Thätigkeit dieser Behörde hat sich bereits durch Stiftung eines National-Collegiums kund gegeben. Dies Haus der Wissenschaften, Darol Funum, wird sich nahe der Aja Sophia in drei Stockwerken auf den Ruinen einer Janitscharenkaserne erheben und außer den zehn Lehrsälen Wohnungen für 500 Zöglinge, so wie Raum für 800 Besucher umfassen. Fremden Gelehrten ist der Zutritt zu den bisher verschlossenen Bücherschätzen des Serai gestattet worden, obgleich man nur wenige griechische Handschriften ohne Bedeutung gefunden hat. Zu dem Allen kam dann noch der Hattischerif von Gülkhane, welcher mit einer allen türkischen Vorurtheilen trotzenden Freisinnigkeit sämmtlichen Unterthanen des Reiches gleiche Rechte zusichert. Am meisten steht solchen menschenfreundlichen Neuerungen die Starrheit des Islam entgegen, welcher im Koran nicht nur die Grundlage aller Glaubenswahrheiten, sondern auch das einzig richtige Gesetzbuch für alle Zeiten besitzt, und die Erläuterungen (Fetwa) der Ulema (Gesetzesausleger) gelten für untrüglich und heilig, so daß weder der Staat noch ein Einzel-

ner sich von der gegebenen Richtschnur entfernen darf. Indeß der Drang der europäischen Fortschrittsideen hat das osmanische Staatsschiff einmal in ihre Strömungen mit fortgerissen, und so wird mit der Zeit eine allmählige Umwandlung aller Verhältnisse schon nicht ausbleiben können. Der Osmanli, der sich einst in jugendlichem Uebermuthe für den Herrn der Welt hielt, dem die übrigen Völker ihre besten Schätze darbringen müßten, ist nach dem schnell entschwundenen Traum seiner Unbesiegbarkeit bereits so weit herabgekommen, daß er bei dem verachteten Dschaur in die Schule gehen muß, um die Kunstgriffe zu erlernen, mittelst deren er sich von den pfiffigen Franken um sein Herrenrecht geprellt wähnt. Den Regimentern und Schwadronen der neugeschaffenen Taktiki bringt der Korporalsstock die Grundbegriffe der europäischen Manövrirfertigkeit bei. Türkische Dampfboote, von Engländern gebaut, von Amerikanern befehligt, höhnen dem Dünkel des auf seine Naturkraft trotzenden Osmanen, und durch die Ausführung von Eisenbahnprojecten auf den Hauptverbindungslinien des Reiches wird der geistige Horizont erweitert und die Engherzigkeit besiegt werden, welche früher selbst Straßen für überflüssig hielt. Dergleichen Neuerungen müssen hier von oben herab gegen die Neigungen der trägen Masse decretirt werden, und nachdem die alte Lehnverfassung halsstarriger Wesire und unbändiger Paschas abgeschafft wurde, steht dem Sultan ein gefügiges Beamtenheer zu Gebot.

Ich sah den Sultan Abdul Medschid zu verschiedenen Malen bei öffentlichen Gelegenheiten. Seine Gesichtsfarbe ist freilich etwas bleich, aber dabei erscheint er doch viel männlicher, als man nach seinem Alter (er ist am 30. April 1823 geboren) vermuthen sollte, was wohl sein dunkler Haar- und Bartwuchs mit sich bringt. Die Stirn wird dem Beobachter größtentheils durch den Fes verborgen. Unter den gewölbten Augenbraunen entspringt eine fast antike Nase, und den unteren Theil des Antlitzes schließt ein etwas vorstehendes Kinn, welches Kraft und Energie bezeichnet. Männer, welche nach ihrer Stellung wohl unterrichtet sein müssen, versichern, daß der Sultan des Reiches Lage auf die klarste Weise durchschaue und mit seltener Festigkeit seine Pläne durchzusetzen wisse, kein Fürst könne edlere Gesinnungen

gegen sein Volk hegen, und das beste Herz schlage in seiner Brust. Die Franken schätzt er hoch, und wenn sie ihm begegnen, so faßt er sie, da ihm die Etikette nicht erlaubt, ihren Gruß anders zu erwiedern, fest ins Auge, um ihnen zu zeigen, daß er sie seiner Aufmerksamkeit würdige.

Die neu organisirten Truppen Taktiki genannt, tragen durchweg eine Jacke ohne Schöße von grobem blauen Tuche mit hochrothem Vorstoß, ein Beinkleid (Pantalun) von gleichem Zeuge, oder im Sommer von Leinwand, und hohe geschlossene Schuhe. Den Kopf mit kurz geschnittenen Haaren deckt ein rother Fes, dessen blaue Troddel, von einem platten vergoldeten Knopf gehalten, nach hinten hängt. Diese Uniform haben alle Truppengattungen, so daß sich diese nur durch ihre Bewaffnung und die einzelnen Regimenter durch Nummern unterscheiden. Die Infanterie führt Säbel und Flinte, die Kavallerie Schleppsäbel, Pistole und Lanze. Die Officiere sind durch einen krummen Säbel ausgezeichnet und statt der Jacke tragen sie einen Waffenrock, den sie nach Belieben mit Schnüren besetzen lassen können. Die verschiedenen Rangstufen bezeichnet man einfach durch metallene Ehrenzeichen, welche bei den Unterofficieren von Kupfer, bei den Officieren von Silber, bei den Staatsofficieren mit Steinen besetzt, an einem Halsband auf der Mitte der Brust hängen. — Ich wohnte einer Revue bei, welche der Sultan über seine europäischen und asiatischen Garden hielt. Die Infanterie feuerte größtentheils mit vollkommener Präcision. Die Artillerie, durch preußische Instructoren unterrichtet, wurde mit großer Geschwindigkeit bedient, und das Feldgeschütz that sechs bis sieben Schüsse in der Minute. Der Geist der Truppen soll vortrefflich sein. Ausdauernd selbst in mißlichen Lagen, geduldig und mit dem Wenigsten zufrieden, sind sie ihrem Großherrn mit Leib und Seele ergeben.

Unser Aufenthalt in Stambul ist von dem herrlichsten Wetter begünstigt worden. Die Tage sind, obwohl wir schon October haben, noch so warm wie bei uns im Sommer. Gewitter ziehen schnell vorüber und machen bald der tiefsten Azurbläue

wieder Platz. Wir haben dies Geschenk des Himmels auch fleißig zu Ausflügen benutzt.

Das Thal des Kydaris und Barbyses wird bei weitem übertroffen durch das Thal der süßen Wasser von Asien am Bosporus, von den Türken Göksu oder himmlisches Wasser genannt. Jeden Freitag versammelt sich hier die Damenwelt Stambuls und der ganzen Umgegend. Kaike durchfurchen die grünblaue Meeresfläche und setzen ihre vermummten Herrinnen ans Land.

Von der anderen Seite kommen längs des Gestades große Wagen daher gefahren. Diese Arben sind ohne Federn; das Gestell ist mit Schnitzwerk verziert, farbig angestrichen, oft reich vergoldet und hat hinten eine Treppe zum Einsteigen. Als Decke ist oben über das Fahrzeug auf Reisen ein farbiges Tuch ausgespannt, unter welchem Weiber und Kinder auf Polstern oder Teppichen kauern. Zum Gespann nimmt man nur Ochsen, über welchen an den langen nach rückwärts laufenden Hörnern geflochtene Schnüre und Quasten als Zierrath herabhängen. Der Fuhrmann geht vor den Thieren, indem er sich auf die Deichsel stützt, und je vornehmer seine Bürde, desto langsamer muß er fahren. — In dem breiten Wiesenthale herrscht auf den blumigen Matten das bunteste Gewimmel. Die Einen haben Teppiche ausgebreitet, auf denen sie sich mit Süßigkeiten, Gebackenem und Fruchteingesottenem laben; Andere lassen sich von den begleitenden Sclaven Kaffee bereiten. Kinder von einer schwarzen Amme gehütet, springen umher. Scherbetschi bieten ihr kühlendes Getränk; Etmektschi rufen die beliebten Ringelbrote aus, während Zuckerwaarenhändler und Obstverkäufer dazwischen herumgehen. Außer einigen Eunuchen trifft man auf der ganzen Wiese fast keinen Türken. Nur im Umkreise haben sich etliche derselben unter den schattigen Wallnußbäumen auf Strohmatten gelagert und lassen sich von dem nächsten Kaffetschi mit Kaffee und Nargile bedienen. — Dieselbe Erscheinung fand ich bei einem Feste der Schulkinder auf der großen Wiese zwischen Skutari und Kadiköi. Der ganze Plan war mit den mannigfaltigsten Gruppen bedeckt. Da und dort standen die Arben, vor denen sich die wiederkäuenden Zugochsen niedergelassen hatten. Die Kinder, mit sonderbaren Mützen und Papierkronen herausgeputzt, sprangen

lustig umher und hielten Wettläufe. Der Sultan kam mit seinem Gefolge und nahm in einem nahen Kiöschk Platz, um sich das Treiben hinter eng vergitterten Fenstern anzusehen. Damen in vergoldeten Kaleschen hielten still, ohne auszusteigen. Aber Männer waren nur sehr wenig zu sehen, während drüben in Kadiköi die Kaffeekhane von Rauchern und Kaffeetrinkern wimmelten.

Einst hatten wir mit unserem türkischen Freunde, Achmet Effendi, einen Ausflug zu Pferde verabredet, um die drei Stunden entfernten großen Wasserbehälter (Bende) und Aquäducte von Belgrad zu sehen. Die Damen sollten im Kaik bis Bujukdere fahren und von dort in einem Wagen heraufkommen. So ritten wir in aller Frühe die lange Straße von Pera hinaus. Am Horizont zogen Wetterwolken herauf, und bald fing es an zu regnen. Schon hatten wir die Höhen erreicht, von denen wir den heiligen, durch keine Art entweiheten Weißenburger (Belgrader) Wald vor uns sich ausbreiten sahen. Immer drohender thürmten, immer schwärzer ballten sich inzwischen die Wolken. Plötzlich auf der Höhe von Maßlak fährt einige Schritte von meiner linken Seite ein Blitzstrahl in die Erde, so daß mir die Steine auf Brust und Mantel fliegen. Meinen Begleitern zuckt ein elektrischer Schlag durch den ganzen Körper; die Pferde bleiben wie fest gewurzelt stehen und senken schnarchend die Köpfe. Ich besinne mich einen Augenblick, ob ich auch unverletzt sei, und sprenge dann nebst Achmet Effendi im vollen Galopp nach Maßlak, wo wir unsere übrigen Gefährten erwarteten, die von ihren Thieren gestiegen waren und zu Fuß hinter uns nachkamen. — An ein Weiterkommen war für heute nicht zu denken, zumal wir auch mit Grund hofften, daß der andere Theil unserer Gesellschaft die Fahrt auf dem stürmischen Bosporus nicht gewagt haben werde. Wir schlugen demnach unser Quartier in einem Kaffeekhan auf und da der Regen bald nachließ, nahmen wir hinter demselben in einem Kiöschk auf Strohmatten Platz. Achmet Effendi ließ uns ein treffliches Frühstück bereiten. Er saß auf seinen Beinen, während er sich mit dem Oberkörper auf einen umgestürzten Schemel stützte, eine bei den Türken sehr beliebte Stellung. Wir gruppirten uns um ihn, theils auf Matten, theils

auf Schemeln. Seine Diener, ein Kawaß und ein Sclave, serpirten. Nachdem das Wasser zum Händewaschen herumgereicht war, kam Raki in kleinen Gläsern, um den Appetit anzuregen, der bei uns auch ohne dies schon stark genug vorhanden war. Dann erschien die Hauptplatte mit saftigen Schischlik oder Spieß-Schöpsbrätchen, welche einige Zoll lang und breit, ganz dünn geschnitten sind. Als Zulage diente eine Schüssel mit aufgeschnittenen Zwiebeln in Essig und Oel. Wir zerlegten die Brätchen mit den Fingern, formirten darauf den Daumen, Zeige- und Mittelfinger zu einem Dreizack, und brachten auf diese Weise auch den Salat glücklich in die obere Pforte des Magens hinein. Fehlt Scherbet, so bleibt nach strengem mosleminischen Gebrauch nichts übrig den Durst zu stillen, als Wasser. Unser Freund machte jedoch heute zu Ehren der überstandenen Gefahr einmal eine Ausnahme, indem er uns mit Cyperwein regalirte. Dieser ist auch hier zu Lande das einzig genießbare Getränk, wenn man sich nicht an die eingeführten französischen Weine halten will. Der Chierwein ist etwas sauer, und der Tenedos dürfte leicht Seekrankheit auf trockenem Lande bewirken. Die Trauben sind freilich bei allen vortrefflich; aber die Leute verstehen es nicht, das Gewächs zu behandeln. Wir tranken also süßen Cyperwein nach Herzensluſt und aßen dazu Trauben, Feigen, Melonen, Mandeln. Freund Achmed wurde so aufgeräumt, daß er zum Nachtisch auf unsere inständigen Bitten eine türkische Ballade sang. Wir dagegen gaben ein paar kräftige deutsche Lieder zum Besten, deren harte Tonweise dem verwöhnten weichen Ohr des Morgenländers wohl eben so wenig zugesagt haben mag, als uns das rythmuslose Hin- und Herschwanken der weinerlichen türkischen Volksmelodien. Zum Beschluß gab's Tschibuk nebst Kaffee. Darauf warfen wir uns wieder auf die Pferde und kehrten unter strömendem Regen nach Pera zurück.

Die Wasserfahrt nach Bujukdere (das erste e kurz gesprochen) wurde deshalb nicht aufgegeben, sondern fand am folgenden Tage statt, obgleich die Wogen noch so hoch gingen, daß sie in unseren schwankenden Kaik schlugen und uns bisweilen durchnetzten. Das mit grün sammtenen Matten höchst anmuthig bekleidete Thal von Bujukdere wird besonders an Sonntagen mit

Stambuls Flora beblümt, und die europäischen Gesandten haben nicht umsonst hier ihre Sommerhallen aufgeschlagen. Am Eingang des Thales steht eine berühmte halbmondförmige Baumgruppe von neun Platanen, von denen mehrere so mit einander verwachsen sind, daß sie der oberflächliche Beobachter leicht für einen einzigen Riesenstamm ansehen möchte. Richtig unterschieden, haben die Stämme aber nicht mehr als 25 bis 30 Fuß im Umfang. Sie sollen demselben Stamm entsprossen sein, wie die Bäume, unter deren schattigem Zweigdach schon Gottfried von Bouillon ruhte, ehe er nach dem heiligen Lande zog. — Nachdem wir uns in der ganz leidlichen Lokanda hinreichend erquickt, machten wir einen wundervollen Spaziergang auf den hinterwärts terrassenförmig emporsteigenden Anhöhen und bestiegen dann wieder unseren Kaik zur Heimfahrt. Sanfte Lüfte kräuselten nur leise die Meeresfläche. Wir sangen und lockten jubelnd das Echo aus den vorspringenden Bergnasen. Ich hatte mein Flageolet mitgenommen, ein Anderer seine Guitarre, und so musicirten wir nach Herzenslust, während Delphine, die oft mit halbem Leib, wie zum Lauschen, aus dem Wasser fuhren, unser Fahrzeug umtanzten. Als wir neben Skutari den Mädchenthurm vortreten sahen, war die Nacht bereits angebrochen, und die Strahlen des aufgehenden Mondes bauten ihre zitternde Silberpyramide über die dunkele Fluth. Mich erinnerte dies daran, daß der wachsende Mond das älteste Wappenschild des heidnischen Byzanz war, welches, Jahrhunderte lang vom Kreuze der Christen verdrängt, durch die Türken wieder eingesetzt wurde.

Meine Tage in Stambul sind vorüber, und ich rüste mich zur Abreise. Gestern Abend fuhr ich noch zu guter Letzt in Gesellschaft eines deutschen Consuls nach dessen Landhaus in Bebek am Bosporus. Von der Rhede von Galata aus durchschnitten wir in einem vierruderigen Kaik das goldene Horn und den Bosporus. Mit Vergnügen betrachtete ich noch einmal die Einzelnheiten der Sommerwohnungen (Jalys), welche von den Wellen bespült werden. Die Fenster sind mit dichten Rohrgittern

geschlossen, die von Lorbeer- und Granatbäumen beschatteten Gärten mit zahllosen Blumentöpfen besetzt. Eine Fülle blühender Rosen lachte uns aus den Gitterfenstern der Gartenmauern entgegen. An den Myrten- und Oleanderbüschen von Dolmabagdsche und Beschiktasch dahin gleitend, sah ich vor dem ersten Gartenpalaste das Grabmal des türkischen Seehelden Chaireddin (Barbarossa). Ohne prunkende Inschrift, nur von Epheu und Moos umgrünt, erhebt es sich in stolzer Einsamkeit am Gestade und blickt weit hinaus auf das Meer, auf dem der alte Held die Herrschaft errungen. An dieser Stelle überholte uns ein stattlich geputzter Kaik, welchen zehn Kaikschi mit tactmäßigem Ruderschlag beflügelten. Im Hintertheile saß ein Mann mit einem feinen ausdrucksvollen Gesichte, und mein Begleiter belehrte mich, daß dies Reschid Pascha sei, die Haupttriebfeder in dem durch weise Reformen angebahnten Verjüngungsproceß des osmanischen Reiches. — In Bebek fand ich die herzlichste Aufnahme. Wir besahen noch die Gartenanlagen und verbrachten den Abend in dem heitersten Familienzirkel.

Mit dem ersten Morgengrauen eilte ich heute hinaus auf die Gipfel, um nochmals die Sonne über dem Gestade des Bosporus aufgehen zu sehen. Drüben lag der mächtige Josuaberg, zu dessen Füßen die Salzfluth Bujukdere von Terapia trennt. Näher herzu hoben sich aus einem dichten Kranz von Kastanien und Wallnußbäumen die phantastischen Mauern der Schlösser von Europa und Asien. Ich stieg immer höher hinauf, bis zu einem Kiöschk des Sultans. Schon war die Sonne hinter dem Riesenberg aufgetaucht und umsäumte mit Goldfransen die gleich Altären in leichtem Frührauch dampfenden Kuppen der Höhen. Aber in der Tiefe, wo zwischen den Windungen der Vorgebirge die Teufelsströmung brauſ'te, bedeckte noch graue Dämmerung eine Menge schwellender Segel, welche im frischen Morgenwehen dem schwarzen Meere zusteuerten. Jetzt plötzlich durchzuckte ein rosiger Schimmer den feinen über dem Wasserspiegel schwebenden Duft und wie mit einem Zauberschlage standen Hunderte von Segeln in Purpurgluth. Die trunkene Psyche breitete still jauchzend ihre Flügel über dies herrliche Bild, um es nie wieder zu vergessen.

Siebentes Kapitel.

Die Lloyds-Dampfschiffe fahren Nachmittags um fünf Uhr von Konstantinopel ab und erreichen Smyrna in 33 Stunden. Ich bestieg die Imperatrice. Der Signalschuß krachte; im weiten Bogen wendete sich das stolze Fahrzeug um die Spitze des Serai und steuerte in die helle Fluth des Marmora-Meeres hinaus.

Am anderen Morgen hatten wir das Marmora-Meer bereits hinter uns und lagen im Hafen von Gallipoli Angesichts der Dardanellen. — Auch der Kolowrat, der eine Fahrt nach Saloniki gemacht hatte, war eingelaufen, um mit unserem Dampfer Fracht zu wechseln. — Saloniki (Selanik), das alte Thessalonich, gilt als Festung und Handelsplatz nach Konstantinopel für die bedeutendste Stadt in der europäischen Türkei. Sie steht unter dem Befehlshaber von Rumelien, der hier einen stellvertretenden Pascha hat. Eine Citadelle, ein Fort am Meer und einige Batterien am Hafen machen die Befestigungen aus. Handel wird besonders mit Holz, Früchten, Taback, nicht weniger auch mit den Fabrikaten der Weber und Färber getrieben. Die Stadt zählt etwa 70,000 Einwohner, liegt am nordöstlichen Ende einer weiten von zwei Vorgebirgen einschlossenen Bucht, und ist am Abhange eines Hügels, in den der hohe Chortiatsch ausläuft, erbaut. Auf der Höhe steht die Citadelle, zu den sieben Thürmen genannt, ein unregelmäßiges Viereck. Daran stoßen die hohen Stadtmauern, welche sich hüben und drüben zum Meere hinabziehen. Ein eigentlicher Hafen fehlt; die größeren Schiffe liegen zerstreut auf der Rhede, die kleineren Boote am Strand. Der daselbst auf der Fläche, die sich bis zum Fuße des Hügels ausdehnt, gelegene lebensvollste, hauptsächlich von Franken und Juden bewohnte untere Stadttheil ist weniger gesund; die Straßen sind eng, die Stadtmauern verschließen den erfrischenden Seewinden allen Zugang. Dagegen ist die terrassenförmig am Hügel aufsteigende, meistens von Türken oder Griechen bewohnte Häusermasse nach der Seeseite zu offen: überall genießt man einer entzückenden Aussicht südwärts auf den Golf und den dahinter emporsteigenden (griechischen) Olymp, westwärts auf die

weite, von mächtigen Gebirgen umwallete Ebene des Arius. — Außer alten Säulen und Grabsteinen, die man hier und dort erblickt, oder den alten, zu Brunnentrögen dienenden Sarkophagen, besitzt Saloniki noch zahlreiche Denkmäler aus den ältesten Zeiten. Der große Hippodrom ist noch in seinem ganzen Umfange deutlich zu erkennen. An der langen Westseite seines länglichen Viereckes ziehen sich alte Gewölbe hin, einst wahrscheinlich Unterbaue für die Zuschauersitze und gegenwärtig zu Färbereien benutzt. Inmitten der Stadt stehen auf dem Vorhofe eines Hauses vier korinthische Säulen; diese stützen eine zweite Ordnung von Pilastern mit Trägerinnen (Karyatiden), genannt die Incantadas, oder die verzauberten Figuren. Es sind die Reste einer vielleicht den Markt umgebenden Halle. In der Citadelle sieht man die Ueberbleibsel eines Triumphbogens für Kaiser Antoninus Pius, und ein anderer großartiger Triumphbogen, aus Sandsteinquadern und Backsteinen aufgeführt, wölbt sich über die Hauptstraße. Des letzteren Sculpturen scheinen dem vierten oder fünften Jahrhundert anzugehören. Das nach Konstantinopel führende Wardarthor war einst ein weißmarmorner, mit vorzüglichen Bildhauerarbeiten geschmückter römischer Triumphbogen. Auch die hohen Mauern sind zum Theil noch römischen Ursprungs. — Im Mittelalter war Saloniki unter den griechischen Christen berühmt wegen seiner vielen prachtvollen Kirchen. Jetzt sind die größeren derselben alle in Moscheen verwandelt. Dazu gehört die Heilige Sophia, einst die Kathedrale, und der ganz in Form einer altlateinischen Basilika gebaute Heilige Demetrius, dessen Grabmal in einer unterirdischen Kapelle (Krypte), von einer ewigen Lampe matt erleuchtet, noch jetzt von den Imans gezeigt wird. Die alte Metropolitankirche, eine einfache Rotunde, welche ihr Licht nicht durch eine Kuppel, sondern durch hohe Fenster erhält, hat in ihrem Vorhofe eine große, aus einem einzigen Marmorblocke gearbeitete Rednerbühne in Form unserer Kanzeln. Darauf soll der Apostel Paulus gepredigt haben. Die Sculpturen derselben stammen offenbar aus heidnischer Zeit. Der Metropolit von Thessalonich genoß einst eines bedeutenden Ansehens in der christlichen Kirche; gegenwärtig soll er in Konstantinopel großen Einfluß besitzen, wie denn die griechischen Geistlichen der

Türkei im Allgemeinen auch von den Bekennern Muhammed's sehr geachtet sind. Den Einfluß aufs Volk bewahren sie theils dadurch, daß ihnen eine, wenngleich beschränkte Gerichtsbarkeit über die griechischen Unterthanen der Pforte zusteht, theils durch die Leitung aller Unterrichtsanstalten. Die bischöflichen Schulen besitzen in der Regel kleine Bibliotheken, welche gedruckte Bücher und Handschriften enthalten. Die wichtigsten Bibliotheken sind indeß die der älteren griechischen Klöster. Unter diesen stehen in der Hinsicht oben an die Klöster des südöstlich von Saloniki auf der Halbinsel Chalcidice gelegenen Berges Athos oder des heiligen Berges. Ein Reisender, der den Berg von Saloniki aus besucht, erzählt darüber im Wesentlichen Folgendes:

„Nach eingenommenem Mittagsmahl trat ich meine Reise an. Der Weg folgt den Krümmungen eines Bergrückens an einer Wasserleitung, die aus byzantinischer Zeit herstammt, entlang. Rechts blickt man hinab in die schönen, westlich an Saloniki grenzenden Gefilde, links in eine liebliche Thalschlucht, wo einige Dörfer mit Gärten und Landhäusern sich zeigten. Als Führer diente mir ein Mann, der mit seinen Maulthieren häufig zwischen Saloniki und dem Berge Athos verkehrte. Er wohnte in dem drei Stunden von der Stadt entfernten bulgarischen Dörfchen Chortiatsch, dicht am Gipfel des gleichnamigen Berges und auf unserer Tour gelegen. Das erste Nachtquartier fand ich daselbst in seinem Hause. Es bestand aus zwei gesonderten Abtheilungen. In der kleineren schliefen Frau und Töchter; die größere bildete das Wohngemach. Hier sah man Kamin und Heerd, dabei einen Verschlag, in welchem Seidenwürmer gezogen wurden, und einen Webestuhl nebst allerlei Vorräthen. Der Hausherr und seine Söhne verbrachten die Nacht auf dem Boden neben dem glimmenden Feuer; für mich und meinen Bedienten waren auf der anderen Seite Strohmatten ausgebreitet worden. Die Nacht war ziemlich kalt, und in der Frühe des anderen Morgens blinkten die Wiesen, welche wir anfangs zu passiren hatten, vom perlenden Thau. Allmählig senkte sich der Weg von der Höhe in das weite Thal hinab, wo die Seen von Langasa und Beschik liegen. Am Ufer des erstern Sees ging es durch Wiesen, auf denen eine Unzahl kleiner meist grünlicher

Schildkröten umherkroch. Dann bogen wir rechts ab in eine mit Hochwald bedeckte Thalschlucht, wo wir unter dem Schatten mächtiger Eichen Mittagsraſt hielten. Gegen Abend erſt ſetzten wir unſere Reiſe fort und gelangten zu einer mit Dörfern und Eichenwald beſtandenen Hochebene. In dem erſten Dorfe Zagliweri (Ζαγλιβέρη) übernachteten wir in dem Hauſe einer verwittweten Wirthsfrau, deren dreizehnjährige Tochter im beſten Staate, mit Goldſtücken behangen, am Webſtuhl ſaß, der im Hofe ſtand, wo ſie als heirathsfähig zur Schau ausgeſtellt war. — Des anderen Tages erreichten wir den von Oſten nach Weſten laufenden Bergrücken des Cholomon, der ſich nördlich bis zum Beſchikſee erſtreckt. Dieſer Nordabhang erſcheint wegen der zahlreichen in tiefen Rinnſälen dem See zufließenden Bäche und Flüßchen wie in lange Riemen zerſchnitten. Unſer Weg führte demnach bald über ſolche ſteile Bergriemen, bald durch tiefe Thalſchluchten. Nachdem wir den dichtbewaldeten Oſtabhang des Cholomon, von dem man links den Waſſerſpiegel des Beſchikſees erblickt, umritten hatten, kamen wir Abends nach dem artigen griechiſchen Dörfchen Larigowi. Es liegt hoch; aber die Bewohner zeichnen ſich durch ſchöne kräftige Geſtaltung aus. Eine Frau, welche ihr Kind, in ein Tuch gewickelt, wie in einem Sacke auf dem Rücken trug, erſchrak gewaltig, als ich mit der Lorgnette am Auge bei ihr vorüberging; ſie glaubte, ich habe ein „böſes Auge", und ſtammelte eine Menge Beſchwörungsformeln, um ihr Kind vor Unheil zu bewahren. Bis ſpät ſaß der Führer bei mir am lodernden Kamine. Mein Bedienter machte ihm allerlei Taſchenſpielerſtückchen vor, und ſein furchtſames Erſtaunen über die ſchwarzen Künſte war höchſt ergötzlich. Beim Zubettegehen rief ihm der Bediente zu, er ſolle ſich in Acht nehmen, daß ihm die Nacht über nichts angethan werde. Der Mann bat ängſtlich um Schonung und ging dem Stalle zu, wo er zu ſeinem Schrecken die Thür offen und ſeine Maulthiere entlaufen fand. Die ganze Nacht ſuchte er voll Verzweiflung in der Nähe des Dorfes umher. Am Morgen rieth ich ihm, auf dem von uns gemachten Wege zurückzukehren, wo er ſicherlich ſeine Maulthiere treffen würde. Nach mehreren Stunden kam er triumphirend wieder; aber das Entlaufen der treuen

Thiere und das für gewiß bezeichnete Wiederfinden wollte ihm lange als Zauberei bedünken. — Erst um Mittag brachen wir auf. Eine gepflasterte Straße brachte uns in vier Stunden nach Nisworo, einem von Türken und Griechen bewohnten bedeutenden Ort, ausgezeichnet durch ein türkisches Kastell und eine schöne griechische Kirche, Sitz eines türkischen Aga und griechischen Bischofs, umgeben von großen Schlackenhaufen alter und neuer Bergwerke, hoch gelegen am Abhang der Berge, welche die chalcidische Halbinsel von Ost nach West durchziehen und hier steil nach dem Meere zu abfallen. Von der Höhe genießt man der herrlichsten Umschau: gen Süden ragt weither aus den blauen Fluthen der mächtige aschgraue Felsenkegel des Athos, welcher durch eine schmale waldbewachsene Zunge, wie durch ein grünes Band, mit dem Festland zusammenhängt, östlich erschimmern seitwärts die Inseln Lemnos, Samothrake und Thasos; endlich zeigen sich, den strymonischen Busen in weiten Kreisen umgürtend, die Berge von Macedonien. Nach vierstündigem Ritt erreichten wir dann das Dorf Jerissos, wo wir übernachteten. Mein Führer bekam hier, aufgeregt durch die Anstrengungen des Tages, einen Fieberanfall. Als ich ihm zufällig nach dem Puls fühlte, glaubten die Leute, ich sei ein Arzt. Noch spät am Abend besuchten mich Kranke. Die Meisten wollten Aderlässe oder doch eine Mixtur; sie waren nicht fortzubringen, bis ich wenigstens ihren Puls gefühlt."

„Endlich betrat ich den Berg Athos, welches der östlichste der drei peninsularischen Zacken ist, in die das Land zwischen dem strymonischen und thermäischen Busen ausläuft. Der ehemals Acte benannte Ausläufer hängt an dem Continent durch eine schmale flache Landzunge, wird breiter und bergig, bis er zuletzt in einem 5200 Fuß hohen, auf drei Seiten schroff ins Meer abfallenden Felsenkegel endet. An der schmalsten Stelle der Landzunge bemerkt man eine Reihe von Vertiefungen, die von einem Gestade bis zum entgegengesetzten reichen. Man hält sie für die Spuren des Kanals, den Xerxes hier einst gegraben haben soll. Bald darauf hebt sich der Weg zu den mit dichtem Buschwerk bewachsenen sogenannten Wolfshügeln. Nach drei Stunden gelangt man zu einem steilen, quer durch die Halbinsel

ſtreichenden Bergrücken. Er heißt die große Warte, hier iſt die eigentliche Grenze des Heiligen Berges, wie die Griechen den Athos wegen ſeiner vielen Klöſter nennen. Der Sage nach bringt ſchon die Luft in dieſem heiligen Gebiete weiblichen Weſen den Tod, und keins derſelben darf jene Grenze überſchreiten. Von der großen Warte herab reitet man auf dem Rücken des Gebirgszuges, der die Halbinſel Acte der Länge nach durchzieht, in acht Stunden nach Karyäs, einem auf der Höhe des Athos gelegenen Dörfchen, Sitz der oberſten Behörden. Der Weg führt bald durch üppiges Buſchwerk, bald durch Hochwald; rechts und links erblickt man romantiſche Schluchten oder auf Felshöhen am Meer große, Burgen oder Schlöſſern gleichende Klöſter; an dem Abhange des Gebirges liegen entweder zerſtreut und von Gärten umringt, oder dorfähnlich in Haufen zuſammen Häuſer, die von einzelnen Mönchen bewohnt werden. Darüber hinaus ſchweift das Auge zu beiden Seiten über die Meerbuſen hin, die den Athos umgeben, bis zum Olymp, Pelion und Oſſa, nach den Inſeln Sciathos, Skopelos, Lemnos, Samothrake, Thaſos, ſo wie nach den macedoniſchen und thraciſchen Bergen. Der bereits im Meer ſich badende Phöbus hatte das Athoshaupt mit rothflimmerndem Diadem geſchmückt, als wir in dem Hauptort Karyäs einzogen."

„Der Berg Athos war von Alters her den Schiffern wohlbekannt, theils als weithin ſichtbares Markzeichen, theils wegen der dort zuweilen herrſchenden heftigen Stürme. Vormals ſoll auf dem Gipfel eine Statue des Donnerers Zeus geſtanden haben; auch finden ſich am Iſthmus und an anderen Stellen noch Spuren untergegangener Städte, die wohl ſchon früh in Verfall gerathen waren. Zu Anfang des vierten Jahrhunderts, als das Mönchsthum in Aufnahme kam, ſcheinen zuerſt Einſiedler und Mönche dieſen Berg mit ſeinen Schluchten aufgeſucht zu haben, um hier in Abgeſchiedenheit von der Welt ein beſchauliches Leben zu führen. So bildete ſich allmählig eine zahlreiche wohlgeordnete Gemeinde von Mönchen, welche, wie alle griechiſchen Mönche, nach der Regel des heiligen Baſilius lebten. Während des Bilderſtreites blieben die Mönche ſtandhaft auf Seiten der Bilderverehrer, und noch jetzt werden in einigen Klöſtern Bilder aufbe-

wahrt. Seit dem 10. Jahrhundert wurden prächtige Klöster theils von den byzantinischen Kaisern, theils von Privatpersonen erbaut und reich ausgestattet; viele ausgezeichnete Männer zogen sich hierher, und in dieser Zeit wurden auch die vorhandenen Klosterbibliotheken angelegt; denn die ältesten Handschriften stammen aus dem Ende des 9. und Anfang des 10. Jahrhunderts. Früh kamen aber auch schon Plünderungen durch die Saracenen vor. Als die Mönche im 13. Jahrhundert sich einer von Michael Paläologus angestrebten Vereinigung der griechischen und lateinischen Kirche hartnäckig widersetzten, wurden mehrere Klöster niedergebrannt. In der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts verübten türkische Truppen Plünderungen und Barbareien. Aber in dieser und der folgenden Zeit wetteiferten besonders die Fürsten slawischer Völker miteinander, um die Klöster wieder in Flor zu bringen. Sie erhielten ansehnliche Einkünfte, wurden mit Büchern, Reliquien und Kostbarkeiten beschenkt, wurden fester gebaut und zum Theil in kleine mit Bombarden und Kanonen besetzte Kastelle umgewandelt. Als sie neuerlich jedoch den Griechenaufstand begünstigten, wurden ihnen ihre Vertheidigungsmittel genommen, und sie mußten längere Zeit eine türkische Besatzung verpflegen, wodurch sie mannigfach in Schulden geriethen. Gegenwärtig zählt der Berg zwanzig Klöster und gegen dreihundert Zellen. Die Klöster sind mächtige Gebäude. Die dicken hohen Mauern gleichen denen von Festungen. Ein gewöhnlich mit einem Thurm versehenes Thor führt in das Innere. Die Wohnungen gehen entweder nach dem Hofe zu oder ragen in Form von Erkern über die Mauern hervor. In dem Hofe steht meistens die Kirche und das Refectorium, zuweilen auch ein Glockenthurm und Nebenkapellen. Alle Klöster besitzen Glocken (was sonst den Griechen in der Türkei nicht erlaubt ist); doch werden dieselben nur bei feierlichen Gelegenheiten geläutet, für gewöhnlich bedient man sich zum Zeichen des Gottesdienstes eines hölzernen Klöpfers, womit im Klosterhofe angeschlagen wird. Die Verfassung der Klöster ist sehr verschieden. Einige sind monarchisch constituirte Cönobien, wo die Mönche unter einem auf Lebenszeit vom Patriarchen ernannten unumschränkten Oberhaupte stehen und kein eigenes Vermögen

beſitzen, ſondern ihre Habe dem Kloſter zubringen müſſen, wie denn auch der Ertrag der von ihnen zu verrichtenden Arbeiten der gemeinſchaftlichen Kaſſe zufällt. Dagegen erhalten Alle vom Kloſter Nahruug und Kleidung. Die Mehrzahl der Athos-Klöſter hat jedoch freiere demokratiſche Verfaſſung, wo die Mönche eigenes Vermögen beſitzen, getrennt wohnen und eſſen, ſich auch verſchieden kleiden und alljährlich aus ihrer Mitte einzelne Verwaltungsbeamten wählen. Die zwanzig Klöſter des heiligen Berges bilden zuſammen eine Gemeinde, an deren Spitze jetzt vier alljährlich gewählte Vorſteher geſtellt ſind, welche zu Karyäs reſidiren, wo auch ein türkiſcher Aga ſeinen Sitz hat. Dieſer hat als Wache einige Albaneſen und iſt nur Steuereinnehmer der Pforte, ſonſt aber ganz von den Vorſtehern abhängig, deren eigentliches Oberhaupt der Patriarch von Konſtantinopel iſt. Jedes der zwanzig Klöſter, welche zu beiden Seiten des die Halbinſel durchziehenden Bergrückens liegen, hat, wenngleich vom Meere entfernt, doch einen beſonderen Landungsplatz mit den zugehörigen Booten. Früher waren dieſe Plätze durch Kanonen vertheidigt, jetzt ſind nur noch die leeren Thürme und Mauern übrig. Die Klöſter beſitzen ferner theils auf dem heiligen Berge ſelbſt kleine zerſtreut in den Bergen umherliegende Häuſer mit Gärten, Zellen genannt, theils außerhalb der Halbinſel auf Sithonia, Thaſos und namentlich in den Donauländern Meierhöfe und Landgüter. Letztere werden von abwechſelnd dahin geſchickten Mönchen verwaltet; die Zellen dagegen vermiethet man an einzelne Mönche auf Lebenszeit. Durch eine zuſammenliegende größere Anzahl derſelben werden kleine Dörfer gebildet, welche eine Kirche mit Glocken, ein Verſammlungshaus und einen von dem betreffenden Kloſter beſtellten Oberaufſeher haben. — Die Zahl der Mönche mag ſich auf Tauſend belaufen. Daneben giebt's noch eben ſo viel Weltliche. Ein jeder Mönch hat jährlich etwa 200 Piaſter (20 Gulden) an Abgaben zu zahlen. Die Pforte erhält einen Tribut von 100,000 Piaſtern; das Uebrige wird von den Vorſtehern verwendet. Manche kommen ſchon als Knaben oder Jünglinge hierher, Andere erſt im ſpäteren Alter. Die Mehrzahl iſt äußerſt unwiſſend; aber man findet auch wieder, namentlich unter den Bewohnern der Zellen (Kellioten) und

freien Klöster, solche, die durch ihre Bildung überraschen. Zweimal wird des Tags Gottesdienst, außerdem aber werden noch oft besondere Messen und Vigilien gehalten. Die Kellioten haben in ihren Zellen kleine Kirchen und gehen nur zuweilen in die Klosterkirche. Außer diesen Andachtsstunden verkehren die Mönche der freien Klöster unter einander, oder sie verbringen die Zeit mit essen und schlafen; „denn", sagen sie, „wir üben blos die Tugend." Die Mönche der Cönobien und die Kellioten dagegen beschäftigen sich in den Zwischenstunden mit Handarbeiten. Sie treiben einigen Wein- und Gartenbau, bereiten kostbare Oele aus Lorbeer, Rosen oder Kräutern, schnitzen Löffel, Kreuze, Rosenkränze aus Holz oder Horn; auch giebt es unter ihnen Weber, Schneider, Schuster, Mützenmacher, Buchbinder, Maler und Schreiber. Die Speisen der Mönche bestehen fast nur aus Vegetabilien, welche man in ziemlicher Auswahl hat und schmackhaft zubereitet. Wein und Brot sind gut, Gurken und Knoblauch in der Hitze ein trefflicher Nachtisch. Fleischspeisen sind den Mönchen durchaus verboten, Eier und Fische, die man meistens nur gedörrt oder gesalzen hat, zur Fastenzeit. Letztere beide Speisen gehören auch sonst nicht zu den gewöhnlichen und werden von auswärts eingebracht; denn der Fischfang ist wegen des rings um den Berg her überaus stürmischen und tiefen Meeres eben so gefährlich als unergiebig; Hennen aber giebt es in diesem heiligen Gebiete nicht, indem daselbst keine weibliche Creatur hausen darf. — Der heilige Berg pflegt in der Regel nur von frommen Pilgern besucht zu werden, um die zahlreichen Reliquien und Bilder der Klosterkirche zu verehren oder den Gottesdienst daselbst in derjenigen Pracht mitzufeiern, wie dies sonst nirgends im türkischen Reiche geschieht. Diese Pilger wallfahrten von Kloster zu Kloster und werden überall unentgeltlich bewirthet; dagegen geben sie den Kirchen reiche Spenden, damit für das Heil ihrer Seelen gebetet werde. Aber wegen der herrlichen Lage des Berges und der Klöster, wegen ihrer Kunst- und Bücherschätze, nicht weniger auch wegen des eigenthümlichen Lebens und Treibens der Mönche verdient der Athos auch sonst von Reisenden besucht zu werden. Der Fremdling wird freundlich empfangen, selbst wenn er nicht als Pilger an die Pforte

eines Kloſters klopft. In dem Fremdenhauſe wird er aufgenommen und bewirthet; die Böte oder die Maulthiere des Kloſters bringen ihn zu einem anderen Kloſter, ſobald er weiter zu reiſen verlangt. Eine eigentliche Bezahlung wird nicht gefordert. Man legt eine Spende auf den in der Kirche ausgeſtellten Teller, händigt dem Verwalter oder Vorſteher eine Gabe für das Kloſter ein und giebt ein mäßiges Trinkgeld an die bedienenden Mönche, die Bootsleute oder Maulthierführer."

„In Karyäs wurde ich nach meiner Ankunft zu einem der Vorſteher geführt, der mich für die Nacht in dem Gemeindehauſe unterbrachte, wo die Verſammlungen der Mönche ſtattfinden und wo der Aga reſidirt. Dieſem wurde ich am folgenden Morgen vorgeſtellt. Man las meine von Saloniki mitgebrachten Briefe, richtete eine Menge Fragen an mich, und nachher wurde mir dann von dem Secretair der Gemeinheit des heiligen Berges ein empfehlendes Rundſchreiben an ſämmtliche zwanzig Klöſter eingehändigt. In zwei Punkten ſuchte man vornehmlich mein Glaubensbekenntniß zu erforſchen. Man wollte nämlich wiſſen, was ich von der Verehrung der Heiligen, ſo wie der Bilder halte, und ob ich an eine Seelenwanderung glaube, worüber gerade ein großer Streit unter den Mönchen zu herrſchen ſchien. — Die um die Kirche von Karyäs herumliegenden Häuſer ſind bald durch Gärten von einander getrennt, bald zu Gaſſen an einander gereiht. Es wohnen hier viele Mönche, die irgend ein Handwerk treiben, oder Kaufleute von Saloniki, die den hieſigen Baſar mit Waaren verſehen. Jeden Samſtag iſt großer Markt. Da kommen die Mönche von allen Seiten, um für die Erzeugniſſe ihres Kunſtfleißes Waaren einzutauſchen. Ich beſuchte einen der Mönche und mußte die außerordentlich feine Schnitzarbeit bewundern, die er mit wenigen unvollkommenen Werkzeugen ausführt. Ein mit Lebensbildern des Heilandes verziertes Kreuz von der Höhe eines halben Fußes ſollte 400 Piaſter (etwa 40 Gulden) koſten. Bei den hieher wallfahrtenden Pilgern ſind beſonders beliebt kleine Hornbilder, wo auf der einen Seite die Spitze des Athos, auf der anderen ein Heiligenbild geſchnitzt iſt."

„Nach eingenommenem Frühſtück wanderte ich einen Bach

entlang durch eine waldige Schlucht nach dem Meer hinab. Ein Maulthier folgte mit dem Gepäck, ein Mönch schritt als Führer voran. Allmählig erweiterte sich das Thal, rechts und links guckten am Abhang des Gebirges zwischen Cypressen, Oliven und Weinbergen einzelne Häuser oder Kapellen hervor. So kamen wir, an einer Wasserleitung vorüber, nach anderthalb Stunden zu dem Kloster Iwiron, zwischen Bergen an der Küste gelegen, wo sich der Bach ins Meer ergießt. Es ist ein freies Kloster und gehört zu den reichsten. Der Aufseher wies mir ein Zimmer zu, an dessen Wänden ein Diwan umlief; der Boden war mit Teppichen belegt; in der Mitte stand sogar Tisch und Stuhl, Möbel, die man sonst nur selten in den Klöstern findet. Die Kirche ist reich an Reliquien, silbernen Gefäßen und Zierrathen, die großentheils von Russen hieher geschenkt worden sind. Die Bücher und Handschriften der Bibliothek sind in großen Glasschränken aufgestellt. Die Handschriften sind theils auf Pergament, theils auf Baumwollen- oder Linnenpapier geschrieben. Zur Untersuchung derselben verweilte ich hier längere Zeit. Gewöhnlich früh um vier Uhr stand ich auf, trank eine Tasse schwarzen Kaffee und begann meine Arbeit. Um neun Uhr rief man mich zum Morgenimbiß. Die einzelnen Schüsseln wurden, wie bei den Türken, nach einander auf eine große zinnerne Platte aufgetragen, die, auf einen niedrigen Schemel gestellt, als Tafel diente und um welche herum wir dann mit untergeschlagenen Beinen auf dem Boden saßen. Das Essen bestand gewöhnlich aus fünf bis sechs Gerichten: Sardellen, Oliven, Reis in Weinbeerblättern, Polypen, Eiern und dergleichen mehr, dabei Wein und gutes Schwarzbrot, zuweilen auch Weißbrot. Dies nennt man hier demüthig „Brot essen." Nach dem Morgenimbiß gab's eine Tasse Kaffee; dann ruhte man bis gegen zwei Uhr auf dem Diwan. Abends um sechs Uhr wurde zum zweiten Mal „Brot gegessen", nach zehn Uhr zu Bett gegangen. Das Lager bestand aus einer dem Diwan aufgelegten Decke, einem Kopfkissen, einem Betttuch (man hatte mir ein goldgesticktes gegeben) und einer Ueberdecke; dies Alles wurde Abends ins Zimmer hineingebracht, früh wieder hinweggenommen."

„Der Weg von hier nach der südöstlichsten Spitze der Halbinsel führt bald näher, bald ferner dem Meer, Berg auf, Berg ab durch herrliche Waldungen und felsige Schluchten. Man kommt an einigen schönen Wasserfällen vorüber und überschreitet einige Bäche auf kühn gewölbten Bogen. Die Landschaft ist höchst romantisch, wird aber zuletzt sehr einsam. Nachdem wir zwei kleinere Klöster passirt, sahen wir nur eine verlassene Kapelle in der Nähe eines Brunnens, der aus dem Felsen hervorquillt und sofort ins Meer fließt. Allmählig lichten sich die Waldungen; man erblickt einzelne Zellen und bebaute Grundstücke, zuletzt die Thürme des Klosters Lavra. Es liegt auf einer Anhöhe, von welcher ein halbstündiger Weg nach dem Arsenal und Hafen leitet. Das Aeußere ähnelt ganz einer Festung; die stattlichen Gebäude und geräumigen Höfe sind rings von hohen Mauern und Thürmen umgeben. Vormals war Lavra das vornehmste, unmittelbar unter dem Patriarchen von Konstantinopel stehende Kloster des heiligen Berges; noch jetzt ist es an Umfang das bedeutendste, hat aber viel gelitten und ist sehr verschuldet. Auf dem Gipfel des Athos wird von diesem Kloster eine Kapelle unterhalten, und darin findet alljährlich am Tage der Transfiguration (Verklärung Christi am 6. August alten Stiles) ein feierlicher Gottesdienst statt. — Ich traf in Lavra auch zwei Verbannte, einen konstantinopolitanischen Griechen und einen ehemaligen Bischof. Der Patriarch pflegt nämlich nicht selten Geistliche oder Laien entweder zur Strafe oder um Unheil zu verhüten hieher zu schicken. Sie werden dann unter mehr oder minder strenger Aufsicht gehalten oder gar in einem der Thürme eingesperrt. In einer nahe gelegenen Zelle lebte ein ehrwürdiger vielerfahrener Greis, der nicht weniger als 119 Jahre zählte und welcher kostbare Oele zu bereiten, auch einen lieblich mundenden Wein aus seinen Reben zu ziehen verstand. — Während meines Aufenthaltes in Lavra kamen ab und zu Züge von Wallfahrern an: Männer und Knaben, oft mehr denn funfzig Köpfe stark, bald zu Pferd und zu Fuß, bald in Böten, zum Theil aus sehr entfernten Gegenden unter Anführung von Sendlingen des Klosters, deren Geschäft es ist, Pilger anzuwerben. Sie kündigten ihre Ankunft schon von Ferne durch das

Abfeuern von Flinten und Pistolen an. Am Thore wurden sie unter Glockengeläut von den Mönchen empfangen, um sofort in die Kirche geführt zu werden, wo die Reliquien zur Schau und Verehrung ausstanden. Die Pilger küßten der Reihe nach die heiligen Bilder, indem sie sich vor und nach dem Kusse drei bis viermal bekreuzigten. Darauf wurden sie mit Wein und Brot, Oliven, Käse, Sardellen und Knoblauch bewirthet. Dabei ging's lustig her: man schoß aus den Fenstern, ließ geistliche oder auch weltliche Lieder erschallen. Nach der Mahlzeit wurde das Namenschreiben vorgenommen. Jeder Pilger läßt nämlich seinen oder einen fremden Namen in eine Liste eintragen, mit dem Verlangen, daß zu seinem Seelenheil oder dem seiner Freunde und Verwandten eine Wachskerze in der Kirche angezündet oder gebetet oder Messe gelesen oder eine Vigilie gehalten werde. Dafür entrichtet er alsdann eine gewisse Summe. — Mehrere Tage schwebten wir in einiger Besorgniß vor Seeräubern, welche sich, etwa funfzig an der Zahl, von östreichischen, griechischen und türkischen Schiffen verfolgt, mit ihren Böten in eine verborgene, zwei Stunden vom Kloster entfernte Bucht geflüchtet hatten. Wir konnten die Kreuzer auf der See erblicken und ihre Signalschüsse hören, während die Klephten häufig nach dem Kloster kamen, theils um ihre Andacht zu verrichten, theils um den Mönchen den kürzlich von einer östreichischen Brigg geraubten Kaffee, Zucker und Taback zu verkaufen und gegen Lebensmittel zu vertauschen oder über das Lösegeld eines gefangenen Griechen zu verhandeln. — Aus Mangel an Vertheidigungsmitteln können die Mönche sich nicht anders vor den Klephten schützen, als indem sie sich dieselben zu Freunden machen."

„Von Lavra aus umging ich die Südspitze des Athos und besuchte innerhalb sechs Tagen die zehn an der Westseite des Berges gelegenen Klöster. Zuerst kamen wir an ein dem Kloster gehöriges Dorf, welches den Namen der heißen Hütten trägt und terrassenförmig an einem steilen Abhang emporsteigt. Dann wurde das südwestliche Vorgebirge des Athos umschifft. Mächtige Felsen steigen hier schroff aus dem Meer empor, und an ihrem Fuße liegt eine kleine Felseninsel, zwischen welcher und dem Vorgebirge den Böten ein schmaler Durchgang geöffnet ist.

Hoch oben in der Felswand befindet sich eine Höhle, worin ein Mönch einsiedlerisch haust. An einem Seile hängt ein Korb bis auf den Wasserspiegel herab, in welchen die Vorüberfahrenden Lebensmittel zu werfen pflegen. Der allein von diesen Gaben sich nährende Einsiedler winkt von den Felsen dankbar den Gebern zu, während er langsam den Korb in die Höhe windet. Die Mönche in dem großen Kloster des heiligen Dionysius, aus dessen Fenstern man unter sich die Wogen an dem Felsen brandend zerschellen sieht, ziehen zum Theil ebenfalls mittelst eines Taues in Körben ihre Bedürfnisse vom Landungsplatze herauf. Zahlreiche Böte fuhren in dem singithischen Meerbusen zwischen Sithonia und der Halbinsel des Athos hin und her. Es waren theils Böte der Klöster, welche dieselben mit Futter und Lebensmitteln versorgten, theils Böte von Holzhändlern, die das auf dem Athos gefällte Holz verführten. Das Meer in diesem Busen ist den Stürmen weniger ausgesetzt; oft, wenn es draußen tobt und schäumt, ist hier der Wasserspiegel ganz glatt und ruhig. — Eine der bedeutendsten Bibliotheken fand ich in dem Kloster Watopädi. Sie füllt zwei Zimmer und enthält eine große Menge schöner und alter Handschriften*). Außerdem zeigt man hier viele kostbare Reliquien und Gemälde; die Kirchen und Kapellen sind von innen und außen al fresco bemalt. Hier, wie überhaupt in den Klöstern des heiligen Berges, würden sich treffliche Studien über die Geschichte der byzantinischen Kunst machen lassen; denn es fehlen nirgends mannigfaltige Erzeugnisse der verschiedenen Künste: große, reichgeschmückte Bauwerke, Arbeiten in Gold und Silber, Holz und Perlmutter, Wandmalereien und Heiligenbilder. — Einer der Vorsteher von Watopädi, der sich besonders für mich interessirte, ein schöner stattlicher Mann mit einem prächtigen bis auf die Kniee hinabreichenden Barte, erzählte mir unter Anderm, daß eine benachbarte Ortschaft, die des Propheten Elias, von russischen Mönchen be-

*) Von klassischen Schriftstellern mögen hier unter andern erwähnt sein: Homer, Thukydides, Demosthenes, Aeschines, Pindar, Aristophanes, Plutarch, Ptolemäus, Strabo, Aristoteles.

wohnt werde, welche die Heiligenbilder nicht nach Sitte der griechischen Kirche verehrten und auch das Kreuz auf andere Weise machten."

Die Straße der Dardanellen ist dem Bosporus ähnlich, aber viel breiter (vielleicht um das Dreifache) und weniger malerisch. Auf der europäischen Seite, dem thracischen Chersonnes, zieht sich ein rauher Gebirgsrücken hin, während das asiatische Gestade von lachenden Weingärten, Pinien- und Terebinthenwäldern bedeckt wird. Schräg gegenüber den weißen, terrassenförmig aufsteigenden Häuserlinien von Gallipoli liegt auf der Küste von Vorderasien das Dorf Lamsaki, ein elender Ueberrest des einst bedeutenden Lampsakos. Etwas weiter abwärts erblickt man auf der thracischen Seite die Mündung des Ziegenflusses, wo einst der Spartaner Lysander die atheniſche Flotte überfiel und vernichtete. An der schmalsten Stelle der Meerenge liegen die Schlösser der Dardanellen, deren ungeheure, ohne Lavetten auf dem Boden befindliche Kanonen zur Ladung einer halben Stunde bedürfen, und da man sie nicht richten kann, nur in dem Augenblicke, wo das feindliche Schiff vor die Mündung kommt, abgefeuert werden, weshalb europäische Flotten schon öfter vorübergesegelt sind; doch wegen der immer nur mühsam zu überwindenden heftigen Gegenströmung wird die Erzwingung des Durchgangs nur bei sehr günstigem Winde möglich sein. Die Schlösser stehen indeß nicht an der alten Fuhrt des Hellespont zwischen Sestos und Abydos, wo Xerres und Alexander übergingen, Hero und Leander ihren Untergang fanden; diese Stelle liegt mehr nach dem Marmorameer zu. — Von jetzt an wendet sich die Aufmerksamkeit ganz auf den asiatischen Küstenstrich. Dort zeigt sich über schwellenden Hügellinien das rhötische Vorgebirge mit dem Todtenmale des Telamonier Ajax; weiter unten erhebt sich das sigäische Vorgebirge (jetzt Jenitscheri Burnu geheißen), vor welchem in der Nähe der Zwillingsgräber von Achill und Patroklus die Meereswoge brandet. Zwischen beiden Vorgebirgen beugt sich die Bucht einwärts, wo die Griechenschiffe an den Strand gezogen standen, als Hektor seine Feuer-

brände darein schleuderte. Gegen Süden zieht sich die Ebene von Troja an den leichten Windungen des Simoeis und Skamander hinauf. Dort, wo etliche Stunden landeinwärts auf einer Anhöhe die elenden Hütten des Türkendorfes Burnabaschi stehen, strahlte einst Ilions heilige Veste; den Hintergrund des Bildes füllt der Ida mit seinen beschneiten Gipfeln. —

Schon vermischen sich die reißenden Wasser des Hellespont mit der dunkeleren Fluth des Archipels. In bläulichen Duft gehüllt, erscheinen am Horizonte die Felsenkanten der Inseln Imbros und Lemnos, letztere jetzt Stalimene geheißen und bekannt durch ihre Pfeifenköpfe aus Siegelerde. Näher im Vordergrunde wird mit weißen Häuserreihen auf schwärzlichem Sandfelsen Tenedos sichtbar, und fast gegenüber an der asiatischen Küste liegen einige großartige Trümmer des alexandrischen Troas, welches die Türken Eski Stambul oder Alt-Konstantinopel nannten. Man sieht nur die Säulen- und Bogenruinen des alten Hafens, während der größere Theil dieser einst mächtigen Stadt unter dem Schatten eines Eichenwaldes begraben ist. — Sobald wir Kap Baba, die Nase Vorderasiens umschifft hatten, traten aus den blauen Fluthen die röthlichen Felsen der großen fruchtbaren, etwa zwölf Quadratmeilen im Umfang haltenden Insel Lesbos hervor, von den Türken nach der ehemaligen Hauptstadt Mitylene, jetzt Metelin genannt und nur durch eine etwa drei Meilen breite Wasserstraße vom Continent geschieden. Die durchziehende Bergkette scheint über 2000 Fuß hoch zu sein; aber außer den Oliven- und Weinpflanzungen des Gestades sieht man in den anmuthig bis ans Meer hinabgesenkten Thälern fast keinen grünenden Stamm, sondern nur rothes Gestein, obgleich das Innere mit der schönsten Vegetation überkleidet sein soll. Gegen Abend erblickten wir die weißen Mauern der jetzigen durch Handel blühenden Hauptstadt Kastro, welche mit ihrer mittelaltrigen Burg die Stelle des untergegangenen Mitylene einnimmt. Berühmt war im Alterthum der hiesige Wein; den Lesbiern wurde Lockerheit der Sitten vorgeworfen, aber zugleich standen sie in dem Rufe der feinsten Lebensart und der ausgezeichnetsten Geistesbildung. Dort wandelten in Cypressen- und Buchenhainen die lyrischen Dichter Alkäos und Sappho; dort lebte Arion,

„der Töne Meister"; dort ward Pittakos, einer der sieben Weisen, späterhin die Philosophen Theophrast und Theophanes, der Busenfreund des Pompejus, geboren. — Zu unserer Linken zogen sich Aeoliens schwellende Hügel mit den üppigsten Laubhalden bedeckt, von den Gipfeln des Ida und Junus Dagh bis zum Meeresgestade und in die Ebene des Kaikos herab. Allmählig aber breitete nun die Nacht ihren dunkelen Fittig über Joniens Blumengefilde, und von dem sechs Meilen langen Busen von Smyrna sahen wir nichts, als die zerstreuten, gleich niedergehenden Gestirnen auf den Bergen erglänzenden Hirtenfeuer. Bald nach Mitternacht stand unser Fahrzeug still und der Anker rasselte auf den Hafengrund von Smyrna.

Mit dem dämmernden Morgen trat mehr und mehr der Höhengürtel ans Licht, welcher die Bucht in weitem Halbkreis umspannt und zu dessen Füßen die etwa 120,000 Seelen zählende Stadt mit Moscheenkuppeln und Minarets terrassenförmig emporsteigt. Von außen gleicht Smyrna (Ismir) ganz den türkischen Seestädten; das Innere erhält ein verschiedenes Gepräge, je nachdem die verschiedenen Quartiere bewohnt werden. Das zunächst an der Küste sich hinstreckende Quartier der Franken und Griechen gleicht ganz dem Ansehn der Hafenstädte am Mittelmeer; steinerne Magazine, Kaufläden und Kaffeehäuser wechseln hier mit einander ab. Im Quartier der Türken und Armenier dagegen sind die Häuser wie in Stambul aus Holz und Lehm aufgeführt, fast ohne Fenster nach der Straße, mit dem auf Holzpfeilern ruhenden Schahnischin, einem über den Unterbau vorspringenden Söller, dessen engvergitterte Fenster die Haremgeheimnisse verbergen. Dabei sind die Gassen eng und schmutzig; nur eine einzige mitten durch die Stadt sich hinziehende Straße zeigt steinerne Häuser, welche man seit dem letzten großen Brande auf europäische Weise erbaut, und wo man zu beiden Seiten Trottoirs angelegt hat. Ueberall herrscht das lebendigste Treiben, wie solches ein Haupthandelsplatz der Levante mit sich bringt. Die Basare wimmeln von allen Nationen, und fortwährend folgen sich Züge von Kameelen. Gewöhnlich gehen sechs bis acht hintereinander, und vor ihnen schreitet jederzeit ein Esel einher, welcher mit seiner helltönenden Glocke die Kara-

wane führt. — Oberhalb der Stadt erhebt sich, von den Ruinen der alten Akropole gekrönt, der Mastusiaberg mit wundervoller Aussicht über die zahllosen Inseln des Archipel, unter denen besonders Lesbos, Chios und Samos burgartig mit reizenden Bergformen hervorragen, so wie über das herrliche, mit Lorbeer- und Myrtenhainen prangende Gelände von Anatolien, wo die fruchtreichen Ebenen von Ephesus, Sardes und Pergamum.

Bei unserer Ausfahrt aus dem Golf von Smyrna hatten wir ein prächtiges Schauspiel. Die türkische Flotte steuerte nämlich zehn Segel stark, vom günstigsten Winde geschwellt und alle Masten bewimpelt, unter anhaltendem Geschützesdonner, der von den Hafenkastellen erwiedert wurde, uns entgegen. Außerhalb des Golfes lenkten wir, begünstigt von dem Winde und dem herrlichsten Wetter, nach Süden, um auf spiegelglatter See zwischen dem Continent und der Insel Chios*) hindurchzusegeln. Ich sah von diesem Eilande beim nächtlichen Sternenschimmer nur die Umrisse seiner dunkeln Berggruppen. Als der Morgen anbrach, waren wir im Angesichte der Cykladen. Nachdem wir die schmale Wasserstraße zwischen Mykone und Tenos mit seinem langgestreckten kahlen Felsrücken passirt, erhoben sich zu unserer Linken zwei nackte Felseneilande, welche beide von den Schiffern Dili genannt werden. Das kleinere ist das alte ge-

*) Die türkische Insel Chios, etwa 18 Quadratmeilen groß und reich an Bergen, war schon im Alterthum durch Wein, Feigen, Marmor und Mastix berühmt. Die Bevölkerung mag sich gegenwärtig auf 60—70,000 Seelen belaufen; vor dem Griechenaufstande rechnete man 135,000, deren Mehrzahl von den Türken im Jahre 1822 erschlagen wurde. Gegenwärtig führt man, außer Wein, Oel und Baumwolle, besonders aus: Seide, Mandeln und Mastix; letzteres giebt den Hauptertrag. Der Baum ist etwa 15 Fuß hoch. Das Harz, welches Mastix heißt, schwitzt aus Stamm und Aesten, und wird durch Einschnitte vermehrt. Es besteht aus durchsichtigen gelben Körnern, und man gebraucht es vorzüglich als wohlriechendes Räucherwerk und als Firniß. Aus der Frucht des Mastixbaumes preßt man ein Oel, welches dem Olivenöl vorgezogen wird. — Aus dem Alterthum sieht man noch die Ruinen mehrerer Städte und eines Neptuntempels, so wie auch die sogenannte Schule Homers: ein Platz auf der Höhe eines Felsens, hoch über den tief unten brandenden Meereswogen, wo der blinde Sänger im Kreise der Seinigen gesessen und zum Saitenspiel seine Lieder gesungen haben soll.

heiligte Delos; das größere, ehemals Rhenia genannt, enthält die Begräbnißstätten für Delos, auf welchem keine Leiche bleiben durfte. Dahinter trat südlich Paros hervor, nordwestlich dehnte sich die lange Felseninsel Andros, und grade vor uns lag Syra, in dessen Hafen wir frühzeitig einliefen. — Nachdem wir geankert, zogen wir die gelbe Quarantaineflagge auf, und damit waren wir jetzt, wo nirgends die Pest herrscht, als von Stambul kommend, auf sieben Tage (für Schiffe aus Aegypten sind es dreizehn Tage) von der menschlichen Gesellschaft abgesperrt. Das Contumazhaus, auf der südlichen Küste des Hafens gelegen, ist ein schönes steinernes Gebäude, und hufeisenförmig um einen Hof laufen die gewölbten Zimmer, theils für einzelne, theils für mehrere Reisende bestimmt. Der Fremde, welcher nicht auf dem Boden sitzen will, muß für jedes Stück Möbel zahlen. Ein auf hölzernen Brettern, die auf zwei eisernen Böcken liegen, errichtetes Bett, kostet täglich eine Drachme (etwa 8 Sgr., oder 20 Kreuzer) ohne die besonders berechneten Linnentücher, und so hat Tisch, Stuhl, Leuchter, Lichtscheere, Handtuch, Trinkglas, Wasserflasche bis hinab zum Nachttopf seine Taxe. Der Guardian, welcher das Zimmer reinigt, das Essen bringt und den Contumazirten auf jedem Tritt und Schritt begleitet, bekommt täglich anderthalb Drachmen. Ich benutze die mir unfreiwillig aufgedrungene Mußezeit, um mich im Neugriechischen zu vervollkommnen oder Lesestudien über die mich umgebende Inselwelt zu machen. Dazwischen lockt mich das herrliche Wetter zu Spaziergängen am Meeresstrande. Da sehe ich jenseits des außerordentlich belebten Hafens das geschäftige Treiben der an 15,000 Einwohner zählenden erst in der Neuzeit bevölkerten Hafenstadt Hermupolis, welche jetzt wohl der blühendste Handelsplatz im jungen griechischen Königreich ist. Darüber erhebt sich zuckerhutförmig die obere Stadt, das eigentliche mittelalterliche Syra mit seinem Kastell, so steil am Fels hinaufgebaut, daß die Gassen sämmtlich in Form von Treppen angelegt sind. Ueber die blauen Fluthen schimmern Andros, Tenos und die beiden Dili herüber. Der Boden des Gestades selbst ladet zu interessanten Untersuchungen ein; denn Wassers- und Feuerskräfte haben sichtlich bei seiner Bildung zusammengewirkt; man

findet die verschiedensten Gesteine. Dort über den Hügel zieht ein Hirtenknabe mit krummem Stab hinter seinen schwarzen Ziegen; Fischer fahren ans Land und heben ihre schweren Netze aus dem Boot, während von drüben her aus dem Geklüfte des Bergrückens das lang gehaltene Geschrei eines Waldesels herübertönt. In solchen Betrachtungen verloren, sitze ich oft auf einer Klippe, zu welcher der Schaum der dumpf grollenden Brandung heraufspritzt, bis die Spitzen der gegenüberliegenden Eilande in Abendsonnengluth aufflammen, um alsbald in graue Dämmerung zu versinken. Oft sehe ich den Spielen meiner Mitgefangenen zu, welche unersättlich in ihrer Lieblingsbeschäftigung mit Steinplatten nach einem Ziele werfen, was die Griechen „Diskusspiel" nennen. Gern plaudere ich auch mit einigen Kaufleuten der benachbarten Inseln, welche mir über ihre Heimath und die Lage ihres Vaterlandes Mittheilungen machen. —

Nachdem meine Kerkerzeit abgelaufen war, durfte ich auf dem ganzen Eilande frei umherspazieren. Ich durchstreifte die Umgegend bis zu dem drei Viertelstunden von Hermupolis entfernten Gartendorfe Talanta mit hübschen Baumpflanzungen. Die Hügel und Abhänge zwischen diesem Dorfe und der Stadt bestehen fast ganz aus Glimmerschiefer mit eingesprengten schlechten Granaten. Eisen soll über die ganze Insel, wie fast über ganz Griechenland verbreitet sein. Auf der Rückkehr nach Hermupolis begegnete ich beim Sonnenuntergang oft Hunderten von Frauen und Mädchen, welche, große zweigehenkelte Krüge auf den Schultern tragend, in einer Schlucht verschwanden, um dort an der einzigen reichen Quelle gutes Trinkwasser zu schöpfen. Uebrigens erzeugt Syra auch guten Wein. — Darüber hinaus nach den benachbarten Punkten zu kommen, wehrte mir Aeolus, aus vollen Backen von Nordost blasend. Nichts desto weniger fehlte es weder an Gelegenheit zur Unterhaltung, noch an lehrreicher Ausbeute; denn Syra, das alte Syros, liegt vortrefflich grade im Mittelpunkte der Cykladen. Der Berg im Nordwesten der Stadt, der höchste Punkt, gewährt die köstlichste Rundschau auf die Eilande, welche sich ringsumher mit ihren Felsenrücken aus den Meeresfluthen erheben. Im Folgenden wollen wir ein paar tiefere Blicke in diese Inselwelt thun.

Im Allgemeinen sind die Cykladen sämmtlich gebirgig, einige vulkanisch und von Erdbeben heimgesucht, die meisten fruchtbar, gut angebaut und haben eine milde gesunde Luft. Ihre vielgepriesene Schönheit muß man nach einem anderen Maßstabe würdigen, als den wir Nordländer kennen. Denn eigentlich sind es nur Knochengerippe von Inseln. Regengüsse haben die mit Vegetationskeimen geschwängerte lockere Erde hinabgeschwemmt, und die rastlos arbeitende Meeresbrandung hat am Fuße des kahlen Felsrückens fast kein Vorland übrig gelassen. Dennoch gewähren diese abgemagerten Inselkörper einen eigenthümlichen Reiz mit ihren scharf ausgeprägten Formen, und in den zauberhaften Farbenspielen der darüber ausgegossenen Sonnenstrahlen des heißen Südens werden sie oft wunderbar mit dem Schimmer eines idealischen Lebens umkleidet, so daß sie dastehen als geistige Wesen höherer Gattung, die Herrlichkeit ihres Schöpfers predigend. Wenn ihre Höhen auch nicht im saftigen Grün üppiger Laubhalden und Baumkronen prangen; wenn dort auch kein weithin wogendes Saatfeld, keine von weidenden Heerden bedeckte Trift sich am Rande eines Baches hinabzieht, um die mit Obstgärten geschmückten Behausungen der Menschen zu umkränzen: so fehlt doch keineswegs alle Zierde der Vegetation, sondern neben den Quellen und Bächen heften sich vielmehr dunkle Feigengebüsche, Myrten- und Oleandersträuche an das nackte Gestein; an den Abhängen klettert neben schmalblätterigen Oelbäumen der hochstämmige Weinstock hinan, und zwischen dem blendend weißen Mauerwerk der terrassenförmig aufsteigenden Ortschaften erscheinen minaretartig schlanke Cypressen. So liegen sie im weiten Kreise ausgebreitet. Wir heben einige der interessanteren daraus hervor.

Vor unseren Augen liegt Tenos, gebildet von einer langen hohen rauhen Bergkette, die nur auf der Ost- und Südostseite einigen Thalebenen Raum läßt. Aber der Fleiß der Bewohner hat die meistens aus Schiefer bestehenden Abhänge bis nahe an die Gipfel in Terrassen umzugestalten und für die Cultur zu gewinnen gewußt. Die Natur des Schiefers kommt ihnen dabei in doppelter Weise zu statten, indem dessen Oberfläche an der Luft verwittert und zerbröckelt, während die blätte-

rigen Schichten das Regenwasser auffangen und in zahlreichen Quellen am Abhange der Berge wieder hervortreten lassen, da hingegen die in Griechenland vorherrschenden Kalkgebirge gewöhnlich vom Gipfel bis zum Fuße dürr und wasserlos sind. Wenn man daher auf den hier vorzüglich schönen Maulthieren die zu den steilen Anhöhen führenden holperigen Pfade hinanreitet, so sieht man sich rings von wohlbestellten kleinen Aeckern umgeben. Den an den Rändern der Bächlein angelegten Gärten fehlt es nicht an Obstbäumen verschiedener Art; hohes Schilf und rothblühende Oleanderbüsche wuchern in dem feuchten Kies ihrer Betten und werden von Weiden überschattet, welche sich sonst in Griechenland nur selten finden. — Die alte feste Burg Eroburgo, die ehemalige Residenz des venetianischen Gouverneurs, isolirt auf einem unzugänglichen Felsen erbaut, liegt jetzt in Trümmern, und die dazu gehörige gleichnamige Ortschaft ist fast ganz verödet, da sich die Bewohner seit der Revolution bis auf ein Dutzend Familien in die Haupt- und Hafenstadt Tenos (eigentlich St. Nicolaos genannt) hinuntergezogen. Etwa fünf Minuten nördlich von der Hafenstadt entfernt, liegt die seit einem Jahrzehnt so berühmte Wallfahrtskirche der Evangelistria. Sie bildet mit ihren Höfen und geräumigen Nebengebäuden, welche Wohnungen für die Geistlichen und die kranken Pilger, eine Schule und ein Hospital enthalten, ein seltsames, aber ansehnliches und malerisches Ganze. Im Jahre 1824 träumte nämlich einer Nonne, daß auf dieser Stelle ein Bild der Gottesmutter vergraben sei; man grub nach und fand das Bild. Seitdem strömten Tausende von Pilgern alljährlich herbei; und aus ihren Spenden wurde die große Kirche mit ihren Seitengebäuden aufgeführt. Die Kirche ist größtentheils aus Marmor; die Stufen ihrer wahrhaft prächtigen Treppe stammen meistens aus den Ruinen von Delos. Im Innern ist Gold und Silber an Heiligenbildern und Weihgeschenken reichlich, aber geschmacklos angebracht. Vieles haben Russen hieher gestiftet. Das wunderthätige Bild wird in einer schwach erleuchteten Krypta unter der Hauptkirche gezeigt. — Von Eroburgo aus erstreckt sich eine geräumige, von einem Bach durchflossene Thalschlucht gegen NO. und erweitert sich am Ende zu einer kleinen Ebene, welche ganz trefflich ange-

baut und ganz mit Dörfern übersäet ist. Sie sind größtentheils von Katholiken bewohnt. In den Kirchen sieht man Alles von Marmor: Fußböden, Säulen, Fenster- und Thüreinfassungen, so wie die kleinen vielfach durchbrochenen Glockenthürme, mitunter selbst das Dach. Die Häuser schließen sich in den Dörfern eng an einander und sind häufig in Schwibbögen quer über die engen krummen und schmutzigen Wege gebaut, so daß ein beladenes Pferd sich nur mit Mühe hindurchzwängt; denn Wagen und Karren kennt man auf diesen Inseln nicht. Die Häuser haben großentheils flache Dächer, Erkerchen, Terrassen, freiliegende Treppen und mannigfach gestaltete, aus durchbrochenen Marmorplatten gebildete Fenster, gewöhnlich in Form einer großen Rosette; sie sind mit Cypressen, Pappeln und Maulbeerbäumen umgeben; an den Wänden ranken Weinstöcke empor. Weiber und Kinder sitzen vor der Thür, Seide haspelnd, Baumwolle spinnend oder mit anderen häuslichen Arbeiten beschäftigt; Schweine, Geflügel und anderes Vieh drängt sich durch die Gruppen. Höchst eigenthümlich sind die überall zerstreut im Felde stehenden Taubenhäuser: zweistöckige viereckige Thürme, deren Erdgeschoß als Wohnung, Viehstall, Vorrathskammer dient; das obere Geschoß hat ein flaches, häufig mit Zinnen und Erkerchen versehenes Dach, so wie durchbrochene Mauern, deren Oeffnungen die mannigfaltigsten regelmäßigen Figuren bilden. Zu diesen Oeffnungen schlüpfen Hunderte von Tauben aus und ein, welche man im Herbste, nachdem sie sich auf den Getreide- und Bohnenfeldern und in den Weingärten fett geweidet, schlachtet, mit Essig und Oel einmacht, in irdene Gefäße oder kleine Fässer thut, und so nach Konstantinopel, Smyrna und anderen Orten versendet. — An mehreren Punkten der Insel wird weißlicher und bläulicher Marmor gebrochen. Die Tenier verfertigen daraus Tischplatten, Kamingesimse u. dergl. m., die theils im Reiche selbst, vorzüglich aber nach Konstantinopel abgesetzt werden. Allein die Preise dieser Marmorwaaren sind sehr hoch, weil Alles aus freier Hand, ohne irgend eine mechanische Beihülfe, gearbeitet wird. Außerdem verfertigt man seidene Handschuhe und Strümpfe, gestrickte wollene Mützen und Aehnliches. Ueberhaupt sind die Tenier den meisten übrigen Griechen in Hinsicht auf Industrie und Hand-

werksfertigkeit voraus. Drei Haupturſachen laſſen ſich dafür angeben: die ſtarke Bevölkerung der an ſich wenig fruchtbaren Inſel, ihr langes Verharren unter venetianiſcher Herrſchaft, endlich die katholiſche Religion, zu der ſich die größere Hälfte ihrer 15,000 Einwohner bekennt und wodurch ſie in lebhafterer Verbindung mit dem weſtlichen Europa blieben. Die Marmorarbeiter, Schreiner und Maurer aus Tenos ſind über alle Hauptſtädte Griechenlands, ſo wie in Smyrna und Konſtantinopel verbreitet. — Der beſte Wein der Inſel iſt der Malvaſier, der nicht mehr bei Monembaſia im Peloponnes, von welchem Orte er den Namen hat, ſondern nur auf Tenos, wiewohl ſpärlich, erzeugt wird. — Schifffahrt fehlt hier faſt gänzlich. Die den ganzen Sommer hindurch im ägäiſchen Meere vorherrſchenden Nordwinde, die Eteſien der Alten, ſind beſonders verrufen an der Südſpitze von Euböa, am Vorgebirge Malea, ſo wie in dem Kanal zwiſchen Tenos, Mykonos und Delos, wo die Kraft des Windes durch die hohen Vorgebirge, von welchen er mit furchtbarer Gewalt auf die Fahrzeuge herabfällt, verſtärkt wird. —

Delos iſt jetzt eine völlig wüſte Inſel, ein großes trauriges Trümmermeer. Es hat kaum eine einzige pittoreske Ruine; man ſieht nur Scherben und Splitter. Die Mauern der zahlreichen Privathäuſer ſind nur in einer Höhe von zwei bis drei Fuß erhalten. In vielen Häuſern findet man, zum Theil noch aufrecht ſtehend, Granitſäulen von einem bis zwei Fuß Durchmeſſer. An einigen Stellen, wo öffentliche Gebäude geſtanden, liegen ſie haufenweis übereinander, zum Theil ganz verſteckt im Gebüſch. Die Reſte des herrlichen Apollotempels liegen am Boden, zerſchellt und zerhackt. Ganze Schiffsladungen von Marmor und Säulen ſind ſchon vor Jahrhunderten nach Venedig und Konſtantinopel gebracht worden. Nicht einmal ein Palmbaum iſt auf Delos geblieben. Niedriges Geſtrüpp wuchert zwiſchen den Trümmern und den Granitfelſen des Berges Kynthos. Seine Abhänge ſind ganz mit heruntergeſtürzten Marmorquadern überſäet. Auf dem Gipfel finden ſich Fundamente und Ueberreſte eines großen Gebäudes joniſcher Ordnung. In der Nordhälfte der Inſel iſt allein noch völlig kenntlich der mit einer niedrigen Mauer eingefaßte ovale See, an deſſen Ufern eine der

Sagen Apollo geboren werden läßt. Auch trifft man auf Reste eines Stadiums. Nicht weit vom Meeresufer liegen noch jetzt die Bruchstücke eines großen Apollo-Kolosses, der, von den Nariern als Weihgeschenk verehrt, schon im Alterthume umgestürzt wurde. — Einige Hundert Schafe und Ziegen sind mit ihren schmutzigen Hirten im Besitze des Eilandes, das außerdem nur durch einige Hasen, im Herbste durch Tausende von Wachteln belebt wird. — Fast eben so traurig ist Rhenäa oder Groß-Delos, die Grabstätte der Lebendigen. Die Gräberstadt liegt den Ruinen des Apollotempels auf Delos gegenüber. Die meisten Gräber bildeten Kammern mit flachem Dache, seltener mit gewölbter Decke. Eine solche Grabkammer wurde durch einen Gang in zwei Hälften getheilt, an welchen zu beiden Seiten vier bis sechs Gräber in Gestalt von langen und schmalen Zellen anstießen. Die Grabaltäre sind zahllos; auch finden sich noch jonische und korinthische Säulen, Capitäler und Gesimse, nebst Bruchstücken dorischer Bauwerke. —

Naxos, nach Euböa die größte der Inseln im ägäischen Meer, bringt Früchte jeder Art in Menge hervor; nur fehlt diesem gesegneten Eiland die nöthige Bodencultur. Die ganze Bevölkerung beläuft sich auf kaum 11,000 Seelen, während sie im Alterthum vielleicht das Zehnfache betrug. Die Schuld davon kommt zum Theil auf Rechnung des Druckes, welchen die adligen Gutsherrn gegen die Bauern ausüben, so daß viele derselben nach Kleinasien hin auswandern. Der hiesige abendländische Adel stammt mit seinen lehnsherrlichen Rechten aus den Zeiten der Lateiner her, wo Naxos zu einem Herzogthum erhoben wurde. Er ist im Besitz des meisten und besten Grundeigenthumes, scheidet sich auch schärfer, als auf irgend einer griechischen Insel, von der griechischen Bevölkerung ab; an jedem Schloß und Hause prangt das Familienwappen. Der Grund der Abneigung der griechischen Bauern gegen ihre katholischen Gutsherren liegt nicht sowohl in der Religion, als vielmehr in dem starren Festhalten der letzteren an gewissen mittelalterlichen Gebräuchen und Zwangspflichten. So mußten die Bauern noch unlängst, wenn die Herrschaft aufs Land zog, derselben in langem Zuge das mitzunehmende Hausgeräthe nachtragen, oder am

katholiſchen Charfreitag der gnädigen Frau, wenn ſie Nachts in die Meſſe ging, voranleuchten. Es reſidirt hier ein katholiſcher Erzbiſchof, der als ſolcher nach griechiſcher Landesſitte einen Schnurrbart trägt. — Das Gebirg Koronon (über 2000 Fuß hoch) beſteht da, wo es ſich nach Delos und Tenos hin wendet, aus Granit und Schiefer. Ueberall ſprudeln daſelbſt Quellen, und die Betten der Waſſerläufe ſind voll Platanen. Die Abhänge zeigen hin und wieder Eichenwaldung. Das Diagebirge, das höchſte der Inſel, und der ſüdliche Theil derſelben beſteht nebſt Schiefer aus Kalkſtein und weißem Marmor. Die Hügel ſind zu Weinbergen umgeſchaffen, und man baut einen ausgezeichneten weißen Wein, berühmt unter dem Namen „Bacchuswein von Naros.“ Die Häuſer der Dörfer ſind großentheils unter hohen, üppig belaubten Bäumen aller Art verſteckt. In den Gärten ſieht man Orangen-, Citronen- und Cedratbäume, auf den Thalebenen Oel- und andere Fruchtbäume. Die Hauptproducte ſind Wein, Oel, Südfrüchte und Getreide im Ueberfluß, Alles von der edelſten Art. Die hieſigen Schmirgelbrüche geben eine erkleckliche Ausbeute. Der unmittelbar am Meeresgeſtade gebrochene Marmor gleicht im Korn dem pariſchen und ſteht ihm an Güte wenig nach. In der Nähe des Koronongebirges befindet ſich zehn Minuten vom Geſtade am Abhange eines mäßigen ganz aus weißem Marmor beſtehenden Hügels eine koloſſale, aber erſt ganz im Rohen entworfene Apollon-Statue. Sie liegt noch in dem Steinbruche, aus welchem ſie geſchnitten wurde, und da ſie dem Koloß auf Delos entſpricht, ſo mochte ſie urſprünglich zu dem Weihegeſchenk beſtimmt, aber wegen mehrerer über Geſicht und Bruſt laufender ziemlich tiefer Riſſe aufgegeben ſein. Auf dem Gipfel des Diagebirges ſteht die merkwürdige Ruine eines helleniſchen Thurmes, welcher kreisrund aus weißen Marmorquadern erbaut, noch in einer Höhe von funfzig Fuß erhalten wurde. Mittelſt einer inwendig an den Wänden ſich emporſchlängelnden Wendeltreppe gelangten die Vertheidiger zu den zahlreichen Schießſcharten. An den Thurm ſchließt ſich ein viereckiger Burghof, deſſen Mauern noch einige Fuß hoch emporſtehen. Dabei hat man helleniſche Gräber entdeckt. Der Diaberg gewährt eine weite Ausſicht über ſämmt-

liche Inseln des ägäischen Meeres bis nach Ikaria und Samos hin. Gegenüber nach Westen zu erblickt man ganz in der Nähe

Paros, obgleich an natürlicher Fruchtbarkeit Naxos nachstehend, doch noch schlechter angebaut und fast baumleer; es zählt nur 5300 Einwohner. Der Höhenzug der Marmorgebirge streicht von Norden nach Süden; der höchste Gipfel erhebt sich südlich etwa 2500 Fuß hoch. Der Hafen von Naussa auf der Nordostspitze der Insel bietet einen sicheren weiten Ankerplatz, groß genug für alle Flotten der Welt. Dicht vor der Hauptstadt Paroikia prangt die weit umher berühmte Kirche Hekatontappliani (die hundertthorige). In der Stadt ist Alles von Marmor. Die Gassen sind eng, aber ziemlich reinlich; fast alle Häuser haben Terrassen, welche von riesig großen Weinstöcken überschattet werden. Etwa zwei Stunden ostwärts von hier befinden sich in einer kleinen Schlucht des Berges Marpessa die Brüche oder vielmehr Stollen, aus denen man von jeher den feinsten Marmor zu Büsten und Statuen gewann. Der Marmor daselbst ist von unübertroffener Güte und der beste fast durchsichtig.

Nahe bei Paros liegt das kleine, nur von etlichen Hundert Seelen bevölkerte Oliaros oder Antiparos. Es zeichnet sich durch Fruchtbarkeit aus und hat in der Südhälfte ansehnliche Berge, wo sich die berühmte Höhle befindet. Obgleich dieselbe im Vergleich mit der Adelsberger in Böhmen nur klein ist, so ist sie doch prächtig und ihr Bau eigenthümlich, indem sie sich von der Spitze eines Berges wie ein Schacht auf eine Tiefe von mehr als funfzig Klaftern hinuntersenkt, nach unten gleich einem Trichter sich erweiternd. Lange Zeit war sie unbekannt, und die Einwohner wagten sich nicht hinab, bis Herr von Nointel, französischer Botschafter bei der Pforte, im Jahre 1673, begleitet von einer Menge Menschen, hinunterstieg und Messe in dem Saale lesen ließ, in welchem diese ungeheure unterirdische Kluft endigt. Hören wir nun einen jüngeren französischen Reisenden. — „Ganz vorn am Vorplatz der Höhle ist rechts unter dem überhängenden Felsen ein steinernes Häuschen angebaut, welches eine kleine Kapelle enthält. Die Oeffnung oder Vorhalle, durch welche man eingeht, ist ein niedriges, mit ein paar bräunlich-

grauen Stalagmiten.*) ausgestattetes Felsengewölbe. In der Mitte desselben hat die Natur eine Säule gebaut, an welcher man das Seil befestigte, welches unsere Ein- und Ausfahrt sichern sollte. Man findet nun rechts eine breite Spalte, durch welche man, indem man das Seil mit beiden Händen faßt, sechs bis sieben Fuß senkrecht bis auf eine kleine Plattform hinuntergliscbt. Von hier aus beginnt die eigentliche Hinabfahrt in die Höhle, deren senkrechte Tiefe etwa 250 Fuß betragen mag. Bald schwebten wir Alle an einem und demselben Seile, und unserer waren nicht wenig. Wir machten nebst mehreren Marine-Officieren sammt ihren Bedienten und Matrosen eine Gesellschaft von dreißig Personen aus. Unsere Matrosen waren die ersten und hielten von Zeit zu Zeit mit brennenden Fackeln still. So ging's denn auf einem sehr jähen Absturz von zwölf Klaftern senkrechter Tiefe hinab in das finstere Reich der Unterwelt. Es folgt dann eine Stelle, welche nicht ganz gefahrlos ist. Man gelangt nämlich auf einen Felsen, dessen Oberfläche sich wie ein Backofen abrundet, und das von allen Seiten darauf träufelnde Wasser macht denselben sehr schlüpfrig; rechts gähnen schauerliche Abgründe, links senkt sich der Fels. Man rutscht nun zwölf bis funfzehn Fuß senkrecht, indem man sich am Seile hält oder sich einer Strickleiter bedient. Von da geht's wieder einen sehr steilen Abhang hinunter; aber der Weg ist breit, und man kann sich links halten, entfernt von den Abgründen, die auf der anderen Seite noch immer fortgehen. Allmählig wird der Pfad weniger abschüssig; die Höhe des Gewölbes aber entzieht sich dem Auge und verliert sich in dem beständig diese Klüfte erfüllenden feuchten Dunst, welcher noch durch den Qualm der blaß leuchtenden Fackeln vermehrt wird. Ein dicker Fels schien uns jetzt den Weg zu versperren; doch ein Seitengang führte um denselben herum; und so gelangten wir endlich zu einem großen unterirdischen Saal, der von der Natur aufs reichlichste mit zahllosen Pfeilern, Säulen und anderen Bildungen des Tropfsteins geschmückt ist. Verschiedene Massen dieser Substanz, deren durch-

*) Stalagmit bezeichnet Tropfsteinbildung, die von unten nach Oben zu wächst; beim Stalaktit findet das umgekehrte Verhältniß statt.

sichtige Dünnigkeit man mittelst einiger geschickt angebrachter Fackeln wahrnimmt, sind wie lange, oft seltsam draperirte Vorhänge ausgebreitet. Man findet auch eine klingende Säule: ein mit dem Boden verwachsener Stalagmit, der beim Anschlagen einen Glockenton von sich giebt. Das prächtigste Stück des Saales heißt der Altar, seitdem Herr von Nointel, daselbst Messe lesen ließ, wie auch die Aufschrift zeigt. Dieser Stalagmit erhebt sich auf einer Basis von ungefähr zwanzig Fuß im Durchmesser bis zu einer Höhe von vier und zwanzig Fuß. Rings umher geben die mannigfaltigsten Figuren und Gestalten, deren Krystallisationen beim Schein der Fackeln tausend Lichter zurückwerfen, die wunderbarste Decoration. In einer kleinen Seitenschlotte hat sich auf dem vertieften Boden krystallhelles Wasser angesammelt. An den Wänden ist der Sinter meist traubenförmig abgesetzt; auch finden sich dort Sinter, welche aus aneinander hängenden Büscheln langer, fein gespitzter Pyramiden bestehen, und etwa einen halben Zoll dicke Stalaktiten, mannigfach gekrümmt, wie die Eisenblüthe." — Neuerlich hört man klagen, daß viele herrliche Verzierungen in der Höhle abgeschlagen, und ausgeraubt wurden. In Paros und selbst in Syra werden von dorther stammende Stücke Stalaktiten feil geboten. Als selteneres Vorkommen sieht man dergleichen mit einem Kern von großblätterigem röthlichgelben Kalkspath.

Wenden wir uns jetzt südlich zu dem vulkanischen Thera oder Santorin. Als in vorhistorischer Zeit die durch Südeuropa und das Mittelmeer ziehende Kette von Feuerspeiern noch in voller Thätigkeit war, erhob sich in der Mitte des weiten Wasserbeckens, welches gegenwärtig die Insel Thera und Therasia trennt, ein Krater aus dem Meeresgrunde und begann seine Höllenarbeit. Er warf eine Schicht Asche und Lava nach der anderen aus, die sich regelmäßig über einander lagerten, und bildete so eine große kreisrunde Insel mit einem wenigstens zweitausend Fuß hohen Pik in der Mitte. Zuletzt schleuderte er noch einen ungeheuren Aschen- und Bimssteinregen aus, der sich als eine weiße zwanzig bis vierzig Fuß mächtige Schicht über die ganze Oberfläche des neuen Eilandes lagerte. Darauf stürzte der Krater ein, begrub die ganze Mitte der Insel mit sich in seinen Sturz, und ließ nur

östlich die halbmondförmige Thera, westlich die kleinere Therasia, südlich zwischen beiden das kleine Eiland Aspronisi stehen. Aus dem hinfort in der Mitte wogenden Meeresbecken, wo das Senkblei keinen Grund findet, sind in der geschichtlichen, ja selbst noch jüngsten Zeit drei neue Eilande als Schöpfung der fortwirkenden unterirdischen Feuerskraft hervorgegangen. Die gegen das Bassin gerichteten Wände von Thera und Therasia stehen noch acht bis zwölf hundert Fuß hoch, schroff und steil, wie mit dem Messer abgeschnitten. Gleich vielfarbigen Bändern ziehen sich die rothen, grauen, grünen, schwarzen, gelben, blauen und weißen Schichten horizontal über einander hin und lassen sich an der gegenüberliegenden Insel in gleicher Höhe wieder erkennen. Wenn der Sturm das Meer aufwühlt, so glaubt man von der Höhe dieser ausgeglühten Lava- und Aschenmassen in einen Höllenkessel zu blicken, aus dessen Mitte die schwarzen seltsam geformten Eilande der neuesten Schöpfung wie ein Herenbrei hervorragen. Dieser Eindruck wird noch verstärkt durch den Gedanken an die bodenlose Tiefe, indem der Anker kaum zehn Schritt vom Ufer entfernt schon keinen Grund mehr findet; man muß alle Fahrzeuge mit Stricken an den Basaltblöcken des Ufers befestigen. — Vom Landungsplatze an der Nordspitze nach Apano-Meria hinauf zieht sich ein schmaler Zickzackpfad an der fast senkrechten Felswand, wo überall in dem weichen vulkanischen Gestein Höhlen und Kammern ausgehauen sind, die, vorn mit einer Mauer und einer Thür verschlossen, theils zu Magazinen, theils zu Wohnungen der Lastträger und Schiffer dienen. In ähnlichen Höhlen oder „gegrabenen Häusern", wie man hier sagt, wohnt vielleicht ein Drittel oder Viertel der Bevölkerung, selbst in den Städten oder Dörfern. Die Häuser des Städtchens selbst sind, um den culturfähigen Boden zu schonen, so viel als möglich auf den äußersten Rand der steilen ins Meer abstürzenden Uferwände zusammengedrängt, wo sie wie Schwalbennester über einander kleben. Bei dem hier herrschenden Mangel an Holz und Balken überwölbt man mittelst eines an der Luft steinhart werdenden Cementes, welches aus Puzzolanerde mit Kalk vermischt besteht, alle Häuser und versieht sie dann entweder mit einem flachen Dache, oder man läßt die Form der Wölbung auch nach außen

hin erscheinen, so daß z. B. ein Haus mit fünf Zimmern eben so viele gewölbte Dächer neben einander hat, was höchst seltsam aussieht. Zwischen diesen Häusern winden sich die engen Gassen oder vielmehr Gänge, wegen der Ungleichheit des Bodens in Treppenform auf und absteigend, und mit glänzend schwarzem Basalt oder vielmehr Obsidian gepflastert, so daß man vorsichtig auftreten muß, um nicht auf diesen sauber gehaltenen Stufen von vulkanischem Glas auszugleiten. — Der Weg von Apano-Meria nach der Hauptstadt Thera führt immer am höchsten Rande der abschüssigen Uferwand hin, und das Auge übersieht von hier aus die gegen Osten sich sanft abdachende, von zwölftausend Seelen bewohnte Insel mit ihren zahlreichen Dörfern, ihren Weinbergen und Feigenbäumen, deren Grün sich auf dem weißen Bimssteinboden heiter hervorhebt. Etwa eine Stunde von Thera entfernt, liegt auf einem spitzigen, in die See vortretenden Lavafelsen das verfallene Schloß Paläoskaros, die ehemalige Residenz der Herrn von Santorin. Thera ist wie Apano-Meria gebaut. Zum Schutz gegen den scharfen vom Winde aufgewühlten vulkanischen Staub verschleiern sich die Weiber hier so dicht, daß kaum ein schmaler Schlitz für die Augen offen bleibt. Von dem Rande der Höhe sieht man fast senkrecht auf die Verdecke der Schiffe hinunter, welche tausend Fuß tiefer im Hafen angebunden liegen. Ein an den Aschenwänden sich hinschlängelnder Zickzackpfad führt zum Hafen hinab. An vielen Stellen haben die Wände mit Mauern aus Obsidian und Schlacken gestützt werden müssen, um ihr Einstürzen zu verhindern, und dennoch reißen sich, besonders nach starken Regengüssen, mitunter einzelne Lavablöcke aus den Aschenschichten los, rollen hinunter, tödten Menschen und zerschmettern die gewölbten Dächer der am Hafen liegenden Häuser. — Besonders eigenthümlich ist die Bauart und Gruppirung der Wohnungen des mehr nach dem Innern zu gelegenen Dorfes Vothon. Da nämlich die ganze Insel von dem hohen Rande des eingestürzten Kraters sich gegen das flache östliche Ufer abdacht, so haben die Winterregen an vielen Stellen in der lockeren Bimssteindecke nach und nach tiefe Strombetten und Klüfte ausgewaschen, die bis auf die festeren Aschenschichten hinuntergehen. Solche Punkte haben nun die Theräer zur An-

lage von Bauten ausgewählt. Die Straßen und Wege laufen in der Tiefe auf dem Boden jener Klüfte hin; zu beiden Seiten kleben an den Wänden die Wohnungen, Vorrathshäuser, Ställe und Weinkeller: theils bloße Höhlen, vorn durch eine Mauer mit Thür und Fenster verschlossen, theils ansehnliche Steinhäuser, deren weiße Tünche hin und wieder durch die aus dem Kalküberzug hervorblickenden glänzend schwarzen oder brennend rothen plutonischen Steine unterbrochen wird. Oft führen von außen in das obere Geschoß freistehende gewölbte Treppen, nur leicht an die Mauer sich anlehnend und kühnlich aus faustgroßen Steinen aufgeführt; ein so festes Bindemittel gewährt die Puzzollanerde. Hier und dort erheben sich Kirchen mit mehreren Kuppeldächern und mit seltsam geformten Glockenthürmen. Alle diese Gebäude liegen bunt und regellos durcheinander, überragt von einzelnen Cypressen, Palmen, Oelbäumen und mächtigen baumartigen Weinstöcken; an den Aschenwänden wuchern Aloe und in erstaunlicher Ueppigkeit indianische Feigen (eine Cactusart). Man sieht oft ganz in der Nähe von einem solchen Dorfe Nichts als die aus der Tiefe hervorguckenden Thürme und Kuppeln der Kirchen, oder auf den umliegenden Höhen die kleinen Windmühlen, welche die Nachbarschaft menschlicher Wohnungen verrathen. — Im südöstlichen Theile der Insel erhebt sich der heilige Elias, ein mächtiger, aus Kalkfels und blauem Marmor bestehender, etwa 1800 Fuß hoher Berg. Er bildet mit seinen weithin gestreckten Wurzeln gleichsam den Anker, an welchen sich das Product des unterirdischen Feuers angehängt. Von seinem Gipfel sieht man bei hellem Wetter ganz deutlich im Süden die langgestreckte Insel Kreta mit den weißen Bergen Ida und Dicte *), im Osten die

*) Die Insel Kreta oder Kandia ist etwa 33 Meilen lang, 2 bis 5 M. breit und mag auf 190 □=M. 150 bis 180,000 Einw. zählen, wovon $^1/_3$ Türken, $^2/_3$ Griechen. Von 1830—41 stand sie unter ägyptischer Botmäßigkeit, und bildet jetzt eine türkische Provinz mit einem eigenen Pascha. Die Gestalt ihrer Küste, welche im Norden zerrissen, buchten- und hafenreich, im S. steil, eintönig und arm an Landungsplätzen sind, weist vorzugsweise auf Verbindung mit Europa hin. Eine durch vulkanische Gewalt zertrümmerte, in vier Theile zerstückte Bergkette zieht sich von O. nach W. Die Gipfelhöhe derselben beträgt 6 bis 7000 F. Am höchsten steigt, ziemlich im Mittelpunkt

Küſten Kleinaſiens, im Norden das bunte Gewimmel der Cykladen. An den Eliasberg ſchließt ſich eine Art Landzunge, das Meſſa-Vuno genannt, auf drei Seiten ſchroff in die See abfallend und auf ſeinem Rücken die Ruinen der alten Stadt Oea tragend, wo man, beſonders in den Gräbern, noch mancherlei Alterthümer

---

von Kreta iſolirt, der Ida auf mit 7200 F., jetzt Pſiloriti, d. i. der hohe Berg. In den Wintermonaten iſt er oben ganz mit Schnee bedeckt; im Sommer weiden Heerden auf ſeinen Kuppen. An ſeinen Abhängen hauſen noch wilde Roſſe von kleinem Schlag. Die Ausſicht von ſeinem Gipfel ſucht an Pracht ihres Gleichen. Gortyna und Gnoſſus ſcheinen im SW. und NO. zu ſeinen Füßen zu liegen. Man überſieht von oben die ganze Inſel mit ihren landſchaftlichen Reizen, die im ganzen Mittelmeer nicht ſchöner gefunden werden. Die Gebirgsformation beſteht hauptſächlich aus Kalkſtein, daher die Erſcheinung verſchwindender Gewäſſer; faſt alle ſind geſalzen. Seen und Teiche fehlen; eben ſo Kreide. Der Boden iſt auf den Höhen ſteinig, in den Thalbildungen ſtellenweis lehmig und eiſenhaltig, wie bei Kanea; bei Kandia und Rettimo kalkartig weiß; an der Südſeite ſandig und kieſig; im Allgemeinen ſehr fruchtbar. Das Getreide giebt 12 bis 20fachen Ertrag; der Lein geräth außerordentlich. Mais und Hirſe wachſen rohrartig; Baumwolle und Wein gedeihen trefflich; den größeren Theil der Inſel bedeckt jedoch der Oelbaum, der hier ſeine wahre Heimath findet. Außerdem wachſen in Menge Orangen und Citronen, der Granatapfel, die Feige, der Johannisbrotbaum. Endlich ſei noch erwähnt der Ladanumſtrauch, der das zum Räuchern gebrauchte Gummi ladanum liefert, die unkrautartig wuchernde Süßholzwurzel, die Knopper-Eiche (Q. Aegilops); die Dattelpalme und die Platane wachſen vereinzelt, letztere rieſig ausgebreitet, die Cypreſſe auf den Gebirgen, am Ida der prächtige orientaliſche Erdbeerbaum (Arbutus Andrachne). Unendlich iſt die Zahl der Höhlen, Bienen und Hirten zur Wohnung, Schafheerden zum Stalle dienend. Das jetzt ſo genannte Labyrinth liegt bei Gortyna: unter der Erde in einen Sandſteinhügel geſprengt, mit einer Menge von Gängen, Kammern, Niſchen, Spalten und Sackgäßchen, wo die Wände überall Spuren ausgehobener Quadern zeigen. Dieſer unterirdiſche Steinbruch entſpricht nicht dem Zwecke der Verirrung. Das ächte Labyrinth war ſicher ein zu Gnoſſus künſtlich von Mauerwerk durch Dädalus auf Befehl des Minos aufgeführtes Gebäude. Die Einwohner halten Pferde, Maulthiere, Schaafe, Ziegen Schweine und Rinder, letztere beſonders ſchön in den Gebirgen von Sphakia (unter 42° d. L.), der dortige Käſe iſt berühmt; der gewonnene Honig übertrifft an Güte vielleicht jeden anderen; Taback wird viel gebaut, weniger Seidenzucht getrieben; man jagt beſonders das in großer Menge vorkommende türkiſche Rebhuhn (Tetrao rufus). Nachtigallen hört man das ganze Jahr hindurch ſchlagen. Von Schildkröten wimmeln im Frühjahr alle Bäche. — Die wichtigſten Hafen-Städte ſind: Kandia mit 14000 E., Kanea mit 11000 E., und Rettimo mit 4500 Einw.

findet. Alle dieſe Berggruppen ſind, wie die ganze Inſel mit dichten Lagen von Bimsſtein bedeckt, der ungewöhnlich weiß und locker iſt. Bäume gedeihen in dieſem Boden nicht, außer zwerghaft fortkriechenden Feigenbäumen, deren Früchte übrigens von ausgezeichneter Güte ſind; die erwähnten Oelbäume, Palmen und Cypreſſen ſieht man nur ausnahmsweiſe in Gärten und bei den Kirchen. Vor einem Menſchenalter cultivirte man auf Thera neben dem Weinſtock vorzüglich Gerſte und perrennirende Baumwolle, welche in ganz Griechenland nur auf dieſem warmen ſonnigen Eilande gedeiht. Allein ſeitdem der hieſige Wein anfing, in Rußland guten Abſatz zu finden, haben die Theräer ihr ganzes Ländchen in einen einzigen Weingarten verwandelt. Die Weinſtöcke wurden in Form der Quincunx: ***** gepflanzt, und zwiſchen den Reben ſäet man Gerſte, welche gegen Ende des April reift und ſammt den Wurzeln ausgezogen wird, um deſto mehr Stroh zur Fütterung der Pferde und Maulthiere zu gewinnen. Die Weinberge ſind durch Steinmauern aus glänzend ſchwarzem Obſidian oder rothen vulkaniſchen Schlacken von einander geſchieden, und mit ähnlichen Mauern ſind die Feldſtraßen eingefaßt. Nichts kann ſonderbarer ſein, als der Anblick der Inſel vom Eliasberge aus: eine große weiße Fläche, von krummen ſchwarzen Linien durchſchlängelt und mit lauter kleinen grünen Tüpfeln beſäet.

Vor meiner Abreiſe von Syra beſuchte ich noch das daſige Arſenal nebſt den Schiffswerften und mußte nicht weniger die Rührigkeit, als auch das Geſchick der Griechen bewundern, ſofern ſie ohne Bildung und andere Hülfsmittel, als die des natürlichen Verſtandes alle Aufgaben des Schiffbaues zu löſen verſtehen. Der Grieche beſteigt einen engliſchen Kauffahrer, ſieht ſich Alles aufs Genaueſte an, erkundigt ſich nach dem Unerklärlichen, geht dann auf die Schiffswerfte, und macht es nach. Es iſt faſt rätbſelhaft, mit welcher Leichtigkeit und Einfachheit er zu Werke geht, und wie er ſich ſelbſt mit ſchlechten Werkzeugen zu behelfen weiß. In Anerkennung dieſes angeborenen Talentes für den Schiffsbau laſſen die Engländer alljährlich mehrere Schiffe

auf der Schiffswerfte von Syra bauen und dann nach London verladen, wo sie erst mit Kupfer beschlagen werden, da ihnen dieselben so wohlfeiler kommen, als wenn sie in England gebaut würden. Was die Seekunde betrifft, so zeigt ein alter Steuermann den Jungen an einem Modell die ersten Handgriffe; darauf besteigen diese die Fahrzeuge, um die keckſten Matrosen zu werden. —

Unsere Fahrt von Syra aus war sehr stürmisch. Boreas legte das Schiff fast auf die Seite und überströmte das Verdeck mit Sturzwellen. Endlich brach die Maschine, und wir mußten eine Zeit lang mit der magern Hülfe von ein paar Segeln fahren, bis es uns gelang, in den kleinen Hafen von Hagia Irene auf der Nordseite der Insel Kythnos oder Thermia einzulaufen, um daselbst unseren Schaden auszubessern. Wir landeten um drei Uhr nach Mitternacht, und bei Tagesanbruch ging ich in Begleitung mehrerer Passagiere nach der eine starke Stunde vom Hafen entfernten Hauptstadt Messaria hinauf, die ziemlich in der Mitte der Insel liegt und gegen 1800 Einwohner zählt. Man quartierte uns bei einem Archonten (Vorsteher) des Ortes in einem großen unwohnlichen Zimmer ein, das statt der Fenster, wie alle übrigen Häuser der Insel, nur hölzerne Läden hatte und mit einigen wurmstichigen hölzernen Stühlen, Kisten und Kasten möblirt war. Hier sollten wir überdies mit der Familie wohnen und schlafen, was uns trotz der wohlgemeintesten Gastfreundschaft wenig gefiel; indeß da ein anhaltender heftiger Regen eintrat, mußten wir mit diesem Obdach schon zufrieden sein. Gegen Abend hatte einer unserer Bedienten ein Haus ausfindig gemacht, wo wir ein besonderes Zimmer mit Glasfenstern und einem bretternen Fußboden (das einzige der Art in der ganzen Stadt) für uns allein erhalten konnten, und wir bezogen froh wie Könige unsere neue Residenz. — Des anderen Morgens, da der Regen nachgelassen, ritten wir auf Mauleseln nach dem Thal der warmen Quellen, von denen Kythnos seinen heutigen Namen Thermia erhielt. Die ganze Insel ist ein großer, ziemlich hoher, nur durch eine Menge enger Thalschluchten oder vielmehr Hohlwege zerklüfteter Felsrücken von Glimmer- und Marmorschiefer mit großen, hin und wieder eingesprengten Quarzblöcken untermischt. Die Wege sind über alle Beschreibung

holpricht, aber eben so gewandt und sicher die Maulthiere. In einer Stunde hatten wir die nördlich am Hafen von H. Irene unweit des Ufers entspringenden warmen Quellen erreicht. Es giebt deren drei, von 33, 38, 44° Reaumur. In der heißesten wurden Eier in weniger als zehn Minuten weich gesotten. Nur die am wenigsten warme ist in ein Bassin gefaßt und mit einem Gewölbe überbaut. Ihr Ruf ist fortwährend im Steigen, und die Zahl der aus Griechenland, aus der europäischen und asiatischen Türkei hier Heilung suchenden Kranken übersteigt jeden Sommer bereits 4 bis 500. Das von Bürgern aus Kythnos neuerlich erbaute Logirhaus besteht aus drei niedrigen, mit dem Rücken an den Berg gelehnten, terrassenförmig über einander sich erhebenden Stockwerken. Die Zimmer sind außerordentlich klein, mit hölzernen Läden statt der Fenster; der Fußboden besteht aus festgestampfter Erde, das flache Dach, zugleich die Zimmerdecke bildend, aus dünnen mit Rohrgeflecht überbreiteten und mit dünner Erdschicht bestreuten Balken. Das ganze Gebäude hat weder Küche, noch Heerd; jeder Gast muß für sich selber sorgen und sich durch seinen Bedienten, wenn er überhaupt einen hat, auf der bloßen Erde im Freien oder in einem Kohlenbecken auf der Terrasse vor seinem Zimmer sein Essen kochen lassen. So war das Logirhaus des ersten Badeortes in Griechenland damals beschaffen! — Eine Stunde von den Thermen entfernt, liegt im Nordwesten der Insel auf einem langen Bergrücken das Kloster des h. Georgios, jetzt, in Folge der Aufhebung der meisten Klöster, verlassen. Zehn Minuten nordwestlich davon liegt Paläokastron, auch das Schloß der Schönen genannt, auf dem schmalen Gipfel eines furchtbar schroffen Felsens, der in die See hinaushängt und nur durch einen schwer zugänglichen Isthmus mit dem Berge verbunden wird. Es ist die Ruine eines wohlbefestigten mittelalterigen Städtchens. Man genießt von dem Felsgipfel einer weiten Aussicht, das Auge entdeckt außer den Cykladen den Peloponnes, Hydra, Aegina, die Gerania bei Megara, Belbina, Sunion. Die Festung konnte höchstens 1500 bis 2000 Seelen fassen. Ein Volkslied besingt ihren Untergang. Hier hauſten (so erzählte der Führer) vor Jahrhunderten arge Seeräuber, welche das Meer bis Keos (acht bis zehn Seemeilen weit) vermittelst einer langen

Kette zu sperren und so viele Schiffe zu fangen pflegten. Ihre angesammelten reichen Schätze lockten die Türken, welche sie lange vergeblich mit großer Macht belagerten. Endlich verkleidete sich ein junges Türklein als eine schwangere Frau, nahm noch einen Säugling in die Arme, und begehrte so Einlaß als ein unglückliches, vom Feinde verfolgtes Weib. Die Tochter der Pförtnerin öffnete mitleidig das Thor, da stürzten die in einem Hinterhalt versteckten Belagerer herein, metzelten die Vertheidiger nieder und legten die Gebäude in Asche. — Eine starke Stunde südlich von Messaria liegt in einem artigen Bergkessel das Dorf Silakka, merkwürdig durch eine große Höhle, welche, da der Berg aus Sandstein und Thonschiefer besteht, reinlich und trocken ist wie keine andere in Griechenland. Wir drangen mit Bequemlichkeit beim Schein von Wachskerzen drei bis vierhundert Schritt darin vor. Der Boden ist ein vollkommen ebener Sandsteinstrich, so daß am ersten Ostertage die Dorfbewohner sich hier zu versammeln pflegen, um beim Lampenschein zu tanzen. Nur an zwei oder drei Stellen, wo Kalk und Marmorschichten den Berg durchziehen, haben sich schöne Tropfsteinformen gebildet. Alle übrigen Theile der Höhle sind ausgewaschener Schieferfels, und von diesem Material sind einzelne seltsam gestaltete Pfeiler, Pyramiden und Obelisken in der Mitte stehen geblieben.

Zurückgekehrt nach Messaria, hatten wir, da es eben Sonntag Nachmittag war, Gelegenheit, bei älteren Frauen die frühere höchst eigenthümliche Volkstracht kennen zu lernen. Den Kopf schmückt ein wunderlicher, aus Pappe oder dünnem Rohr gebildeter und mit buntem Seidenzeug überzogener Aufsatz, das Fremdenhaar genannt; um denselben wird ein gelbbrauner, über den Rücken lang herabhängender Schleier gewunden. Das Hauptkleidungsstück ist aber eine fast bis ans Knie reichende, nur den Rücken bedeckende Jacke mit bunter Seide, wo möglich auch mit Gold gestickt, welche das Buchaeri heißt. Sie wird durch zwei untergelegte Kissen oder Säckchen gestützt, so daß sie steif vom Körper abstarrt und dem Oberleibe der Frauen, von hinten gesehen, das Ansehen eines Dreieckes giebt. Unter dem Buchaeri tragen sie ein etwas längeres Hemd mit breitem gestickten Rand, über dem Buchaeri eine etwas kürzere dunkelfarbige, vorn allenthalben

zuschließende Aermel-Jacke. Die Brust bedeckt ein übers Kreuz gefaltetes Tuch; um den Leib geht ein breiter Gürtel, darunter hängt die Schürze. Schwere seidene, geschmackvoll gestickte, aber über den Knöcheln mit Tüchern ausgestopfte Strümpfe und gelbe Schuhe vollenden den Anzug, dessen Pracht bei Wohlhabenden noch durch kleine, namentlich auf der Schürze und dem Gürtel angebrachte vergoldete Schildchen erhöht wird. — Die Kythnier, ein ruhiges und geistig aufgewecktes Völkchen, scheinen doch sehr bigott zu sein. Eine Frau erzählte uns mit Schaudern, daß ihre beiden jetzt erwachsenen Töchter vor vielen Jahren am letzten Tage der Fasten, am Osterſamstage, durch kindliche Unwissenheit und Eßbegierde verleitet, einen Mund voll ungesalznen Käse sich zu Gemüthe geführt, was sie für eine schwere Sünde hielt. — Die Industrie der 3200 Bewohner der Insel beschränkt sich auf Verfertigung grober baumwollener Tücher, Schlafmützen und Strümpfe. Man baut sehr wenig Weizen, größtentheils Gerste, und es wird fast nur Gerstenbrot gegessen. Haupterzeugniß ist der sehr starke Wein; Feigen gewinnt man in ziemlicher Menge. Seide und Baumwolle wird wenig erzeugt. Ferner giebt es hier acht bis neun Tausend Schafe und Ziegen, so wie einige Tausende kleiner schwarzer leicht zu mästender Schweine. Von diesen Heerden wird Wolle, Käse, Borsten und Schlachtvieh ausgeführt. Die Felder wimmeln von Rebhühnern, und Bienen geben trefflichen weißlichen Honig, der dem berühmten Honig von Skyros und der Landschaft Mani gleichgeschätzt wird. —

Mit günstigem Winde gingen wir abermals unter Segel, um die Cykladen zu verlassen. Die Sonne schien heiter und warm auf's Verdeck. Schon schimmern uns zur Rechten die weißen Säulen des Athenentempels über der steilen Felswand des Vorgebirges Sunion auf der Südspitze von Attika entgegen, während links hin die malerischen Felsenkanten von Morea sich im blauen Dufte zeichnen. Dann taucht Aegina aus den Fluthen hervor, weiterhin das niedrige Salamis. Kynosura's Landspitze tritt hervor mit den Resten des Tropäum's der Perserschlacht und dem Felsstück, auf welchem Telamon saß, als sein Sohn Ajax nach Troja schiffte. Dagegen streckt rechts hin der Hymettos sich aus, und im Abendsonnenschein grüßt stolz

die Akropolis mit ihren heiligen Trümmern. Jetzt rasseln die Anker im Hafen Piräeus, und zwei flinke Rosse bringen mich nach Verlauf einer Stunde die Ueberreste der Themistokleischen Mauern entlang in die Vaterstadt des Sokrates und Platon.

Achtes Kapitel.

Auf der Westküste des oberen Theiles von Attika öffnet sich eine breite fruchtbare Ebene, südöstlich und östlich von dem langgedehnten massigen Bergrücken des Hymettos, nordwestlich von der niederen, sich aber allmählig hebenden kahlen Bergkette des Aegaleos und Korydallos begrenzt. Nahe dieser nördlichen Kette springt am Meer ein wenig erhabenes Vorgebirg heraus und bildet drei Häfen: den sicheren geschlossenen Piräeus, die bassinartigen Munichia und Phaleron, an welchen letzteren sich die Phalerische Bucht, eine lange, den Südwestwinden offene Rhede, anschließt. Von der Nähe dieser Bucht zieht sich zu beiden Seiten des ansehnlichen Baches Kephissos in der Breite von einer Viertelstunde ein Olivenwald durch die große Ebene, welche etwa drei Viertelstunden weit nach Nordost gleichmäßig fortgeht, dann sanft aufwärts steigt, und weiterhin in zwei Thäler ausläuft: das breitere des Kephissos, das engere des südlicheren winzigen Ilissos, indem an dem Scheidepunkt zwischen beiden ein mäßig hoher Gebirgsrücken mit kahlen steilen Felsmassen auftritt. Südsüdwestlich vor diesem steigt ein ringsum senkrecht abfallender Kalkfels etwa 1100 Fuß hoch über den Meeresspiegel empor; er ist oben flach, hat ungefähr tausend Fuß Länge, halb so viel Breite. Dieser von der Natur zu einem festen Punkt bestimmte Fels, nur eine starke Stunde vom Meer entfernt, wo sichere Häfen sind, wurde schon im grauen Alterthum der Träger einer Burg, der Cekropia. Als die unter ihrem Schutz erbaute Stadt sich im Laufe der Zeit vergrößerte, unterschied man die obere Stadt: Akropolis und die untere: Katapolis, welche dann allein den Namen Athen erhielt. Die obere und untere Stadt zusammen bezeichnete der Plural: Athenä (neugr. Athinä).

Die gegenwärtige Hauptstadt Griechenlands bedeckt nur im Norden und Osten der Akropolis einen kleinen Theil des früheren Stadtbezirkes, der besonders im Süden und Südwesten der Akropole stark angebaut war. Dort ist, namentlich in dem südwestlichen Thale, jetzt Alles so dicht mit zertrümmerten Mauerüberresten besäet, daß es einer mächtigen neubeworfenen Heerstraße gleicht. In dem nördlich und westlich von der Akropole gelegenen Bezirk, wo sich vormals der alte und neue mit Tempeln, Hallen und Staatsgebäuden geschmückte Marktplatz hinzog, findet man die bedeutendsten Ruinen der Vorzeit. Nördlich bemerkt man in der Nähe des heutigen Basars die Ueberbleibsel eines Gebäudes, das man als die Stoa des Hadrian bezeichnet. Dieser zu Nutz und Frommen aller Lernbegierigen prachtvoll im Umkreis erbaute Säulengang bestand aus 120 korinthischen Säulen; auch war eine Bibliothek und ein Gymnasium damit verbunden. Alles war mit Statuen reich verziert und die Decke blendete mit Gold und Alabaster. Jetzt ist hier eine Kaserne eingerichtet. Mit Freuden steigt man aus diesen Trümmerhaufen zu dem ziemlich wohlerhaltenen Theseustempel auf einem Hügel im Nordwesten der Akropole, jetzt zur Aufbewahrung von Alterthümern bestimmt. Die aus pentelischem Marmor bestehenden dorischen geriefelten Säulen haben im Verlaufe von mehr als zwei tausend Jahren eine bräunlich und gelblich glänzende Schattirung angenommen, fast wie mit zartem Goldschimmer überzogen, was am schönsten beim Sonnenuntergang bemerkt wird. Von dem Hügel des Theseustempels übersieht man aus Hütten das von vier dorischen Pfeilern getragene Portal hervorragen, welche früher die alte und neue Agora (Marktplatz) schied. Westlich schließt sich an die Akropole der berühmte Areopag, ein kahler Felsenhügel, an dessen südöstlicher Seite eine in den Stein gehauene schmale Treppe zu dem Platze leitet, wo die Areopagiten zur Nachtzeit unter freiem Himmel Gericht hielten. Sie saßen auf einer roh aus dem Felsen gearbeiteten Bank. Davor stehen zwei Steine, auf deren einen der Kläger, auf den anderen aber der Angeklagte treten mußte. Hier vertheidigte der Apostel Paulus in gewaltiger Feuerrede die neue Lehre, die den heidnischen Weltweisen als Thorheit

erschien. Von da steigt man gegen Südwesten zur Rednerbühne der Pnyx hinauf. Noch sieht man die in den grauen Kalkstein gehauene Erhöhung für die Redner (Bema) mit den Stufen zu beiden Seiten. Hier, auf dem Standorte der Volksversammlungen, sprachen Themistokles, Perikles und Demosthenes, aber hier wurde auch ein Aristides verbannt und ein Sokrates wegen seiner die Jugend vergiftenden Lehren zum Giftbecher verurtheilt. — Im Südosten der Akropole steht noch der Bogen des Hadrian mit acht über einander gereihten kannelirten Säulen, die mit einem Giebel (Frontispice) gedeckt sind und zwischen den mittleren der vier unteren Pfeiler einen großen Bogen bilden. Dieses Marmordenkmal trennte, ohne ein Thor zu sein, das eigentliche Alt-Athen von dem Neu-Athen, welches Kaiser Hadrian in dieser Gegend anlegte und Hadrianopel nannte. Die Zierde dieses Stadttheils war das am Ufer des Ilyssos stehende Olympeion, ein Tempel des Zeus, den einst 120 korinthische Säulen aus pentelischem Marmor umringten, von denen noch 16 übrig sind. — Oestlich von der Akropole begann vormals die Straße der Tripoden oder Dreifüße mit mehreren kleinen Tempeln und Denkmälern, auf welchen die Preis-Dreifüße der Sieger in den scenischen Wettkämpfen des Dionystheaters aufgestellt wurden. Als einziger Ueberrest dieser Denkmalsstraße blieb noch das Monument des Lysikrates, welches mit einer säulengetragenen Kuppel gedeckt und mit weißmarmornem Fries bekleidet, von der späteren Unwissenheit den Namen der Laterne des Diogenes oder Demosthenes empfing.

Betreten wir nun den von allen Seiten jäh abfallenden Kalkfels der Akropole. Die rings umlaufenden Mauern stammen theilweis aus der ältesten Zeit. Die Nordseite, ganz im Charakter cyklopischer Bauten, heißt die pelasgische Mauer, die Südseite die cimonische, als von Cimon herrührend. Rechts vor dem Eingang zeigt der Tempel der ungeflügelten Siegesgöttin in anmuthiger Leichtigkeit zwei Hallen von je vier jonischen Säulen, welche eine kleine Zelle einschließen. Den Eingang in die Akropole bilden die Propyläen, Säulenhallen im jonischen Stil mit kannelirten Pfeilern, die größtentheils zer-

trümmert die alte Auffahrt bedecken. Jetzt befindet sich hier ein Museum von Alterthumsresten. Die eigentliche Vorhalle am westlichen Zugang mit fünf Thoren bildet einen Zwischenwall (eine Curtine), welcher durch zwei tempelartige Bastionen, den nördlichen und südlichen Flügel der Propyläen, vertheidigt wurde. In dem nördlichen befindet sich jetzt eine Sammlung zahlreicher Steininschriften. Tritt man durch den östlichen Vorhof auf das Plateau der Akropole, so fällt der Blick sogleich auf das Parthenon, welches auch in seinen Ueberresten ein Muster des edelsten Baustils bleiben wird, wie es denn in seiner dorischen Einfachheit das herrlichste Gebäude des ganzen Alterthums war. Es erhielt sich über zwei Jahrtausende unberührt von barbarischer Zerstörungswuth, bis am Ende des 17. Jahrhunderts ein vom Pascha gemißhandelter Sclave (nicht eine venetianische Bombe) das darin aufbewahrte türkische Pulvermagazin anzündete und einen Theil in die Luft sprengte. An der östlichen Vorderseite stehen jetzt noch acht Säulen und mehrere Säulengänge an den Seiten. Von dem Giebelfelde, welches den Kampf des Neptun und der Minerva vorstellte, blieb nur der Kopf eines Seepferdes und zwei kopflose Frauenbilder. Besser erhalten ist der Kampf der Centauren mit den Lapithen. Von den Statuen des Innern blieb nur die des Hadrian. Die verunstaltenden türkischen Anbauten sind jetzt verschwunden. Nördlich vom Parthenon erheben sich die Reste des Erechtheion's in reizenden Formen aus dem Schutt. Dies bestand aus zwei an einander gebauten Tempeln der Athene Polias und der ihr treu gebliebenen Pandrosos, Tochter des Cekrops. In dem ersteren östlichen Tempel bewahrte man das vom Himmel gefallene Standbild der Athene. Im Pandrosion befand sich der heilige Oelbaum, welchen Athene im Streite mit Poseidon hervorrief, so wie die Salzquelle, welche dieser mit dem Dreizack aus dem Fels schlug. Auch sollen hier Cekrops und Erechtheus begraben worden sein. Der südliche Theil des Pandrosions endete in eine wundervolle Karyatiden-Halle, von welcher noch drei Karyatiden zu sehen sind.

Reizend ist die Fernsicht, welche der erhabene Standpunkt der Akropole gewährt. Von den dunkelen Gipfeln des Kythäron

und Pentelikon senkt sich das Land herab bis an den saronischen Busen, in welchem duftumflossen Aegina und Salamis schwimmen; weiterhin zeigen sich die argolischen Berge von Trözene bis nach Akrokorinth, dessen lichte Mauern herüberschimmern. Im Rücken dehnt sich der Hymettos, und darüber hinaus blaut die See bis zum Horizont, den die Höhenzüge von Euböa begrenzen. In der nächsten Umgebung zieht sich nordwestlich der Olivenwald hin, wo Platon's Akademie lag, und vor diesem erinnert auf einsamem Hügel ein weißes Denkmal an den deutschen Alterthumsforscher Ottfried Müller († 1840). Rechtshin bemerkt man neben anderen Ruinen am wasserlosen Ilissos die Rennbahn des Herodes Attikus, das Stadion, mit amphitheatraler Erhöhung. Aber statt der Schattenhaine des Lykeons, wo Aristoteles lehrte, wächst jetzt nur verkrüppeltes Gesträuch auf öder Haide. — Zunächst um die Nordseite der Akropole lagert sich das alte türkische Athen mit seinen Holz- und Lehmspelunken und die schmutzigen Buden des Basars. Doch wird das Winkelwerk bereits durch neue ansehnliche Straßen mit freundlichen europäischen Häusern durchbrochen. Gerne verweilt der Blick auf drei Neubauten. Es ist dies die nordwestlich auf dem Nymphenhügel hinter dem Theseustempel zierlich sich erhebende Sternwarte; mehr nördlich liegt das mit einer Marmorhalle geschmückte neue Universitätsgebäude, das Panepistimion; im Nordosten aber schimmert vom Fuße des Lykabettos her ein großes weißes viereckiges Gebäude, mit einem Marmorportikus geschmückt und hoch über die Hauptstadt hinwegschauend: der neue Königspalast. In seinem Innern enthält derselbe schöne mit historischen Gemälden ausgestattete Säle. Die Südseite bildet eine Säulenhalle, aus welcher man in einen Garten gelangt, wo einige Palmen stehen. Der Residenz gegenüber öffnet sich auf einen freien aufwärts steigenden und mit Alleen besetzten Platz die Hermesstraße, welche ganz Athen vom Westen nach Osten in gerader Linie durchschneidet. Mit derselben kreuzt sich rechtwinklig die Aeolos-Straße und letzterer läuft parallel die Athenen-Straße. Außer diesen drei breiten Hauptstraßen sind andere neue bezeichnet, aber noch wenig bebaut.

Ein reges Leben herrscht auf den Straßen. Man sieht genug Wagen und Reiter, die nach orientalischer Weise rasch vorübereilen und wirbelnde Staubwolken aufregen. Die Athenenstraße ist der Corso der Stadt und gewährt mannigfache Unterhaltung. Da wogt des Abends eine buntscheckige Menschenmasse hin und wieder. Bemerklich macht sich der feine griechische Stuzer, der in seiner blendendweißen tausendfältigen Fustanella*), in blauem Jäckchen, brauner seidner Weste und mit bunten Knöpfchen geziertem Vorhemde, ein dünnes Stöckchen in der Hand einherstolzirt. In ruhig abgemessener Haltung schreitet ein Palikar, ein schöner kräftiger Mann. Mit Gold oder Silber reich gestickt ist seine Jacke und Weste. Am Halse bemerkt man den rothen Streifen der königlichen Uniform; der krumme Türkensäbel mit reicher silberner Scheide schleift am langen rothseidenen Cordon zu seinen Füßen. Kühn blickt sein feuriges Auge; aber er sucht nur friedliche Eroberungen, indem er, den Schnauzbart zupfend, an einer schönen jungen Landmännin vorübergeht, deren dunkle Locken mit dem rothen goldbesetzten Fes geziert sind. Auffallend erscheinen dem Fremden bei der Durchmusterung der Trachten die flügelartig blos am Rückentheile angenähten Schlitzärmel der gestickten Jacken, so wie jene weiten Faltenhosen, welche nur vorn unten an den Beinen etwas aufgebunden sind, hinten dagegen beim Gehen zwischen den Füßen hin und her schlottern. — Die größte bunt geputzte Menschenmasse sieht man Sonntags Abends auf dem Wege nach dem

*) Die Fustanella ist eine weiberrockartige, bis über die Knice reichende Beinbekleidung mit vielen Falten versehen und von weißem Baumwollenzeug; es werden dazu oft funfzig und mehr Ellen Zeug verwandt. Dies Kleidungsstück wird über den Hüften mittelst Bändern, die um den Leib gehen, festgebunden. Der um den Leib aufs schärfste angezogene Shawl giebt den Männern eine schlanke Taille und dient als Gürtel, worin die Palikaren Pistolen und Handschar, Andere, dazu nicht Berechtigte, ein mächtiges metallenes Tintefaß tragen, dessen Stil Pennal ist. — Das griechische Fes, 10 bis 12 Zoll hoch, in der Mitte mit großer seidener Troddel und goldbesponnenem Knopf, wird nicht, wie bei den Türken, mit einem Shawl umwunden. Den Mädchen giebt es ein niedliches husarenmäßiges Ansehn. Aermere Frauen tragen ein niedrigeres rothes Käppchen, Kalpak genannt.

Dorfe Patissia vor der Stadt versammelt, wo die königliche Militairmusik spielt. Auch auf dem leider nur durch Staub sehr unangenehm gemachten Wege nach dem Piräeus herrscht ein munterer Verkehr, und vom Morgen bis zur Nacht wird er nicht leer von hin- und zurückeilenden Wagen, Reitern und Fußgängern. Durch diese Frequenz wird man leicht verleitet, Athen für größer zu halten, als es wirklich ist, dessen Einwohnerzahl freilich rasch steigt, für jetzt aber kaum mehr als 20,000 beträgt. — Im Uebrigen sind die geselligen Verhältnisse noch wenig entwickelt. Man vermißt namentlich das Theater, und gesellschaftliche Zirkel in den Häusern finden nur selten statt. Der Aufenthalt in Athen ist besonders für Fremde sehr kostspielig. In den Gasthöfen verlangt man für ein schlecht möblirtes Zimmerchen täglich vier bis fünf Drachmen, für das Mittagsessen eben so viel. Brot, Wein und Fleisch sind theurer, als sonst irgendwo in Griechenland, dabei keinesweges rühmenswerth. Schaf- und Lammfleisch kehren auf der Tafel in den mannigfaltigsten Gestalten wieder; Rindfleisch und Geflügel sind selten, selbst die schlecht zubereiteten, meistens in Oel gebratenen Fische nicht immer zu haben. Gemüse fehlen im Sommer ganz; im Frühlinge geben Artischocken mit Lammfleisch gedämpft und Blumenkohl eine gute Speise. Eine treffliche zarte Art von Salat, Merouli genannt, giebt es jahraus, jahrein. Der Ziegenkäse lockt wenig an. Die ganz fehlende Butter wird zum Schmelzen der Speisen aus der Krimm eingeführt. Aepfel, Birnen, Pflaumen und Kirschen sind schlecht und nicht veredelt. An Trauben, Feigen, Orangen, Mandeln und Wallnüssen hat man Ueberfluß, auch an Melonen, die jedoch, sowohl die Wasser-, als die Zuckermelonen den Magen leicht erkälten. Eben so kann man den Fremden nicht genug zur Vorsicht mahnen beim Genuß des kalten Wassers und der Limonade. Zur Abkühlung des Wassers bedient man sich irdener, nur halb gahr gebrannter Krüge, durch welche das Wasser in Tropfen ausschwitzt und mittelst seiner Verdünstung den ganzen Inhalt kühlt.

Wenn man im Piräeus landet, hat man zur Linken den Gebirgsrücken des Korydallos. Dieser besteht meist aus nackten Felsen, welche nur in ihren den Sonnenstrahlen weniger zugänglichen Schluchten niederes Gesträuch mit spärlichen Fichten und Pinien beherbergen. Am Westende liegt der Berg Aegaleos, an welchem man die Stelle zeigt, wo Xerres Thron während der Schlacht bei Salamis stand, um dem Kampfe und dem gehofften Triumphe zuzusehen. In der That übersieht man von hier aufs trefflichste die ganze Küste von Salamis mit seiner Meerenge und der kleinen Insel Psyttalia, wo am hitzigsten gefochten wurde. Die Meerenge scheint an manchen Orten nur 6 bis 800 Schritt breit, öffnet sich jedoch weiterhin nach Eleusis zu einem größeren Busen. An Rückzug oder Flucht war da freilich bei den Griechen nicht zu denken; aber es galt entweder Sieg oder Tod. — Nördlich an den Korydallos schließt sich der Parnes, das größte und höchste Gebirg in Attika, auch in seinen Thälern und Schluchten am waldreichsten. Dort waren die beiden Bergfesten Dekeleia, von wo aus die Spartaner während des peloponnesischen Krieges Athen unaufhörlich ängstigten; etwas höher hinauf in den Bergen lag Phyle, von wo aus Thrasybulos mit seiner kleinen Freiheitsschaar die dreißig Tyrannen bekriegte.

Der im Südosten von Athen sich hinstreckende zweigipflige Hymettos wird durch eine Schlucht in zwei Theile getrennt. Auf dem höchsten Gipfel stand im Alterthum die Statue des Zeus Hymettios, auch ein Altar des Zeus Ombrios oder des Regnenden, weil von dorther die meisten Regen kommen. Die Aussicht von dort umfaßt einen weiten Horizont; bei hellem Wetter sieht man den Kynthos auf Delos und den Parnaß. Bis hoch am unterm Abhange steht Glimmerschiefer zu Tage, der sich unweit des Ilissos an den bei Athen vorherrschenden Thonschiefer anschließt. Auf der Südostseite bemerkt man vom Fuß bis zur Mitte hin viele Zerklüftungen und Berghalden, welche durch Marmorbrüche entstanden sind. Der graugestreifte Marmor war bei den Alten sehr beliebt; der geschätzteste ist jedoch weiß mit schmalen nahe bei einander befindlichen bläulichgrauen Streifen. Außerdem war der Hymettos von Alters her berühmt durch

seinen Honig. Einst war er freilich auch unendlich blumenreicher als jetzt und so stark duftend, daß Jagdhunde deshalb die Spur des Wildes verloren. Gegenwärtig wird der meiste, immer noch geschätzte, Honig bei dem Kloster Syriani gewonnen und an den Erzbischof von Athen abgeliefert. Der Honig vom Pentelikon wird noch zum Hymettischen gerechnet, und man zählt im Ganzen wohl 5000 Bienenkörbe. Die Hauptnahrung der Hymettischen Bienen ist Saturei, Mastix, Cisten, Salbei, Lavendel, Thymian und andere würzige Kräuter. Man findet da auch Hyacinthen, gelbe Amaryllen, dunkelvioletten Crocus ꝛc. An den Abhängen und in einigen Schluchten wachsen wilde Oliven, Myrten, Arbutus, Wachholder-, Lorbeer- und Oleandersträuche. Die Seekiefer (Pinus maritima) steht auf der Höhe krüppelig, bei den Marmorbrüchen und dem erwähnten Kloster in hübschen kleinen Stämmen. Aus der Ferne erscheint der Berg ganz nackt und von röthlicher Farbe, welche vorzüglich schön beim Sonnenuntergang ins Auge fällt.

Nördlich vom Hymettos durch eine bedeutende Ebene getrennt, erhebt sich der Pentelikon, ein massiges Gebirg, in viele Joche getheilt, welche in die fast rings umgebende Ebene auslaufen; am steilsten fällt es in die Ebene von Marathon ab, und hängt nur im Norden mit dem Parnes zusammen. Eine bequeme Chaussee führt von Athen zu den Steinbrüchen. Man reitet bis dahin ungefähr drei Stunden. Nachdem das Kloster Syriani am Hymettos zur Rechten liegen geblieben ist, erblickt man links die Landhäuser und Gärten von Ampelokipos, einer Gegend, die durch ihr Grün und ihre Baumgruppen das von den versengten Gefilden ermüdete Auge lieblich erquickt. Später berührt die Chaussee einige Häuser, unter denen ein Khan, wo man sich an Wein, Brot, Eier und Sardellen erlaben kann. Von da gelangt man, gemach bergan steigend, zu dem unteren Steinbruche, welcher einen Kessel bildet. Der überall auf Glimmerschiefer gelagerte Marmor ist hier jedoch nicht rein von Farbe, gröber von Korn und von geringerem Werthe, weshalb man ihn, da es nicht auf große regelmäßige Stücke abgesehen wird, durch Pulver sprengt. Die Spuren der alten Schleifbahn, auf welcher einst Blöcke von mehr als 400 Centnern herabgelassen

wurden, wie die Akropolis dergleichen in den Propyläen aufweist, sind noch deutlich sichtbar. Eine halbe Stunde höher kommt man zu dem zweiten größerm Steinbruche, bei welchem sich die Höhle des daselbst als Eremit lebenden St. Philotheus befindet. Hier wird der Marmor geschrotet. Dies geschieht mittelst eiserner Keile, welche Holz zur Seite haben und einer ziemlich tief gefurchten Rinne angebracht werden. Auf diese Keile schlagen, je nach der Größe des zu gewinnenden Blockes, gleichzeitig mehrere Männer mit hölzernen Schlägeln. So springt der Marmor, wenn er nicht etwa Fehler, fremdartige Adern oder Risse hat, immer in der durch die Rinne angedeuteten Richtung los. Die Stücke werden zur Erleichterung des Transports gleich an Ort und Stelle aus dem Groben zugehauen. Der Pentelische Marmor ist feinkörniger als der Parische und hat gelblichen Stich, während der Parische rein schneeweis ist und nur mit bläulichem Schimmer durchscheint. Dieser läßt sich weicher bearbeiten, verwittert aber wegen seines gröberen Kornes leichter; doch bleibt er immer blendend weiß. Der Pentelische Marmor behält dagegen, der Witterung ausgesetzt, wegen seines feineren innig verwachsenen Kornes eine stets glatte Außenfläche und bekommt nur mit der Zeit einen noch mehr alterthümlichen gelblichen Stich, als er von Natur hat. — Die erwähnte Höhle ist ziemlich groß und zeigt mehrere Stalaktiten; die hinterste Wand ist mit Tropfstein (Kalksinter) überflossen. Auf dem mit verfaultem Laube bedeckten Fußboden gab es eine unglaubliche Menge brauner Springfüßler, die mit ihren Säugrüsseln über das langentbehrte Blut der Fremdlinge schonungslos herfielen. — Durch Platanen, Eichen, Kiefern und mancherlei Gesträuch kommen wir zu dem höchsten Punkte des Pentelikon hinauf. Hier hatten die Athener ein Bild der Minerva aufgestellt, damit sie das ihr geheiligte Land von dem 3500 Fuß hohen Gipfel übersehen könne. Man erblickt nördlich und östlich die lange mit Berg und Wald bedeckte Insel Euböa, vor ihr die Meerenge des Euripus. Im Nordwesten dehnt sich Böotien aus, wo das Auge über Theben und den kopaischen See hinaus, bis zu den Thermopylen schweift. — Südwärts schaut man über das Lauriongebirge, wo die Athener ihre Silber-

gruben hatten, bis zum Vorgebirge Sunion. Oestlich blinkt das Meer mit dunkelen Inseln am fernen Horizont. Am meisten aber wird die Aufmerksamkeit gefesselt durch eine ziemlich beträchtliche Waldwiese am nordöstlichen Fuße des Pentelikon: es ist Marathon, welches sich als grüne Matte ausbreitet. Die Länge dieser rings von Bergen eingeschlossenen, nur nach dem Meere hin offenen Ebene mag eine halbe, höchstens drei Viertel deutsche Meilen, die Breite höchstens 4000 Schritt betragen. Dort liegt das Dorf Marathon in einer reich mit Bäumen bewachsenen Gegend. Dort bezeichnet noch jetzt der in der Ebene sich erhebende Grabhügel der in der berühmten Schlacht gefallenen Athener den Punkt, wo der Kampf gegen die Perser am heißesten entbrannte. — Unsern Rückweg nahmen wir über Kephissia, wo man Grün und Wasser die Fülle hat. Letzteres bringt das nahebei am Pentelikon entspringende Flüßchen Kephissos, der innerhalb des Ortes in einem von hochstämmigen Platanen umschatteten Becken, die Nymphengrotte genannt, zu einer plätschernden Cascade gesammelt wird. Kephissia zählt viele wohlhabende Bewohner, welche Athen mit Obst versorgen. Die unveredelten Kirschen, Pflaumen, Pfirsiche sind mit den unsrigen nicht zu vergleichen. Aepfel sieht man selten; die vorkommenden sind klein und ohne Würze. Dagegen gedeihen in den gutbewässerten Gärten viele Orangen, Feigen, Granaten, Wallnuß- und Maulbeerbäume.

Auf der Ostseite des Pentelikon giebt es zahlreiche wilde Schweine, da dort das Gebirg etwas bewachsen und wenig besucht ist. In den Schluchten und auf der Höhe des Hymettos hausen ziemlich viel abendlich kakernde Felsenhühner, an den Abhängen einige Hasen und Wölfe, außerdem in großer Menge Schakale. Diese ziehen des Nachts bis in die Nähe von Athen; auch halten sie sich nebst Füchsen zuweilen in dem Olivenwalde am Piräeus auf, wo Schilf und Sumpfgras wuchert. Am Kephissos sieht man im Olivenwalde häufig große grüne Eidechsen von 16 Zoll Länge sich auf die Bäume flüchten. Eben so giebt es dort viele Nattern, die zwar unschädlich, aber sehr beißig sind. Mehr an trockenen steinigen Abhängen finden sich giftige Vipern. Scorpione sind in der Nähe von Athen selten. Taran-

teln trifft man oft auf den höher liegenden dürren Feldern. Der häufig vorkommende vier Zoll lange indische Hundertfuß (Scolopendra morsitans) verursacht durch seinen Biß eine gefährlichere Entzündung, als der Stich der hiesigen Scorpione; man träufelt Palmenöl in die Wunde. In den Tümpeln des Ilissos und in anderen stehenden Wassern leben zahlreiche Wasserschildkröten; seltener sieht man Landschildkröten. Die rauhe Weinbergsschnecke (Helix adspersa) wird viel auf den Markt gebracht und gern gegessen. Kleine Aale, nur so groß wie Regenwürmer, bietet man zu Tausenden feil. Von Muscheln kommt besonders die Steck- oder Seidenmuschel in Menge zum Verkauf; ihre großen Schaalen enthalten ein kaum mehr als einen Bissen eßbares und nicht eben schmackhaftes Thier; auch das gallertartige Thier des Seeigels (Echinus esculentus) wird ausgeschlürft genossen. — In dem Olivenwalde, welcher sich in die Nähe der Phaleriſchen Bucht hinzieht, sind ein paar Bienengärten; es erfüllt daher hier der schöne Bienenfresser (Merops Apiaster) die Luft mit schwirrendem Ton. An diese Bucht grenzt ein hinter einer Reihe von Dünen aufgestauetes Sumpfwasser. Dahin kommen im Frühjahr Schaaren fremder Zugvögel, so: der braune Ibis, der ziemlich große graue Purpurreiher und der kleine Silberreiher, aus dessen haarähnlichen Rückenfedern die schönen Reiherbüsche gemacht werden, der Säbelschnäbler, auch Bekassinen, Regenpfeifer, Wasserhühner, Kibitze, Wachtelkönige, Seeschwalben ꝛc. Die Menge dieser Vögel verspricht nun reiche Ernten für die Jäger; aber neuerlich hat diese Art der Beschäftigung so viel Liebhaber gefunden, daß es oft mehr Schützen giebt, als Wild. Denn die Jagd ist noch gegen Lösung eines Waffenscheines überall frei (blanke Waffen und Pistolen für die Reise müssen in dem Waffenschein besonders bemerkt werden, sonst kann sie jeder Gensdarm wegnehmen). Im Januar gewinnen die Schützen ihre reichlichste Beute an den Schnepfen, welche dann in großer Menge von den beschneiten Gebirgen herabkommen. Im Februar erscheinen viele Drosseln und Amseln, etwas später wilde Tauben. Der schöne braune und gelbe Ammer läßt sich überall blicken, wo nur Wasser und Gebüsche sind. — Aus den Gesträuchen hebt sich im Frühjahr eine Art Zehrwurz

(Arum Dracunculus) hervor mit großer dunkelvioletter Blüthe, besonders im Olivenwalde am Kephissos. Dort blühen auch purpurrothe und weiße Anemonen in Menge. Am Fuß der erwähnten Sanddünen stehen zwischen dem Sumpf und Meer mehrere, zwölf Fuß hohe Oleaster (Eleagenus orientalis), dessen gelbe traubenförmige Blüthenbüschel im Frühjahr einen Kopfweh verursachenden süßlichen Wohlgeruch verbreiten.

Nordöstlich von Attika erstreckt sich in einer Länge von etwas über einen Breitengrad (38° bis 39°) die Insel Euböa mit einem Flächeninhalt von 76 Quadratmeilen. Als sich vormals durch vulkanische Gewalt die hindurchgehende lange Bergkette hob, mochte sich auf der Westseite zu gleicher Zeit ein langes tiefes Thal bilden, welches dann von den eindringenden Meeresfluthen erfüllt wurde. So entstand die Meerenge des Euripus, welche Euböa vom Festlande trennt und von den Alten wegen der daselbst herrschenden unregelmäßigen Ebbe und Fluth zu den merkwürdigsten Naturerscheinungen gezählt wurde. Der Gebirgszug der schmalen Insel hat drei bedeutende Gebirgsstöcke: an jedem Ende, wo Glimmerschiefer vorwaltet, und ziemlich in der Mitte, wo Thonschiefer und Serpentin; an diesen Stellen ist das Land am breitesten. Die höchste Spitze im Süden, der Ocha oder St. Eliasberg, mißt gegen 3200 (par.) Fuß; in der Mitte hebt sich der Dirphis oder Delphi bis zu 3400 F.; der Hauptarm des nördlichen Massengebirges, des Thelethrios, steigt im Lithada zu 1300 Fuß und fällt im Westen steil ab mit dem Kap Lithada oder Kenäon. An diesem Westende und in der Mitte ist graulich weißer Kalk zum Theil sehr mächtig aufgelagert. Auf den höchsten Punkten finden sich hin und wieder Korallenversteinerungen. An der mittleren Ostküste bei Kumi und an der Westküste bei Limnes (ziemlich unter der Breite des Oeta) hat sich Kalkmergel-Schiefer mit Süßwasser-Muscheln und Fischen abgelagert, welcher zu beiden Seiten mächtige Braunkohlen enthält; der Schiefer selbst liefert treffliche Platten und wird zu schönen Bausteinen behauen. Der überall zerklüftete

Serpentin dient nur zur Anfertigung kleiner Gegenstände, z. B. türkischer Kaffee-Obertassen. Der weiß und grün gestreifte Marmor an der Südwestküste, bei Karysto, Marmarion und Stura, war sonst berühmt. Den Asbest bei Stura und seine Anwendung kannten schon die Alten. Bei der vormals vorzüglichsten Stadt Chalkis am Euripus sprudelt die einst berühmte Quelle Arethusa. Dort im Lelanteischen Felde und bei Aedepsos giebt es auch heiße Quellen. Die Waldbestände der Insel liegen an den höchsten Bergabhängen oder in den Schluchten und Kesselthälern der Gebirge, wo sie wegen der Schwierigkeit des Holztransportes verschont bleiben. Am Fuße der Gebirge dehnen sich mehrere wohlbewässerte flache Thäler und Ebenen aus, die von Fruchtfülle strotzen; so bei Karysto, Eretria, Chalkis und Xerochori (im N.). Noch jetzt, wie vormals, ist Euböa eine Kornkammer Griechenlands. Der dortige Weizen wurde nach dem Böotischen von den Alten am meisten geschätzt. Auch wegen der trefflichen Weide war ihnen die Insel bekannt, und die Athener schickten dahin ihr Hornvieh. Gegenwärtig ist dies der Hauptansiedlungspunkt für Fremde; denn die Gebirge haben romantische Parthien, die ganze Lage, besonders auf der Ostseite, ist gesund: Luft und Wasser sind, Romeliens gebirgigen Theil ausgenommen, frischer, als anderswo im Königreich Griechenland. — Hören wir nun einen Reisebericht.

„Karysto, an der Südspitze gelegen, hat keinen Hafen; im Alterthum wurden die Schiffe mittelst eines Molo geschützt. Am Strande sieht man die Ruine eines Forts neuerer Zeit, dessen starke Mauern mit Kanonen besetzt waren, um die Annäherung von Schiffen zu hindern. Am Wege vom Strande nach der Stadt zeigen sich weit verbreitete Eisenschlacken. Die vom Strande sich sanft erhebende, durch einige Bäche bewässerte Ebene ist sehr fruchtbar. Ueber dieser Ebene steigt schroff ein niedriger Berg empor, auf welchem die mit Mauer und Thürmen umgebene Stadt liegt. Ueber die Stadt hinaus ragen auf steilen Felsen die nicht unbeträchtlichen Trümmer von Castel Rosso, ein wohlbefestigtes Werk der Venetianer mit großer Cisterne. Die Felsen dieser Burg sind durch eine tiefe Schlucht von dem nordöstlich mit zerrissenem Gestein höher und höher aufsteigenden Gebirg

getrennt. Auf dem abschüssigen Abhange des über dieser Schlucht befindlichen Marmorberges sieht man noch sieben riesenhafte Säulen liegen, vom Lager getrennt und rund gehauen; die alte Schleifbahn ist verfallen. Am Gebirgsabhange immer weiter östlich fortschreitend, ungefähr anderthalb Stunden von der Stadt, tritt am unteren Abhang des Schiefergebirges Serpentin hervor. Er zeigt sich nach der Mitte zu in grünlichschwarzen Kugeln, welche viel Magneteisenstein, zum Theil in kleinen Krystallen, enthalten und daher die Magnetnadel stark beunruhigen. Ein breiter Streif dieser Kugeln und Serpentinstücke zieht sich den Abhang hinab, als Ergießung der hervorgetriebenen Masse. — Nirgends sahen wir Landschildkröten (Testudo graeca) in so großer Menge, als in der westlichen Umgegend von Karysto. Einer meiner griechischen Begleiter bereitete einige derselben zu. Das Fleisch war aber widerlich, auch die Brühe, der es an Gewürz fehlte; die Eier schmeckten gekocht fast wie das Gelbe von Hühnereiern."

„Einen weiteren Ausflug machte ich nach Stura. Anderthalb Stunden vor diesem Dorfe zeigen sich mehrere alte Marmorbrüche. Es sind die von Marmarion. Der Marmor ist hier weiß mit lauchgrünen Glimmerschichten durchsetzt, häufig auch mit smaragdgrünen Glimmerblättchen. Von hier führt der Weg über den Bergrücken und quer durch eine Wasserriese voll köstlich blühenden Oleanders und frisch grünender Platanen. Ein paar Nachtigallen (Sprosser) schmetterten bei eintretender Dämmerung im dunkelen Gebüsch. In Stura übernachteten wir. — Des anderen Tages begab ich mich anderthalb Stunden nördlich von Stura, wo nahe am Meere Serpentin hervortritt, der einige Lagen Asbest enthält. Dieser ist aber an wenigen Stellen feinfaseriger Amiant oder Bergflachs. Schon Strabo bemerkt von Karysto, Marmarion und Stura: „Hieselbst wird ein Stein gefunden, welchen man spinnen und weben kann. Es werden aus ihm allerhand Kleidungsstücke gefertigt, welche man, wenn sie schmutzig geworden, ins Feuer wirft, wo sie durch die Flamme eben so, als das Linnenzeug durch Waschen, gereinigt werden." Die Alten gebrauchten die aus Asbest gewebte unverbrennliche Leinewand hauptsächlich beim Verbrennen der Todten, um kein

Stäubchen von ihnen zu verlieren. Jetzt dient der Asbest nur etwa zu chemischen Feuerzeugen oder Dochten; zu Kleidungsstücken, die mit der Haut in Berührung kommen, kann man ihn nicht benutzen, da er Jucken und Entzündung verursacht. — Mitten in den Bergen kamen wir zu einigen Häusern, bei welchen Wasser genug war und daher die üppigste Vegetation. Weinreben schlangen sich überall herum; große Feigen- und Maulbeerbäume standen um die Gebäude. Auf einem ins Meer vorspringenden Felsen liegt eine alte Burg der Venetianer. — Als wir in einer Wasserschlucht unter Felsen und Ahornbäumen ein wenig rasteten, kam ein Gebirgsbewohner, der uns von weitem auf unseren Maulthieren hatte ziehen sehen, und brachte mir gutmüthig ein Stück Honigscheibe. Er führte mich auf schmalem Fußpfad zu einer Felsenspalte, welche von einer großen schönen Kalkplatte bedeckt wurde; eine zweite war in die Spalte hinabgeworfen. Ich ließ sie zur Seite rücken. Darunter fanden sich viele Scherben von kleinen Thongefäßen, außen glänzend schwarz, wie die schönen altgriechischen Gefäße, auch rothe Scherben von feiner Masse und eine Menge Ziegelstücke. Im Schutte lag noch eine Kalkplatte: der Deckel eines Grabes, welches man aber schon umgewühlt hatte. Die Untersuchung dieser Spalte hatte uns verspätet; wir blieben daher über Nacht an einem Gebirgsabhange unter einem großen breitästigen Platanusbaum, bei welchem eine herrliche Quelle hervorsprudelte. Rings umher sah man nichts als Gebüsch und Felsenstücke. Wir campirten hoch im einsamen Gebirg, und zur Nacht wurde es recht kühl. Der alte Platanus war hohl und ausgebrannt; dürres Holz fand sich wenig in der Nähe. Ich ließ daher nochmals Feuer in dem Stamme machen, aus welchen, wie aus einem großen Kamine, wohlthuende Wärme ausstrahlte. Meine leichte Reisematratze wurde ausgebreitet, und ich legte mich sorglos nieder, konnte jedoch nicht einschlafen. Ueber mir kam aus dem Loch eines starken Astes eine Stichflamme; es war zu befürchten, der langgestreckte Ast möchte vollends ausbrennen, brechen und mich auf dem Lager zerschlagen. Ich stand also auf, nahm meine neben mir liegenden Pistolen und Gewehr in die Hand und ließ mein Lager weiter ziehen; aber auch da mußte ich wieder fort,

denn neue Flämmchen stachen aus einem anderen Aste über mir. Jetzt knurrten unsere Hunde, und einer heulte leise. Ich bemerkte zu meinen Begleitern, daß etwas Unheimliches in der Nähe sei, vielleicht Schakale oder Wölfe; in Wahrheit konnten es indeß auch Klephten sein, angeführt von demjenigen, der mir so gutmüthig den Honig gereicht und die Spalte gezeigt. Der Platanus leuchtete wie ein Kronleuchter mit schön aus dem frischen Laube hervorsprühenden Flammen; wir standen aber so als sicheres Ziel im besten Lichte. Ich ließ daher das Feuer im Stamme löschen. Als der Morgen graute, ließ ich die Hunde los. Sie spürten fleißig im nahen Gebüsch, auch fand ich daselbst zerknickte Reiser. Nachher trafen wir Hirten, welche uns Milch, frischen Käse und eine Ziege verkauften. Sie versicherten, lange Zeit keine Räuber im Gebirge gesehen zu haben; doch gilt das nichts, denn sie halten sich stets freundlich mit den wilden Gesellen, die ihnen oft ihre Ziegen gut bezahlen. — Der ganze Gebirgsstock besteht aus massigen, durch enge Schluchten getrennten Bergen; die Kalküberlagerung herrscht in dieser Gegend vor, und das Gebirg nimmt daher einen klippigeren romantischen Charakter an. Ich wandte mich nach Kap Doro auf der Ostküste und kehrte dann durch einen Eichen- und Kastanienwald nach Karysto zurück, um von da nach Chalkis zu segeln. Der Name des Vorgebirges Doro ist albanesisch und bedeutet das Vorgebirge der Stürme, denn dort stürmt es oft und sehr gefährlich. Vor Alters hieß es Kaphareus, und die von Troja heimkehrenden Hellenen erlitten daselbst Schiffbruch. Wir segelten nach Chalkis in einem sogenannten Mystikon; das ist ein kleines bedecktes, mit einem niederen Maste versehenes Fahrzeug, welches etwa 2 bis 300 Centner Ladung führen kann." —

„Chalkis war im Alterthum sehr fest, trieb bedeutenden Handel und hatte mehrere Tempel. In der Nähe wurde ergiebiger Kupferbergbau betrieben; und von dem geschmolzenen Kupfer (Chalkos d. i. Kupfer) rührt der Name her. Ehemals gab es auch Eisenbergwerke hier. Die Stadt nimmt sich ganz orientalisch aus, da von der Türkenzeit noch einige schlanke Minarets übrig geblieben sind, welche nebst mehreren Palmen die Mauern schmücken. Im Innern muß man durch enge, oft überwölbte Gäßchen und ist froh, sich aus dem schmutzigen Häuserlabyrinth

herausgefunden zu haben nach der nördlich neu erbauten Vorstadt. Die schmale Meerenge des Euripus zwischen Chalkis und dem Festlande von Böotien war vormals mit einer zwei Morgen langen Brücke überbaut, die auf beiden Seiten zwei Thürme hatte. Die Ebbe und Fluth ist daselbst zu gewissen Zeiten so unregelmäßig, daß oft eilf bis vierzehn Wechsel in 24 Stunden vorkommen. — Die auf dem Wege nach Eretria zu gelegene berühmte Quelle Arethusa hat $11^1/_2°$ R. und ergießt sich mit dem hellsten Wasser in einen ummauerten Behälter. In den Kalkfels sind eine Menge Gräber eingehauen. Nach Süden hin öffnet sich eine schöne fruchtbare Ebene mit Fruchtfeldern, einigen großen Pinien, mächtigen Eichen- und Oelbäumen. Der Besitzer des Hauses in Chalkis, bei welchem ich logirte, hatte hier Land gekauft und ließ eben Oliven einsammeln. Reife und unreife Früchte wurden mit langen Stöcken abgeschlagen und dann ohne ausgesucht zu werden, zerquetscht. So geschieht es in Griechenland allgemein. Das Oel wird dadurch natürlicher Weise verdorben; für den Baum jedoch ist das Abschlagen der Früchte gut, die Spitzen der Zweige werden beschädigt und treiben daher zahlreichere Triebe, welche mehr Früchte tragen. — Von Chalkis wandte ich mich östlich übers Gebirge nach Kumi. Man rechnet bis dahin zwölf Stunden. Aus der Ferne sahen wir den Delphi oder Dirphis mit plattem Gipfel. Er ist sechs Monat mit Schnee bedeckt. Jetzt (im November) war noch kein frischer gefallen."

„Kumi ist ein ziemlich bedeutender Ort, der sich freundlich ausnimmt, indem die von gelblich weißem Kalkmergelschiefer erbauten und mit dergleichen Platten bedeckten Häuser einen sehr sauberen Anblick gewähren. Es wohnt hier ein schöner Schlag Leute, welche durch den Handel mit Wein und durch den Betrieb eines mächtigen Braunkohlenlagers wohlhabend sind. Der auf dem Kalkmergelboden trefflich gedeihende süßliche dunkelrothe Wein wird weder mit Harz noch mit Gyps versetzt, ist nicht sehr stark, weil man den Most mit viel Wasser vermischt, und wird leicht mousirend, wo er sich dann sehr angenehm trinken läßt, geht aber bald darauf in Säurung über. — In der Umgegend hat die Natur durch merkwürdige Bodenschichtung ihre

Gaben so auf einander folgen lassen, daß man wenig Punkte der Art antreffen möchte. Die Fläche über dem bebauten Kohlenlager ist mit mehr als zweitausend Morgen thonigen Bodens für den Anbau von Gemüse, Obst und Getreide bedeckt. Die unteren Theile dieser Erdschicht enthalten in einer Menge von Nieren und Knollen vorzüglich guten Eisenstein, welcher besonders mächtig am benachbarten Kap Chili zu Tage tritt. Dicht darunter liegt Kalkmergel für die Anpflanzung des Weinstockes. Einige Klafter tiefer bricht gelblichweißer Kalkmergelschiefer zu brauchbaren Dachplatten. Noch einige Lachter tiefer finden sich die Platten dicker und man erhält durch Behauen und Zerschneiden drei bis fünf Zoll dicke Mauersteine. Zwischen denselben sind hin und wieder ganz stattliche trockene Fische abgelagert. In noch größerer Tiefe hat die weise Hand der Vorsehung Wälder aufbewahrt, die jetzt mangeln. Diese brennen noch als Kohlen hellflammend am Kamin, sie wärmen, kochen, braten, helfen Ackergeräthe und Waffen schmieden, ja selbst Poseidons Eilfahrer durchschneiden mit ihrer Hülfe dampfend und schnell vorwärts rauschend die grüne Meerfluth."

„Eine halbe Stunde hinter den Braunkohlen liegt das Kloster des Erlösers (Sotiros). Der Weg dahin windet sich, wie gewöhnlich, schmal, steinig und stolperig über kleine Anhöhen und trockene Wasserriesen, so daß er nur für Pferde aus dem steinigen Arabien paßt. Oft wird der Pfad beengt durch die herrlichsten Gebüsche des Erdbeerstrauches (Arbutus Andrachne), die voll bauchiger gelblicher Blüthen in Traubenbüscheln und zugleich voll schön gelber und rother Früchte hingen. Die dunkelrothen Beeren sind die reifen; sie haben den Umfang großer Kirschen oder kleiner Pflaumen und schmecken angenehm süßlich. — Bald senkt sich der Berg abwärts, und man erblickt eine Gruppe kleiner steinerner, mit gelblichweißen Mergelschieferplatten gedeckter Häuser, welche einen schmalen Hofraum einschließen. Beim Eintritt in das Kloster wehrte ein Mönch mit gut gezielten Steinwürfen die uns anbellenden Hunde ab. Im Hofe strickten unter einem Apfelsinenbaum einige Mönche grobe schafwollene Strümpfe; sie trugen schwarze Kaftane und niedrige, nach oben zu breitere schwarze Mützen. Sie hießen uns willkommen, und bald kam

auch der Abt (Igumĕnos), welcher uns einlud, hier zu übernachten. Ein Mönch begleitete uns auf einen hohen, hinter dem Kloster aufsteigenden Kalkberg mit einem alten verfallenen Kastell der Venetianer. Die Aussicht von hier ist umfassend. Südlich sieht man zunächst niedere, mit Gesträuch bewachsene Berge; westlich blickt man in ein ödes Felsenthal mit einem vom Regen angeschwollenen Bache, nordwestlich hebt sich ein noch höherer Kalkberg; in weiter Ferne erscheint in blauen Duft gehüllt die türkische Küste am Kanal von Trikeri, nördlich und östlich eine Menge von Eilanden; unten brauſ't das Meer mit weißem Schaum an den Felsenriffen der Küste sich brechend. Aber rings herum war Alles öde und still. Keine Möve mit kreischendem Geschrei belebte die starren Klippen; nur das Meer rauschte nimmer ruhend gegen die Felsen. Auch über dem zerstörten Kastell kreis'te kein Aar in der Luft und kein hungeriger Geier schrie nach Beute. Nur des Nachts ändert sich die Scene; auf dem Gemäuer mauet dann das Käuzlein, und aus den Gründen tönt das Geheul der Wölfe vermischt mit dem Klageruf der Schakale. Zurückgekehrt nach dem Kloster, wurden wir in ein leeres Zimmer geführt, wo auf dem erhöhten, zum Schlafen bestimmten Theile drei Lagerstätten mit Kopfkissen und Decken vorgerichtet waren, da wir hier übernachten sollten. In Ermangelung von Stühlen setzten wir uns mit untergeschlagenen Beinen um den schwarz geräucherten Kamin, aber das nasse Holz qualmte und gab kein munteres Feuer, während von der Kirche her ein tausendfaches Kyrie eleison herübertönte. Endlich kam der Abt, begleitet von Knaben und Mönchen. Ein Knabe brachte nach türkischer Weise eine große, mit hohem Rande umgebene kupferne und verzinnte Scheibe, auf welcher ein Teller mit ausgeflossenem Honig und ein Teller mit Wallnüssen nebst einer gläsernen Flasche mit gekrümmtem langen Halse aufgesetzt waren. Die Knaben und die Mönche schlugen die Nüsse auf und warfen die Kerne in den Honig, in welchem man solche mit einer Gabel herumwickelte und aß. Der Abt goß ein Glas starken süßen Raki ein und überreichte es uns mit Gesundheitswunsch. Nachdem uns das sehr empfehlenswerthe süße Gericht eine gute Weile beschäftigt, gingen wir wieder an den Kamin. Bald nachher

wurde eine größere Scheibe gebracht und auf derselben eine Schüssel mit zwei zerschnittenen, in Butter und Zwiebeln gedünsteten Hühnern, dann eine andere Schüssel mit Nudeln, in vielem Fett gedünstet, Maccaroni genannt, dazu gab's geharzeten Wein und ein Glas. Der Abt trank zuerst; ein Anderer machte den Mundschenk und überreichte Jedem der Reihe nach das gefüllte Glas mit einem Gesundheitswunsch, den Jeder mit einer Höflichkeit oder einem Glückwunsch erwiederte. Der Mundschenk, ein schöner Mann mit offener freier Stirn und dichtbuschigem braunen Bart, schenkte rasch ein, so daß das Gläschen beständig auf der Wanderschaft begriffen war. Als zweiten Gang gab's trefflichen Pillaw mit zerschnittenem Huhn, und dann klar geschnittenes Weißkraut, mit Oel und Essig zu einem schmackhaften Salat bereitet; endlich kam noch stark gesalzener Ziegenkäse und ein älterer Wein. — Vielfach wurde uns zugeredet, die Nacht im Kloster zuzubringen, wir sehnten uns jedoch in unsere Welt zurück und gelangten um Mitternacht in unser Quartier."

„Eine Woche lang trat stürmisches Wetter mit wolkenbruchartigen Platzregen ein; darauf ward es wieder freundlich, und ich konnte weiter reisen. Mein Hausherr brachte mir zum Abschied nach griechischer Sitte eine Apfelsine. — Als wir uns mit unserem kleinen Mystikon über Nacht in einer Bucht an Skopelos, aus zerrissenen Kalkfelsen bestehender Südküste bargen, sahen wir mehrere Kähne, vorn mit einem kleinen eisernen Feuerkorbe, in welchem Kienholz brannte, bei dessen hellem Schein man die über Nacht an die Oberfläche kommenden und, vom Feuerschein geblendet, stille stehenden Fische gewahrt. Diese werden dann mit einem kleinen Hamen schnell aus dem Wasser geschöpft, die größeren mit Fischerspießen gestochen. — Des anderen Tages erreichten wir die Rhede unterhalb Xerochori (auf der Nordseite von Euböa). Die Ebene längs dem Strande ist sehr waldig, und früher stand am nördlichen Vorgebirge ein Tempel der Artemis (Diana), weil es dort wohl gute Jagd gab. Jetzt zeigen sich nur Hasen in den Vorbüschen, wilde Enten und Schnepfen in den Sümpfen. — Ich schlief am Bord, und ließ das Zelt über unser Schifflein spannen; denn aus Thessalien zogen finstere Wolken heran, auch donnerte und blitzte es

mit Einbruch der Nacht heftig, und der dichte Drillich des Zeltes vermochte nicht einen starken Schlagregen abzuhalten, der uns als Staubgerieſel durchnäßte. Unter dem Gebraus der Elemente ſchliefen wir ruhig, bis beim Grauen des Morgens ein fürchterliches Getöſe uns verkündete, daß wir nahe daran geweſen, in die Ewigkeit hinüber zu ſchlummern, denn eine Waſſerhoſe war ganz in unſerer Nähe geplatzt."

„Der Weg nach Xerochöri führt durch eine große weſtlich und öſtlich ſich ausdehnende Ebene, deren köſtlicher Boden nicht zum ſechsten Theil benutzt war. Der Ort liegt eine ſtarke Stunde vom Meer entfernt und nimmt ſich von Ferne ganz hübſch aus, namentlich fällt die Ruine der vormaligen Reſidenz des türkiſchen Bey in die Augen. Dahinter heben ſich hohe waldige Gebirge und begrenzen den Horizont. Zur Unterſuchung der Küſte ritt ich von da weſtlich am Meere hin. Zur Nacht gelangten wir nach einem kleinen Dorfe Ajio. Der Ortsvorſteher nahm uns freundlich auf. Zum Willkommen ſetzte er in Traubenſyrup abgeſottene Quitten (Kydonia) und Roſinen vor. Er ſagte, es wären viele Schakale in der Nachbarſchaft. Die Dorfbewohner klagten über das ſchlechte Waſſer; früher hätten ſie beſſeres in der Nähe des Strandes gehabt, aber durch die häufigen Beſuche der Seeräuber ſeien ſie gezwungen worden, ſich höher hinauf anzuſiedeln. — Wir wandten uns nun über Lipſo hinaus nach den heißen Quellen, welche auf der Nordſeite eines ſich weſtlich ins Meer vorſtreckenden Vorgebirges am Fuß des Gebirges zum Vorſchein kommen und aus denen vormals durch Röhren die Bäder des Herakles bei Aedepſos geſpeiſt wurden. Man reitet bis dahin von Ajio aus durch hügliges und aufgeſchwemmtes Land in etwa zwei Stunden. Ehe man auf dieſem Wege zur erſten Quelle gelangt, erblickt man den hinteren Theil einer tiefen Waſſerrieſe mit gelben Sinterlagen überwallt, an deren Rändern einige grüne Gebüſche freundlich gegen das fahle Gelb des Sinters abſtechen. Auf der Oberfläche der Anhöhe ſieht man den Dampf der erſten Quelle, welche von allen die intereſſanteſte iſt. Sie ſprudelt mit Gewalt aus einer ſelbſt gebildeten Erhöhung. Einſt kam ſie höher durch die Sinterlagen. Man ſieht die Stelle noch; ſie hat ſich aber,

rastlos Schalen über Schalen bildend, selbst den Weg versperrt und muß daher immer tiefer und tiefer, wo die weniger starken Sinterlagen geringeren Widerstand leisten können, hervorbrechen, bis sie sich dereinst ins Meer senken wird, wenn menschliche Hand ihr nicht zu Hülfe kommt, sie aufs neue im Innern aufräumend und einfassend. Im Abfluß hat Sprudelstein mancherlei zierliche Formen gebildet, meist wie Schwämme, indem der stromabwärts gerichtete Rand da, wo das Wasser hinter der Erhöhung wirbelt, von einer Menge gerundeter warzenförmiger Hervorragungen umgeben wird; die rauhe Oberfläche derselben, dünn vom Wasser überrieselt, ist gelblichweiß bis ins Gelbbraune durch Eisen gefärbt. Einige dieser schön und sauber geformten Sprudelsteine bestehen innen mehre Zoll dick aus feinem rostfarbenen Sande; es sind Kalkspathkörnchen mit gelbem Eisenocher, und diese lose, leicht zerreibliche Masse ist mit einer schneeweißen zartfaserigen Rinde von Kalksinter überzogen. Andere bestehen innen aus concentrischen Lagen gelblichbraunen Kalksinters. Der Absatz desselben geschieht schnell und reichlich. Mitten in einem solchen schwammartigen Gebilde steckte eine Maisähre, welche man vor etwa einem Jahre in den Abfluß der Quelle geworfen hatte. Der nächste Absatz an der Quelle ist weiß, kohlensaurer Kalk, weiter entfernt wird er immer eisenhaltiger. Die Quelle selbst hat 67° R. Wärme; sie verbreitet einen schwachen Geruch nach Schwefel-Wasserstoffgas und schmeckt wie heißes Meereswasser, anfangs stark salzig, nachher bitter. Ihr Abfluß mag den Gehalt einer drei bis vierzölligen Röhre betragen. Das Wasser wurde von derselben über die nahe Ebene nach den Bädern in starken thönernen gebrannten Röhren geleitet. Man findet noch unter dem Abhange in der Richtung von Lipso auf den Aeckern Stücke solcher antiken Röhren. Dort lag die alte Stadt Aedepsos, wo Deukalion wohnte und seine Gattin Pyrrha begraben ward. Eine andere, die sogenannte große Quelle hat über 60° R. Noch drei andere haben 20°, 22° und 39° R. Diese Quellen hießen im Alterthum vorzugsweise die Bäder des Herakles, dem alle warmen Quellen heilig waren; jetzt nennt man sie, wie alle warmen Quellen, Thermä d. i. warme Bäder. Von hier ab geht die Uebersinterung des Bodens bis an den

Fuß des Gebirges und bis an das Meer. Ueberall klingt der lockere Sinter hohl und enthält auch viele Höhlungen. Unweit der ersten Quelle befindet sich eine solche Höhle, die einst ein Sprudelgewölbe war. Sie ist etwas über ein Lachter hoch, und ein Theil derselben wird zu einer Kapelle benutzt, in welcher fünf bis sechs Personen stehen können. In einer kleinen Seitenhöhle sieht man eine halb hervorragende aus Sinter gebildete Säule, wie ein Stalagmit. Die Hinterwand ist unten mit einer zuweilen beinah zolldicken Rinde des schönsten weißen trockenen Kochsalzes überzogen, welches sich die Umwohner holen, da es angenehmer schmeckt, als das Seesalz; es erneuert sich stets wieder. Auch in diesen Höhlen klingt der Boden hohl, da hier wohl Gewölbe über Gewölbe steht."

„Nach der Rückkehr von den heißen Quellen übernachteten wir in Aedepsos. Des Nachts erhob sich ein räuberisch aussehender Mann ganz leise vom Lager. Auf mein Anrufen sagte er: er gehe ans nahe Meer, um einige Fische zu holen; das Wetter sei heute günstig, es würden die Delphine Jagd machen, dann sprängen öfters die von ihnen verfolgten Fische an dem flachen Strand aus Angst aufs Trockene, wo man sie mit der Hand fangen könne. In der That brachte er, noch ehe der Tag graute, mehrere einen bis anderthalb Fuß lange gute Fische, und andere Griechen bestätigten seine Aussage. — Wir verließen Lipso und ritten nördlich an dem großen Meerbusen hin, wo meine Leute eine Menge Seeigel sammelten, um sie roh auszuschlürfen; auch brachten sie mir zwei noch lebende geschlossene nahe an den Strand geworfene Austern mit stachlichter Schale (Spondylus), die recht schmackhaft waren. — In dem Dorfe Jalitra sah ich eine junge Frau mit folgendem Kopfputz (es war grade Sonntag). Auf der Stirn trug sie einen Ducaten, von da abwärts bis unter das Ohr Silbermünzen, und zwar so, daß vom Schlafe an die Münzen wie in einer Geldrolle an einander gereiht lagen, zuletzt auf jeder Seite ein spanischer Thaler. Der Wein mundete uns sehr; der von Jalitra und Ajio wird für den besten der ganzen Gegend gehalten. Wir zogen von da nach dem kahlen 1300 Fuß hohen Kalkgebirg Lithada. Das Kalkgebirg ist voller Höhlen; eine halbe Stunde

vor dem Lithada bildet es manche seltsame Formen, unter Anderm öffnet sich ein weites Thor in einer großen Felsenwand. Man sieht von hier das Kap Lithada (Kenäon), vor welchem mehrere kleine flache Inseln und Klippen, die Lichaden, liegen. Gegen Westen sieht man die grünen Sümpfe rund um den Meerbusen von Lamia und das breite Thal des Spercheios; über den Thermopylen*) hebt sich der kolossale Oeta, und

*) Ueber die Thermopylen schreibt ein anderer Berichterstatter Folgendes: „Der Weg von Lamia aus durchschneidet die Ebene am gleichnamigen Meerbusen in südöstlicher Richtung und läuft in der Mitte derselben, wo die Sümpfe anfangen, die sich nach der Mündung des Spercheios hin immer weiter ausdehnen, auf einem künstlich erhöhten Damm. Nach Verlauf von zwei Stunden kommt man an einen Chan: ein großes, mit zwei Stallgebäuden versehenes Haus, wo in einem räucherigen Magazin süßlicher Scopelo-Wein, Raki u. a. m. feil stand. Dicht bei dem Chan führt eine schlecht gewölbte steinerne Brücke über den etwa vierzig Fuß breiten und ziemlich tiefen Spercheios. Von da bis zum Oeta beträgt eine halbe Stunde Wegs; aber nur mit Mühe arbeitet man sich auf der zerfallenen Pflasterstraße über den grauen schlüpfrigen Thonboden fort. Da, wo man den Fuß des Oeta erreicht, liegt rechts ziemlich hoch am Gebirg hinauf das Dorf Damasta, westwärts von demselben bemerkt man auf einer anderen Höhe die Ruinen von Heraklea oder Trachis. Leicht erkennt man neben Damasta die Schlucht Anopäa, welche sich hier am Oeta hinauf und hinter dem zunächst über den Thermopylen gelegenen Gipfel herum zieht und durch welche die Perser, von Ephialtes geführt, die Spartaner umgingen. Die Straße läuft von hier in südöstlicher Richtung unter steilen hohen Kalkmassen hin, welche hervortretend eine Strecke weit einen schmalen Streifen sumpfigen Bodens auf der einen Seite des Steindammes begrenzen; auf der anderen Seite dehnt sich links undurchdringlicher schilfbewachsener Sumpfboden, seit dem Alterthume mehr und mehr angeschwemmt, bis zum Meeresstrande aus. Nach einer Weile bemerkt man seitwärts weit ausgebreitet sintrischen Absatz. Auf diesem gelangt man zu den warmen Quellen, denen die Thermopylen ihren Namen verdanken. Das Wasser setzt so viel Kalksinter ab, daß es den ganzen, jetzt wenigstens mehrere hundert Schritte breiten Küstenstreif, über welchen es dem Sumpfboden zurieselt, mit einer porösen, bis zwölf Fuß dicken Steinkruste überzogen hat, die unter dem Hufschlag der Pferde dumpf erdonnert, bisweilen auch einbricht. Man zählt zwei Hauptquellen und mehrere kleinere. Die entfernteste obere Quelle sprudelt reichlich aus gelblich weißgrauem dichten Kalkstein hervor. Ihr Wasser hat einen starken Schwefelgeruch; die Temperatur ist lauwarm, der Geschmack nicht unangenehm, schwach salzig, wie dünne Fleischbrühe. Die Steine in der Nähe haben einen grünen schleimigen Ueberzug. Nahe unter-

südwestlich zeigt der Parnaß sein graues Haupt; nordwestlich zieht sich das hohe Grenzgebirge Romeliens vor. — Wir kehr-

---

halb ist ein viereckiger gemauerter Behälter, um das Wasser zum Bade aufzustauen. Weiter herab kommt östlich eine bei weitem stärkere Quelle heftig aufwallend hervor; sie ist mit einem länglich viereckigen Gemäuer umgeben. Vor einigen Jahren hatte man das Wasser dieser Quelle über einige Dämme geleitet, um Mühlen zu treiben; aber in kurzer Zeit war das Mauerwerk und die hölzernen Trichter, durch welche nach Bauart der griechischen Mühlen das Wasser auf das horizontal liegende Rad fällt, mit dem kalkigen Absatz bis auf anderthalb Fuß Dicke überzogen. In dem warmen Wasser leben eine Menge kleine Fische (Stinte); auch halten sich hier mancherlei Sumpfvögel auf, die in den Würmern eine gute Nahrung finden. — Nahe bei dem östlichen Abfluß der warmen Quellen zieht sich nun ein niedriges, einige Klafter hohes Bergjoch vor, so daß nordöstlich nur Raum bleibt für einen schmalen Mühlgraben und einen Fußpfad; daneben sieht man Sumpf mit Rohr und Schilf bewachsen. Dies ist der berühmte Engpaß der Thermopylen, welcher jedoch im weiteren Sinne sich noch fast eine Stunde westlich zieht, bis dahin wo steil der Fuß des mächtigen Oeta zwischen tiefem Sumpf einen schmalen Streif schwer zu passirenden zähen Thonbodens übrig läßt und wo dann seitwärts sich das Sperchiosthal öffnet. Mit Ausnahme des Raumes, der von dem Absatz des Quellen-Sinters überdeckt wird, ist der ganze Paß mit grünem Gebüsch bewachsen, und an der schönen Felswand des Oeta kleben Eichen, Myrten, Tannen und Fichten. Das Meer war sonst überall näher, aber dennoch eben so wenig von Nutzen, indem die schlammige Beschaffenheit des Bodens jeglichen Zugang verwehrte. Die Hellenen hatten die Enge des Passes besetzt und erhielten ihre Zufuhr aus dem im Rücken ihrer Stellung gelegenen Städtchen Alpeni. An den ersten Tagen kämpften sie, die zu ihrem Schutze errichtete Brustwehr hinter sich lassend, nordwärts von den Quellen; an dem Tage ihres Untergangs aber zogen sie sich, nachdem schon alle ihre Speere zerbrochen oder unbrauchbar geworden, in die Enge des Passes zurück, und auf dem niedrigen kleinen Bergrücken, wo nur einige Kalkblöcke wenige Fuß hoch emporragen, starb Leonidas mit seinem Häuflein den ruhmvollen Tod für sein Vaterland, für das Land, das er wahrhaft liebte, das Land mit dem reinen blauen Himmel, wo bei spärlichem mageren Boden der Fleiß mit reicher Fruchtbarkeit belohnt wird, das Land voll Buchten und Häfen, drei Welttheilen nahe, das Land voll Felsen, wo die Freiheit wohnte und wo selbst die Gottheit ihren Lieblingssitz aufgeschlagen. — Der Engpaß wurde auch im Türkenkriege heldenmüthig von den Griechen vertheidigt. Hinter den Thermopylen tritt rechts der Oeta, links das Meer allmählig zurück, und eine ansehnliche fruchtbare Ebene dehnt sich bis zu dem dritthalb Stunden entfernten Dorfe Molo aus." — Von einer am 7. Juni vorgenommenen Ersteigung des Oeta geben wir Folgendes: „Im Zickzack ging

ten nun wieder nach Asio zurück, bogen aber dann auf einem anderen Wege rechts ab über fruchtbare Hügel. Als wir diese überstiegen hatten, sahen wir die ausgedehnte fette Ebene von Xerochori vor uns und zogen nach einem freundlich liegenden Dörfchen, fanden aber elende Häuser, unangenehme Gesichter und essigsauren Wein. — In der Nähe von Xerochori bemerkte einer meiner Begleiter, daß dort oben hinter den Vorbergen ganz verborgen ein Franzose wohne, der in der Umgegend Ländereien besäße, und fragte, ob wir ihm nicht einen Besuch machen wollten. Ich lenkte daher vom Wege ab. Kaum waren wir bis an den Fuß des nächsten Hügels gelangt, wo ein Pfad nach jener Behausung führen sollte, als Herr F. aus dem Gehölz trat, ein Jagdgewehr im Arm; ihm folgte auf stattlichem Zelter in einem gelbseidenen Kaftan seine Gemahlin, eine Griechin. Beide waren auf Waldschnepfen ausgezogen und hatten schon mehrere erlegt. Auf ihre freundliche Einladung blieben wir bei ihnen zur Nacht. Unser Einzug brachte Leben in das angenehm gelegene Landhaus. Alsbald setzten wir uns zu Tische. Kry-

---

es an den steilen Bergwänden, von denen kleine Wasserläufe herniederrauschen, in die Höhe. Bald war die Region der Edeltannen erreicht, die auf der Nordseite der griechischen Gebirge durchschnittlich in 2200 Fuß Höhe beginnt. Dann führte der Weg noch über eine Stunde lang durch dichten hochstämmigen Tannenwald, wo an den Quellen selbst deutsche Vergißmeinnicht und andere nordische Blumen blühten, und immer herrlicher und weiter wurde die Aussicht durch die Lücken des Waldes. Endlich lichtete sich dieser zu einzelnen Bäumen; der höchste fast kahle Rücken des Gebirges war erreicht; in den Klüften zeigten sich noch einige Schneefelder, aber auf den Alpenwiesen blühten zu Tausenden prächtige duftende Narcissen. Zuletzt wurde der mehr als 6000 Fuß hohe isolirte kuppelförmige Gipfel Greveno erstiegen. Die Aussicht eröffnete ein weites herrliches Panorama: hier Euböa und das Meer mit seinen Busen; dort die Gipfel des Parnes, und Kithäron, des Helikon, Parnaß und Othrys; nordwestlich die weißen glänzenden Gipfel der ätolischen Gebirge, dann die Ketten der epirotischen und nördlich der macedonischen Gebirge, in Wolken verschwimmend, weiter östlich die magnesische Halbinsel mit dem Pelion, Ossa und Olymp. Schön war besonders der Blick in die sonnige Thessalische Ebene, deren niedrige Hügelketten bei Pharsalos und Kynoskephalä sich in der weiten Fläche verloren; ihre Landseen glitzerten wie grünumrahmte Spiegel, auch unterschied das kundige Auge, wo Larissa liegt und den Eingang des einst vielgepriesenen Thales von Tempe."

ſtallgläſer blinkten; der Ertrag der Jagd, Haſen, Felſenhühner und Waldſchnepfen, gut bereitet, machten das Mahl, Früchte des Südens den Schluß; trefflich mundete der ſorgfältig behandelte Wein. Heitere Unterhaltung hielt uns wach bis Mitternacht. Neben der herzlichen gaſtlichen Aufnahme freute mich der überraſchende Contraſt mit meinen bisherigen Nachtquartieren, da ich mich auf einmal in einem europäiſch eingerichteten Zimmer befand mit blendender Pariſer Aſtral-Lampe, mannshohen Wandſpiegeln, Kupferſtichen älterer und neuerer Helden, vaterländiſchen Anſichten, Familiengemälden, mit Kamin und bequemem Sopha; ja ſelbſt Tiſche und Stühle freuten mich, denn ſeit Wochen kugelten wir auf dem Boden herum. Auf dem Boden wird hier zu Lande gegeſſen und geſchrieben, geraucht und geſchlafen; in den oberen Zimmern bläſt überdies oft der Wind durch die Ritzen der Dielen vom darunter befindlichen Stall ſo ſtark hinauf, daß er das Licht zu verlöſchen droht; auch fallen Meſſer, Geld, Kugeln ꝛc. oft hinab durch die Spalten. Während des Winters kann man ſich faſt überall auf dem luftigen Nachtlager neben der rauchenden Feuerſtelle nicht erwärmen, und Regen träuft wohl noch zum Ueberfluß durchs Dach hinab. Im Sommer braucht man kein Haus; das ſüdliche Himmelszelt iſt durchaus ſchöner."

„Meine Rückfahrt nach dem Piräeus wäre bald durch einen Unfall geſtört worden. Das Gepäck wurde nämlich, wie gewöhnlich, ſchon abends vorher an Bord des Myſtikons gebracht, und mein Zelt lag doppelt zuſammengelegt über dem Ballaſt ausgebreitet. Ich ſelbſt war ebenfalls an Bord gekommen, und überließ mich nebſt meinem Bedienten dem Schlafe, während die Andern noch am Lande waren, an Kaffeeſatz und Bitterwein ſich ergötzend. Der Schiffer hatte, um zu leuchten, wie das oft geſchieht, an eine Schiffspfoſte ein Stück Wachsſtock angeklebt. Dieſer war jedoch abgebrannt, fiel herab und entzündete die Zeltleinewand, unter welcher ganz nahe ein Kiſtchen mit Sprengpulver, Jagdpulver und ſcharfen Patronen ſtand. Schon brannte luſtig das Feuer, und hätte nach wenig Minuten alles Gebäck im Schiffsraum ergriffen, wenn wir nicht, geweckt durch das klägliche Heulen eines meiner Hunde, die Flamme noch zu rechter Zeit erſtickt hätten."

Neuntes Kapitel.

Ich verließ Athen, um Nordgriechenland kennen zu lernen. Man kann hier nur zu Pferde reisen, und sämmtliches Gepäck muß gleichfalls auf Pferden oder Maulthieren fortgeschafft werden. So zogen wir denn nun als kleine Karawane auf der neu angelegten Kunststraße in der Richtung des heiligen Weges nach Eleusis. Nachdem man den immergrünen Olivenwald durchschritten, wird die Gegend kahl; nur Disteln wachsen hin und wieder auf dem dürren steinigen Boden. Der Weg schlängelt sich dann auf eine vorliegende Anhöhe des Aegaleos hinauf, und von hier aus kann man noch einen letzten Scheideblick werfen auf Athen und die zweitausendjährigen Säulen seiner hehren Akropolis. Der ganze Gebirgszug ist spärlich mit Fichten bewachsen und besteht im Allgemeinen aus rothgrauem Kalkgestein. Da hinein senkt sich eine Schlucht mit graulichweißen Felswänden. In der Mitte derselben stehen auf den Ruinen eines Apollo-Tempels die mächtigen Quadermauern des im Krieg zerstörten verödeten großen Benedictiner-Klosters Daphne, dessen Name (Daphne, ngr. Lorbeer) noch auf den heiligen Lorbeerhain des Gottes hinweist. Der Apollo-Tempel hieß vor Alters Pythion und bezeichnete einst die Grenzscheide zwischen Attika und Megaris. Das Kloster umschloß im Mittelalter die Grabstätten der Herzöge von Athen und Theben aus dem Hause la Roche, von denen sich noch zwei Sarkophage mit einfachem Kreuzeswappen in einem verfallenen Gewölbe unter der einst schönen Klosterkirche finden; in der südlichen Mauer des Vorbaues steckt noch eine jonische Säule des alten Tempels. — Von der Abtei an fällt der Boden bedeutend ab, und es öffnet sich zwischen den Bergen eine herrliche Aussicht auf den Wasserspiegel der Bucht von Eleusis, auf Salamis und die Berge von Megaris. Rechts über dem trockenen Flußbette, das sich neben dem Wege hinzieht, gewahrt man am graulichweißen Kalkfels noch mit tiefen Wagengeleisen die schmale Straße der Alten, nur für einen nicht breiten Wagen ausgehauen. Weiterhin erscheint zur Rechten der Trümmerhaufe eines antiken festen Thurmes aus polygonischen Steinen, ohne Zweifel zur Vertheidigung des Passes. Dahinter

sind in senkrechter Felswand Nischen zur Aufnahme von Weihgeschenken eingeschnitten, unter denen man noch einige darauf bezügliche Inschriften liest. An diese Felswand lehnte sich nämlich vormals ein Tempel der Phile Aphrodite, erbaut zu Ehren der Phile, der Gemahlin des Demetrios Poliorketes. Unter dem weggeräumten Schutte fand man früher ein Paar sich schnäbelnde Täubchen aus Erz. — Das Thal erweitert sich nun zu der kleinen dreieckigen Ebene, die an den Strand ausläuft, spärlich mit Oliven und ein paar Johannisbrotbäumen besetzt. Bald nachdem man vom Gebirgsabhang an den Strand hinabgestiegen, zeigt sich rechts ein kleiner Teich, in welchem mehrere fliegende Fische von der Größe eines Herings aus dem Wasser emporstiegen; sie haben weißes wohlschmeckendes Fleisch. Dieser Teich ist durch eine niedere Mauer aufgestaut, und aus ihm fließt ein bedeutender Bach ins Meer. Bald nachher passirt man einen noch reichlicher fließenden Bach. Das Wasser von beiden schmeckt salzigbitter, wie das Meerwasser. Sie kommen am Fuße des ganz nahen Kalkgebirges aus mehreren starken Quellen, von denen die am Rande der eleusinischen Ebene in der letzteren Zeit als Salinen benutzt wurden. Die Quellen sollen, wenn das Meer heftig stürmt und schwere Gewitter vorüberziehen, bei Weitem stärker sprudeln, sich höher heben und dann feine weiße Bimssteine bis zur Größe einer Wallnuß auswerfen, so daß der Boden umher wie mit Schnee bedeckt zu sein scheint. Jene beiden Bäche, an denen man verfallene Mühlen bemerkt, hießen bei den Alten Rheitoi und machten einst die Landesgrenze zwischen den Athenern und Eleusinern. Bei denselben mußten sonst Pöbelhaufen die nach Eleusis zur Feier der Mysterien Ziehenden hohnnecken, zur Erinnerung an die Grobheiten, welche die Demeter (Ceres) hier einst von einem alten Weibe erduldete. — Von den Salzbehältern geht die Straße durch die freie und kahle eleusinische Ebene, theils auf, theils neben den Ueberresten des alten (hier gepflasterten) heiligen Weges. Von den vielen Denkmälern der Vorzeit sind in dem fruchtbaren Gefilde nur wenige Mauertrümmer übrig geblieben.

Nach vier Wegestunden von Athen erreicht man Eleusis, einen der ältesten und wichtigsten Sitze des griechischen Götter-

dienstes. Schon der Name (Eleusis d. i. Ankunft) weist hin auf die Einwanderung dieses Cultus und der ihn begleitenden Gesittung aus der Fremde. Damit stimmen auch die Sagen von der Einführung des Getreide- und Feigenbaues durch Demeter, so wie von der Schöpfung des Oelbaums durch Athene; nicht weniger spricht die Schöpfung des Rosses durch Poseidon für die Einführung dieses edelsten aller Hausthiere durch Einwanderung übers Meer. Zwischen den Stoppelfeldern und Häusern des ärmlichen, am Strand erbauten Dorfes Lepsina liegen noch mancherlei Reste alter Prachtbauten, namentlich der großen Propyläen, einer späteren Nachbildung der atheniſchen; aber der vielgepriesene Tempel der Demeter mit seinen Geheimnissen ist zerstört und der Erde gleich gemacht worden. Um dies große, in seiner ersten Anlage uralte Heiligthum hatte sich früh eine Stadt gebildet, die unter Erechtheus, dann unter Theseus Athen die Herrschaft streitig machen konnte, auch später nach ihrer Unterwerfung neben Athen die einzige wirkliche Stadt in ganz Attika blieb. — Die eleusinische Ebene hat von Osten nach Westen gewiß vier Stunden, von Süden nach Norden über zwei Stunden Durchmesser, aber sie ist ohne Wasser und wenig bebaut. Mitten hindurch zieht sich eine alte, wenigstens fünf Stunden lange, aus dünnen-Ziegeln erbaute, jetzt größtentheils zerstörte Wasserleitung. Nachdem wir diese Linie überschritten, passirten wir einen kleinen Olivenwald und eine breite Wasserriese, welche ein von winterlichen Regengüssen tosender Gießbach ausgerissen hatte. Hinter dem ziemlich großen Dorfe Mandra Kundüra tritt der Weg in die von der Hauptmasse des Kithäron zwischen den Ebenen von Eleusis und Megara bis ans Meer hinabziehenden Berge ein, wo er sich bald zu einem schmalen, zwischen Gestein und Gestrüpp unter Pinien hinlaufenden Pfade verengert. Weiterhin sieht man eine ziemlich ausgedehnte Waldung niedriger Kiefern, deren Stämme oft bis zur Hälfte ausgehackt waren, um einiges Harz für den Wein zu gewinnen. Der Weg senkt sich dann vom Abhange in die Ebene, und so erreicht man Eleutherä, jetzt Casa genannt, wo in einem kleinen weißen Hause ein Gensdarmerie-Posten steht. Oben wohnen die Gensdarmen, zu ebener Erde ist ein sogenanntes Magazino oder ein Kramladen, in wel-

chem Wein, Raki, Brot, Sackkäse, gesalzene Oliven, Sardellen, Nägel, Messer, trockene Gemüse, als: Reis, Bohnen, Erbsen und dergleichen, trockene Feigen, Zwiebeln, Tabak, Kaffee, seltener Zukker, zuweilen auch einige Bänder, Kattun und Seidenwaaren verkauft werden. Das Meiste pflegt nicht von der besten Qualität zu sein. Dergleichen Magazine, Ergastirien, Kramläden siedeln sich schnell überall an, wo Leute arbeiten oder auf Posten stehen. Die stattlichen Ruinen der alten Feste von Eleutherä liegen auf einem kegelförmigen, fast isolirten Kalkberg am Eingang der großen Schlucht, welche hier den Kithäron durchschneidet. Die Burg hatte drei Eingänge und vierzehn viereckige, aus großen Quadern aufgeführte Vertheidigungsthürme, von denen fünf nebst der nördlichen Mauer noch fast vollständig erhalten sind. In der Mitte sieht man die Reste eines isolirten Thurmes, in welchem horizontales und viereckiges oder sogenanntes cyclopisches Mauerwerk in einandergreift, ein Beweis, daß letzteres keinesweges immer das älteste ist; auch verstand man schon in der heroischen Zeit, Steine sorgfältig zu behauen und zu fügen, wie das Schatzhaus des Atreus zu Mykenä und des Minyas zu Orchomenos lehrt. — Von Eleutherä steigt der Weg in der Schlucht allmählig aufwärts zwischen graulichweißem Kalkstein, unter dem sich eine Quelle hervordrängt. Sie ist gefaßt, und ergießt ihr Wasser, wie gewöhnlich in Griechenland, durch eine aufgemauerte, mit Kalk weiß übertünchte Vorderwand mittelst Röhrchen oder Rinnsteine in Wassertröge, aus welchen man die Pferde tränkt. Häufig findet man bei den Quellen ein Stück von einem Flaschenkürbis als Trinkschale. Das hier entspringende Wasser ist sehr erfrischend und „leicht", wie die Griechen sagen, das heißt: man kann davon ohne Beschwerde trinken, so viel man will. Manches Wasser nennen sie dagegen „schwer", als den Magen beschwerend und den Leib auftreibend. Man gelangt nun auf einen ziemlich großen freien Platz, von wo der grade Weg nach Theben sich in einer engeren Schlucht zu dem breiten Asoposthal hinabsenkt. Dies ist der in der alten Kriegsgeschichte berühmte Paß der Eichen- oder Drei-Häupter. Man überblickt von hier die große, fruchtbare, westlich von Platää sich hinziehende und vom Asopos durchflossene Thalebene. Daselbst standen während

des letzten Krieges 18000 Mann türkischer Kavallerie, denen durch etwa hundert hinter Kalkklippen den Weg beschießende Griechen der Uebergang über den Paß drei Tage lang verwehrt wurde, bis das Gebirg von anderen feindlichen Truppen umgangen wurde. — Auf einem rauhen Seitenwege wandten wir uns links, wo nach einer halben Stunde vom Bergrande aus plötzlich eine weite Aussicht über das ganze mittlere Böotien mit der Ebene von Platää bis zum Helikon, dem Hypaton- und Ptoon-Gebirge sich eröffnet. Theben liegt hinter Hügeln versteckt, Platää hart am Fuße der steil aufsteigenden Wand des Kithäron, grade unter seinem höchsten Gipfel. Von der Höhe herabgestiegen, ritten wir durch die Ruinen der letzteren Stadt, welche ein großes Dreieck beschrieb, und deren mächtige zehn bis zwölf Fuß dicke Mauern nach ihren Fundamenten und hin und wieder in einer Höhe von vier bis sechs Fuß nach ihrem ganzen Umfange sich verfolgen lassen. Am Westrande finden sich noch vier bis fünf riesige, aus Kalkstein einfach gearbeitete, von Luft und Wetter zerfressene Sarkophage. Das Schlachtfeld liegt östlich von der Stadt zwischen und am Rande einer Gruppe niedriger wellenförmig gestalteter Hügel. — Von da ritten wir nordwestlich nach den Ruinen von Leuktra. Das Städtchen lag auf einem niedrigen Hügel am Nordrande einer etwa zwanzig Minuten breiten, von Ost nach West gestreckten Ebene. Auf diesem kleinen Raume wurde die denkwürdige Schlacht geliefert. Epaminondas lagerte auf einem Hügel bei der Stadt, der Spartaner Kleombrotos, welcher auf rauhen unwegsamen Pfaden gekommen war, auf einem gegenüber liegenden Hügel im Süden, und nachdem er geschlagen war, konnte er seinen Rückzug nur auf dem einzigen ihm offen bleibenden Wege über die hinterwärts liegenden Höhen bewerkstelligen. — Wir ritten weiter durch die sanft im Westen gegen den Helikon ansteigende Ebene von Thespiä und längs dem Kannivari-Bache, welcher sich zwischen Hügeln fortschlängelt und drei Viertelstunden westlich von Theben die große Thebäische Ebene durchkreuzt, um sich in den Hylike zu ergießen. Von da zogen wir in der Schlucht oder dem tiefen Bette der westwärts von Theben fließenden Dirke und dann durchs Thor der Elektra in die einst

durch Kadmos gegründete siebenthorige Vaterstadt des Epaminondas ein.

Das heutige Theben beschränkt sich auf den Rücken der Kadmeia, eines länglich ovalen Hügels. Westlich fließt die Dirke, östlich der Ismenos, nordwärts breitet sich die große Thebäische Ebene aus. Noch steht ein wohlerhaltener, gewiß sechzig Fuß hoher Thurm der alten Burg Kadmeia, aus großen regelmäßigen Quaderstücken aufgeführt. Von den Mauern der vormals weit ausgedehnten unteren Stadt, einst von Amphion und Zethos bei Lyraklang erbaut, sind nur noch wenig Spuren vorhanden. Die neuere Stadt wurde im letzten Kriege von den Türken gänzlich zerstört, und aus den Trümmerhaufen erheben sich erst wieder einzelne schlechte Häuser. Vermöge der günstigen Lage wird sie bald wieder emporkommen. Denn das Klima ist durchaus gesund, die große fruchtbare Ebene eignet sich zu jeder Art der Cultur, die an der Grenze derselben sich hinziehende Hügelkette eignet sich zum Weinbau. Stadt und nächste Umgegend sind reichlich mit vortrefflichem Wasser versehen, und ein zweckmäßiges Bewässerungssystem würde die Ebene bald in einen blühenden Garten umwandeln. Jetzt sieht man nur einige Anis- und Melonenfelder; alle höhere Cultur fehlt, und während Theben im Mittelalter durch seine Seidenzucht und Seidenwebereien wohlhabend und berühmt war, giebt es jetzt in einem Umkreis von zwei bis drei Stunden weder einen Maulbeer-, noch einen anderen Baum. In einem aus kalkthonigem Gemenge bestehenden Hügel, eine Viertelstunde östlich von der Stadt, baueten die Türken viel auf Meerschaum, welcher dort von der Größe eines Hühnereies bis zu der eines Kinderkopfes in rundlichen feinen und leichten Massen vorkommt; man schneidet daraus mit einem gewöhnlichen Messer Pfeifenköpfe oder preßt sie dazu in Formen. Die frisch gegrabene fettige Erde ist weiß und weich, überzieht sich aber an der Luft mit einer verhärteten gelblichen Haut; nachher wird dieselbe in Backöfen getrocknet und durch Kochen in Milch noch mehr gehärtet. Den Namen erhielt das Mineral wegen seiner seifenartig anzufühlenden schwammigen Beschaffenheit, wodurch man verleitet wurde, es für den verhärteten Schaum des Meerwassers zu halten. In dem Hügel bei Theben kommen zugleich

eine Menge Stücke schön milchweißer wachsglänzender Halbopale vor.

Im Nordwesten von Theben dehnt sich der Tobol- oder Kopaïs-See aus. Der erste Anblick ist überraschend. Man sieht vor sich eine unabsehbare mit saftig grünem Schilf und Rohr bewachsene, hin und wieder durch Wasserblänken unterbrochene Fläche, welche sich schmaler gegen Nordost zusammenzieht und als weit geöffnetes Thal forterstreckt, bis dasselbe plötzlich durch einen felsigen Bergrücken, wie durch einen Damm oder Wall versperrt wird. Die Nord- und Ostseite wird von nackten grauen Bergen umschlossen; längs der Südseite erhebt sich in schönen sanft geschwungenen Linien der reich bewaldete Helikon; gegen Westen öffnen sich die majestätischen Massen des Parnaß. In und neben der großen Ebene, welche der See füllt, blühten einst zwölf reiche Ortschaften mit einer halben Million Menschen, jetzt leben in dem Sumpf nur Tausende von wilden Gänsen und Enten nebst Millionen Frösche und Fische, besonders Aale. Der Kopais bildet ein mächtiges Sammelrevier für die strömenden winterlichen Regengüsse, für die Schneeschmelze der Gebirge, und wird überdies von dem kleinen böotischen Fluß Kephissos der Länge nach durchflossen; auch ergießen sich am Rande des Beckens mehrere starke Quellen dahinein. Die im Winter sich ansammelnde Wassermasse fand in den ältesten Zeiten natürliche Abzüge durch das östlich als Damm quer vorgezogene Kalkgebirge mittelst der sogenannten Katawothren. Dies sind lang ausgedehnte unterirdische Spalten und Höhlungen. Sie wurden in den frühesten Zeiten offen erhalten. Aber nachdem das am Rande der Ebene gelegene reiche Orchomenos durch die Thebaner zerstört war, unterblieb die Reinigung derselben. Erderschütterungen brachten Brüche im Innern der Katawothren hervor, die nicht ausgeräumt wurden; die hineinströmenden Wasser führten Zweige, Schilf, Rohr und Gras in die engen winkligen Höhlungen und setzten reichlich Schlamm ab, so daß die herrliche Ebene mit ihren üppigen Gefilden allmählig in einen Sumpf oder zeitweilig in einen See verwandelt wurde, welcher gegenwärtig mit dem südöstlich gelegenen sehr tiefen Hylika- oder Likaris-See durch Katawothren in Verbindung steht. Mein

Plan war, den ganzen Umkreis des Sees genau kennen zu lernen. Wir wandten uns daher zuerst nach dem südlich am Kopais gelegenen Dorfe Megalo Mulki. Es ist auf einem niedrigen flachen Erdrücken erbaut, der nicht überschwemmt wird. Westlich von da ragen am Rande des Sumpfes schroffe Kalkfelsen hervor und bilden vorn eine große Höhle, an deren Fuß eine Quelle reichlich Wasser nach dem Seebecken hin entsendet. Auf der felsigen Anhöhe daneben steht ein mittelalteriger Wartthurm, auf dessen zerstörten Zinnen Störche nisten. Von hier wandten wir uns östlich nach Kartize. Unterhalb des nackten grauen Sphinxberges, von wo Oedipus die grausame Räthseldichterin herabgestürzt, dicht am See hinzuziehen, gestattete der damals hohe Wasserstand nicht. Wir verfolgten also den über den Kalkfelsen sich fortwindenden Weg. Zur Erläuterung des Ausdruckes „Weg" muß ich bemerken, daß solcher in Griechenland meistens einen durch Pferde und Menschen ausgetretenen Fußpfad bezeichnet; doch giebt es häufig da, wo größere Passage ist, auch geebnete Wege von der Breite, daß ein beladenes Lastpferd mit einiger Vorsicht vor dem anderen vorbei kann. Oft ist aber der Weg nur eine Richtung, deren Spur man auf den zackig hervorragenden Kalkklippen bemerkt; man reitet da zwar langsam, aber auf den dortigen daran gewöhnten Pferden doch recht sicher. Fahrbare Straßen und Wagen hat man jetzt nur in der Nähe Athen's und Nauplia's. Die außerdem von den Türken im Lande gepflasterten Steinwege befinden sich in einem jammervollen Zustande. — Wir zogen am Likaris- oder Hylika-See vorbei, der auf drei Seiten von steilen Kalkbergen umschlossen wird und eine klare Wasserfläche zeigt. Von dem hohen Abhange konnten wir sehen, wie das felsige Ufer meistens erst einige Klafter weit flach unter dem Wasser sich hinzieht, dann aber plötzlich jäh zur schwarzen Tiefe abfällt. Am Rande der kleinen grünbeschilften Thalebene, welche nördlich zum Kopais hinabgeht, lag früher das Dorf Kartize, aber die Bewohner konnten es vor Mücken nicht aushalten, und baueten sich daher eine halbe Stunde aufwärts am Gebirge auf. Das Dorf zählt nur einige und zwanzig Häuser. Diese aus Erde aufgeführten Häuser, deren einfaches Sparrwerk mit Schilf gedeckt ist, haben im

Innern nur einen einzigen unabgetheilten Raum. In der einen Hälfte desselben ist etwa eine Viertel Elle hoch ein Boden von Lehm geschlagen, auf welchem an der Hinterwand sich eine viereckige offene platte Feuerstelle befindet; über derselben zieht der Rauch an der Wand hinauf und dann zu einer Art Feuereſſe hinaus. In den Seitenwänden dieses Raumes bemerkt man eine oder zwei kleine, durch hölzerne Läden verschließbare Fensteröffnungen. Dieser Raum ist Küche, Wohnzimmer und zur Nacht, wenn Teppiche oder Schilfdecken und Kopfpolster (meistens mit Federstummeln ausgestopft und schwer genug, um als Waffe zu dienen) aufgelegt sind, Schlafstelle; er wird oft ausgefegt und besonders vor Festtagen mit Lehmwasser ausgestrichen, was ihm ein sehr reinliches Ansehn giebt. Die andere Hälfte des Hauses dient zur Aufbewahrung von Vorräthen in Säcken, Körben und Fässern; auch steht daselbst oft einiges Vieh. — Am Ostende des Sees angelangt, erblickten wir nördlich im Sumpfe auf einem isolirten felsigen Hügel Ueberreste von mächtigen Cyklopen-Mauern, durch welche dieser Punkt vertheidigt wurde. Am jenseitigen Ufer lag das alte Kopai; unten um einen in den See vorspringenden, und mit pelasgischen Mauerresten gekrönten Hügel lag das kleine Dorf Tobole. Wir bogen von der Höhe, auf welcher wir standen, hinab in ein Thal, wo hoch am Gebirgsabhange mit einigen großen Weingärten und Olivengärten das kleine Dorf Kokkino liegt; auch baut man an dem Rande einer kleinen Ebene trefflichen Weizen; doch konnten wir in dem Dorfe weder Brot noch Wein bekommen. Das Kalkgebirg zieht sich hier nordwärts dem See wie ein Wall vor, und daselbst befinden sich jene langgerissenen, durch Hebungen des Bodens entstandenen Spalten, welche nahe bei einander das ganze Gebirge durchziehen und Katawothren heißen. Man zählt an der Ostseite der Kopais-Ebene sieben bemerkenswerthe. Wir besuchten zuerst das sogenannte große Katawothron. Vor demselben staut sich das Wasser auf, welches in dem durch die Ebene hindurchschlängelnden breiten Graben oder Flußbett des Kephissos abzieht, so daß dadurch ein kleiner Teich gebildet wird, der mehrere Lachter tief und voll Fische ist. Die Bänke des Kalksteins sind hier oben senkrecht abgestürzt und buchten sich dann tiefer

ein. Die ganze Felsenparthie bildet auf diese Weise eine ziemlich großartige flache Grotte von ungefähr zehn Lachter Breite. Das Wasser zieht zwar das ganze Jahr hindurch ab, senkt sich aber Ende August so, daß man ein Stück weit unter die Wölbung mit einem Kahn hineinfahren kann; die Schiffer scheuen sich indeß vor einem großen Drachen (wahrscheinlich eine große Natter oder Wasserschlange), welcher der Sage nach dort hausen soll. Auf der Anhöhe steht über dem Einfluß eine kleine Kapelle, und nicht weit von da ostwärts sind die Kalkbänke, welche das Katawothron bedecken, ein Stück weit eingestürzt, so daß man an das unter dem Felsen ziemlich rasch hinströmende Wasser hinabsteigen kann. Die Ziegen klettern gern in die Tiefe dieses Loches hinab, weil es da kühl ist. In den Felsenspalten umher nisten viel wilde Tauben. Alte Steine bei diesem und den übrigen Katawothren sind dick mit weißgrauem Schlamm überzogen. Eins der anderen Katawothren, worin sich eine große Menge Schilf zusammengehäuft hatte und welches vorn eine breite Schlucht bildet, diente im Türkenkriege Weibern, Mädchen und Kindern zum Zufluchtsort. Die Türken entdeckten sie bald; aber mehrere sie begleitende bewaffnete Männer vertheidigten den Eingang mit wohlgezielten Schüssen, und über Nacht entflohen sie glücklich in das nahe rauhe Kalkgebirg. —

Um den Nordrand des Sees zogen wir von dem Dorfe Tobole bis Liwadia, eine Strecke, die wegen der durch den Sumpf verursachten Umwege neun Stunden beträgt. Die Gegend ist felsig, und selbst das nöthigste Brennholz fehlt; am Wege wuchert nur niedriges krüppeliges Gestripp der mit kleinen stachelichten Blättern versehenen Kermes-Eiche. — Wir besuchten die von Alters her durch Menschenblut gedüngte Ebene von Chäroneia. Sie ist eben so fruchtbar, als schlecht angebaut. Ein paar riesenmäßige Grabhügel in der Mitte bezeichnen die Stelle, wo Tausende von Kriegern den Todesschlaf schlafen. Auch sieht man noch die zum Theil in der Erde vergrabenen Trümmer des kolossalen Löwen, welchen die Thebaner ihren im Kampf gegen Philipp von Macedonien für die Freiheit gefallenen Streitern errichteten. Chäroneia, jetzt das elende Dorf Kapurna, war der Geburtsort des gelehrten Plutarch (geb. 50 n. Chr.). In einer

Kirche zeigt man nun einen schlecht gearbeiteten antiken Marmorsessel, welchen man den Sessel des Plutarch nennt. Auf dem Felsen über dem Dorfe sieht man noch ansehnliche Ruinen der alten Akropolis und an der Nordseite desselben ein kleines in den lebenden Stein gehauenes Theater. Etwa ein Stündchen westlich von Chäroneia liegen auf einem ziemlich hohen Berge die Ruinen der alten Phokischen Stadt Panopeus oder Phanoteus, wo der Localsage nach Prometheus die Menschen aus Thon bildete. Einige übrig gebliebene Klumpen dieses im Laufe der Zeit zu Stein verhärteten Thones zeigte man dem alten Reisebeschreiber Pausanias, welcher versichert, sie hätten fast wie Menschenhaut gerochen! — Am linken Ufer des von Nordwesten her in den Kopais-See einfließenden Kephissos steigt in sanfter Abdachung ein Kalkberg, das Akontion genannt, bis zu einer Höhe von etwa sechshundert Fuß empor. Auf der steilen Felskuppe dieses Kalkberges zeigen sich die Ueberreste der Akropolis von Homers reichem Orchomenos, Phlegya genannt. Das berühmte rund gebaute Schatzhaus des Minyas liegt am unteren Abhange des Berges, so weit er steil; aber die Kuppel ist eingestürzt und hat das Innere des Gewölbes mit Trümmern und Erde gefüllt, so daß man nur noch den Eingang, aus mächtigen Marmorstücken nach ägyptischer Weise errichtet, sieht. Am Fuße des Berges liegt ein Kloster Panagia (Mutter Gottes). Die Kirche desselben steht wahrscheinlich auf dem Fundament des Tempels der Charitinnen (Grazien). In der Nähe des Klosters, wo sonst die untere Stadt von Orchomenos sich ausdehnte, beginnt jetzt das Dorf Skripu, durch den Kephissos, über welchen ein steinerner Brückenbogen führt, von dem jenseits liegenden später erbauten Theile getrennt. An der Einmündung des Flusses in den See wuchs sonst das schönste Rohr. Dies, zur Flöte benutzt, so wie die Schildkrötenschalen vom Ptoongebirg, welche zuerst hier die Lyra veranlaßten, trugen nicht weniger bei zur Bildung des Volkes durch die Kunst, als der todte Stein, den man Marmor nennt. Durch ihn hoben Phidias und Praxiteles die Plastik zu einem Grade der Vollkommenheit, der noch heute Bewunderung und Nachahmung erregt; durch Flötenrohr und die Lyra hoben Hesiodos und Pindar Musik und Gesang

zu einem solchen Grade, daß nah und fern Sänger und Kitharisten herbeiströmten, das Fest der Charitinnen zu feiern und den Preis zu erringen. So bildete sich die Verehrung der Musen am Helikon*). — Von Skripu aus kamen wir durch eine fette thonige, zum Theil bebaute Ebene an die Ufer der in den Kephissos fließenden Herkyna. Dann führt ein schrecklicher Pflasterweg voll tiefer Löcher und jetzt in der nassen Jahreszeit voll zähen glitschrigen Thones zwischen Gärten nach Liwadia. Diese Stadt, auch Lebadeia genannt, früher der Hauptort des ganzen nördlichen Griechenlands, wurde von den Türken gänzlich zerstört und lebt nur allmählig aus seinen Trümmern wieder auf. Der größte Theil des Ortes zieht sich auf dem linken Ufer der Herkyna an dem Abhange eines Berges empor, dessen Gipfel ein mittelalterliches verfallenes Schloß krönt. Von diesem Schloßberg fällt eine enge Schlucht ab, die von senkrechten, prächtig roth und grau gefärbten Thonschieferwänden eingeschlossen wird. Hier entspringt aus zwei reichen, selbst im Sommer eiskalten Quellen der Mnemosyne und der Lethe (der Fluß der Erinnerung und der Vergessenheit), zu denen sich noch die Quelle der Herkyna gesellt, welche brausend über Felsstücke und Klippen der Ebene zueilt. Ueber den Quellen am Fuße des Schloßberges befindet sich das vormals berühmte Orakel des Zeus Trophonios mit jetzt verschüttetem Eingang. Man sieht nur noch eine in den Fels gehauene Kammer mit umherlaufenden niedrigen Steinbänken, wo sich die Befrager des Orakels auf den Besuch der geheimnißvollen Grotte vorbereiten mußten.

Unser nächstes Reiseziel war der Parnaß. Dieser erhebt seine ungeheure Steinmasse fast senkrecht aus der östlichen Ebene bis zu einer Höhe von 7500 Fuß. Er besteht, wie fast alle Gebirge Griechenlands, aus einem harten dichten bläulichgrauen Kalkstein und ist bis auf ein schmales, an seinen Seiten sich hinziehendes Band dunkelgrüner Tannen fast ganz nackt. Er darf sich

*) In dem Thal des alten Musenhaines am Helikon sieht man jetzt von den früheren zahlreichen Denkmälern nur noch zerstreute Inschriften und Quadern, die zum Theil zu kleinen Kapellen zusammengefügt sind, und das dichte Myrtengebüsch des Bodens hat an vielen Stellen der Cultur weichen müssen.

mit dem Taygeton, dem Oeta und anderen Gebirgen in Rücksicht auf Reichthum der Vegetation, Schönheit und Mannigfaltigkeit der Umrisse nicht messen, aber er imponirt durch seine Masse. Der Weg von Liwadia aus führt auf und neben einer türkischen Pflasterstraße gegen Westen und bald über Hügel, welche ein breites Thal zwischen zwei hohen kahlen Kalkbergen ausfüllen. Diese Hügel sind mit dem von Ziegen abgenagten Gestripp der Kermeseiche bewachsen. Späterhin gelangten wir zu einem Chan, wo schlechter Wein, Raki, Oel, Brot, Sackkäse, Sardellen, Zwiebeln, Oliven und dergleichen zu haben war. Weiterhin treffen in einer niedrig gelegenen Schlucht drei Wege zusammen: der von Liwadia, der von Daulis und der von Delphi. Dies ist der Dreiweg (Triodos) oder die Schiste, wo Oedipus seinen ihm begegnenden Vater, der ihm nicht ausweichen wollte und den er nicht kannte, erschlug. Ein Steinhaufen in der Mitte der Schlucht galt den Alten für das Grab des getödteten Thebanerkönigs. Der Weg von hier nach Arachowa und weiter nach Delphi liegt in einer breiten Kluft, welche die Hauptmacht des Parnaß von ihrer südlich bis ans Meer sich erstreckenden Fortsetzung, der Kirphis, scheidet. Von dem höchsten Punkte der Kluft an, wo sich die Aussicht nach Westen auf die Berge von Lokris und Aetolien öffnet, beginnt der Weg nach Delphi zu abwärts zu gehen; nach Arachowa aber, das zur Rechten höher am Parnaß hinaufliegt, kostet es noch eine Stunde beschwerlichen Steigens über vielfach zerklüftetete, mit Reben bepflanzte Abhänge, zwischen denen der Pleistos vom Gebirge herabplätschert. Der Marktflecken Arachowa mag vier bis fünf hundert Häuser zählen, welche, mit einzelnen Bäumen untermischt, terrassenweise über einander emporsteigen, und auf dem höchsten Punkte steht die Hauptkirche. Wir besuchten die Kirche und den über derselben gelegenen Felsrücken, wo Karaiskakis im Winter 1826 fünf Tausend Türken bei rauher Witterung und Schneegestöber mehrere Tage lang eingeschlossen hielt, bis die von Hunger und Frost halb aufgeriebenen Feinde einen verzweifelten Rückzug über den höheren Theil des Gebirges nach Daulia versuchten, welcher die Losung zu ihrer völligen Vernichtung wurde. Obgleich die Bodenerhebung des Ortes fast zwei Tausend Fuß über

dem Meeresspiegel beträgt, so leben die Einwohner doch vorzüglich vom Weinbau. Gleich der Bevölkerung von Daulis und anderen Orten am Parnaß, haben sie noch das reine griechische Blut bewahrt, indem ihre Vorältern, vor dem türkischen Despotismus aus der Ebene zurückweichend, sich auf diese luftigen Höhen zurückzogen, wo sie die rauhen Gebirgsabhänge in Getreidefelder und vorzüglich in Weinberge, auf denen ein gutes und feuriges Gewächs gedeiht, umschufen. Das freilich arbeitsvollere, aber unabhängigere Leben in der frischen Bergluft erhielt diesen wohlgebauten Menschenschlag bei weitem kräftiger, als die Bewohner der Ebenen es sind. Das weibliche Geschlecht zeichnet sich auch noch durch Eigenthümlichkeiten in der Kleidung aus. Die erwachsenen Mädchen tragen nämlich einen weißen Schleier, der mehrmals ums Haupt geschlungen wird und dessen Ende über den Rücken hinabwallt. Man befestigt ihn unter dem Kinn mittelst eines metallenen Bandes, welches je nach Vermögen von Silber oder vergoldet ist. Verschiedenfarbige Gürtel unterscheiden die Verheiratheten von den Jungfrauen. Zur Fußbekleidung hat man rothe Schuhe; nur die mehr Begüterten tragen Strümpfe*). — Nachdem wir in Arachowa übernachtet,

*) Als der junge König Otto im Jahre 1834 auf seiner ersten Rundreise durch Griechenland am Fuße des Parnaß anlangte, wo links auf einer steilen kegelförmigen Höhe das alte Daulis, rechts auf einem niedrigeren Vorsprunge das heutige Dorf liegt, wurde er bei schon einbrechender Dämmerung durch einen unerwarteten Empfang überrascht. Auf beiden Seiten des Weges erschienen nämlich plötzlich gegen hundert Jungfrauen und drängten sich um das Roß des Königs, ihm Sträuße von wohlriechenden Blumen und Kräutern zu überreichen. Dann nahmen sie, in zwei Chöre getheilt, den König in die Mitte, stimmten einen Wechselgesang zu seinem Lobe an, und geleiteten ihn so tanzend und singend die Höhe hinan ins Dorf, wo auf einem freien Platze Zelte aufgeschlagen waren und Wachtfeuer brannten. Die dunkel beschatteten Massen des Parnaß bildeten den Hintergrund der Scene. An einem steilen Felsabhange wand sich der Zug empor, während die Tänze selbst auf dem rauhen Gestein unermüdlich von den singenden Mädchen fortgesetzt wurden, deren weißgekleidete, von langen Schleiern umflatterte Gestalten in dem ungewissen Halbdunkel der Dämmerung verschwammen, wenn sie nicht bei einer Biegung des Weges von den Streiflichtern der Wachtfeuer und Fackeln beleuchtet wurden. Dabei war die Luft mit Wohlgerüchen erfüllt von den

zogen wir des folgenden Tags vor Sonnenaufgang aus, um den Gipfel des Parnaß zu besteigen. Wir schlugen einen sogenannten Ziegenpfad ein, der sich gleich über Arachowa an steiler Felswand emporwindet. Das Wetter zeigte sich anfangs günstig; aber nach Verlauf einiger Stunden trieb ein heftig wehender Nordost Wolkenschwärme herbei, und als wir auf dem Rücken des Berges angekommen, sahen wir sowohl den Gipfel als die Thäler und Ebenen durch Nebelschleier verhüllt. Noch hofften wir, daß die Aussicht sich zur Mittagszeit wieder öffnen werde. Allein je näher der Gipfel kam, desto kälter wurde die mit feuchten Dünsten geschwängerte Luft und desto dichter zogen sich die Nebelschleier zusammen. Nach fünf beschwerlichen Stunden war der Greisenfels erreicht, eine dem höchsten Gipfel gegenüber gelegene schroffe Felswand, von welcher der Volkssage nach die Alten ihre greisen, zur Arbeit unfähigen Väter in eine furchtbare Schlucht herabgestürzt haben sollen. Nachdem wir uns durch

---

verschwenderisch aus Myrtenzweigen aufgerichteten Ehrenbogen; von der Höhe herab aber übertönten die Begrüßungsrufe der um die Wachtfeuer versammelten Menschenmenge den Gesang der Tänzerinnen. Vor Arachowa wiederholte sich dies Schauspiel. Bei dem Eintritt in Delphi wurde der König von den Frauen und Mädchen noch nachdrücklicher begrüßt, indem dieselben nach landesüblicher festlicher Sitte mit ungeheuren Sträußen von wohlriechenden Kräutern (darunter das sogenannte Königskraut *Βασιλικόν*) auf ihn losschlugen, so daß seine Begleiter hinzusprangen, um das gekrönte Haupt vor den gar zu fühlbaren Freudenbezeugungen der Pythischen Schönen zu beschirmen. — Der Tanz dieser Gebirgsbewohner ist ein einfacher Reigentanz. Die Theilnehmenden reichen sich die Hände und bilden einen offenen Kreis. Die schönsten und geübtesten Mädchen tanzen, oft mit überraschender Anmuth und Gewandtheit, an dem einen Ende des geöffneten Halbkreises vor; die übrigen folgen ihren Bewegungen. Jene, die zugleich die Dichterinnen sind, singen je einen Vers oder eine zweizeilige Strophe, nach derem Tacte sich der Tanz bewegt, und die Mitsängerinnen wiederholen dieselbe als Chor. Die Melodieen, in denen jedoch keine große Abwechselung herrscht, sind gegeben; eben so ist die Sprache dieser Volkspoesie in den Bildern und Wendungen fest ausgeprägt, sich mit großer Leichtigkeit zur Stegreifdichtung darbietend. Als der König vom Gipfel des Parnasses zurückkehrte, begrüßten ihn Tänzerinnen mit einem Liede, dessen Anfang lautete: „Heil unserm König, Heil, — Der von der Alpe steiget, — Der vom Parnassos kommt — Aus Sarantalvi's Grotte. — Sammle vom Mai den Morgenthau — Und flicht draus eine Laube; — Denn unser König geht hinein, — Den Mittag dort zu halten."

einen Morgenimbiß gestärkt ging's auf den Gipfel. Er liegt ganz auf der Nordostseite des Gebirges und schaut unmittelbar in die nördliche Phokische Ebene hinab. Hier oben hielten die Thyaden dem Apollon und Bachus zu Ehren alljährlich ihre rasenden Tänze. Dahin retteten sich Deukalion und Pyrrha vor der griechischen Sündfluth, weshalb die Hellenen in dem Parnassos gleichsam ihre Wiege verehren. Heute bot indeß dieser Punkt des Heils für das Menschengeschlecht, dieser geweihte Sitz des Apollon und seiner Musen einen gar unfreundlichen Aufenthalt. Gegen Norden und Nordosten ballte sich unter dem Gipfel schwarzes Gewölk, das nur einen kurzen Augenblick sich theilte, um ein Stück des Kephissosthales bis Elatra und bis an den Fuß des Oeta erscheinen zu lassen. Auch gegen Westen und Süden, wo die steile und rauhe Kirphis gegenüber liegt, wurde die Aussicht über den Rücken des Berges durch windgejagte graue Wolkenfetzen versperrt. Dieser höchste nordöstliche Theil des Parnaß ist durchaus unbewaldet und besteht aus nacktem schwarz- und weißgrauen Kalkstein. Er ist mit Schnee bedeckt, der erst gegen Ende Juli, ja mitunter erst zu Anfang August verschwindet und schon im October oder November wieder liegen bleibt. Der Rücken besteht aus vielen an Höhe von einander nicht bedeutend unterschiedenen Gipfeln und die den Alten geläufige Benennung des doppelhäuptigen Parnaß kann nur von den beiden herrlichen Felswänden über Delphi hergenommen sein. Auf dem Parnaß ist ein See, und in der demselben benachbarten Hochebene gedeihet Getreide. Aus den Seitenthälern des Berges holen die griechischen Landärzte großentheils ihre Heilkräuter, und die würzige Beschaffenheit seiner Weidegräser giebt dem vielgesuchten Käse von Liakura (jetziger Name des Parnaß) seinen Wohlgeschmack. — Unsere Rückkehr wurde auf einem weiteren, aber bequemeren, theilweis durch ansehnliche Tannenwälder führenden Weg in etwa sechs Stunden vollbracht. Mit Sonnenuntergang waren wir wieder in Arachowa. Von hier erreicht man Delphi in anderthalb Stunden. Wir machten jedoch einen Umweg nach der hoch am Parnaß gelegenen Korykischen Grotte. Durch den sechs bis acht Fuß hohen und fast doppelt so breiten Eingang derselben tritt man in ein ungeheures Gewölbe von

etwa hundert Schritt Länge, fast eben so viel Breite und achtzig Fuß Höhe. Die Wände zunächst am Eingang zum Theil auch die Decke sind vom Rauch schwärzlich angeflogen; denn dies Heiligthum der Nymphen diente während des Türkenkrieges vielen hundert Familien als Zufluchtsort. Das Ende der großen Halle ist durch eine etwa vierzig Fuß hohe Wand oder, wenn man will, durch einen Hügel von Tropfstein geschlossen, der theilweis durch Pfeiler und Säulen das Gewölbe stützt. Nachdem man die schlüpfrige Wand erklommen und auf der andern Seite hinab gestiegen, befindet man sich in einer zweiten weniger geräumigen, aber mit seltsamen Tropfsteinbildungen abenteuerlich ausgeschmückten Kammer. Von dieser Kammer scheinen noch viele enge Gänge tiefer in den Felsen hineinzugehen. Die Alten scheinen keine großartigere Grotte gekannt zu haben, als dies Heiligthum der Korykischen Nymphen. — Von da führt ein rauher Pfad über den Rücken des Gebirges in zwei Stunden nach Delphi. Die letzte Strecke windet sich wieder, wie bei Arachowa, im Zickzack an einer steilen Felswand hinunter.

In einer Höhe von 800 Fuß über Delphi und etwa 2000 Fuß über dem Meeresspiegel erheben sich zwei senkrechte rothgraue Kalkfelsen. Es sind die Phädriaden, welche zusammen in einem Winkel von etwa siebenzig Graden eine romantische Felsenspalte bilden. Die östliche jener beiden riesigen Felswände war dem Apollon, die westliche dem Bacchus geweiht. Sie sind ganz nackt; in den Klüften unter ihren unzugänglichen Gipfeln horsten Adler und Geier, die sich bisweilen mit Geschrei in die Luft erheben und wie schwarze Punkte über Delphi schweben. Vom Fuße dieser Felswände senkt sich gegen das Pleistosthal ein sehr jäher Abhang hinunter, zu steil, um menschliche Wohnungen zu tragen, wenn hier die Kunst nicht nachgeholfen hätte. Derselbe ist in vielleicht mehr als dreißig Terrassen umgestaltet, welche, gestützt von sehr starken antiken Mauern, meist von vielseitiger (cyklopischer) Construction, sich wie die Sitzreihen eines Theaters übereinander erheben, indem sie nämlich in einem leichten Bogen nach innen ausgeschweift sind. Auf den obersten sechs oder acht Terrassen liegt das Dörfchen Kastri, das heutige Delphi um die Quelle Kassotis (jetzt Krene). Dem Abhange gegenüber

ragt nach Süden zu mit schroffen Wänden die Kirphis empor; auch gegen Westen wird die Aussicht größtentheils durch einen niedrigen Felsrücken geschlossen, über welchen nur die Gipfel der ätolischen und lokrischen Berge hervorblicken. Diese abgeschlossene Lage inmitten einer großartigen Gebirgsumgebung verleiht dem Orte das Gepräge eines eigenthümlich feierlichen Ernstes, von dem noch der heutige Besucher sich ergriffen fühlt. — Am Eingang in die von den Phädriaden gebildete Felsenkluft (in der Spitze ihres Winkels) führen einige Stufen zu einem länglich viereckigen, wenig mehr als einen Fuß tiefen Wasserbehälter. Hier quillt reichlich zwischen grüner Brunnenkresse klares frisches Wasser, welches auf der linken Seite vor dem Eingang als plätschernder Bach in einer schmalen Schlucht nach dem Bette des Pleistos hinunterfließt. Es ist dies die Kastalische Quelle, in welcher sich die Pythia oft durch ein kaltes Bad zum Wahrsagen vorbereitete oder mit deren Wasser sie sich wenigstens zuvor waschen mußte. Die Bewohner von Kastri sagen, man habe die Pythia oft in dem Spiegel dieser Quelle gesehen, das lange schwarze von Wasser triefende Haar wild um den Kopf hängend, mit stierem Geisterblick. In der Felswand hinter dem Bassin findet sich ein enger, jetzt über die Hälfte mit eingespülter Erde erfüllter Gang. Als einige Bewohner von Kastri denselben vor mehreren Jahren ausräumten, fanden sie ein sehr hübsch gearbeitetes, ein paar Zoll großes goldenes Pferd. Dieser Gang geht tief in den Felsen hinein und soll in Verbindung gestanden haben mit einem etwas entfernten auswärts in die Felswand gehauenen Raum voll sonderbarer runder Löcher, wo man die von der Landseite kommenden Fremden aufgehalten, ausgefragt und durch den Gang bis zur Pythia schnell Nachricht gegeben haben soll. Die Oeffnung des Ganges hinter dem Wasserbecken der Quelle war früher mit Steinplatten verdeckt, und man sieht dergleichen noch in einer kleinen, an der südlichen Wand bei dem Wasser aufgeführten Kapelle Johannis des Täufers. Auf einer Seite ist eine große Oeffnung roh durchgearbeitet. Ueber derselben, erzählen die Bewohner von Kastri, habe die Pythia gesessen, wenn sie wahrsagte; aber dies Loch wurde jedenfalls erst nach dem Bau der Kapelle in den Stein geschlagen, als das

Orakel mit der Dunsthöhle längst verschwunden war. Diese jetzt verschüttete Höhle enthielt in ihrer Mitte ein tief hinabgehendes unterirdisches Luftloch, aus welchem der benebelnde, prophetische Dunst heraufstieg. Ueber dem Dunstloch stand der goldene Dreifuß, der aber so stark mit Lorbeerzweigen und Kränzen umwunden war, daß man die Oeffnung nicht sah; es geschah, damit der betäubende Dunst sich nicht rings umher verbreite, sonst hätten vielleicht auch die das Orakel Befragenden angefangen zu weissagen. Die Dunsthöhle wurde von dem Tempel des Apoll umschlossen, welcher am Abhang unterhalb der genannten Quelle Kassotis erbaut war. Von dem in das Allerheiligste geleiteten Wasser dieser Quelle trank vor dem Wahrsagen die bleich und verstört blickende Pythia, eine mindestens funfzigjährige Jungfrau; dann kauete sie Lorbeerblätter und bestieg den Dreifuß, bis sie in Raserei verfiel und unter Geheul unverständliche Töne und Worte ausstieß, welche die Priester sorgfältig aufzeichneten, sie ordneten und dem Fragenden schriftlich einhändigten, früher in Versen, später, als man sich allgemein beklagte, daß der Gott der Dichtkunst die schlechtesten Verse mache, in Prosa, aber immer in dunkelen zweideutigen Ausdrücken. Durch Weihgeschenke wurde der Tempel des Apollo ungeheuer reich. Dazu gehörten unter Anderm: 117 Ziegel von Gold (ein Geschenk des lydischen Königs Krösus), eine Hand breit dick, sechsmal so lang, dreimal so breit, jeder zwei Talente (zu etwa 75 Pfund) schwer; ein goldner Löwe, zehn Talente schwer; ein großer goldner Dreifuß, auf welchem die Pythia saß; die Bildsäule des Apoll aus Gold; ein Trinkgefäß von Gold, über acht Talente schwer, eins von Silber, welches 600 Amphoren (zu etwa vier Quart) faßte. Trotz der früheren Plünderungen des Tempels gab es zu Plinius Zeiten noch über 3000 Bildsäulen. Jetzt ist aller Glanz verschwunden, und ärmliche Hütten bedecken die Stätte des Tempels. Durch Ausgrabungen würde man jedenfalls noch die verschüttete Dunsthöhle wiederfinden, so wie den großen Nabel von Marmor, welcher nach der Phantasie der Alten Mittelpunkt der Erde war. — Auf der Ostseite der kastalischen Kluft liegt ein von Olivenbäumen umgebenes verlassenes Kloster. Etwas weiter

östlich vom Kloster sieht man die Reste eines Dorischen Tempels und noch zehn Minuten weiter östlich, in der Nähe eines alten viereckigen, aus großen Quadern erbauten und oberhalb zerstörten Thurmes, schlummern auf einer ebenen Fläche die alten Delphier in kühlen Steinsarkophagen. Ein paar derselben, aus Kalkstein und weißem Marmor gehauen, stehen, größtentheils zerstört, über dem Boden.

Eine halbe Stunde von Kastri südwestlich abwärts liegt auf dem letzten Vorsprung des Parnaß, nur einige hundert Fuß über der Krissäischen Ebene, das ansehnliche Dorf Chrysso (Kriso oder Krissa), schön mit Orangen und anderen Fruchtbäumen geziert. Von hier gleitet der Blick über den herrlichen Oelwald, der die fruchtbare Krissäische Ebene bedeckt, auf den gleichnamigen Meerbusen und darüber hinaus auf die Nordküsten des Peloponneses hin. Als wir in die Ebene hinabgekommen waren, stürzte der Regen stromweise vom Himmel und es donnerte stark; aber bald hellte es sich auf, und die Sonne schien wieder mild und warm (es war spät im December). Zwischen dem Fuß des Parnaß und dem der Kirphis drängt sich aus einer engen Thalschlucht das Flüßchen Pleistos hervor und schlängelt sich bei Kirrha ins Meer. In diesem Thale des Pleistos wurden die Pythischen Spiele gefeiert. Am Meere ist ein guter Hafen. Hieher leitete einst Apollo in der Gestalt eines Delphins das Schiff von Kreta, welches seine Heiligthümer und seinen Dienst nach Delphi brachte. Von Kirrha aufwärts nach Delphi zu hat man von diesem die schönste Ansicht; denn im dunkelgrauen Halbmond krümmt sich mit steilen Felsmassen der Parnaß, wo in der Einbiegung vormals der mächtige Apollo-Tempel, umgeben von Tausenden, oft mit Gold bedeckten Standbildern, im Sonnenschein erglänzte, während jetzt diese ganze Herrlichkeit zu einer Gruppe ärmlicher Hütten zusammengeschrumpft ist. — Am Hafen, jetzt Salona Skala genannt, sind ein paar sogenannte Magazine oder Schuppen, in welchen man Wein, Kaffeesatz und einige Lebensmittel bekommen kann, diesmal auch eine Suppe von Bohnen, Zwiebeln und Pfeffer. Im Krissäischen Meere, besonders östlich von Bulis, wurden sonst die besten Purpurmuscheln gefischt, und von ihrem Ertrage nährte sich die halbe Bevölkerung von Bulis.

Von Kirrha nach Galaridi geht es um den Meerbusen anfangs über zackige Kalkfelsen, dann über eine kleine Ebene, dann auf einer mit gerundeten großen Steinen erbärmlich schlecht gepflasterten Straße einen steilen Bergrücken hinauf, und von da in einer engen Schlucht hinab an das Meer. An den Abhängen des öden Kalkgebirges standen einige Fuß hohe Bäumchen Wolfsmilch (Euphorbia Dendroïdes) deren Stamm oft vier Zoll dick war. Erst beim Mondschein erreichten wir unser Ziel und erhielten Wohnung in einem oberhalb noch nicht ausgebaueten Kaffeeladen: das Zimmer und beinah das ganze Haus wankte bei jedem Tritt. Das Städtchen Galixidi ist neu erbaut und hat wegen seines vortrefflichen Hafens viel Verkehr. Doch war in den Magazinen nur schlechtes Brot, saurer Wein und alte Sardellen zu bekommen, aber nicht einmal ein Ei oder trockene Feigen. Es werden hier viel Brazzeren erbaut. Dies sind kleine schnell segelnde Fahrzeuge mit einem Mastbaum; sie fassen einige Hundert Centner Ladung und sind im Meerbusen von Lepanto sehr gebräuchlich. Der Hafencapitain, ein gesetzter gefälliger Mann, besorgte mir eine gute Brazzera von hier bis Lutraki, dem jetzigen Hafen von Korinth.

Zehntes Kapitel.

Am frühen Morgen begrüßte ich, auf dem Meerbusen von Lepanto schwimmend, die „rosenfingrige" Eos. Diese Hindeutung auf Rosenfinger ist von dem alten Homer völlig aus der Luft gegriffen: es zeigen sich nämlich manchmal vor dem Aufgange, sowohl als nach dem Untergange der Sonne fünf blaßrothe, perpendiculär vom Horizonte aufsteigende Streifen. Des Tags über konnte ich die Nordküsten von Morea, an denen wir vorüberfuhren, in Muße betrachten. Diese Küsten sind sanfter, grün bewachsen und fruchtbarer als die gegenüberliegenden, und haben zahlreiche Flüsse und Bäche aufzuweisen, die von Arkadiens Gebirgen her ungestüm ins Meer brausen; im Sommer sind die meisten wasserleer, und dann werden ihre Betten durch weiße Streifen

der Kalksteingeschiebe bezeichnet. Ueber die grünen Vorberge hinweg ragen die schneebedeckten Hochgebirge Arkadiens, darunter die mächtige Kyllene (jetzt Ziria) von 7200 Fuß Höhe. Nahe an die Küste tritt der massige Komari mit seiner frischen Vegetation. Von da ab werden die Ufer angebauter; man sieht kleine Ortschaften mit Wein- und Olivengärten. Im alten Gebiete von Sikyon, bei Xilo-Kastro am Flusse Elisson, gingen wir ans Land, in einer Gegend, wo Süßholz, Mastix und Arbutus reichlich wuchs. Hier besah ich einen Korinthengarten. Die Korinthe ist bekanntlich eine kleinere Art von Reben mit kleinerem Blatt und getrennt sitzenden Beeren, die man am Stamme trocknen läßt, dann, wenn sie abgefallen, sammelt. Sie machen den Hauptreichthum dieser Gegend aus und eins der vorzüglichsten Handelsprodukte Griechenlands. Die Gärten gehören theils der Regierung, welche sie verpachtet, theils Privateigenthümern aus Korinth und anderen Orten.

Die Sonne neigte sich bereits dem Untergange zu und vergoldete die Schneefelder auf dem Rücken der hohen Kyllene und die Zinnen von Akrokorinth, als wir in den Hafen von Lutraki einliefen, an dessen Strande warmes Wasser quillt. Der Fußpfad von da nach Korinth zieht sich durch eine Menge von Mauertrümmern, welche zum Theil dem alten Hafen Lechaion angehören mochten, zum Theil aber auch die Festungswerke bildeten, welche quer über den Isthmos nach dem alten Hafen Kenchreai, dem heutigen Kalimaki, gingen.

Korinth selbst lag und liegt noch jetzt am Fuße eines Felskolosses, welcher den ganzen Isthmos sperrt und beherrscht. Zu der Festung Akrokorinth gelangt man durch ein großes Thor. Sie enthält drei Haupttheile und ist auf allen Seiten durch schroff abfallende Kalkfelsen begrenzt. Es gehören dazu gegen vier Tausend Mann Besatzung; denn die Hochfläche, die man oben findet, ist sehr geräumig. Vormals stand daselbst ein ziemlich großes Dorf, von welchem noch Häusertrümmer übrig sind. Es weideten damals in der Festung zwei Schaafherden, und es giebt in derselben sogar etwas Jagd, da sich dort einige Hasen, besonders aber viel Felsenhühner aufhalten. Südwestlich hebt sich eine senkrecht emporstehende Felskuppe mit einer festen Burg

des Mittelalters; sie war im letzten Kriege von den Griechen besetzt und konnte trotz aller Anstrengungen durch die Türken nicht eingenommen werden. Man hat zwei gute Cysternen; auch die nahe am Gipfel entspringende Quelle Peirene spendet der Besatzung reichlich Wasser und fließt durch die Stadt dem Meere zu. Ueber dem grünberasten Untertheil ragt der weißgraue Fels bis zu einer Höhe von 600 Fuß empor. Da oben begrüßt man die Akropolis von Athen, und über beide Meere schweift der Blick östlich zwischen Salamis und Aegina bis nach dem attischen Vorgebirge Sunion, nördlich erscheinen die Gipfel des Helikon, Kithairon und Parnaß, im Westen und Süden bilden die Gebirge Moreas am Horizont einen bläulichen, hin und wieder weißbetupften Kranz. — Von Alterthümern giebt's nur wenig Reste. Hin und wieder sieht man Spuren der alten Stadtmauern, deren Quadern der Verwüstung durch Mummius getrotzt. Vor der Stadt stehen sieben herrliche dorische Säulen, vier und zwanzig Fuß hoch und aus Einem Stücke gearbeitet, welche zu einem Tempel des Apoll gehört haben sollen. Auf dem Wege nach Kalimaki trifft man ein mäßig großes, in Felsen gehauenes, noch deutlich erkennbares Theater, über welches einst die Kraniche des Ibykus, als Verräther eines Frevels, hinweggezogen. An demselben Wege sieht man die Einfassungsmauern vom Heiligthum des Poseidon und Spuren der Rennbahn, wo die isthmischen Spiele gefeiert wurden. Statt des ehemaligen Fichtenhaines giebt's jetzt nur Gesträuch und spärliche niedrige Kiefern. Zu beiden Seiten des Weges öffnen sich zahlreiche Steinbrüche, aus denen man einst die Werkstücke zu dem isthmischen Walle und zu den Stadt- und Hafenmauern gebrochen; dazwischen zogen sich grünende Saatfelder über den gewellten Rücken der Landenge hin, die an der schmalsten Stelle etwa drei Viertel Meilen (6000 Meters) breit ist. — Die Durchführung eines Kanals, den die Alten bereits auf beiden Seiten angefangen haben, wäre für Griechenlands Handel von der größten Wichtigkeit. Neuerdings hat man in dieser Richtung eine Chaussee angelegt. Könnte man nur auch den Landweg von Korinth nach Megara in eine bequeme Kunststraße umwandeln! Man muß da, wie mir gesagt wurde, oft im Zickzack auf schmalen Steilpfaden

bald hinunter steigen, bald hinaufklettern, während Tiefen von mehreren hundert Klaftern, wo unten das Meer rauscht, den Blick schwindeln machen. — Während meiner Anwesenheit in Korinth sah ich bei Gelegenheit eines Festes die Romaika, den griechischen Nationaltanz, welcher von vornehmeren Männern, besonders Palikaren-Officieren in ihrem Waffenschmuck und gold- oder silbergestickten Westen, aufgeführt wurde. Sie bildeten eine Reihe von etwa zwanzig Personen, indem sie sich bei den Händen gefaßt hielten. Der an der Spitze befindliche Vortänzer oder Chorage macht allerlei Sprünge und Figuren nach eigener Erfindung; die Uebrigen ahmen seine Bewegungen nach. Man macht dabei nicht eigentliche Pas, sondern hebt und schlenkert nur die Beine mit einer gewissen Zierlichkeit nach dem Tacte der eintönigen, gewöhnlich von einer Cither ausgehenden Musik. Von Zeit zu Zeit bricht die ganze Gesellschaft in lautes Jauchzen aus, wodurch dann Arme und Beine zu leidenschaftlicheren Bewegungen angefeuert werden.

Von Korinth geht es südöstlich nach Nauplia, anfangs über mächtige Geröllablagerungen und über zackige glatte Kalksteine sehr steil bergauf; dann kommt man in ein kleines offenes freundliches Gebirgsthal, und weiterhin blickt man von einem kleinen Plateau des ziemlich flachen Gebirges hinab in eine hübsche bebaute Ebene und auf grüne Weingärten. Westwärts liegt ein kleines wallachisches Dorf und auf einer Kalkklippe die Ruinen einer alten Burg; diese heißt, wie auch das Dorf, Angelo-Kastro (Engelsburg). Unter einem großen, mit mehreren Stämmen sich weit ausbreitenden wilden Mandelbaum übernachteten wir am Abhange bei dem Dorfe. Von hier gelangt man bald über einen Bergrücken in ein breites Thal, an dessen Seitenrändern viel wilde Birnbäume wachsen; sie sind klein und krüppelig, die Früchte herbe und sauer. Mittags rasteten wir unter einigen großen Olivenbäumen in der Nähe des Dorfes Piadda. Dies liegt hoch, in einer durch schroffe Kalkfelsen gebildeten engen Schlucht, und eine kleine Kirche auf einer Felskuppe mit einem gemauerten Bogen, worin eine Glocke hängt, vermehrt noch den romantischen Anblick. Die nahen Gärten haben eine für Südfrüchte zu kühle feuchte Lage. Es wuchsen dort Apfelsinen, die aber,

ungeachtet des schönen Aussehens, sauer waren. Außerdem cultivirt man Citronen, weißgelbe Glasäpfel, kleine Aprikosen; auch Granatäpfelsträucher und Mais sah ich. Nachmittags zogen wir am Bergabhang weiter, und in der Abenddämmerung senkte sich der Weg hinab nach Epidauros. Dies ist ein neuerbauter kleiner Ort nahe an einem Hafen, wo man sich, wenn man von Nauplia kommt, nach dem Piräeus einschifft, und umgekehrt. Auf der vorspringenden Küste liegen verworren durch einander die mit schönem Grün bekleideten Ruinen der alten dem Asklepios (Aesculap) geweiheten Stadt Epidauros. Von da ritten wir des anderen Tags anfangs an der Küste entlang durch eine reizende, theilweis wohlangebaute fruchtbare Gegend. Darauf kamen wir in ein Bergthal mit wildem Charakter und üppiger Vegetation. Oleander, Myrten, Mastix, Erdbeerbäume und wilde Oliven bedeckten den Boden mit einem dichten Gewebe; auch die Höhen waren mit Bäumen und Gestripp malerisch bewachsen. Wir bogen seitwärts ab, um Alterthümer zu beschauen. Zuerst trifft man ein wohlerhaltenes Theater, dessen Sitzreihen rings mit Gebüsch überwuchert sind. Dann steigt man hinunter zu dem berühmten Tempel des Asklepios, von dem noch bedeutende Reste mit den umgebenden Priesterwohnungen, Herbergen und anderen Gebäuden vorhanden sind. Alles deutet auf Pracht und Großartigkeit. — Ein Stündchen weiter brachte uns nach Ligurio, dem alten Lessa. Dahinter ging's fünf Stunden lang durch eine trübselige Berggegend, die kein Dorf, keine menschliche Wohnung und nur spärliches Gebüsch darbot, bis Nauplia. Dies, anfänglich Sitz der griechischen Regierung, ist eine der größten Städte Griechenlands und mag gegen 8000 Einwohner zählen. Der Hafen der Stadt ist vortrefflich, merkwürdiger noch die von den Venetianern angelegten Festungswerke: das Fort Itschuale, welches auf einer Felshöhe am Meer den Busen beherrscht, und namentlich das Fort Palamidi, welches auf einem steil über der Stadt sich erhebenden felsigen Berge den von der Landseite her einzig möglichen Zugang vertheidigt. Letztere Festung besteht aus sieben einzelnen Citadellen, deren eine die andere deckt und die völlig von einander getrennt sind, oft durch breite und tiefe zwischen den Kalkfelsen ausgesprengte

Gräben. Die Türken konnten nur durch Hunger gezwungen werden, die Festungen zu übergeben. Bei der St. Georgskirche zeigt man die Stelle, wo Graf Capodistria (1831) ermordet wurde. — Südlich von Nauplia liegt im Argolischen Busen die kleine, aber durch die Handelsthätigkeit ihrer Bewohner ausgezeichnete Insel Spezzä. Die Handelsmarine derselben hat neuerlich die Schifffahrt der Nachbarinsel Hydra, welche früher die reichere war, aber im Freiheitskampfe mehr gelitten, bedeutend überflügelt. Im Frühling 1837 wurde Hydra durch ein Erdbeben heimgesucht, dessen Stöße einen Monat lang sich täglich wiederholten, so daß viele Häuser der gleichnamigen Stadt einstürzten. Diese ist auf einem Felsen erbaut und stark befestigt. —

Von Nauplia fuhren wir auf einer Chaussee nach Argos, dem einzigen fahrbaren Wege in Morea. Unterwegs, eine halbe Stunde von Nauplia, besahen wir die berühmte alte Burg Tiryns, auf einer nicht beträchtlichen Höhe gelegen. Deutlich unterscheidet man einen Thurm. Die cyklopischen Mauern der Burg sind an einigen Stellen noch mehr als zwanzig Fuß hoch und zwanzig bis fünf und zwanzig Fuß dick. Die Steine haben eine ungleiche Größe, oft sechs bis acht Fuß Länge, drei bis vier Fuß Höhe; sie sind viereckig, viele auch vieleckig und nur theilweis zur besseren Fügung grob behauen; der Mörtel fehlt, da diese Massen durch ihre Schwere fest genug in einander liegen. — Zwei kleine Stunden von Nauplia entfernt liegt Argos mit einer Bevölkerung von etwa 9000 Seelen. Die Stadt treibt etwas Seidenbau und ist deshalb mit Maulbeerbäumen umgeben. In der argivischen Ebene wird ein sehr geschätzter Taback gebaut, außerdem Getreide, namentlich Gerste. Die Gerste säet man im October. Das Pflügen geschieht mittelst eines mit zwei Ochsen bespannten Hakens. Im November geht die Frucht auf und steht dann bis zum April im Wachsthum still. Im Mai wird vieles grün zum Futter abgemäht, im Juni ist die Ernte. Die Garben werden gleich im Freien auf einen gepflasterten runden Platz gelegt, in dessen Mitte ein Pfahl steht. Daran wird eine lange Stange mit acht bis zehn Eseln gebunden. Diese werden bald links, bald rechts herumgetrieben, wodurch das Stroh förmlich zermalmt wird und aussieht, wie lang geschnitte-

ner Häckfel. Dann worfelt man das Korn, jedoch so unvollständig, daß es bei uns Niemand kaufen würde. Auch Wein baut man reichlich in der Umgegend von Argos. Es giebt hier weißen, halbrothen und schwarzen Wein. Der Preis ist niedrig und sehr verschieden. So kostete damals die Okka (etwa fünf Viertel Pfund preußisches Maaß) in Athen 40 Lepta oder Heller (100 Lepta machen eine Drachme, vier Drachmen etwa einen Thaler), in Argos 24 bis 30, in Tripolizza und weniger bevölkerten Oertern 10 bis 14 Lepta. Außer dem schlechten Gerstenbrot giebt's in den Hauptörtern auch Weizenbrot, die Okka zu etwa 40 Lepta; denn der Grieche wiegt Alles, selbst das Holz. — Argos ist besonders am Sonnabend, als dem Markttage, sehr belebt. Dann strömt das Landvolk von allen Seiten zu. Die Männer wandern, gestützt auf lange, oben gekrümmte Stäbe, neben ihren mit Melonen, Granatäpfeln, Oliven und anderen Früchten beladenen Eseln; die Frauen tragen Körbe und Bündel auf den Köpfen, führen auch wohl ihre Kinder und Säuglinge mit sich. Alle kommen mit lautem Gelärm und Geschrei, welches man schon eine halbe Stunde weit hören kann; Alle lagern sich in den ungepflasterten Straßen bei dem Mangel eines Marktplatzes bunt durch einander. Beim Feilschen ist übrigens der Grieche in seinem Element, und der Fremde muß wohl auf seiner Hut sein, damit er nicht übervortheilt werde. Die Tracht der niederen Volksklassen besteht aus einer weißen wollenen Jacke, dergleichen weiten Beinkleidern und Kamaschen. Das Haupthaar ist ringsum geschoren; nur in der Mitte steht ein dicker Wulst. Darüber liegt das hohe gewirkte rothe Fes mit der lang herunterhängenden blauen Troddel. Die Frauen haben ihr in einen Wulst zusammengewickeltes Haupthaar mit einem Turban umwunden. Ueber der Stirn tragen sie gern breite Haarflechten, meist von blonder oder brauner Farbe, damit diese gegen die eigenen schwarzen Haare absteche. Die Sitte, in den Haaren der Stirn Schnüre mit älteren oder neueren, goldenen oder silbernen Münzen (je nach Stand und Vermögen) zu tragen, fand ich namentlich bei den korinthischen Frauen, auch Kindern wird vielfach die Brust mit solchen Münzschnüren umhängt. — Ueber Argos ragt die von den Venetianern im Mit-

telalter gegründete Burg auf einem Felsen empor, welcher den Palamidi von Nauplia an Höhe und Schroffheit noch übertrifft. Aus dem Alterthum sind nur wenig Spuren übrig in der Cyklopenmauer. Da oben überschaut man die fruchtbare Ebene und den argolischen Meerbusen mit seinen Vorgebirgen, Felsenriffen, Buchten. Mit Lust schwelgte ich in dem schönen Blick bis die Sonne untergegangen war. Da nun hier im Süden bei kürzerer Dämmerung die Dunkelheit schnell hereinbricht, so verlor ich beim Hinuntersteigen den ohnehin nicht bezeichneten Weg und stolperte lange Zeit auf den durch Regen glatt gewordenen Felsen umher, nicht ohne Gefahr, den Hals zu brechen. Kaum war ich aber unten angelangt, so überfiel mich ein Rudel wüthender Hunde. Zum Glücke fehlte es nicht an Kieselsteinen, und indem ich nach allen Seiten hin einen Hagel derselben verbreitete, entkam ich unverletzt, wiewohl mit zerrissenem Rocke, dieser zweiten Gefahr. — Das gut erhaltene unter dem Burgberge befindliche antike Theater enthält acht und siebenzig in den Fels gehauene Sitzreihen und mochte sicher 30,000 Menschen fassen.

Zwei Stunden von Argos liegt in einem Winkel der Ebene Mykene. Hier trifft man zuvörderst auf das sogenannte Schatzhaus des Atreus oder, wie die Umwohner gewiß richtiger sagen, das Grab des Agamemnon. Es ist ein vollständig erhaltener Cyklopenbau. Zwei vorspringende Mauerarme bilden die Vorhalle. Die nach oben sich etwas verjüngende Thür ist etwa funfzehn Fuß hoch und neun Fuß breit. Darüber liegen neben einander zwei mächtige, mehr als zwanzig Fuß lange, tief in das Mauerwerk eingreifende Steine. Der Bau selbst ist ein Rundgewölbe, nach oben trichterförmig zulaufend, und ähnlich einer phrygischen Mütze. Die Steinlagen gehen in mehr und mehr sich verjüngenden Kreisen spitz zu, bis in der Höhe ein runder Stein das Ganze schließt. Die Höhe des Gewölbes beträgt 49 Fuß, unten im Durchmesser 48 Fuß, geräumig genug, um mehr als hundert Mann zu fassen. Die Kalksteine sind behauen und schließen fest aneinander, als wenn sie durch Mörtel verbunden wären. Rings an den Wänden bemerkt man in gleichweiter Entfernung über und unter einander verschiedene kleine, etwas nach

unten hin geneigte Bohrlöcher. Vielleicht hing man daran Kränze oder Votiv-Tafeln auf. Ueber der Thür ist ein dreieckiges Loch angebracht. Rechts davon führt eine zweite kleinere Thür mit eben solchem Loch in eine andere länglichrund gewölbte Steinkammer von geringerem Umfang. Der Eingang derselben ist fünf Fuß breit und, entsprechend der Mauerdicke, acht Fuß lang. Als wir hineingetreten waren, umgab uns völlige Dunkelheit. Die griechischen Jungen, welche uns von Mykene aus zu Führern dienten, zündeten daher einen Haufen dürres Haidekraut an, und bald erleuchtete die lodernde Flamme einen in der Mitte ausgehauenen Hügel von sechs Fuß Länge und drei Fuß Breite, während der älteste der Jungen uns von den Thaten des mächtigen Agamemnon vorräderte. — Wäre dies ein Schatz- oder gar Vorrathshaus, so hätte man es wahrlich nicht außerhalb der Burg angelgt. Viel wahrscheinlicher waren dies die Erbbegräbnisse der Atreusfamilie. Auf dem Gipfel desselben Hügels, an welchem dies Gewölbe erbaut wurde, liegt die alte Königsburg von Mykene, wie ein Adlerhorst zwischen Felsen eingeklemmt, die den schärfsten Winkel der argivischen Ebene bilden. Der Umfang mag über tausend Schritt betragen. Ein bedeutender Theil des cyklopischen Mauerwerkes steht noch, stellenweis zwanzig Fuß hoch und darüber. Die Fundamente zeigen noch die Abtheilungen der Gemächer. Es ist unglaublich, welche Masse von Steinen hier zusammengeschleppt und aufgethürmt wurde. Man sieht darunter Blöcke von acht bis zehn Fuß Länge, drei bis vier und mehr Fuß Dicke, wie nach der Setzwage gerichtet. Der von einem mächtigen Stein bedeckte Burgeingang heißt das Löwenthor. Ueber jenem Stein sieht man nämlich eine pyramidal sich verjüngende Platte mit einer dareingehauenen dorischen Säule, und an jeder Seite derselben steht ein Löwe. Auf der Nordseite der Burg fallen die Felsen schroff in ein enges Thal ab. Hinuntergeworfene Steine weckten das Echo, welches mit starkem dumpfen Schall, gleich einer Stimme aus grauer Vorzeit, widerhallte.

Von Argos brachen wir nach Tripolizza auf und machten eine Tagereise von zwölf Stunden bei trübem Wetter und häufigem Regen. Etwa ein Stündchen von Argos entfernt, quillt

rechts von der Straße unter einem Felsen ein starkes krystallhelles Wasser hervor. Es ist die Quelle Kephalaris. Oberhalb derselben liegt die Lernäische Höhle, wo Herkules die lernäische Schlange tödtete. Sie besteht aus gelblich grauem Kalkstein und gleicht einem großen langen Felsensaale, in dessen Halbdunkel man sich die giftgeschwollene Hydra mit ihren funfzig Köpfen als gräßlichen Knäul vorstellen kann. Die Höhle wird jetzt von einem griechischen Eremiten bewohnt, der daselbst ein wunderthätiges Bild der heiligen Jungfrau (Panagia) bewahrt. Bei schlechtem Wetter dient sie auch den Schafen und Ziegen zum Schutz. Etwas weiter unterhalb der reichlich fließenden Quelle liegen zwei Mühlen. Die Construction derselben ist hier zu Lande eigenthümlich. Das Wasser wird nämlich hoch hinaufgeleitet und fällt in einen 14 bis 15 Fuß langen, schräg stehenden Trichter. Unter demselben liegt horizontal ein messingenes Rad von vier Fuß im Durchmesser mit breiten Schaufeln, welches durch die aus dem Trichter mit verstärkter Macht hervorströmende Fluth in Bewegung gesetzt wird. Diese Einrichtung mag durch den allgemein herrschenden Wassermangel bedingt sein, da im Sommer alle kleineren Flüsse, wie der Inachos bei Argos, austrocknen, man sieht dann nichts als Sand und Kiesel in dem Bette, bis dasselbe wieder von den Regenströmen der Gewitter und des Winters gefüllt wird. — Wir zogen nun vier bis fünf Stunden bergan zur Hochebene von Tripolizza. Die Gegend ist äußerst öde. Nur selten zeigen sich Heerden von Schafen und Ziegen, bei denen die Hirten mit ihren sieben bis achtfüßigen Krummstäben gehen oder schlafen, während hie und da ein silbergrauer Esel mit seinem Treiber hinter sich einherzieht. — Uebrigens reiten die Griechen auf ihren Eseln nach Art unserer Damen.

Tripolizza, unter den Türken die Hauptstadt von Morea mit 15000 Einwohnern, aber im Kriege gänzlich zerstört, mag jetzt wieder 5 bis 6000 Seelen zählen. Die Stadt liegt auf der Hochebene von Arkadien, ungefähr 2000 Fuß über dem Meeresspiegel. Luft und Wasser ist frisch und gesund. Fieberkranke genesen hier schnell. Man hat bedeutende Maisfelder und ungeachtet der kühlen Lage gedeiht der Wein noch gut. Man baut einen sehr blassen weißen Wein, den Resinat-Wein, der eben

so angenehm und leicht, als wohlfeil ist. Wir zahlten für eine Okka oder zwei Flaschen einen guten Groschen. — Zwei Stunden nördlich von Tripolizza liegt Mantineia in einer großen Ebene, welche sich von Nord nach Süd in einer Länge von sechs Stunden bei einer wechselnden Breite von anderthalb bis drei Stunden ausdehnt. Sie ist durchgängig sehr fruchtbar, heutiges Tags aber fast ganz baumleer und wird nur zu Ackerfeldern, Weingärten und Viehweide benutzt. Die Stadt lag in der Mitte auf einem sumpfigen, vom Flüßchen Ophis umschlängelten Platz, wo jetzt viel Frösche, Störche und andere Wasservögel sich aufhalten. Die Stadt war fast rund, wie die deutlich erkennbare Grundmauer zeigt. Wir zählten in derselben 130 Thürme. Das Innere der Ringmauer ist mit Trümmerhaufen erfüllt. Nördlich von der Stadt erhebt sich ein Hügel, auf welchem Epaminondas seine edle Heldenseele aushauchte. Eine Säule von weißem Marmor, die etwa zwei Fuß aus der Erde ragt, wird von Vielen für sein Grabdenkmal angesehen. Die Südhälfte der großen Ebene beherrschte vor Zeiten Tegea, Sitz des Hirtengottes Pan. In dem südlich von diesen bedeutungslosen Ruinen gelegenen Dorfe zeigt man in einem Bauerhofe das gut gearbeitete, aber sehr beschädigte zwei Fuß hohe Bild des Pan in halberhabener Arbeit an einem Marmorblock vertieft eingehauen. Pan steht zwischen zwei Tannenbäumen, in der Linken die Hirtenflöte, in der Rechten den Hirtenstab, seinen Hund zur Seite.

An dem Morgen, wo wir unsere Reise nach Sparta antraten, bot sich uns das in Griechenland höchst seltene Schauspiel eines dichten weißen Nebels dar, der wie ein Meer über der ganzen Ebene lagerte und aus dem die Höhen gleich Inseln hervorragten. Kaum stieg jedoch die Sonne etwas höher, so verschwand alles plötzlich wie durch einen Zauberschlag. — Der Weg führt anfangs über die ziemlich gut angebaute Hochebene, dann durch Berg und Thal. Nach fünf Stunden erreichten wir einen einsam gelegenen Chan, der die gewöhnlichen griechischen Erfrischungen, Eier, Sardellen, Oliven, Brot und Wein darbot. Vor der Thür der ärmlichen dunkelen Hütte sahen wir mehrere Männer mit Flinten, Pistolen, alten Säbeln und Dolchen bewaff-

net, in einem höchst zerlumpten Aufzuge. Da diese Straße wegen ihrer Unsicherheit berüchtigt ist, so konnte man sie leicht für Klephten halten. Alsbald ließen sich aber auch ein paar Gensdarmen blicken, und es fand sich, daß es eine Art von Landsturm war, im Aufsuchen von Räubern begriffen. Sie zeigten sich indeß selbst nicht ganz frei von diebischen Gelüsten. Während ich nebst meinem Bedienten und Führer im Chan war, zog einer der Männer aus meinem Quersack mit Lebensmitteln eine Wurst hervor. Ich bemerkte dies, eilte hinaus und da er mir den Rücken zugekehrt, so schlich ich mich leise hinzu und gab ihm einen derben Schlag mit meinem wilden Oelzweig, den ich als practikabele Waffe bei mir führte. Die Gensdarmen lachten, und der Lump ging beschämt weg. — Von diesem Chan aus wird die Gegend immer romantischer. Bäume und Büsche mehren sich; Felsen und Berge sind grün bekleidet. Man begegnet schön belaubten Platanen und Eichen. Weißdorn, wilde Rosen und die stachelichte Kermeseiche bilden zuweilen ein Dickicht, durch welches man sich nicht ohne Mühe hindurcharbeitet. Dazwischen blickt man in ein lachendes Thal, links vom alten schneebedeckten Parnon-Gebirge begrenzt. Bergauf, bergab, über Klippen und durch Dornen, gelangt man nach zwölfstündigem Tagewerk zu einem zweiten Chan, wo gewöhnlich übernachtet wird. In meinen von heftigem Regen durchnäßten Mantel gehüllt, schlief ich zwischen den Schläuchen und Fässern auf dem Boden der Hütte oder Höhle höchst unruhig. Fieberhaft durch das zahlreiche Ungeziefer aufgeregt, ging ich hinaus ins Freie und genoß der herrlichsten Mondscheinlandschaft. Wahrlich schon die Nächte mit dem prachtvollen Glanz der Gestirne belohnen eine Reise in Griechenland! — Das helle Morgenlicht ließ mich die Gegend überschauen. Ich stand neben dem Chan auf einer Höhe, rings von Gebirg und Wildniß umgeben. Links erschien, eine Stunde entfernt, im tiefen Thal Mistra und das neuerbaute Sparta. In der weiten schönen, bis Marathonisi (dem alten Gythion) sich erstreckenden Ebene blinkte hin und wieder der Eurotas, jetzt Iris, hinter Sparta Basili-Potamo genannt. Darüber hinaus ragten mit schneebedeckten Felsgipfeln die Gebirge der Maina. Grün und blumig mit Busch und Wald lachte der Vordergrund.

Mein Herz schlug hoch! — Auf dem furchtbarsten Felsenwege, wo die Thiere oft wie die Katzen durch die Klippen hin klettern mußten, ritten wir darauf hinunter in's Thal. Daselbst passirten wir auf einer höchst malerisch in der Felsschlucht gelegenen Brücke den wildrauschenden Eurotas. An seinem Ufer entlang ging's durch blühende Büsche aller Art, durch Rosen, Oleander und Cytisus, unter Aloen, Feigen, Maulbeerbäumen über rieselnde Quellen und zwischen einer Reihe von anmuthigen Hügeln hindurch nach Mistra. Die aus Orangen und Cypressen hervorblickende Stadt steigt zwischen zwei Schluchten amphitheatralisch mit ihren weißen Häusern am steilen Abhange eines hohen Vorberges empor, dessen Gipfel die stattlichen Ruinen einer von den Venetianern erbauten mittelalterlichen Burg einnehmen. Dahinter heben sich riesig die Felsenmassen des weißhäuptig schimmernden Taygetos, in denen vorn nach Süden hin sich die überhängende Klippe Warathron zeigt, von welcher vormals nach Lykurgs Gesetz die mit Leibesgebrechen geborenen Kinder in die darunter befindliche Schlucht hinabgeworfen wurden.

Das Thal des Eurotas ist eines der schönsten und fruchtbarsten in ganz Griechenland. Sechs Stunden weit bis Levezoba bildet dasselbe einen Garten voll Maulbeeren, Oliven, Feigen, Granaten, Orangen und Reben. Diese Fruchtbarkeit wird durch die reichlich vom Taygetos fließenden Gewässer hervorgebracht; auch finden sich hier eine Menge Nachtigallen, die den Frühling besingen. Zumal die beiden nächst der Stadt befindlichen Schluchten sind von Bächen durchströmt, die im Frühjahr mit bedeutenden Wassermassen durch die Felsblöcke einher schäumen. Die Bäche treiben idyllisch gelegene Mühlen. Hoch an den röthlichen, oft mit Grotten und Höhlen ausgestatteten Felsen zieht sich die Vegetation hinauf, die in der Tiefe aufs üppigste gedeiht. In der einen dieser Schluchten liegt das Dorf Parori, wo eine Platane von kaum vierzig Jahren doch eilf Fuß im Umfang hatte. Die Orangengärten, Platanen und hohen mit wildem Wein umrankten Ulmen des Dorfes Hagiannis überbieten an üppigem Wachsthum Alles, was selbst Messenien in dieser Hinsicht aufzuweisen hat, und die riesige Cypresse des Fürsten Pückler-Muskau am Fuße des Gebirges nördlich von Mistra ist vielleicht der

größte Baum dieser Art, den ich in Griechenland und Kleinasien gesehen. — In dem Eurotasthal, doch nicht unmittelbar an dem Flusse, liegt, drei Viertelstunden von Mistra entfernt, Sparta. In der Nähe der alten Stadt ist erst jüngst eine neuere entstanden. Unter den vielen Ruinen erkennt man deutlich die Spuren einer Rennbahn und eines Theaters. Am besten erhalten ist das sogenannte Grabmal des Leonidas: gegen dreißig Fuß lang, zwei und zwanzig breit, aus großen Kalkquadern gebaut, im Innern mit einem grob zugehauenen Sarkophag, wohl schwerlich der jenes gefeierten Helden. Am linken Eurotasufer liegt auf steilem Hügel die Ruine des Menelaion, eines Tempels mit den Gebeinen des Menelaos und der Helena. Es ist ein Unterbau, der sich in drei Absätzen stufenweise erhebt, aber fast ganz unter Schutt und Geröll vergraben wurde. Hier fanden sich kleine, zwei bis drei Zoll hohe Bleifigürchen von geharnischten Männern und von Frauen in langen Gewändern, nebst kleinen aus Blei gegossenen Strahlenkronen oder Kränzen, wahrscheinlich Weihgeschenke der ärmeren Klassen an das göttlich verehrte Königspaar.

Der Taygetos erhebt sich über dem reizenden und gesegneten Eurothasthale in nackten schroffen, bis zu zweitausend Fuß hohen Felswänden, welche in viertel- oder halbstündiger Entfernung von gewaltigen Klüften bis auf den Boden durchschnitten sind, aus denen zahlreiche Bäche hervortreten, um die Thalebene zu bewässern und in den Eurotas zu fließen. Ueber jenen nackten grau und roth gefärbten Felswänden bildet sich eine Art Abdachung, auf welcher eine Menge wohlbevölkerter Dörfer liegen. Dann folgt die eigentliche Waldregion mit ansehnlichen Tannenwäldern, die sich wie ein dunkler Streif am Gebirge hinziehen, und erst über ihnen ragen bis zu einer Höhe von mehr als sieben Tausend Fuß die nackten spitzigen Gipfel empor, die wenigstens neun Monate lang mit Schnee bedeckt sind.

Ich hatte beschlossen, längs dem Rücken des Gebirges nach Gytheion zu reisen. Mein Weg wand sich gleich südlich von Parori an der Bergwand hinauf. Der Pfad war so steil, daß

ich mich nicht auf dem Maulthier halten konnte, sondern absteigen mußte. Nachdem man den Rand der Bergwand erreicht, beginnt ein hügligtes, mit fruchtbarem Erdreich bedecktes und von zahllosen Quellen bewässertes Terrain mit den Aeckern und Weingärten von Anavryti. Alles stand im üppigsten Grün, und die meisten wilden Kräuter schon (es war am 8. April) in voller Blüthe; doch hatten die Kastanienbäume noch kein Laub, obgleich man in der Ebene während des Januar täglich die reifsten Orangen von den Bäumen bricht. Anavryti ist ein großes Dorf von 220 Familien, die größtentheils von Handwerken leben und die Erzeugnisse ihres Kunstfleißes an die Thallente abzusetzen pflegen. Man findet hier Gerber, welche vorzugsweise rothes Leder bereiten, Schuhmacher, welche daraus die so beliebten rothen Schuhe verfertigen, Weber und Reifschläger, die Stricke aus Ziegenhaar machen. Zu einer großen Tropfsteinhöhle an der Südseite des Dorfes kann man nur, da der Eingang in der Mitte einer Felswand, mit Hülfe von Stricken und Leitern gelangen. Sie diente den Bewohnern im Türkenkriege als Zufluchtsort. Den engen Eingang hatten sie mit einer Steinmauer verschlossen, und ein Dutzend Männer mit guten Flinten kann hier einem Heere trotzen. Auf dem sonnigen Platze vor der Grotte arbeiteten die Reifschläger und saßen die Frauen des Dorfes mit Spinnen beschäftigt. Ihr ganzer Anzug bis auf die einfache Spindel hinunter mochte von den der alten Spartanerinnen nicht verschieden sein; nur hat die Baumwolle größtentheils die Wolle verdrängt. In einer starken Stunde erreichte ich das von Anavryti durch eine breite und tiefe Schlucht getrennte Socha. Das Dorf liegt auf einem langen schmalen Felsrücken zwischen ähnlichen, von Wasser durchflossenen Schluchten. Durch diese Schluchten wird die Reise auf dem Taygetos sehr mühselig, da man, um sie zu passiren, entweder gegen tausend Fuß sehr steil hinab und wieder hinaufsteigen muß, oder, wo dies den Lastthieren unmöglich ist, sie auf langen bogenförmigen Umwegen umgehen muß. Ueberdies hat man Noth, sich bei dem Mangel gebahnter Pfade durch das dichtverschlungene Gebüsch zu winden, da die Dörfer dieses Hochlandes wohl mit der Ebene, unter sich aber fast gar keine Verbindung haben. Desto mehr

tragen die tiefen Klüfte mit ihren rauschenden Bergwassern und den mächtigen Tannen, Platanen und Stacheleichen an den Abhängen dazu bei, die großartige wilde Schönheit des Gebirges zu erhöhen, und dazu bilden die weiten Aussichten auf die wohlbebaute Ebene mit ihren Oelwäldern anmuthige und überraschende Contraste. — Von Socha bis Sotira ist wieder eine starke Stunde. Hier fand ich nur einige Frauen und Kinder, welche mit Eseln heraufgekommen waren, um Brennholz zu holen; denn nach Landessitte haben alle diese Gebirgsorte (Anavryti ausgenommen) Filialdörfer in der Ebene, wo sie den Winter zubringen, und die Bauern von Sotira waren damals noch nicht in ihren Sommersitz zurückgekehrt. Kurz vor Sonnenuntergang zogen auch die Frauen wieder ab, nachdem sie mir ein Haus zum Nachtlager geöffnet, und ließen uns nebst den Maulthiertreibern als alleinige Herren des Dorfes zurück. Eine solche Lebensweise der Bauern macht hier viel weniger Umstände von wegen des Umzuges, als es bei uns der Fall sein würde; denn der griechische Bauer, selbst der ziemlich wohlhabende, kennt keine Tische und Stühle, keine Kisten, Koffer und Bettstellen; ein paar Kessel und Töpfe, ein paar Schläuche und wollene Teppiche, auf denen er mit Weib und Kind schläft, kann er auf zwei oder drei Eseln leicht fortschaffen. Die Ernte an Getreide, Wein, Oel und Baumwolle bleibt in der Winterwohnung, und in das Sommerdorf kommt nur der für die wenigen Monate des dortigen Aufenthaltes nöthige Bedarf. Das auffallendste Beispiel einer solchen halb nomadischen Lebensweise geben die großen wohlhabenden, aus stattlichen Steinhäusern bestehenden Dorfschaften, welche auf dem Rücken des Mänalon im nördlichen Arkadien mehr als dreitausend Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Ihre Bewohner wandern alljährlich im Herbst mit ihren Heerden fünf bis sechs Tagereisen weit in das südliche Messenien, wo sie während des Winters die fruchtbaren Staatsländereien bebauen. Sie bilden Karawanen von funfzig bis sechzig Lastthieren, Männer, Weiber und Hunde zu Fuß, die jüngeren Kinder nebst den Hühnern und Katzen zu oberst auf dem Gepäcke sitzend. Der steinige Gebirgsrücken mit seinen Tannenwäldern könnte sonst für sich allein nicht ein Drittel der Bevölkerung ernähren. — Ich ließ in meiner

einsamen Herberge ein tüchtiges Feuer anzünden, um uns vor dem kalten Lufthauch zu schützen, der über Nacht von den beschneiten Gipfeln herunter blies. Mein Bedienter kochte aus wilden Kräutern, die er am Wege gelesen, ein sehr schmackhaftes Gericht, und nach einem erquickenden Schlafe brachen wir früh Morgens wieder auf.

Zuerst passirten wir Dipotama, noch höher hinauf Poliana, in einer tiefen, von einem Bergbach mit hundert Wasserfällen durchrauschten, äußerst romantischen Schlucht. Von da ab bis Kumusta mußte ich einen Führer nehmen. Wir überstiegen einen hohen Bergrücken und klommen auf unseren Lastthieren einen steilen, mit lockerem Geröll bedeckten, wahrhaft halsbrecherischen Abhang hinunter. Hier hatten wir über uns den höchsten Gipfel des Taygetos, den heiligen Elias, so genannt von einer oben befindlichen Kapelle des Propheten, welcher überhaupt in Griechenland vielen Bergspitzen den Namen gegeben. — Die Häuser und Kirchen von Kumusta bauen sich tief in einer Felsschlucht sehr hübsch an der Felswand terrassenartig über einander empor, mit Weinreben, Granaten, Feigen und anderen Baumarten untermischt. Von da ist wieder eine Stunde beständigen Hinansteigens nach dem Kloster Gola, welches in einem Kastanienwalde liegt. Das Dorf Gorani wird von einem befestigten, der Familie Jatrakos gehörigen Thurm überragt; denn hier betritt man die Grenze der Gebiete Bardunia und Mani, wo unlängst noch unaufhörliche blutige Privatfehden gekämpft wurden. Unterhalb des Ortes zeigen sich auf einer kleinen Erhöhung die Ruinen einer mittelalterlichen Festung. Von einem hohen Bergrücken südlich von Gorani überblickte ich das durch die Vorberge des Taygetos gebildete Hügelland Bardunia. Dort saßen bis zur Revolution die Bardunioten, ein durch Wildheit und Raubgier verrufener Albanesenstamm, rings umher im flachen Lande plündernd, unter sich und mit ihren südlichen Nachbarn, den ebenso wilden Maniaten, in beständigem blutigen Hader lebend. Jetzt sind ihre Thürme verödet und zerfallen, sie selbst ausgerottet, so daß die Bevölkerung des Gebirges rein griechisch ist. — Von Gorani aus erreichten wir in anderthalb Stunden Arna, ein ansehnliches Dorf unter hohen Kirsch- und Nußbäumen, wo man vorzüglich Weinbau

treibt. Hier fand ich in der festen Burg des Nicolakis Jatrakos die gastlichste Aufnahme. Eine solche Burg besteht aus einem drei bis vier Stockwerke hohen viereckigen Thurme, welcher verschiedene Wohnzimmer enthält und dessen flaches Dach durch runde Thürmchen an den Ecken und durch eine Brustwehr mit Zinnen und Schießscharten gekrönt ist. An diesen Thurm stößt ein fest gebautes Wohnhaus, dessen Wände gleichfalls mit Schießscharten versehen sind. Den Burghof, der eine Cisterne enthält, umgiebt eine starke Mauer mit vorspringenden Bastionen. Der gewundene Eingang hat mehrere Thore. Ein paar demontirte Kanonen lagen im Hofe. Auch sah ich in den Mauern, in den Fensterladen und an den Wänden der Zimmer noch Spuren von Kugeln, da man in dieser Burg erst vor wenigen Jahren eine hartnäckige Belagerung durch feindliche Maniaten ausgehalten. Das Nachtessen bei meinem Wirth entsprach ganz der übrigen Umgebung. In einem schmalen hohen Gemache war vor einem mächtigen Kamin, in welchem ein prasselndes Feuer loderte, ein Tisch für uns Beide aufgeschlagen und mit Speisen reichlich belastet. Zwei Palikaren warteten schweigend auf, und während wir uns unterhielten, tauchte einer der Diener alle Viertelstunden durch eine Fallthür desselben Gemaches in den Keller hinunter und brachte eine Flasche selbstgebauten Weines nach der andern, bis wir uns schlafen legten. — Arna liegt am südlichen Rücken eines Vorberges vom Taygetos, nahe an 3000 Fuß über dem Meeresspiegel. In einer unterhalb befindlichen Schlucht ergießt sich aus einer Höhle sogleich beim Ursprung mit bedeutender Wassermasse der Arniotiko, der alte Smenos, welcher demnach der unterirdische Abfluß der Regenwasser und des geschmolzenen Schnees von den höheren Berggipfeln ist; im Sommer trocknet sein Wasser in dem weiten steinigen Bette aus, ehe er das Meer erreicht. Die Lage von Arna ist unvergleichlich schön: oberwärts Waldgebirg und darüber die winterlichen Schneekuppen, südlich tief unten in dem weiten sorgsam angebauten Semnosthal lachender Frühling mit vollblühenden Fruchtbäumen, darüber hinaus der blaue Schimmer des Meeresspiegels mit den fernen Küsten von Malea und Kythera. — Die beträchtlichen Wälder des Gebirges haben

mächtige Tannenstämme und sind reich an Wölfen, Schakals, Füchsen; auch findet sich wohl ein Luchs; Hirsche und Rehe sind in geringer Zahl. Ob es Gemsen giebt, wie auf dem Oeta und Pindus, konnte ich nicht mit Gewißheit erfahren.

Von Arna im Smenosthale hinabsteigend, erreichten wir nach drittehalb Stunden die auf steilem Abhang erbaute venetianische Festung Bardunia, jetzt gänzlich in Verfall und nur von einem Dutzend armer Familien bewohnt. Von Archontikon an, welches ganz unter Feigen-, Oliven-, Mandel-, Kirsch- und anderen Fruchtbäumen liegt, erweitert sich das Flußthal zu einer kleinen Ebene. — Limperdon steht unweit des Flusses auf einem Hügel. Hier war ich an den alten Kyr Elias, einen sehr angesehenen Bauer des Dorfes empfohlen. Er nahm mich mit herzlichster Gastfreundschaft auf und machte mir mancherlei interessante Mittheilungen über die früheren Zustände der Mani. Er und einige andere Gäste redeten von der Blutrache, als ob es nach göttlichem und menschlichem Gesetze eben nicht anders sein könne. Als sie mich an einem Fasttage Milch essen sahen, sagten sie: „Wir würden es für die größte Sünde halten, heute mit von Deiner Milch zu essen, die wir uns nach Ostern gut schmecken lassen. Wir würden vorziehen, wenn es sein müßte, einen oder zwei Morde zu begehen.“ Wenn Einer einen Mord begangen hat, so ist er den Verwandten oder Freunden des Erschlagenen Blut schuldig. Die Rache kann ein halbes Menschenalter verschoben werden, aber sie muß endlich erfolgen. Man erzählte mir das Beispiel eines Knaben, dem als Kind in der Wiege sein Vater erschlagen worden war. Zwölf Jahre alt geworden, nahm der Knabe eine Flinte, lauerte dem Mörder seines Vaters auf und erschoß ihn. Zur Zeit des Präsidenten Kapodistrias waren in einem Maniatischen Dorfe die Besitzer zweier Thürme, die auf Schußweite von einander entfernt lagen, unter sich in Fehde. Sie beschossen sich gegenseitig aus ihren Thürmen, während auf beiden Seiten die Weiber, welche dem Gesetze der Blutrache nicht unterliegen, ruhig aus und eingingen, um den Kämpfenden Munition und Lebensmittel zuzuführen.

Das Flußbett des Smenos wendet sich bei Limne in fast südlicher Richtung, während der Weg nach Gytheion mehr

ostwärts führt. Wir ritten durch ein sich windendes Thal zwischen Hügeln und kleinen Eichenhainen. Da, wo das Thal sich gegen den Meerbusen hin öffnet, erblickten wir links, am Abhange einiger Hügel und auf der daran stoßenden Ebene bis zum Gestade ausgebreitet, die Ruinen des alten spartanischen Kriegs- und Handelshafens Gytheion. Man erkennt noch das Theater, mit der Oeffnung seines Halbkreises gegen das Meer gerichtet, gegenwärtig in einen Weinberg umgeschaffen. Hart am Ufer findet man die Reste zweier großen Gebäude, mit vielen kleinen Zimmern und Abtheilungen, welche, wie es scheint, Badehäuser waren und bei hohem Wasserstande fast ganz unter Wasser standen. — Die neue Stadt liegt etwas weiter südlich am felsigen Abhange des Berges Larysion, der Insel Kranä gegenüber, jetzt Marathonisi (Fenchelinsel) genannt. Dieser Name wurde nachher auf die neue Stadt übergetragen, welche durch Handel sich immer mehr hebt. Denn hier geschieht die Ausfuhr der Erzeugnisse Lakonika's, des Oels und der Seide von Sparta, so wie des Oels, des Honigs und der Gerbereichen aus der Landschaft Mani. Neuerlich hat man ostwärts von der gewöhnlichen Straße nach Sparta die Porphyrbrüche von Krokeä wieder entdeckt. Der Stein ist außerordentlich hart und grün mit eingesprengten gelben Flecken. Auf der Oberfläche ist das Grün mehr matt und wie verbleicht, in den tiefern Lagen werden die Farben saftiger und dunkler. — Marathonisi wurde nur des guten Hafens wegen erbaut. Die Stadt ist dem Winde nicht ausgesetzt, und obgleich sie am Meer liegt, so ist dort die Luft doch keineswegs erfrischend, sondern schwül und duftig; überdies ist das Wasser schlecht, das Fieber herrscht sehr stark, und man sieht viele Personen mit gelbem Angesicht. Man bekommt hier einen sehr starken fetten Wein; er hat einen süßlich-herben widerlichen Geschmack und erregt Uebelkeiten. Der andere Bitterwein ist eher zu trinken, aber stark mit Gyps versetzt. — Mein Plan war, um das Kap Matapan herum nach Kalamata im Norden des messenischen Busens zu schiffen. Zu dem Ende miethete ich eine alte Brazzera. An der Spitze der Sturmsegelstange hatte man den getrockneten Schweif eines großen Thunfisches befestigt, was ganz wunderlich aussah.

Wir segelten mit günstigem Winde und ankerten des Nachts nicht weit vom Kap Matapan im Hafen Porto Quaglio, vom ital. guaglia, die Wachtel; denn es fallen hier seit Jahrhunderten jährlich im Herbst auf dem Zuge große Schaaren Wachteln ein. Man bedient sich zu ihrem Fange eines langen Stockes, an dessem Ende eine Art Fischreuse befestigt ist. Indem sie nämlich ermüdet fast erst vor den Füßen auffliegen, fängt man sie aus der Luft mit einem Schwung der Reuse wie Schmetterlinge weg. Das Stück wird mit 20 Lepta (1 Sgr. 4 Pf.) verkauft; man salzt sie ein und versendet sie in großer Menge. Reispillaw mit gedünsteten Wachteln gilt, besonders in Konstantinopel, für eins der leckersten Gerichte. — Der Hafen von Porto Quaglio (also) hat tiefen guten Ankergrund und ist ringsum von hohem Gebirg begrenzt. Nördlich steht auf einer Felsenkuppe ein festes einsames Kloster, östlich auf dem hohen Bergrücken ein Wartthurm, früher das Raubnest eines Piraten. Ließ sich von da ein Segel blicken, das man glaubte überwältigen zu können, so machten die zu beiden Seiten bereit liegenden Barken sogleich Jagd darauf. Es hauste dort ein mainottischer Häuptling mit seinen Palikaren, oft in der dürftigsten Lage, nur durch ein paar Zwiebeln und Wasser das Leben fristend; doch von der Zinne wehte stolz seine selbstgewählte Fahne. Ich bestieg den Thurm, von welchem man weithin das Meer überüberschaut. Auf dem Rückwege trafen wir eine grau und gelblich marmorirte Viper, gegen drei Fuß lang, nach welcher Alle liefen, um sie, da sie sehr giftig sein soll, zu zerhauen; doch sie entwischte zwischen den Steinen. Es begleitete mich Capitain Gligöra Konchöna. Er führte mich in seine Behausung: ein weißes breites thurmartiges Gebäude nah am Strande. Eine steile Treppe mit schmalen Brettern leitete in die ein Stock hoch befindliche Thüre; zur Seite der Treppe war ein langes Holz schief gegen die Wand gestellt, um als Lehne zu dienen. Der nicht abgetheilte innere Raum war, wie gewöhnlich, über der Breite des Einganges um einen Fuß erhöht. Auf dieser Erhöhung waren gesteppte Decken ausgebreitet und zwei Kopfpolster. Eine Lade, mit einer rothen Decke verhüllt, sollte mir zum Sitze dienen. An den Wänden hingen Kleidungsstücke, Hemden,

Fustanelle, Pistolen und ein neuer zwei Fuß hoher Nürnberger Spiegel; darunter standen Koffer, Laden und Aehnliches. In der niedrigeren Abtheilung beim Eingange standen Fässer, Mulden und andere Wirthschaftssachen. Zwei alte Weiber siebten daselbst Mehl und kneteten nachher Brot. Das Tageslicht fiel allein durch die offene Eingangsthür; denn die wenigen kleinen Fenster waren sämmtlich zugemacht. Der Capitain holte aus einem Wandschrank ein kleines Fläschchen mit Raki, suchte aus einer Truhe ein paar englische Kaffeetassen und ließ Kaffee machen; ein großer zerbrochener trockener Prätzel diente als Zwieback, eine gläserne Wasserflasche war voll klaren Zuckers und aus einer großen Lade brachte er einen Topf mit Honig. So frühstückten wir. —

Glücklich umsegelten wir das Vorgebirg Matapan (Tänaron) und das massige Kap Grosso an der Westküste der Maina. Beide sind bei Stürmen sehr gefürchtet, besonders das letztere, welches sich mit senkrechten Kalkmassen einige Hundert Fuß aus dem Meere hebt; es gewährt einen imponirenden Anblick, aber kein Plätzchen zur Rettung, auch nicht auf einer Klippe, wenn ein Fahrzeug gegen diese Felsenwände geschleudert wird. — Die westliche Abdachung des Taygetos ist lauter ödes kahles Kalkgebirg. Zwischen diesem haben sich nun die Mainottendörfer angesiedelt, die kaum das nöthige Trinkwasser in Cisternen sammeln, auch nur spärlich ein wenig Getreide und Zwiebeln auf dem dürren Boden erbauen können. Nach dem Gestade zu sieht man einige Mal kleine Olivenwäldchen, die sehr gutes Oel liefern; Wein kann nur an wenig Orten gebaut werden. — Auf unserer eintönigen Fahrt sangen unsere beiden Mainotten in einer klagenden, oft satyrischen Weise einander aus dem Stegreif Begebenheiten, so viel als möglich in Reimen zu, was in der Maina sehr üblich ist; der Eine singt nämlich eine Strophe, und der Andere muß, wo möglich in einem Reim, sogleich darauf antworten. Wir mußten oft über ihre spaßhaften, treffenden Witze in ein schallendes Gelächter ausbrechen. — Ueber Nacht liefen wir, durch heftigen Gegenwind genöthigt, in den Hafen von Limēni ein und kamen am nächsten Abend glücklich auf der großen offenen Rhede von Kalamata an.

Kalamata liegt eine halbe Stunde landeinwärts am Ende der fruchtbaren messenischen Ebene. Nördlich über der Stadt erhebt sich auf einem Hügel eine zerstörte venetianische Burg. An der Südostseite der Burg wachsen eine Menge großer indianischer Feigen (Cactus Opuntia), deren saftige rothe Früchte, so groß wie eine Pflaume und von der Gestalt einer Feige, bei voller Reife, nachdem man sie sehr sorgfältig von den umgebenden gefährlichen kleinen Stacheln gereinigt, angenehm süßlich schmecken. Auch die große Aloe (Agave americana) und Thymian in dicken Büschen wachsen hier. Ueberhaupt ist die Vegetation an den sonnigen Südküsten des Peloponnes, da, wo es an der Bewässerung nicht gebricht, von dem üppigsten Reichthum. In der fruchtbaren messenischen Ebene gedeihen Citronen und Orangen vortrefflich, noch besser der Weinstock. Außerdem giebt es Mandeln, Granaten, Pfirsiche und Aprikosen. Süße und Wassermelonen (Karpussen) werden in ganzen Feldern gezogen; die Ränder der natürlichen oder durch Menschenhand geleiteten Wasserläufe schmücken Oleander und Keusch-Lamm (Agnus Castus) mit ihren rothen und weißen Blüthen, während lebende Hecken von Aloe und indianischen Feigen die Grundstücke scheiden. Der hiesige Taback wird so geschätzt, wie der von Argos; auch Seidenzucht wird viel getrieben. Man sieht Olivenwälder, Feigen- und Maulbeerpflanzungen. Mit allen diesen Erzeugnissen treibt Kalamata lebhaften Handel.

Von Kalamata aus wandte ich mich nördlich in der messenischen Ebene und bestieg den 2400 Fuß hohen Ithöme, einst mit der gleichnamigen messenischen Burg gekrönt. Wo der Berg am steilsten ist, lief eine mit Thürmen versehene Mauer von dicken Quaderstücken quer über die ganze Seite des Berges, und man begegnet hier noch allenthalben Ruinen. Ein auf dem Gipfel befindlicher viereckiger Platz von einigen Hundert Schritten im Umfang bezeichnet mit einzelnen Steinen die von den unglücklichen Messeniern so heldenmüthig vertheidigte Festung. — Zwischen dem hohen Bergrücken des Ithome und einem südlich vorliegenden Berge hat sich ein Bergkessel gebildet. In diesem lag das alte Messene. Noch sieht das nordwestliche Hauptthor, dessen mächtige Stadtmauer mit hohen viereckigen Thürmen

wohl erhalten ist. Das Innere des Thors, eine herrliche kolossale Rotonda, hat 24 bis 30 Schritt Durchmesser. —

Ich wollte nun den berühmten Tempel von Phigalia besuchen. Wir ließen daher zur Linken das Dorf Meli-Gala, dessen Gärten und Felder rings mit undurchdringlichen Cactushecken umgeben sind. Dann gingen wir unsern von diesem Orte über den Pamisos, der mit seinem klaren und ziemlich tiefen Wasser die messenische Ebene durchströmt. Darauf verbrachten wir vier Stunden mit der mühevollen Uebersteigung eines Bergrückens. Nicht weit von der unwirthlichen mit etwas Gehölz bewachsenen Höhe steht ein Chan oder sogenanntes Magazin. Ganz nahe bei demselben finden sich in Erdlöchern Landkrabben (Taschenkrebse). Sie sitzen am Eingange und lauern auf Beute, ziehen sich aber bei der Annäherung eines Menschen sogleich zurück, und man muß erst ein paar Fuß nachgraben, um sie am Ende ihrer Löcher zu fangen. Ich ließ einige ausgraben; sie hatten ein Rückenschild von $2^1/_2$ Zoll Durchmesser und waren viel schwärzer als die Seekrabben. — Abends gelangten wir nach dem kleinen Dorfe Georgati und übernachteten in einer der Hütten. Aschenbrot und saure Milch war die einzige Erquickung, welche die Bewohner anzubieten hatten. Die Familie bestand aus Vater, Mutter und drei Kindern. Die älteste Tochter Helenaja, etwa funfzehn Jahr alt, war ein Musterbild griechischer Schönheit. Durch ihre reichen schwarzen Locken hatte sie ein einfaches rothes Band und eine Reihe von Münzen geschlungen. In allen ihren Bewegungen, sie mochte sitzen, stehen oder die Spindel handhaben, zeigte sich die größte Anmuth. In ihrem feurigen Auge thronte die Unschuld, und ihre edlen Gesichtszüge waren meistens von einem stillen Ernst, wie von einem Friedensengel, umschwebt. Ich spendete der Familie von meinem Kaffee, den ich zubereiten ließ. Vater und Mutter tranken das ihnen bekannte Getränk mit Wohlbehagen. Auch Helenaja reichte ich den schwarzen Becher. Sie kannte den Inhalt nicht, setzte den Becher an die Lippen und gab denselben unter Zeichen des Widerwillens, doch unter Lachen der Mutter zurück. Dagegen mundete ihr mein Zucker, den sie „versteinerten Honig" nannte.

Auf schlüpfrigen Felsensteinen und durch beinah undurch-

dringliches Gebüsch, stiegen wir des andern Tags in's Thal hinab, wo wir zwei ziemlich bedeutende Flüsse, Lymax und Neda, passirten. Dann gings wieder bergan, rechts vom Dorfe Dragoi vorbei, immer hinauf in's Gebirg, bis wir den ersehnten Tempel von Phigalia erblickten. Der Berg ist der Kotylion, an dessen Fuße die alte Stadt Phigalia zwischen den erwähnten Flüssen stand. Der dem Apollon Epikurios (Helfer bei ansteckenden Krankheiten) geweihete Tempel, vormals der von Bassä genannt, liegt hoch und frei, aber einsam. Diese Lage hat wohl am meisten dazu beigetragen, ihn zu erhalten. Alle Steine des herrlichen Bauwerks sind noch vorhanden und bilden, wo sie herabgestürzt wurden, große Trümmerhaufen. Der mit Kalkspath-Adern durchsetzte Stein ist von ungemeiner Härte, so daß die Zeit darauf fast gar nicht eingewirkt hat und die Trümmer noch so frisch aussehen, als sollten sie eben erst zum Baue verwandt werden. Die dorischen, höchst gefällig verjüngten gereiften Säulen sind etwa zwanzig Fuß hoch und haben gegen vierthalb Fuß Durchmesser. Das in vier Abtheilungen zerfallende Innere des Tempels ist noch überall deutlich wahrzunehmen, und die dabei angebrachten Steinmetzarbeiten sind kaum schöner irgendwo anzutreffen. — Der Blick schweift von diesem Punkte aus über ganz Messenien, aus dessen Mitte die scharfgeformte Spitze des Ithome aufsteigt, bis an die lange Kette des Taygetos mit seinen beschneiten Zacken, und über einen weiten Halbkreis des Meeres.

Von Phigalia reiste ich durch fortlaufende wilde Gebirgsgegend weiter nach Andrizena. Dort angelangt, fand ich den Dimarchen gerade mit der kriegerischen Rüstung zu einer Klephtenjagd beschäftigt, die er in Verbindung mit siebenzehn andern martialen Männern ausführen wollte. Er wünschte mir Glück einer in der Umgegend hausenden Bande entgangen zu sein, die am Morgen dieses Tages auf dem von mir zurückgelegten Wege einen blutigen Handel mit Gensdarmen gehabt. — Andrizena soll das schönste Plätzchen in Arkadien sein. Es liegt freundlich am oberen Abhange des niederen Gebirges, zwischen Gärten und Nußbäumen, unter denen viele Cypressen hervorragen. Die Häuser sind meistens groß, die Bewohner als halsstarrig bekannt.

Unterhalb des Ortes sieht man lauter Weingärten und auch in der Ferne bedecken Laubgebüsche die Berge. So mag dies allerdings das freundlichste Plätzchen in Arkadien sein. — Arkadien ist gebirgiges Hochland, hat als solches frisches Wasser und ist nächst Achaja bewaldeter, als andere Theile des Peloponnes. Was das idyllische Schäferleben angeht, so trifft man daselbst oft schmutzige Hirten, das Haar wild um den Kopf hängend, umgeben von einer Schaar beißiger halbwilder Hunde, welche selbst die leiseste Annäherung verwehren. Die Natur dieser Gegenden ist im Vergleich mit den Ebenen Griechenlands schon ganz nordisch zu nennen. Der Wald besteht vorherrschend aus Tannen und Eichen, auch immergrünen. In den kleinen Alpenthälern bilden sich um Quellen und Bäche üppig bewachsene Wiesen, die den Ebenen fehlen. Am Wege blühten Weißdorn, Hollunder und Veilchen; schmetternde Nachtigallen bevölkerten jedes Gebüsch.

Des anderen Tags überschritten wir den Alpheios, übernachteten in dem ärmlichen Dorfe Olgiani und erreichten dann bald nach Mittag die einst weltberühmte Ebene von Olympia. Sie besteht aus einem von sanften Höhen umgebenen Thale mit vielen Einbiegungen, vor welchen in mäßiger Entfernung der Alpheios vorbeiströmt. Auf der Nordseite des Flusses bleibt bis an den Fuß der mit Laubholz und Fichten bewachsenen Felshöhen des Kronosberges eine Fläche, etwa eine Viertelstunde breit und eine halbe Stunde lang; am Westende der Ebene aber fließt von Norden her der kleine in den Alpheios mündende Fluß Kladeos. Hier lag zwischen beiden Flüssen und dem Kronosberg der heilige Hain Altis, geschmückt mit Tempeln und Hallen und einem Walde von Bildsäulen; daran schlossen sich östlich die beiden Rennbahnen für Wettläufer und Wagenrosse. Von aller dieser Herrlichkeit sind jetzt nur geringe Spuren noch übrig. Die Trümmerhaufen der zerstörten Tempel wurden durch das häufige Austreten der Flüsse in doppelter und dreifacher Mannshöhe unter aufgeschwemmtem Erdreich vergraben. Nur von dem Tempel des olympischen Zeus ist neuerlich ein kleiner Theil zu Tage gefördert worden.

Eine Stunde jenseits Olympia steigt man in die große westliche Ebene des Peloponnes hinab, welche sich nordwestlich

bis Patras fortzieht. Das Meiste davon liegt unangebaut als Sawanne da oder ist mit Wald und Gestripp bewachsen, allenthalben aber verräth sich durch üppige Vegetation die Fruchtbarkeit des Bodens. — Patras, eine Stadt von etwa 6000 Einwohnern, liegt nahe am Eingange des korinthischen Meerbusens und ist einer der beträchtlichsten Seehäfen Griechenlands. Der Handel mit Korinthen hat hier seinen Hauptsitz; außerdem giebt es hier keinen Seehandel, denn Griechenland bietet nur wenig Erzeugnisse zur Ausfuhr und hat kein Geld, um einzuführen. Die im Kriege zerstörte Stadt ist regelmäßig mit breiten Gassen wieder erbaut. Von dem noch mit Ruinen bedeckten Schloßberg übersieht man die ungemein reizende Lage der Stadt. Nach Südosten hin lehnt sie sich an die grünen Vorberge des Voda. Nordwärts ragen die ätolischen Berge mit imponirenden Massen. Vor ihnen blaut weithin der Spiegel des Meeres, welches sich nordöstlich bei Lepanto zu dem Busen von Korinth verengt. Mit diesem Blick nahm ich Abschied von dem klassischen Lande der alten Hellenen, um auf einem Segelschiff nach den jonischen Inseln zu fahren.

Hat man die Griechen in ihrem eigenen Lande kennen gelernt, so muß man sich bald überzeugen, daß dieselben nichts weniger, als ein Gemisch aus allerlei Völkern sind und vorzugsweise dem slavischen Volksstamm angehören. Den besten Beweis dagegen liefern die heutigen Bewohner Griechenlands selber, welche in Körperbau, Sprache, geistigen Anlagen, Tugenden und Lastern, Sitte und Lebensweise eine unverkennbare Aehnlichkeit mit den alten Hellenen an den Tag legen. — Die heutigen Griechen sind durchgehends körperlich wohlgebildet, und namentlich findet man auf den Inseln des Archipels den schönsten Menschenschlag. Der Teint der Frauen ist von reiner Weiße und ihre Wangen tragen Rosenblüthe. Das Schminken haben sie wohl aus dem Alterthum beibehalten; Manche färben auch die Nägel gelb. Sittsamkeit gehört zu ihren Hauptvorzügen. — Die neugriechische Sprache, die von allen Griechen auf gleiche Weise gesprochen wird, zählt gewiß drei Viertheile von Wörtern,

die sich als althellenische erkennen lassen. Dies gilt namentlich von den Zeitwörtern; doch zeigt sich in den Temporibus und Modis derselben eine große Verkümmerung, wie denn auch der Infinitiv fehlt, der in Personen aufgelöst wird. Die Zahl der aufgenommenen slavischen, türkischen und italienischen Wörter ist verhältnißmäßig nur gering. Das Vorherrschen des i erklärt sich daraus, daß dieser Vocal ursprünglich in den damit zusammengesetzten Diphthongen mittönte und als sehr heller Laut beim schnelleren Sprechen heraustönte, bis er den dunkleren Nebenlaut zuletzt ganz verdrängte. Beim η darf man nicht vergessen, daß es nicht wie unser ä, sondern wie ee lautete, welcher Laut dem i sehr nahe liegt. — Der heitere Himmel und die milde Luft scheinen auf den Geist des griechischen Volkes sehr günstig einzuwirken. Ueberall, wo die Gelegenheit dazu geboten wird, zeigt sich ein großer Trieb nach wissenschaftlicher Ausbildung. Beinah alle Gebildeten sprechen französisch und englisch; auf den Inseln und im Westen des Peloponnes sind selbst Viele aus dem Volk des Italienischen kundig. Was die Moralität betrifft, so kann man sie noch immer für besser halten, als die der Italiener; die frühere Knechtschaft zur Türkenzeit und die oft unglaubliche Armuth des Volkes sprechen hier ein bedeutendes Wort mit. Daher die Neigung zum Betruge und zur Uebervortheilung. Von dem Fremden fordert man in der Regel das Doppelte. So hatte sich in Patras ein Grieche von meiner Begleitung Taback für anderthalb Drachmen gekauft, und ich sollte für dieselbe Waare in demselben Laden drei Drachmen bezahlen. In Gegenwart von Aermern thut man am besten, weder Gold, noch große Silberstücke sehen zu lassen, damit sie nicht auf andere Gedanken kommen. Damit hängt zusammen der Hang zum Lügen und zur Falschheit. Hat der Grieche etwas versehen, oder sich eine Unredlichkeit zu Schulden kommen lassen, so sucht er dies meistens durch irgend eine Ausrede zu beschönigen. Hat z. B. dein Agiogate den besten Bissen des Essens, welches er dir bereitet, zurückbehalten und du bemerkst es, ehe er seine Beute zu Gemüthe geführt hat, so sagt er, er habe es dir für die Reise aufheben wollen, und fragt dich keck: „Habe ich es nicht gut mit dir gemeint?“ — Am schlimmsten sind in dieser Hinsicht die Perso-

nen, welche täglich mit Fremden umgehen, als Krämer, Agiogaten, Gastwirthe. Mit letzteren beiden muß man, um sicher zu gehen, einen schriftlichen Contract machen, dessen Auslegung man sich ausdrücklich vorbehält. Läßt man es zu gerichtlichen Verhandlungen kommen, so ist der Fremde immer übel berathen, indem nichts gewöhnlicher in Griechenland ist, als eine Anzahl falscher Zeugen aufzustellen. Dazu kommt die vorherrschende Abneigung und das Mißtrauen gegen Fremde. Auch scheint Dankbarkeit nicht zu den griechischen Tugenden zu gehören. Das Volk nimmt, was man ihm giebt, mit großer Gier und hört das Geben auf, so entsteht Unzufriedenheit darüber, daß es nicht noch mehr war. Treulos lassen sie selbst den fremden Wohlthäter in einer Verlegenheit oder Gefahr stecken. Sie beeinträchtigen den Fremden auf alle Weise. Hat sich der Eine an einem solchen bereichert, so gönnt er großmüthig seinem Nächsten oder Bruder (so nennen sich die Griechen unter einander) auch etwas und spielt ihm den Gerupften in die Hände. Es gelten diese Schattenseiten besonders von den schlauen und verschmitzten Städtebewohnern. Die Landbewohner sind weit zuverlässiger und ehrlicher, aber doch scheu und verschlossen gegen Fremde. Auch herrscht unter den Landleuten, Handwerkern und Schiffern, wie bereits angedeutet wurde, die meiste Thätigkeit. Nicht weniger zeigt der Kaufmann eine gewisse Geschäftigkeit. Allein im Allgemeinen ist dem ganzen Volke Abneigung gegen einigermaßen anstrengende Arbeit eigen. Man wählt, so viel als möglich bequeme Beschäftigungen. Jeder will Handel treiben, Wein oder Kaffee schenken. Daher die unzähligen oft auf's Dürftigste ausgestatteten Kaufbuden in den kleinsten Oertern. Schwefelfäden, Zunder, Stahl und Stein müssen da ihren Mann ernähren, der mit untergeschlagenen Beinen auf seinem Laden sitzt, um des Tags über ein Geringes zu verdienen. Die kleinste Handelsspeculation sah ich in Patras, wo ein Landmann wilde Mutterartischocken, die sehr fein und gewürzhaft schmecken, gekocht zu Markte brachte. Er hatte etwa zwanzig Häuflein, jedes zu drei Köpfen, mit etwas Salz bestreut, und jeder Haufe kostete ein Lepton, deren hundert auf eine Drachme (genau 7 Sgr. 3 Pf.; ein Lepton hat also noch nicht den Werth eines Pfennigs) gehen. Diese aus

Neigung zum Müßiggang hervorgehende Handelssucht entzieht anderen Gewerben viel fleißige Hände. Daher die Theuerheit des Arbeitslohnes in den Städten, in Patras zum Beispiel drittehalb, in Athen gar drei bis vier Drachmen. Domesticken bezahlt man zuweilen mit 4 bis 500 Drachmen (96 bis 120 Thaler), nicht weil es an Menschen fehlt, deren es sehr viel arme giebt, sondern weil diese die Arbeit scheuen und lieber hungernd im Schatten liegen, als ihre Glieder in der Sonne rühren. So kommt's, daß man die Kaffeehäuser immer voll Müßiggänger sieht, die in den Provinzen mit untergeschlagenen Beinen sitzend, Kaffee und Taback aus der gewöhnlichen oder aus der Wasserpfeife trinken (wie man statt rauchen sagt). Wer nicht raucht, spielt Karten, Billard oder Domino. Die reicheren Frauen thun daheim auch nichts, als mit untergeschlagenen Beinen auf dem Divan zu sitzen. Die geringere Klasse trillt die Spindel, um Fustanellen und Hemden zu fertigen. Im Uebrigen kümmern sich die Frauen nicht um Garten und Feld; nur an den Brunnen gehen sie, um zu waschen. Im Hause aber giebt's, Festtage ausgenommen, nichts zu kochen und zu braten, da alles Volk in Griechenland von kalter Küche lebt. Denn warme Speisen essen täglich nur die Reichsten. Das tägliche Hauptessen des Volkes aber ist Brot und dazu Sardellen, Oliven, Porreyzwiebeln, zuweilen auch Knoblauch oder Melonen oder Ziegenkäse. Wein fehlt selbst dem Aermsten nicht. Die Uferbewohner haben in Oel gebackene Fische. Gebratenes Fleisch wird dem gemeinen Mann nur selten zu Theil, Manchem nie im Jahr, außer zu Ostern, wo auch der Aermste, nach dem langen strengen Fasten seinen Osterlammsbraten schmaus't und nicht eher aufhört, als bis Alles aufgezehrt und auch der letzte Tropfen des dazu bestimmten Weins ausgetrunken ist. Abgesehen von dergleichen Festessen, übertreffen die Griechen in Hinsicht der Mäßigkeit und Genügsamkeit vielleicht alle europäischen Völker. Diesem Punkte muß es zugeschrieben werden, daß man, außer in Athen, jetzt beinahe keinen Bettler sieht. Daneben ist für den Fremden äußerst schätzenswerth die Freundlichkeit und Gastfreundschaft der Griechen. Sie sind artig, verbindlich, höflich, wie irgend Einer. Niemand geht dem Andern auf Wegen und Gas-

sen vorbei ohne Gruß. Auf den Dank für irgend eine Dienstleistung erfolgt allemal die Antwort: „Meine Schuldigkeit!“ Der Gast wird im Hause herzlich willkommen geheißen. Das Beste, was Küche und Keller vermag, wird aufgetischt, und je mehr Appetit man zeigt, desto größer ist die Freude des Wirthes. Man darf nur Etwas loben, so wird es zum Geschenke angeboten. Dabei spielt freilich eine Hauptrolle mit die durch alle Klassen verbreitete Eitelkeit. Sie stützen sich dabei auf den Ruhm ihrer alten Vorfahren und halten sich für die erste Nation der Welt, obgleich sie an Bildung die letzte sind. Die griechischen Buben und Jünglinge thun nichts lieber, als sich zu putzen und vor einem Spiegel, falls sie dessen habhaft werden, mit sich selber zu liebäugeln. Gestickte Westen bei Männern, seidene Kleider, türkische Shawls, Fesse mit Goldtroddeln bei Frauen sind gewöhnlich. Des Palikaren Kleidung strotzt von Gold oder Silber, und mit denselben edlen Metallen sind auch nach türkischer Weise seine Waffen verziert. Die Reicheren und Gebildeteren lechzen nach Ehrenzeichen und höheren Staatsstellen. Alle, die im Revolutionskriege mitgekämpft, wollen durch einträgliche Aemter dafür belohnt sein. So muß die Vaterlandsliebe zum Mantel der Selbstsucht dienen, während der von Einzelnen im hohem Grade bewiesene glänzende Heldenmuth keineswegs Eigenthum der ganzen Nation ist. Im Gegentheil findet man sowohl in den Städten, als auf dem Lande statt des starken kühnen Muthes viel Feigheit und Verzagtheit, welche vor einem kräftigen Wort in die Kniee sinkt; wo sie aber nachgiebige Freundlichkeit bemerkt, diese für Schwäche nimmt und nun ihrerseits hart, roh, selbst grausam wird. — Auf den Charakter und die Moralität des Volkes muß natürlich die Religion und das Unterrichtswesen einen bedeutenden Einfluß ausüben. Früher war der Patriarch zu Konstantinopel die oberste Kirchenbehörde der Griechen. Statt dessen wurde nun unter der jetzigen Regierung zu Athen eine aus fünf Geistlichen bestehende Synode errichtet, welcher man die letzte Entscheidung in Glaubenssachen ganz übertrug, während sich die Regierung ihre Zustimmung in allen anderen Kirchenangelegenheiten vorbehielt. Der erste Schritt dieser Synode war, alle Ehe zwischen Griechen und anderen

Glaubensgenossen bei Strafe der Excommunication zu verbieten, und sie ließ dies Gesetz ungeachtet des Widerspruches der Regierung durch die Geistlichen wirklich ausführen. Streng wird auch auf die Fasten gehalten. Man fastet vierzig Tage vor Weihnachten, funfzig Tage vor Ostern, eine gewisse Zeit vor den Apostelfesten und außerdem des Mittwochs und Freitags in der Woche. In all dieser Zeit sind Fleisch, Milch, Eier verboten, an manchen Tagen auch Fische, Oel und Oliven; nur der Wein ist immer erlaubt. Nach Endigung der Fasten überläßt man sich der Völlerei, besonders um Ostern. Beim Osternachtsgottesdienst geht es oft wild zu. Sobald der Priester den Ostergruß: „Christus ist auferstanden!" (worauf die Antwort erfolgt: „wahrhaftig!") ausgesprochen, ertönt überall derselbe Ausruf. Der Priester reicht eingesegnete rothgefärbte Eier umher; Manche haben Brot dazu mitgebracht, und so wird die Kirche ein Speisehaus. Daheim wird das Osterlamm mit bitteren Kräutern oder Kresse verzehrt, und drei Tage, oft länger, wird nur an Essen und Trinken gedacht. Im Uebrigen beschäftigt sich der Priester außer der Messe lediglich mit dem Absingen einiger Litaneien. An Volksbelehrung und Predigt ist kein Gedanke. Die theologische Gelehrsamkeit lebt nur in wenigen Individuen, namentlich in zwei wackeren Professoren Athens, fort; die Mehrzahl der Geistlichen aber ist unwissend, wie das Volk, unter dem sie in den Kaffeehäusern zwanglos verkehren. Sie leben von kirchlichen Opfern und Collecten und sind meistens eben so ärmlich wie ihre Kirchen. Orgeln gestattet ihr Ritus so wenig als Bildsäulen. Statt der seltenen Glocken muß man sich mit dem Anschlagen an eiserne Stäbe behelfen. Die einmalige Verheirathung ist dem niederen Klerus Pflicht, während ein Bischof ehelos leben muß. — Erfreulicher steht es mit dem Unterrichtswesen. Denn obgleich das Landvolk noch ganz vernachlässigt wird, so heben sich doch die Schulanstalten in den Städten. Gymnasien giebt es zu Athen, Syra und Nauplia. Athen hat außerdem eine Cadettenschule und, wie bereits erwähnt wurde, eine Universität, welche, als das erste und einzige großartige wissenschaftliche Institut im Morgenlande, die schönsten Hoffnungen erregt. Die vermehrte Intelligenz und die Be-

gründung einer polytechnischen Schule muß mit der Zeit auch die Industrie in Flor bringen. Diese liegt noch ganz darnieder. Außer vortrefflichen Stickereien in Gold und Silber, zeichnen sich die Griechen in keinerlei Kunstthätigkeit aus. Alles der Art ist unvollkommen und roh, wie die zur Landescultur dienenden Geräthe. Der Pflug ist aufs einfachste aus Scharbaum und Sterze zusammengesetzt oder aus einem einzigen krummen Aste gebildet; damit ritzt man die Erde etwa drei Zoll tief auf und säet ein. Die Egge besteht aus einem rauhen Buschgeflecht, welches der Landmann mit seinem eigenen Gewichte beschwert. Statt der Dreschflegel klopft man die Hülsenfrüchte mit langen Stecken aus. Das Getreide, welches auf dem steinigen Boden in der Regel zehnfach lohnt, wird mit Sicheln geschnitten, in kleine Garben gebunden und dann auf einem runden, geebneten, festgetretenen, auch gepflasterten Platze durch im Kreis herumgetriebene Pferde, Esel, seltener Rindvieh ausgetreten, endlich durch Worfeln gereinigt. Das kurz getretene Stroh dient zum Futter für Pferde und Rindvieh. Das Getreide wird auf den bereits beschriebenen kleinen Wassermühlen mit liegendem Rade, bei weitem häufiger noch auf Windmühlen gemahlen. Das weiße Brot wird aus Gerste gebacken; Weißbrot aus Weizen bekommt man in den Klöstern; Roggenbrot ist selten und wenig beliebt. Oft backt man nur einen dicken Kuchen zwischen zwei Eisenblechen oder gewöhnlich blos so mit heißer Asche bedeckt. Gerste dient auch als besseres Futter für die Pferde, Hafer ist selten zu bekommen. In Elis baut man auf Feldern die Zucker-Moorhirse und zieht sie dem Weizen vor. Daraus und aus Mais backt man Kuchen. Mais dient auch zum Futter für Hühner, Truthühner und Schweine. Das Vieh geht beständig im Freien auf der Weide. Das Rindvieh wird nur zum Pflügen gebraucht, nicht aber zur Gewinnung von Milch, Butter und Käse. Schweine sieht man nicht viel, desto mehr Schafe und Ziegen, welche die Bedürfnisse an Fleisch, Milch und Käse befriedigen. Vom Gartenbau hat das gemeine Volk keinen Begriff, Andere betreiben ihn höchst nachlässig. Am gewöhnlichsten findet man Artischocken, Salat, kleine Kürbisse, die gefüllt in Schafbrühe verspeis't werden, ferner Gurken, Zwiebeln und

Knoblauch, seltener kleine unschmackhafte Feldbohnen und Kichererbsen. Lupinen ißt man besonders in der Maina. Kartoffeln kennt man kaum in den Seestädten. Die Inseln erzeugen vortrefflichen Blumenkohl. Obstbäume versteht man nicht zu veredeln; daher schlechte und halbwilde Aepfel, Birnen, Pflaumen, Kirschen, Pfirsiche und Aprikosen. Wallnüsse giebts genug, Feigen aber werden nicht ausgeführt. Die süßen Orangen kommen meistens von den Inseln aus Süd-Morea und Kephissia in Attika. Der Citronen- oder Limonienbaum wird vorzüglich bei Poros auf Naxos cultivirt. Auf dieser Insel gedeiht auch am besten der kleine Citronatbaum, merkwürdig anzusehen mit seinen kinderkopfgroßen, oft bis zehn Pfund schweren Früchten, deren dicke Schale das Citronat giebt. An Maulbeerbäumen ist, besonders um Mistra, kein Mangel, doch liefert Morea, einst wegen seiner Seide berühmt, jetzt nur ein grobes Product. Häufig wächst der Granatbaum, dessen carminrothe Blüthen als Geschenk ein Zeichen feuriger Liebe sind. Einzeln steht der Johannisbrotbaum. Aus Mispeln, die auf hohen Gebirgen häufig, macht man Branntwein, mit Aepfeln Wein. In Gärten pflanzt man häufig Quitten; denn ihre Früchte sind wegen des Wohlgeruches beliebt. Der Mandelbaum wächst nicht selten wild in Hecken. Die besten süßen Mandeln kommen von Chios. Aus den kleinen gelblichen, stark süßlich duftenden Blüthen des wilden Oelbaums bereitet man einen köstlichen Liqueur. Der viel gebaute zahme Oelbaum ist für den Süden von großer Wichtigkeit. Zum Behuf der Oelgewinnung werden die eingesammelten Oliven unter einem kegelförmig behauenen Mühlstein, der auf einem entsprechend schiefen Steine durch ein Pferd oder einen Esel um seine Axe bewegt wird, zermalmt, sodann in Fässern mit heißem Wasser übergossen und in starken, aus Bindfaden eng gestrickten Säcken unter einer Presse ausgedrückt. Der dunkelbraune Saft wird in offene Fässer gebracht, das Oel sondert sich ab, schwimmt oben und wird abgeschöpft. Die ausgepreßten Rückstände werden zur Feuerung benutzt; sie brennen mit heller Flamme und geben starke Hitze. Das schlechtere Oel vertritt die Seife, das bessere wird zur Bereitung vieler Speisen gebraucht, besonders um Fische zu braten; zum Braten des

Fleisches nimmt man Schweineschmalz, welches in Schläuchen, das Rauhe nach innen gekehrt, aufbewahrt wird. Das Oel bewahrt man, weil es sich massenweis besser hält, in ungeheuren irdenen Krügen, so groß, daß ein Mann hineinkriechen kann. Wenn Fischer, Taucher und Matrosen am Gestade hinfahren, um Krabben, Schwämme, Muscheln u. dergl. zu suchen, so haben sie meistens ein Fäßchen Oel bei sich; davon gießen sie etwas auf das Meer und die kräuselnde Woge wird alsbald glatt und durchsichtig. Deshalb nun, weil das Oel selbst das unruhige Meer beruhigt, wurde der Oelbaum zum Sinnbild der Ruhe und des Friedens. Die eingesalzenen Oliven sind mit Brot häufiges Nahrungsmittel, namentlich in der Fastenzeit. — Nicht weniger wichtig als der Oelbaum ist für Griechenland der Weinstock, welcher hier recht eigentlich zu Hause ist, und die Traube strotzt vom edelsten Blut; schade nur, daß man die Behandlung desselben nicht besser versteht! Behufs der Bereitung hat man in jedem Weinberg einen länglich viereckigen Behälter, dessen Boden nach einer Seite hin abhängig ist, damit der ausgetretene Saft durch eine Oeffnung hinablaufe in einen anderen kesselförmigen Behälter. Männer und Weiber treten die reifen Trauben mit bloßen Füßen aus, und aus dem unteren Behälter wird der Saft in sogenannte Schläuche eingelassen. Dies sind rohe Ziegenhäute, die Fleischseite auswärts, die Füße dicht zugebunden; beim Hals wird eingefüllt und dann fest zugeschnürt. Daraus wird der Wein in Fässer ausgeleert (seltener bewahrt man edlere Sorten in großen Krügen auf). Nach der Gährung wird das Faß zugemacht und bald darauf angezapft; die Hefen bleiben darin. Damit der neue Wein sich nun halten soll, so werden eine Menge grüner Kieferzapfen, oder halbflüssiges oder geschabtes Kiefernharz hineingeworfen. Das so mit Harz versetzte Getränk heißt Resinatwein, welcher besonders im Peloponnes, namentlich in Tripolizza, zu Hause ist. Er schmeckt dem baierschen Biere ähnlich, ist sehr billig, leicht, würzig, harntreibend und bekommt als magenstärkend besonders in der heißen Jahreszeit ungemein gut, muß aber frisch vom Fasse getrunken werden, sonst wird er trübe und unschmackhaft. Statt des Harzes setzt man zur besseren Conservirung des Weines auch gebrannten Gyps hinzu,

wodurch er oft süßlicher wird, aber Kopfweh und Leibschneiden macht. Die Weine vom Festlande, Morea und Euböa sind meist geharzt. Was für köstliche griechische Weine es aber giebt, beweisen die durch sorgfältige Behandlung erzielten süßen Trockenweine, wo man die Trauben, nachdem sie abgeschnitten, noch eine Zeit lang auf den flachen Dächern und Vorplätzen der Sonne aussetzt. Diese halten sich, selbst wenn schon von der Flasche getrunken ist. So der Muskat von Samos, Tinos und Cypern, süßer Santorino, süßer Ulysses von Ithaka, Homeros von Smyrna (aus kleinen kernlosen Beeren an der trojanischen Küste, Sultania genannt). Die meisten griechischen Weine sind weiß, dann blaßroth, die wenigsten dunkelroth. Der Ausländer, der in Griechenland kräftig bleiben will, muß von seiner gewohnten Lebensweise nicht ganz abweichen, sondern nur Modificationen eintreten lassen, und sich dabei auch an den gewöhnlichen Wein gewöhnen, jedoch nur mit Wasser gemischt. Mit Limonade wird bald die Verdauung gestört. Etwas Geistiges muß man aber unter das meist schlechte Wasser mischen, sonst wird man bald für Fieber, Kolik ꝛc. empfänglich werden. Raki unter den Wein zu mischen, ist nur bei großer Hitze und nach starken Anstrengungen gut; für gewöhnlich aber spannt es bald ab. Aus gutem Most und Stärkemehl bereitet man ein gelbliches, mit Rosen- oder Orangenöl versetztes Gallert, welches als Confect sehr beliebt und nahrhaft ist. In gutem starken Most werden zerschnittene Quitten, nicht ganz reife Feigen, Schalen von Wassermelonen, Citronen, Orangen, Citronat, getrocknete Kirschen, auch wohl Weinbeeren eingesotten, um zum Glyko oder Nachtisch zu dienen. Erdbeeren und Himbeeren würden, auf diese Weise behandelt, trefflich sein, allein sie sind noch nicht angebaut. — Als Zierde der griechischen Landschaften steht hie und da zerstreut die Dattelpalme. Unter den Forstgewächsen ist am meisten verbreitet die Strandkiefer; mehr vereinzelt wächst die Pinie, auf den Gebirgen die Edeltanne und Rothfichte. Die griechische Ceder (Juniperus Oxycedrus) findet sich besonders auf dem Helikon, von wo ihre röthlichen, wie Stachelbeeren großen Beeren nach England ausgeführt werden. Auf den Märkten verkauft man die mit wohlschmeckenden Nüssen erfüllten großen Zapfen

der Zirbelkiefer. Einen guten Ausfuhrartikel bilden auch die zum Gerben und Schwarzfärben gebrauchten Eicheln der Knopper-Eiche (Q. aegilops). Sie ſind eßbar und kommen unter dem Namen Velanede in den Handel. Auf den Gebirgen ſteht die Speiſe-Eiche (Q. esculus), deren Eicheln roh, anfangs ſüßlich, im Nachgeſchmack aber herbe ſchmecken. Die Kermes-Eiche bedeckt als ein drei bis ſechs Fuß hoher, durch die Ziegen verkrüppelter Strauch die Abhänge der niederen Berge. Die kleinen ſtachligen, überdies noch ſehr zackig gewachſenen Blätter wirken beſonders verderblich auf die Spitzen des Schuhzeuges, wenn man durch dergleichen Geſtripp reitet. An einigen Orten ſammelt man die auf dieſer Eichenart lebenden Schildläuſe (Coccus Ilicis), welche die bekannte rothe, auch zum Färben des Fes dienende Farbe geben. Schön macht ſich in der Blüthe der Judasbaum (Cercis Siliquastrum) mit ſeinen Traubenbüſcheln von roſenrothen Schmetterlingsblumen. Als großer Strauch wächſt die Piſtazie (P. terebinthus), welche das ächte durch Quereinſchnitte in den Stamm gewonnene Terpentin giebt. Die großen Beeren haben, wie alle Theile des Gezweiges, einen angenehmen balſamiſchen Geruch und Geſchmack. Der Maſtirſtrauch, deſſen balſamiſches Harz die Türken zur Verbeſſerung des Odems kauen, überzieht oft ganze Abhänge. Angenehm eſſen laſſen ſich die ſüßlichen Früchte des Erdbeerſtrauches; ſie ſind anfangs grün, werden größer gelb, hochroth, zuletzt dunkelcarminroth. Oft ſieht man die traubenartigen gelblichen Blüthen gleichzeitig neben grünen, gelben und hochrothen Beeren; es iſt daher ein ſchöner Zierſtrauch. Cytiſus mit ſtark riechender gelber Blüthe dient als Futterkraut für Ziegen und Bienen. Häufig wächſt hier die immergrüne Roſe, aus welcher das ſo geſchätzte Roſenöl von Kleinaſien und Tunis bereitet wird. Die baumartige und vielblüthige Haide überzieht ganze Gebirgsſtrecken und iſt ſehr honigreich; erſtere wird vier bis acht Fuß hoch, und aus ihren zuweilen armsdicken Stämmen brennt man Kohlen. — An Wild iſt im Ganzen kein Ueberfluß. Im Innern des Peloponnes giebt es viele Haſen, weniger Rehe, wilde Schweine bei Olympia; dagegen überall viele Schakale und Wölfe, die oft großen Schaden in den Heerden anrichten. Schakale hört man des Nachts

auf den Bergen heulen. Außerdem finden sich Luchse, Dachse, Baummarder, am Alpheios Fischottern. In den Lüften sieht man zuweilen einen Goldadler oder Lämmergeier kreisen. Der Wanderer muß auf seiner Hut sein vor den vielen Schlangen, deren Biß, besonders im heißen Sommer, oft schnell tödtet. Bei Delphi sah ich einen Schlangenbalg von acht Fuß Länge und sah öfter am Wege Schlangen auf Büschen sich wiegen. Betrüger verkaufen gegen den Schlagenbiß ein Verwahrungsmittel, welches einmal genommen, für immer sichern soll.

Das häusliche Leben der Griechen ist sehr einfach. Ihre Wohnungen bestehen aus wenig Zimmern, meistens im Obergeschosse, zu welchen man oft auf halsbrechenden Treppen steigt. Vor diesen oberen Zimmern befindet sich gewöhnlich eine Art von bedecktem Balkon, ähnlich den Schweizer Lauben. Das untere Geschoß dient zu Vorrathskammern, zur Aufbewahrung von Geräthen und zum Aufenthalte der Hausthiere; auch muß es die Keller ersetzen, welche man aus Besorgniß vor ihrem Einsturz bei Erdbeben nicht anlegt. Hausgeräthe und Möbeln sind wie bei den Türken. Fußböden und Zimmerdecken sind durchgehends von Tannenholz, wodurch die Vermehrung des Ungeziefers begünstigt wird. Ihrer Plage zu entgehen, schlafen die Griechen während der Hitze meist auf den Balkons, indem sie sich in ihre dicken braunen Mäntel hüllen. Ich sicherte mich gegen den Biß der kleinen Bestien durch Citronensaft und durch das Oel der Schale. Die Männer besorgen alle Geschäfte außer dem Hause in Feld und Garten. Die Weiber besorgen selbst nicht einmal das Abhaspeln der Seidencocons. Ihre Beschäftigung besteht in Spinnen, Waschen und Warten der Kinder, welche sie nicht selten mehrere Jahre säugen. Außer der erwähnten kalten Küche begnügt man sich für gewöhnlich mit der Manestra: Schaf- oder Hühnerfleischbrühe nebst Reis darin und mit Citronensaft gewürzt. Außerdem hat man als Würze schwärzliches Seesalz, aus dem ungemein salzhaltigen Meer durch die Sonnenhitze gewonnen; auch pflegt man alle Speisen stark zu pfeffern und gewürzhafte Kräuter hinzuzusetzen. Nur bei Festen oder für Gäste wird gewöhnlich das Fleisch von Schaf, Lamm oder jungen Ziegen in verschiedenen Gestalten gekocht, gebraten, gesäuert und gesüßt

aufgetischt. Zum Empfange eines Gastes steht oft die ganze Familie bereit. Jeder ruft sein Willkommen. Die kleineren Kinder küssen dem Fremden die Hand und führen sie an die Stirn, bringen auch wohl Blumensträuße. — Es werden Süßigkeiten, besonders eingemachte Citronenschalen und Wasser, Kaffee und Pfeifen ganz nach türkischer Sitte gereicht. Beim Mittagsessen beobachtet man ein gewisses feststehendes Ceremoniel. Stößt man an, so muß nach einander der obere und untere Theil der Gläser sich berühren. Dann sagt der Gast zu dem Wirthe: E viva! der antwortet: Sei willkommen! was der Gast mit einem: Wir haben dich als wacker erkannt! erwiedert, worauf der Wirth mit einem schönen Dank schließt. Nach altgriechischer Sitte wartet die Hausfrau bei Tische auf, ohne mitzuessen. Beim Abschiede reicht man dem Gast eine Apfelsine oder einen Apfel, dieser aber macht den Kindern ein Geldgeschenk. — Die Ehen werden in Griechenland durch Verabredung der Väter geschlossen. Am Tage vor der Hochzeit sendet der Bräutigam Geschenke, als: Halsbänder von Gold- oder Silbermünzen, seidene Kleider, Fesse ꝛc. Die Gegengeschenke der Braut sind unbedeutend. Dagegen wird die Mitgift derselben vorher genau schriftlich stipulirt. Sie besteht außer der bestimmten Geldsumme vorzüglich in Bettpolstern, Decken und Hausgeräth. Bei der Trauung in der Kirche kommt und geht das Brautpaar begleitet von Brauthelfern, mit Musik. Oft geschieht die Trauung auch im Hause der Brauteltern. Nachher holt der Bräutigam seine Braut von da in festlichem Zuge mit Jauchzen und Freudenklängen ab. Beim Scheiden küßt die junge Frau Vater und Mutter Hand und Fuß. Am anderen Morgen überzeugt man sich von gewissen guten Zeichen, und dann werden die Linnen im Triumphaufzug unter Abfeurung von Gewehren durch die Gassen getragen. Wie im Altgriechischen, heißt noch heute die junge Frau ein Jahr lang nach der Verheirathung Braut, der Mann Bräutigam. — Bei Trauerfällen stimmen die weiblichen Verwandten, sich einander ablösend, die Todtenklage an, indem sie dem Verstorbenen reichlich Lob spenden. Nachdem der Leichnam mit Wein gewaschen ist (wie bei Homer die verbrannten Gebeine der Helden mit Wein besprengt werden), wird derselbe, auf einer Bahre offen da liegend, unter

Vortritt der Priester mit Kerzen, Kreuz und Schwingen des Weihrauchfasses unter summenden Grabgesängen zum Friedhof getragen.

Schließlich noch einige Bemerkungen über das Reisen in Griechenland. Der Waffen bedarf man zur Ausrüstung nicht; denn sie dienen nur dazu, eine etwaige Gefahr von Seiten der Klephthen zu mehren. Wo diese Waffen und keine Mehrzahl sehen, da greifen sie meistens schon aus dem Hinterhalte mit wohlgezielten Flintenschüssen an. Tragen sie dann den Sieg davon, so wird der Gegenpart gemordet oder verstümmelt. Der Unbewaffnete wird dagegen nur ausgeplündert. Daher führe man statt der Waffen einen tüchtigen wilden Oelzweig bei sich, der im Handgemenge, wo es nicht gerade auf das Leben abgesehen ist, seine guten Dienste thut. Außerdem versorge man sich mit einem guten Dolchmesser. Auf diese Weise kann man sich schon gegen die Angriffe Einzelner, namentlich von Hirten, die gelegentlich das edle Klephtenhandwerk treiben, schützen. Ferner gebraucht man zur Verwahrung gegen Regen und nächtliche Kälte eine griechische Kapotte von grober brauner Ziegenwolle, mit einer spitzigen Kapuze für den Kopf versehen. Kein Grieche reist ohne solche; sie kostet, je nachdem sie mehr oder weniger mit bunten Schnüren verbrämt ist, 25 bis 50 Drachmen (6 bis 12 Thaler). Zum Schlafen dient eine gut mit Baumwolle gesteppte Decke. Auch für starke Schuhe muß man sorgen, dergleichen man in Athen von umgekehrtem grauen Leder für zehn Drachmen (c. $2^1/_2$ Thlr.) kauft. Nothwendig ist eine blecherne Kaffeekanne, in welcher man auch Eier kochen kann. Messer, Gabel und Löffel dürfen nicht fehlen, so wie ein kleines Trinkgefäß neben der Zizza, einer flachen, runden, hölzernen ausgepichten vor dem Gebrauch mit Wein (nicht mit Wasser, wornach der Wein eher säuert) auszuspülenden Weinflasche. Endlich thut man wohl, sich mit Bouillon- oder Chocolade-Tafeln nebst Kaffee, feinem Schiffszwieback und reinem weißen Salz zu versorgen. Alle Kostbarkeiten, Uhr mit Kette ꝛc. läßt man, wo möglich, in Sicherheit zurück. Beim Beginn der Reise miethet man am besten

erst in dem ersten größeren Gebirgsorte Pferde, wobei eine Regierungs-Empfehlung an die Behörden oder Gensdarmen-Stationen vor Uebertheurungen sichern wird. Für ein Pferd zahlt man täglich etwa drei Drachmen. Diese Pferde sind unter mittlerer Größe, aber sehr kräftig, ausdauernd und behend. Sie klettern gleich den Katzen die Felsenpfade mit größter Sicherheit hinauf und hinunter. Dabei nehmen sie mit Waldwiesewachs vorlieb. Das Reitgeschirr ist meistens sehr ärmlich. Statt Steigbügel und Zaum hat man gewöhnlich nur Stricke. Die Saumrosse gehen in der Regel nur Schritt und lassen sich schwer zum Trabe bringen; auch gehorchen sie mehr dem lauten Zuruf des Führers, als der Peitsche. Mit „prr" treibt man an, mit „pst" bringt man zum Stehen. Ist man der Sprache nicht mächtig, so thut man am besten einen sogenannten Courier zu miethen, der deutsch versteht und für fünf Drachmen nebst freier Zehrung den Reisenden begleitet. Diese Couriere, im Aeußern gewöhnlich schon durch Reitpeitsche, Koller und artige Manieren kenntlich, besorgen für den Fremden alle Bedürfnisse; doch muß man sie bei Einkäufen im Auge behalten. Versteht man das Neugriechische, so genügt ein Agiogate oder Maulthiertreiber, der ebenfalls zugleich Wegweiser, Bedienter und Koch ist. Die Einkäufe der Vorräthe besorgt man in diesem Falle am besten selbst, indem man sich nach den Preisen der Lebensmittel vorher erkundigt, auch niemals seinen Vorrath ganz ausgehen läßt, damit man nicht jeden geforderten Preis zu zahlen braucht. Eine Okka Brot oder Wein kostet höchstens 30 Lepta, ein Huhn höchstens eine Drachme, 6 bis 10 Eier etwa 10 Lepta, zwei große Sardellen 5 Lepta. Am wohlfeilsten und unabhängigsten wird man reisen, wenn man auf Fleisch verzichtet. Meidet man dazu den Genuß des Obstes, namentlich der Feigen und Melonen, die unterwegs leicht Erkältung und Erschlaffung des Magens verursachen, so wird man sich wohl und heiter fühlen. Gegen Obstructionen leistet der Saft von zwei Apfelsinen, morgens nüchtern genossen, die besten Dienste. Ueber Nacht schützte ich mich zuweilen gegen die Stiche der Flöhe und Wanzen dadurch, daß ich den ganzen Körper mit einer durchgeschnittenen Citrone und abwechselnd mit der scharf riechenden Schale einrieb. Oft aber

schlug ich mein Nachtlager im Freien auf und sah beim Einschlummern über mir die entzückende Sternenpracht des griechischen Himmels; jedoch bereits vor Sonnenaufgang erhob ich mich vom Lager, indem nichts empfindlicher ist, als der Morgenthau, der leicht Erkältung und bösartige Fieber erzeugt.

Eilftes Kapitel.

Ein frischer Morgenwind blies mächtig in die Segel unseres Schiffes, und rauschend tanzte es durch die gespaltenen Silberwogen. Schon lange ragte uns die gewaltige Cephalonia entgegen, deren höchste Berge sich bis zu 5000 Fuß erheben. Dann fuhren wir in nördlicher Richtung an der cephalonischen Küste entlang, liefen in den Kanal von Viscardo ein und steuerten nun beinah grade auf die Mitte der Insel Thiaki oder Ithaka zu, welches sich vor uns in drei Hauptgruppen darstellt. Die südliche Gruppe umschließt den hohen Neion und auf der Ostseite den Hafen mit der Stadt Vathi. Dicht an diese Gruppe lehnt sich ein isolirter meerumspülter Kegel mit der Burg des Odysseus; rechts darunter befindet sich die kleine Bucht von Aitos, an der wir landen wollen. In hohen, theils senkrechten, theils über unterhöhlten Grotten überhangenden Wänden starren hier die röthlichen Uferfelsen empor. Von da ab steigt das Land in regelloser Zerklüftung und Zerrissenheit jäh zu dem höchsten flachrunden Gebirgskamm auf. Alle Senkungen und Gründe, alle schräglaufenden oder horizontalen Linien sind aber durchaus mit dem üppigsten Grün bekleidet. Als wir der Insel ganz nahe waren, sahen wir eine große Ziegenheerde auf den steilen Höhen weiden. Plötzlich gerieth sie, von unseren Ruderschlägen erschreckt, in Bewegung, und die schönen kräftigen Thiere sprangen von Klippe zu Klippe. Ein stattlicher schwarzer Bock maß vorsichtig die Weite des Abgrundes bis zur nächsten Klippe, und dann schnellte er sich im Nu hinüber. Es soll an zwanzig Tausend Ziegen auf der Insel geben.

Während ich nach der Landung in der Bucht von

Aitos den Postboten aus Vathi, der meine Sachen tragen sollte, erwartete, ließ ich mir im Zollhause ein Frühstück gefallen. Es bestand aus Kaffee, Eiern und köstlichem Ulysseswein, der nur für werthe Gäste aufbewahrt wird. Jetzt erschien der Postbote, ein schlanker Bursch, schneeweiß in Musselin gekleidet, auf der Höhe. Wie eine Gemse sprang er auf Richtwegen von Klippe zu Klippe, und nach wenigen Minuten war er bei uns. — Eine treffliche englische Kunststraße führt im Zickzack nach Vathi, obgleich es hier keine Wagen giebt. Da, wo sich die Straße unter dem schroff abfallenden Neion hinschlängelt, schwenkten wir rechts ab und klommen auf einem näheren Fußpfad in die Höhe, indem wir eine steil angehende muldenförmig gekrümmte und oben immer schmaler werdende Fläche durchschnitten. Diese Fläche ist mit Weinstöcken bedeckt; dazwischen stehen Feigen, Mandeln und Granaten. Alles steigt in regellosen Terrassen und Absätzen mit untermischten Steinplatten auf; denn felsfreie Ebenen findet man hier nicht. Nahe bei der Höhe stand links am Wege ein einzelnes Häuschen, wie es deren überhaupt nur auf der Insel giebt, und gegenüber im Schatten einiger Feigenbäume saß ein Herr, mit Lesen von Zeitungen beschäftigt. Sobald er meiner ansichtig wurde, lud er mich freundlichst ein, bei ihm ein wenig auszuruhen. Sogleich wurde ein Stuhl gebracht, und man bot mir in Quellwasser gekühlte Trauben nebst Feigen an, welche ich mir an dem heißen Tage herrlich schmecken ließ. So erhielt ich gleich beim Eintritt in das Innere der Insel einen Beweis von der Gastfreundschaft ihrer Bewohner. Etwa zwanzig Minuten weiter eröffnet sich die Aussicht auf den Busen von Vathi, und bald erblickt man das friedliche Hafenstädtchen mit seinen zierlichen weißen Häusern. Sie sind sämmtlich leicht und nett gebaut, überall aber herrscht die größte Reinlichkeit. — Noch an demselben Nachmittag wanderte ich in Begleitung eines Führers nach der etwa zwei Stunden südlich von Vathi gelegenen Grotte der Nymphe Arethusa. Wir durchmaßen die regelmäßig angelegte, 2000 Einwohner zählende Stadt, welche sich auf dieser Seite in ein paradiesisches Thal hineinzieht. Die mit Feigen-, Mandel- und Granatbäumen umsäumten Weinberge sind kaum schöner zu sehen. Auch die kleinsten culturfähigen Stellen hat

man aufs sorgfältigste benutzt. Wo eine starre Masse des überall hervorscheinenden Felsengrundes nicht wegzutilgen war, da sieht man beckenförmige Vertiefungen eingehauen, und in der künstlichen Dammerde wuchert die Korinthenrebe um so dankbarer. Ziemlich eine Stunde weit läuft die Straße durch das Gelände und steigt allmählig höher über die Vorberge des Nelon, die noch alle mit Weingärten und Olivenhainen bedeckt sind. Dann ragen über einen dunkelen Waldsaum die zackigen Ränder der höchsten Felsenzinnen in senkrechten Tafeln auf. Jetzt wendet sich ein Fußpfad südöstlich über wüste, schauerlich zerrissene Parthieen und schroffe Bergwände; wo aber irgend eine mehr horizontale Fläche zum Vorschein kommt, sind Getreidefelder. Endlich öffnet sich die letzte Thalspalte, in deren Hintergrund die berühmte Quelle sprudelt. Zwei winkelrecht zusammenstoßende, mit einzelnen Gehängen des Epheu und der Kapernstaude geschmückte Felswände erheben sich senkrecht einige hundert Fuß hoch. An ihrer Wurzel vertieft sich eine Grotte mit reichlicher Fülle krystallhellen Wassers. Dies ist der „Korax am heiligen Quell Arethusa." Die Felswand heißt noch Koraka. Hinterwärts sieht man jene Thalspalte von Terebinthengebüschen, wilden Feigen-, Lorbeer- und Erdbeerbäumen überwachsen. Das Ganze dieser durchaus abgeschiedenen Gegend trägt einen großartig ernsten Charakter. —

Des andern Tages war mein Führer in aller Frühe mit einem guten Pferde bereit, um mich zu einer weiteren Ausflucht abzuholen. Wir zogen auf der Westseite der Insel am Kanal von Viskardo nach Norden zu, indem wir die waldumkränzten Felsenränder der mittleren Gruppe des Neriton zur Rechten liegen ließen. Auch hier war jede Fläche mit bewunderungswürdigem Fleiße angebaut, und als der Weg näher am Meere hinführte, fanden wir im Umkreis der einzelnen Höfe beinah gradlinig fortlaufende Gärten, reich an Traubenfülle, Orangen, Granatäpfeln, Mandeln und jederlei Obst, wie einst die wahrscheinlich in dieser Gegend zu suchenden Gärten des greisen Laertes. Bald wand sich der Weg wieder höher hinauf durch haushohe Felsstücke hin, aber auch diese waren zuweilen ganz mit einem Netz von Weinreben überzogen, deren Trauben auf

dem erhitzten Felsen glühten, und den Gipfel zierte eine reizende Gruppe dunkeler Cypressen. Von hier schaut man mit Lust in die Tiefe, wo Meeressilber durch das Grün der Wipfel herauf schimmert und blitzt, oder nach oben, wo die Singdrossel um Felsenhöhlungen flattert, oder vor sich hin, wo Alles in phantastischem Gewirr durch einander fließt. Endlich schlängelt sich ein schmaler Pfad bis zum Strande hinab, und nun tritt die nördliche Gruppe des Neritongebirges mit dem Anagulia hervor. Zwischen beide Gruppen dringt eine Bucht ins Land. Daselbst ankerten einige Schiffe, welche mit duftenden Korinthen beladen wurden. Die blaue Salzfluth, unübertrefflich an Farbe und Klarheit lockte mich, und ich nahm ein herrlich erfrischendes Bad. Ein scharlachrother, in den Algen verborgener Tausendfuß berührte jedoch meinen entblößten Arm so empfindlich mit seiner ätzenden Feuchtigkeit, daß ich mit brennenden Schmerzen an's Land kam. — Auf einer mit Cultur-Terrassen allmählig emporsteigenden Fläche erreichten wir darnach ein Hochland, das sich mehrere Stunden weit in mannigfachen Schwingungen ausbreitet, links begrenzt durch die steilen Höhen des Anagulia und Phigalia, rechts vom Neriton. Dort im Norden hängt am sonnendurchglühten Gebirgsrand, wie eine Gruppe von Schwalbennestern, der Flecken Exogi, hier gegen Süden sehen wir Anogi am Neriton hinaufgestreuet. Unser Weg zieht sich links nach Exogi zu, bald steil angehend, bald in die Tiefe sinkend. Hier passiren wir einen Hohlweg, dessen Ränder mit dichtem Gebüsch blühender Myrthen und Rosmarin bedeckt sind; dort schauen wir wieder von dem Kamm eines Hügels in die lachenden Gründe, auf die zackigen Felsen und den Azur des Meeres. Jetzt geht es die schwindlige Höhe wenigstens noch tausend Fuß hoch steil hinan. Endlich haben wir die ersten Hütten erreicht, welche unter wuchernden Reben und Feigenbäumen regellos die Stirn des Berges bedecken. Der Führer stellte mein Pferd hier zum Schutz gegen die glühenden Pfeile der Mittagssonne in den Schatten eines offenen Gemäuers. Mit Mühe erkletterten wir dann den höchsten Punkt auf dem weithingestreckten Bergrücken des Anagulia, mit dem die Insel gegen Norden steil ins Meer abfällt. Unsere Arbeit wurde aufs schönste belohnt! Gegen Osten und

Südosten breitet sich über dem Golf von Patras das großartige Gemälde der Gebirge des Peloponnes, von Aetolien und Akarnanien aus, während gegen Norden über S. Maura noch Paxo, Korfu und die albanischen Gebirge sich zeigen. Westwärts schweift der Blick, nur durch einzelne schwarze Felsenriffe aufgehalten, in die unermeßliche Weite des jonischen Meeres bis zu der mehr als funfzig Meilen entfernten Küste von Calabrien hin, während unten in der Tiefe die Meerenge von Viskardo einem Silberstrom ähnelt, das sanft gerundete Kap Viskardo aber röthlich schimmernd in die grünbläuliche Fluth hineinragt. Gegen Südwesten übersehen wir die ganze herrliche Ostküste von Cephalonia, die stolzen Höhen über dem Busen von Same bis zu dem dunkelen Gipfel des Monte Nero. Gegen Süden endlich liegt die ganze grüne Hochfläche von Ithaka zu unseren Füßen ausgebreitet, umwogt von der prächtigen See, die mit tiefen Busen und Buchten ins Land hineinleuchtet. An Gestalt gleicht das Eiland, fast einem goldig grünen Riesen-Insect, dessen Hinterleib der Neion, dessen Rumpf nach dem tiefen Einschnitt über Aitos der Neriton, dessen Kopf aber die nördliche Gruppe mit dem Anagulia darstellt, von wo sich die nordöstliche Spitze bis zum Kap St. Johann von Marakka wie ein langes Fühlhorn hinstreckt. — Nachdem wir in der Hitze wieder zu der Hochebene unter Exogi hinabgestiegen waren, geleitete mich mein Führer unter das schattende Dach eines größeren Landhauses, wo ein alter Herr und ein stattlicher jüngerer Mann mich sehr freundlich bewillkommneten. Bald saßen wir beim Mahl. Unter den Früchten waren ausgesuchte Zweige einer trefflich mundenden Riesentraube mit langen gelben Beeren, die bis acht Pfund schwer wird. Nach Tische überließ sich der übrigens noch sehr muntere Alte, der beim Essen einen wahrhaft homerischen Appetit gezeigt, der Mittagsruhe. Ich setzte die Unterhaltung nun mit seinem Sohne fort, welcher außer der Landessprache auch noch das Italienische, Englische und Französische redete; selbst einige deutsche Wörter waren ihm bekannt. Ich erkundigte mich unter Anderm, ob der Aufenthalt auf dieser luftigen Hochebene wohl der Gesundheit zuträglich sei. „Wie alt schätzen Sie meinen Vater?“ wurde mir entgegnet, und es ergab sich nun, daß der jugendliche Alte,

den ich als im Anfang der Sechziger taxirte, bereits 85 Jahre zählte. Beim Abschied fragte ich, was ich schuldig sei. „Hier bezahlt man nicht, mein Herr, dies ist eine Beleidigung!“ lautete die mit großem Befremden gegebene Antwort. Ich hatte gewähnt, mich in einer Lokanda zu befinden, und entschuldigte mich, so gut ich konnte, die verbindlichste Anerkennung der so liebenswürdigen Gastfreundschaft hinzufügend. — Auf dem Rückwege machten wir noch einigemal Halt unter dem Schatten dichtbelaubter Johannisbrotbäume. Da lagen denn ganze Haufen des süßen Johannisbrotes zum kräftigen Futter für das Pferd und in den Zweigen hing eine solche Fülle großer Büschel von Früchten, daß deren gewiß mehrere Scheffel von jedem Baum zu sammeln gewesen wäre. Außerdem begegneten uns Gruppen von Frauen und Mädchen, welche auf den steilen Wegen nicht nur schwere Fruchtkörbe auf dem Kopfe trugen, sondern auch noch dabei strickten. Als wir nach Vathi zurückkamen, stand der Mond bereits am Abendhimmel.

Mit der Ersteigung des Odysseusfelsens sollte mein Besuch auf Ithaka beschlossen werden. Auf der Höhe dieses fast regelmäßig geformten Kegels soll die Burgfeste mit dem Hause des Odysseus gestanden haben. Von den Umfassungsmauern lassen sich noch bedeutende Spuren erkennen. Sie sind in Form eines Dreiecks angelegt und bestehen aus polygonischen Werkstücken der ältesten (cyklopischen) Bauart; ein Thurm bildete den Mittelpunkt. Auch ein in den Fels gehauener Brunnen ist noch übrig, zu dem außer den dienenden Mägden selbst die hehere Penelope oft getreten sein mag, um einen erquickenden Labetrunk zu schöpfen. Die am Abhange des Berges gelegene alte Stadt stieg amphitheatralisch in die Höhe. Uebrigens ist Alles mit Steintrümmern bedeckt; zwischen denen Gras und wildes Gestripp wuchert. —

Ein Dampfschiff sollte mich aus dem Hafen von Vathi nach Korfu bringen. Wir umfuhren die Südspitze der Insel Santa Maura oder Leukadia, gebildet durch das tief ins Meer hineinragende Kap Dukato, welches zuletzt in senkrechten,

250 Fuß hohen weißen Kalkwänden abfällt. Dies ist jener leukadische Fels, von welchem die Sängerin Sappho und nach ihr so mancher Andere sich aus Schmerz über verschmähte Liebe in die tief unten über gefährlichen Klippen brandenden Meereswogen stürzte. — An vielen Stellen ragt die Küste mit schroffen Wänden aus dem Meer empor; dann folgen wohl anmuthige Hügelketten, auf denen hin und wieder achtstrahlige sonnenförmige griechische Windmühlen sich in sanfter Bewegung drehen, oder das sorgfältig cultivirte Land steigt mit hundert grünen Terrassen in die Höhe, und dazwischen liegen in bunter Abwechselung Getreidefelder und röthliche Felsplatten, über welche sich bis zu mehreren tausend Fuß die flachrunden Kuppen der inneren Berge erheben. — Jetzt öffnet sich der tiefe Busen von Arta, im Hintergrunde mit den malerischen, am fernsten östlichen Horizont in Aetherduft verschwimmenden Formen der Gebirge, welche Epirus und Akarnanien von Thessalien scheiden. Weiterhin tritt das flach gewölbte Paro hervor mit seinem Hafen Porto Gajo und dem gleichnamigen Flecken, daneben auf einer kleinen Felsinsel das zierliche, in der Mittagsgluth wie ein Juwel schimmernde Kirchlein S. Nicolo nebst dem Leuchtthurm. Die Insel Paro, etwa eine Quadratmeile groß, mag 6000 Bewohner zählen, welche sich fast ausschließlich der Cultur des Oelbaums widmen; und es werden von hier ungefähr 8000 Centner des besten Oeles ausgeführt. Während wir darauf nahe der albanischen Küste mit ihrem Heer von Inseln, Vorgebirgen und Buchten hinschwimmen, rollt allmählig das Bild der Südhälfte von Korfu mit hochgethürmten Bergen, grünenden Wäldern und zackigen Felsen vor unseren Augen sich auf, und bald erscheint ganz nahe die Hauptstadt des alten Phäakenlandes, welche gegenwärtig eine Bevölkerung von 16000 Seelen (darunter 4000 Juden) zählen mag. Rechts und links ziehen sich vom Kai aus die Häuserzeilen nach Felsen hin, die mit Festungswerken gekrönt sind; am meisten vertieft sich die Stadt nach der Mitte zu in das Land hinein, von nicht weniger als vierzig Kirchen geschmückt, deren Thürme sich jedoch meistens nicht bedeutend erheben. Nahe hinter uns zeigt sich die kleine Insel Vido, rings von Schanzen und Kriegsbollwerken umgeben. Weiter rechts von der Stadt dehnt sich

in weitem Kreiſe der Buſen von Govino aus, und darüber hinaus ragt gegen Nordoſt der gewaltige S. Salvatore, der allherrſchende Pantokrator der Alten, deſſen Vorgebirge von den epirotiſchen des Continentes nur durch einen ſchmalen Kanal getrennt werden.

Nach dem Anlanden umwogte uns das bunteſte Gewirr einer dichtgedrängten Menge, welche den Hafenplatz und bis weithin die Straßen erfüllte, auf den erſten Blick uns zeigend, daß wir in einer Seeſtadt uns befänden, wo die Strömungen des abenländiſchen und morgenländiſchen Lebens zuſammengehen. Auf hundert Männer ſahen wir nur eine Frau, unter jenen aber außer den Korfuoten auch Italiener, Albaneſen, Griechen, Armenier und einzelne Türken; dazwiſchen ſchritten gravitätiſch ſcharlachroth uniformirte Engländer einher. Wir gingen zuerſt nach dem Gaſthof zur Kugel (al Globo), dem einzigen, wie ich glaube, in Korfu. Die ganze Einrichtung der Zimmer gefiel mir eben ſo wenig, als die theuren Preiſe, und ich bezog daher in einem ſtattlichen Hauſe am Theater ein geräumiges mit allen Bequemlichkeiten verſehenes Privatlogis.

Mein erſter Gang galt dem Badehauſe, da es meine Abſicht war, mich hier eine Zeit lang durch Seebäder zu erquicken. Mit hundert Schritten erreichte ich den herrlichen Platz an der Eſplanade vor der hochthronenden Felsfeſte, wandte mich dann nach dem ſchönen Palaſt des Lord-Obercommiſſairs, dem erſten Gebäude der joniſchen Inſeln und hatte bald das Oſtende des Hafenkais gewonnen, wo das Badehaus ins Meer tritt. Daſſelbe iſt mit allen Vorrichtungen verſehen, um heiße und kalte Bäder in beſonderen Gemächern, oder die letzteren unter freiem Himmel zu nehmen. Ein Zimmer nebſt dem Bade im Freien koſtet nicht mehr als fünf Silbergroſchen. Man ſtürzt ſich nach Belieben gleich in die Tiefe, oder ſchreitet langſam von dem flacheren Ufer durch die helle Fluth. Pfahlwerke und Klippen ſind dicht mit Seetang und Algen bedeckt, und mit Luſt ſchaut man in dieſe bis auf den Grund niedergehenden, von flüſſigem Silber umgaukelten Waſſergärten. Die Einrahmung des weithin blauenden Meeresſpiegels erſcheint hier überaus ſchön. Ringsum liegt ausgebreitet das ganze hehre Panorama der Nordweſthälfte des Eilands, ſo wie

des jenseitigen Albaniens mit seinem Gewimmel von Felsenhäuptern und entfaltet in jeder Tagesstunde einen immer neuen Zauber des Lichtwechsels. In der Frühe war zuweilen Alles umschleiert von leis hingehauchtem Morgenduft; später erschimmerten dann im Sonnenglanz die hohen Gebirgswarten Albaniens wie ätherische Gebilde einer verklärten Natur; gegen Abend wurden sie mit röthlichem Schein übergossen, während der erhabene Pantokrator in dunklerem Violett und im Schatten erschien. So badete ich hier bald in der Kühle des Morgens, bald in der Hitze des Tages, bald noch einsam in der Späte, wenn Mond und Sterne am Himmel leuchteten. Zu weit darf man sich indeß beim Schwimmen nicht hinauswagen ins Meer, da Fälle vorgekommen sind, wo der Hay Menschen angefallen; ja es wurde mir erzählt, daß einst ein solches Unthier, plötzlich aus dem Wasser hervorstoßend, eine Waschfrau beim Arme gepackt und sie von der Bank in die Tiefe gezogen habe. — Gegen Abend findet man unter den schattigen Baumgängen der 6 bis 800 Schritt langen Esplanade die halbe Stadt versammelt; auch die Frauen, die auf den Straßen überall unsichtbar sind, lustwandeln hier am Arm ihrer Gatten und Kinder. Fünfmal in der Woche spielt daselbst das treffliche Musikchor aus der Citadelle. Jedesmal gegen Sonnenuntergang schließen sie mit dem God save the queene (Gott segne die Königin), und in demselben Augenblick fällt gewaltiger Trommel- und Paukenwirbel ein. Darauf zieht das Chor der Trommelschläger einigemal über den Platz, indem sie mit den verschieden gestimmten Trommeln und Pfeifen den schönen englischen Abendruf ertönen lassen. — In der Morgenfrühe besuchte ich mehrmals den Park des Lord-Obercommissairs. Gleich beim Eintritt öffnen sich weite, von schattigen Parthien eingeschlossene Rasenflächen. Diese ziehen sich in sanften Schwingungen gegen eine Anhöhe hinauf, welche mit dem alten Palast und einigen anderen Gebäuden geschmückt ist, während zur Rechten hin ein weiter Kranz von Meierein und ländlichen Anlagen sich ausbreitet, die sich später in dem Dickicht eines Olivenwaldes verlieren, womit der gegen Süden aufstrebende Höhenzug bekleidet ist. Um den vom Regenten nicht mehr bewohnten Palast blühte eine Fülle hoher Oleanderbüsche, mit

rothen und weißen Blumen ganz überdeckt und nebst anderen duftenden Stauden Alles mit Wohlgerüchen erfüllend. Unterhalb des Schlosses steigt man in einigen hundert Schritten steil zum Meere hinab. — Die Wege dorthin führen durch eine üppig verwachsene Vegetation, die von bunten südländischen Schmetterlingen in großer Mannigfaltigkeit und Menge umflattert wird. An der Südgrenze des Parkes sieht man Wein- Obst- und Gemüsegärten von Landbewohnern in den erwähnten Olivenwald gestreut, dessen einförmig ernster Charakter noch durch Gruppen schlanker Cypressen gehoben wird. Auf einmal stand ich hier vor einer lebendigen Aloehecke, welche hier den Park von den übrigen Anlagen scheidet, und fünf Riesenstengel ragten mit dem prächtigen Schmuck ihrer gewaltigen Blüthenkrone hervor. Der Eindruck dieses, auch in diesem Klima einzigartigen Anblicks, ist außerordentlich. Die mächtigen fußbreiten Blätter der Staude gehen acht bis zehn Fuß nach allen Seiten auseinander und würden einen etwa darauf tretenden Mann frei schwebend tragen. Der stärkste Blüthenstengel hatte neun Zoll Durchmesser; alle ragten durchaus baumförmig 35 bis 40 Fuß hoch mit ihren Blumenwipfeln gegen die dunkelen Cypressen hinan. —

Einer meiner weitesten Ausflüge war der nach dem S. Salvatore, auf dessem höchsten nördlichen Gipfel während dieser Tage ein kirchliches Fest gefeiert wurde. In Gesellschaft von etwa zehn wallfahrenden Landleuten fuhr ich auf einer Barke nach dem mir vorgesteckten Ziel. Es war etwa zehn Uhr Vormittags da wir landeten. Dicht über dem Strand erhob sich das Ufer zu den ersten Vorbergen, und auf einem derselben hatte man ein offenes Zelt aufgeschlagen. Ich wandte mich indeß seitwärts, um einen Badeplatz aufzusuchen. Im Schatten eines vorspringenden Felsens fand ich Schutz gegen die Gluthhitze. Schnell hatte ich mich entkleidet und sprang in die kühlende Salzfluth. Während ich nun so, den Kopf zwar verhüllt, umherschwamm, beging ich die Unvorsichtigkeit, Schultern und Nacken einigemal den Sonnenstrahlen auszusetzen. In Folge davon wurde die Haut an diesen Theilen alsbald geröstet, und ich mußte dieselbe nachher unter Berührung des Handtuches mehrfach einbüßen. Ich eilte nun nach dem Zelte, welches in saalförmiger Größe zwischen

einigen hohen Oelbäumen stand und mit Linnen, alten Kleidern, Segeltüchern bedeckt war, um der gewaltig brennenden Sonne den Zutritt zu verwehren. Am Boden lagerte auf Stroh und trockenem Farrenkraut eine fröhliche Menge; zur Seite wurde geschenkt, gekocht, gebraten. Bei der großen Hitze war das Wasser lau (Quellwasser fehlt auf dieser Insel), die Früchte ebenfalls vom Wärmestoff durchdrungen; der ohnehin feurige Wein konnte am wenigsten Kühlung gewähren. Ich nahm daher eine dampfende Suppe mit Maccaroni, deren Genuß sich wenigstens nachher wohlthuend erwies. — Erst um vier Uhr Nachmittags ging's an die Ersteigung des Gebirges. Nach anderthalb Stunden hatten wir die halbe Höhe des Salvatore erreicht. Von hier ab hört die Vegetation der Oelbäume auf, die, untermischt mit Cypressen, das Gebirge umgürten. Es beginnen wüste, nur mit niedrigem Buschwerk bedeckte Flächen, und die Bergwände sind von wasserlosen Klüften und Spalten oft schauerlich zerrissen. Etwa drei Viertelstunden unter dem Gipfel trafen wir am Rande einer Senkung auf die zweifelsohne durch Erdbeben zerstörten Hütten eines verlassenen Dorfes. Auf der entgegengesetzten Seite stehen die neu aufgebauten Wohnungen. Wir traten in eine derselben ein. Man führte uns in das einzige Zimmer des Hauses, wo zwei riesenmäßige Bettstellen ohne jede Art von Decke zwei Fünftheile des ganzen Raumes einnahmen, der sonst weder Tisch, noch Stuhl enthielt. Eben so gab es außer der Thür nur noch eine durch einen Laden verschlossene Lukenöffnung. Da die Besitzer zur Festfeier nach oben gegangen waren und die Schlüssel zu den Vorrathskammern mitgenommen hatten, so konnten wir weder Brot, noch Milch, sondern kaum etwas Wasser zur Stillung des Durstes erlangen. Ueber Geröll und Steintrümmer sehr beschwerlich emporklimmend, erreichten wir endlich bei schon angebrochener Dunkelheit den Gipfel. Hier herrschte fröhliches Getümmel. In der Mitte eines weiten Hofes steht die ganz unbedeutende Kirche S. Salvatore. Die Besuchenden traten mit Spenden von Wachskerzen und Geld ein. Die empfangenen Kerzen legte ein Kirchendiener unter das Bild des Erlösers (Salvatore) hinter dem Altar, wo ein großer Haufe aufgeschichtet lag. Das Geld warfen die Opfernden in einen vor

dem Altar stehenden großen Kasten, und gingen dann zu dem schwarzbärtigen Priester auf der anderen Altarseite, der von einer brennenden Lampe ein Stückchen Wachs nahm, es an ein schmales Bändchen klebte, dieses an einen Stock befestigte, vor und an dem Bilde des Erlösers webte, und so als ein geweihetes, um den Hals zu tragendes Amulet, einem Jeden als Gegengabe reichte. Niemand kehrte zurück, ohne einige dieser Amulete mitzunehmen, wozu an diesem Abend mehrere tausend Ellen jener bunten, ein Viertel Zoll breiten baumwollenen Bandstreifchen verwendet wurden. Der Hof war von vielen hundert Pilgern gedrängt voll. Längs der Mauer desselben lief eine Reihe von etwa dreißig Buden hin, in denen Speisen und Getränke feil geboten wurden. In allen brannten Lichter, bei vielen loderte lustig die Flamme auf zum Behuf des Kochens und Bratens. Das Volk drängte singend und frohlockend hin und her, und der Himmel breitete seinen Sternenmantel über das Fest. In das umschließende Gemäuer ist zum Schutz gegen Unwetter eine Reihe ganz kleiner gewölbter Kämmerchen gebaut. In einem solchen Quartier mußte ich nothgedrungen auf Moos und Farrenkräutern die Nacht zubringen. Nachdem mir vor Ermüdung die Augen zugefallen, erwachte ich plötzlich wieder und bemerkte beim Schein einer Lampe, die wir an Pflöcken aufgehängt, daß mir ein scheußlicher, mehrere Zoll langer Tausendfuß über den Arm lief. Damit floh der Schlaf von meinem Lager; da ich jedoch zur Vermeidung einer Erkältung nicht draußen in der kalten Zugluft zubringen wollte, so blieb mir keine Wahl, als ruhig auszuharren. — Der Morgen war leider nicht dunstfrei, und verdarb mir so den gehofften Genuß der Aussicht. Dagegen konnte ich nun die Wallfahrenden etwas genauer mustern. Alle diese bunten Gruppen verhielten sich höchst anständig. Die Kopfbedeckung der Frauen bestand großentheils aus einer Art von reichverziertem Turban mit herabwallenden Schleiern und Tüchern. Nicht wenige der Bäuerinnen waren auf das geschmackvollste gekleidet, noch mehre mit Gold- und Silberschmuck überladen. Viele trugen einen leichten offenen bis nahe an die Hüften gehenden Ueberwurf, meist von blauem, rothem oder grünem Sammt oder Seidenstoff, oft eben so kunstvoll als reich mit echten Goldschnü-

ren beſetzt. Darunter befand ſich ein leichtes Mieder, was bei Einigen faſt ganz aus Gold- oder Silberſtoff zu beſtehen ſchien. Bei den Reicheren ſtarrten alle Finger von Goldringen; über Hals und Bruſt kreuzten ſich zwanzig bis dreißig Goldketten; an den Ohren glitzerten Goldgehänge bis nahe zur Schulter herab. Dies waren die Frauen der freien Eigenthumsbauern, deren jede leicht einen Schmuck von einigen hundert Thalern Werths tragen mochte.

Vor meinem Heimgang erklimmte ich noch die höchſten Zinnen der Bergſpitze, und nahm ſo die ſeltſame Bildung des Gebirges wahr. Auf eine Länge von etwa 1500 Schritt läuft es oben ganz horizontal und fällt dann plötzlich von der Weſtſpitze ganz ſteil ab, ſo daß es von Korfu aus wie ein hochaufragender Sarkophag erſcheint. Die Oberfläche hat das Anſehn einer noch in Wallung begriffenen Maſſe, ähnlich einem ungeheuren Lavabett, ohne alle Vegetation. Ueberhaupt ſcheinen ſämmtliche joniſche Inſeln vulkaniſchen Urſprungs zu ſein, wie ſie denn auch immer noch von Erderſchütterungen heimgeſucht werden. Der Aufruhr der Elemente ſcheint hier erſt kaum zum Abſchluß gekommen zu ſein. Faſt überall erheben ſich ſelbſt aus den üppigſten Fruchtfeldern die grauſigen Bilder zerriſſener und zerklüfteter Felſen. Oft ſcheint der feuerflüſſige Brei eben erſt erkaltet und gehärtet zu ſein, ſo daß man noch das Aufkochen aus der Tiefe an den erſtarrten Maſſen wahrzunehmen glaubt, welche, wie auf Ithaka's Neriton, ſich trichterförmig über einander häufen. Ueberall aber hat auf dieſen Inſeln der menſchliche Kunſtfleiß die ſchönſten Siege über die widerſtrebende Natur davon getragen. Auf Korfu cultivirt man hauptſächlich den Oelbaum, auf Zante, Cephalonia und Ithaka die Korinthen-Weinrebe; an Getreide wird nur auf Cerigo der hinlängliche Bedarf gewonnen. Dem ſorgfältigen Anbau des Bodens entſpricht die Dichtigkeit der Bevölkerung, welche gegenwärtig überhaupt 200,000 Seelen zählen ſoll. Davon kommen auf Korfu mit $10^3/_4$ Quadratmeilen 80,000, auf Zante mit $5^1/_2$ Quadratmeilen 40,000, auf das kleine Ithaka mit 3 Quadratmeilen gegen 13,000. —

Mein Aufenthalt auf den joniſchen Inſeln fiel in die heiße Jahreszeit, welche mit Ende Mai beginnt und ſich bis in den

September hineinzieht. Während dem wird die Sonnengluth durch gewaltige Witterstürme gekühlt. Ich sah indeß den Himmel bei Tag und Nacht in immer gleicher Klarheit; kein Tropfen fiel, und nur selten bildete sich ein Wolkenstreif. In der Mitte des Sommers versengt Gras und Kraut; die Heerden finden dann nur noch lebendige Nahrung in tief eingeschnittenen Thälern, zwischen schattigen Büschen und Wäldern, so daß der Heuvorrath aushelfen muß, wie bei uns im Winter. Die winterliche Regenzeit wird als höchst unfreundlich und kalt geschildert. Man erzählte von einem Engländer, der in Zante sechzig Tage vergeblich auf einen guten Tag gewartet und dann unmuthig davon gereist sei. Die günstigste Zeit für den Reisenden geht von der Mitte April bis gegen Ende Mai, so wie vom September, wo nach den ersten Regentagen blitzschnell ein zweiter blumiger Frühling folgt, bis in die Mitte des November.

Zwölftes Kapitel.

Die brennende Sonne stand bereits ziemlich hoch am Himmel, als wir auf unserem Dampfer die freundlichen Ufer des breiten Wasserspiegels begrüßten, welcher mit den von Orangen und Citronen umgebenen Gehöften der verschiedenen Ortschaften, mit seinen Wein- und Olivenpflanzungen, so wie mit den in angenehmer Mischung emporstrebenden Kirchthürmen und Cypressen mehr ein weiter bergumschlossener und von sommerlichen Lusthäusern umkränzter See, als ein mit allen Welttheilen betriebsam in Verbindung stehender Meeresarm zu sein scheint. Nach der Kreisstadt Cattaro, dem äußersten Punkte des tief in den Bergkessel hineingreifenden Golfes, wurde derselbe Bocche di Cattaro genannt. Im Vordergrunde der Stadt steht am Ufer eine Doppelreihe schlanker Pappeln; der dicht in einander geballte Häuserknäul wird von einer dunkelen Ringmauer mit Thürmen eingefaßt, und darüber hinaus ragt auf schroffem aschgrauen Fels das schirmende Kastell, mit der Stadt durch einem Zickzackweg verbunden, dessen Mauern zahlreiche Schießscharten enthalten.

Die Einwohner, gegen 3600 Köpfe stark, beschäftigen sich meistens mit Handel und unterhalten beständig einen lebhaften Verkehr mit den benachbarten Montenegrinern. Durch die engen gewundenen Gassen des sonst nicht weiter merkwürdigen Städtchens gelangt man vor das östliche Thor, die Porta di Fiumera auf einen länglich viereckigen, mit Bäumen umpflanzten und zum Theil ummauerten Platz, wo eine neben dem Markuslöwen wohlerhaltene Inschrift an den vor dreihundert Jahren erfochtenen Sieg der Venetianer über den gefürchteten Türkenadmiral Hayreddin Barbarossa erinnert. Hier wird jeden Dienstag, Donnersstag und Sonnabend ein Basar gehalten, auf welchem die Bergbewohner mit den Cattarensern ihre gegenseitigen Bedürfnisse austauschen dürfen. Die Städter werden auf diese Weise mit Proviant versehen, und sobald in Montenegro Unruhen ausbrechen, sind sie gewissermaßen von der Welt und ihren Haupthandelsgeschäften abgeschnitten, weshalb der wieder hergestellte Friede immer große Freude in diese Mauern bringt. Der Verkehr findet nur vor dem Thore statt; denn in die Stadt selbst darf kein Montenegriner ohne eine besondere Einlaßkarte; ihren Frauen bleibt indeß der Eintritt unverwehrt. Haupthandelsartikel, welche die Montenegriner zu Markte bringen, sind: das gelbe Färbeholz des Perückenbaumes (Rhus cotinus) geräuchertes Hammelfleisch, Castradina genannt, Scoranzen *), ferner Kartoffeln, Wachs, Honig, Mais, Wolle, Schaffelle, Käse, Schlachtvieh. Letzteres ist häufig erst kurz zuvor den türkischen Nachbaren abgenommen. Eingetauscht werden dagegen hauptsächlich Kleidungsstücke, Munition, Salz, Oel, Reis, Branntwein.

Wir trafen bei unserer Ankunft grade einen Basartag und fanden daher den kleinen Ort außerordentlich belebt. In den engen Straßen gingen in bunter Mischung durch einander Stadtbürger, italienische Soldaten und deutsche Offiziere von der öster-

*) Die Scoranza (Cyprinus alburnus, kleiner Albing, Äkeley) ist ein Weißfisch, gewöhnlich nur 4 bis 5 Zoll lang, wird eingesalzen und geräuchert, wie der Hering. Mittelst der silberglänzenden abfälligen Schuppen fertigt man die falschen Perlen, indem man den abgespülten Silberstaub durch ein Röhrchen in Glasperlen bringt und diese dann mit Wachs füllt.

reichischen Garnison, Schiffer und Handelsleute aus den Küstenplätzen der Bocca, dazwischen auch hie und da ein Montenegriner in weißwollenem Rock, die braune betroddelte Strukka (ein shawlartiger Ueberzug) darüber geworfen, aber ohne Waffen; denn ihre Pistolen, Flinten und Handschare müssen sie am Thor gegen einen Empfangschein abliefern, nur ein kleines dolchartiges Messer, dessen sie sich beim Essen bedienen, behalten sie bei sich. Ein alter Gebirgsgeier (die Montenegriner reden sich selbst nämlich oft mit „du Geier" an) erregte unsere Aufmerksamkeit. Er trug als Vornehmer einen mit Fuchspelz verbrämten kurzen purpurrothen Dolman und weite türkische Beinkleider; unter dem rothen, mit kleinen Seidenquasten gezierten Fes quollen weiße Locken und sein rothbraunes dickes Gesicht zierte ein grauer Knebelbart. Mit seinem hohen breitschultrigen Körper überragte er die Menschenmenge, und als wir ihn erblickten, brachten ihm eben einige gemeine Montenegriner ihre Huldigungen dar, indem sie ihm wiederholt den Ellenbogen mit den tiefsten Verbeugungen küßten. — Wir schritten nun zur Porta di Fiumera hinaus. Die Hauptgeschäfte des Basars namentlich mit Rindern, Schafen und Ziegen, waren bereits beendigt, doch war der Platz noch genugsam von Männern und Weibern, Mädchen und Burschen, Pferden, Mauleseln und Eseln belebt. Diejenigen, welche noch nicht verkauft hatten, saßen oder standen neben ihren kleinen Ladungen dürren Holzes oder neben ihren Kartoffelsäcken, Eier- und Käsekörben, geduldig der dafür zu lösenden Kreuzer harrend. Manche machen bis hieher drei bis vier Tagemärsche aus dem Innern, und dabei haben sie oft nichts, als einen Korb voll geräucherter Fische oder einen Sack mit Maiskolben. An den Haupttagen kommen sie aber auch vom See von Scutari und der äußersten Grenze des Landes gegen die Türken. Manche der Frauen beugten sich, im Vorübergehen einem männlichen Verwandten oder sonst einem Angesehenen nahend, zum Handkuß; andere bückten sich, nach des Mannes Rocksaum greifend, um ihn an den Mund zu drücken. Frauen grüßen einander durch Handkuß, oder durch Umarmung und Mundkuß. Unter den Männern zog mich ein junger Krieger an, welcher in stolzer Haltung einher schritt, indem er die über die Schultern geworfene Strukka fast bis zur

Erde nachschleppen ließ, und die Medaille auf seiner Brust verkündete, daß er wohl schon manchen Türkenkopf als Siegeszeichen heimgebracht. Der Basar leerte sich inzwischen mehr und mehr. Bald sah man den ganzen gezackten Bergweg bis hoch hinauf mit zurückreisenden Montenegrinern bedeckt. Kein Trupp dieser Marktleute, so wie er irgend eine Wegesecke oder Felsenhöhe erreicht hatte, versäumte es, seine Pistolen abzufeuern, und ihre Schüsse, bei ihnen Zeichen der Freude, gaben in den Felsen ein munteres Echo. Zwischen den Schüssen hin hörte man weither ihre vollen lauten Stimmen; es ist ein Rufen und Schreien, als ob das ganze Land in Alarm gesetzt werden sollte. —

Als Naturmerkwürdigkeiten sind zwei starke Quellen anzuführen, welche hart vor den Thoren Cattaro's sich ergießen, nämlich die der Fiumera und die des Gordiccio. Die Fiumera kommt aus einer malerisch gelegenen Felsenkluft, ähnlich dem Timao bei Triest und anderen Flüssen dieser Küste, gleich ganz mächtig unter den Felsen hervorgeflossen und hat von der Quelle bis zur Mündung in den Cattarensischen Meereskanal nur einige hundert Klafter Länge, so wie nahe an der Mündung eine Breite von zuweilen sechzig Klaftern. Nach lang anhaltenden heftigen Regengüssen schwellen die unterirdischen Wasser der Fiumera auf eine erstaunliche Weise an und außerdem sprudelt es noch aus zahllosen anderen Felslöchern hervor, die man bisher ganz dürre und trocken zu sehen gewohnt war, wobei sich dann die badeschwammartige Durchlöcherung der Kalkfelsen an diesem Küstenstrich kund giebt. — Anders ist die zweite Quelle an der Porta di Gordiccio beschaffen. Auch hier strömt eine große Wassermasse aus einer Höhle hervor, doch mündet diese Höhle nicht in gleicher Ebene mit dem Meeresspiegel, sondern in beträchtlicher Tiefe unter demselben, so daß man das Ausprudeln des süßen Wassers nur an einer unaufhörlich wirbelnden Bewegung der Oberfläche erkennt. Dieser Wirbel befindet sich hart an den Stadtmauern, ist von dem felsigen Uferrande wie ein kleiner Siedekessel umgeben und soll nach langen Regengüssen hoch aufwallen. Gleichzeitig sollen dann alle süßen Brunnen der Stadt etwas salzig werden. Dies deutet auf ein unterirdisches Flußsystem, von dem alle Quellen und Brunnen der Stadt nur Zweige sind. — Ohne Zweifel haben

die beiden genannten Bergflüsse die Anlegung von Cattaro mit bestimmt. Die Fiumera gewährte einen Schutzgraben auf der einen Seite, der bedeutend tiefe Wasserschlund des Gordiccio gab für die Stadtmauern einen Anhaltepunkt auf der anderen Seite. Mehr aber trug doch zur Begründung von Cattaro der gleich dahinter sich erhebende Felsblock bei, welcher die Gestalt einer in die Erde eingekeilten schiefgestellten Tafel hat. Er ist bis zu seinem mindestens 800 Fuß hohen Gipfel mit einer Menge von Festungswerken bedeckt und in der Stille der Nacht hört man die Wächterrufe der Schildwachen, die wie in einem fortgesetzten Echo von Posten zu Posten rings um den Felsen herumlaufen. Diese Rufe hallen laut und weit in die Umgegend hinaus, um die fortwährende Kampfbereitschaft der Leute an diesem stets umdrohten Punkte den etwa lauernden Gebirgsbewohnern zu verkündigen. Denn gleich den Wölfen in der Nähe von Schafheerden, haben sich bisweilen schon einzelne Montenegriner bis dicht an die Stadt herangeschlichen und dort ihnen mißliebige Einwohner erschossen.

Außer Cattaro liegen an dem Golfe noch mehrere andere Ortschaften, die durch ihre unternehmenden Schiffscapitaine und Handelsleute weit und breit im Oriente bekannt sind. Dazu gehört Dobrota, wohin wir einen Ausflug machten, um die hübsche Hauptkirche und das Innere eines Hauses zu besehen. Dieser Ort liegt am Fuße der montenegrinischen Gebirge in der Länge weit hingestreckt. Die Grenze läuft oben auf dem Kamm des Gebirges hin, und mit Leichtigkeit können die gewandten Bergbewohner sich an den Felsenwänden herablassen, um die schönen Häuser der reichen Dobrotaner, ehe sie sich's versehen, auszuplündern; denn diese leben in Villen und Palästen, und es gibt unter ihnen mehr als Einen, der als Millionär bezeichnet wird. Dagegen leben die Montenegriner nahe bei, gleich den Füchsen, in Höhlen, haben nichts, verspüren aber die größte Lüsternheit nach Besitz und sind dabei äußerst verwegen. Dazu kommt, daß sie eifrige Griechen, die Dobrotaner glühende Katholiken sind. Dem Allen nach ist kein Ort an der ganzen Bocca mehr den Einfällen der Montenegriner ausgesetzt, und manche zwischen den neuen Prachtwohnungen erscheinende traurige Ruine

rührt von einem Raub-Mordbrande der wilden Nachbaren her. Der Ort ist ein ganz offener Flecken und die Häuser sind an der Küste über anderthalb Meilen hin verstreut, aber jedes einzelne Landhaus hat man befestigt. Uns wurde der Zutritt in eines derselben verstattet. Gleich zu beiden Seiten der Hofthür sah man Löcher oder Schießscharten, durch welche Angriffe auf die Thür verhindert werden konnten. Eben solche Schießscharten waren bei den Hausthüren und Fenstern eingebohrt. Dabei glich aber das Haus im Uebrigen keineswegs einem mittelalterlichen Kastell. Vielmehr war es groß, schön, zweistöckig, mit hohen geräumigen Gemächern und Vorplätzen, in Weinlaub, Oelbäume, Granaten aufs Friedlichste eingehüllt. Der Hausbesitzer, ein reicher Schiffspatron, kam uns in seinem schwarzseidenen, mit Silber verzierten Nationalcostüm entgegen und führte uns überall herum, in sein Prunkgemach, auf den Balkon des Hauses, von dem sich eine liebliche Aussicht auf die Bocca darbot, zu seiner Waffensammlung und auch zu seiner Kanone, die er in einem hübschen, nach den montenegrinischen Gebirgen hinschauenden Hinterzimmer aufgestellt hatte. Die Waffen waren in den verschiedenen Abtheilungen des Hauses an den Wänden des Centrums aufgehängt, so daß Jeder auf der Stelle dazu greifen konnte. Ihre Zahl belief sich auf zwei Dutzend Gewehre, Pistolen und Handschars. Einen besonderen Platz hatte ein langes gerades ziemlich breites Schwert mit einem schwarzgefärbten eisernen Handgriffe und Korbe herum (letzterer fehlt den orientalischen Säbeln). Es war dies eine sogenannte deutsche Wolfsklinge, dergleichen hier sehr gesucht sind. Der Hausherr war sehr gefällig gegen uns, doch stellte er uns seine Frau nicht vor; denn bei den Bocchesen werden die Weiber fast eben so eifersüchtig verborgen, aber auch nicht höher geachtet, als bei den Orientalen. Das erwähnte Nationalcostüm besteht in seidenen, bis zu den Knieen weiten Beinkleidern, in engen Gamaschen und gezierten Schuhen, in knappen, reichgestickten Jacken und Westen nebst dem Fes. — Man zeigte uns in Dobrota auch noch das verlassene Haus eines Schiffscapitains, der vor ein paar Jahren sich klug und heldenmüthig gegen eine Schaar montenegrinisches Raubgesindel vertheidigt hatte. Eines Abends nämlich hörte

jener Schiffscapitain Geräusch in seinem Hofe. Er tritt an's Fenster mit einem: Wer da? Flintenschüsse und sausende Kugeln, welche die Scheiben zertrümmern, geben ihm Antwort, und beim Aufblitzen des Pulvers gewahrt er einen zahlreichen Trupp Montenegriner, die sich daran machen, die Thür aufzubrechen. Der Mann verkündigt nun seinen entsetzten Frauen, daß es einen Kampf gälte auf Leben und Tod, sie möchten sofort mit den (immer schon geladenen) Gewehren sich bewaffnen. Schnell wird alles Licht ausgelöscht, und die Frauen postiren sich hinter die Fensterpfeiler. Der Mann erwartet am Eingang seine Feinde, neben sich ein halbes Dutzend Gewehre. Die Räuber berennen nun die Hausthür mit großen dagegen geschleuderten Steinblöcken. Das Gerippe der Thür, aus mächtigen Balken bestehend, hält dennoch; nur in den Brettern wird eine Bresche gemacht, durch welche schnell nach einander ein, zwei, drei Montenegriner kriechend herein poltern. Aber eben so resolut werden sie von dem Schiffscapitain nach einander zusammengeschossen. Die da draußen bemerken die Gefährlichkeit des Thürloches und als sie, darüber berathend, die Köpfe zusammen stecken, fallen plötzlich auch von oben durch die beherzten Weiber eine Menge Schüsse unter sie. Erschreckt zieht das Raubgesindel sich zurück und ergreift bald die Flucht, da der Lärm eine starke Soldatenpatrouille herbeigeführt. Die Montenegriner mußten diesmal ihre Todten, welche sie sonst gewöhnlich mitzuschleppen pflegen, zurücklassen. Dem tapferen Capitain nebst seiner Frau und seinen Töchtern schworen sie jedoch ewige Rache. Deshalb hat die Familie ihr Landhaus verlassen müssen und sich innerhalb der Befestigungen von Cattaro angesiedelt, aus denen sie jetzt zur Vermeidung einer Gefahr nicht herauskommen. — Wir besuchten auch eine der drei Kirchen von Dobrota. Es war ein sehr hübsches Gebäude mit reich geschmücktem Altar. Der Geistliche zeigte uns eine höchst zierliche venetianische Goldarbeit in Kreuzesform, dem einige kostbare Reliquien eingewebt waren. Zur Beschirmung der heiligen Schätze hängt zwischen Vorderthür und Kirchendach, am Dachesrand eingemauert, bienenkorbartig ein kleiner fester, aus Steinen construirter Erker herab, von dessen Schießscharten aus man den Eingang der Kirche bestreichen und decken kann.

Bei der Rückkehr saßen wir vor den Thoren von Cattaro, wo wir zu Pferde gestiegen waren, auch wieder ab. Dann wurden unseren Pferden lederne Schuhe an die Füße geschnallt und so zogen wir in die Stadt ein. Cattaro und überhaupt die meisten dalmatischen Städte sind nämlich mit großen glatten Steinen gepflastert, auch geht es in den engen Gassen so vielfach bergauf und bergab, daß man nicht ohne Gefahr darin unbeschuht reiten kann. Daher herrscht hier zu Lande fast durchweg die Sitte, erst vor den Thoren der Stadt aufzusitzen.

Vor der Porta di Gordiccio bestieg ich ein Maulthier und zog nun in Gesellschaft einer montenegrinischen Führerin den Bergen zu. Ihr Mann, Namens Drago, ein angesehener Vetter des damaligen Wladika, erwartete mich in Nieguschi und wollte das weitere Geleite von dort bis Cetinje selbst übernehmen. Uebrigens ist man durch die Reisecameradschaft einer Frau in Montenegro vollkommen sicher gestellt; denn die Weiber haben daselbst ein gewisses Privilegium der Unverletzbarkeit. Ueberall gehen sie frei aus und ein. Niemand beleidigt sie, und ein Weib gar zu tödten, würde den Mann entehren und ihn der allgemeinsten Verachtung preisgeben. — Der Theil des montenegrinischen Gebirges, zu dem man von Cattaro aufsteigt, heißt der Monte Sella (Sattelberg). Er mag ungefähr 5000 Fuß hoch sein und man braucht reichlich drei Stunden, ehe man die Höhe des Passes erreicht, der nach Montenegro hineinführt. Wir bogen indeß in der Nähe des Forts Trinita links von der Landstraße ab und kamen auf einem rauhen Felsweg sogleich östlich in's Gebiet von Montenegro. Je höher man hinaufsteigt, desto steiler wird der Pfad, desto wechselnder das Auf und Nieder der nackten Klippen, über denen hie und da mit gellem Gekreisch ein einsamer Geier schwebt. Aus den Spalten gucken nur spärliche Grashalme und niedriges Gestripp hervor; häufiger zeigt sich der über alle diese Gebirge reichlich verbreitete Salvei, dessen in's Grünliche spielende Aschfarbe wenig von dem Grundton des Gesteins abweicht. An solchen Stellen sieht man einzelne Ziegen

oder Schafe umherklettern, auf größeren bewachsenen Strecken weiden kleine Heerden, deren Hüter, auf Klippen sitzend, mit ihren blanken Waffen spielten und dabei in eintönigem Moll vor sich hin Lieder sangen. Ueberall bot und erwiederte man freundlichen Gruß durch „Gott helf!“ (Pomagha Bogh) und „in Ewigkeit!“ (Wasda budi). So erreichten wir den Gipfelpunkt. In bunter Mannigfaltigkeit liegt tief unten die Bocca von Cattaro. Besonders anziehend erscheint von dieser Vogelperspective aus betrachtet Dobrota mit seinen heiter anmuthigen Pflanzungen innerhalb der festungsartig düster ummauerten Gehöfte. Wehe der Heerde in den friedlichen Thälern, wenn ein Sturm von Osten den Geiern und Falken der Höhe plötzlich ihre Kappen löste! Das haben die russisch-montenegrinischen Flammenbrände des Jahres 1806 von Ragusa bis hinab nach Budua bewiesen. — An einer Quelle trafen wir ein junges Mädchen neben einem wasserschlürfenden Maulthier. Dies Mädchen mußte meiner Führerin ebenbürtig sein, denn wie zwei Schwestern fielen sich beide in die Arme und hielten sich unter zärtlichen Küssen umschlungen. Ich setzte mich auf den nächsten Stein, nahm die Reisetasche vom Halse des Maulthiers und theilte jenen von meinem Vorrath an Steinhuhn, Weißbrot und Kuchen mit. Auch bot ich meinen mit würzigem Dalmatinerwein gefüllten ledernen Reisebecher zum Trunke dar. Beide Freundinnen nahmen die dargebotenen Gaben harmlos und mit sichtbarem Wohlgefallen an, und ihre ganze äußere Erscheinung machte sich höchst anmuthig. Meine Führerin, deren volles schwarzes Haar in zwei starken Zöpfen von der Achsel niederhing, trug ein orangefarbenes Tuch leicht um den Kopf gewunden; das kunstreich mit Blumen gestickte Hemd sah leicht an Hals und Brust aus dem wollenen Ueberkleide hervor; der breite, mit blankem Messing und bunten Steinen besetzte Ledergürtel, an welchem Ketten, Riemen, Täschchen, Messer und andere Sachen einer Hausfrau herunterhingen, das mit Trodeln besetzte Schürzchen und die zierlichen Sandalen über den buntgewebten Strümpfen: Alles verrieth Wohlhabenheit und Anstand. Sie mochte zwei bis drei und zwanzig Jahre zählen, war mittlerer Größe und das feingeschnittene Oval ihres Kopfes mit großen schwarzen klugen Augen und den regelmäßigen ausdrucks-

vollen Zügen war in antikem Sinne schön zu nennen. Dabei blickte selbst durch ihr Schäkern ein angeborener würdevoller Ernst hindurch. Ihre etwas jüngere Freundin, deren kranzartig um den Hinterkopf gewundenes Haar nebst dem mit allerlei klingelndem Gehänge verzierten Käppchen die Unverheirathete bezeichnete, hatte rundlichere Kopfbildung und weniger scharf ausgeprägte Züge, gewann aber durch ihre beweglich munteren Rehaugen und ihr lebhaftes Colorit; dabei mischte sich in ihre Heiterkeit etwas eigen Schwärmerisches. — Ich hatte mit meiner Führerin bereits wieder eine tüchtige Strecke zurückgelegt, als vor uns eine rings von mittelhohen Felsen eingeschlossene Hochebene sich aufthat. Hier erblickte ich die ersten montenegrinischen Menschenwohnungen: sieben bis acht Fuß hoch aufgethürmte viereckige Steinwände mit einem vorspringenden Dach von Stroh oder Baumrinde, hie und da ein Loch in der Seitenwand gebrochen zum Ein- und Ausgang für Sonne, Luft und Rauch. Diese Steinhütten lagen zerstreut umher, jede von einem Stück Feld umgeben, das meistentheils auch nach der sorgfältigsten Bearbeitung fast dichter mit Steinen, als mit anderer Saat besäet war. Auf demselben arbeiteten, die Flinte über dem Rücken, Handschar und Pistolen im Gürtel, ja selbst mit Patrontäschchen, die Männer, selten mehr als einer, dort Frauen zu zwei, drei oder vieren. In der Nähe der Hütten standen einzelne, meist wilde Birn- oder Aepfelbäume, bellten Hunde, wühlten grunzende Schweine, wälzten lärmende Kinder sich am Boden; auch saß hie und da ein gewaffneter Montenegriner, seine Tabackspfeife qualmend und mit seinem Handschar Färbeholz entrindend, während seine Hausfrau die geglätteten Stäbe in Bündel flocht. Hin und wieder stürzte mit wüthendem Gebell eine wilde zottige Hunde-Bestie auf uns los; aber meine Führerin warf schnell über den anstürmenden Feind einen Stein hinaus, und dieser wandte sich alsbald zurück, dem Steine nach und packte denselben knirschend mit den Zähnen. Zwei, dreimal wiederholte sich dieser Auftritt, bis der Angreifer ermüdet seinen Rückzug nahm.

Nachdem wir wiederum einige Höhen überstiegen, öffnete sich der Hochgebirgskessel von Nieguſch (auch Nigoſch, Gneguſch oder Nieguſchi geſchrieben). Es ist dies die Mittelwegsstation

zwischen Cattaro und Cetinje, der Residenz des Wladika, zugleich aber auch das höchste und unzugänglichste Felsennest von ganz Montenegro; denn von hier aus dacht sich das Land schroff nach dem Meer, allmähliger nach dem See von Scutari zu in verschiedenen Terrassen ab. Es liegt sogar noch etwas höher und noch mehr versteckter und rauher, als die jetzige Hauptstadt Cetinje. Niegusch war die eigentliche Wiege des kleinen Staates. Die ersten Einwohner sollen einer Colonie flüchtender Serben angehört haben, welche von dem Berge Niegosch in die Herzegowina kamen. Von ihnen ging der Bund der Tschernogorzen aus. Hier, im höchsten Thale der schwarzen Berge, lebte der Stamm, den dies Gebirgsvolk von Anfang an zu seinem obersten Stamm sich erkor; hier residirte bis auf die neuesten Zeiten der Kriegsfürst; von hier hat auch die Familie der Fürst-Bischöfe, der Petrowitsche, ihren Ursprung. Dieser ganze aus mehreren Thälern bestehende Hochlandsbezirk heißt Katunska-Nahia d. i. Sennerei-Bezirk und noch jetzt sieht man hier zahlreiche Heerden. Hier wurde den Türken im Jahre 1703 eine sicilianische Vesper bereitet, und das ganze Hochland erlangte darauf zuerst seine Unabhängigkeit. Erst später schlossen sich die weiter unten liegenden Thäler bis zum See von Scutari hinab und mehrere andere benachbarte Gebirgstheile an. Niegusch selbst nimmt sich mit seinem weißen, auf einem Hügel gelegenen Kirchlein ganz hübsch aus. Es ist der häuserreichste Ort im Montenegrinergebiet. — Angelangt vor Drago's Wohnung, empfing uns der Hausherr, ein schöner Mann von etwa fünf und zwanzig Jahren. Aus dem blühenden Antlitz leuchteten ein paar kluge Augen; Entschlossenheit und Milde paarten sich in seinen angenehmen und doch ernst gehaltenen Zügen. Seine Kleidung war besonders durch eine goldgestickte Jacke von feinem Tuch ausgezeichnet. Zu dem rothen Wamms paßte trefflich der violette Gürtel mit den geschmückten Griffen der blanken Waffen. Mit leichtem freien Anstand trat er heran, hielt beim Herabsteigen die Zügel meines Maulthieres und lud den erwarteten Gast in seine Wohnung ein. An der Schwelle grüßte die alte Mutter, ehrerbietig und zugleich treuherzig. Die meisten Montenegrinerwohnungen haben nur einen einzigen Raum, welcher Küche, Speise-,

Schlaf- und Waffensaal, öfters auch den Viehbehälter einschließt. Anders fand ich es bei dem vornehmeren Drago, als Verwandten des Wladika. Als ich mich nach seinem Waffenvorrath erkundigte, führte er mich mit sichtbarem Wohlgefallen in ein anstoßendes Gemach und zeigte mir an der Wand dem Bette gegenüber eine Reihe sauber geputzter schönverzierter Flinten, Pistolen und Handschare, zum Theil ererbt, zum Theil erbeutet. Die Waffen sind den Montenegrinern so werth, als ihre Geliebten; jedes kostbare Stück hat da seine eigene Geschichte. Schon die Jugend übt diese Waffenliebhaberei aus. Ich sah später einen noch ganz kleinen barfüßigen Jungen, der im Gürtel eine Pistole trug, halb so lang, als das ganze Männchen. Bei unserem Anblick schoß er sie mehrmals los und als er sie zuletzt etwas zu stark geladen hatte, so daß die Pistole ihm aus der Hand schlug und auf die Erde fiel, nahm er sie lachend wieder auf, lud sie von Neuem, steckte sie bei und lief damit weiter. — Nachdem mein Wirth mich in das vordere Gemach zurückgeführt, wies er mir den Ehrenplatz am Herde an, reichte dann selbst mir die erste Schale des inzwischen beim lodernden Feuer bereiteten Kaffee's und zugleich ein paar aus der heißen Asche hervorgenommene Eier; es folgte Brot und Castradina. Ein starker Beisatz von Knoblauch verleidete mir den vorgesetzten Hammelschinken. Desto besser mundete ein Glas Rothwein aus der Zernitza-Nahia. Den Beschluß machte Käse und abermals Kaffee. Drago saß vor mir auf einem herbeigerollten Stein. Ein rundes Brett auf einem Kasten zwischen uns diente als Speisetisch, die jedem Menschen von der Natur mitgegebene fünfzackige Gabel diente zum Herbeilangen der bereits zurechtgeschnittenen Bissen, wie dies Alles denn überhaupt die morgenländische Sitte so mit sich bringt. Mir als Gast ward ehrenhalber eine Art gabelförmiger Spieß aus einem Stück Holz zurechtgeschnitten. Des Messers bedienten wir uns, wo es eben Noth that, gemeinsam. Nach dem Mahl reichte mir mein Wirth seine Hand, und nunmehr mochte eine ganze Schaar feindlich gegen mich einstürmen, Drago hätte mich mit dem eigenen Blut und Leben vertheidigt. Unter denen, die sich darauf neugierig in Drago's Wohnung versammelten, befand sich auch Laso Prorokowitsch mit scharfgefurchten verwegenen

Zügen. Trotz aller Formen der Höflichkeit, zu denen er sich bequemte, sprach aus seinen Blicken die Raubgier eines Geiers. Von seiner Wildheit und Grausamkeit im Kampfe wissen seine Stammgenossen viel Schaudervolles zu erzählen; namentlich soll er bei der Erstürmung eines albanesischen Dorfes am See von Scutari den Angriff leitend, Alles niedergemetzelt und selbst des Kindes an der Mutterbrust nicht geschont haben. Ein Alter kam, um sich wegen seiner kranken Augen Raths bei mir zu erholen. Als ich ihm nun einfach rieth, sich eine Zeit lang aller geistigen Getränke zu enthalten und die Augenlider fleißig mit frisch gemolkener Milch zu waschen, schien er freilich zu Ersterem sich nicht gern bequemen zu wollen, bezeigte aber lebhaften Dank und ließ nicht ab, bis ich den großen hölzernen, mit Draht umsponnenen und mit beizendem Taback gefüllten Kopf seiner langen Pfeife, die er aus seinem Munde in den meinigen gesteckt, in seiner Gegenwart vollends ausgeraucht hatte. Vor meinem Abschied von Niegusch besah ich noch das Stammhaus, aus welchem der Wladika und seine Vorfahren seit beinah anderthalb Jahrhunderten hervorgegangen. Es ist einstöckig und ganz einfach eingerichtet, nur daß es an Räumlichkeit die übrigen Wohnungen übertrifft. Nachdem Drago mir darauf an seinem Herd einen Abschiedstrunk credenzt, füllte er die an seinen Waffengurt hängenden ledernen Täschchen mit Patronen, steckte einige auch in den schwarzen Seidenumschlag seines Fes, wand um diesen ein weißes Mousselintuch, nahm die lange Flinte auf den Rücken, und bald schritt er dem bereits harrenden Maulthier voran aufwärts gegen die Klippen von Cetinje zu.

Die Gegend von Niegusch bis Cetinje ist der Hauptsache nach eine ununterbrochene Felsenwüstenei. Nur hie und da findet man in den trichterförmigen Vertiefungen der Oberfläche Stellen fruchtbaren Erdreiches von zwanzig bis dreißig Schritt ins Gevierte, von einem halben oder ganzen, höchstens zwei oder drei Morgen Ausdehnung. Wo nur irgend möglich, war auch der kleinste Fleck mit einigen Kohlpflanzen, Kartoffeln und anderen Gartengewächsen bebaut. Auf einem etwas größeren Platze, dessen üppig grünender Rasen mitten in dieser Steinöde den Eindruck einer Oase machte, fanden wir einen Trupp fröhlicher

Hirten an einem sorglich ummauerten Brunnen inmitten ihrer ruhig weidenden Heerden gelagert. Bei ihrem Anblick feuerte Drago seine Flinte ab, was dann auch durch mehrfaches Gegenfeuern erwiedert wurde; zugleich erschallten von anderen Felsen herüber wiederholte Schüsse, einander Antwort ertheilend in gewohnter Sprache. Die nächste ziemlich steile Höhe gewährte einen Blick auf den dunkeln Kranz der albanesischen Gebirge, aus denen der Spiegel des Sees von Scutari hell hervorleuchtete. Als wir die gegenüberliegende Felswand erreicht hatten, ertönte von einer benachbarten Höhe klägliches Geheul. Ein Trupp Frauen kauerte oben auf einer bebuschten Felskuppe im Kreise unter lebhaften Bewegungen der Hände. Es galt einem verstorbenen Verwandten. Eben war eine Pause eingetreten, während welcher die Hände die übergebückten Gesichter bedeckten. Dann erhob sich der Trauergesang von Neuem, zwischen den öden Felsen wie Geisterruf aus Gräbern in der Luft verhallend. Es lag etwas schaurig Anmahnendes darin. — Endlich wand sich unser Pfad zu dem grünen Thal von Cetinje herab. Dies ist ein vielleicht anderthalb Meilen langer, ziemlich schmaler und ganz ebener Landstreifen, der sich halbmondförmig zwischen Felsen und Bergen auf beiden Seiten hin erstreckt. Es ist die größte und grasreichste Hochebene in Montenegro. Indem meine Blicke in die Ferne schweiften, um das Kloster und die Residenz des Wladika zu suchen, entdeckte ich zuerst in der Mitte des Thales eine große Linde, bei welchem ein Haufen von Kriegern versammelt war. Einige von denselben galoppirten in glänzender Tracht, mit bunten Turbans und auf kleinen weißen Rossen unter der Linde umher. Mein Begleiter feuerte alsbald sein Gewehr ab, und dieser Gruß weckte schnell ein vielfaches Knall-Echo. Als wir näher gekommen waren, ergötzte ich mich besonders an den Rosse tummelnden Reitern. Eine schöne edle Gestalt fesselte vor allen Andern meine Aufmerksamkeit. Der blühende junge kräftige Mann trug eine rothe Mütze auf dem Haupt, um dieselbe einen dicken Shawl turbanartig geschlungen; ein purpurrother, pelzverbrämter Dolman baumelte ihm um Rücken und Schultern; zierliche Pistolen und Dolche glitzerten aus seinem Gürtel hervor; weite Pantalons

umhüllten seine Beine, und sein kleiner Schimmel machte Kapriolen nach Herzenslust. Mir wurde erzählt, er habe dies Alles einem türkischen Beg abgenommen. Dasselbe wurde mir überhaupt von allen trefflichen Pferden, schönen Waffen und Schmucksachen gerühmt; alles sollte immer gute Türkenbeute sein. In einer Rauchhöhle, aus welcher Gesänge schallten, sah ich einen Kreis stattlicher Männer um die lodernde Flamme des Herdes gelagert, bald singend, bald einander zutrinkend, bald einer um den andern aufspringend und die lange Flinte abfeuernd. Inmitten des Haufens saß Einer mit der krummhalsigen Gusla, ein Anderer mit dem schnarrenden Dudelsack; zwei Frauen waren am Herde beschäftigt mit Zuschneiden von Kuchen, Fleisch und anderen Speisen. Drago sagte mir, in diesem Hause sei erst gestern ein Knabe geboren. Nun versammeln sich die Verwandten nebst guten Freunden die ganze Woche hindurch alle Abende, unter Singen, Trinken und Schießen die Nacht verwachend, damit die bösen Geister, welche ebensowohl Liebhaber von schwarzen Katzen, als von Neugeborenen sind, dem Kleinen nicht nahen könnten. Während ich dies beim Anhalten betrachtete, sahen wir uns sogleich von Neugierigen umschlossen und zum Eintreten genöthigt. Der aus Mais gebackene Kuchen war eben heiß aus der Asche gekommen und mußte von dem in einem großen Humpen kreisenden Branntwein im eigentlichsten Sinne gelöscht werden. Mein für den Neugeborenen ausgebrachter Toast auf Stärke und Glück in künftigen Türkenkämpfen wurde laut jubelnd aufgenommen und durch wiederholte Schüsse bekräftigt. — Endlich befanden wir uns vor dem Kloster, welches am Fuße der Thalwand liegt und sich mit seinen Ringmauern und mehreren Gebäuden nah am Berge hinaufzieht. Das Ganze beherrscht oben ein alter vierkantiger Thurm, dessen Zinnen bisher mit den Köpfen getödteter Feinde ausgeschmückt wurden. Unter ihm zunächst kommt die Kirche von Cetinje und daneben ein steinernes Gebäude mit Mönchszellen, meistens von Männern aus der Umgebung des Wladika bewohnt. Noch weiter unten steht ein längliches großes weißgetünchtes Haus, das der Wladika selber bewohnt. Dies Alles wird mit ziemlich weitläuftigen Höfen und dazwischen von ziemlich hohen Mauern umschlossen. Ein

großer grasbewachsener Platz vor dem Kloster mit einer Cisterne in der Mitte bildet den Markt und Volksversammlungsort von Cetinje. Von dem einen Ende dieses Platzes hart am Kloster, schauen ein paar mächtige eiserne Kanonenläufe her, auf Steine oder Holzblöcke gestützt. Unter den Häusern giebt es eine ansehnliche Locanda, auch nimmt ein ehemaliger östreichischer Unterofficier, der hier einen Kramladen errichtet hat, in seinem netten Häuschen Fremde auf. Bei diesem fand ich ein vorläufiges Unterkommen und verabschiedete nun meinen biederherzigen Drago.

Bewaffnete Trabanten schritten vor den Klostermauern auf und ab. Einer von den wachthabenden Perlamzis, der Leibgarde des Wladika, geleitete mich über den Klosterhof eine kleine Treppe hinan in einen Bogengang, an dessen Ende mich ein Diener in ein kleines Vorzimmer eintreten ließ. Ich übergab ihm meine Empfehlungsbriefe, und bald meldete er im Namen seines gebietenden Herrn, daß derselbe mich noch diesen Abend empfangen werde; einstweilen solle ich mich ein wenig von den Bergstrapazen ausruhen. So wurde ich denn in das Haus des Wladika geführt. Als ich die Treppe hinan durch einen schmalen Gang schritt, begegneten mir überall bewaffnete Trabanten, und durch die offen stehende Thür eines Saales sah ich mehrere Senatoren in leicht überhangenden Pelzjacken am Billard sich belustigen. In dem für mich bestimmten Zimmer ward ein reichliches Nachtessen aufgetragen, ganz nach den Regeln der französischen Kochkunst zugerichtet und mit dem besten Dalmatinerwein. Nach der Mahlzeit erhielt ich die Einladung zum Wladika. Das Wohnzimmer desselben glich mehr einem geschmackvoll verzierten Kriegerzelt, als dem eines geistlichen Fürsten. Ringsum an der Wand lief eine Galerie blanker Waffen umher. Ganz modern gearbeitet waren die Möbeln vom behaglichen Divan bis zu dem zierlichen Schemel und dem Schreibpult, über welchem das wohlgetroffene Bildniß des russischen Kaisers Nicolaus hervorschaute. Als ich eintrat, erhob sich vom Divan im weit herabfließenden Kaftan eine wohlproportionirte hohe Gestalt, das Haupt mit einem dunkelgestreiften Seidentuch umwunden, ging mir einen Schritt entgegen, grüßte freundlich mit der

Hand und einem leisen Kopfnicken und hieß mich in klangvoll gesprochenem Französisch willkommen. Nachdem er einem Diener gewinkt, der alsbald auf einem silbernen Service Erfrischungen brachte, lud er mich zum Sitzen ein und nahm selbst seinen früheren Platz auf dem Diwan mir gegenüber. Sein Kopf war wirklich schön zu nennen; die Gesichtszüge vereinten eine gewisse selbstbewußte Würde mit leutseliger Herablassung; sein kluges durchdringendes Auge verlieh vermöge seiner ausnehmenden Beweglichkeit den von Natur ruhigen Zügen Wärme und Leben. Er bemerkte unter Anderm, daß ich in seinem Lande wohl oft an Homer und an die von ihm geschilderten Zustände erinnert werden dürfte. In der That liegen den meisten Sitten und Gewohnheiten der Montenegriner uralte Vorbilder zum Grunde. Der Freiheitssinn und die damit verbundene Kampflust finden wir bei den Achivern, die Blutrache bei den alten Hellenen wieder. Achill, dem sein Freund getödtet wurde, ruht nicht eher, als bis er diesem dafür ein blutig Opfer geweiht hat, und wie nachher über den auszuliefernden Leichnam des getödteten Hektor unterhandelt wird, so findet Aehnliches statt zwischen den Montenegrinern und ihren Nachbaren über das Ausliefern der abgeschnittenen Köpfe. Gleich den Homerischen Helden halten sie den Tod im Kampf für das schönste Loos eines Mannes und haben einen Widerwillen vor dem Sterben auf dem Krankenbett. Sie erscheinen beständig im Schmuck ihrer Waffen, welche sie auf's schönste verzieren, indem sie ihre Pistolenkolben und Flintenläufe mit Perlmutter und Edelsteinen auslegen; auch tragen sie reich mit Silber und Kupfer geschmückte Panzer. Mit den ältesten Bewohnern Griechenlands haben sie ferner die Heiligkeit der Gastfreundschaft, die Verschwörung zweier Freunde auf Leben und Tod, sowie die Stellung der Frauen gemeinsam. Lebhaft an Odysseus Zeiten wird man erinnert, wenn man sieht, wie beim Gastmahl der Vorsitzende die Fleischstücke an den Knochentheilen ergreift und sie rings nach Rang und Würden austheilt. Die aus den Söhnen oder Häuptern der vornehmsten Familien gewählten Perianizen, die als Nobelgarde den Wladika immer umgeben, so wie die zwölf sogenannten Senatoren, die mit dem Wladika eine politische Macht bilden und

mit ihm unter einem Dache leben, erinnern an Odysseus oder Menelaus und seine Genossen, welche zugleich Freunde und Unterthanen sind. Auch der Umstand, daß der Beherrscher dieses Gebirgsvolkes ein christlicher Bischof sein kann, entspricht dem Alterthum, wo Agamemnon nicht nur als König das Schwerdt führt, sondern auch als oberster Priester Opfer vollbringt. Das geistige Element muß dem Muthe der Helden eben sowohl bei den Montenegrinern, als bei den alten Griechen die Folie geben. Beredtsamkeit steht bei jenen in eben so großem Ansehn, als bei diesen, und die List verschmähen jene eben so wenig, als die Achiver. Geschichten wie mit dem trojanischen Pferde wiederholen sich in anderer Form bei allen Kämpfen mit den Nachbarstämmen und Türken. — Die Anzahl der Bewohner seines Landes gab der Wladika selbst auf etwas über 100,000 an. Das letzte Heft der Orlitza, einer Art in Cetinje gedruckten Staats-Calenders, soll 105,000 angeben. Bei der Anzahl der waffenfähigen Männer kommt es darauf an, ob es sich um einen Vertheidigungs- oder Angriffskrieg handelt. Wenn die Türken ins Land fallen, so greift Alles zu den Waffen, selbst Invaliden, Greise und Kranke raffen die letzte Kraft zusammen, um den angebornen Feind des Christenthums und der Freiheit von ihren Bergen zurückzuschlagen. Man erzählte mir von einem zehnjährigen Knaben, der einen türkischen Beg erlegt und seinen Säbel erobert habe, selbst Mädchen vollführen oft Heldenthaten gegen die Türken. Gilt es dagegen mit einer ordentlichen Armee ins Feld zu rücken, so wird es immer nur ein kleiner Haufe bleiben. Der Wladika äußerte, Montenegro könne im Ganzen 20 bis 25,000 Mann nach ihrer Art gut bewaffnete Vaterlandsvertheidiger, und bei einem auswärtigen Kriege 5 bis 7000 Streiter stellen. Dabei ist von unserer europäischen Kriegesweise keine Rede, sondern Jeder kämpft in wilder Tapferkeit der Väter. Die Leute ziehen unter der Anführung ihrer Woiwoden (Dorfschulzen) und Serdare (Districtshauptleute) heran; dann stellte sich bisher der Wladika selbst (in außerordentlichen Fällen) oder sein kriegerischer Neffe Georgey an die Spitze. Dieser ist ein kleiner freundlicher junger Mann, der eine Zeit lang in Venedig studiert hat. Ich sah ihn mit einem montenegrinischen Panzer bekleidet. Derselbe

bedeckte die ganze Brust vom Halse bis zum Gürtel und bestand aus lauter parallel an einander gereihten Metallstücken, ähnlich doppelten Knöpfen. Man gab sie für übergoldete Silberstücke aus. — Auf meine Erkundigungen nach den Gewerben und Kunstfertigkeiten der Montenegriner wurde ein schönes Gewand des Wladika gebracht. Es war ein weiter, doch nicht sehr langer Purpurmantel von dem feinsten rothen Tuch (vermuthlich aus einer berühmten Tuchfabrik in Kärnthen) und mit sehr kunstreichen geschmackvollen Goldstickereien. — Der Wladika bewohnte in seinem Hause nicht mehr als drei Zimmer. In dem größten, dem oben erwähnten Billardzimmer, sahe man ebenfalls Waffen an den Wänden, außerdem noch die Portraits Napoleons, Lord Byrons, des jetzigen Königs von Sachsen, so wie ein großes altes Oelgemälde von Peter dem Großen. In einem anderen kleineren Zimmer stand der größere Theil der Bibliothek des Wladika mit einer Menge ausgezeichneter russischer und französischer Werke, namentlich auch Homer's Odyssee und Iliade. Er selbst hat einen großen Theil Europas auf Reisen gesehen, und sein bedeutender Platz auf dem serbischen Parnaß ist allseitig anerkannt worden. Bei dem Besuch des Königs von Sachsen lieferte er zu Ehren seines hohen Gastes eine Stegreif-Dichtung, die er gleich nachher in seiner kleinen Kloster-Druckerei drucken und so dem Könige überreichen ließ. — Auf Befehl des Wladika trat ein Volkssänger mit der Gusla ein und sang mehrere Lieder. Diese Gusla ist bei allen serbischen Slavenstämmen das vornehmste musikalische Instrument. Der Hauptsache nach besteht sie aus einem hohlen Kasten mit einem Handgriff nebst einer darüberlaufenden Pferdehaarsaite und wird mit einem Pferdehaarbogen gestrichen. Bei unserem Volkssänger sauste nun der Bogen bald hinüber bald herüber, und die Töne stiegen bald höher hinauf, bald niedriger herab. Die Weise war, dem entsprechend, entweder ein wildes Geschrei, oder ein dumpfes Gemurmel. Bald verlor sich die Stimme wie ein säuselnder Wind, daß ich glaubte es sei das Ende da, allein auf einmal setzte der Sänger mit frischem Feuer von Neuem los. Die Lieder bestanden in einer Menge an einander gereiheter kurzen Verse, und ihr Inhalt betraf die Thaten montenegrinischer Helden.

Entlassen mit den besten Segenswünschen, trat ich unter Begleitung zweier mir vom Wladika mitgegebenen Führer meinen weiteren Zug nach dem See von Scutari an. Kaum eine Stunde Weges bringt zu einem Paß am Rande der cyklopischen Felsenmauer, welche das flache Thal von Cetinje allseitig umschließt. Es giebt keinen zweiten Paß, der von dem genannten See her so direct in das Herz von Montenegro führte. Häufig sind die vordringenden türkischen Heere daselbst aufgerieben worden, zuweilen, jedoch selten, sind sie siegend durch diese Termopylen-Pforte hereingebrochen und haben das Hauptnest der Bergnäuse, wie sie die Montenegriner verächtlich nennen, zerstört, obgleich sie sich nie lange dort halten konnten. Nichts desto weniger sieht man auf diesem Punkte keine Spur von Befestigung, und überhaupt ist das Land im Innern mit Ausnahme des Klosters von Cetinje, ohne alle künstlichen Bollwerke, während außerhalb bei den Nachbarn die ganze Grenze mit Festungen, Citadellen und Thürmen eingefaßt ist. Die Montenegriner aber vertrauen auf ihre lebendigen Mauern. Ueberdies sind bei einem feindlichen Ueberfalle ihre Heerden bald in die Berge getrieben; auch schleppen Männer und Weiber ihre Kostbarkeiten (bei jenen die Waffen) beständig mit sich am Leibe herum. Es kommt demnach immer hauptsächlich darauf an, daß alles, was Odem hat, in Sicherheit gebracht wird. Was die Türken in den Dörfern zerstört haben, ist nach der Rückkehr bald wieder hergestellt. — Nach drei Stunden Weges erreicht man von Cetinje aus den Ort, wo das Flüßchen Rieka, welches der Rietschka-Nahin den Namen gegeben, schiffbar wird. Die Gegend wird bis dahin viel reicher an Vegetation. Nuß- und Feigenbäume, Weinstöcke und Oelbäume stehen sorglich gepflegt nicht blos um die Wohnungen, sondern ziehen sich auch bis zu den mittleren Höhen hinauf. — Während wir unsere Straße zogen, rollte ein Türkenschädel an dem sich eben der Schnabel eines hungrigen Raben gewetzt, sammt der ihn tragenden Stange von einer benachbarten Felswand vor unsere Füße. Dies erinnerte mich an die Thatsache, daß die Montenegriner im Jahr 1806 mit den Köpfen, welche sie den gefallenen Franzosen abgeschnitten, nach einem Ziele schoben, in dem sie einander lachend zuriefen: „Was rollen doch die Köpfe dieser

Franzosen so leicht!" — Auf der Höhe, von welcher man zu dem Basarplatz der Rietschka-Nahia niedersteigt, gewährte der Schatten einer breitästigen Ulme einen angenehmen Ruhepunkt. Das Auge verfolgt den Lauf des Flüßchens Zernojewitscha eine gute Strecke durch ein wohlangebautes Thal, in welchem Hirt und Schiffer, Feld- und Weinbauer, jeder auf seinem Platz, der Arbeit emsig obliegt, während die bis auf zehnjährige Knaben sich erstreckende allgemeine Bewaffnung überall erinnert, daß man hier auf einem Vulkane steht, der jeden Augenblick mit einem neuen Ausbruch droht.

Der Ort, zu dem wir niederstiegen, bestand aus wenigen Häusern, nördlich an eine steile, unten wohlangebaute Felshöhe angelehnt, südlich bespült von dem mit Kähnen bedeckten Flüßchen. Ein freier Platz am Eingang bildet den Basar, wo jeden Sonnabend die Montenegriner, zur Friedenszeit auch die Türken aus Albanien und der Herzegowina sich zum Wochenmarkt einfinden. An einem Ende desselben ist eine Art Kauf- oder Kaffehaus mit rohen hölzernen Arkaden. In der Mitte des Platzes hing an einem galgenartigen Gerüst ein ganzes Bündel zerbrochener Waffen. Diese waren in Folge vorgefallener Streitigkeiten von der Polizei zerbrochen und zum warnenden Exempel aufgehängt. — Das Haus, wo wir übernachteten, hatte ein ziemlich weit vorspringendes Schindeldach, welches, auf Holzpfählen ruhend, eine geräumige Vorhalle bildete. Die Nachbarhäuser waren damit zusammengebaut und innerhalb nur durch eine dünne Wand, außerhalb durch einen vorgestreckten niedrigen Balken geschieden. Unser Nachbar zur Rechten war ein Waffenschmied, der zur Linken ein Opankenmacher. Beide saßen mit gekreuzten Beinen draußen unter dem Portikus am Boden, jeder mit seiner Arbeit beschäftigt und dabei aus langen Pfeifen dampfend. Ich ließ von unserem Wirth Wein herbringen, und unsere Nachbarn verschmähten nicht das ihnen dargebotene Glas des trefflichen Gewächses. Ich trat in ihre Wohnungen. Kein Bett, kein Tisch, kein Stuhl, keine Fenster; an der Hinterwand des ungetheilten Raumes ein durch die Steinmauer gebrochenes Loch; in jedem Winkel ein Klotz; an einer Seitenwand die Truhe, worin bunt durch einander Kleider, Waffen, Handwerksgeräth-

schaften. Die Binsenmatte, auf welcher man über Nacht, mit der Strukka bedeckt, zu ruhen pflegt, diente jetzt draußen unter der Vorhalle bei der Arbeit den Hausvätern und ihren sich munter umherwälzenden Sprößlingen. Mein Wirth Elia, wegen seiner klugen Anschläge weit und breit bekannt, wechselte mit seinen Nachbarn allerhand Scherzreden und Neckereien, welche stets mit heiterem Gleichmuth aufgenommen wurden. Nach einiger Zeit kam ein Gevatter, der als besonders geschickter Barbier gelten mochte. Sobald Elia seiner ansichtig wurde, setzte er sich schweigend auf einen Holzblock und zog den Fes herunter. Alsbald begann das Messer auf seinem Scheitel zu spielen und dann kam das Kinn an die Reihe; nur die Haare des Hinterkopfes nebst dem Schnurrbart blieben unangetastet. Dasselbe Geschäft ward ebenso lautlos von Elia an seinem Gevatter vollzogen, zu dessen Füßen sich der Knabe Wasilia (Basilius), kurzweg Waso genannt, mit Blicken und Bewegungen besonderer Zärtlichkeit wiegte. Stiepan, so hieß der Barbier, hatte nämlich erst vor kurzem Waso's erste Haarschur vorgenommen. Zu diesem Familienfest werden nur ganz besonders begünstigte Freunde erwählt, welche dann den Namen Gevatter erhalten. Der Haarschnitts-Gevatter aber steht in einem innigen Verhältniß zu dem Geschorenen, den er von Zeit zu Zeit beschenkt. Schon bei den heidnischen Slaven wurde der erste Haarschnitt festlich begangen, und zwar als religiöser Act im Tempel, wo das unter Weihungen abgeschnittene Haar den Göttern feierlich zum Opfer dargebracht wurde. Bei der griechischen Taufe herrscht ein ähnlicher Brauch. Der Priester schneidet nämlich dem Kinde drei Flöckchen Haare ab, klebt sie mit Wachs zusammen und heftet sie an das Bild des heiligen Johannes. — Gegen Abend sahen wir die von der Feldarbeit zurückkehrenden Weiber vorüberziehen, mehrere mit Holzbündeln beladen, die meisten noch zugleich mit Abspulen der Spindel bis zum Eintritt ins Haus beschäftigt. Ein junges Mädchen mit lang herabfallenden dunkelen Flechten unter ihrem schwarzen Kopftuche wankte in Begleitung mehrerer älteren Frauen langsamen Schrittes heran. Ihre Hände waren in heftiger Bewegung, bald gegen das blutig zerkratzte Gesicht, bald wieder zur Erde, bald empor zum Himmel. Dabei sang

sie eine klägliche Melodie in immer gleichen Jammertönen, pausenweis unterbrochen von dem Chor der begleitenden Weiber. Ich erfuhr, daß sie den Verlust eines zärtlich geliebten Bruders betrauere. Ihre Klage lautete beim Vorüberziehen folgendermaßen:

„Ach Andrea, vielgeliebter Bruder,
Ach Andrea, heldenmüthiger Kämpfer,
Wer wird deine Waffen nun, die blanken,
Führen in dem blut'gen Männerkampfe?
Wer das Haupt der greisen Mutter schirmen,
Wer das Feld um unsere Hütte bauen,
Wer zum See hinaus den Nachen treiben?
Wer soll deinen zarten Bruder schützen
Und bei wem die arme Schwester weilen? —
Ach Andrea, in des Lebens Blüthe
Hast du uns, die Trauernden, verlassen!
Klagen um dich will ich Tag und Nächte,
Bis mein Ruf verhallt wie jener Armen,
Die ein Geist ob ihres großen Jammers
In den Todtenvogel hat verwandelt." —

Am Abend versammelten sich noch mehr Gäste in der Wirthsstube, und der Becher machte die gewohnte Runde. Nach einer Weile standen zwei auf, legten ihre Waffen ab und begannen in der Mitte des um sie gebildeten Kreises Ringeübungen. Mit der größten Gewandtheit wußten sie einander auszuweichen, während Einer den Andern zu fassen suchte. War dies gelungen, dann warf der Andere sich plötzlich an die Erde und hob mit einer Hand oder dem vorgestreckten Fuße den Gegner in die Höhe, welcher dann schwebend über ihm in der Luft hing, bis Beide, der Eine aufspringend und der Andere niederfallend, ihre Rollen wechselten. — Nachher gab es den Rundtanz. Drei bis Vier bildeten mit verschlungenen Armen einen Kranz und bewegten sich singend rechts und links. Bald griff ein Fünfter und ein Sechster ein, bis die Tänzer sich lös'ten und dann zwei Paar einander gegenüber mit vorgestreckten Händen wie zum Angriff erst gegen einander anstürmten, dann einander vorüberstreiften, und so immer von Neuem herüber und hinüber unter begleitendem Tone der Gusla und tactmäßigem Zujauchzen der Menge.

Des anderen Morgens stand am Ufer der Rieka der Kahn bereit, der außer den Ruderern und ihrem Kapetan mich und Elia nebst einem seiner Buben Namens Staſi aufnahm. Pfeilschnell flogen wir beim Doppelschlag der Ruder zwischen den Felsen und Uferweiden dahin auf dem sich schlängelnden Wasserpfad. Bald verengt, bald erweitert sich das Bette der Rieka; hier drängen die Felsen hart heran, dort weichen sie zurück. Bald bewachsener, bald kahler steigen sie empor. An den mittleren Abhängen klettern Schafe und Ziegen umher, bald einzeln, bald in Heerden, von lagernden Hirten bewacht. Dem Flußthal näher zeigen sich an den Höhen häufigere Wohnungen, umgeben von Getreidefeldern und dunkelblätterigen Feigen. Hinter dem hoch und anmuthig gelegenen Dorfe Jeklin gewinnt der Fluß an Breite, während ganz unten am Fuße der allmählig wellenförmiger sich lagernden Berge immer dichtere Gruppen von Uferschilf auftauchen, an welches ein einsamer Fährmann, mit dem ausgeworfenen Netze lauernd, seine Barke lehnt. Von einer anderen Seite erschallt der Wechselgesang zweier Schiffer, welche, auf ihren Nachen nicht weit von einander mit Auswerfen ihrer Netze beschäftigt, in eintöniger Weise sich ablösend antworten. Ein hoch mit Heu beladener Kahn schwankt vorüber, von sechs Ruderern langsam aufwärts geschoben. Aus dem Schilf steigt ein Fischreiher auf und schwebt mit Beute beladen in schwerem Flug längs dem Ufer hin. „Der zeigt uns, was wir thun sollen," spricht der Kapetan, giebt den Ruderern ein Zeichen zum Halt, stützt den Lauf seiner langen Flinte auf den Rücken des Nachbars, und im Nu zappelt ein Wasserhuhn auf dem zitternden Spiegel. Das weckte auch uns andern Beiden die Lust zur Jagd. Mehrere Wasserhühner und wilde Enten wurden mit lautem Jubel erlegt, wobei denn jedesmal der mit Wein gefüllte Humpen kreis'te, doch so, daß der glückliche Schütze das doppelte Maß erhielt. Damit es aber zum späteren Jubiß an Wein nicht gebreche, wurde nach einiger Zeit der Jagd durch feierliches Veto des Kapetan ein Ende gemacht. — Inzwischen öffnet sich immer weiter die Aussicht auf die vorlagernden Albanergebirge, während nahebei rechts und links hier eine malerisch von einer Kegelspitze niederblickende Kapelle, dort ein an sanfter Abdachung

sorglich bepflanzter Obstgarten die Nachbarschaft menschlicher Wohnungen ahnen läßt, die denn auch bei der nächsten Flußbiegung in einer Bergeinsattlung erscheinen. Die Häuser dieser zerstreuten Ortschaften haben meistens eine Ueberdachung von Schilf, auch wohl von Stroh oder Weidengeflecht, und ihre Steinwände sind nicht selten mit Schießscharten versehen. Auf einer vorspringenden Anhöhe zeigen sich jetzt die Ruinen der alten Burgfeste Obod, einst erbaut von Iwan Zernojewitsch. Elia erzählte mir, wie von dort aus der ruhmvolle Herrscher viele Jahre lang an der Spitze der Montenegriner den Kampf auf Leben und Tod gegen viele Tausende heranziehender Türken bestanden. Der Steinhaufen auf dem Berge, meinte er, würde wohl bald gänzlich auseinanderfallen; aber das Andenken Iwans vergehe nicht, so wenig als die Felsen, und eher würde der Fluß austrocknen, der von ihm den Namen (Zernojewitscha Rieka) habe, als die Montenegriner vergessen könnten, daß sein Reich sich vormals bis ans blaue Meer erstreckt. Drüben in den Bergen sei eine weite tiefe noch von keinem menschlichen Fuß betretene Höhle, die bis zum Meer hinunter führe. Da wohneten die das Grab des glorreichen Iwan bewachenden Zauberer. Wenn nun der gewiß nicht ausbleibende Tag komme, wo es gelte, die Meeresküste wieder zu erobern, dann würde auch Iwan mit einer unsichtbaren Schaar aus jener Höhle hervorsteigen und die Kämpfenden so lange zum Siege führen, bis das Reich sich wieder ausdehne vom blauen Meer bis zu den serbischen Stammgenossen am grünen Lim.

Wir hatten die Mündung der Rieka eher erreicht, als ich es geahnt. Eine vorliegende breite Schilfinsel wurde umfahren, und auf einmal breitete sich vor uns der sonnig übergoldete See von Scutari aus. Rechts lagert mit tief eingeschnittenen Buchten ein dunkler Kranz der theilweis dicht bewachsenen Höhen Montenegro's. Zur Linken öffnet sich eine ausgedehntere Aussicht über das türkische Gebiet auf ferne blaue Berge. Nach vorwärts schweift der Blick an einer weithingestreckten Felsinsel vorüber. Das Dorf zwischen den steilen Inselfelsen nannten die Gefährten Wranina. Nahe daran liegt ein kleineres Felseneiland der Montenegriner mit allezeit besetztem Wartthurm.

Kaum eine halbe Meile von hier entfernt erhebt sich links in der Ebene auf einem isolirten Felsen jenseits des Sees die Türkenfeste Schabliak (auch Zabljak oder Xabljak geschrieben). Dies ist einer der Punkte, um dessen Besitz die Montenegriner und Türken sich beständig streiten. Noch jüngst hatten erstere sich der kleinen Festung durch List bemächtigt; aber der Wladika, der damals mit dem Pascha von Scutari im Frieden bleiben wollte, hatte die Eroberung zurückgegeben. Auch um den Besitz der Insel von Wranina und einer andern, Germogur, giebts beständig Zank zwischen den beiden Nachbarvölkern. Wranina hatten bisher die Montenegriner inne, aber vor kurzem nahmen es die Türken wieder und pflanzten dort einige Kanonen auf. Einen Theil des Sees von Scutari zu beherrschen, ist indeß ganz nothwendiges Bedürfniß für die Montenegriner. Denn alle ihre Gewässer fließen dahinab. Dahin werden die an den Flüssen gebauten Schiffe geführt. Dahin schwimmen die Fische der montenegrinischen Gewässer hinab und ziehen sich im Winter ganz dahin zurück (namentlich gilt dies von dem Hauptfisch des Landes, der sardellenartigen Scoranza), indem die montenegrinischen Fischer ihnen folgen. Da endlich nach dem See zu auch das Klima immer milder, der Boden immer fruchtbarer, die Weiden immer fetter werden, so drängen sich die montenegrinischen Heerden, Hirten und Ackerbauer ebenso natürlich zu dem See hinab, als die Fische, die Fischer und Schiffe. Daraus wird ersichtlich, wie alles Leben, alle Kraft des Landes hier einen gemeinsamen Sammel- und Nahrungsplatz findet.

Je tiefer wir in den drei Meilen langen See vordrangen, desto deutlicher winkten vom äußersten südlichen Ufer die spitzen Thürme von Scutari herüber, dessen Citadelle sich wie ein gewaltiger Turban auf einer Höhe erhob. Gern hätte ich unsere Fahrt wenigstens bis in die Nähe der Türkenstadt ausgedehnt; aber meine Begleiter erklärten, daß sie eigentlich schon zu weit für den hellen Tag sich in den See vorgewagt, und wenn die Türken uns vom Ufer her entdeckten, könne es uns leicht ergehen, wie kurz zuvor den Wasservögeln. Gleich nachher zeigten sie auf einen bewaffneten Trupp, der eben gegen Schabliak zu sich bewegte. —

Als wir darauf durch die Mündung der Zernitza in der gleichnamigen Nahia aufwärts steuerten, hatte ich Mühe, mich zu überreden, daß ich wirklich in dem als Felsenland verschrieenen Montenegro mich befinde. Ein weites schönes Thal breitete nach allen Seiten hin die reichste Fülle aus. Ueppige Wiesen, sorgsam bebaute Felder lehnten sich an Rebenhügel, zwischen denen Mandel- und Granatpflanzungen, Feigen- und Olivengärten grünten; strotzende Heerden schritten an beiden Ufern durch das hohe Gras, und im Hintergrunde säumte den Horizont ein himmelanstrebender Kranz dunkelbewaldeter Berge, an deren Fuß vielfache Menschenwohnungen, nur niedrig und von Stein roh aufgeführt, sichtbar wurden. Vor einem ansehnlichen Steingebäude wurde der Nachen angelegt. Hier am Wir, hieß es, sei der Basar der Zernitza-Nahia, bis hierher und nicht weiter sei der Fluß schiffbar. Unsere geschossenen Wasserhühner und wilden Enten lieferten uns nebst Fischen ein schmackhaftes Mahl, wozu wir unseren Wein tranken, als Nachtisch aber Feigen, Granatäpfel und Trauben, so wie eine Art Confect aus Quittenäpfeln von der Frau des Basar-Aufsehers erhielten. Dann nahm ich von meinen bisherigen Genossen herzlichen Abschied, um mir ein Nachtquartier aufzusuchen.

„Könnt Ihr uns nicht die Wohnung des Popen Toma Plamenaz sagen?" fragte ich einen Hirten in weißwollenem Ueberkleide, der, seine Flinte über der Schulter, Pistol und Handschar im Gürtel, eben ein paar Kühe vorübertrieb. „Der bin ich selbst," erscholl die Antwort, „und dort gleich ist meine Wohnung." Es war wirklich der Geistliche. Er hatte heute in doppeltem Berufe als Hirt den Arbeitern draußen auf dem Felde gepredigt, und dann den ihm als Eigenthum gehörenden Theil der Heerde heimgetrieben. Unter einem hohen breitästigen Birnbaum übergab er der harrenden Magd die Kühe, welche in die unter dem Wohnzimmer des Popen befindlichen Ställe getrieben wurden. Wir schritten nun eine Steintreppe hinan und in ein Gemach zur Linken, in welchem zugleich Schlafstelle, Speisezimmer und Bibliothek war, letztere aus dem Rituale und einigen Gebetbüchern bestehend. Hier las der Pope meinen Empfehlungsbrief aus Cetinje, hieß mich nochmals freundlichst willkom-

men und bedauerte nur, daß ein Unwohlsein der Hausfrau eine bessere Bewirthung unmöglich mache. Er sprach gern und viel von seinem Land- und Gartenbau, lieber noch von seinem Bienenstand. Der Honig, den er in bunten hübschen Schalen darbot, und die saftigen selbst gezogenen Früchte zeigten auch, daß er auf alle diese Zweige der Cultur sich wohl verstehe. Später fand auch Toma's Verwandter, der Pope Jakow Plamenaz sich ein, trotz seines hinkenden Fußes früher Hauptanführer der gegen die Einführung der Kopfsteuer und andere Neuerungen sich auflehnenden Zermianer. Jetzt schien er völlig versöhnt mit den Reformen des Wladika, indem er sich sehr lobend darüber aussprach; doch verrieth sein fuchsartig blickendes Auge, verbunden mit einem ironischen Lächeln oft vielmehr ein schlau verhülltes Sichfügen in die neue Ordnung der Dinge, als aufrichtige Ueberzeugung. — Der spät aufgegangene Mond goß draußen sein mildes Licht über die Berge, als wir uns zur Ruhe begaben.

Eine Stunde mochte etwa vergangen sein, da schreckte mich Schreien und heftiges Schlagen an die Thür. Ich springe auf. Es ist Elia und der Kapetan mit der Nachricht, viele Hundert Türken seien vom See den Fluß heraufgekommen; drüben am Berge ständen schon alle Häuser in Flammen, und es gelte Hülfe den kämpfenden Männern, die nicht bereits im Schlafe gemordet wären. Im Nu sind alle Leute des Hauses auf den Beinen; auch ich bewaffne mich mit Flinte, Pistolen und Handschar, die mir Pope Toma reicht. Draußen vereinigen sich Andere mit uns, und wir bilden so einen ganz ansehnlichen Haufen. Mondeslicht und Flammenschein erhellet unseren Pfad; so arbeiten wir uns leicht über die Felsen dem brennenden Orte zu. Aber wir kommen zu spät, um Hülfe zu bringen. Der Tod hat reichliche Ernte gehalten, wie die umherliegenden blutigen Leiber bezeugen. Rings herrscht schauerliche Stille auf der allmählig erlöschenden Brandstätte; nur hie und da hört man ein leises Sterberöcheln und Knistern aufqualmender Balkenstücke. „Jetzt, Brüder, gilt's, in Türkenblut das Blut der Unsrigen rächen! Lieber wollen wir Alle fallen, als daß die Hunde ohne Strafe abziehen!" ruft Toma, den Zug mit sich fortreißend in wilder Hast. Blutspuren, vom Mondlicht beglänzt, und vom Fluß herüber

das Blöken und Brüllen der weggetriebenen Heerden zeigen uns den Weg. Lautlos stürmen wir dahin. Endlich treffen wir den Feind, der eben mit seiner Beute sich einschiffen will. Aus sicherem Versteck hinter buschigen Weiden gaben wir eine Salve. Ein verworrenes Geheul erhebt sich unter den Türken. „In die Berge, in die Berge! Auf dem Fluß ist's nicht geheuer!" rufen hundert Stimmen, und der Feind stürzt den Höhen zu. So hat es Toma gewollt. „Unser sind kaum vierzig, jener müssen wenigstens dreihundert sein; da müssen wir die Berge zu Bundesgenossen nehmen!" ruft er. Ein schroffer Pfad führt uns zu einer überhangenden Klippe. Kaum sind wir oben, so zieht ein Trupp Türken durch den Hohlweg unter uns. Auf einmal krachen alle unsere Flinten los. Viele stürzen; doch inzwischen hat ein anderer feindlicher Haufe den Abhang zu unseren Häupten erklommen. Unsere geringe Zahl kann nun nicht mehr verborgen bleiben, und wir haben nur den Trost, daß ein hinter uns gähnender Abgrund wenigstens den Rücken deckt. Die Feinde stürmen an; doch wir, schnell die Pistolen heraus, und die ersten Angreifer werden zu Boden gestreckt. Plötzlich hallt von oben her ein Toben, Dröhnen, Krachen und Donnern, wie wenn das ganze Gebirg bersten und zusammenbrechen wollte. In wirbelndem Tanze rollen Felsblöcke auf Felsblöcke von den Gipfeln hinab gegen die Feinde über uns, Massen lockeren Gesteins losreißend in die Tiefe und begleitet von einem furchtbaren Geschrei. „Das sind unsere Brüder!" ruft Toma, „das Schießen hat sie aufgeweckt dort oben über den Bergen. Alle eilen uns zu Hülfe! Nun soll kein Türkenhund lebend davon kommen!" Bald sind wir im wüthendsten Handgemenge. Aber bedrängt von unseren Freunden, wälzt sich nun von oben hernieder die ganze Feindesmacht auf unser Häuflein. Wir werden zurückgeworfen, und schon hat die meisten unserer Gefährten der Abgrund hinter uns verschlungen. An seinem Rande kämpfen zuletzt noch allein mit dem Muthe der Verzweiflung der Kapetan, Elia, Toma und ich. Da holt über meinem Haupte ein riesiger Albaneser mit dem Handschar aus, und mit dem grimmigen Gebrüll: „Stirb, Verfluchter!" packt mich seine stählerne Knochenfaust. Mich durchschauert eisige Todeskälte, und

es wird mir schwarz vor den Augen. Da stürzt, mit zerspaltenem Schädel mein wilder Sieger, und mir zur Seite erschallt triumphirend die Stimme des Popen Toma.

„Es ist Zeit zum Aufbruch!" rief er, neben meinem Lager stehend, als ich beim Erwachen aus meinem Traume ihn verwundert ansah. „Es war heute Nacht ein gewaltig Wetter in den Bergen, und drüben am Flusse hat's eine Eiche zusammengeschlagen; jetzt aber ist der schönste Morgen, den man sich wünschen kann." — Der Pope und sein Bruder geleiteten mich mit ihren Maulthieren eine gute Strecke durch die Berge, wo noch von manchem Gipfel ein freier Rückblick über das Flußthal und den schimmernden See von Scutari vergönnt war. Näher der Küste zu werden die Höhen kahler, und Pope Jakow bemerkte mit Anspielung auf einen montenegrinischen Volkswitz, das seien wieder solche Strecken, wo dem lieben Herrgott beim Steinesäen die Säcke gerissen. Unter einer Linde, wo das mitgenommene Quittenbrot sammt Honig und Zernizerwein zum Besten gegeben wurde, verabschiedeten sich die beiden Geistlichen, und ein Diener brachte mich von da bis zum Meere. Ich aber gedachte später noch oft meines Traumbildes, das in kurzer Zeit grausenvolle Wirklichkeit werden sollte.

Obige Skizze betrifft die Zustände Montenegro's in dem unlängst verflossenen Decennium. Seitdem haben dort mancherlei politische Veränderungen statt gefunden. Der jetzige Fürst Danilo beabsichtigte mehrere Reformen, wozu auch die Einführung neuer Steuern gehörte. Das erregte, namentlich unter den Piperzen, vielfache Unzufriedenheit, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß der Fürst eine Anzahl Diener des (1852) verstorbenen Wladika verabschiedete. Zu denselben gehörte auch Radovan. Dieser nahm seine Zuflucht zu dem Pascha von Scutari, der ihn mit Freuden aufnahm und ihm Anweisung gab, wie er die unter den Piperzen herrschende Unzufriedenheit anstacheln sollte. Es gelang Radovan, einige Hundert dieser Montenegriner zum offenen Aufstande zu bringen. Sie griffen zu den Waffen, indem sie riefen: „Haben wir uns vor dem großen Adler (dem

Wladika) nicht gefürchtet, haben wir ihm keine Steuern gezahlt, so werden wir diesen kleinen Hahn (eine Anspielung auf die unansehnliche Gestalt des jetzigen Fürsten) auch nicht fürchten; wir wollen nie die Steuer zahlen, eher werden wir Alle Türken und gehen zu Grunde." Im November 1852 zog der Fürst mit bedeutenden Streitkräften gegen die Aufständischen zu Felde und brachte sie zum Gehorsam. Gleichzeitig drangen seine Tschernagorzen unter Pero und Georg Petrowitsch in die Nahia Rieka ein und eroberten die türkische Festung Schabljak, doch besaßen sie dieselbe nur funfzehn Tage. Unterhalb der Festung waren drei Thürme in den Händen der Türken geblieben. Diese dienten dem mit 8000 Mann herbeieilenden Pascha von Scutari zum Stützpunkt. Er schlug Angesichts der Festung sein Lager auf und forderte von dem Fürsten durch ein abgesandtes Weib Uebergabe des Platzes. Der Fürst schrieb als Antwort auf eine Patrone: „der Pascha möge ihm die Inseln Wranina und Lesandra, auch die Festungen Spuz und Podgoriza geben." Hierauf wurde Schabljak von dem Pascha bombardirt. Mangel an Proviant und Lebensmitteln bewog die Tschernagorzen, die Festung zu räumen; zuvor aber unternahmen sie noch einen Sturm auf das feindliche Lager, wobei es sehr heiß herging. Hierauf sammelten die Türken eine Heeresstärke von insgesammt vielleicht 50,000 Mann, und mit dem Anfang des neuen Jahres entbrannte auf allen Seiten der erbittertste Kampf. Grahowo wurde von den Feinden nach heldenmüthigster Gegenwehr zerstört, im Uebrigen behaupteten sich die Montenegriner in ihren Bergen, und am Anfang des Februar war ein factischer Waffenstillstand eingetreten, indem Oestreich seine (nachher vom Sultan angenommene) Vermittelung zur Schlichtung der Streitigkeiten angeboten hatte.

es wird mir schwarz vor den Augen. Da stürzt, mit zerspaltenem Schädel mein wilder Sieger, und mir zur Seite erschallt triumphirend die Stimme des Popen Toma.

„Es ist Zeit zum Aufbruch!" rief er, neben meinem Lager stehend, als ich beim Erwachen aus meinem Traume ihn verwundert ansah. „Es war heute Nacht ein gewaltig Wetter in den Bergen, und drüben am Flusse hat's eine Eiche zusammengeschlagen; jetzt aber ist der schönste Morgen, den man sich wünschen kann." — Der Pope und sein Bruder geleiteten mich mit ihren Maulthieren eine gute Strecke durch die Berge, wo noch von manchem Gipfel ein freier Rückblick über das Flußthal und den schimmernden See von Scutari vergönnt war. Näher der Küste zu werden die Höhen kahler, und Pope Jakow bemerkte mit Anspielung auf einen montenegrinischen Volkswitz, das seien wieder solche Strecken, wo dem lieben Herrgott beim Steinesäen die Säcke gerissen. Unter einer Linde, wo das mitgenommene Quittenbrot sammt Honig und Zernitzerwein zum Besten gegeben wurde, verabschiedeten sich die beiden Geistlichen, und ein Diener brachte mich von da bis zum Meere. Ich aber gedachte später noch oft meines Traumbildes, das in kurzer Zeit grausenvolle Wirklichkeit werden sollte.

Obige Skizze betrifft die Zustände Montenegro's in dem unlängst verflossenen Decennium. Seitdem haben dort mancherlei politische Veränderungen statt gefunden. Der jetzige Fürst Danilo beabsichtigte mehrere Reformen, wozu auch die Einführung neuer Steuern gehörte. Das erregte, namentlich unter den Piperzen, vielfache Unzufriedenheit, welche noch dadurch vermehrt wurde, daß der Fürst eine Anzahl Diener des (1852) verstorbenen Wladika verabschiedete. Zu denselben gehörte auch Radovan. Dieser nahm seine Zuflucht zu dem Pascha von Scutari, der ihn mit Freuden aufnahm und ihm Anweisung gab, wie er die unter den Piperzen herrschende Unzufriedenheit anstacheln sollte. Es gelang Radovan, einige Hundert dieser Montenegriner zum offenen Aufstande zu bringen. Sie griffen zu den Waffen, indem sie riefen: „Haben wir uns vor dem großen Adler (dem

Wladika) nicht gefürchtet, haben wir ihm keine Steuern gezahlt, so werden wir diesen kleinen Hahn (eine Anspielung auf die unansehnliche Gestalt des jetzigen Fürsten) auch nicht fürchten; wir wollen nie die Steuer zahlen, eher werden wir Alle Türken und gehen zu Grunde." Im November 1852 zog der Fürst mit bedeutenden Streitkräften gegen die Aufständischen zu Felde und brachte sie zum Gehorsam. Gleichzeitig drangen seine Tschernagorzen unter Pero und Georg Petrowitsch in die Nahia Rieka ein und eroberten die türkische Festung Schabljak, doch besaßen sie dieselbe nur funfzehn Tage. Unterhalb der Festung waren drei Thürme in den Händen der Türken geblieben. Diese dienten dem mit 8000 Mann herbeieilenden Pascha von Scutari zum Stützpunkt. Er schlug Angesichts der Festung sein Lager auf und forderte von dem Fürsten durch ein abgesandtes Weib Uebergabe des Platzes. Der Fürst schrieb als Antwort auf eine Patrone: „der Pascha möge ihm die Inseln Wranina und Lesandra, auch die Festungen Spuz und Podgoriza geben." Hierauf wurde Schabljak von dem Pascha bombardirt. Mangel an Proviant und Lebensmitteln bewog die Tschernagorzen, die Festung zu räumen; zuvor aber unternahmen sie noch einen Sturm auf das feindliche Lager, wobei es sehr heiß herging. Hierauf sammelten die Türken eine Heeresstärke von insgesammt vielleicht 50,000 Mann, und mit dem Anfang des neuen Jahres entbrannte auf allen Seiten der erbittertste Kampf. Grahowo wurde von den Feinden nach heldenmüthigster Gegenwehr zerstört, im Uebrigen behaupteten sich die Montenegriner in ihren Bergen, und am Anfang des Februar war ein factischer Waffenstillstand eingetreten, indem Oestreich seine (nachher vom Sultan angenommene) Vermittelung zur Schlichtung der Streitigkeiten angeboten hatte.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

In der Verlagshandlung dieses Buches sind auch nachstehend verzeichnete Werke erschienen:

	Rt.	Ngr.
Andreä, Dr. F. C., die Todtengebräuche der verschiedenen Völker der Vor- und Jetztzeit. 8.	1	6
Baehr, J. L. v., Neuer Schulatlas über alle Theile der Erde. In 26 illuminirten Karten. Nach den besten Hülfsquellen gezeichnet u. gestochen. 2te verm. u. verbess. Aufl. quer Fol. geh.	1	5
Barthelemy, J. J., Anacharsis des jüngeren Reise durch Griechenland, viertehalbhundert Jahre vor der gewöhnlichen Zeitrechnung, a. d. Franz. übers. v. Bibliothekar Biester. 7 Bde. Mit 34 Kupfertaf. und 7 Titelkupf. gr. 8.	12	15
Carus, C. G., Reise durch Deutschland, Italien und die Schweiz im Jahre 1828. 2 Thle. 8.	1	15
Corvin-Wiersbitzki, Otto von, kurzer Abriß der Geschichte der Niederlande bis auf Philipp den Zweiten, nebst einer Beschreibung des Landes im Jahre 1560. 16.	1	15
— — Der Niederländische Freiheitskrieg. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1r u. 2r Bd. Mit Portraits. 16.	1	15
Cramer, J., das himmlische Reich oder China's Leben, Denken, Dichten und Geschichte. 3 Bde. 8.	3	—
Crome, A. W. F., Brasilien. Eine neu aufblühende Monarchie ꝛc.	—	$7\frac{1}{2}$
Feldjäger, der junge, in französischen u. englischen Diensten während des spanischen u. portugies. Krieges von 1806—16. Eingeführt durch J. W. v. Goethe. 2 Bdchen. 12. 2e Aufl.	1	—
— — des jungen, Kriegskamerad, gefangen und strandend, immer getrost u. thätig. Eingef. durch Goethe. Auch als 3s Bändchen des jungen Feldjägers. 12. 2te Aufl.	—	15

	Rt.	Ngr.
Schumacher, A., Bilder aus den Alpen von Steiermark. gr. 8.	—	18
Sieber, F. W., Reise nach der Insel Creta im griechischen Archipelagus im J. 1817. 2 Thle. Mit 14 Kupfern u. Karten. gr. 8.	5	15
Spix, J. B., Brasilien in seiner Entwickelung dargestellt. 4.	—	18
Strass, Fr., der Strom der Zeiten, oder bildliche Darstellung der Weltgeschichte von den ältesten Zeiten bis auf das Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Kupferstich auf $2^1/_2$ schon zusammengefügten Bogen im grössten Landkartenformat, fein illuminirt. Nebst einer gedruckten Erläuterung von demselben. 3. Aufl.	2	20
Sybel, H. von, Geschichte des ersten Kreuzzugs. gr. 8.	2	—
Trollopp, Sir Francis, die Geheimnisse von London, übersetzt von Dr. L. Eichler. 4 Bände. 8.	3	20
Venedey, J., Reise und Rasttage in der Normandie. 2 Bde. gr. 12.	4	15
Willkomm, E., Italienische Nächte. Reiseskizzen und Studien. 2 Thle. gr. 8.	3	—
— Dr. Moritz, die Strand- und Steppenvegetation der iberischen Halbinsel. Mit einer großen Charte und Steindrücken. gr. 8.	2	10
Zandyck, M., Erinnerungen aus der Schweiz. 8.	1	—
Ziegler, Alex., der deutsche Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Lehrbuch auf seinem Weg. Nach eigner Anschauung und nach den neuesten Quellen zusammengestellt. 8.	—	24
— — Reisen in Spanien in den Jahren 1849 u. 50. 2 Bde. gr. 8.	4	15
Zütphen, C. H. v., Tagebuch einer Reise v. Bahia nach Afrika. 8.	—	15

DIE GROSSE MOSQUÉ ZU MEKKE.

1. DIE KABA. 2. MAKAM HASARET IBRAHIM. 3. DAS GEBETHAUS DER SCHAFEITEN. 4. DAS GEBETHAUS DER HANBALITEN. 5. DAS GEBETHAUS DER MALEKITEN. 6. DAS GEBETHAUS DER HANEFITEN. 7. DER BRUNN SEMSEM. 8. KLEINE GEBÄUDE WO LAMPEN, ÖL, U. DGL. AUFBEWAHRT WIRD. 9. DER BERÜHMTE SCHWARZE STEIN. 10. DAS BERÜHMTE MIT GOLDENEN BUCHSTABEN BRODIRTE TUCH. 11. ÜBERREST DER MAUER DER ALTEN KABA. 12. BAB ES SALAM. 13. BAB KEID BEGK. 14. BAB EN NEBBI. 15. BAB ALI. 16. BAB SOFFA. 17. BAB ESSIADE. 18. BAB IBRAHIM. 19. MINARET ALI. 20. KEID BEGK. 21. ABASSIUN. 22. UDDA. 23. KALAUN. 24. MINARE BAB OMRA.

Die Weltkunde

in

einer planmäßig geordneten Rundschau der wichtigsten neueren Land- und Seereisen

für

das Jünglingsalter und die Gebildeteren aller Stände,

auf Grund des Reisewerkes

von

Dr. Wilhelm Harnisch

dargestellt und herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Zwölfter Band.

Reisen in den Nil-Ländern Afrika's und Arabien.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1854.
Verlag von Friedrich Fleischer.

Die Bestattung

in

[illegible] Beziehungen [illegible] der wichtigsten
[illegible] Haus- und Familien

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Reisen

in den

Nil-Ländern Afrika's und Arabien.

Herausgegeben

von

Friedrich Heinzelmann.

Mit einem Stahlstich und einer Karte.

Leipzig, 1854.
Verlag von Friedrich Fleischer

Inhaltsverzeichniß.

I.

Reiſen in Aegypten und Nubien, auf dem blauen und weißen Nil, und durch die libyſche Wüſte zur Siwah-Oaſe.

Seite

Einleitung 3

Erſtes Kapitel. *)

Ankunft in Alexandria. Lage und Bevölkerung der Stadt, Nachtlager, Nilwaſſerverkäufer. Nächſte Umgebung: Schöpfräder, Pompejusſäule, Nadeln der Kleopatra, Katakomben, Garten (B., P., Pr.). — Ausflug nach Abukir, Schlachten daſelbſt; das alte Kanopus; die Dörfer; Luftſpiegelung (P.). — Der Himmel von Alexandria mit ſeinen Früchten (Pr.) — Audienz beim Vicekönig Mehemed Ali (H.). 15

Zweites Kapitel.

Fahrt auf dem Mahmudie-Kanal. Nilfahrt. Atfeh. Tanz der Ghaſiers. Fuah. Heiligen-Kapelle. Hafen Bulak. Kairo (B.,

*) Bei Angabe der Quellen bedeutet: B. = Bagge, Lp. = Lepſius, P. = Parthey, Pr. = Prokeſch, H. = Hackländer, M. = Minutoli, W. u. L. = Wilkinſon und Lane, W. = Werne, Z. = Zuſätze aus anderen Quellen.

Seite

P., Pr.). — Reiſe durch die libyſche Wüſte zur Siwah-Oaſe. Tempel des Jupiter-Ammon. Die Oaſen Augila und Kara oder Klein-Siwah. Der Bahr el Balama oder Fluß ohne Waſſer und das Thal der Natron-Seen. Allgemeine Bemerkungen über die libyſche Wüſte und ihre Bewohner (M., vergl. mit Scholz und Z.). 31

Drittes Kapitel.

Kairo. Leben und Treiben. Augenkranke. Reiteſel. Hochzeitszüge. Sklavenmarkt. Alt-Kairo. Inſel Rodah (B., H., P.). — Die Nacht des Tropfens. Fruchtbau (W. u. L.). Schubra. — Brütöfen. Häuſer. Citadelle und die Ausſicht von da (H., P.). — Die Schlangenbeſchwörer (M.). — Die Moſcheen und Lehranſtalten (W. u. L.). — Die Sikrs und das Doſeh der Derwiſche (Lp.). — Die Baſars, Brunnen, Bäder (P., W. u. L.). Die Häuſer und ihre innere Einrichtung. Die Sklaven (W. u. L.). 61

Viertes Kapitel.

Ausflug nach den Ruinen von Heliopolis (Lp.). — Die Pyramiden von Gizeh nebſt der Sphinx; andere Pyramiden; die Ibis-Katakomben (Lp., H., P., Z.). — Heuſchreckenſchwärme, Unwetter und Raubüberfall bei den Pyramiden (Lp.). — Nilfahrt von Kairo nach Ober-Aegypten. Beniſuet und Abſtecher nach Fajum; Medinet el Fajum (B.). — Die Pyramiden von Howara und Meidum. Das Labyrinth. Mäuſenoth, Kawas, Geſang der Araber. Der Möris-See (Lp.). — Minieh. Sint-Dſchirdſche. Dum-Palmen. Oenneh. Gefahren der Nilfahrt. Theben. Esne. Flöße mit Krügen. Tempel von Edfu. Küm-Ombo. Aſſuan (B., P.). 87

Fünftes Kapitel.

Kataraften-Fahrt. Schwimmkünſte nubiſcher Knaben. Inſel Philä. Nilreiſe durch Nubien. Nubiſche Sitten. Korusko. Derr. Ibrim. Wadi-Halfa (B.). Kameelreiſe durch's Gebirge El Bab. Brunnen im Wadi Muhad. Abu Hammed. El Mechereſ. Damer. Nilfahrt. Pyramiden von Meroe und Naga. Chartum. Fahrt auf dem blauen Nil. Hauptſtadt Sennâr. Wed Medineb. Todtenceremonie. Beſuch bei der Sultanin Nasr in Soriba (Lp.). — Fahrt auf dem weißen Nil. Die Volksſtämme der Haſſanies, Kabbiſch-Araber, Baghara, Dinka, Schilluk, Jengäh. Schwimmende Inſeln. Lotos. Starke Uferbevölkerung. Mückenplage. Negervölker der Nuehr und Kek. Die

Seite

rieſenhaften Bundurial. Land der Tſchièrr; Hauptſtadt Belenga; Sultan Lakonoz; Inſel Tſchanker (W.). 116

Sechstes Kapitel.

Rückfahrt auf dem Nil. Abu-Simbel (Ebſambol). Ibrim. Derr. Sebu. Gerf-Huſſèn. Kalapſcheh. J. Philä. Bageh. Steinbrüche bei Aſſuan. J. Elephantine. Küm-Ombo. Steinbrüche bei Dſchebel Selſeleh, El-Kab und Felſengräber. Esneh. Dendera (B., P.). — Theben. Tempel von Karnak und Lugſor. Ruinen von Qurna. Memnonsſäulen. Grabmal des Oſymandyas. Ruinen von Medinet Habu. Thal el Aſaſif. Königsgräber. Umblick, Atmoſphäre, Khamſin (Lp., P., Pr., B.). 154

II.

Reiſen in Abeſſinien.

Einleitung 179

A. Dr. Rüppell's Reiſe in Nord-Abeſſinien.

Erſtes Kapitel.

Maſſawa. Dahalack. Taucher. Arkiko. Das Modat-Thal. Dobarua. Adulis. Der abeſſiniſche Kaufmann. Waaren für Abeſſinien. Maria-Thereſien-Thaler. Kleidung der Abeſſinier. Die Schoho. Die Salzebene. Die Amoli's. Taranta. Halai. Mareb. Neueſte Geſchichte Abeſſiniens. Sanafe. Barakil. Bauart. Unreinlichkeit der Chriſten. Ategerat. Devra Damo. Der Miſſionär Gobat. Der Alequa. Palaſt des Sabagadis. Enderta. Tackeraggiro. Gaſtmahl. Avergale. Agow's. 189

Zweites Kapitel.

Streit mit den Agow's. Ataba. Simen's Bergesrieſen. Das Hochgebirge. Suana. Entſchetkab. Schellika Getana Jaſu. Sitten beim Eſſen. Schoada-Thal. Jagd. Handelsgegenſtände. Woggera. Dobark. Gondar. Lik Atkum. Der Kaiſer. Der Etſcheghe. Die

Seite

Prinzeſſin. Der Commandant. Manuſcripte. Die Kirchen. Gottesdienſt. Feſttage. Ehe. Geiſtlichkeit. Glaubenspunkte. Taufe. Abendmahl. Eide. Begräbniß. Geſelligkeit. Nahrung. Kriegführung. Ackerbau. Frauen 208

Drittes Kapitel.

Feindliche Streifzüge durch Gondar. Feigheit der Abeſſinier. Abſetzung des Kaiſers. Die Kulla. Die Gamants. Brände. Bada. Kiratza. Die Waito. Dembaſa. Die Deldei-Brücke. Godjam. Damot. Maatſcha. Der Zanaſee. Reiſe zu Ubi. Sanka Ber. Der Abgrund. Ubi's Lager. Sein Charakter. Hauaſa. Schire. Krieg in Tigrè. Axum. Denkmäler. Die Kirche. Adowa. Rückkehr nach Maſſawa. 234

B. Harris' Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa.

Erſtes Kapitel.

Aden. Tadſchura. Der Sultan. Der Palaſt. Die Thronfolge. Die Bai von Tadſchura. Wareliſſan. Der Aſſalſee. Die Mordnacht von Gungunteh. Die Danakil und Adaiel. Haartoilettte. Auſſa. Die Somalen. Straußjagd. Zeila. Berbera. Hurrur. Killulu. Die Sultelli-Ebene. Abida-Berg. Jur Erain Maru. Der Hawaſch. Der Debelliſee. Erlegung eines Flußpferdes. Die lachende Hyäne. Dathara. Das Hochgebirge. Farri 251

Zweites Kapitel.

Alio Amba. Markttreiben. Machal Wans. Ankober. Regenzeit. Tſchakagebirge. Debra Berhan. Die Bereza. Tegulat. Neujahrsfeier. Maskalfeſt. Angollala. Nachtlärm. Rechtspflege. Jagden des Königs. Die Tſchatſchaſchlucht. Kriegszug. Das Lager. Die Schlacht. Siegesfeier. Hochzeit einer Prinzeſſin. Siegeseinzug in Ankober. Mondfinſterniß. Das ſilberne Schwert 271

Drittes Kapitel.

Das Schoaer Königshaus. Sahela Selaſſi. Lebensordnung. Hofbeamte. Weiber. Feſte. Orden. Regierung. Der Staatsſchatz. Phyſiognomie des Landes. Die Gallas. Ihre Religion. Die nördlichen Gallas. Die Südländer. Enarea. Guragne. Suſa. Kaffa. Die Doko. Der Goſchop. Die Elephantenjagd in der Giddem-Wildniß. Mahfu. Die Abeſſinier ſchlechte Jäger. Fiel Amba.

Seite

Der Mamrat. Einzug in Ankober. Verdrießlichkeiten. Weihnachtsfeſt. Tauffeſt. Oſtern. Das zweite Jahr in Schoa. Erdbeben. Freigebung der gefangenen Königsſöhne 290

III.

Reiſen in Arabien.*)

Einleitung 311

A. Die Halbinſel des Sinai und Peträa.

Sues (N.). Durchzug der Juden durch das Meer. Quellen des Moſe. W. Ghurundel. Abu Selime (L.). — W. Mukatteb. Sinaitiſche Inſchriften. Beduinenlager. W. Feiran (L.). — Der Serbal. Beduinenbewirthung. Das Sinaikloſter (L. R.). — Dſchebel Muſa. Dſchebel Katharin. W. el Ain. Emrag. W. el Arabah. Gebirgsſyſteme der Sinai Halbinſel (R.). — Das Gebirge et Tih (Z.). — Dſchebel Etjime. Chan Nochl. Die Araber der Halbinſel (R.). — Die Chriſten von Tor. Lebensart der Araber (R.). — Kleidung und Sitten (R.). — Aila. Akaba. Die Alawi-Beduinen. Scheich Huſein. Sandſturm. Die Haſenjagd. Das Gebirge. Seir. Berg des Aaron. W. Muſa. Petra. Der Triumphbogen. Die Fellachs. Streit und Friede 320

B. Das rothe Meer, Hedſchas, Jemen und Hadhramaut.

Der Golf von Akaba. Der Golf von Sues. Tor. Verſanden der Häfen im rothen Meere (R.). — Die Küſten des rothen Meeres. Arabiſche Küſtenfahrt (R.). — Schönheiten des Meeres. Die Korallen. Meerbewohner. Die Hutemi. Die Schutzherren (R.) — Häfen an der Küſte von Hedſchas. Jambo (R.). — Die Dſchoheina. Haſan Aga. Der Stamm Harb. Die Beni Sſubh. Das Ihräm. Dſchidda (R.). — Taifa. Handelsgegenſtände. Mekka (Z.). — Die große Moſchee. Die Kaaba. Der ſchwarze Stein. Der Brunnen

*) A iſt nach Dieterici, B und C nach Wellſtedt bearbeitet. Wo andere Quellen benutzt ſind, bedeutet N. Niebuhr, R. Rüppell, L. Lepſius, Ro. Rochet (ſ. d. Abeſſinien) Z. Zuſätze nach anderen Quellen.

Seite

Zemzem. Wallfahrt zum Berge Arafat. Das Thal Muna. Medina. Die große Moschee. Das Grab des Propheten. Die Herraschin. Hauptlehren des Islam. Sekten. Fahrt nach Jemen. Häfen. Mochha (Ro.). — Die Banianen (Ro.). — Kateffen (Ro.). — Die Kaffeegebirge (N.). — Sana (N.). — Andere Städte in Jemen (N.). — Das Land Aden. Lah'dsch. Der Sultan. Die Fudhli's. Sfughra. Bestrafung eines Diebes. Das Land Jafa. Howaitjah. Die Dijabi-Beduinen. Wadi Mefa. Die Ruinen von Nakab el Hadschar. Die Himjariten. Mareb. Das Rabenschloß Hißn Ghorab. Hadhramaut. Makalla. Schechr. Die Südaraber. Der Schech von Keschin 340

C. Oman und die Küste des persischen Golfs.

Der Imam von Maskat. Ausdehnung seiner Besitzungen. Maskat. Verschiedene Einwohner. Handel. Der Hafen: Matrah. Die Quelle von Imam Ali. Sfur. Ausflug in's Küstengebirge. Reise in's Innere. Die Beni Abu Hasan. Die Beni Abu Ali. Kämpfe mit den Engländern. Gastlichkeit. Die Dschenebe-Beduinen. W. Bethha. Die Oasen. Bedia. Ibra. Semmed. Minah. Neswa. Das grüne Gebirge. Schiraf. Die Gebirgsbewohner. Der Schech. Krankheit. Mitgefühl der Araber. Sib. Burka. Der Dattelwald. Suwek. Die heldenmüthigen Weiber. Seffid Hilal. Die Wahhâbi's. Meskin. Obri. Rückzug. Dereijjeh. Die Anafeh-Beduinen (Z.). — Eintheilung von Oman. Der Schech von Sfohâr. Die Piratenküste. Die Piraten. Kämpfe mit den Engländern. Perlenfischerei. Die Küste des persischen Golfs. Bahrein. Sitten der Beduinen. 373

I.

Reiſen

in

Aegypten und Nubien, auf dem blauen und weißen Nil, und durch die libyſche Wüſte zur Siwah-Oaſe

nach

Bagge, Lepſius, Parthey, Hackländer, Minutoli, Werne und Anderen.

Einleitung.

Wir betreten die Länder des heiligen Nil, welcher Lebensreichthum selbst in öde Gefilde des Todes bringt. Er entsteht bekanntlich aus der Vereinigung zweier Arme. Der Hauptarm, der Bahr el Abiad oder der weiße Fluß, enthält am Vereinigungspunkte mit seinem schwächeren Zwillingsbruder, dem Bahr el Azrak oder dem blauen Fluß, eine fast sechsmal stärkere Wassermasse, als dieser. Der einzige Zufluß des vereinigten Nil ist der Atbara, zur trockenen Jahreszeit eine Kette von Landseen darstellend, zur Zeit der tropischen Regen aber eine bedeutende, bis 18 Fuß ansteigende Wassermasse fortwälzend. Vom Punkte der Einmündung des Atbara geht der Nil ohne alle Zuflüsse mehrere hundert Meilen weit dem Mittelmeere zu, und seine Gewässer erleiden auf dieser langen Strecke unendlichen Verlust, theils durch die beständige Verdunstung, theils durch zahllose Schöpfräder und Kanäle. Sein Mittellauf senkt sich in drei Stufen von S. nach N. Die erste liegt 2 bis 3000 Fuß, die letzte 600 Fuß über dem Meeresspiegel. Durch das nur zum kleinsten Theil culturfähige Gebiet dieser Stufen streichen niedrige Felshöhen, welche auch die Küsten des rothen Meeres umsäumen. Zwischen dem Nilthal und dem rothen Meere bilden mehrere von Felsen umstarrte Querthäler oder Schluchten, Wadi's genannt, natürliche Verbindungsstraßen; so namentlich der Wadi oder das Thal von Ellâge, an 300 Schritt breit (etwa unter 22½° N. Br.). Die erste Stufe bis zur Atbara-

Mündung reichend, umfaßt Sennär; die zweite Stufe geht durch die Ebene von Dongola bis zum Parallel des Felsentempels von Abu Simbel oder Ebsambol in Nubien (unter 22° 5′ Br.); die dritte Stufe geht von da weiter durch Nubien (wo zwischen 15° 40′ und 24° N. Br. die nubische Wüste sich ausdehnt) bis zur Südgrenze Aegyptens, und der Nilfluß steigt auf einer Reihe von Katarakten oder Schellals immer tiefer hinab. Nach Ueberwindung der letzten Stromschnellen bei Assuan oder Syene wird derselbe schiffbar, indem er seinen Unterlauf durch Aegypten beginnt. Hier wird das tief eingeschnittene zwei bis drei Meilen breite Nilthal von zwei mächtigen Verwallungen eingefaßt, dessen Abfälle von der Tiefe aus als zwei den Strom begleitende Felsketten erscheinen: im O. von der arabischen Kette, Gebl Mokattam, an 2 bis 3000 Fuß hoch, im W. von der libyschen Kette. Die arabische Kette bildet zwischen dem Nilthal und dem rothen Meer ein wüstes, wasser- und baumloses Tafelland, welches von mehreren in der Richtung von W. nach O. streichenden Querthälern durchbrochen wird, wichtig als Karawanenstraßen; so das Thal von Kosseir, an der Grenze Oberägyptens (26° N. Br.), zwischen Keft und Kosseir, und dann das Thal der Verirrung, an der Grenze von Mittelägypten (30° N. Br.), zwischen Kairo und Suez. Südlich vom Ausgange des letzteren Thales steht isolirt am Golf von Suez der 6000 Fuß hohe Fels Gebl Ghârib. Das Thal der Verirrung setzt sich als Durchbrechung der libyschen Kette nach N.W. hin fort im Thal der Natronseen, und parallel damit streift südlich ein anderes schmales Thal, der Fluß ohne Wasser, Bahr el Balama, ausgehend vom Kesselthal Fajum. Die libysche Kette hat wegen der darauf gelagerten Sanddünen ein gelbliches Ansehen und fällt im Allgemeinen mit schräger Böschung sanft gegen das Nilthal ab. Die arabische Kette hat ein mehr dunkeles Ansehen mit wenig grüner Belaubung, und der Abfall derselben gegen das Nilthal ist schroff und steil; daher der Name Mokattam, d. i. Steilwand. Das Gestein ist an der Südgrenze Aegyptens in einer Breite von zwei Stunden (von Philä bis Assuan) Granit und rosafarbener Granit, aus welchem Säulen, Statuen,

Koloſſe, Sphinxe und Obelisken gehauen wurden. Darnach folgt in einer Breite von funfzehn Meilen bis in die Nähe von Esné feinkörniger weißer Sandſtein, der die Quadern zu den Tempeln hergab. Der nördlich darüber hinaus bis zum Parallel von Suez liegende Kalkſtein lieferte das Material zu den Paläſten und dem Kern der Pyramiden. Die Sandſteinfelſen bilden anfangs im S. hier und dort ſenkrechte, 3 bis 400 Fuß hohe Steilwände, die auf eine kurze Strecke zu einer engen Fußpforte zuſammentreten, ſo daß nur eben Raum für den Strom übrig bleibt. Nördlicher folgen hinter einander mehrere langgeſtreckte beckenartige Erweiterungen, deren Thalebenen mit Ortſchaften beſäet ſind; ſo die Thebais. In Mittel-Aegypten wird das Thal breiter, uud beide Felsketten behalten ihre parallel laufende Richtung bis Kairo, wo die arabiſche Kette in einer rechtwinkeligen Wendung nach der Landenge von Suez hin verſchwindet, während die libyſche Kette ſich nach N.W. hinzieht und zuletzt noch eine Reihe niedriger Klippen bis zum Plateau von Barka entſendet. Nördlich von Kairo, wo einſt die Pforten des Meeres waren, deſſen Spuren ſich noch heutiges Tages in den Aushöhlungen der Felſen finden, breitet ſich in Unter-Aegypten die unabſehbare Fläche des Delta aus: „ein Geſchenk des Nil.“ Derſelbe iſt nun beſonders merkwürdig, ſofern er unter allen tropiſchen Flüſſen die größten und regelmäßigſten Schwellen zeigt. Dieſe beginnen, als verurſacht durch die Schneeſchmilze auf den Quellgebirgen und durch die tropiſchen Regen, mit dem Sommerſolſtitium, alſo grade zu der Zeit, wo die Gluth eines ewig blauen Himmels Alles ausgedörrt hat. Ganz allmälig erreichen ſie ihre größte Höhe im Anfang des Herbſtes zwiſchen dem 20. und 30. September, worauf der ſtets ſanfte Waſſerſpiegel ſich eben ſo allmälig niederſenkt. Der höchſte Waſſerſtand beträgt in Ober-Aegypten 30 bis 35 Fuß, in Mittel-Aegypten 21 bis 24 Fuß, in Unter-Aegypten nur 4 Fuß über dem niedrigſten Niveau. Dann ragen inſelartig die Ortſchaften mit ihren Hainen hervor. Das ſonſt kryſtallhelle Waſſer des Nil, das alleinige geſunde Trinkwaſſer des quellenloſen Landes, wird zu Anfang der Schwellen von den Pflanzentheilen der habyſſiniſchen Sumpfwald-Region (der Kolla-

Mazaga) grün und zuletzt von den erdigen Theilen der Sennâr-Terrasse röthlich gefärbt. Von diesen Theilen lagert sich nun alljährlich eine dünne, aber äußerst fruchtbare Schlammdecke über das Land.

Die dadurch bewirkte Bodenerhöhung beträgt auf tausend Jahre etwa 4 Fuß (auf hundert Jahre 0,388 Fuß) und steht gegenwärtig bereits 33 Fuß über dem Felsgrund der Tiefe. Vermöge der stärkeren Ablagerung in der Nähe des Stromes erhält das Nilthal die Gestalt eines flacherhabenen Bogens, auf dessen Höhe der Strom fließt. Auf solche Weise bilden zur Zeit der Ueberschwemmung die durch ein Netz von Kanälen vertheilten Gewässer eine Reihe stufenartig auf einander folgender Seen. Querdämme schließen die schachbrettartigen Räume ab und werden, wenn der Boden genugsam getränkt ist, für die unteren Gegenden durchstochen, dienen aber auch zur Verbindnng der auf den Anhöhen liegenden Ortschaften. Schöpfräder vollenden die Bewässerung der von den Fluthen nicht erreichten Felder. Unter den Kanälen in Mittel-Aegypten ist der Josephs-Kanal zu merken, der bis Kairo in paralleler Richtung mit dem Strome läuft und einen Nebenzweig durch eine Seitenschlucht westlich in's Fajum entsendet. Bei Kairo spaltet sich der Nil, um sein berühmtes Delta zu bilden. Die beiden Hauptarme münden bei Damiette und Rosette. Vor dem Ausfluß des letzteren liegt eine Sandbarre, und von hier aus führt der wichtige Kanal Mahmudieh nach Alexandria. Außerdem verzweigen sich im Delta gleich den Aesten einer Baumkrone Hunderte von Kanälen, deren Vernachlässigung jedoch Einbrüche des Meeres von N. her zur Folge gehabt hat. Dadurch und durch die unvollkommene Deltabildung erloschener oder verschlämmter Nilarme haben sich an der Küste entlang große Seen mit salzigem oder doch brakigem Wasser, so wie weite Flächen von Sand- und Sumpfland gebildet. Diese Seen sind vom Meere nur durch schmale Nehrungen und durch Dünen von gelblichem oder schneeweißem Ansehen geschieden, denen eine doppelte Kette von Klippen zum Schutz gegen die von den herrschenden Nordwinden gepeitschten Wogen vorlagern. Die Hauptarme bauen indeß in einem weiten Bogen immer tiefer ins Meer hinein, so daß

Rosette und Damiette, die noch im Mittelalter an der Küste lagen, jetzt mehrere Stunden weit davon entfernt sind.

Das Klima ist sehr heiß, die Luft rein, heiter und gesund. Den Wechsel der Zeiten bezeichnen schön die Worte eines Arabers: „Aegypten ist bald ein Süßwassersee, bald ein paradiesischer Garten, bald ein staubiges Feld.“ Vier Monate hindurch dauert bis zum Ablauf des Jahres die Ueberschwemmung, dem Aegypter die Zeit der Freude und Hoffnung, die Zeit des belebten Handels und der Wallfahrten, wo tausend mit Palmzweigen geschmückte Barken unter Musik und Gesang auf dem Nil schwimmen. In den ersten vier Monaten des Jahres gedeihet Alles in üppigem Wachsthum; darnach folgt die Zeit der Dürre, wo glühende Südwinde wehen. Diese haben anfangs in ihrem Gefolge die Pest, die sich aus den Miasmen des blosgelegten Schlammes entwickelt, dann den erstickenden, aber luftreinigenden Chamsin, so wie Augenkrankheiten und Blindheit. Erdbeben kennt man nicht, wohl aber verwüstende Heuschreckenschwärme. — Aegypten ist vorzugsweise ein Land des Ackerbaues. Daher sind Hauptproducte Weizen und Reis (besonders im Delta), Zuckerrohr und Baumwolle. In Ober-Aegypten wird Durra (Sorghum vulgare, Mohrhirse) gebaut, und zum Behuf der Bienenzucht hat man weißblühende Kleefelder, weßhalb alljährlich ganze Schiffsladungeu voll Bienenkörbe den Nil aufwärts gehen. Indigo und Tabak wird immer mehr angepflanzt, auch wohl Maulbeerbäume zur Seidenzucht. Südfrüchte gedeihen überall. Palmen und Sykomore bilden Gruppen und kleine Haine. Das Papyrusrohr wird jetzt nur selten angepflanzt. Die den alten Aegyptern heilige Lotosblume bedeckt zur Ueberschwemmungszeit weißschimmernd den Nil. Auf den Plateaus der Wüste schweifen Löwen, Gazellen, Strauße, Hyänen, Schakals. An den Flußufern leben viele Geier, Adler und Störche. Ueber die Identität des jetzigen Ibis mit dem der Alten streitet man. Zu merken ist noch das Ichneumon, das Chamäleon, viele Schlangen und Eidechsen; in Ober-Aegypten Krokodile. Als Hausthiere zieht man Ochsen, Kameele, Pferde und treffliche Esel. Katzen sind noch jetzt, wie im Alterthum, sehr geehrt; auch hält man viel Federvieh, und in den

Brutöfen von Mittel-Aegypten werden jährlich Millionen von Hühnern ausgebrütet. Das rothe Meer ist reich an Korallen und Purpurschnecken. In den Querthälern der Felsengebirge finden sich versteinerte Wälder, daneben ganze Hügel von Jaspis, Carneol, Chalcedon und Onyx; die Felsen selbst geben den schönsten Alabaster und Marmor. Edle Metalle werden nicht ausgebeutet.

Das jetzige Vicekönigreich Aegypten umfaßt außer einigen arabischen Landschaften ganz Nubien nebst Dongola, Sennâr und dem Steppenlande Kordofan. Man hat diese afrikanischen Besitzungen auf 16500 Quadrat-Meilen mit etwa 5 Millionen Einwohnern berechnet. Davon kommen auf Aegypten selbst 5400 Quadrat-M. mit ungefähr 3 Millionen Einwohnern (im Alterthum 14 Mill.). Diese sind die Türken, als herrschende Adelskaste; die Araber, theils freie Grundbesitzer, theils geknechtete Landbauern, Fellahs genannt, theils Beduinen oder umherschweifende Wüstensöhne; die Kopten, Nachkommen der alten Aegypter, deren eigenthümliches Gepräge aber unter dem Einfluß der Araber fast gänzlich verwischt wurde; die äthiopischen Volksstämme mannichfachster Schattirungen. Dazu kommen dann noch: sporadische Abkömmlinge der Mamluken, Arnauten, Griechen, Armenier, Juden und Europäer, Franken genannt.

Die gegenwärtige Beschaffenheit des Landes läßt sich nicht verstehen ohne seine Vergangenheit. Werfen wir daher einen Blick auf die Geschichte. Die ältesten Bewohner wurden durch die Ueberschwemmungen des Nil hingeführt zur Beobachtung der Gestirne, um die Zeit der Schwellen genau zu erkunden, ferner zur Anlegung von Dämmen und Kanälen, um das Wasser gehörig zu vertheilen, endlich zur Meßkunst, um die Grenzen der mit Schlamm bedeckten Ländereien zu bestimmen. Galt es hiebei, den Segen des Stromes zu nutzen, so galt es andererseits, das Verderben abzuwehren, theils indem man an der Küste im Norden Dämme aufführte gegen die einbrechenden Meereswogen, die das vom Nil angesetzte Culturland oft wieder verwüsteten, theils indem man gegen den durch die Schluchten der libyschen Kette über das Culturland des Nilthales hineinwirbelnden Wüstensand Kanäle anlegte (Josephs-Kanal), oder dicke Mauern, die oft tief in die Berge der Wüste hineingebaut sind; auch waren

angepflanzte Palmen und Gebüsch künstliche Schutzwehren dagegen, während Schilfwälder die natürlichen Schutzwehren bilden, da sich der feine Wüstensand schon hinter jedem Dornenstrauch dünenartig, gleich Schneegestöber, aufhäuft. In diesen Naturerscheinungen wurzelt der religiöse Cultus der alten Aegypter. Osiris und seine Gemahlin Isis, sowie deren Feind Typhon sind demnach die allgemein verehrten Haupt-Gottheiten. Osiris ist Symbol für den fruchtbringenden Nil und die Sonne; sein Cultus als des Sonnengottes ist jedoch verflochten mit dem des Juppiter Ammon unter dem Bilde eines Mannes mit einem Widderkopf, als Zeichen der Stärke. Isis ist Symbol der fruchtbringenden Erde und des Mondes. Dem Osiris und der Isis waren geweiht das Krokodil und die große Arche oder das Priesterschiff mit einem Widderkopf, als Symbole des trinkbaren und strömenden Nilwassers. Damit hängt zusammen: der Löwe, als Symbol der Ueberschwemmung, die zu den urältesten Zeiten im Zeichen des Löwen, des Königs der dann glühenden Wüste, begann; der Obelisk, als Symbol des Sonnenstrahls und der Feuerflamme; die Sphinxgestalt, als Symbol der räthselhaften unerforschlichen göttlichen Weisheit; ferner die Lotospflanze, eine Art Wasserlilie (Nymphaea Lotus), als Symbol des Ursprungs aller Dinge aus dem Feuchten, und ihre entfaltete alljährlich aus dem dürren, erstorbenen Boden auferstehende Blume, als Symbol der Schifffahrt auf dem Todesnachen in die Unterwelt und der Unsterblichkeit. Dem Osiris steht feindlich gegenüber Typhon, der böse Feind, als Symbol des sandwirbelnden Samum und des nilverschlingenden Meeres. Daher der beständige Kampf des Osiris mit dem Typhon. Der Cultus dieser und anderer Gottheiten erscheint überall auf den noch vorhandenen Ruinen, deren Pracht und Großartigkeit ihres Gleichen nicht findet. — Das Land erhielt seine erste Bevölkerung und Bildung ohne Zweifel durch Einwanderer aus Asien, und ein Zusammenhang mit Indien ist sehr wahrscheinlich. Außer dem Charakter der Bauten sprechen dafür auch manche innere Einrichtungen. So die Erscheinung der Kasten mit erblichen Aemtern und Geschäften. Solcher gab es sieben. Die beiden ersteren waren die herrschenden und im ausschließlichen Besitze von Grundeigenthum: die Priester und die

Krieger, erstere zugleich Gelehrte, Gesetzgeber, Richter, Baumeister, Feldmesser, Aerzte, Astronomen. Die übrigen fünf Kasten bildeten das dienende Volk, als: Ackerbauer, Gewerbsleute, Schiffer und Dolmetscher; die Kaste der Rinder- und Sauhirten galt für unrein. — Als erster Pharao oder König wird Menes (2300 v. Ch.) genannt. Abraham sucht (2000) wegen Getreidemangels Zuflucht im Lande Gosen. Busiris II. soll (1600) Theben gegründet haben. Später wird Memphis erbaut und der See Möris angelegt. Die Herrschaft der Hyksos, arabischer Nomaden, hemmt die Entwicklung der Culturzustände. Nach Vertreibung derselben erlangt Aegypten den höchsten Glanz seiner Macht in dem 700jährigen Zeitraum von Sesostris bis Psammetich. Sesostris (1500) macht große Eroberungen in Aethiopien (wo die Hauptstadt Meroë) und Asien; gegen die Streifereien der Araber wird eine lange Mauer, außerdem aber werden zahlreiche Kanäle angelegt, so wie eine Menge Tempel, Obelisken und kolossale Statuen errichtet. Unter den Nachfolgern läßt Remphis den größten, jetzt in Rom befindlichen, Obelisken von 180 Fuß Höhe errichten. Cheops (1200) erbaut die größte Pyramide von 800 Fuß Höhe und nach ihm sein Bruder Chephren die daneben stehende zweite, etwas kleinere, Pyramide. Eine dritte noch kleinere Pyramide erbaut der ihm folgende Sohn des Cheops, Mycerinus. Der durch diese Riesenbauten bedingte Volksdruck veranlaßt Unruhen und Zerrüttungen des Reiches. Ein äthiopischer König, Sabaco, (760) kommt zur Herrschaft. Nach ihm Sethos, ein Priester des thebanischen Phtha (Gott des Feuers); dieser besiegt den König Sanherib von Assyrien bei Peluſium (712). Darauf bilden zwölf Könige gemeinschaftlich eine Dodekarchie (670) und erbauen das Labyrinth. Einer aus ihrer Mitte Psammetich von Sais macht sich jedoch späterhin mit Hülfe griechischer Miethstruppen zum Alleinherrscher. Seitdem unterhält man Verkehr mit den Griechen, vermittelt durch die neugeschaffene Kaste der Dolmetscher. Ein großer Theil der darüber unzufriedenen Kriegerkaste wandert nach Aethiopien aus und wird durch eine griechische Krieger-Colonie ersetzt. Psammetichs Sohn, Necho, fördert den Handel und begründet die ägyptische Seemacht. Er läßt Afrika durch phönicische See-

fahrer umschiffen und den Bau eines Kanals vom Mittelmeer bis zum rothen Meer betreiben. In Asien dringt er nach der Einnahme von Judäa und Syrien bis zum Euphrat vor, wo er von dem babylonischen Nebucadnezar bei Circesium oder Karschemisch besiegt wird (606). Sein Sohn Psammis verliert auf einem Kriegszug gegen die Aethiopier das Leben. Dessen Sohn Apries (588) kämpft siegreich mit den Phöniciern, desto unglücklicher aber gegen den König von Cyrene. In Folge dessen entsteht eine Empörung und der friedliebende Amasis erhält die Krone (570). Unter ihm blühet der Handel, aber mit dem zunehmenden Luxus versinkt das Volk in Schlaffheit. Sein Sohn Psammenit wird gleich nach der Thronbesteigung vom Perserkönig Cambyses bei Pelusium geschlagen (525). Das hundertthorige Theben wird zerstört, und Aegypten ist seitdem persische Provinz. Mit der Zerstörung des Perserreiches fällt Aegypten (332) an Alexander den Großen, der Alexandria gründet. Nach seinem Tode glänzt diese Stadt durch Blüthe der Wissenschaften, des Handels und der Industrie unter der Herrschaft der Ptolemäer. Unter denselben sind besonders die drei Ersten ausgezeichnet, nämlich Ptolemäos Lagi (332—284), Ptolemäos Philadelphos (284—246) und Ptolemäos Euergetes (246—221). Von der bis dahin auch durch glückliche Siege behaupteten Höhe glanzvoller Macht sinkt Aegypten schnell wieder unter den folgenden Ptolemäern, welche mit eisernem Despotismus regieren und bald unter den Einfluß der Römer kommen. Nach Octavian's Sieg bei Actium, wohin die letzte ägyptische Königin Kleopatra den Antonius begleitet hatte, wird Aegypten römische Provinz (30 v. Chr.) unter einem Praefectus Aegypti. Die Künste des Friedens bleiben in Flor. Späterhin verbreitet sich das Christenthum und erhält ein eigenthümliches Gepräge, theils durch alexandrinische Gelehrsamkeit, theils durch das hier recht eigentlich heimische Einsiedler- und Mönchsleben. In Folge wiederholter Empörung muß das Land, namentlich Alexandria, viel leiden. So kömmt es sehr geschwächt (395 n. Chr.) an das morgenländische Kaiserthum und wird nachher von Amru, dem Feldherrn des arabischen Kalifen Omar, erobert (640). Die Araber bringen den Islam, fördern Handel

und Ackerbau. Unter vielfach wechselndem Geschick werden mehrere unabhängige arabische Dynastien begründet, deren Residenz Kairo. Gegen Ende des 12. Jahrhunderts herrscht der durch Weisheit und Heldenmuth berühmte Sultan Saladin (1193) über Aegypten und Syrien. Im Jahre 1254 reißen die Mamluken, ursprünglich circassische Sclaven, die als Leibwache durch Ehrenämter und Grundbesitz mächtig geworden, das Regiment an sich und behaupten dasselbe unter häufigen Stürmen, bis der ottomanische Sultan Selim das Land unterwirft und zur türkischen Provinz macht, welche ein Pascha in Gemeinschaft mit 24 Mamluken-Beys verwaltet. Ihre tyrannische Macht vernichten die Franzosen unter Buonaparte, der 1798 Alexandria einnimmt und nach der Schlacht bei den Pyramiden (21. Jul.) das ganze Land erobert. Aber nachdem die Engländer unter Nelson die französische Flotte bei Abukir (1. Aug. 1798) in Grund geschossen und Buonaparte, dessen Zug nach Syrien gescheitert, sich plötzlich 1799 nach Frankreich zurück begeben hatte, nachdem sein Nachfolger, der tapfere Kleber, ermordet und eine Schlacht gegen die Britten bei Ramanieh unglücklich abgelaufen war, müssen die Franzosen capituliren und Aegypten verlassen. Die Forschungen einer die Expedition begleitenden Gesellschaft von französischen Gelehrten bringen manches neue Licht in das Dunkel der ägyptischen Vorzeit. Nach dem Abzug der fremden Eindringlinge entstehen blutige Kämpfe zwischen den Mamluken und Türken, bis es Mehmed Ali gelingt, Pascha von Aegypten zu werden (1806). Die Mamluken werden hinterlistig niedergemetzelt (1811), die Wechabiten in Arabien besiegt (1816). Dann wird das Heer auf europäische Weise organisirt und eine Flotte geschaffen. Ein Theil derselben geht in der Schlacht bei Navarino (1827) verloren und das für den türkischen Sultan im Kampf gegen die Griechen (1824) eingenommene Morea muß wiederum geräumt werden (1828). Auf einem Zuge gegen Syrien nimmt Mehmed Ali's Sohn Ibrahim St. Jean d'Acre ein, bändigt das wilde Gebirgsvolk der Druſen und schlägt die Türken bei Konieh (1832). In dem darauf (1833) geschlossenen Vertrag behält Mehmed Ali alle seine Eroberungen in Syrien nebst den Inseln Cypern und Candia, auch verzichtet der Sul-

tan auf das Recht, ihn absetzen zu dürfen. Die Unzufriedenheit der Syrer und die Schwächung der Aegypter im Kriege mit den Wechabiten (1838) benutzt die Pforte zu einem neuen Feldzug gegen Mehmed Ali; aber die türkische Flotte wird verrätherisch in die Hände der Aegypter gespielt, und die türkische Landmacht wird bei Nisbi durch Ibrahim gänzlich auf's Haupt geschlagen (1839), fast gleichzeitig mit dem Tode des Sultans Mahmud IV. In diesem Augenblick der größten Gefahr wird die europäische Türkei durch die Dazwischenkunft der europäischen Großmächte gerettet und die Botmäßigkeit Mehmed Ali's, der sich den Bestimmungen der Londoner Conferenzen (1840) nicht fügen will, auf den erblichen souveränen Besitz Aegyptens zurückgedrängt. Die so bedeutende Stellung des Vicekönigs wurde bedingt durch möglichste Concentrirung aller Kräfte des Landes, sowie durch unausgesetzte Fortschritte in der Reformirung des Militärwesens, in der Bodencultur und Hebung der Industrie. Daher Zuziehung von Europäern, namentlich Franzosen, Einziehung und Besteuerung alles Grundeigenthums, Anlegung neuer Kanäle, Einführung der Baumwollen-Cultur, Anpflanzungen von Oel- und Maulbeerbäumen, Anlegung von Fabriken und Monopolisirung des Handels. Im Jahr 1848 ist auf Mehmed Ali sein Enkel Abbas Pascha (geb. 1813) gefolgt. Dieser hat die lästige Kopfsteuer abgeschafft und seine vorzügliche Aufmerksamkeit auf Hebung des Ackerbaues gerichtet. Außerdem befördert er die Handelswege durch Verbesserung der Nilschifffahrt, durch Herstellung einer Transportstraße über die Wüste nach Suez, so wie durch Anlegung einer Eisenbahn von Alexandria nach Kairo. Als nächster Durchgang für den Handel nach Indien wird Aegypten jetzt vorzugsweise von den Engländern als wünschenswerthes Besitzthum beäugelt, und bei der Wandelbarkeit aller orientalischen Zustände bleibt der Vermuthung auch für die Zukunft Aegyptens ein weites Feld geöffnet.

Unserer Arbeit haben vornehmlich folgende Werke zum Grunde gelegen, unter denen das erst genannte uns zum Hauptführer durch Aegypten und Nubien diente:

1. Reise nach dem Orient, der europäischen Türkei, Aegyp-

ten, Nubien und Palästina. Von Dr. Harald Bagge. Frankfurt a. M. Hermann. 1847.

2. Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai, geschrieben in den Jahren 1842—1845 während der auf Befehl Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. von Preußen ausgeführten wissenschaftlichen Expedition von Richard Lepsius. Berlin. Wilhelm Herz. 1852.

3. Wanderungen durch Sicilien und die Levante von G. Parthey. Zweiter Theil. Das Nilthal. Berlin. Nicolaische Buchhandl. 1840.

4. Erinnerungen aus Aegypten und Kleinasien. Von Anton von Prokesch. Erster und zweiter Band. Wien. Armbruster. 1829.

5. Reise in den Orient von F. W. Hackländer. Zweiter Band. Stuttgart. Adolph Krabbe. 1846.

6. Menu von Minutoli's Reise zum Tempel des Juppiter Ammon in der libyschen Wüste und nach Ober-Aegypten in den Jahren 1820—1821. Berlin. 1824.

7. Skizzen aus Aegypten nach Wilkinson und Lane. In Sommers Taschenbuch, Jahrgang 1838.

8. Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil (1840—1841). Von Anton Ferdinand Werne. Berlin. G. Reimer, 1848.

Geschrieben um Johannis 1853.

Erstes Kapitel.

Es war an einem Sonntagsmorgen, wo wir vom Bord des „Sesostris“ aus die afrikanische Küste als einen lang gedehnten feinen schwarzen Strich vor uns in weiter Ferne erblickten. Als Unterbrechung der sonst allenthalben gleichmäßigen Linie des Horizontes zeigte sich zuerst der Palast des Paschas von Aegypten auf der Insel Pharos, rechts davon die hohe Säule des Pompejus, die, auf einer der bedeutendsten Höhen, den Schiffern zum Signal dient. Allmälig wuchsen auch die Minarets und Häuser von Alexandria, die Nadel der Kleopatra, so wie die Masten des Hafens aus den Wellen hervor. Bei größerer Annäherung dehnte sich zu beiden Seiten der Stadt das Küstenland mit seinen Hügelketten in nackter Einförmigkeit aus; nur da und dort winkte eine hochragende Palme, deren zierliche Krone in windbewegter Seeluft sich wiegte. Den an Bord kommenden Lootsen begleiteten sechs Matrosen in zerlumpten Jacken und mit schmutzigen Tüchern um den Kopf, darunter vier Einäugige, trübselig blickende Opfer der hier herrschenden Augenkrankheiten. Die Einfahrt in den westlichen Hafen hat ihre Fährlichkeiten und windet sich auf Schlangenwegen durch Untiefen und verborgene Klippen hindurch. Der Hafen selbst gewährt in dieser herbstlichen Jahreszeit mit seinen überaus zahlreichen Fahrzeugen immer einen höchst imposanten Anblick. Gegen 300 große Schiffe, jedes mit seiner Nationalflagge geschmückt, entfalten einen Reichthum von vielleicht tausend Masten, und zwischen diesen unbeweglichen Kolossen von 2 bis 500 Tonnen wimmelt dann noch eine Menge kleiner Ruderbarken, die geschäftige Dienerwelt jener hohen ma-

jestätischen Größen. Man bemerkt auch eine Reihe abgetakelter ägyptischer Linienschiffe, welche in der Schlacht bei Abukir gedient hatten und noch alle Zeichen eines ausgehaltenen furchtbaren Kanonenfeuers an sich tragen.

Sobald wir den Fuß an's Land gesetzt hatten, umfluthete uns das bunteste Volksgedränge; zumal von den Eseltreibern wurden wir förmlich eingeklemmt. Diese bilden dort die Fiaker der Stadt und Alles, was nicht gehen muß, das reitet. Die Treiber sind meistentheils Knaben von Arabern, Nubiern oder Negern. Aus dem Munde derselben tönte uns von allen Seiten ein „Chawadja, (Herr) taib (gut), „buono, buono, signore, buono questo (dieser ist gut, Herr)" entgegen. Dazwischen schrien die Bettler mit flehenden Geberden ihr: „Bakschisch!" oder „Had Bakschisch!" (eine Gabe, gieb mir eine Gabe!). Wir bestiegen einige von den Eseln und eilten durch eine Menge enger, durch Schutt theilweis fast unwegsam gemachter Straßen dem großen länglich viereckigen Frankenplatze zu, welcher rings von europäischen Wohn-, Gast- und Kaffeehäusern, so wie von Consulats-Gebäuden eingeschlossen wird. Letztere machen sich schon fernher durch die mächtigen Flaggen kenntlich, die auf der Dach-Terrasse oder auf einem daselbst angebrachten thurmartigen Holzgerüst befestigt sind. Wir stiegen vor dem uns vielfach empfohlenen Hôtel d'Orient ab.

Zwischen dem Mittelmeer und dem See Mareotis, auf schmaler Landzunge in einer unbebauten, nur südlich von Dünenhügeln umsäumten Ebene gelegen, hier von dem flüchtigen Sand der Wüste, dort von den Wogen der Salzfluth bedroht und zur Schutzwehr gegen beide Feinde mit Mauern umpanzert; vielfach durchkreuzt von engen, schmutzigen, doch meist geraden Gassen; an geräumigen Plätzen weißgetünchte hohe Steingebäude, bald fränkischen, bald maurischen Stiles, mit zwei bis drei fensterbreiten Vorsprüngen (Mohgrabihs) aus geschnitztem Holz und Gitterwerk, oben mit Terrassen gedeckt, auf denen die ganze Hauswirthschaft ausgelegt ist und über die ein Gestell sich hebt, das

man die schöne Aussicht nennt; ferner unansehnliche Moscheen mit niedrigen Minarets, Holzhütten und Zelten als Basar, hie und da eine Granitsäule, eine Isisgestalt, eine Hieroglyphentafel, hie und da eine Palme mit reichem Dattelsegen; dies Alles endlich eingefaßt von doppelten Ringmauern, plumpen Thürmen und Forts, die auf Sandschutt-Anhöhen erbaut sind, von einzelnen mauerumzogenen Dattelgärten, von zwei großen schiffebesäeten Häfen und dem Kanal Mahmudieh, sowie umschimmert von dem doppeltem Spiegel des bleichen Sees Mareotis und des am Horizont verblauenden Meeres: das ist das heutige Alexandria mit seinen 25000 Bewohnern, welche ameisenartig in diesem Raume hin und her wühlen. Allerhand Volk treibt sich da umher: der Neger, bald stark und groß, bald klein und schmächtig, dürftig mit einigen Lumpen bedeckt; der ruhig einherschreitende stolze kräftige Türke in hellfarbigem Gewande; der geschmeidig wie ein Aal sich windende Grieche, reicher noch als der Türke gekleidet, aber von ihm unterschieden durch den schwarzseidenen Busch auf dem rothen Käppchen (Tarbusch), während das Troddelwerk bei jenem von dunkelblauer Seide ist. Am meisten herrscht jedoch vor der Araber, dessen Sprache die ägyptische Landessprache geworden. Braun, wie seine Hautfarbe, ist auch sein grobes tuchenes kurzes, um die Hüften gegürtetes Gewand; seine rothe Filzkappe hat er mit einem Tuche von weißer oder grüner Farbe umwunden, letztere das Abzeichen der Propheten-Nachkömmlinge. Außer diesen Hauptbestandtheilen der Bevölkerung fehlt es nicht an Armeniern, größtentheils Wechselgeschäfte betreibend und durch eine hohe Mütze mit vier Spitzen ausgezeichnet, sowie an den Allerweltsmenschen, den Juden, die einen schmutzigen, schwarz oder grau besprenkelten Shawl um den Kopf tragen müssen. Der Barbareske, mit trotzigen Zügen und starkem Körper, rauh, aber stattlich anzusehen in seinem langen weißen Mantel, geht neben dem ihm wohlbekannten Sohne der Wüste, dem sonnenverbrannten kleinen mageren Beduinen mit schwarzen glühenden Augen, edlen Formen, sicherem Schritte, das gehobene Haupt malerisch in ein Stück Sackleinewand gehüllt. Alle bis dahin genannten Stämme gehören zur Klasse der Rajah's oder solchen, die bei vorkommenden Fällen der türkischen Justiz anheimfallen, da

ihr Volk durch keinen Consul oder Agenten vertreten wird. Ihnen gegenüber steht der zweite Hauptbestandtheil der Bevölkerung, nämlich die durch besondere Verträge geschützten und durch Consuln vertretenen Franken, wovon eine Unterabtheilung die Levantiner ausmachen, das sind solche fränkische Familien, welche sich seit einer oder mehreren Generationen im Orient niedergelassen haben. Unter ihnen giebt es die talentvollsten Dolmetscher. Ihren Frauen und Töchtern gebührt der Preis einer zwar schnellverblühenden, aber in ihrer vollen Blume bezaubernden Schönheit. Die Frauen der Neger und Araber sind dagegen meistens frühgealterte häßliche Gestalten. Sie tragen ein weißes oder blaues, vorn bis hinab unter die Brust geöffnetes Hemde; den Kopf umwindet ein gleichfarbiges Tuch, von welchem ein schmaler, bei Wohlhabenderen mit einigen Goldmünzen besetzter Streifen bis unter die Nase reicht, und daran hängt ein fast bis an die Füße niedergehender Zwickel aus schwarzer Seide oder Linnen. Was Kind ist, läuft nackt umher. Was nicht zu Pferd oder Esel sitzt, wird verachtet. Vornehmere türkische Damen sitzen tief verschleiert auf klingelndem Maulthier, hinter sich ein Gefolge von Dienern und Sclavinnen. Wenn die höheren und reicheren Klassen durchweg in weite faltenreiche Beinkleider und lange schleppende Gewänder gehüllt und mit großen doppelten Pantoffeln angethan sind, so behelfen sich dagegen die niederen arbeitenden Klassen des Volkes mit der leichtesten Garderobe. So besteht z. B. die Kleidung der Eseltreiber, die den Fremden überall gleich beim ersten Austritt mit ihren Eseln anfallen, lediglich aus einem blauen oder braunen Baumwollen-Hemde nebst einem alten Tarbusch. Dazu kommt dann etwa noch ein langer weißer Baumwollen-Streifen, den sie bald um den Leib als Binde, bald um den Tarbusch gewunden als Turban tragen. Aber dies bringt das heiße Klima so mit sich. Auch sind dergleichen Leute so abgehärtet, daß sie in der Umhüllung einer alten Wollendecke oder eines dicken Baumwollentuches Jahr aus Jahr ein unter freiem Himmel in einem Hofe oder auf einem öffentlichen Platze verbringen.

Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang ist Gedränge in allen Straßen. Dann aber verläßt der Beduine und der Dorf-

bewohner die Stadtmauern, um draußen im Sande niederzukauern, die Thore werden geschlossen, und wer ein Obdach hat, eilt in sein Haus, denn er fürchtet die Feuchtigkeit der bösen, fiebererzeugenden Nachtluft. Die Stille der Nacht wird häufig unterbrochen durch das Schreien der Esel, das Brüllen der Kameele, das Gebell der Hunde, das Krähen der Hähne. Dazwischen hört man in ruhigen Augenblicken das feintönende Summen der zahllosen blutlechzenden Schnacken im Zimmer. Zum Schutz gegen dieselben sind in allen gut eingerichteten orientalischen Häusern die Bettgestelle mit einer sogenannten Mousquitière versehen, das heißt mit einem wohlschließenden Vorhang von dünnem Baumwollenstoff, der, nachdem man sich auf's Lager hingestreckt, heruntergenommen und sorgfältig ringsum untergesteckt wird. Durch die genaue Abgeschlossenheit dieser Verhüllung wird die Möglichkeit eines erquickenden Schlafes bedingt, da Muskitos und Schnacken sonst kein Auge zu schließen vergönnen.

Des Tages über wird das Gedränge besonders vermehrt durch die riesigen Kameele der Nilwasserverkäufer, die in Zügen von zehn bis zwölf die Straßen durchziehen. Auf jeder Seite hängt ein großer lederner Schlauch herab, der mehrere Eimer Trinkwasser enthält; denn es giebt hier keinen brauchbaren Brunnen. Nur in der Hauptstraße von Alexandria, der Frankenstraße, ist es möglich, bei diesen Thieren vorbeizukommen; die Nebenstraßen werden ganz davon gesperrt, und um nicht gestoßen und durchnäßt zu werden, bleibt nichts übrig, als unter die nächste Hausthür zu treten. Hinter solchen Karawanen jagen die Sperlinge und andere Vögel einher, hängen sich an die Schläuche und fangen die aus den Fugen dringenden Tropfen im Fallen auf. Alles Trinkwasser wird gekauft und in Krügen aus thebaischer Erde aufgesetzt, welche es durchlassen und zu einer angenehmen Frische bringen.

Bei einem Ausgang in die nächste Umgebung der Stadt stießen wir überall auf die Trümmer früherer Herrlichkeit. Da lagen Stücke von prächtigen polirten Granitsäulen halb in Sand verscharrt umher, oder solche waren zu Thürschwellen, zu Einfassungen von Cisternen und dergleichen verwendet. Zwischen unterirdischen Gängen und Löchern, verschütteten oder noch benutz-

ten Brunnen und Resten von Wasserleitungen stiegen wir über hervorragende Mauertrümmer und dazwischen aufgehäufte Sand- und Schutthügel hinweg, um zu den nächsten Palmenpflanzungen zu gelangen, welche hier durch etwa neun Fuß hohe Lehm- oder Steinmauern befriedigt sind und so der Habsucht der Beduinen entzogen werden. Tritt man durch das niedrige Pförtchen in einen solchen Palmengarten, so sieht man die schlanken Stämme gleichmäßig in's Geviert gepflanzt, und gerade jetzt prangten sie noch mit ihren rothgelben Früchten. Wo die Blätterkrone auf dem geschuppten Stamm emporsteigt, drängen sich aus den untersten Blattstielen vier bis sechs Traubenbüschel von einem bis zwei Fuß Länge hervor, deren jeder 3 bis 400 Dattelkerne enthält. Zwischen den Bäumen laufen flache Bewässerungsrinnen. An den Mauern wachsen wilde Citronenbüsche, und aus hellgrünen Granaten hebt hie und da wohl in einer Ecke eine hohe Banane ihre riesigen dunkelen Blätter. — In der Nachbarschaft dieser Pflanzungen bemerkte ich das erste Schöpfrad. Aus einem wahrscheinlich mit dem Nil unterirdisch zusammenhängenden Brunnen wird das Wasser in eine hölzerne Rinne geschöpft und von da weiter in mehrere, theils steinerne, theils aus getrocknetem Schlamm gebildete Rinnen bis zu den einzelnen Beeten des Culturlandes fortgeleitet. Ueber dem Brunnen bewegt sich eine ziemlich dicke Welle, über welcher ein aus Palmblattfasern gedrehtes Seil in die Tiefe hinabhängt. An diesem strickleiterartigen Seilwerk sind in bestimmten Entfernungen eine Menge lederner Kübel, sämmtlich mit der Oeffnung nach einer Seite hin, eingeflochten. Durch das Drehen der Welle werden nun die mit Wasser sich füllenden Kübel heraufbefördert, ergießen ihren Inhalt in die Rinne und auf der anderen Seite wieder leer in den Brunnen hinab. Durch ein roh gearbeitetes hölzernes Kammrad steht diese Welle mit einer senkrechten so in Verbindung, daß das Ganze von einem im Kreise umhertappenden Esel, Kameel oder Büffel in Bewegung gesetzt wird. Hier saß daneben im Schatten einiger überhängenden Bäume ein halbnackter Araber, in der einen Hand eine Pfeife, in der andern einen Stock, mit welchem er den Esel, so oft er vorüberkam, aufmunterte. Ueberall verursachten diese nicht weiter eingeschmierten

Bewässerungs-Maschinen ein fernhin tönendes klägliches Gestöhne. Dies dient dazu, dem in der Nähe wohnenden oder beschäftigten Herrn der Felder die ununterbrochene Thätigkeit des dabei angestellten Sclaven anzuzeigen. Neben diesem Brunnen sah ich auch den ersten mehrjährigen Wunderbaum (Ricinus communis) in seiner Heimath mit glatter weißgrauer Rinde, etwa einen halben Fuß dick, zwölf Fuß hoch. Aus den zerstampften und gekochten Körnern der Frucht gewinnt man Oel zum Brennen; auch wird es zum Kalfatern der Schiffe gebraucht. — Aus den Pflanzungen traten wir heraus auf einen arabischen Kirchhof. Er war ohne alle Umfriedigung und lediglich durch die meist verfallenen niedrigen Steindenkmale bezeichnet. Zwischen denselben schlüpften zahlreiche dickköpfige Eidechsen, ungefähr anderthalb Spannen lang und von schmutzig grauer Farbe.

Unmittelbar an diesen schon fast ganz vegetationsleeren Kirchhof grenzt eine weite Strecke Wüste. Hier steht isolirt auf einer Anhöhe die Pompejus-Säule. Der schön gearbeitete Schaft von dunkelrothem Granit hat unten über acht Fuß Durchmesser und mißt 68, das Ganze 88 Fuß Höhe. Die Säule steht eigentlich in gar keiner Beziehung zu Pompejus, sondern ist, wie die griechische Inschrift der Basis lehrt, dem Kaiser Diocletian vom Präfecten Publius gewidmet. Wahrscheinlich trug der fast zehn Fuß hohe korinthische Säulenkopf einst die Statue jenes Kaisers. Die Blöcke des Unterbaues sind theilweis Fragmente älterer Bauwerke; auf einem ist das Thronschild des zweiten Psammetich mit dem hieroglyphischen Namen dieses Königs noch kenntlich. Ungeachtet der ziemlich gut erhaltenen Politur des oberen Steines glitten doch eine Menge der erwähnten Eidechsen an der senkrechten Fläche, fast bis zur halben Höhe der Säule auf und ab. Man überschaut von diesem Punkte aus die ganze Stadt und ihre Umgegend, kommt aber auch zu der traurigen Gewißheit, daß von der alten umfangreichen prachtvollen Stadt, die eine Bevölkerung von mehr als einer halben Million (sie zählte 300,000 freie Bewohner) in sich schloß, fast gar nichts mehr über der Erde steht. Nichts ist mehr zu sehen von der Akropolis mit dem herrlich ausgeschmückten Serapistempel, nichts von den Königspaläſten der Ptolemäer und dem Museum mit

dem größern Theile der berühmten Bibliothek, nichts von dem Soma, dem Mausoleum Alexanders des Großen, wo sein Leichnam in einem goldenen Sarge ruhte; verschwunden ist auch das Panium, ein künstlich aufgeschütteter Kegelberg mitten in der Stadt, den man auf schneckenförmig gewundenem Gange erstieg und oben des weitesten Umblicks genoß; verschwunden ist der 500 Fuß hohe weißmarmorne Leuchtthurm, der einst auf der Insel Pharos als eins der sieben Weltwunder prangte; selbst die vormaligen vier Häfen sind in zwei zusammengeschrumpft. Nahe am Meeresstrande vor dem östlichen Stadtende sieht man die Nadeln der Kleopatra: zwei alt-ägyptische Obelisken, von denen der eine noch steht, der andere halb im Sande vergraben liegt. Beide sind von rosenrothem Granit, mit Hieroglyphen bedeckt und auf den Wetterseiten schon sehr verwittert, ihre Höhe beträgt 60 par. Fuß, unten messen sie sieben Fuß im Quadrat. Den umgestürzten Obelisken haben die Engländer so liegen lassen, nachdem sie vergebens versucht, ihn einzuschiffen. Vormals zierten sie wahrscheinlich den Eingang eines Tempels.

Mehrere Ueberreste der vormaligen Größe finden sich unter der Erde. Beinahe der ganze muthmaßliche Umkreis der alten Stadt stand nämlich auf künstlichen, von vielen tausend Säulen und Pfeilern getragenen Gewölben, unter sich und mit dem Nilkanal in Verbindung stehend. Die trübe Nilfluth klärte sich in diesen kühlen Cisternen und gab treffliches Trinkwasser. Jetzt ist nur noch ein kleiner Theil davon innerhalb der arabischen Ringmauer erhalten oder zugänglich. — Zu den unterirdischen Bauwerken gehören auch die Katakomben der großen Todtenstadt von Alexandria. Wir wandten uns zu dem Ende nach der Westseite der Stadt und kamen durch eine Art Vorstadt, aus elenden, von getrocknetem Nilschlamm erbauten Hütten bestehend, abermals in eine wüste Sandebene. Hier lagerte zur Rechten unter apfelgrünen Zelten eine Truppenabtheilung. Figur und Kleidung derselben machten einen etwas besseren Eindruck, als bei den türkischen Soldaten; doch im Vergleich zu unserm Militair sahen sie immer noch elend genug aus. In der Nähe des Gestades sahen wir zuvörderst mehrere in den Fels gehauene Gemächer, genannt „die Bäder der Kleopatra", eine Benennung, welche

eben so wenig gerechtfertigt werden kann, als die der Nadeln der Kleopatra; vielleicht wusch man darin die Leichname. Hinter diesen Bädern ist einer der vielen Eingänge in die sehr ausgebreiteten Katakomben. Man tritt durch ein kleines Vorgemach in ein größeres und kommt dann in einen geräumigen Saal, dessen Kuppel von dreißig bis vierzig Fuß Spannung, im Halbkreisschnitt aus dem Felsen gehauen, sich bewundernswerth gut erhalten hat. Dies war vielleicht der Versammlungsort für die Leidtragenden. Von hier aus gehen nach drei Seiten hin Thüren in andere Gemächer, wo die Todten beigesetzt wurden. Die Vertheilung dieser Zimmer ist sehr regelmäßig, und Alles stößt rechtwinklig aneinander Ich bemerkte nirgends Hieroglyphen, wohl aber Farbenstreifen an den Wänden. Die Todten hatten ihre Ruhestätte entweder in eigenen Grabkammern, oder, was das Gewöhnliche ist, in wagerecht eingehauenen Löchern, so daß die Wände dann wie die wage- und senkrechten Eintheilungen der Bücherschränke aussehen. Uebrigens ist fast Alles geplündert und mannigfach zerstört. Dagegen findet man viele Gebeine der Schakals und Hyänen, welche hier hausen. Interessant ist indeß die Vergleichung mit den alt-ägyptischen Felsengräbern. Während diese sich brunnenartig in den Felsen senken und in langen Stollen horizontal oder geneigt fortlaufen, bieten die hellenischen Gräber aus der Zeit der Ptolemäer eine wohlvertheilte Anordnung von Zimmern, wie in einem Wohnhause; auch ist der Eingang zu ebener Erde, und man schreitet gleichen Fußes bis in die letzten Räume, wo einige Stufen zu höher gelegenen Gemächern führen. Bei den alten Aegyptern findet man wohl etwas concav gearbeitete Decken, aber keine im Halbkreisschnitt. Dort bestehen die Thüren meistens aus einfachen rechteckigen Oeffnungen, hier haben die alexandrinischen Baumeister sie mit einem kleinen Gebälk, einem flachen Giebel und Wandpilastern geziert. — Auf dem Rückwege besuchten wir den südlich gelegenen großen Garten des Said-Pascha, eines Sohnes von Mehemed Ali. Er ist zum Theil in französischem Geschmacke eingerichtet. Blumen sieht man wenig, desto schöner und mannigfaltiger sind aber die Bäume und baumartigen Sträucher. Ein ältlicher Gärtner hatte an den Anlagen seine Freude, die ihm

aber bald auf ächt orientalische Weise sehr getrübt werden sollte. Es erschien nämlich Said-Pascha nebst seinen Söhnen und einigen andern Begleitern, um sich in dem Garten durch Reiterübungen zu belustigen, indem sie, sich wechselseitig mit Stäben von Palmblättern werfend, über Stauden und Hecken, über Wege und Beete hinjagten. Dies erzählten uns Bekannte, die einige Tage nach uns den Schauplatz der Verwüstung sahen. — In die Stadt zurückgekehrt, bemerkten wir in der Nähe des Frankenplatzes einen großen Volkshaufen. In der Mitte desselben stellten auf einem freigelassenen Raume je zwei aus der Menge, mit etwa 8 Fuß langen Stangen bewaffnet, eine Art Fechtübung an. Dazu lockte die ununterbrochene Musik einer Rohrpfeife und zweier mächtiger Tamburins die Leute herbei.

Das lebendigste Treiben der Stadt vereinigt sich in der Frankenstraße da, wo ein griechisches Kaffeehaus am Durchschnittspunkte zweier Straßen steht. Dort findet man immer die beste Gelegenheit, das Volksleben mit seinen verschiedenen Trachten und Physiognomien zu studieren. Durch die Kleidung unterscheiden sich nicht nur die einzelnen Religionen und Volksstämme, sondern auch die einzelnen Stände, deren man in Aegypten drei annehmen kann: Soldaten, Bürger und Bauern. Die ersten haben allein das Recht, Waffen zu führen. Unter ihnen kleiden sich die Mamluken und Arnauten auf ihre eigene Weise, die Gemeinen einfach, doch hellfarbig, die Officiere mit reicher Stickerei in Gold und Silber. Bei der Civilklasse oder den Bürgern sind weite schleppende Gewänder aus dunkleren Farben üblich; die verschiedenen Abstufungen der Stände und des Ranges werden hauptsächlich durch die Kopfbedeckung bezeichnet. Der Ehrentitel eines anständigen Bürgers ist „Khawadji" (Kaufmann), noch schmeichelhafter sagt man „Hakim" (Arzt). Die armen elenden Bauern oder Fellahs endlich tragen nur einen groben braunen Kittel und eine rothe Filzmütze; wohlhabendere fügen einen schwarzen Mantel und einen weißen Shawl hinzu. Der grüne Kopfbund bleibt unter allen Ständen das ausschließliche Vorrecht der Abkömmlinge Mohammeds.

Seitdem der Pascha die an Aegypten grenzenden Wüstenstriche unterworfen und die Beduinen, welche sonst alle Thore der Stadt räuberisch umschwärmten, durch eine treffliche Polizei zu zügeln wußte, kann man mit großer Sicherheit die Umgegend von Alexandria besuchen. Da es hier keine Wagen, ja nicht einmal zweiräderige Karren giebt und die Pferde theils zu theuer, theils ausschließlich für die Kavallerie bestimmt sind, so werden alle größeren Entfernungen auf Eseln erreicht. Für den Dienst der Vornehmen zieht man eine weiße Race von ausgezeichneter Größe und Ausdauer; aber auch die geringeren Miethesel sind kraftvoll und feurig. Auf solchen wurde ein Ausflug nach dem drei Stunden westwärts entfernten Abukir gemacht. — Der Weg dahin giebt eine Probe der Wüste. Flache Sandhügel ziehen sich parallel mit der Küste fort und bilden kleine, vom Seewind nicht durchstrichene Längenthäler, in denen die Luft sich bis zum Glühen erhitzt; auch läßt der zusammengewehete Flugsand die Thiere bei jedem Schritt einsinken. Man trifft auf zwei oder drei Dörfer mit fernwinkenden Palmen. Die Hütten stehen zerstreut auf Pfählen über dem Boden erhöht. Wir lechzten nach einem frischen Trunk. Auf das Rufen unseres Dolmetschers zeigten sich hinter einer Hütte zwei braune Gestalten, mit Flinten bewaffnet, verschwanden aber bei unserem Anblick sogleich wieder im Palmengebüsch. Ein uns begleitender Malteser, der des Landes kundig war, suchte und fand zwischen den verlassenen Wohnungen die sorgfältig verdeckte Cisterne. Zum Schöpfen hatte er sich vorsorglich mit Becher und Faden versehen; aber als der Trunk nun herauf kam, war das Wasser von herbem Salzgeschmack. Die Beduinen dieser Dörfer suchen sich auf alle Weise der an den Pascha zu entrichtenden Steuer zu entziehen. Deshalb schweifen sie rastlos in der Gegend umher, sind nie in ihren Hütten anzutreffen und würden die Zollbeamten beständig äffen, wenn diese nicht immer grade zur Zeit der Dattelreife ankämen, um einen Theil der Ernte in Empfang zu nehmen.

Die Rhede von Abukir wird durch zwei flache Vorgebirge gebildet. Auf dem östlichen liegt ein arabisches Dorf mit einem verfallenen Schloß. Auf dem Höhenzug am Ufer fanden

wir im Sande noch mehrere Kanonenkugeln. Die ganze Gegend ist wüst, die Rhede allen Winden offen; kein Reisender würde sie besuchen, wenn nicht die Erinnerung an die Vergangenheit den einsamen Strand belebte. Am 1. August 1798 wurde hier die Seeschlacht von Abukir geliefert. Die französische Flotte unter Admiral Brueys hatte eine feste Stellung hart an der Küste eingenommen. In langer Reihe lagen 17 große Nilschiffe, jedes durch zwei Anker festgehalten, so daß alle Schüsse mit größter Sicherheit auf den Feind gerichtet werden konnten; sie führten zusammen 1196 Geschütze und 11000 Mann Besatzung. Die Engländer hatten dagegen nur 14 sämmtlich unter Segel befindliche Kriegsschiffe mit 1012 Geschützen und 8000 Mann Besatzung; aber sie erschienen unvermuthet, während eine Menge Soldaten der sorglosen Franzosen an's Land gegangen waren. Kaum hatte der englische Admiral Nelson die feindliche Stellung überschaut, als er sogleich das Zeichen zum Angriff gab, obschon es bereits fünf Uhr nachmittags war. Vergebens suchte er die feste Linie der Gegner zu durchbrechen; die sicher zielenden Batterien derselben wiesen ihn zweimal zurück. Da kam der englische Capitain Foley, der den Goliath führte, auf den kühnen Gedanken, die Spitze der französischen Linie bei der kleinen Insel Abukir zu umsegeln, und so die Feinde zwischen zwei Feuer zu nehmen. Dies entschied. Dem Goliath folgten fünf andere englische Linienschiffe, welche sich den fünf nächsten französischen Schiffen gegenüber vor Anker legten und ein mörderisches Feuer begannen. Die französischen Kolosse konnten sich bei ihrer unbeweglichen Stellung nicht zu Hülfe kommen, und so wurde nach vierstündigem Kampf ihr ganzes Vordertreffen vernichtet. Dann wurde auch ihr Admiralschiff, ein prächtiges mit 120 Feuerschlünden gewaffnetes Gebäude, von allen Seiten angegriffen. Es gerieth in Brand und flog des Abends um zehn Uhr in die Luft. Es war ein schrecklich schönes Schauspiel für die am Lande Zuschauenden, als die emporgeschleuderten geladenen Kanonen hoch oben unter dem dunkelen Nachthimmel losgingen. Wohl zehn Minuten nach dieser Explosion herrschte ein allgemeines Schweigen; dann wüthete der Kampf bis um drei Uhr des andern Morgens fort, wo die Erschöpfung der

Blutarbeit ein Ziel setzte. Der Sonnenaufgang ließ den Verlust beider Theile überschauen. Die französische Flotte war fast ganz vernichtet, der Orient spurlos verschwunden; von einer gesunkenen Fregatte ragten die Maststpitzen aus der See hervor, der Timoleon war auf die Seite gelegt, die Artemisia brannte, der Tonant trieb ohne Masten vor dem Winde; zwei Linienschiffe waren während der Schlacht an den Felsen gescheitert und sechs andere von den Engländern genommen. Zwei französische Kriegsschiffe und zwei Fregatten, welche das Hintertreffen gebildet hatten und gar nicht in's Feuer gekommen waren, lichteten bei Tagesanbruch die Anker nach Malta und Korfu. Die Engländer befanden sich außer Stande, sie zu verfolgen. Sie zählten nur 900 Todte und Verwundete. Die Franzosen verloren bei ihrer stärkeren Bemannung 3500 Todte und 3000 Gefangene. Viele, welche in der Nacht schwimmend oder auf Kähnen das Ufer gewannen, wurden von den raubgierig lauernden Beduinen niedergemacht. Doch fehlte es auch nicht an wunderbaren Lebensrettungen. So lebte in Alexandria ein Franzose, der als Schiffskoch auf dem Orient mit in die Luft flog, unversehrt in's Meer niederstürzte und von den Engländern aufgefischt wurde. Eine zweite Schlacht von Abukir lieferte Buonaparte den Türken hier zu Lande am 25. Juli 1799 und trug mit 8000 Franzosen den vollständigsten Sieg davon über 15000 Feinde, welche auf der schmalen Landzunge zwischen dem Meere und dem See Mahadieh aus allen ihren Verschanzungen mit dem Bajonnet rückwärts in's Meer gedrängt wurden, so daß mehrere Tausende ertranken. — Nicht weit von diesem Schlachtfelde liegen die Trümmer der alten Stadt Kanopus, im Alterthum berühmt wegen ihrer üppigen Feste. Von Alexandria führte dahin ein breiter Kanal, und zur Zeit der Nilschwellen sah man überall an den Ufern des Kanals Wirthshäuser, welche mit fröhlicher Musik die Vorüberfahrenden zu allerhand Lustbarkeiten einluden. Früher streckte sich die Landzunge, auf welcher jene volkreiche Handelsstadt lag, ohne Zweifel weiter ins Meer hinaus. Denn an vielen Stellen findet man künstliche in den Fels gearbeitete Grotten, von denen die meisten, als in gleicher Höhe mit dem Wasserspiegel angebracht, zu Bädern dienten; an-

dere Gemächer liegen höher, stehen aber mit den untern durch Stufen in Verbindung. Bei allen ist die vordere Seite nebst der Decke weggerissen. Von den steilen Uferrändern schaut man nun in die offenen Zimmer hinab, in denen die rastlos andringenden Wogen einen Wust von Steinblöcken, Sand und Seegras zusammentreiben.

Das elende Dorf Abukir fanden wir eben so unzugänglich, als die Dörfer unterwegs. Die als Schlafstätten dienenden Hütten stehen ebenfalls auf Pfählen erhöht, zur Sicherung gegen Schlangen, Skorpionen und die Ausdünstungen der Erde. Den Hof mit den Ställen umgiebt eine stachelige Hecke (meistens aus der indianischen Feige bestehend) ohne Eingang. Die Bewohner selbst kriechen durch ein verstecktes Loch im Zaun. Da es indeß hier zu Lande nirgends an Trümmern und zerstörten Wohnungen fehlt, so fanden wir auch in Abukir bald einen offenen Hof, in dessen verlassenem Stalle wir die heißen Mittagsstunden verbrachten. — Bei der Heimkehr entwickelte sich vor unsern Augen in der Hitze auf dem rings durchglüheten Boden eine Luftspiegelung. Wir sahen nämlich die Gestalten von drei Arabern vor uns herziehen, und glaubten, so viel der sommerräucherige Dunstkreis es zuließ, die verschiedene Größe und die braunen Kittel zu unterscheiden; als wir jedoch näher kamen, waren es drei graue Palmenstämme, in Mannshöhe abgesägt. Im Angesichte von Alexandria war uns eine noch ärgere Täuschung bereitet. Vor den Mauern der Stadt sahen wir einen großen stillen See, in dessen sonnenbeglänztem Spiegel das Thor mit seinen Befestigungen sich ganz klar abbildete. Ferner zeigte sich ein zweites Thor, über dem ersten zur Hälfte in der Luft schwebend, ebenfalls von Thürmen und Zinnen umgeben. Hätte man nicht den festen Grund unter seinen Füßen gefühlt, so konnte man in der That zweifelhaft werden, zu welchem Thore einzureiten sei.

Die Luft ist in Alexandria rein, der Himmel gewöhnlich wolkenlos und von matterem Ansehn. Grau in Grau ist die Landschaft gearbeitet. Die wenigen Gesträuche tragen von Natur dieselbe Farbe, und die einzelnen freistehenden Dattelpalmen

ſind von Staub der Wüſte eben ſo gezeichnet. Regen fällt vom October bis zum Januar, ſelten im September oder Februar. Zuweilen hat es heftige Erderſchütterungen gegeben. Zu den Uebeln iſt auch die hier herrſchende ägyptiſche Ophthalmie (Augenkrankheit) zu zählen. Die Feuchtigkeit der Luft, der Rauch des behufs der Feuerung angezündeten Kameelmiſtes, die mit Salmiak und Salpeter gemiſchten feinen Staubwolken, welche bei der geringſten Bewegung aus den zahlreichen Schutthaufen aufſteigen, verurſachen die Krankheit, Hitze und Glanz der Sonne vermehren ſie. Zur Verhütung derſelben muß man weder vor Sonnenaufgang, noch nach Sonnenuntergang ausgehen; iſt man aber doch genöthigt, ſich der feuchten Nachtluft auszuſetzen, ſo müſſen Kopf und Augen ſorgfältig verhüllt werden, wie dies die Eingeborenen thun. — Die Morgenſtunden ſind von einer erquickenden Friſche, aber ſobald die Sonne höher ſteigt, beginnt die Hitze zu drücken. Selbſt nach Sonnenuntergang ſind alle Körper noch ſo ſehr durchwärmt, daß die Kühlung der Nacht in den hölzernen Gebäuden nur wenig empfunden wird. Dagegen iſt auch nicht zu verkennen, daß die Gluth dieſes Himmels den Früchten einen größeren Wohlgeſchmack verleiht. Neben den verſchiedenen Dattelarten, die man friſch oder eingemacht ſo gewöhnlich wie bei uns die Kartoffeln genießt, finden ſich die ſaftigſten Aprikoſen, honigſüße Feigen und eine ſehr große Melonenart mit weißem Fleiſch. Beſonders aber verdienen die Granaten und Bananen bemerkt zu werden. Die Frucht der gemeinen Granate (Punica granatum) erreicht hier eine Größe von vier bis ſechs Zoll im Durchmeſſer und enthält in den vielen, durch feine Häute geſonderten Fächern der Schale mehrere tauſend kleine roſenrothe Kerne, gehüllt in ein ſaftiges Mus von überaus würzigem Geſchmack, der je, nach den Arten, bald ſäuerlich oder ſauerſüß, bald ganz ſüß iſt. Mit Waſſer und Zucker oder Honig gemiſcht, bereitet man daraus ein ſehr erfriſchendes Getränk. Die Banane oder der gemeine Piſang (Musa paradisiaca), ausgezeichnet durch die rieſenmäßigen dunkelgrünen Blätter, trägt hier eine Fülle der traubenartig beiſammenſitzenden länglichen Früchte, gelblichgrün und fleiſchig, wie Gurken, mit vielen zerſtreuten Samen in einem musartigen

Mark, dessen Geschmack zwischen der Milde des Apfels und dem Feuer der Ananas hinspielt.

Vor unserer Abreise aus Alexandria gelang es uns noch, durch Vermittelung unseres Generalconsuls, eine Audienz beim Vicekönig Mehemet Ali zu erlangen. Wir begaben uns zu dem Ende nach dem Hafenpalaste, einem großen weitläuftigen Gebäude mit hohen Bogenfenstern; daran stößt ein kleiner Garten, in welchem sich der Harem des Pascha befand. Wir stiegen auf einer breiten Treppe in das erste Stockwerk. Die Gemächer Mehemet Ali's waren ganz nach europäischem Geschmack eingerichtet, und in einigen derselben bemerkten wir große Mahagoni-Tische, auf denen prächtige Uhren und Vasen standen. In einem Vorgemach, wo einige Diener am Boden saßen, mußten wir einen Augenblick warten; dann wurden wir durch eine große offen stehende Flügelthür in ein anderes Zimmer und von da in einen Saal geführt, dessen Fenster auf den Hafen gingen und der an allen Wänden Divans hatte. Bei unserm Eintritt standen in einer Ecke des Saales zwei schmächtige, ganz unscheinbar gekleidete Männer, die angelegentlich mit einander sprachen. Der eine von diesen war der Vicekönig selber, der andere sein vertrauter Minister Boghos Bey, der seit langen Jahren alle Stürme des Lebens mit ihm ausgehalten. Als wir kamen, entfernte sich der Minister, und der Vicekönig wandte sich gegen uns, wobei er uns zur Begrüßung mit beiden Händen entgegen winkte. Er trug ein braunes weitärmeliges Oberkleid, auf dem Kopfe das Fes. Sein Dolmetscher erschien, und nachdem Einer aus unserer Mitte das von einer hohen Person unterzeichnete Empfehlungsschreiben übergeben, wurden wir alle der Reihe nach vorgestellt, wobei der alte Herr freundlich lächelte. Dann setzte er sich auf den Divan, schlug die Beine übereinander und lud uns durch einen Wink ein, rechts und links Platz zu nehmen. Mehemet Ali schien an diesem Morgen sehr gut gelaunt. Er zeigte sich in seinen Bewegungen und in seinem Gespräch munter und jugendlich; keine Entkräftung war in den

blitzenden Augen des Greises wahrzunehmen. Aus seinem Antlitz sprach eben so sehr eine Vertrauen erweckende Gutmüthigkeit, als Geist und Klugheit; alle seine Züge hatten noch einen frischen kräftigen Ausdruck, obwohl der lange schneeweiße Bart, den er bei heiteren Anlässen mit Wohlgefallen strich, das vorgerückte Alter verrieth. Mit Interesse sprach er besonders von seinen Nilerpeditionen und versicherte, er werde sie wiederholen, bis er die Quellen des weißen Nilflusses gefunden haben werde. — Nachdem wir beinah ein Stündchen bei ihm zugebracht, Kaffee getrunken und Pfeifen geraucht hatten, bei welchen letzteren wir die prachtvollen Mundstücke bewunderten (sie bestanden aus ungeheuren Bernsteinstücken, die mit goldenen Ringen umgeben, auch mit Diamanten und Rubinen besetzt waren), erhob sich der Pascha etwas von seinem Divan, und wir standen auf, um uns zurückzuziehen. Dem Generalconsul reichte er seine Hände hin, uns verabschiedete er durch Auflegen derselben an Brust und Stirn.

Zweites Kapitel.

Versehen mit den nöthigen Geleitschreiben (Pujurldis) des Pascha eilten wir, Alexandria zu verlassen. Früh um 7 Uhr sollte das Dampfboot abgehen. Dahin werden die Passagiere von dem Bureau in einer europäischen Chaise gefahren. Höchst wunderlich machte sich diese mitten in den orientalischen Umgebungen. Hoch oben auf dem Bocke thronte der dunkelbraune arabische Kutscher in der weißen Landestracht mit dem rothen Tarbusch, neben ihm eben so noch ein Gehülfe, ein Anderer stand hinten auf. In einer starken Viertelstunde hatten wir das nördliche Ende des Mahmudie-Kanals erreicht. Derselbe verbindet in einer Länge von 36 Stunden Alexandria mit einem der Nilarme. Mehemet Ali ließ ihn innerhalb sechs Monaten durch 25,000 Arbeiter herstellen, doch kostete die Arbeit 5000 Menschenleben. Auf den angrenzenden üppigen Fruchtfeldern

baut man Zuckerrohr, Reis, Baumwolle, Durra oder Mohrhirse (Sorghum vulgare), letztere in Aegypten das hauptsächlichste Getreide, namentlich als Grütze gegessen. — Wir stiegen aus und in das kleine Dampfboot ein. Das etwas gewölbte Verdeck hatte keine Art von Geländer. Zum Sitzen dienten Körbe (Kafas genannt), aus Palmblatt-Rippen gezimmert und beiderseits am Rande des Verdecks aufgestellt. Sie enthielten bei dem Mangel einer Küche das schon zubereitete Mittagsmahl nebst den dazu erforderlichen Geräthschaften. In der Cajüte waren an der Wand Bänke und vor diesen fest stehende schmale Tische angebracht. Am Steuer saß der alte Steuermann mit untergeschlagenen Beinen, gemächlich seine Pfeife rauchend. Erst um halb zehn Uhr kamen wir zu Gange, und mit unserer Fahrt ging es auch langsam genug. Die Reisegesellschaft bestand außer mir und noch drei Deutschen aus lauter Engländern, von denen einige zur Kurzweil nach Allem schossen, was sich von wilden Thieren in der Nähe zeigte. Die Ufer des Kanals werden hauptsächlich durch Wasser- und Sumpfvögel (darunter auch der schöne rosenfarbene Flamingo) belebt; auch weiden hie und da Heerden von Schafen, Ziegen, Büffeln, welche den vielen Dorfschaften angehören. Im Ganzen zieht sich die Landschaft jedoch in ermüdender Einförmigkeit fort. Dagegen bietet der Verkehr auf dem Kanal selber in jetziger Jahreszeit eine um so mannigfaltigere Abwechselung. Jeder benutzt den durch die Nilschwellen herbeigeführten hohen Wasserstand, um Kornvorräthe aus dem innern Lande nach Alexandria zu schaffen, wo Hunderte von Schiffen auf Ladung warten. Daher folgen Barken auf Barken. Sie haben gewöhnlich ein oder zwei hohe dreieckige, gleich Bienenflügeln spitzaufsteigende Segel, die zu der geringen Schwere des Fahrzeuges in gar keinem Verhältniß stehen. Schon bei mäßigem Luftzug taucht der Bord in's Wasser und bei Windstößen läuft die Barke beständig Gefahr umzuschlagen. — Etwa eine Stunde vor dem Ende des Kanals sahen wir von einem Dorfe aus einen Araber in gestrecktem Galopp am Ufer entlang uns voraneilen, um die Ankunft des Bootes bei den Schleusen zu melden. Bei der Durchfahrt durch das enge Schleusenthor, wo unsere Schiffsleute sich gegen die

beiderseitigen Mauern stemmen mußten, um das Boot in gehöriger Entfernung zu halten, stimmten sie eine Art schrillen, ächzenden Gesang an, wie dies bei jeder gemeinschaftlichen Anstrengung geschieht. Auf den Segelschiffen machen die Araber keine Bewegung am Tauwerk, keinen Ruderschlag, ohne zu singen. Der Tact wird stark bezeichnet, denn die Schiffer arbeiten darnach. Die Worte sind meistens Gebete. Der Reis oder der Führer der Mannschaft beginnt z. B. „Gott ist groß!" und das Volk antwortet: „Er ist unser Hort!" Dann ruft bei jedem Ruderschlage oder Tauzuge der älteste der Matrosen einen Namen Gottes nach dem andern, und die übrigen antworten mit dem Lobe des Propheten. Ueberhaupt sind die Araber ein schreiendes Volk. Sie kaufen kein Stück Brot, ohne dabei Lärm zu machen, und ihre Dörfer kündigen sich schon aus der Ferne durch Geschrei an.

Am linken Ufer des breiten Nilarmes, in den wir jetzt einliefen, lagen vor dem Orte Atfeh zahlreiche Waarenbarken und Boote; darunter auch das Dampfschiff Nil, uns erwartend. Es war größer und bequemer eingerichtet, als das Kanalboot, hatte auch Bänke und Geländer auf dem Verdeck. Während unsere Effecten mit wildem Getümmel übergeladen wurden, erschien eine Reihe arabischer Tänzerinnen, deren Gesang und Tanz von Guitarre, Flöte, Pfeifen und Trommel begleitet wurde. Ihre Lieder athmeten Freude über den glücklich erwachsenen Nil und Hoffnung auf eine reichliche Ernte. Viele Einwohner kamen herbei, hockten in einem Kreise um die Tanzenden her und jauchzten mit Händeklatschen dem kreischenden Gesange Beifall zu. Der Tanz bestand in krampfhaften Sprüngen. Die Haare hingen den leicht geschürzten Mädchen aufgelöst über den Nacken; ihr Busen war entblößt, im Gesicht herrschte der Ausdruck wildester Leidenschaft; am Daumen und Mittelfinger jeder Hand hielten sie eine kleine Schelle. Sie drehten und wandten sich, zwei gegen zwei, auf einer und derselben Stelle, krochen auf dem Boden im Kreise, sprangen wieder auf, immer die Hände, mit den Schellen spielend, emporgehoben. Man nennt solche Mädchen Ghasiees. Sie mochten alle in einem Alter zwischen vierzehn und siebenzehn Jahren sein; Eine zählte

kaum zwölf. Ihre Farbe war gelbbraun. Mund, Nase und Augendeckel hatten sie mit blauen Linien bemalt, und die Kleine trug einen großen Silberring im rechten Nasenflügel. Wir warfen ihnen einige Geldstücke zu, und sie überhäuften bald Diesen, bald Jenen, mit den zärtlichsten Liebkosungen; doch zeigten sie auch wiederum eine gewisse Strenge, indem die vom Tanze Abtretenden sorgsam ein blaues verhüllendes Ueberkleid umwarfen.

Nach einem Aufenthalt von einer Stunde fuhren wir gegen Abend weiter, vorüber an dem stattlichen Handelsort Fuah mit seinen dreifach gegürteten Minarets und herrlichen Baumgruppen. Ueberhaupt sind die Ortschaften größer und weit besser gebaut, als am Mahmudieh-Kanal. Die Hütten der Landbewohner sind übrigens durchaus von Erde, kegelförmig und oben wie Stachelgewächse mit Spitzen besetzt. Diese Spitzen sind Aufsätze aus ungebrannten Ziegeln, für die Turteltauben eingerichtet, welche man oft in unzähliger Menge hält. Auf den Feldern baut man besonders Baumwolle und Mais. — Beim Sonnenuntergang schimmerte uns vom Uferdamm her die weiße Kapelle eines Heiligen aus grünem Buschwerk entgegen. Solche Heiligengräber sind im Orient häufig. Das Volk sucht dort Hülfe bei Krankheiten, indem es Kleiderfetzen oder was sonst den kranken Körper berührte, an die daneben gepflanzten Bäume oder Sträuche hängt. Die stets sorgsam geweißten Kapellen dienen, da sie gewöhnlich auf ragenden Orten angelegt sind, den Steuermännern zu Richtpunkten. Unser Schiff ging sehr schnell; man heizte aber auch so, daß die Flamme mehrere Fuß hoch über den Schornstein emporschlug, dessen obere Hälfte in kurzem rothglühend ward. Für die Nacht richteten wir uns auf der harten Bank in der Cajüte, so gut als möglich, zum Schlafen ein.

Frühmorgens überschauten wir beim Erwachen eine weit ausgedehnte, röthlichbraun gefärbte Wasserfläche; aber immer befanden wir uns noch auf einem Theile des Nilstromes, der mit einer Menge Segelschiffe bedeckt in reißender Schnelle und unzähligen Strudeln meerniederwärts dahin zog. Die flachen Ufer des Delta sind jetzt ganz überfluthet. Der Fluß steigt bis an die Mauern der Ortschaften, welche, durch Palmengruppen be-

zeichnet, auf dem unabsehbaren Spiegel zu schwimmen scheinen. So regelmäßig ist das Steigen und Fallen dieses wunderbaren Flusses, daß die Lage der Dörfer und Städte genau auf den höchsten Wasserstand berechnet ist. Stiege er um drei oder vier Fuß mehr, als das gewöhnliche Maß, so würde er die größten Verheerungen anrichten. Doch kommen zuweilen auch im Delta Ueberschwemmungen vor. Diese müssen so verderblich wirken, da hier überall nur aufgeschwemmtes Flachland sich findet. Vom Meeresstrand bis nach Kairo hinauf trifft man kaum auf eine Erhöhung von zehn bis zwanzig Fuß, als aufgeschüttete Basis uralter, längst verschwundener Städte *). Man schifft also in einem unendlich weiten Binnenmeere, wo das Auge in der äußersten Entfernung kaum an den Minarets der Ortschaften einen Ruhepunkt bekommt. In der Nähe der hochbeschilften Ufer giebt es auch einzelne schöne Ansichten der Insel-Dörfer, wo man hie und da über die Einhegungen der Gärten wilde Citronenbüsche, feinblätterige Tamarinden, zartgefiederte Mimosen und leuchtende Granaten hervorragen sieht, während neben dichtgedrängten breitästigen Sykomoren **) die erhabenen Palmenkronen im frischen Lufthauch sich wiegen. Näher nach Kairo zu erscheinen auch die beiden Züge der arabischen und libyschen Bergketten, welche den Nil von Süden her begleiten, aber es sind einförmige Höhen ohne Spitzen oder Kuppen, ohne bedeutende Thaleinschnitte, ohne eine Spur von Vegetation. — Etwa vier deutsche Meilen von der Gabelung des Nil an der Spitze des Delta zeigten sich zuerst rechts am Süd-Horizont in Nebel ge-

*) So liegen am Ufer dieses Nilarmes bei Sâ el Hager die Ruinen der alten Stadt Saïs, einst durch ihren Minervatempel berühmt, und im Nordwesten der noch erkennbaren, aus Nilerdziegeln aufgeführten Ringmauern, welche nur wüste Häusertrümmer einschließen, bezeichnen höhere Schuttberge den Punkt der Akropolis.

**) Der ägyptische Feigenbaum (Ficus sycomorus), 40 bis 50 Fuß hoch, mit großen Aesten und so weit ausgebreitet, daß der ganze Wipfel einen Raum von 40 Schritten beschattet, ist in Aegypten fast der einzige Obstbaum, der in Hainen wächst. Der sehr dicke Stamm wird viele Hundert Jahre alt und aus dem unverwüstlichen Holze desselben sind die meisten Mumiensärge gefertigt.

hüllt die Pyramiden von Memphis. Grau, wie Geister der Vorwelt, standen sie da, und ich konnte lange mein Auge nicht von ihnen wenden. Die Wüste tritt in dieser Gegend mehrmals mit hohen Dünen bis an den Strom. Der feine gelbe Sand derselben bildet zu dem schwarzen bebauten Grunde einen grellen Gegensatz. Da grade Südwest sich erhob, so wurden wir von Sandwolken überdeckt und mußten in das Innere der Cajüte flüchten. — Die Menge der Turteltauben längs dem Nil ist erstaunlich. Unsere Engländer schossen deren eine große Zahl. Uebrigens findet man an jedem Orte der Anlandung Fische, Butter, Milch, Eier, Orangen, Granatäpfel und plattgebackenes, gewöhnlich schlechtes Brod. Anziehend ist das Bild der ab- oder zuwandelnden Frauen und Mädchen, welche Wasser aus dem Nil holen. Sie tragen einen großen unten geränderten Krug auf dem Haupte, einen kleineren auf der linken Achsel, beide von einfacher antiker Form, durch die entblößten Arme und zierlich gebeugten Hände gehalten; dazu denke man die lange faltige Bekleidung, verbunden mit leichtem Gang und anmuthigen raschen Wendungen. Nie sieht man die Ufer von Weibern und Kindern leer; letztere gehen ganz nackt einher. — Nachdem wir die Stelle der Gabelung, bei den Arabern Batn-el-Bakhara (Kuhbauch) genannt, wo die Strömung sehr heftig, überwunden hatten, schwammen wir nun auf der ganzen, sicher eine halbe deutsche Meile betragenden Breite des gewaltigen merkwürdigen Stromes, der mit seinem fruchtbringenden wohlschmeckenden Wasser, wie kein anderer, das Leben und die Sitten seiner Anwohner bedingt. — Kairo mit seinen zahllosen Minarets und der alterthümlichen Citadelle am Fuße des kahlen Berges Mokattam, auf der arabischen Seite, lag in leichten Sommerduft gehüllt, als wir uns dem Hafen Bulak näherten. Südlich sah man die grünbewachsene Insel Rodah, südwestlich die drei großen Pyramiden, alles dazwischen Liegende überragend. Beide Nilufer sind hier äußerst sorgfältig bebaut; überall schimmern die weißen Land- und Gartenhäuser aus dem Schatten der Wäldchen hervor; schmale Stege führen durch die ausgebreitete Wasserfläche von einer Besitzung zur andern, zahlreiche Kähne unterhalten die Verbindung zwischen den entfernteren Orten.

Es war zwei Uhr nachmittags, als wir von Bulak, der Hafenstadt des eine Viertelstunde vom Nil entfernten Kairo, anlegten. Alsbald empfing uns wiederum ein Drängen und Stoßen, ein wildes Durcheinander-Schreien von Menschen und Thieren. Sobald wir den obern Rand des hier ziemlich hohen Nilufers erstiegen hatten, sahen wir uns in einem dichten Knäul von Eseln, Kameelen und ihren Treibern wie eingekeilt. Nicht ohne Mühe gelangten wir zu unserm Gepäck, ließen zwei Kameele damit beladen und ritten unser vier deutsche Gefährten von dem enggassigen Bulak aus in einer stattlichen durch Getreidefelder, Dattelpalmen und Cactus-Pflanzungen führenden Allee von großen Honigkäfen oder Gleditschia-Bäumen dem Thore der Hauptstadt zu. Diesem zunächst liegt an einem freien Platze das Hôtel d'Orient, vor welchem wir abstiegen, da es im Innern, ganz wie das gleichnamige zu Alexandria, auf europäische Weise eingerichtet ist.

Nachdem wir Aegyptens Hauptstadt auf dem Wasserwege erreicht, schalten wir im Folgenden den summarischen Bericht des preußischen Generals Menu von Minutoli ein, der von Alexandria aus auf einer weiten Abschweifung durch die Wüste über Siwah nach Kairo gelangte. Die Karawane, welche derselbe gemeinschaftlich mit einem Franzosen, einem italienischen und drei deutschen Naturforschern gemiethet hatte, war anfangs sehr bedeutend, und der Zug sollte eigentlich nach Cyrene oder Barka gehen. Mancherlei unvorhergesehene Uebelstände vereitelten jedoch diesen Plan und veranlaßten unweit der tripolitanischen Grenze die Trennung unseres Reisenden von den Naturforschern. Hören wir ihn selber.

„Noch an demselben Tage (am 27. Oct.), an welchem ich mich von der Hauptkarawane trennte, trat ich grades Weges den Marsch nach Siwah an, begleitet von einem Franzosen, meinen beiden Bedienten, einem Mamluken, und acht Arabern unter Anführung des Scheik Hadschi Endawi, welcher den ganzen Zug befehligte. Wir hatten zwölf Kameele nebst drei Pfer-

den. Unglücklicher Weise wurde mein Pferd scheu, und eine Verletzung am Arm nöthigte mich, da, wo wir des Abends unsere Zelte bei einem Brunnen aufgeschlagen, einige Tage zu rasten. Der Brunnen enthielt zwar gutes Wasser, aber leider so wenig, daß er in vier und zwanzig Stunden kaum drei Bocks-häute voll lieferte, was wohl für die Menschen, aber nicht für die Thiere hinreichte. Diese mußten daher einen ganzen Tag zurück zur Tränke geführt werden, wo das mühsame Schöpfen des Wassers aus dem tiefen Brunnen jedesmal einen halben Tag Zeit kostete. Gleich in der ersten Nacht schossen die Araber einen sehr fetten, durch einen hingeworfenen Ziegenmagen herbeigelockten Wolf, den sie sogleich brieten und mit dem trefflichsten Appetit verzehrten. Ein Religionslehrer, welcher kurz nach vollendeter Mahlzeit ins Lager kam und merkte, was geschmaust war, schärfte ihnen ernstlich das Gewissen, indem er sagte, der Wolf sei, da er zu den Hunden gezählt werden müßte, eine unreine verdammliche Speise. Die Araber entschuldigten jedoch ihren Verstoß mit der gar zu großen Feistheit des Thieres. Ueberhaupt beweisen sie sich auch sonst als sehr laue Anhänger des Islam. — Am 1. November zogen Wetterwolken herauf, und es blitzte. Plötzlich erhob sich entsetzlicher Lärm. Der Scheik nebst dem Mamluken schwangen sich auf ihre Rosse und jagten davon. Die übrigen Araber griffen mit lautem Geschrei zu den Waffen, und folgten jenen Beiden nach dem Weideplatze der Kameele zu. Ich blieb inzwischen meinem Schicksale überlassen. Die Erscheinung einiger berittenen Beduinen hatte diesen Aufruhr verursacht; denn in der Wüste ist gleichsam ein beständiger Kriegsstand: immer die Hand eines Jeden gegen Alle. Der erste Anblick von Menschen in der Ferne erregt allemal den Gedanken an Räuber. Diesmal waren es indeß ganz friedliche Straußenjäger. Sie begleiteten den Scheik ins Lager und wurden von ihm bewirthet. — Am 2. Nov. brauste nachts ein furchtbarer Sturm, der das Zelt niederwarf. Zum Glück sah ich den Unfall kommen und stand schnell vom Lager auf, ward aber doch von der einen losgerissenen Wand des Zeltes mit Gewalt gegen die andere geschleudert. Ich eilte zu den Arabern; diese aber lagen in einen

solchen Todesschlaf versunken, daß weder der Sturm, noch die Donnerstimme ihres Scheik sie zu wecken vermochte; nur durch heftiges Rütteln wurden sie endlich wach. Das Zelt wurde nun mit vereinter Kraftanstrengung wieder aufgerichtet, und die Pfähle zur bessern Befestigung mit Steinen belastet, die man aus nahe gelegenen arabischen Gräbern ausbrach. Bei dieser Gelegenheit wurde ein Araber und der Mamluk von einigen der zahlreich unter den Steinen befindlichen Scorpione gestochen. Die Zerquetschung eines solchen Thieres auf der frischen Wunde von Seiten des Mamluken, und bei dem Araber das Ausbrennen derselben, wurden als die sichersten Heilmittel sogleich angewandt."

„Am 4. November setzten wir unsern Marsch fort und durchzogen eine mit Futterkräutern für die Kameele ziemlich reichlich bewachsene Gegend; doch von nun an gab es bis zu dem noch wenigstens drei Tagereisen entfernten Siwah weder Futter, noch Wasser. Mit dem folgenden Morgen begann die eigentliche Wüste. So weit das Auge reichte, erblickte man nichts, als Steine und Sand, der in der Regel mit kleinen schwarzen, etwa eine Linie im Durchmesser haltenden Kieseln, wie mit Samenkörnern, übersäet war. Die mit ausgewaschenem und durch die Hitze gedörrtem Lehm angefüllten Vertiefungen des Bodens glichen einem glatten Estrich. Der Glanz dieser Lehmflächen ist zuweilen so groß, daß man aus der Ferne Wasser zu sehen glaubt. Auch diese Erscheinung mag oft dem durstigen Wanderer das Bild des Wüstenwassers vorgaukeln, welches sich sonst vielfach in der Luft abspiegelt. — Unsere Thiere mußten alle ihre Kräfte anstrengen, um die ersehnte Oase möglichst bald zu erreichen. In der nächst folgenden Nacht lagerten wir unweit einer Stelle, wo sich noch die Knochen-Ueberbleibsel von fünf Arabern und ihrer Heerde vorfanden, die vor wenigen Jahren aus Mangel an Wasser hier jämmerlich verschmachten mußten. Für uns ein schrecklicher Anblick. Denn wir waren jetzt nur noch dürftig mit Wasser versehen: das Platzen eines Schlauches, das Weglaufen oder Stürzen eines Kameeles hätte uns unausbleiblich einem ähnlichen Schicksal preisgegeben. — Nach kurzer Rast brachen wir

am 7. Nov. früh morgens wieder auf. Etwa drei Stunden diesseits Siwah stießen wir auf Steinhaufen, welche die Gräber einer hier vor mehreren Jahren erschlagenen Karawane bezeichneten. Bald nachher forderte der Scheik uns auf, die Waffen bereit zu halten, weil die Gegend unsicher sei. Er selbst rüstete sich mit Sorgfalt und enthüllte heute zum ersten Mal seinen schönen damascirten und mit Silber beschlagenen Säbel. Die seltsam gestalteten Felsen, durch welche wir nun zogen, boten in der That zu einem Mordanfall die beste Gelegenheit. Engpässe zwischen zerrissenen Klippen, Schluchten und Erdfälle folgten dicht nach einander, während rings umher pyramidalische Felsenmassen sich aus der Stein- oder Sandfläche einzeln empor thürmten. Auch erfuhren wir in Siwah, daß unsere Vorsicht keineswegs grundlos gewesen sei, da eine starke Bande von berittenen Beduinen es auf unsere Karawane abgesehen habe. Nach allen Berichten mußte die Raubrotte während der letzten Nacht an unserem Lager vorübergezogen sein, ohne uns zu bemerken. Grade dasjenige, was uns so beschwerlich fiel, nämlich der Mangel an Feuer und die äußerste Ermüdung, welche Menschen und Thiere in einen wahren Todesschlaf versenkte, hatte uns gerettet."

„Mannigfaltiger kann man sich nichts denken, als die Kette von Bergen und Felsen, welche Siwah besonders auf der Nordseite umgeben, gleichsam als hätte die Natur dies gesegnete Plätzchen gegen jeden Angriff schirmen wollen. Je mehr man sich ihnen nähert, desto anziehender wird der Anblick. Bald sind es Kegel, Pyramiden oder wunderbar zerklüftete Klippen; bald glaubt man altes Burggemäuer, Thürme und Bollwerke von regelmäßigem Zuschnitt zu sehen. Der nackte Kalkstein herrscht vor. Versteinerungen von Schnecken, Muscheln, Seesternen, Austern, Holz und große Stücken Gyps, alles in wilder Unordnung durch einander geworfen, bemerkt man bei jedem Schritte. Nachdem wir uns eine halbe Stunde lang zwischen diesen Trümmern der Vorwelt herumgewunden und uns an dem neckischen Echo ergötzt hatten, erreichten wir, immer abwärts steigend, den Thalrand der Oase. Der Anblick jener Höhen von innen ist noch weit malerischer, und man muß sich wundern,

wie dieſe abenteuerlich geformten Sandmaſſen ſich ſo lange gegen Stürme und Regengüſſe halten konnten. Das Bindemittel machen bisweilen Schichten von kryſtalliſirtem Kalk und Muſchelkalkſtein, gewöhnlich aber Kalkſtein. Endlich befanden wir uns in der Oaſe ſelbſt und begrüßten das auf einer Felſenmaſſe burgartig emporgethürmte dicht zuſammengedrängte Siwah mit noch zwei anderen Dörfern, umgrünt von Gärten und Palmenwäldern, welche mit unendlicher Erquickung Solchen ins Auge und Herz lachen, die Wochen lang nichts als dürre, gelblich-graue Wüſte geſehen. Die Freude der Araber, als ſie der Oaſe mit ihren Gärten anſichtig wurden, überſchritt alle Grenzen. Sie ſprangen, ſchrien, ſangen, tanzten und feuerten ihre Gewehre ab, mehrmals mit ſo großer Unvorſichtigkeit, daß mir die Kugeln um die Ohren pfiffen. Das Schießen war überhaupt ihr liebſter Zeitvertreib, ſowohl während des Marſches, als auch im Lager, ſelbſt wenn ſie alle Urſache hatten, ſich ſtille zu halten, wurde geſchoſſen. Beim Tanzen traten Mehrere zuſammen, hingen die Gewehre über den Rücken, und indem ſie einen eigenthümlichen Geſchwindſchritt beobachteten und dazu in die Hände klatſchten, ſangen ſie eine Art Kanon, wobei immer ein Vortanzender die erſten Worte anſtimmte und die Uebrigen alsdann einfielen. Sie begleiteten dieſe Lieder mit mancherlei unſittlichen Geberden, zuweilen auch mit einer arabiſchen Doppelflöte von Rohr, deren Klang dem der Schalmei entſpricht.“

„Der Weg nach Siwah führt etwa eine halbe Stunde lang durch lauter Palmenpflanzungen. Als wir den Hauptort erreicht hatten, machte man große Schwierigkeiten, mich in die eigentliche Stadt einzulaſſen; denn die Bewohner ſind ein gar argwöhniſches Völkchen. Endlich wurde entſchieden, daß ich auf einem freien Platze zwiſchen der Ringmauer und den Häuſern mit meiner Begleitung mich lagern ſollte. Ich ließ mein Zelt in der Nähe eines Bethauſes, bei dem Grabe Scheik Solimans, eines Heiligen, aufſchlagen. Dann lud ich zu mir die angeſehenſten Männer des kleinen Staates, nämlich das erſte geiſtliche Oberhaupt und einige Scheiks. Sie kamen ungeſäumt, und ein förmlicher Diwan wurde eröffnet, bei welchem ſie auf die Ferſen niederhockten oder mit untergeſchlagenen Beinen umherſaßen. Ich erſuchte ſie, mir

die Besichtigung aller Merkwürdigkeiten ihres Landes zu gestatten und bezog mich dabei auf das schon vorher übersandte Empfehlungsschreiben des Pascha. Sie erklärten sich meinen Wünschen geneigt, äußerten aber zugleich ihre vielfachen Bedenklichkeiten. Besonders fürchtete man, daß ich verderblichen Zauberkräften gebieten möchte; denn alle Denkmäler in und um Siwah, namentlich die Katakomben, sind nach der Meinung der Siwaher gleichsam gebannt und stehen unter dem Einflusse geheimnißvoller feenartiger Mächte. Sie sagten, daß nach dem Besuche des ersten Franken, der zu ihnen gekommen und in die unterirdischen Wohnungen gedrungen, eine Quelle aufgehört zu fließen und auch später nicht mehr so reichlich Wasser gegeben, als früher. Weiter fügten sie hinzu, daß auf der Insel eines kleinen ziemlich entfernt in Nordwesten gelegenen Landsees der Ring, das Schwert und die Krone des im ganzen Morgenlande als Geisterbeherrscher bekannten Königs Salomo vergraben sei, und es drohe ihnen das größte Verderben, wenn diese Stücke entwendet würden, was freilich eine lebensgefährliche, Jedermann wohlmeinend zu widerrathende Unternehmung sei. Sie fürchteten übrigens diese Entwendung nur durch Zauberkünste; denn da es auf dem ganzen See kein Boot und auch in der Nachbarschaft kein Holz giebt, um eins zu bauen: so müßte man wirklich ein Zauberer sein, um dahin zu gelangen. — Da ich zu ihrem Erstaunen, nach allen ihren Merkwürdigkeiten, als nach mir bekannten Dingen fragte, so fingen sie an zu glauben, es werde fruchtlos sein, mir etwas zu verheimlichen, und die Furcht vor dem Pascha that auch ihre wohlthätige Wirkung. Ich erhielt daher volle Freiheit, Alles nach Gefallen zu untersuchen und aufzuzeichnen; dadurch gestatteten sie mir, nach ihren abergläubigen Vorurtheilen, zugleich die Wegführung der verborgenen Gold- und Juwelenhaufen."

„Die Siwah- oder Jupiter-Ammons-Oase beträgt der Länge nach etwa vier Stunden, die Breite dagegen nirgends über eine Stunde. Sie geht von Osten nach Westen und liegt sehr tief, unstreitig das ausgetrocknete Becken eines vormaligen Sees. Die vielen kahlen Berge der Nordseite, welche in einer Ausdehnung von fünf Stunden das Becken einschließen, werden allgemach

kleiner und dem hohen unebenen Uferrande der Südseite ähnlich. Der Boden entsteht entweder aus Sand oder aus sandigem Thon mit Salz vermischt. Auf der Oberfläche herrscht der Sand vor, in der Tiefe eines Schuhes das Salz, welches auch an einzelnen Stellen in großen Geschieben oder fein krystallisirt zu Tage bricht. Die 200 bis 500 Fuß hohen Berge bestehen entweder aus Sand oder Muschelkalkstein. Zahlreiche süße Quellen bewässern das Erdreich, andere sind salzig; auch ist der stellenweis sumpfige Boden mit kleinen Salzseen bedeckt. Aus einigen derselben steigen eigenthümlich fruchtbare Inselchen hervor, welche süße Quellen enthalten und mit den reichsten Pflanzungen prangen. Ueberall wechseln Wiesen, Strauchgebüsche, Palmenwäldchen, Gärten und Saatfelder mit einander ab. Groß ist der Ueberfluß an Datteln, Granatäpfeln, Feigen, Oliven, Pflaumen, Aprikosen, Melonen, Trauben. Das Haupterzeugniß des Landes machen indeß die sehr geschätzten Datteln aus, welche besonders nach Alexandria und Kairo hin abgesetzt werden, wo man sie entweder als getrocknete Frucht oder als Schmotsch genießt. Alljährlich erntet man fünf bis neun tausend Kameelladungen, die Ladung zu drei Centnern gerechnet. Der Baum wird mit getrocknetem Agrup oder Manna-Klee *) gedüngt und trägt je nach seiner Größe einen bis drei Centner Früchte. Es giebt in Siwah dreierlei Sorten: weiße, rothe und weiche. Die Frucht dient den Einwohnern und dem Vieh fast allgemein zur Nahrung, sie wirkt aber erhitzend und ist, beständig genossen, wegen ihrer Schwerverdaulichkeit nachtheilig für die Gesundheit. Der Baum soll ein Alter von hundert Jahren und darüber erreichen; viel früher vergeht er aber, wenn man ihn zum Behuf des Palmweines anzapft oder wenn man ihn seiner Krone beraubt, um das wie frische Nüsse schmeckende Mark zu essen, wodurch das Absterben des Stammes entweder sogleich oder nach wenigen Jahren her-

*) Der Manna-Klee (Hedysarum Alhagi) treibt aus seiner perennirenden Wurzel viele einzelne, 1 bis 3 Zoll hohe Stengel, welche purpurroth blühen und im Herbst absterben. In den heißen Monaten schwitzt aus den Zweigen ein süßer Saft aus, der über Nacht zu röthlichen Körnern, wie Coriander, erstarrt, des Morgens gesammelt und gegessen, auch wohl als schwaches Abführungsmittel gebraucht wird. Das Kraut ist ein gutes Kameelfutter.

beigeführt wird. — Aus den gewonnenen Oliven preßt man jährlich fünfzig bis sechzig Centner Oel. Die Pflaumen haben frisch einen herben und bitterlichen, getrocknet einen angenehmen Geschmack. Die sehr saftigen röthlichen Granatäpfel erreichen eine seltene Größe. Die Weintrauben werden getrocknet und an die Karawanen verkauft. Auf den Feldern baut man Gerste, Reis und Bohnen. Die kleinen Seen sind mit Wasservögeln bevölkert. Außerdem sieht man Eidechsen, Würmer und Insekten, namentlich Fliegen Flöhe und anderes Ungeziefer. Man hält Kühe, Esel, Ziegen, Schafe, Hunde, Katzen, Hühner. Kameele können hier nicht leben. Oft sterben deren bei den durchziehenden Karawanen, da ihnen der Genuß der hiesigen Pflanzen und des Wassers in manchen Jahreszeiten nicht zusagt. Man ist daher genöthigt, sie mit Datteln zu füttern und selten zu tränken."

„Die Oase zählt außer dem Hauptort Siwah oder Kebir noch drei Städtchen oder Dörfer Sie liegen mit Ausnahme eines einzigen auf Anhöhen, und die Häuser sind armselig aus Salz, mit Erde oder Lehm vermischt, erbaut. Zum Schutz gegen die Raubanfälle der Beduinen sind alle diese Ortschaften mit hohen Mauern umgeben und erhalten dadurch ein burgähnliches Ansehen. Das Innere wimmelt von Menschen. In dem unglaublich enge und verworren gebauten oberen Stadttheil von Siwah dürfen nur verheirathete Männer wohnen. Die heranwachsenden Knaben, sowie auch alle Wittwen müssen besondere außerhalb der ersten Ringmauer gelegene Häuser beziehen. Die ganze Bevölkerung der Oase wird auf 8000 Köpfe, darunter 3000 Männer, gerechnet. Sie theilen sich in sechs sehr streitsüchtige Stämme. Ihre Händel schlichten sie durch eine Art Zweikampf, indem die feindseligen Partheien eine gleiche Anzahl Kämpfer stellen, welche truppenweise mit einander fechten. Vor mehreren Jahren blieben in einem so fortgesetzten Kampfe mehr als vierzig Leute auf dem Platze, worauf die übrigen friedlich heimzogen. Die Handhabung der Gerechtigkeit ist sehr streng; so wird z. B. ein Diebstahl mit dem Verluste der einen Hand bestraft. Ist ein Mord begangen worden, so steht es dem nächsten Anverwandten des Getödteten frei, entweder 1400 spanische Thaler als Lösegeld der Blutschuld anzunehmen, oder die Aus-

lieferung des Mörders zu fordern, den er in diesem Falle tödten darf. Gemeiniglich bindet der Bluträcher sein Opfer an einen Baum und nimmt ihm durch einen Flintenschuß das Leben. Die bedeutende Summe des Lösegeldes erklärt sich aus dem Reichthum der Siwaher; denn das Geld, welches die Beduinen durch ihre Heerden, durch Raub und Karawanenhandel erwerben, gelangt allmälig in die Hände der Oasen-Bewohner, denen sie ihre nothwendigen Bedürfnisse abkaufen. Bei Unterwerfung der Siwaher unter die Herrschaft des ägyptischen Pascha (im Frühjahr 1820) mußten sich dieselben zu einer Kriegssteuer von 12000 spanischen Thalern und zu einem jährlichen Tribut von 2000 Kameelladungen Datteln verpflichten. — Die Gesichtsfarbe der Siwaher ist schwärzlich, ihre Physiognomie hält die Mitte zwischen derjenigen der Aegypter und Neger, ihre Statur ist mittelmäßig. Sie sollen selten ein hohes Alter erreichen und Viele sterben an einem oft ansteckenden Fieber, das in Folge des Genusses von unreifen Früchten und dem Wasser entsteht. Sie sind im Allgemeinen eigennützig, aber gutmüthig. — Die Sprache ist nicht rein arabisch, sondern enthält viele eigenthümliche Ausdrücke. Dasselbe fand sich bei den vormaligen Bewohnern, den alten Ammoniern. Diese waren eine Colonie der Aegypter und Aethiopier, und ihre Sprache bildete ein Mischmasch zwischen beiden Völkern."

„Mein erster Untersuchungsgang betraf die höchst merkwürdigen Ruinen des einst so berühmten Tempels vom Jupiter Ammon, von den Einwohnern Birbe (Tempel) oder Umebeda genannt. Dieselben liegen in der Entfernung einer halben deutschen Meile von Siwah. Der Eingang zum Tempel befindet sich auf der Nordseite. Eine gute Viertelstunde davon entfernt, entspringt in dem kleinen See eines Dattelhaines der vormals dem Ammon geheiligte Sonnenquell. Ein diesem See entrinnendes klares Bächlein vereinigt sich bald nachher mit dem eines andern Quells, und beide fließen nach der Ruine hin, in deren Nähe sie wegen Verstopfung der alten Abzugskanäle jetzt einen von Palmengebüsch und Riedgras üppig umwucherten Sumpf bilden. Den Tempel umgab nach ägyptischer Weise eine Umfassungsmauer, welche den heiligen Raum von dem minder geweiheten abschied. Sie war von beträchtlicher Dicke und aus Quadern erbaut, ist aber fast

ganz vom Erdboden verschwunden, obwohl die Richtung sich noch ganz genau verfolgen läßt. Nur die gewaltigen Quadern der Ecken, wo sie zur Verstärkung dienten, haben sich unverrückt erhalten, um die Ausdehnung der ganzen Einfassung zu bezeichnen. Die Länge beträgt 70, die Breite 66 Schritte; die Richtung der Seiten geht ziemlich genau nach den Weltgegenden hin. Innerhalb dieser äußeren Mauer entdeckt man noch die mehr zerstörten Reste einer zweiten und aus der Lage der hin und wieder erhaltenen Grundsteine läßt sich auf das frühere Vorhandensein noch anderer Mauern schließen. In der Mitte des ganzen Raumes steigt etwa acht Fuß hoch über der jetzigen Bodenfläche eine Felsenmasse empor, welche man durch Wegnehmen und Zusetzen regelmäßiger gestaltet hat, um sie als Basis des Tempels zu benutzen. Sie besteht aus Kalkstein, der eine Menge versteinerter kleiner Seethiere enthält und welcher auch das Material zum Tempelbau geliefert hat. Der Tempel selbst enthält zwei Abtheilungen: eine Art Vorhalle und eine innere Kammer oder das eigentliche Heiligthum. Die Länge des Gebäudes mag 28 bis 32 Fuß, die Breite 16 bis 24 Fuß betragen haben. Ich fand sämmtliche Wände innerhalb und außerhalb mit Bildwerken und Hieroglyphen bedeckt, die jedoch nicht durchweg gut erhalten sind. Am deutlichsten erscheinen sie im Innern der Kammer und bei den Eingangsthüren der Vorhalle. Die Zwischenräume zwischen den Hieroglyphen an den Wänden und der Decke waren bemalt. Die vorherrschende grüne und blaue Farbe fand sich hin und wieder ziemlich wohl erhalten; an der Außenseite und an den größeren Figuren im Innern ließ sich aber keine Spur von Farbe mehr entdecken. — Der Jupiter Ammon, welchem der jetzt in Trümmern gelegene Tempel gewidmet war, wurde in Aegypten und dem oberen Nil neben dem Osiris und der Isis als höchste Landesgottheit verehrt. Zu Theben, vorzugsweise die Stadt Ammons genannt, hatte er das umfangreichste Heiligthum, das je Menschenhände errichteten; auch zu Philä, Elephantine und an anderen Orten des thebaischen Gebietes kommt er in häufigen Abbildungen vor. Die meisten Tempel dieses Gottes waren zugleich Orakel. Das symbolische Haupt Ammons war dasjenige eines Widders, bedeckt mit der großen ägyptischen Haube,

welche niemals fehlt, wenn ein Thierkopf mit einem menschlichen Leibe verbunden erscheint. Man sieht ein solches Bild gleich vorn an der Außenseite des Tempels. In der Rechten erhebt Ammon den Götterstab mit dem Vogelhaupt, dem Symbol gnädiger Erhörung, gegen einen Opfernden vor ihm; in seiner Linken hält er den geheimnißvollen Schlüssel. Hinter Ammon erblickt man eine weibliche Gestalt, welche mit aufgehobener Hand den Opfernden gleichfalls ihrer Huld versichert. Ihr Leib ist gleichsam mit Fittigen umwunden, und in der einen Hand hält auch sie einen Schlüssel. Wahrscheinlich soll es die Venus Dione, eine Tempelgenossin des orakelgebenden Jupiter, bedeuten. Vor beiden Gottheiten ist ein zierlicher Altar in Form einer weit geöffneten Lotosblume errichtet. Das Opfer selbst besteht in Früchten und der Opfernde bringt den Göttern in jeder Hand, wie es scheint, einen Obelisk dar, dergleichen bei den Aegyptern gewöhnlich vor den Eingängen der Tempel aufgestellt wurden. Hier dürfte demnach durch die Ueberreichung des Obelisken die Vollendung und Einweihung des Baues angezeigt werden und der Opfernde ist ohne Zweifel der Begründer oder doch ein vorzüglicher Wohlthäter des Tempels. Es scheint ein König zu sein, und er ist höchst ehrenvoll ausgezeichnet. Die Schlange vor der Stirn bedeutet Gewalt über Leben und Tod, die Feder auf dem Schlangenkopf zugleich die Gerechtigkeit; auf dem Haupte trägt er den Palmenschmuck des Osiris. Letzterer war eben sowohl Gott als König, und einer Sage zufolge soll er der Begründer des ammonischen Heiligthums, sowie auch der Erbauer des Jupitertempels zu Theben gewesen sein. Gewöhnlich wird er mit Ochsenhörnern und einem Habichtskopf abgebildet. — Unmittelbar neben der Eingangsthür zum Tempel hält oben ein ruhender Mannsphinx zwischen den Vorderfüßen ein mit dem Widderkopf des Ammon bezeichnetes Wassergefäß, darauf hindeutend, daß Ammon hier in der Wüste das erquickende, segensreiche Wasser gegeben. Eine Sage knüpft daran die Widdergestalt des Gottes und die Gründung des Tempels. Als nämlich Osiris mit seinem Heere durch die libysche Wüste zog und wegen Wassermangels Gefahr lief, zu verschmachten, zeigte sich plötzlich ein Widder, welcher vor ihm herging und ihn sammt

den Seinen in die liebliche wasserreiche Gegend der Siwah-Oase geleitete. Aus Dankbarkeit erbaute darauf Osiris dem Ammon, der diese Hülfe gesandt, hier einen Tempel und versetzte den Widder unter die Gestirne des Himmels (im Thierkreis). Indeß ist bei dem Bildwerke nicht blos an den Wunderquell von Siwah zu denken, sondern der vieldeutige Sphinx erinnert, wie gewöhnlich, auch hier an den heiligen Nil; denn wohin irgend der Cultus der alten Aegypter sich ausbreitete, dahin wanderte auch die Vergötterung jenes segenbringenden Stromes mit. So feierte man am 7. Juni in ägyptischer Weise zu Rom ein Fest, weil mit diesem Tage der Nil von den Thränen der Isis zu schwellen anfing, und am 20. Juni ein anderes, weil er dann aus seinen Ufern trat. Das im Isistempel an diesen Festen gesprengte Wasser war aber aus dem Nil geschöpft und übers Meer nach Rom gebracht. So glaubte man den Gott des Stromes im Tempel gegenwärtig. Unter dem Sphinx steht auf hoher Basis der heilige Falke: das Symbol Gottes, der Sonne, des Geistes, der Seele, des Windes, des Feuers, des Sieges, so wie alles Erhabenen und Tiefen; denn ein Falke hatte den Priestern zu Theben das göttliche Gesetzbuch, mit einer purpurnen Schnur umwunden, vom Himmel gebracht. Die über ihm schwebende Scheibe bezeichnet die Sonne, die zu beiden Seiten aus derselben hervorragende Schlange den weltbelebenden ewigen Geist; an ihrem Halse trägt sie den geheimnißvollen Schlüssel. Dies Symbol erblickt man hier in den Händen fast aller Gottheiten und Priester. Bei jedem Gotte bezeichnet der Schlüssel den Kreis seiner Herrschaft und erhält seine nähere Bedeutung erst durch die Hand, welche ihn führt. In der Hand des Ammon und des Osiris bedeutet er Nil- und Jahres-Kreislauf, bei dem bösen Typhon Schlüssel des Unheils, bei Serapis Schlüssel für die Behausung der Todten, ist also Zeichen des neu sich erschließenden Lebens. Ueber den Königen schwebend ist er ein Zeichen der göttlichen Obhut, in der Hand der Priester ein Zeichen der Weihe und des Heiles. Betritt man das Innere des Tempels, so ist auch hier Alles mit Bildwerken bedeckt. Zuerst läuft ein fast zerstörter, ungefähr zwei Fuß breiter, wirriger Zug als Labyrinth herum; dann folgen Gebilde in drei Streifen über einan-

der, so gehalten, daß jeder höhere Streifen immer um etwa ein Viertel schmaler ist, als der untere. Ueber diesen befindet sich, rings umher in senkrechten Reihen fortlaufend, eine große hieroglyphische Inschrift. Zwei wenig breite Figurenstreifen bilden die obere Einfassung. Die Höhe der Wände beträgt 19½ Fuß. In diesem, einst nur von Priestern und Geweiheten betretenen Raume stand ohne Zweifel das heilige Schiff, welches die eigentliche Bildsäule des Ammon enthielt, und mit silbernen Schalen behangen von den Priestern umhergetragen wurde. Ein gleiches Schiff war von Sesostris im Jupitertempel zu Theben geweiht; es bestand aus Cedernholz, war auswärts vergoldet, im Innern mit Silber überzogen. — An der Decke schweben zwischen Sternen mit ausgebreiteten Flügeln Geier oder Adler, Feldzeichen in ihren Klauen haltend. Beide passen sehr gut hierher. Der Adler, Symbol der Macht überhaupt und der königlichen Herrschaft insbesondere, war dem Ammon als König der Götter geweihet. Der Geier aber ist Symbol des Himmels, der Weissagung, des Jahres und der Erbarmung. Unmittelbar unter der Decke läuft oben an den Wänden ein höchst bedeutsamer Bilderstreifen umher. Heilige Falken mit der vom guten Geist belebten Sonnenscheibe über jedem derselben, huldigen mit gesenkten Flügeln dem Gnadenscepter der Götter, neben welchem ein verzierter Hieroglyphenschild einen hochverehrten Namen oder vielleicht eine Lobpreisung des Gottes enthält. Zu beiden Seiten des Tempels erblickt man Jupiter Ammon, thronend in einem Heiligthume und umgeben von Göttern, mit dem Antlitz den Eintretenden zugekehrt. An der Tempelwand zur Rechten ruht auf seinem Haupt eine Kugel, die Sonne bezeichnend; an der linken Seite ist der symbolische Schmuck zusammengesetzter. — Ueberblickt man sämmtliche Ammons-Bildwerke, so spricht sich darin ein überraschender Zusammenhang aus. Die Vorderseite offenbarte in ihren Darstellungen die Weihungen des Tempels, die Symbole seiner Heiligkeit und die Gebräuche, mit denen man sich ihm nahen sollte. An der Außenseite fand sich die Geschichte des Kampfes, wodurch der Gott seine Feinde besiegte und seine Herrschaft errang. Im Innern vergegenwärtigte die obere Reihe zur Rechten Ammon, wie er nach glücklich überstandenen Kämpfen

sammt den mithelfenden Göttern, als seinen Genossen, den Thron einnimmt; die Reihe zur Linken dagegen zeigte die höchste Priesterwürden und die feindseligen Himmelsmächte, denen sich der Gott nach ihrer Bezwingung gnädig erwies. In der mittleren Reihe wird die Opferbringung nebst der Ordnung des Gebets in Priestern und heiligen Frauen dargestellt, wobei auch die gedemüthigten Gottheiten nicht fehlten. In der untersten Reihe endlich sah man rechts den Tod des Osiris und die Trauer um ihn, links die Besiegung des letzten Feindes Typhon durch dessen Sohn Horus. Alle Bildwerke stellen demnach einen vollständigen Cyclus heiliger Lehren in Symbolen dar. Das Gotteshaus selbst war gleichsam das beständig aufgeschlagene große Lehrbuch des priesterlichen Unterrichtes. — Der Sonnenquell, dessen reizende Lage in einem Palmenhain bereits erwähnt wurde, hat eine eiförmige Gestalt. Die Länge beträgt etwa dreißig, die Breite zwanzig Schritte. Er soll sechs Klafter tief sein und ist so klar, daß man bis auf den Grund sieht, aus dem fortwährend Luftblasen aufsteigen. Zu manchen wunderbaren Beschreibungen hat die Eigenthümlichkeit veranlaßt, daß er bei Tage kalt, des Nachts aber warm ist. Ich selbst habe mich davon überzeugt, obgleich der Gegensatz nicht sehr bedeutend hervortritt. Es mag von Natur ein heißer Quell sein, dessen Wärme man am Tage wegen der Sonnengluth nicht so wahrnimmt, als bei kühler Nacht. Die Siwaher legen ihm eine heilende Kraft bei."

„Unweit des Orakeltempels befinden sich theils in mehreren Bergen, theils unter der Erdoberfläche ohne sichtbaren Eingang eine Menge Katakomben, deren Durchforschung mir jedoch nichts als Schutt und Trümmer, morsche Gebeine und zerrissene Zeuge offenbarte. Eines Tages wurde ich sehr überrascht, indem ich in einem von Grabgewölben ganz durchlöcherten Todtenberg Seelen der Lebendigen antraf. Einige hundert Araber hatten nämlich sammt ihrem Scheik die Kammern des Berges zu ihrem häuslichen Quartiere erwählt. Dieser Scheik, mit dem ich ein Gespräch anknüpfte, theilte mir einige Notizen über die wenig bekannte Oase von Augila mit. Sie ist zehn Tagereisen von Siwah entfernt, etwa drei Viertelmeilen lang, eine halbe breit und zählt nur zwei arabische Dörfer: Augila und Galle.

Die Bewohner treiben Handel mit den durchziehenden Karawanen und betheiligen sich bei denselben häufig als Kameelführer oder Kaufleute. Sie gewinnen fast doppelt so viel Datteln, als die Siwaher und Getreide für ungefähr zwei Drittel der Bevölkerung; auch besitzen sie Kameele, und in der Umgegend giebt es viele Strauße. Es gelten dort beinahe dieselben Gesetze, als in Siwah; Diebstahl wird mit Verlust der einen Hand bestraft, und die Blutrache herrscht. — Bei einzelnen kleinen Ausflügen, die ich in die Nachbarschaft von Siwah unternahm, kam ich oft auf Stellen, welche in der Ausdehnung einer Viertelmeile so dicht mit Salz bedeckt waren, daß sie mir wie Schneefelder erschienen. Auch fand ich einige Lachen so stark mit Salztheilen geschwängert, daß meine Kleider durch das bloße Anspritzen des Wassers wie mit einer Salzkruste überzogen wurden. Das hiesige Salz ist sehr gut und galt im Alterthum für reiner, als jedes andere. Priester brachten es in Körben aus Palmenblättern nach Aegypten, wo man sich desselben beim Opfern bediente. Der König von Persien, der aus allen Provinzen seines weiten Reiches nur das Beste genoß, erhielt aus Aegypten Salz von dem Tempel des Ammon und Wasser vom Nil. Mit der Erscheinung, daß bisweilen inmitten der Salzlager süße Quellen emporsprudeln, mag es eine ganz ähnliche Bewandtniß haben, wie damit, daß solche Quellen auch in der Tiefe der salzigen Meeresfluth gefunden werden." —

„Am 12. November brachen wir von Siwah auf. Die beiden ostwärts streichenden Bergketten, welche diese Oase einschließen, ziehen sich acht Stunden weit fast parallel fort. Vier Stunden hinter Siwah wird der Boden weniger salzig, die Vegetation spärlicher. Wir sahen einiges Gebüsch, rechts in der Ferne auch einen Palmenwald. Die Kalk- und Sandsteinberge waren mannigfach zerrissen. Der ganze Strich hat durchaus das Ansehen, als wäre er einst das Bette eines großen Salzsees gewesen, welcher da, wo Siwah liegt, am tiefsten war, weshalb sich dort der Schlamm mit allerlei befruchtenden Stoffen sammeln mußte. Dieser See entsandte einen südwestlichen und einen nordöstlichen Arm. Der letztere erniedrigte sich zu der Oase Klein-Siwah oder Kara, zwanzig Stunden östlich von Siwah ge-

legen und ganz eben so beschaffen. Die krummen Windungen jenes todten Armes nöthigen die Karawanen einen kürzeren Weg über eine wüste Ebene zu nehmen, in der man acht Stunden lang nichts als nackte Hügel sieht. Dann folgen Kalksteinschichten, welche Regengüsse unterwühlt haben. Fast bei jedem Schritt stößt man auf Versteinerungen, besonders von Schwämmen. Sandhügel stehen neben mannigfaltig geformten schwarz, roth und gelb gestreiften Kalksteinschichten; hie und da sieht man einige den Kameelen zur Nahrung dienende Pflanzen, selten Fährten von wilden Thieren. Kara selbst dehnt sich drei Stunden lang von Nordost nach Südwest aus und ist eine halbe Stunde breit. Die Thier- und Pflanzenwelt ist hier spärlicher, als in Siwah, die Einwohnerzahl sehr unbedeutend; man rechnet nur vierzig Männer. Sie leben sehr armselig in halbverfallenen Häusern, ernten nur Datteln und Gerste. — Sobald man aus der Vertiefung von Kara tritt, erblickt man auf beiden Seiten eine Menge kahler Berge. Diese verbinden sich auf der linken Seite zu einer Kette, deren Gipfel jedoch nirgends höher als 400 Fuß über das erwähnte Seebecken emporsteigen. Da nach Versicherung der Beduinen in größerer Entfernung unter den gleich Eisschollen über einander lagernden Sand- und Salzschichten gefährliche Löcher sich befinden, so zieht sich die Karawanenstraße dicht an den Bergen hin. In dem von ihnen eingeschlossenen Thale befinden sich einzelne Gebüsche von Gummibäumen, sowie Palmengruppen, Rohr und andere Gewächse. Ueberall lassen sich die Fährten von Hyänen und Wölfen erkennen; auch fehlt es nicht an Mauselöchern und Insekten, besonders giebt es viele Schnecken. Zur Bezeichnung des Weges dienen häufig Stücke versteinerter Palmbäume, schwarz und von großer Festigkeit; außerdem bemerkt man viele versteinerte Seeerzeugnisse. Oft hebt sich der Boden in Form isolirter Pyramiden, und dann unterscheidet man sehr genau die verschiedenen Bestandtheile, als: Muschelkalkstein, Sand, Thon, Schwämme, Eisentheile, die in schwarzen, gelben, braunen, rothen oder bunten Streifen abwechseln. — Den 22. November passirten wir stark mit Flugsand bedeckte Strecken, aus denen hin und wieder Binsen aufschossen. Der Sand war oft zu anderthalb Fuß hohen Wellen zusammengeweht, aber doch

feſter gebunden, als in den norddeutſchen Sandgegenden, wie wenn er einen Anflug von Froſt gehabt hätte. An den zahlreich umher ſichtbaren verſteinerten Holzſtücken von einem bis zwei Fuß Durchmeſſer erkannte man deutlich die verſchiedenen Holzarten, und es ging daraus hervor, daß einſt eine Strömung von ſüßem Waſſer dieſe Gegend befruchtete, um ſolche Bäume hervorzubringen. In der Nacht, wo wir an einem reichlich fließenden Quell Halt gemacht, erhob ſich ein entſetzlicher Lärm. Der Mamluk rief eilig zu den Waffen, der Scheik tobte; die aufgeſcheuchten Pferde ſtürmten auf das Zelt los. Es hatte ſich nämlich unter den weidenden Laſtthieren auf einem Kameel ein bewaffneter Araber gezeigt, den man für den Kundſchafter einer größeren Bande hielt. Der angebliche Räuber verwandelte ſich indeß bald in einen befreundeten Straußenjäger, von ſeinen Gefährten abgeſchickt, um aus dem Quell Waſſer zu holen. Er wurde ins Lager geführt und gut bewirthet, worauf er verſprach, den des Weges unkundigen Karawanenführer auf die rechte Straße zu den Natronſeen zu geleiten."

„Am 24. November erreichten wir den Bahr el Balama oder den Fluß ohne Waſſer, deſſen Bett wir von Südweſt nach Nordoſt durchſchnitten. Wahrſcheinlich hatte nämlich der Nil in uralten Zeiten, ehe er ſein heutiges Delta mit Schutt und Schlamm füllte, ſich im Weſten durch die libyſche Wüſte einen Ausgang gebahnt, ſo daß dieſes von Süd-Oſt nach Nord-Weſt ſtreichende, jetzt leere Flußthal im Süden von dem See Möris ausging; gen Norden aber läuft es vier Stunden ſüdweſtlich vom See Mareotis ins Meer aus, wo drei tiefe waſſerreiche Brunnen an ſeinem Ende liegen. Die Ränder des Fluſſes ohne Waſſer ſind faſt anderthalb deutſche Meilen von einander entfernt und das Bette iſt mit Sand angefüllt. Eine traurigere Gegend läßt ſich kaum denken. Nirgends zeigt ſich weder Baum, noch Strauch, noch Quell. Außer beträchtlichen Lagern von verſteinertem Holze findet man in den Sandwellen nichts, als Kieſel und kieſelartige Steine, Gyps, Quarz, Bruchſtücke von Jaspis und grünlichem Hornſtein, welche meiſtentheils aus den Gebirgen Ober-Aegyptens herrühren und wohl durch die Nilfluthen hierher geführt wurden. Etwas öſtlich davon liegt das Thal der Natron-

seen, so genannt von den auf seinem Grunde befindlichen Bittersalz-Seen. Beide Thäler laufen parallel und sind blos durch einen Erdrücken von einander getrennt. In der Tiefe des Thales der Natronseen finden sich sechs einzelne kleine Seen, auf deren Mitte vormals eine alte, jetzt zerstörte Burg mit ihren vier runden Thürmen aus Natronstücken aufgebaut wurde. Ihr gegenüber liegen an der Südwestseite des Thales zwei Klöster, ein griechisches und ein syrisches: armselige Ueberreste aus den Zeiten des vierten Jahrhunderts, wo die libysche Seite Unter-Aegyptens so sehr von Mönchen wimmelte, daß Kaiser Valens im Jahr 476 zur Vertheidigung des Reiches allein aus dieser Gegend beinahe fünftausend Mönche ausheben und in Konstantinopel unter das Heer stecken ließ. Die Seen des Thales sind durch kurze Sandstrecken von einander geschieden und liefern als Salzkruste das Natron. Sie nehmen insgesammt eine Länge von etwa drei Meilen ein. Bis gegen Ende des Decembers pflegt sich ihre Wasserfläche zu heben, so daß wahrscheinlich die Nilschwellen auf diese Seen Einfluß haben. Ihre Tiefe beträgt kaum drei Fuß, und einer der Seen hat blutrothes Wasser. Nur der vierte See, von Süden nach Norden zu gerechnet, wird zum Natron benutzt. Man bricht die Salzkruste der Oberfläche mit Brecheisen entzwei, und die Aegypter von Therraneh verführen das Salz auf ihren Kameelen oder Eseln nach Alexandria und Rosette. Ihr Gewinn besteht jährlich ungefähr in 150 Kameellasten und 600 Eselsladungen. In Aegypten wird das hier gewonnene Natron zum Flachsbleichen und zur Glasbereitung benutzt. Ein großer Theil davon kommt auch nach Europa. Schilfwaldungen von hochstämmigem spanischen Rohr (Arundo donax) schmücken mit lebhaftem Grün die Ufer jener Seen; Wasserhühner, Enten und mancherlei Geflügel beleben sie. Der Thalboden ist mit großen Ameisen bedeckt, und in der Nachbarschaft schweifen flüchtige Gazellenheerden. Von Palmbäumen sieht man in dem Thale nur einige niedrige Stämme oder dicke Büsche, die keine Frucht tragen. Von dem Nil wird der Fluß ohne Wasser durch einen vierzehn Stunden breiten, übrigens aber niedrigen Höhenzug geschieden. Oben auf der ganz ebenen Höhe herrscht völlige Wüstenei; man trifft da kein Thier

und nur wenige Pflanzen. Ueberall ist der Kalkfelsboden mit Kies, Rollkieseln und Achaten bedeckt, nirgends jedoch mit losem Sande; denn diesen haben die Westwinde längst in das Nilthal geweht, welches an dem Höhenzug selbst hinwiederum eine Schutzwehr vor Verschüttung durch libyschen Sand besitzt."

An einem der Natronseen stießen wir auf ein weit ausgedehntes Lager der Jovaisi-Araber. Schon wollten wir seitwärts vorüberziehen, als Einer der Araber auf uns zukam und indem er meinem Pferde in die Zügel fiel, mich mit zudringlicher Herzlichkeit nöthigte, in eins der Zelte des Scheiks einzutreten, wo ich mich auf einem Teppich am lodernden Feuer niederlassen mußte. Allein die daselbst herrschende unerträgliche Hitze und die Menge gewisser Insecten veranlaßte mich, unter irgend einem Vorwande ein anderes Zelt zu suchen. Kaum war ich da eingetreten, so wurde mir auch schon von Seiten des Scheiks eine gebratene Hammelkeule, Eier, Butter und Brot überbracht, und da auch das Wasser gut schmeckte, so hielt ich eine ganz herrliche Mahlzeit, wie mir solche lange nicht zu Theil geworden. — Am nächsten Tage zogen wir anfänglich durch Sand und Kies längs einem der Natronseen hin, bogen dann rechts ab und machten unweit eines Brunnens an einem reich bewachsenen Platze Halt, um die Kameele zu tränken und zu füttern. — Den 26. November brachen wir schon des Morgens um drei Uhr wieder auf und zogen über die oben beschriebene öde Hochebene, welche das Natronthal vom Nil abscheidet. Endlich passirten wir einen unbedeutenden Bergpaß, Kuhkopf genannt, und erstiegen damit den Thalrand des Nil, der uns mit seinen grünenden Ufern in der Entfernung von ungefähr einer Meile unendlich reizend entgegen lachte. Die Freude verdoppelte unsere Schritte und in einer Stunde erreichten wir Therraneh, den Sammelplatz der Natronkarawanen und das ersehnte Ende der Mühseligkeiten unseres Zuges durch die Wüste. Von hier aus fuhr ich in einem Nilfahrzeuge mit günstigem Wind nach Kairo."

Schließlich noch einige allgemeine Bemerkungen über die libysche Wüste. Diese bildet bekanntlich den nordöstlichen Theil der großen Sahara. Wenn das eigentliche „Sandmeer" vorzugsweise in der Sahel, als dem westlichen Theile zu suchen ist,

wo das Kameel tief im feinsten Sandstaub waten muß, und wo am Rande des atlantischen Oceans der auf den Dünen als Nebelwolke schwebende mehlartige Staub von den Passatwinden oft drei bis vierhundert Meilen weit über die Meeresfluthen weggeführt wird, so findet man dagegen den Osten der Sahara mehr mit grobem Kies und Rollkieseln überlagert; der Sand aber wird hier fast überall durch Thon und Salztheilchen gebunden oder durch aufgeschwemmten Kies fest gehärtet, weshalb der Boden streckenweis das Ansehen eines Kunstdammes gewinnt. Da wo die entweder schichtenartig abgelagerten oder zusammengespülten oder über einander gerollten Kiesel-, Thon- und Salzmassen fehlen, erblickt man nackte, wild zerrissene Kalk- und Sandsteinfelsen, welche sich, gleich den Riffen des Oceans, ohne bedeutende Erhebung in langen Ketten fortziehen und die Oasen zum Theil umringen. Die wagerechten Hochflächen dehnen sich zuweilen auch als nackte, ganz ebene Felstafeln, gleich ungeheuren Leichensteinen, in unabsehbarer Länge und Breite meilenweit aus. Der Wind hat den Sand von diesen höher gelegenen Platten in die Niederungen gefegt und die Trümmer vieler alten Tempel und Städte an den Grenzen Aegyptens damit überschüttet. Daher sind die Straßen der Städte, z. B. in der Oase Siwah, oft zur Abwehr gegen den Flugsand mit Brettern überdeckt. Die versteinerten Bäume stehen zuweilen mit ihren Stämmen und Zweigen noch aufrecht da, und in den Kalkfelsen trifft man neben den versteinerten Muscheln, Schwämmen, Seesternen und anderen Meeresproducten auch große Seefische. — Die Sonnengluth ist den Tag über brennend, der Grad der Abkühlung aber während der Nacht sehr empfindlich, weshalb man sich vor Erkältungen in Acht nehmen muß. An fließendem Wasser gebricht es durchweg, außer in den Oasen. Einzelne Quellen und die zahlreichen Cisternen, in denen das Regenwasser sich sammelt, liefern dem schmachtenden Wanderer oft nur kärglichen Trunk. Manche Gegenden der Wüste werden wegen völligen Wassermangels von keinem menschlichen Wesen bewohnt; dagegen wird man überrascht, an mehreren Stellen eine reiche Vegetation zu finden, wie man sie bei den versengenden Gluthwinden und auf solchem Boden nicht erwartet. Alle Gewächse aber, die sonst mit einem zarteren Stengel

erscheinen, nehmen in der Wüste einen mehr derben strauchartigen Charakter an und haben holzige Stengel. An Thieren finden sich besonders häufig die Gazellen. Sie ergötzen durch ihren behenden zierlichen Lauf und reizen den Jäger durch ihr schmackhaftes Fleisch, sind aber schwer zum Schusse zu bringen. Wegen ihrer kurzen Vorderläufe entwischen sie gleich den Hasen, mit größerer Schnelligkeit bergauf, als bergab; übrigens ähneln sie den Rehen. Ihre oben gebogenen Hörner haben die Länge eines Fußes, die langen Ohren sind gespitzt und stark aufgeschlitzt, die schwarzen Augen groß und lebhaft. Von den Beduinen werden sie oft früh morgens lebendig gefangen, wenn sie in ihrem Lager schlafen. Sie lassen sich ohne viel Mühe zähmen; nur sind sie wegen ihrer Naschhaftigkeit und Freßbegierde, welche ihnen leicht verderblich wird, sowie wegen der Zerbrechlichkeit ihrer Beine schwer zu erhalten. Am Meer lebt die ägyptische Springmaus (Dipus aegyptius Jerboa), schwarz von Farbe und so groß wie eine Ratte. Wölfe giebt's in einigen Gegenden Libyens häufig, hin und wieder auch Hyänen. An Schlangen und Scorpionen, Chamäleons und mancherlei andern Eidechsen fehlt es nicht; Landschildkröten und Taschenkrebse sind ebenfalls einheimisch. Vögel ernährt die nördlichere Wildniß in Menge, so namentlich Geier, Falken, Nachteulen, wilde Tauben, Rebhühner, Lerchen und sonstiges kleines Geflügel. Die Jagd auf Strauße, welche in Trupps von zwölf bis fünfzehn umherschweifen, ist belohnend und eine Lieblingsbeschäftigung der vornehmeren Araber. Eine gute Straußenhaut mit den Federn wird in Alexandrien oder Kairo gewöhnlich mit vierzig spanischen Thalern bezahlt. Die Jagd unternimmt man in größerer Gesellschaft, führt außer Pferden auch Kameele mit, und versieht sich mit Wasserschläuchen und Nahrungsmitteln auf ein paar Monate. Dann wird die Wüste nach allen Richtungen durchstreift und trifft man auf Strauße, so hütet man sich sorgfältig, sie durch unvorsichtige Annäherung scheu zu machen, sondern merkt sich ihren Zug nach den Nahrungs- und Tränkeplätzen, welche sie gemeiniglich des Morgends und Abends besuchen. Sind diese ausgeforscht, so werden daselbst in Abwesenheit der Strauße aus mitgebrachten Hürden oder leichten Brettern Verstecke erbaut, hinter denen sich die

Jäger verborgen halten. Kehren nun die Vögel zurück, so feuern auf ein gegebenes Zeichen alle Jäger auf einmal aus ihrem Hinterhalte die Flinten ab und den verwundeten Thieren wird dann aufs schnellste nachgesetzt; denn einen unversehrten Strauß würde auch der beste Reiter vergebens einzuholen suchen. — Der uns bekannt gewordene Theil der libyschen Wüste wird von sogenannten Fellahs oder Ackerbauern, von geordneten Beduinenstämmen oder von einzelnen umherziehenden Arabern bewohnt. Letztere haben weder bestimmte Lagerplätze noch unter sich einen Verband. Sie irren nach Nomadenweise mit ihren Heerden umher, lassen diese weiden, wo sie Futter finden, bestellen auch bisweilen ein Stückchen Feld oder suchen durch Diebstahl und Raub ihren Unterhalt. Die Fellahs haben feste Wohnsitze in der Nähe der Brunnen und Cisternen, treiben etwas Ackerbau und Viehzucht, gelten aber für feig, knechtisch und träg. Ihr starker Muskelbau macht sie geschickt, mit Leichtigkeit selbst schwere Lasten zu bewegen. Bei jeder Beschäftigung muntern sie sich gegenseitig durch Gesang auf, und lebten sie nicht unter dem Druck einer habsüchtigen Regierung, welche ihnen die Früchte ihrer Arbeit sehr verkümmert, so würde der Boden, mit Sorgfalt bestellt, sicher einen reicheren Ertrag liefern. Jetzt bietet ihr Zustand das Bild versunkenster Armseligkeit dar; indeß sind sie sehr genügsam, mäßig und gastfrei, dabei eifrige Muselmänner. Ihre Tracht besteht gewöhnlich in weiten Beinkleidern und einem blauen leinenen Oberhemde, das bis auf die Knöchel reicht und mit einem Gürtel zusammengebunden wird. Die Mütze des Kopfes wird bisweilen durch ein umgewickeltes Stück weißes Zeug zu einem Turban erhoben. Manchmal haben sie blos ein Stück grobes härenes Zeug um die Hüften gewunden und sind im Uebrigen nackt. Zur Sommerzeit gehen Knaben und Mädchen nicht selten bis zum zwölften und funfzehnten Jahre ganz nackt; auch Männer pflegen sich bei schwerer Arbeit aller Bekleidung zu entledigen. — Die Beduinen wohnen niemals in Häusern, sondern in beweglichen Lagern, beschäftigen sich aber keineswegs ausschließlich mit Viehzucht. Einige Stämme besorgen die Fortschaffung des Natrons, andere die der Kohlen, noch andere die Geleitung der Karawanen. Wer sich ihnen behufs einer Reise

durch die Wüſte anvertraut, wird es indeß bald merken, mit wem er es zu thun hat. Derſelbe Araber, der in der Stadt und vor mächtigen Vorgeſetzten eine beſcheidene, oft kriechende Unterwürfigkeit an den Tag legt und ſich ſcheinbar Alles gefallen läßt, zeigt ſich herriſch und ſtolz im Gefühl ſeiner Unabhängigkeit, ſobald er die Wüſte betritt. Er weiß, daß er da ſeinen mit tauſend Pforten offenen Zufluchtsort erreicht hat, wo die bürgerliche Macht ihn vergebens aufſucht. Die Strafloſigkeit macht ihn übermüthig und unbeugſam in dem, was er ſich einmal vorgenommen. Seine Rachſucht iſt unverſöhnlich und dürſtet nach Blut. Eines Beſiegten zu ſchonen, verachtet er und hält es für ſein Recht, ſich eines Feindes durch Mord zu entledigen. Gaſtfrei theilt er von ſeinem Vorrathe dem ihn anſprechenden Fremdlinge mit, ohne zu fragen, weß Glaubens und Volkes er ſei, und wiederum nimmt auch der ärmſte Beduine Platz am Tiſche des vornehmſten, ohne daß er befürchten darf, abgewieſen zu werden; allein er fordert auch oder nimmt ſelbſt ohne Umſtände, was er nöthig hat, und zwingt bei Gelegenheit die Gaſtfreiheit gewaltſam herbei, indem er nach dem Rechte des Stärkeren ſich fremden Kornes bemächtigt. Die patriarchaliſche Sitte des gemeinſchaftlichen Salz- und Brot-Eſſens beſiegelt noch immer jeden Vertrag; allein der Beduin hält keinen Eid für bindend, ſobald Furcht oder Eigennutz ihn zum Verrath auffordern. Er ſchlägt ſich beſtändig auf die Seite des Stärkeren; wer ihm jedoch länger traut, als er Gewalt über ihn hat, der iſt verloren. Sein Hang zum Frohſinn tritt auffallend hervor, aber Schadenfreude, gelungener Betrug und Bosheit ſind die gewöhnlichſten Anläſſe ſeiner Luſtbarkeit. Gleich Kindern beneiden ſich die Beduinen den geringſten Vorzug und leben unter einander in beſtändigem Zwiſt. Sie wachſen in Rohheit auf und bleiben meiſtens ſehr beſchränkt; nur in einzelnen Lagern lernen die Knaben leſen und ſchreiben. Die Stunden des Tages beſtimmen ſie nach der Länge des Schattens, die Zeit der Nacht nach dem Auf- und Niedergang der Geſtirne. An ihrem Islam hängen ſie ſo feſt, wie die übrigen Mohammedaner, mit denen ſie nicht weniger den Haß und die Verachtung der Ungläubigen, als den Hang zum Aberglauben theilen. Der

letztere spricht sich besonders in dem Glauben an astrologische Deutungen und an die Kraft gewisser Formeln in Krankheiten aus. Auch sieht man nicht leicht ein Kind, noch weniger irgend einen Erwachsenen, der nicht mit fünf oder mehreren sorgfältig verhüllten Papieren an Kopf und um den Huls behangen wäre. Sie sind mit wunderthätigen Zeichen beschrieben und vertreten die Stelle der Talismane. Diebstähle kommen unter den Beduinen nie vor; nur die vorüberziehenden Karawanen berauben oft ihre weidenden Heerden, weshalb sie sich von den gewöhnlichen Karawanenstraßen immer etwas entfernt halten, und einer der Hirten muß stets auf einer Anhöhe Wache stehen. Sie sind klein, mager, von der Sonne verbrannt. Ihre Kleidung besteht oft blos in einer weißen oder rothen Mütze und in einem Barakan (eine Art Mantel), der in Falten gelegt den ganzen Körper bedeckt. Darunter sieht man denn wohl noch ein Hemde und ein paar linnene Beinkleider. Sie lieben sehr das unthätige Leben, machen einander gegenseitig viel Besuche und sitzen oft den größten Theil des Tages mit einsylbiger Unterhaltung im Kreise umher. Fischfang treiben sie nie, die Jagd selten. Sie sind schlechte Schützen und finden es bequemer, eine Art Geier dazu abzurichten. In ihren Lagern, deren Standpunkt sie von Zeit zu Zeit verändern, wohnen sie unter schwarzen Zelten von härenen Matten bis zu mehreren hundert Familien beisammen. Jede Familie besitzt nach Maßgabe ihrer Vermögensumstände ein oder mehrere Zelte, die sehr geräumig, aber niedrig und reihenweis aufgepflanzt sind. Jedem Lager steht als Haupt ein Scheik vor, der dem Oberhaupt des ganzen Stammes mehr ebenbürtig, als unterthänig ist. Die Weiber haben kein abgesondertes Quartier, bilden aber den ganzen Tag über einen Zirkel für sich, ohne sich unter die Männer zu mischen. Sie halten die Wirthschaft und die Zelte im Stande, flechten Matten, pflegen die Hausthiere und besorgen die einfache Kost. Diese besteht für gewöhnlich in Erbsen und Bohnen oder Gerstenmehl mit Gerstenbrotstücken gekocht und Brot mit Zwiebeln. Oft nähren sie sich auch allein von Datteln oder vermischen dieselben mit Mehl und Brot. Das Korn wird auf Handmühlen gemahlen, das Brot in Kuchenform unter der

Kohlengluth oder auf glühenden Steinen gebacken. Butter giebt's in jeder Hauswirthſchaft, Milch trinken nur ihre Kinder, Fleiſch eſſen ſie ſelten. Das ausgezeichnetſte Gericht, womit man einen werthen Gaſt beehrt, iſt ein gebratener Hammel. Man ißt alles mit den Händen von hölzernen Platten auf der Erde ſitzend. Der Waſſervorrath wird in Schläuchen geborgen, die anderweitige Habe in wollenen oder ledernen Säcken, auch wohl in Kufen oder Körben, die man von Dattelblättern geflochten. Die Einfalt der Sitten bewahrt übrigens dieſe Herren der Wüſte doch nicht vor Ausſchweifungen, und durch manche bösartige Krankheit wird ihr Leben verkürzt.

Drittes Kapitel.

Die Hauptſtadt Aegyptens **Kairo** wird von den Arabern eigentlich Masr genannt und durch den Beiſatz El Dahireh, d. i. die ſiegreiche, von dem heutigen ſüdlich gelegenen Alt-Kairo unterſchieden. Letzteres wurde um die Mitte des zwölften Jahrhunderts durch Brand zerſtört, und ſeitdem hob ſich die neue Stadt. Das Schloß und die zum Theil noch ſtehenden gewaltigen Ringmauern ſind eine Schöpfung des Sultans Saladin. In ſeinem Geiſte bauten die nachfolgenden Sultane dieſe zahlreichen Moſcheen und Paläſte, in denen die ſaraceniſche Baukunſt ihre höchſte Entwickelung erlangte. Das gleiche Gepräge hat die ungeheure Stadt faſt in allen ihren Theilen bewahrt. Was ſeit Jahrhunderten unter der barbariſchen Türkenherrſchaft verfallen und dafür an Neubauten eingeſchachtelt iſt, kann den Geſammteindruck nicht beeinträchtigen, ſo groß und überwiegend ſind die Denkmäler aus der Zeit der ſaraceniſchen Blüthe. Kairo mag ſich von Oſt nach Weſt eine Stunde, von Nord nach Süd anderthalb Stunden ausdehnen. Einen großen Theil dieſes Flächenraumes nehmen jedoch Plätze und Gärten ein. Die Bevölkerung wird auf 2 bis 300,000 Seelen geſchätzt. Jedes Stadtviertel hat ſeine beſonderen Thore, die nachts ge-

schlossen werden. Die Straßen sind enge, finster und nach dem Schlosse zu aufsteigend. Bis jetzt fehlt noch das Straßenpflaster, und der Boden besteht also nur aus dem verhärteten schwarzgrauen Schlamm des Nilthales. Durch die Masse der vom Morgen bis zum Abend darüber hinziehenden Menschen, Kameele, Pferde und Esel ist die Oberfläche in Staub verwandelt, den der geringste Windzug in Wolken aufwirbelt. Diesem Uebelstande wird an vielen Stellen, namentlich in den Basars, dadurch gesteuert, daß die Wasserverkäufer den Rest ihres Vorraths im Gehen aus dem Schlauche auslaufen lassen; aber indem der Staub sich begierig mit dem Wasser mischt, bildet er einen sehr schlüpfrigen Ueberzug, auf dem die Lastthiere leicht ausgleiten. Solche Wasserverkäufer tragen Nilwasser in einer wohlzugenähten schwarzfarbigen Bocks- oder Schafshaut umher und machen sich durch das Klappern mit messingenen Trinkschalen bemerklich. Demselben Zwecke dienen Esel, die gewöhnlich in Zügen von sechs, acht und mehr, jeder mit einem Schlauch beladen, durch die Straßen getrieben werden. Der feine, immerwährend die Luft erfüllende Staub trägt sicherlich auch dazu bei, die außerordentliche Menge der besonders in und um Kairo befindlichen Augenkranken zu vermehren. Es ist nicht übertrieben, daß man auf der Straße unter der niederen Volksklasse oft nach einem Menschen suchen muß, der noch zwei vollkommen gesunde Augen im Kopfe hat. Sehr Vielen begegnet man, denen ein Auge durch Krankheit der Sehkraft beraubt und häßlich entstellt wurde, und groß ist die Zahl der völlig Blinden, die meistens ohne Führer, blos einen langen Stab in der Hand, vor sich hintappend, durch die belebtesten Straßen schleichen. Nächst dem Staube wirkt auf diese häufigen Augenleiden besonders noch der Umstand, daß die gemeinen Leute sich nicht selten ohne alle Bedeckung unter freiem Himmel den kühlen thaureichen Nächten aussetzen, so wie ihre fast unglaubliche Unsauberkeit. Die Beläge dazu drängen sich dem Fremden bei jedem Tritt und Schritt auf. Allenthalben sitzen und liegen Erwachsene und nackte Kinder starrend von Schmutz auf dem Boden umher. Wahrhaft Grausen erregend aber ist der Anblick ihrer mit Fliegen bedeckten Gesichter. Diese Thiere überziehen oft als schwarze

Maske das ganze Geſicht, und wie Bienen, wenn ſie ſchwärmen wollen, am Flugloch, ſo ſitzen jene am dichteſten um den Rand der Augenlider, indem ſie mit dem Saugrüſſel die Feuchtigkeit auf dem Weißen des Auges auftupfen, was einen peinigenden Reiz hervorbringt. Der Fremde verſcheucht ſogleich mit der Hand die läſtigen Gäſte; aber das niedere Volk läßt dieſelben in abgeſtumpfter Empfindlichkeit ungeſtört ſitzen. — In einigen Quartieren ſind von den Dächern aus große Matten und Tücher quer über die Straßen geſpannt zum Schutz gegen die Sonnengluth; denn das Klima iſt hier ſchon viel heißer, als in Alexandria. Regengüſſe kennt man kaum, und deshalb können alle Vorräthe im Freien aufbewahrt werden, wie wir denn auch gleich bei unſerem Landungsplatz hart am Ufer zwei bedeutende Hügel von Erbſen und Bohnen zu zwanzig bis dreißig Fuß hoch aufgethürmt ſahen, um ſeewärts verſchifft zu werden. — An allen Straßenecken halten in großen Schaaren die Reiteſel, deren Zahl man auf etwa 20,000 rechnet. Sie ſind klein, aber feurig, und ihr Haar iſt eben ſo ſeidenartig glatt, wie das des ſchönſten Pferdes. Jeder iſt mit einem gepolſterten Sattel verſehen, und es ſitzt ſich darin ſo weich, wie in einem Sopha. Das kleine Thier ſetzt ſich ſogleich nach dem Aufſteigen in Trab, ſo daß man raſch von der Stelle kommt, und wenn man in dem Gedränge oft gar keinen Ausweg ſieht, ſo trabt der Eſel doch luſtig zu und findet immer ein Loch, durch welches er hindurch ſchlüpft. Daß es hiebei nicht ohne Stöße abgeht, kann man ſich vorſtellen; denn obgleich der zur Seite laufende Sais oder Reitknecht beſtändig ſchreit: „Jemilak! Schimilak!“ (weichet zur Rechten, zur Linken!), ſo iſt es doch nicht immer möglich, ſogleich auf dies Geſchrei bei Seite zu reiten und man berührt ſich unſanft mit anderen Reitern. Die vornehmen Damen, die auch zu Eſel in den Straßen paradiren, ſind dabei ſeltſam vermummt. Vor dem Geſicht hängt ein Stück von dunkelm Taffet oder Kattun mit zwei eingeſchnittenen Augenlöchern, und der ganze Körper iſt in ein großes Stück Seidenzeug oder dunkelen Kattun gehüllt, welches ſie vorn mit beiden Händen zuſammenhalten, indem die Arme möglichſt nach außen hin geſperrt werden, damit ihre ganze Figur recht breit erſcheint. Solch eine

Reihe Weiber hintereinander nimmt sich vermöge der schwarzen Farbe ihrer Gewänder wie ein Leichenzug aus.

Der Lohnbediente unseres Gasthofes Namens Mechmed, ein noch ziemlich junger Mensch in dem malerischen Mamluken-Costüm, weiter rother Hose, weißem Unterkleid und darüber eine rothe Jacke, Alles mit Goldschnüren besetzt, ritt am ersten Tage mit uns in Kairo herum. Es war grade ein Donnerstag, wo gewöhnlich religiöse Feierlichkeiten vorgenommen werden. Wir begegneten mehreren Hochzeitszügen, die von Rohrpfeifen und Clarinetten, großen und kleinen Pauken, Lärmen und vielfachem Durcheinanderschreien begleitet wurden. Besonders sind es die Frauen, welche bei fröhlichen und traurigen Gelegenheiten ein ganz eigenthümlich durchdringendes Trillern hören lassen, was immer unisono ausgeführt und in kurzen Pausen von der Dauer eines Athemzuges wiederholt wird. An der Spitze des größten Zuges balancirte ein Mann vorn auf der Brust eine Stange, an deren oberen Ende ein mit Seidenstoffen behangenes kanzelähnliches kleines Gestell angebracht war. Er lief unter allerlei possirlichen Geberden bald rechts, bald links an die Läden, wo man ihm eine Kleinigkeit, als Zuckerwerk oder eine Hand voll Rosinen schenkte. Hinterher kam Musik und dann eine Reihe zehn- bis zwölfjähriger Knaben, die zur Erhöhung der Festlichkeit durch die Beschneidung dem Islam einverleibt werden sollten. Sie waren von oben bis unten mit bunten goldgestickten Sammtkleidern aufgeputzt und ritten eben so bunt geschmückte Pferde, die von Dienern geführt wurden. Diesen folgte unter einem Baldachin das Brautpaar zu Fuß nebst einigen Frauen, letztere, so wie die Braut, natürlich tief verschleiert. — Unser Mechmed führte uns zuerst nach dem Sclavenmarkt. Durch einen langen dunkeln Thorweg tritt man in einen geräumigen, rings von Gebäuden eingeschlossenen Hof. Links am Eingange zeigte sich eine offene Gallerie, zu welcher man auf einer Treppe hinaufstieg, und wo sich die zum Verkauf ausgestellten kleinen Negerknaben befanden, welche zum Theil, gleich den Affen, allerhand possirliche Sprünge machten und lächerliche Grimassen schnitten, um die Blicke des Käufers auf sich zu ziehen. Abgesondert von ihnen hielt man jene Un-

glücklichen, denen eine barbarische Sitte Alles raubte, was Natur ihnen gab. Doch werden diese künftigen Haremswächter am besten bezahlt. Auf der anderen Seite des Hofes waren kleine Gemächer, in denen sich die schöneren Sclavinnen befanden, und an den halbgeöffneten Thüren standen wilde Gestalten als Wache. In dem Hofraum saßen auf Matten von einander abgesondert die schwarzen Sclaven und Sclavinnen. Ihre ganze Kleidung bestand aus einem grauen, um die Hüften geschlagenen Stück Packtuch. Der Eintritt in die kleinen Kämmerchen erkauften wir durch ein kleines Trinkgeld nebst Cigarren; doch war grade nicht viel Schönes da, nur daß wir hier die Gesichter unverschleiert beschauen konnten. Die Haare hatten sie lang den Rücken hinabhängen und kleine Gold- und Silbermünzen darein geflochten. Ein großes Stück Taffet diente ihnen als Mantille. Unter den weißen Sclavinnen giebt's auch oft solche, welche nicht wirklich feil stehen, sondern blos zur Strafe hierher geschickt wurden, indem der Hausherr das Recht hat, seiner Sclavin wegen bedeutender Vergehungen oder Zänkereien im Harem ihre schönen Kleider auszuziehen und sie auf den Markt zu bringen, wo sie auf längere oder kürzere Zeit sitzen muß, beständig in Angst schwebend, welchen Herren sie wohl bekommen möge, da es ihr verborgen bleibt, daß der Sclavenhändler die Weisung erhielt, sie nicht fortzugeben und sie also nur zum Schein ausgestellt wurde.

Um einige schöne Gebäude anzusehen, mußten wir verschiedene von den belebtesten Straßen durchkreuzen. Da giebt's denn beständig ein Gewühl der mannigfaltigsten Gestalten: die Aermeren in blauen oder weißen aufgeschürzten Kitteln, die Reicheren in langen seidenen Kaftanen oder feinen Tuchkleidern mit weißen, rothen, grünen, schwarzen Turbans; dazwischen Griechen in ihren stutzerhaften Fustanellen oder arabische Schechs in ihre weiten Mäntel gehüllt; die Kinder ganz oder halb nackt, auch den Kopf bis auf einen einzelnen Büschel geschoren, die Weiber der armen Fellahs in ihren meist dunkelblauen, knapp dem Körper sich anschmiegenden baumwollenen Hemden. — Eine besondere Merkwürdigkeit ist hier für Kairo der neue Palast Ibrahim Pascha's, ganz europäisch gebaut und hell ange-

strichen. Hohe Bogenfenster mit glänzenden Spiegelscheiben gehen auf einen freien Platz, der mit Akazien bepflanzt und mit einigen anderen europäisch gebauten Häusern umgeben ist, so daß man sich wie durch Zauber plötzlich aus dem Orient in den Occident versetzt glauben kann. Von da ging es durch das Thor von Bulak nach Fostat oder Alt-Kairo zu, und wir sahen auf diesem Wege das Gebäude und den Garten, auf dessen Terrasse der französische General Kleber ermordet wurde. Das Gebäude liegt an dem großen Platz der Esbekieh, in dessen Mitte sich früher ein See befand, der aber jetzt in Gartenanlagen umgeschaffen ist. Rund herum laufen breite Straßen, von hohen Bäumen beschattet und so, daß für Reiter und Fußgänger gesonderte Wege gehen. — Zwischen Alleen, Gemüsegärten, Palmenhainen und Saatfeldern reitend, erreichten wir Alt-Kairo, heut zu Tage der Hafen Kairo's für Ober-Aegypten. Wir traten dort in den Hof der alten Moschee Amru's, eines Feldherrn des Omar, deren Hallen von 244 Säulen getragen werden. In der Mitte des von einem hohen Mauerviereck umschlossenen Hofes erhebt sich neben einer stattlichen Palme ein von acht Säulen umringtes Brunnenhaus. Daselbst soll vormals Amru's Zelt (Fostat) gestanden haben, welches der Feldherr aus Schonung für eine daran nistende Taube nicht abbrechen wollte, und dies veranlaßte nachher die Gründung der Stadt.

Von Alt-Kairo aus besuchten wir die Nil-Insel Rodah, wo sich der uralte Nilmesser befindet. Er ähnelt einer großen Cisterne, deren Quaderstein-Wände mit Bildhauerarbeit verziert sind. In der Mitte des Bauwerkes steht eine achteckige Säule mit eingegrabenen Namen und Zeichen, an denen man die Höhe des Wasserspiegels erkennt. Ibrahim Pascha hat auf dieser Insel einen botanischen Garten theilweis in englischem Geschmack angelegt. Wir sahen hier im üppigsten Wuchs den Kaffeebaum, den Kautschukbaum, den Zimmtbaum, von welchem jedes Blättchen, zwischen den Fingern zerrieben, den aromatischsten Zimmtgeruch entwickelt; ferner die Sagopalme, den Kajaputölbaum und viele andere, meistens ostindische Gewächse. Ein großer Raum war mit Mandarin-Orangen bepflanzt, deren

kleine warzige und dünnschalige Früchte wegen ihrer Saftigkeit vorzüglich geschätzt werden. Ein Feld war mit Cactus (C. Opuntia) bestanden, den über und über Cochenillen und ihre weißen Gespinnste bedeckten. Zwischen großen Boskets von Palmen, Sykomoren, Feigen und Orangen hat der Pascha ein Gartenhaus gebaut, welches eine mit den schönsten Muscheln und Korallen aus dem rothen Meer verzierte Grotte enthält.

Auf dem Wege zwischen Kairo und Fostat bemerkte man einen großen Thurm, wo das Nilwasser durch Ochsen, welche in zwei Stockwerken über einander treten, in die nach der Stadt führende Leitung gebracht wird. In der Nähe befindet sich auch die Stelle, wo der die Mündung des Kanals von Kairo verschließende Damm alljährlich durchstochen wird. Dieser Act, so wie der Moment der beginnenden Nilschwellen giebt Veranlassung zu manchen Feierlichkeiten. Um dergleichen besser zu würdigen, muß man Aegypten um die Zeit der Pfingsten gesehen haben. Dann verdorrt unter dem Gluthhauch des Chamsin alles Grün der Erde, und die Landschaft wird bei dem geringsten Windhauch in Staub gehüllt; auch die Pest und andere Seuchen pflegen im Gefolge dieser Dürre zu grassiren. Doch nun kommt Erlösung von allen diesen Uebeln in der Nacht des 17. Juni, genannt die Nacht des Tropfens, Man glaubt nämlich, daß dann ein wunderbarer Tropfen vom Himmel in den Nil fällt, durch welchen das Steigen desselben bewirkt wird. Die meisten Leute verbringen diese Nacht im Freien an den Ufern des segenspendenden Nil oder doch auf den platten Dächern der Häuser. Man ißt und trinkt fröhlich mit einander, tanzt und singt, treibt auch wohl allerhand Aberglauben, um die Zukunft des neuen Erntejahres zu erforschen. So legt man Brotteig auf die Terrasse des Hauses, der anschwellend und aufplatzend Fruchtbarkeit, Glück und langes Leben, im Gegentheil aber Uebles bedeutet. Nach dieser Nacht des Tropfens hören, wie die Aegyptier glauben, alle Seuchen auf, ansteckend und tödtlich zu sein. Das Steigen des Nil, das anfangs sehr langsam, dann aber immer rascher vor sich geht, wird täglich in den Straßen, nach dem Maße des Nilmessers durch besonders dazu angestellte Ausrufer (Munadih's) verkündet. Jeder der-

selben hat einen Knaben bei sich, mit dem er ein Wechselgespräch hält. Den Anfang machen Lobpreisungen Gottes und des Propheten Mohammed. Dann ruft der Munadih: Gott hat Ueberfluß gegeben, den Strom angeschwellt und das Land bewässert." Der Knabe antwortet: „Und die Berge und die Sandfluren und die Felder." Darauf wird den einzelnen Hausbesitzern Glück gewünscht, und der Ausrufer erhält von denselben ein Geschenk. Wenn der Nil die sechszehnte Elle des Nilmessers erreicht hat, so verkündet der Munadih mit blumenreicher Rede die vollkommene Fülle des Nil, indem er festlich geputzt mit mehreren Knaben, deren jeder eine kleine bunte Fahne trägt, durch die Straßen läuft. Das Volk wird jedoch in Hinsicht dieses hohen Wasserstandes immer getäuscht, da die Regierung, die nach altem Herkommen nicht eher Feld- und Grundsteuer erheben darf, für gut findet, den Leuten so bald als möglich die ersehnte Kunde zu Theil werden zu lassen. Dies geschieht in der Regel schon um die Mitte des August. Dann werden in der Nähe des Dammdurchstiches Zelte aller Art aufgeschlagen, in denen Kaffee und Scherbet bereitet, Obst- und andere Eßwaaren verkauft werden. Gaukler und Tänzer treiben überall ihr Wesen. Vor der Mündung des Kanals sammeln sich im Flusse zahlreiche Boote. Eins der größten, Akkabah genannt, ist mit grellen Farben geschmacklos bemalt und hat ein paar Kanonen an Bord. An dem Tauwerk hängen eine Menge Lampen, welche große Sterne und andere Figuren bilden, und ein über der Cajüte aus Seidenzeug errichtetes großes Zelt ist mit zwei Wimpeln geziert. Ein solches Schiff soll vor der Eroberung Aegyptens durch die Araber eine schön geschmückte Jungfrau getragen haben, welche man einer alten Sitte zufolge als Opfer in den Fluß warf, um dadurch eine recht ergiebige Ueberschwemmung zu erzielen. Jetzt wird in dem noch trockenen Kanale eine aus Lehm und Nilschlamm geformte Figur aufgestellt, welche man die Arusch oder Nilbraut nennt. Um sie herum jubelt das jüngere Volk bei Musik und dem Knallen abgebrannter Raketen die ganze Nacht vor dem festlichen Tage bis zum Morgen, wo in der Frühe bei den ersten Strahlen der aufgehenden Sonne von der Citadelle her Kanonendonner er-

schallt und unter dem ungeheuren Zujauchzen der Menge in Gegenwart der hohen Behörden der Damm durchstochen wird. Ganze Schaaren von Kindern erwarten entkleidet in dem Kanal das hereinströmende Wasser, indem sie zuerst herumwatend einander hinwerfen und die arme Nilbraut necken, die alsbald unter dem Andrang der Fluthen in Nichts zerrinnt. Steigen diese höher, so wird schreiend das geschmückte Schiff Akkabah umschwommen, bis dasselbe ebenfalls flott gemacht wird und auf der Strömung unter Musik dahin fährt. Die übrigen Boote folgen nach. Das Abbrennen von Kanonen und Feuerwerken dauert inzwischen immer fort. Wenn der Nil am 26. oder 27. September seinen höchsten Stand erreicht hat, gehen die Ausrufer zum letzten Mal in der Stadt herum und empfangen bei dieser Gelegenheit abermals Geschenke. Bald darauf treten die höher liegenden Felder aus der allgemeinen Ueberschwemmung hervor. Gegen Ende des December sieht man noch überall kleine Seen und Teiche, die allmählig verschwinden und gegen Anfang des März fließt der Strom wieder ruhig in seinem Bette dahin. — Das Steigen und Fallen des Nil ist der Kalender der ägyptischen Bauern. Darnach regeln sie ihre Saatzeit. Die vornehmsten Gewächse, welche vom August bis November angebaut werden und deren schnell aufsprossendes Grün am besten unter der Decke des anströmenden Wassers gedeihet, sind Weizen, Gerste, und verschiedene Hülsenfrüchte und Kleegattungen, Flachs, Kohl, Tabak, Hanf, Safflor, Lattich, Coriander, Mohn, Wassermelonen und Gurken. Diese Pflanzen gelangen nach Verhältniß in 50 bis 110 Tagen zur Reife. Unmittelbar oder doch bald nachher baut man die Sommergewächse, als: Reis, Mais, Durra oder Mohrhirse, Zuckerrohr, Baumwolle, Sesam, Kaffee, Indigo, Färberröthe, Henna, mehrere Arten Wassermelonen, Gurken und Zwiebelgewächse. Diese können nur mittelst künstlicher Bewässerung gedeihen. Auch muß man im Herbst bei mangelhafter Ueberschwemmung seine Zuflucht zu den Schöpfrädern nehmen. Aus den Gärten gewinnt man an Obstsorten besonders Maulbeeren, Orangen, Aprikosen, Pfirsiche, Weintrauben, Sykomoren, Oliven, Feigen und indische Feigen, Citronen, Pomeranzen, Granatäpfel, Banamen,

dann auch Aepfel, Birnen und Pflaumen. Man hat faſt für jeden Monat des Jahres friſch reifende Früchte. Die Erzeugniſſe des Nilthales ſind übrigens nicht in allen Provinzen dieſelben, und einige gehören nur gewiſſen Gegenden an. So findet ſich der faſt mannshoch ſtehende Klee, der von den Pferden der Vornehmeren abgeweidet wird, nur im Delta und in Unterägypten, Reis allein im Delta und in den Oaſen; Datteln ſieht man am häufigſten in den nördlichen Landestheilen; Weintrauben, Feigen, Oliven und Roſen gedeihen nur im Faſum ſo wie in den Gärten der großen Städte. —

Etwa anderthalb Stunden von Kairo entfernt liegt Schubra, wo Mehemet Ali einen prachtvollen Luſtgarten angelegt hat. Es führt dahin eine Allee von majeſtätiſchen Gleditſchiabäumen. Wir beſahen dort in einem der Vorhöfe zuerſt einen Elephanten, der mittelſt einer am Hinterfuß angebrachten ſchweren Kette an einem dicken Baumſtamm befeſtigt war. Ein kleiner Junge kletterte an ſeinem Rüſſel auf die langen Stoßzähne und von da bis zu den Ohren. Das rieſenhafte Thier ließ Alles geduldig mit ſich vornehmen, kniete dann auf das Geſchrei ſeines kleinen Wärters nieder, ſtand wieder auf, nahm den Knaben mit ſeinem Rüſſel vom Kopf und ſetzte ihn ſanft auf die Erde. Man zeigte uns auch die mit ſcharlachrothem Sammt und Gold reich verzierte, für vier Perſonen eingerichtete Portchaiſe, die auf dem Rücken des Thieres befeſtigt wird, wenn ſein Beſitzer ſpazieren reitet. Der intereſſanteſte Theil des Gartens iſt der unter dichtbelaubten Bäumen verſteckte neue Pavillon des Paſcha. Auf breiten Marmortreppen gelangt man zu den Thoren des umfangreichen Gebäudes und bleibt beim Anblick des Hofes überraſcht ſtehen, indem nämlich das Innere des Ganzen ein ungeheures Marmorbecken bildet. Auf allen daſſelbe umſchließenden vier Seiten des Gebäudes ſind große Röhren angebracht, aus deren geöffneten Hähnen ſich der Hof in kurzer Zeit mit Waſſer füllt. In der Mitte deſſelben iſt, ebenfalls aus ſchönem Marmor und mit Orangenbäumen beſetzt, eine Art Inſel aufgeführt, auf der ſich, wie überall an den Ufern dieſes künſtlichen Sees, Ruheplätze befinden. Dieſer Pavillon dient zu großen glänzenden Abendgeſellſchaften, und

dann muß der Anblick des Hofraumes wirklich zauberhaft sein. An den vier Ecken desselben sieht man kolossale steinerne Löwen beständig Wasser in das Becken speien; dabei und bei mehreren anderen solchen Fontainen sind Gaslampen angebracht, deren Flamme unter den Wasserstrahlen spielen soll. — An einer andern Stelle des Gartens zeigte man uns ein sehr gemüthliches Plätzchen, wo der Pascha, wenn er sich in Schubra aufhält, sein Morgen und Abendgebet verrichtet. Es ist ein kleines mit dichten Hecken umgebenes Rondel, in dessen Mitte aus Rasen und Moos ein Diwan mit einem Geländer von zusammengewachsenen Baumstämmen gebildet wurde. Die Richtung nach Mekka wird durch eine hieher verpflanzte Sykomore bezeichnet, die früher vor dem väterlichen Hause des Pascha stand.

Auf dem Rückwege nach Kairo besahen wir eins jener Brütofen-Häuser, in welchen die Aegypter schon seit uralter Zeit die Hühner durch künstliche Wärme fabrikmäßig aus den Eiern hervorlocken. Die Hitze in den Gängen zu diesen Oefen war ziemlich stark, die ganze Einrichtung aber so eng und winklig, daß wir nur mühsam hineinkriechen konnten. Zu beiden Seiten der Gänge waren kleine Kammern und über jeder derselben ein runder gewölbter Ofen. Der Boden dieser Kammern war mit feinem Stroh oder Binsen bedeckt, auf welche, nachdem der Ofen durch Mistkuchen geheizt worden, die Eier reihenweise neben einander gelegt werden. Von hundert Eiern kriechen gewöhnlich sechzig bis siebenzig Küchlein aus. — Die größten Brütöfen befinden sich in dem Dorfe Gizeh, wo allein jährlich an hundert und dreißig tausend Eier ausgebrütet werden.

Gegen Abend zeigte sich uns Kairo in seiner vortheilhaftesten Beleuchtung. Im Laufe des Tages wirken die vom wolkenlosen Himmel fast senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen mit so gewaltigem Glanze, daß die dunkeln Schlagschatten der Gebäude und Bäume sich haarscharf auf dem blendendweißen Boden abzeichnen; alle Gegenstände erscheinen im grellen Licht, und selbst die entfernteren Bergzüge sind dann mit ihren Einzelheiten deutlich zu erkennen; nur in den kurzen Augenblicken vor und nach Sonnenuntergang läßt sich eine sanftere Verschmelzung der Töne wahrnehmen. — Die beste Uebersicht über die Stadt

und ihre Umgegend hat man von der Citadelle aus, welche wir des andern Tages besuchten. Der Anblick derselben zeigt zwei unter sich verbundene unregelmäßige Vierecke, deren riesenmäßige, mit vielen Thürmen verstärkte Mauern auf durchschnittlich etwa dreißig Fuß hohen, senkrecht abgemeißelten Felswänden ruhen. Ein gepflasterter Weg führt zu dem großen Burgthor. Oben sieht man von älteren Bauwerken den vor Jahren durch den Auffluz eines Pulvermagazins zertrümmerten Palast Saladins, seitdem eine imposante Ruine, in welcher noch vier und dreißig mächtige Granitsäulen stehen. Außerdem ist als Ueberbleibsel aus der Vergangenheit merkwürdig der sogenannte Jussufs- oder Josephsbrunnen, nach Einigen von Jakobs Sohn Joseph, nach Andern vom Sultan Saladin, der auch Joseph hieß, erbaut. Jedenfalls ließ der Kalif den Brunnen vom Wüstensand säubern und erweitern. Es ist eine trichterartige Felsschlucht von 250 Fuß Tiefe. Auf einer plump gearbeiteten Wendeltreppe steigt man bis zum Wasserspiegel hinab. Mittelst lederner, an starken Seilen aus Palmblattfasern befestigter Kübel wird das Wasser von Ochsen und Büffeln heraufgewunden. Unter den neueren Gebäuden zeichnet sich der vicekönigliche Palast aus, theils orientalisch, theils europäisch eingerichtet. Die großen Gerichts- und Audienzsäle haben nur Diwans und Teppiche, die Privatgemächer des Vicekönigs dagegen die prächtigsten Spiegel, Kronleuchter ꝛc. In dem Schlafgemach tragen an den vier Ecken des Lagers schlanke vergoldete Säulen einen gewölbten Baldachin, von dem nach allen Seiten hin feine Seidenflöre herabhängen, um den schlummernden Fürsten vor den zudringlichen Mücken zu schützen. Weiter betrachteten wir den von Mehemet Ali begonnenen Bau einer Moschee, wozu das Material ein sehr heller, mit durchschimmernden welligen Adern und Figuren durchzogener Alabaster liefert, der zwischen Kairo und Theben bei dem Städtchen Benihuef gebrochen wird. In den Festungswerken zeigte man eine Stelle, wo die Mauern nebst den Felsen über hundert Fuß tief senkrecht hinabgehen und erzählte uns, daß, als Mehemet Ali im Jahre 1811 die zu seinem Verderben verschworenen Mamluken dorthin gelockt und den größten Theil niedergemacht, ein alter Scheikh mit seinem Rosse hinabgesprun-

gen und glücklich entkommen sei. Das Schönste, was dieser Punkt bietet, ist die reiche Aussicht. Magnetisch ziehen, wie immer, zuerst die Pyramiden in West und Südwest den Blick auf sich. An den Ufern des mächtigen Stromes entlang stehen in ihrer ganzen Ausdehnung die drei großen Pyramiden von Ghizeh mit den sechs kleineren daneben; weiter gen Süden zeichnet sich scharf am Horizont die Gruppe der Pyramiden von Abusir und ganz in der Ferne die der Pyramiden von Sakkara. Gegenüber diesen auf gigantischen im gelben Sande der libyschen Wüste stehenden Todtenmalen des grauen Alterthums sieht man gegen Nordost hart vor den Stadtmauern den großen Kirchhof von Bab en Nusr, markirt durch die Menge seiner thurmartig gewölbten Familienbegräbnisse. Daran stößt die Gräberstadt der Mamluken-Beys in einer Länge von fast einer Stunde Weges ausgedehnt, voller großer stattlicher Gebäude, die mit kunstreicher Bildhauerarbeit, gewölbten Kuppeln und hohen Minarets geziert sind. Der Platz liegt am Abhange des Mokattam, Sand im Sande, aus dem die steinernen Gebäude mit gleicher, meist grau-gelber Farbe eben so öden, trübseligen Anblicks emporsteigen. Dahinter beginnt die arabische Wüste: eine weite Fläche, befruchtet mit einzelnen kleinen Oasen, wo aus Palmen weiße Häuser hervorschimmern. Von jenen beiden unabsehlichen, mit dem Horizont verschwimmenden Sandwüsten wird, wie von einem grellgelb angestrichenen breiten Rahmen, das Nilthal eingefaßt: der blaue Spiegel des Stromes in der Mitte, rechts und links die grünen Ufersäume mit Reihen schlanker Datteln. Zunächst liegt am jenseitigen Ufer Fostat, zu unsern Füßen im weiten Kreis Kairo. Die vielen Kuppeln und ziemlich in gleicher Höhe überall emporschießenden Minarets (man zählt deren gegen 500) werden von dem Rauch der tausend Herde beständig in grauen Nebeldunst gehüllt; aber die Gewalt der Sonnenstrahlen dringt auch hier überall durch und läßt Alles wie auf einer colorirten Karte erkennen. Man unterscheidet die verschiedenen Quartiere mit ihren Thoren, die in den engen Straßen zusammengedrängte ameisenartig wimmelnde Bevölkerung, die geräumigen Höfe der Häuser und die dazwischen liegenden weitläuftigen Paläste mit langen Hallen

und dazu gehörigen Gärten; manche Stellen sind ganz unbebaut und mit Trümmern bedeckt.

Von der Citadelle ritten wir auf den großen Platz Rumeili. Mitten unter der Menge von Verkäufern bemerkten wir eine dichte Volksmasse, die einen großen Kreis umschloß. Wir traten hinzu und fanden hier einen jener ägyptischen Gaukler, welche abgerichtete Brillenschlangen tanzen lassen. In einigen auf der Erde stehenden Körbchen waren mehrere große Exemplare dieser Schlangenart unter Lumpen verborgen. Der Gaukler tritt vor den Korb, indem er mit einem Stäbchen die Schlange reizt, die dann den Vordertheil ihres Körpers in senkrechter Stellung erhebt und laut zischend mit aufgeblähtem Halse den Bewegungen des Stäbchens folgt. Nachdem sie das Körbchen verlassen, kriecht sie einige Zeit auf dem Boden stets mit erhobenem Körper unter manigfachen Windungen dem Gaukler nach, worauf sie in ihren Behälter zurückgebracht und dasselbe Spiel mit einer anderen wiederholt wird. — Die Schlangenbeschwörer bilden in Aegypten eine Art erbliche, mit besonderen Gerechtsamen ausgestattete Brüderschaft; sie bewahren ihre Geheimnisse sehr sorgfältig, und Keiner von ihnen wird in die höchsten Grade derselben eingeweiht, der nicht zuvor gewisse Beweise seiner bereits erworbenen Erfahrung und Geschicklichkeit abgelegt hat. Sie sind im ganzen Lande zerstreut, und in Kairo mag sich ihre Zahl leicht auf drei Hundert belaufen. Das Volk sieht in ihnen Heilige. Bei gewissen Feierlichkeiten, z. B. am Tage vor dem Abgange der großen Karawane nach Mekka, ziehen sie in Festchor-Reihen umher mit lebendigen Schlangen um Hals und Arme, wobei sie sich gleich Rasenden geberden, so daß ihnen der Schaum vor den Mund tritt. Bisweilen zerreißen sie die Schlangen mit den Zähnen. Wenn sie in diesem Zustande der Ekstase sind, drängt sich das Volk, vornehmlich die Weiber, herbei, um sie mit den Händen zu berühren. Sie theilen sich in Saadze und Befahze. Erstere zeigen Kunststücke mit gezähmten Schlangen, letztere verstehen das Geheimniß, die Schlangen in den Häusern herbeizulocken und zu fangen. Um stets sicher zu gehen, pflegen sie selbst eine Schlange bei sich zu tragen, die, wenn die gesuchte ihrer Zauberkunst nicht gehorchen will, blitzschnell von ihnen producirt wird. Nichts

desto weniger sollen sie nach der Versicherung wohlunterrichteter Leute wirklich eine große Geschicklichkeit besitzen, Schlangen aufzusuchen und zu fangen. Die von ihnen angestellten Räucherungen, namentlich mit Mehl, Schwefel, Zwiebelschalen und einem stark riechenden Kraute, sind den Schlangen angenehm und locken sie hervor. Der Zauberstab, den sie führen, ist ein Palmenschoß, dicht an der Krone des Baumes abgeschnitten und erfüllt mit dem süßen Marke desselben, wornach die Schlangen sehr lüstern sind. Außerdem wissen die Beschwörer bei ihren Zauberformeln das Gezisch der Schlangen so natürlich nachzuahmen, daß diese dadurch getäuscht werden; auch soll der Speichel jener Zauberer durch das Kauen eines narkotischen ätzenden Krautes, wodurch sie solchen außerordentlich vermehren, eine so betäubende Kraft besitzen, daß die damit benetzten Schlangen sofort eingeschläfert werden und auf diese Weise in der Gewalt der Zauberer bleiben.

An dem genannten Platz Rumeili unterhalb der Citadelle liegt die große Moschee des Sultans Hassan, vielleicht das schönste Gebäude der Stadt. Der prachtvolle Vorhof und der nicht minder herrliche Minaret verdienen in der That Bewunderung. Das Innere besteht aus einem unbedeckten Hofe mit majestätischen Säulenhallen. Bei der Nische und der Kanzel sieht man buntfarbige gläserne Vasen aufgehängt, auf denen der Name des Stifters prangt. — Der Besuch der Moscheen ist in Kairo weder mit Kosten, noch mit Hindernissen verbunden, da der Pascha jede Beleidigung eines Franken auf's strengste ahndet. Dadurch ist zwar dem äußeren Fanatismus, der sich sonst durch Steinigung und Plünderung kund gab, gesteuert, aber das innere Feuer der alten Moslemen dauert fort. Daher kommt es nicht selten vor, daß bei Annäherung von Franken, auch wenn sie ganz orientalisch gekleidet sind, ein oder der andere betende Greis, seinen Teppich zusammenrollend mit kaum erstickten Verwünschungen und zornglühenden Augen davon geht. Einige der Moscheen sind von großer Heiligkeit und reichlich mit Reliquien ausgestattet. Dahin gehört die des Sultans Kalaun Seif-ed-din. Er beschäftigte sich viel mit der Heilkunst, und deshalb wird seinen in der Moschee aufbewahrten Kleidungsstücken noch jetzt eine heilkräftige Wirkung beigelegt. Der Shawl seines Turbans dient

gegen Kopfweh, einer seiner schweren Kaftans gegen die häufigen kalten Fieber. Der Kranke wird vier und zwanzig Stunden lang darin eingewickelt gehalten, und die starke Transpiration führt oft eine wohlthätige Krisis herbei. Außerdem enthält die Moschee ein nie versiegendes Fläschen mit einer rothen Flüssigkeit, von welcher ein paar Tropfen, in einen Becher Wasser gemischt, gegen jede Bezauberung schützen; ferner ein Stück gelben Marmors, das man mit der Zunge berühren muß, um von der Gelbsucht zu genesen; ein anderes hilft gegen Augenübel u. s. w. Jede Moschee hat einen Vorsteher, welcher die Einkünfte derselben an Ländereien, Häusern ꝛc. ꝛc. zu verwalten, die Geistlichen und Diener zu ernennen und zu besolden hat. Bei jeder größern Moschee sind zwei Imams für die geistlichen Functionen angestellt. Der eine derselben, der Katib, hat vornehmlich des Freitags vor der gottesdienstlichen Versammlung zu predigen. Der andere, der Imam Ratib oder der alltägliche Imam sagt jeden Tag vor den sich einfindenden Personen die fünf gewöhnlichen Gebete in der Moschee her. In den kleineren Moscheen besorgt ein Imam beiderlei Verrichtungen. Auch giebt es bei jeder Moschee einen oder mehre Mueddins (Gebetausrufer) und Bauwabs (Thürwärter), je nachdem die Moschee nur einen oder mehre Minarets oder Eingänge hat. Geringere Diener kehren den Fußboden, breiten die Teppiche und Matten aus, zünden die Lampen an und besorgen das Wasserrad, welches die Wasserbehälter zum Abwaschen mit dem nöthigen Vorrath versieht. Jeder Imam oder Diener kann übrigens vom Vorsteher nach Willkür entlassen werden, womit auch der Titel verloren geht. Ueberhaupt sind die mohammedanischen Imams kein bestimmter, nur den geistlichen Verrichtungen gewidmeter Stand, und bei ihrer kärglichen Besoldung werden sie genöthigt, sich ihren Unterhalt durch anderweitigen Erwerb zu verschaffen. Manche treiben Handel, namentlich mit Apothekerwaaren, feinen Gewürzen und Wohlgerüchen; andere sind Lehrer oder Koranvorleser in Privathäusern. Die großen Moscheen sind den ganzen Tag über, die kleineren nur des Vormittags geöffnet. Bei Regenwetter werden die meisten geschlossen, damit Niemand hineingehe und den Fußboden oder die Matten verunreinige. In vielen größeren Moscheen sieht man,

besonders Nachmittags eine Menge müßiger Leute, welche hier faulenzen, schwatzen, essen und schlafen, auch wohl spinnen und nähen oder sonst eine Handarbeit vornehmen. Frauen und Knaben ist es in Kairo streng untersagt, die Moscheen zur Zeit des Gebets oder der gottesdienstlichen Versammlungen zu besuchen. Für letztere ist bekanntlich der Freitag bestimmt. Doch enthalten sich die Moslims an diesem Tage keineswegs ihrer weltlichen Geschäfte, sondern Handel und Gewerbe gehen fort, mit Ausnahme der Gebetszeit, namentlich des Mittags, wo man die Moschee besucht. In den Versammlungen selbst herrscht die feierlichste Stille und Würde. Jeder Gläubige zieht vor der Thür der Moschee seine Schuhe aus, nimmt sie, Sohle gegen Sohle gekehrt in die linke Hand, setzt zuerst den rechten Fuß auf die Schwelle und geht gleich bei seinem Eintritt zum Behuf der Abwaschung nach dem nächsten Wasserbehälter. Darauf nimmt er seinen Platz ein, legt seine Schuhe, seinen Säbel oder andere Waffen, vor sich auf die Matte und hält dann sein stilles Gebet. Nachdem ein Diener der Murakki, darauf den öffentlichen Gebetsruf mit lauter Stimme hergesagt, welchen andere Personen, Muballigs genannt, singend wiederholen, besteigt der Katib mit einem hölzernen Schwert (eine Erinnerung an die Eroberung des Landes durch Waffengewalt) die Kanzel. Der Murakki ermahnt die Zuhörer zur Stille und Andacht, und jener beginnt nun, indem er das Schwert mit der Spitze auf den Boden stemmt, die erste Predigt. Diese ist in gereimter Prosa abgefaßt und aus einem Buche, welches dergleichen auf alle Freitage des ganzen Jahres enthält, auswendig gelernt. Eine solche für den ersten Freitag des neuen Jahres bestimmte Predigt fängt mit Lobpreisungen Gottes und des Propheten an. Dann folgen Betrachtungen über die Flüchtigkeit der Zeit und Ermahnungen, das neue Jahr weise zu benutzen, nachzuholen, was im vorigen an guten Werken versäumt sei, vorzüglich aber die vorgeschriebenen Fasten gewissenhaft zu beobachten. Nach Beendigung dieser ersten Predigt sagt der Katib zur Versammlung: „Flehet zu Gott!“ setzt sich nieder und betet still für sich. Dasselbe thut Jeder in der Versammlung, indem er die flachen Hände vor das Gesicht hält. Dann rufen die Muballigs „Amen! Amen! O Herr aller Geschöpfe!“ und der Katib erhebt

sich abermals, um die zweite Predigt vorzutragen, welche größtentheils aus Anrufungen Gottes zur Ausbreitung des Islam, aus Lobpreisungen des Propheten, Gebeten für den Sultan und ganz allgemeinen Ermahnungen zur Frömmigkeit besteht. Während der Sommermonate wird auch um eine segensvolle Ueberschwemmung des Nil gebetet. Nach dem Gottesdienst pflegen reiche Leute Almosen unter die an der Thür stehenden Armen zu vertheilen. — Bekanntlich sind mit den größeren Moscheen höhere Lehranstalten verbunden. Eine der bedeutendsten befindet sich in Kairo bei der Moschee El-asra, welche außer dem zum Gottesdienst bestimmten Hauptgebäude einen großen viereckigen Hof mit Säulenhallen, worin eine Menge Gemächer sind, umfaßt. Ein Studierender zahlt für Wohnung, Kleidung und Kost eine nur mäßige Summe und schließt sich an einen Scheikh (Lehrer oder Aeltesten) an, der ihm seinen Rath für den Gang der Studien, Belehrung in zweifelhaften Fällen ertheilt. Die regelmäßigen Lehrgegenstände sind: Grammatik, Rhetorik, Poesie, Logik, Theologie, die Auslegung des Koran, die Ueberlieferungen des Propheten, die vollständige Kenntniß der religiösen und bürgerlichen Gesetz-Gebung, endlich Arithmetik nebst Vorlesungen über die Algebra und Zeitrechnung. Durch die ganze Organisation wird man in die Zeiten der ersten Khalifen versetzt, nur daß jetzt das rege wissenschaftliche Leben fehlt. Man muß namentlich erstaunen über die tiefe Unwissenheit in Allem, was die Geschichte oder Geographie des Landes oder die Fortschritte der Naturwissenschaften betrifft. Auch die neuere arabische Poesie ermangelt des in frischer Schöpfungskraft fortschreitenden Geistes, indem sie sich auf schwache Gelegenheitsgedichte, Fabeln und Liebeslieder beschränkt, die nur zu oft aus Remiscenzen älterer Dichter zusammengeflickt sind. Mehr Erfindung zeigt sich in den poetischen Erzählungen, nach Art der „Tausend und eine Nacht," und auf diesem Felde kommen noch täglich glückliche Improvisationen bei den öffentlichen Erzählern vor, denen es nie an einem aufmerksamen Auditorium mangelt. An der östlichen Ecke der Moschee El-asra wird eine Anstalt für etwa 300 Blinde, meistens Studirende, unterhalten. Diese Blinden sind große Fanatiker. Einst besuchte sie ein Europäer. Kaum hörten sie dies,

als sie zu lärmen und zu schreien anfingen: „Wo ist der Ungläubige? Schlagt ihn todt!“ Sie begannen wirklich nach ihm herumzutappen und würden sich seiner bemächtigt haben, wenn er sich nicht schleunigst entfernt hätte. Einer der berühmtesten Professoren, Scheikh El-kuweysini, war selbst ein Blinder. Sobald er das Vorsteheramt angetreten hatte, ließ er die blinden Studenten sammt und sonders tüchtig peitschen; aber sie empörten sich gegen ihn, banden ihn und brachten ihm eine stärkere Tracht Schläge bei, als sie selbst empfangen hatten, so daß er sich bald genöthigt sah, seinen Posten zu verlassen. — Bei den Festen spielen eine Hauptrolle die Derwische. So bei dem neuntägigen Geburtsfest des Propheten. Die Derwische halten da den Tag über Prozessionen mit Fahnen, des Abends aber führen sie in bunt erleuchteten Zelten, die unter den Bäumen der Ezbekieh errichtet sind, oder um hohe Mastbäume, von denen an Seilen zahllose Lampen herabhängen, ihre grauenhaft verzückten Tänze Sikrs genannt, auf. Dreißig bis vierzig stellen sich in einen Kreis und beginnen nach dem Tacte, erst langsamer, dann immer heftiger und mit den gewaltsamsten Verrenkungen wie besessen ihren nackten Oberkörper rückwärts und vorwärts zu werfen. Zugleich stoßen sie rhythmisch mit laut heulender Stimme die Worte: „La iläha ill' Alläh!“ (Kein Gott außer Allah!) heraus, welche allmälig immer tiefer und schwächer gelallt, endlich fast geröchelt werden, bis zuletzt aus Erschöpfung Einige niederstürzen, Andere sich taumelnd zurückziehen und der aufgelöste Kreis durch einen andern ersetzt wird. Den Beschluß des Festes macht am neunten Tage die Ceremonie des Doseh, oder des Tretens. Der Schech der Saadieh-Derwische begiebt sich dann zu dem obersten Schech aller ägyptischen Derwische El Bekri. Auf dem Wege dahin werfen sich eine Menge dieser heiligen Leute und andere, die ihnen an Frömmigkeit nicht nachstehen wollen, platt auf den Boden hin, das Gesicht nach unten und so, daß immer die Füße des einen dicht neben den Kopf des folgenden zu liegen kommen. Ueber diesen Teppich von Menschenleibern reitet nun unter Paukenschlag der Schah auf seinem von zwei Dienern geführten Pferde, von dem jeder Leib zwei Tritte erhält. Die meisten springen unversehrt wieder auf und folgen dem Schech. Wer

aber ernstliche, oder gar tödtliche Verletzungen davon trägt, der beladet sich noch obendrein mit dem Schimpf, daß er Tags zuvor nicht die richtigen Gebetsformeln gesprochen, die ihn allein schützen konnten. Ehmals wurde nach Beendigung des Dosey von einem Derwisch noch das beliebte Schauspiel, lebendige Schlangen zu essen, einer ausgewählten Gesellschaft im Hause des El Bekri zum Besten gegeben.

In den arabischen Geschichten wird Kairo die Mutter der Welt genannt, und als die bedeutendste Handelsstadt des Sudan kann sie in der That einigen Anspruch auf diesen Namen machen. Denn hier werden nicht nur eine Menge der levantischen Handelsartikel angefertigt, sondern auch eben so viele aus der weitesten Ferne zu Markte gebracht. Die Karawanenstraßen des nördlichen Afrika laufen alle hier zusammen, und die große Entfernung der in dieser Richtung gelegenen Handelsplätze trägt mit dazu bei, daß die den Karawanen sich anschließenden Mekkapilger in Kairo einen lange ersehnten und höchst angenehmen Ruhepunkt erblicken, wo sie zwei oder drei Monate liegen bleiben, um sich auf der Heim- und Rückreise von den Mühseligkeiten des Weges zu erholen. Von den armen und schwachen Pilgern kommen manche in der Wüste um. Fühlen sie ihr Ende nahen, so hüllen sie sich in ihr Leichentuch, das Jeder zu diesem Behuf mitnimmt, legen sich nieder mit dem Gesichte nach der heiligen Stadt und sterben gelassen. Die Heimkehr der großen Mekka-Karawane erregt daher in Kairo stets nicht weniger Theilnahme, als ihr Auszug, der mit Pomp geschieht, weil sie das alljährliche Geschenk des Vicekönigs nach Mekka bringt. Dies besteht in einem kostbaren Kasten mit einer für die Kaaba bestimmten Decke, unter welcher zwei Abschriften des Koran liegen. Die Decke des vorigen Jahres wird immer zurückgebracht, und ihre Fetzen sind wunderthätig. Der fremde Pilger findet, sobald er die Stadt betritt, einen sicheren Aufenhalt in einem der zahlreichen Okhels oder Absteigequartiere der Kaufleute, große klosterähnliche Gebäude, die einen viereckigen Hof umschließen; im Innern läuft eine freie

Gallerie umher, von der man nach den einzelnen Zimmern gelangt. Jedes Stadtviertel hat verschiedene Okhels, wo die Landleute zusammentreffen, um gesellschaftlich ihren Geschäften und Vergnügungen nachzugehen. Sollen Einkäufe für ferne Reisen gemacht werden, so bieten Basars von allen schönen Waaren eine hinreichende Auswahl. Das Zusammenhäufen einzelner Artikel in derselben Straße imponirt selbst dem Europäer, der die großen abendländischen Handelsstädte gesehen, und es gewährt ein eigenes Vergnügen, eine Viertelstunde lang zwischen lauter Gold- und Silberwaaren hinzuwandeln, oder eine ganze Straßen voller blank polirter Waffen, eine andere voller reich verzierter Sättel, eine dritte voller Tabackspfeifen hinabzuschauen, oder die süßen Düfte der Specereigewölbe einzuathmen. Der Basar Gurieh enthält die ostindischen Shawls, Musseline und Seidenstoffe; hier ist der Zusammenfluß der vornehmen Welt. Die Frauen und Sclavinnen der begüterten Türken kommen dicht verschleiert auf ihren geschmückten weißen Eseln angeritten und lassen die reichen Stoffe in ganzen Bergen vor sich ausbreiten. Je bunter und schreiender die Farben nebeneinander stehen, je mehr Beifall finden sie, und die schwerste goldene Stickerei wird unter dem leichtesten Nebelflor des Musselins getragen. Oft erscheint der Hausherr selber, um ein Festgeschenk für seinen Harem auszusuchen, und während der unterwürfige Grieche, Jude oder Armenier ihn mit Kaffee und Taback bedient, bezeichnet er mit einem Kopfnicken oder halben Worte das, was ihm gefällt, worauf er dann mit stummem Gruße heimreitet. Die Zahlung der ausgewählten Stoffe, nach deren Preis der Käufer nicht einmal zu fragen würdigt, wird durch den Seraf (Wechsler) abgemacht. Zu den geachtetsten Kaufleuten gehören im Orient die Kaffeehändler. Man setzt bei ihnen Wohlhabenheit und Rechtlichkeit voraus; denn der Ankauf des immer gleich baar zu bezahlenden arabischen Kaffee's erfordert bedeutende Summen, und die Leichtigkeit, mit der man den ächten Mokka-Kaffee durch geringere Sorten verfälschen kann, macht die Gewissenhaftigkeit im Handel zur unerläßlichen Bedingung. Ist ein Kaufmann genöthigt, auf eine Viertel- oder halbe Stunde seine Bude zu verlassen, so pflegt er wohl ein Netz davor zu hängen, oder er zieht

auch nur einen Faden von einer Seite der Thür zur andern; alsdann wagt Niemand einen Fuß über die Schwelle zu setzen, auch wurde noch nie eine so geschlossene Bude von Dieben ausgeplündert. Die Diebe bilden übrigens in Kairo eine Innung mit eigenem Scheikh oder Vorsteher an der Spitze. Dadurch wird das Stehlen innerhalb gewisser Schranken gehalten, und man kann die gestohlenen Sachen gegen eine Vergütung wieder bekommen. Die Basars sind etwas breiter, als die übrigen Straßen, um den Buden und Kaufgewölben an beiden Seiten mehr Raum zu lassen. Einige Basars-Straßen sind der Kühlung wegen oben ganz mit Strohdecken oder auch mit Brettern zugedeckt. — Außer den Handelsleuten, welche Buden inne haben, giebt es noch eine Menge Verkäufer, welche Eßwaaren, besonders Brot, Gemüse und Obst in den Straßen herumtragen und ausrufen. Die Verkäufer von Lupinen (Tirmis) schreien gewöhnlich: „Hilf! O Imbabi! Hilf!" Dieser Ruf bezieht sich auf den Scheikh El Imbabi, einen berühmten Heiligen, dessen Gebeine bei dem Dorfe Imbabeh, am Westufer des Nil, wo die besten Lupinen wachsen, begraben sind. Zuweilen schreit der Lupinenverkäufer auch: „O, wie süß sind die kleinen Kinder des Flusses!" Dieser Ruf bezieht sich auf die Art, wie die Tirmis genießbar gemacht werden. Um sie nämlich von ihrer natürlichen Bitterkeit zu befreien, werden sie ein paar Tage lang in Wasser eingeweicht, dann gekocht, hierauf in einen dichten Korb von Palmblättern eingenäht und mit diesen ein paar Tage lang in den Nil gehängt. Dann trocknet man die Frucht und ißt sie kalt mit etwas Salz. Die Rosenverkäufer schreien: „Die Rose war ein Dorn; der Schweiß des Propheten hat sie geöffnet!" Dies bezieht sich auf eine Wunderwerk, welches man von Mohammed erzählt. Die Blumen des Henna-Strauches werden durch den Ruf angekündigt: „Wohlgerüche des Paradieses! O Blumen der Henna!" Andere handeln mit Scherbet, Zibib (einem Aufguß von Weintrauben) oder auch blos mit frischem Wasser, indem sie den Leuten auf der Straße einen Becher oder einen Topf Wasser zum Trinken anbieten. Demselben Zwecke dienen die von wohlthätigen Menschenfreunden gestifteten öffentlichen Brunnen, welche man in verschiedenen Stadttheilen antrifft. Eigene Leute sind dabei an-

gestellt, um den Vorübergehenden eingeschenktes Wasser anzubieten. Man sieht daher bei diesen Brunnen stets eine ganze Reihe von Krügen, welche, so wie sie von den Durstigen geleert sind, gleich wieder gefüllt werden.

Unter den bemerkenswerthen Gebäuden von Kairo nehmen, wie in allen mohammedanischen Städten, auch die öffentlichen Bäder einen vorzüglichen Platz ein. Die Vorderseite dieser Gebäude pflegt auf phantastische Weise mit Roth, Weiß und anderen Farben, besonders über dem Eingange und zu beiden Seiten derselben verziert zu sein. Die inneren Gemächer haben kuppelförmige Decken mit verschiedenen kleinen runden Oeffnungen, um das Tageslicht einzulassen. Die Mauern bestehen gewöhnlich aus Ziegeln mit einem Kalküberzug. Der Fußboden ist meistens mit weißem Marmor gepflastert, welchem man hie und da zur Verzierung auch schwarzen Marmor nebst kleinen rothen Ziegelstückchen beigemischt hat. In gleicher Höhe mit den obern Theilen des Gebäudes befindet sich ein von einem Ochsen oder einer Kuh getriebenes Schöpfrad, wodurch das Bad aus einem nahen Bassin mit Wasser versorgt wird. *)

Die Häuser von Kairo haben größtentheils zwei bis drei Stockwerke. Die untern Mauern sind bis zum ersten Stockwerk hinauf von außen, oft auch von innen, mit einem weichen lichtgelben Kalkstein überzogen. Die abwechselnden Steinschichten sind an der Front, vornehmlich bei großen Gebäuden und Moscheen, roth und weiß angestrichen. Die oberen Stockwerke, meistens ein paar Fuß über das untere hervorragend, bestehen aus dunkelrothen Ziegelsteinen, die aber oft mit Kalk übertüncht sind. Die bald klein, bald groß ohne alle Symmetrie an den Wänden angebrachten Fenster sind immer höher als die Thür, so daß kein Vorübergehender, selbst kein Reiter, hineinsehen kann. Die Fenster der oberen Zimmer ragen gewöhnlich noch mit einem Erker, anderthalb Fuß weiter als das Stockwerk selbst, in die Straße hinaus. Sie bestehen häufig aus künstlich von Holz geschnitztem, grün und roth bemaltem Gitterwerk, dessen Stäbe so dicht zu-

*) Das Nähere über den Gebrauch orientalischer Bäder sehe man in Band XI. S. 265 unserer Weltkunde.

sammenschließen, daß zwar die Luft durchstreichen, übrigens aber nur wenig Licht eindringen kann. Die besten Häuser haben überdies bunte Glasfenster, so daß in den Gemächern selbst beim hellen Sonnenschein ein magisches Halbdunkel herrscht. Der dichte Verschluß durch Glasfenster ist auch im Winter sehr angenehm, wo bei einem Thermometerstande von nicht mehr als 12 bis 13° R. über Null dem Aegypter die Kälte sehr empfindlich wird. Die vornehmsten Gemächer des Hauses gehen durch besondere Thüren in den Hof. Im Erdgeschoß befindet sich gewöhnlich ein Zimmer, Mundarah genannt, wo Besuche von Männern angenommen werden. Es hat ein oder zwei breite hölzerne Gitterfenster. Ein Theil des Fußbodens, von der Thür bis zur entgegengesetzten Wand, Durkaah genannt, ist etwa einen halben Fuß niedriger, als das Uebrige, und in anständigen Häusern mit weißem und schwarzem Marmor, so wie mit kleinen Stückchen von rothen Ziegeln mosaikartig ausgelegt. Ein kleiner Springbrunnen in der Mitte des Durkaah ergießt sein Wasser in ein flaches Becken, aus dem es durch eine Röhre abfließt. Am Ende des Durkaah sieht man auf einem etwa vier Fuß hohen von zwei oder mehr Bogen getragenen Gesims (Suffeh) von Marmor oder anderem Stein allerlei Hausgeräthschaften, als: Gefäße zum Waschen vor und nach dem Essen und vor dem täglich fünfmal zu haltenden Gebete, Wasserflaschen, Kaffeeschalen ꝛc. ꝛc. Der erhöhte größere Theil des Fußbodens heißt Liwan. Ehe man dasselbe betritt, zieht man auf dem Durkaah die Schuhe oder Pantoffeln aus, um die Matten und Teppiche, womit der Steinboden des Liwan bedeckt ist, nicht zu beschmutzen. An den drei Wänden desselben läuft der aus Matratzen und großen Rückenpolstern bestehende Diwan umher. Die, gleich den Polstern, mit Baumwolle gefüllten drei bis vier Zoll dicken Matratzen liegen entweder auf dem Boden oder auf einem Gestelle und haben Ueberzüge von Tuch, Kattun, Calico, auch Seide. Die obere Zimmerdecke ist bei Vornehmeren, namentlich über dem Durkaah, mit Holzschnitzwerk verziert, so daß die Holzstreifen gelb oder vergoldet, die Zwischenräume grün, roth und blau sind. Aus der Mitte der Decke hängt oft ein großer Kronleuchter herab. — Unter den oberen Gemächern oder denen des Harems befindet sich gewöhnlich ein hö-

höheres, Kaah genannt, welches zwei Liwans hat, nämlich auf jeder Seite des Einganges zur Rechten und zur Linken eins. Das größere derselben gilt dem Empfange ausgezeichneter Besuche. An den übertünchten Wänden dieser und der anderen Gemächer erblickt man oft rohe, ganz unperspectivische Darstellungen der Kaaba zu Mekka oder des Grabes von Mohammed, Inschriften und Sittenregeln aus dem Koran ꝛc. ꝛc. Letztere sind auch wohl auf Papier geschrieben und hängen, wie Bilder, auf Tafeln mit glänzenden Rahmen an der Wand. Eine Matte oder Teppich bildet nebst dem Diwan die ganze Einrichtung. Das Essen wird in einem runden muldenartigen Gefäße auf einen niedrigen Stuhl gestellt, um welchen sich dann die ganze Tischgesellschaft mit untergeschlagenen Beinen niedersetzt. Statt der Oefen erwärmt man die Räume, falls es nöthig, durch eine Kohlenpfanne. Das Bette, aus Matratze, Kopfkissen, Leintuch und Decke bestehend, wird den Tag über zusammengerollt und auf die eine Seite des Wohnzimmers oder auch in ein anstoßendes Kämmerchen gelegt, welches im Winter als Schlafstelle dient; im Sommer schläft man häufig auf dem flachen Dache. Jede Thür hat ein einfaches Holzschloß mit einem Holzriegel, in dessen vier oder fünf Löcher eben so viele eiserne Pflöcke passen. Der hölzerne Schlüssel enthält eben solche Pflöcke, welche von unten in die Löcher eingreifen und die Pflöcke des Schlosses in die Höhe treiben, so daß der Riegel zurückgeschoben werden kann. Die ganze Bauart und innere Anordnung der Häuser ist sehr unregelmäßig. Die Zimmer haben meistens verschiedene Höhe, so daß man immer einige Stufen auf- oder abwärts steigen muß, wenn man aus dem einem in ein anderes gehen will. Der Baumeister hat nämlich darauf zu achten, daß sich die inneren Theile, namentlich die Frauengemächer, der Oeffentlichkeit möglichst entziehen. Daher darf kein Fenster so angebracht werden, daß man in die Zimmer eines anderen Hauses sehen könnte. Das Haus des Vornehmen muß auch eine geheime Thür haben, um durch dieselbe in Augenblicken der Gefahr zu entschlüpfen, sowie einen verborgenen Platz zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten. Das Aeußere einer Wohnung sieht oft ganz unscheinbar aus, während das Innere nicht selten prächtig eingerichtet ist. Fast jedes größere Gebäude umschließt einen

offenen eingepflasterten Hof. Zuweilen findet man auch zwei Höfe, von welchen der innerste, für den Harem bestimmte, gewöhnlich einen umgitterten Raum mit Bäumen und Blumen enthält. Die Gebäude eines benachbarten Hotels, welches wir besahen, hatten auf der Seite des Wirthschaftshofes bis zum dritten Stockwerk hinauf eine rings umlaufende freie Gallerie. Die dahinaus gehenden Stubenthüren standen offen, so daß man, um Jemanden zu sprechen, nur auf die Gallerie zu treten und nach ihm zu rufen brauchte. Der dazu gehörige kleine Garten bot einige kühle Schattengänge von wilden Citronen, ein paar schöne Dattelpalmen und kühn aufgeschossene Cypressen. Von dem platten Dache aus übersah man einen Theil der Stadt bis hinauf zur Citadelle.

Die Verhältnisse der Sclaven sind bei den Aegyptern, wie überhaupt bei den Mohammedanern im Allgemeinen nicht ungünstig. Die weiblichen Sclaven sind oft die Nebenfrauen des Hausherrn und als solche in der Regel Abyssinierinnen von dunkelbrauner, broncener Gesichtsfarbe. Die Reichen halten sich auch die am meisten geschätzten weißen Sclavinnen, welche als ihre Concubinen gewöhnlich schön gekleidet, mit Perlen und Edelsteinen geschmückt, einhergehen. Die männlichen Sclaven sind theils weiße, oder Mamluken (Memluks), theils schwarze oder Neger; doch finden sie sich hauptsächlich nur in den Häuserm der vornehmen Osmanlis oder Türken. In den ägyptischen Familien miethet man sich größtentheils freie weiße Diener; nur die reichen Kaufleute haben gern einen Negersclaven, der ihnen die Pfeife nachträgt. Ferner wird wohl noch ein Wasserträger gehalten, ein Reitknecht, zur Besorgung des Pferdes, Maulthieres oder Esels, endlich ein Bauwab oder Thürwärter, der den ganzen Tag über bei der Hausthüre sitzt. — Hunde hält man als unrein nur selten zur Bewachung in den Häusern; doch werden diese Thiere von der Wohlthätigkeit der Aegypter keinesweges vernachlässigt. In jedem Bezirk, wo dieselben in Schaaren herrenlos umherlaufen, giebt es eine Menge Tröge, welche täglich für die Hunde mit frischem Wasser gefüllt werden. Sie leben meistens von den Abfällen der Küchen und Schlächtereien oder nähren sich draußen auf den Schutthaufen gemeinschaftlich mit den vielen

Geiern von den Aesern gefallener Kameele und dergleichen. Sie sind meist rothhaarig und ähneln in Bau und Benehmen den Schakals. In der Regel scheuen sie sich vor den Menschen; doch werden Leute in europäischer Kleidung häufig von ihnen angebellt, und zur Nachtzeit sind sie für Jeden, der auf der Straße wandelt, eine wahre Plage. — Die herrenlos in Kairo umherlaufenden Katzen werden fast ganz auf Kosten des Kadi gefüttert. Jeden Nachmittag kommt nach dem großen Hofe des Obergerichts-Hauses eine Menge von Küchenabfällen, zu deren Vertilgung auf ergangenen Ruf die Katzen von allen Seiten herzueilen.

Viertes Kapitel.

Den ersten Ausflug von Kairo machten wir nach den Ruinen von Heliopolis, in der Bibel On genannt, woher Joseph's Frau, die Tochter eines Priesters, stammte. Von dieser Stadt, die einst nächst Theben der hochgepriesene Sitz der gelehrtesten Priesterherrschaft war, ist gegenwärtig nichts übrig geblieben als die Mauern, welche großen Erdwällen gleichen, und ein noch aufwärts stehender Obelisk, bei weitem der älteste aller seiner bekannten Brüder, da er bereits ums Jahr 2300 vor Chr. errichtet wurde. Boghos Bey erhielt den Grund und Boden, auf dem der Obelisk steht, von Mehemet Ali zum Geschenk und ließ um denselben einen Garten anlegen. Die Blumen des Gartens lockten viele Bienen herbei, und diese haben sich nun in den tief und scharf eingeschnittenen Hieroglyphen des Obilisken einquartiert, so daß ein großer Theil derselben ganz unleserlich geworden ist; indeß wurde die Inschrift schon früher abgeschrieben und veröffentlicht.

An einem schönen Morgen ritten wir durch die grünen Alleen und Gärten vor Kairo hinaus nach dem Dorfe Gizeh zu. Unvergeßlich wird Jedem von uns der Moment bleiben, wo wir nun aus den umsäumenden Reihen der Datteln und Akazien heraustraten, während grade die Sonnenscheibe links hinter dem Mokattamgebirg sich erhob und gegenüber die Häupter der Pyra-

miden entzündete, welche gleich riesenhaften Bergkrystallen vor uns in der graugelben Sandebene lagen. In Alt-Kairo ließen wir uns über den Nil setzen und hätten von dem am jenseitigen Ufer gelegenen Dorfe Gizeh aus, nach welchem die drei größten Pyramiden genannt wurden, bis dahin auf geradem Wege innerhalb einer Stunde oder wenig mehr hinüberreiten können; doch wegen der noch fortdauernden Ueberschwemmung mußten wir einen großen Umweg auf langen Dämmen machen und kamen erst nach fünf und einer halben Stunde am Fuß der größten Pyramide an, wo wir in einer alten, jetzt von Beduinen bewohnten Grabkammer ein einfaches Mahl einnahmen. Inzwischen sammelte sich um uns eine Menge Beduinen und Weiber, welche uns bald Wasserkrüge zum Trinken, bald Münzen oder kleine aus Thon gebrannte Mumien oder eben solche in den Mumien gefundene Käfer, Ohrgehänge und Figürchen zum Verkauf anboten. Darauf trafen wir Anstalten, das Innere der größten Pyramide in Augenschein zu nehmen. Die mitgenommenen Lichter wurden angezündet und unter die Fellahs vertheilt. Außerdem erhielt Jeder aus unserer Gesellschaft zwei dieser Leute, von denen der eine vorn, der andere hinten gehen mußte, um uns so eingeschlossen vor dem Fallen auf dem glattgeschliffenen Granitboden zu sichern. Wir fuhren nun, gleich Bergleuten, in einen schmalen schiefabfallenden Schacht oder Gang, äußerst unangenehm gemacht durch die auffliegenden Fledermäuse und Staubwolken, so wie durch eine Hitze von 23° R., welche als mittlere Temperatur des Landes beständig in diesen finsteren Räumen herrscht. So gehts etwa hundert Schritt weit in einem Winkel von sieben und zwanzig Graden abwärts, und man muß alsdann unter demselben Winkel auf der anderen Seite wieder aufwärtssteigen, um in die oberen Gemächer zu gelangen. Das letztere ist indeß bei weitem beschwerlicher, da der Boden dieses aufwärtssteigenden Ganges horizontal ist und an seinen Wänden sich kleine Vorsprünge aus geglättetem Granit finden, die man, wie ein Schornsteinfeger im Schlot, erklimmen muß. Während wir so Einer hinter dem Anderen in dem spärlich erhellten Raum gebückt uns fortbewegten, hörten wir plötzlich einen tiefen Ton erschallen, der sich

dumpf zitternd, gleich dem einer großen zersprungenen Glocke, durch die Gänge des Bauwerkes fortpflanzte. Es waren Fellahs, welche in das obere Gemach voraus geeilt und mit einem Stein an die Wände des dort stehenden leeren Sarkophages schlugen. Indem wir zuletzt noch eine schräg aufsteigende Gallerie von neun bis zehn Fuß Breite, fünf und zwanzig Fuß Höhe (der einzige Raum im Inneren, wo man ohne Beklommenheit Athem schöpft) durchschritten, erreichten auch wir das Gemach, die sogenannte Königskammer. Wände, Decke und Fußboden bestehen aus geschliffenem Granit, und wir mußten die unendlich feinen Fugen dieser mächtigen Blöcke bewundern. Die Besucher der Pyramide haben darauf mit Kohle und Kreide ihre Namen und Bemerkungen verzeichnet. Der erwähnte Sarkophag, ebenfalls aus geschliffenem Granit gefertigt, ist sieben Fuß lang, drei Fuß breit und hoch. Die ersten Besucher dieser Kammer sollen beim Oeffnen des jetzt inhaltlosen Sarkophages eine Mumie mit einem goldenen, von Edelstein glänzenden Brustharnisch, voller seltsamer Hieroglyphen gefunden haben. Wenn man die kleine Thüröffnung sieht, so leuchtet Einem ein, daß der Steinsarg hier sogleich beim Bau der Kammer aufgestellt wurde und sich der obere Theil allmälig darüber erhob. Wir stiegen wieder abwärts und besuchten die ganz am Ende des oben beschriebenen horizontalen Ganges gelegene Kammer der Königin, wo man jedoch nichts weiter, als die vier nackten glatten Wände sieht.

Nachdem wir aus der schwülen Atmosphäre wieder an die frische freie Luft gekommen, ruheten wir am Fuß der Pyramide ein wenig von den überstandenen Mühseligkeiten aus und ließen dabei den Blick auf dem ungeheuren Bauwerk umhergleiten. Wenn man diese kolossalen und doch so regelmäßigen Formen eine Weile genau betrachtet hat, so wird die riesenhafte Größe dem Auge erst recht klar, und man muß erstannen über die alte Zeit, wo es möglich war, durch Menschenkräfte solch ein Werk in verhältnißmäßig wenigen Jahren zu vollenden. Den Namen hat diese größte Pyramide von dem ägyptischen Könige Cheops, wie uns Herodot berichtet. Derselbe war ein tyrannischer Fürst, welcher alle seine Unterthanen zu hartem Frohndienste zwang. Ein Theil des Volkes mußte in dem arabischen Gebirg Steine

hauen und sie bis an den Nil schaffen, wo sie auf Schiffen von anderen Arbeitern bis an das libysche Gebirge jenseit des Flusses gebracht wurden. Zu dieser Arbeit gebrauchte man hundert tausend Menschen, von denen immer zehn tausend alle drei Monate einander ablösten. Zehn Jahre verstrichen blos zur Anlegung eines mit polirten Steinen eingefaßten Dammes, auf dem die Steine bis zu der Anhöhe, wo die Pyramide gebaut werden sollte, hinaufgeschleift wurden. Dieser Damm war drei tausend Fuß lang, sechzig Fuß breit und stand an der höchsten Stelle acht und vierzig Fuß hoch über der Bodenfläche. Zehn andere Jahre gebrauchte man, theils um die erhabene Fels-Unterlage für den Bau zu gewinnen, theils um unterirdische Gemächer einzurichten für das Mausoleum des Königs auf einer unterhalb der Pyramide geschaffenen Insel, die künstlich durch einen hergeleiteten Nilkanal in der finsteren Tiefe gebildet wurde*). Zwanzig Jahre erforderte der Bau der Pyramide selbst. Der Bau stieg allmälig treppenartig in lauter zwei bis drei Fuß hohen Stufen oder Absätzen empor, und die Bekleidung des Aeußeren bestand, wie Herodot sagt, aus glattpolirten, genau in einander gefügten Steinen, deren keiner unter dreißig Fuß lang war. Nach anderen Angaben soll man zu den Steinen auch verschiedene Farben angewandt haben: weiße, schwarze, rothe, blaugelbliche, welche vielleicht streifenweise, mit einander wechselten. Ursprünglich konnte man wahrscheinlich auch auf einer eigens dazu offen gelassenen schmaleren Stufenreihe bis zur Spitze hinaufkommen. Das frühere Vorhandensein eines Mantels ist auch durch die neueren Untersuchungen der französischen Gelehrten bestätigt worden. Nachdem man nämlich an dem Fuße der Nordost-Ecke den Schutt hinweggeräumt, kam man bis auf den natürlichen Kalkfels, auf den die unterste Stufe in einem etwa drei Zoll tief gehauenen Einschnitt liegt. Nach dieser

*) Außer den oben angeführten Gemächern enthielt die Pyramide noch mehrere senkrecht einfallende Brunnen oder Schachte. Einen derselben bei der Kammer der Königin hat man bis zu bedeutender Tiefe, aber doch noch nicht bis zum Niveau des Nil ausgeräumt. Daher ist es möglich, daß man einst den Sarg des Königs Cheops auf der unterirdischen Insel entdeckt.

Urgrundlage der Pyramide konnte man die Ausdehnung der ursprünglichen Basis auf 716½ Par. Fuß und die Dicke der Bekleidung auf jeder Seite zu acht Fuß berechnen, so daß die Länge einer jeden Seite etwa 733 Par. oder 754 Preuß. Fuß betrug. Mit Hülfe des Steigungswinkels der Seiten fand man ferner die senkrechte Höhe der Pyramide zu 451 Par. Fuß, vorausgesetzt, daß sie oben in eine ganz genaue Spitze auslief, was aber wahrscheinlich bei dieser Pyramide so wenig der Fall war, als bei der zweiten. Man kann die ursprüngliche Höhe des Cheops auf 445 Par. oder 459 Preuß. Fuß annehmen. Gegenwärtig haben sich durch die Winde der Wüste überall große Sandmassen am Fuß der Pyramide gehäuft; doch ist die von der ganzen Basis umschlossene viereckige Fläche immer noch größer, als die meisten Plätze in unseren größten Städten, und man gebraucht reichlich eine gute Viertelstunde, um das Bauwerk zu umgehen. Die jetzige Höhe beträgt 421 Par. Fuß ohne den Sockel. *)

Der Ersteigen des Gipfels geht mit Hülfe von Fellahs sehr rasch von statten. Zwei erfassen die Arme des Fremdlings, springen eine Stufe hinauf und ziehen ihn so mit lautem Geschrei nach, während ein paar Andere nachschieben. Den Gipfel bildet eine breite Platte, groß genug, um bequem ein kleines Haus darauf zu bauen. Es liegen mächtige Steinblöcke da herum, auf die man sich setzen kann, um mit einiger Ruhe des weiten Umblickes von dieser Höhe zu genießen. Getümmel und Gewimmel gab es in dem gegenwärtigen Augenblick genugsam auf dem Gipfel. Eine Menge Beduinen war mit uns hinaufgeklommen. Sogar von den Weibern kletterten viele, flink wie die Gemsen, zwischen den Männern mit hinauf, indem sie dabei

*) Demnach nimmt der Cheops erst die dritte Stelle unter den zehn bedeutendsten Bauwerken Europa's ein, die in folgender Reihefolge nach Par. Fuß zusammengestellt sind: 1. Kathedrale in Antwerpen 447 F. 2. Münster in Straßburg 440 F. 3. Pyramide des Cheops 421 F. 4. St. Stephan in Wien 415 F. 5. St. Peter in Rom 405 F. 6. St. Martin in Landshut 397 F. 7. Münster zu Freiburg im Badener Breisgau 365 F. 8. Kuppel des Doms zu Florenz 361 F. 9. St. Paul in London 326 F. 10. Dom zu Magdeburg 315 F.

sehr geschickt ihren Wasserkrug zu halten wußten, in der Hoffnung, von uns für einen Trunk vielleicht einige Para zu erwischen. Die zu unseren Füßen ausgebreitete Landschaft fesselt mächtig die Sinne des denkenden Beschauers. Auf der Seite das Thal des segenspendenden Nil: ein weites Binnenmeer übergetretener Gewässer, von langen schlängelnden Dämmen durchschnitten, hin und wieder unterbrochen durch grünbewachsene Landzungen oder höher gelegene, inselartig zerstreute Dörfer, deren jedes mit seinem Ehrenschmuck herrlicher Palmen umgeben ist; den jenseitigen Ufersaum bilden die duftigen Wellenlinien des Mokattamgebirges, auf dessen nördlichster Spitze die in grader Richtung etwa zwei deutsche Meilen entfernte Citadelle von Kairo sich über die Stadt mit ihren Hunderten der mastenartigen Minarets und ihren tausend rauchenden Feueressen erhebt. Auf der anderen Seite die libysche Wüste: ein noch wunderbareres Sandmeer, von öden Felsriffen durchzogen, von Salzschollen überlagert, aber von keiner Pflanze begrünt, von keinem Thier oder irgend einer Spur menschlicher Gegenwart belebt; ein grenzenloses, farbloses, lautloses, geheime Schauer einflößendes ungeheuerliches Wesen. Zwischen beiden zeigt sich mit scharfen Umrissen hingezeichnet diese zerwühlte Todtenstadt von Memphis, gleich einem hohläugigen, von Würmern zerfressenen Leichnam, auf den trübseligen Ausgang alles irdischen Lebens und menschlichen Strebens hindeutend. Und welche Erinnerungen weckt dieser Anblick! Als Abraham zum ersten Male nach Aegypten kam, sah er diese Pyramiden, die schon viele Jahrhunderte vor seiner Ankunft gebaut waren. Dort in der Ebene vor uns lag einst die Residenz der Könige, auf deren Todtenmalen wir jetzt standen, dort lag das alte Memphis, wo auch Joseph wohnte und das neu verjüngte Reich unter einem der mächtigsten und weisesten der Pharaone verwaltete. Weiterhin, links von den Mokattam-Bergen, wo sich am östlichen Nilarm die fruchtbare Niederung hinzieht, jenseit Heliopolis, das durch seinen Obelisken erkennbar ist, beginnt der weidenreiche Landstrich Gosen, aus welchem Moses sein Volk nach der syrischen Wüste entführte. Ja, es würde nicht schwer sein, von unserem Standpunkte aus jenen uralten Feigenbaum auf dem Wege

nach Heliopolis bei Matarieh zu erkennen, unter deſſen Schatten nach der Legende des Landes Maria mit dem Jeſuskinde ausruhte. Wie viele Tauſende von Pilgrimen aller Nationen haben ſeitdem dieſe Stätte beſucht bis auf uns, die wir doch nur die Vorgänger von vielen anderen Tauſenden ſind, welche nach uns kommen werden, um dieſe Wunderwerke der Welt mit Staunen zu betrachten und zu beſteigen! — Der Fuß der Pyramide ſcheint von oben geſehen ganz nahe. Die Beduinen fordern den Fremdling auf, ein Steinchen bis an den Fuß zu werfen. Ein Unnachdenklicher macht auch wohl den Verſuch; ſobald man jedoch überlegt, daß der Wurf mindeſtens 350 Fuß in gerader Linie zurücklegen müßte, um bis ganz unten hin zu gelangen, ſo wird bald klar, daß nur wenigen menſchlichen Armen eine ſolche Schwungkraft verliehen ſein möchte. — Die zweite Pyramide, der Chephren, iſt eben ſo hoch als die erſte, aber etwas kleiner an Umfang. Der obere Theil derſelben, etwa 100 bis 120 Fuß vom Gipfel an gerechnet, hat noch ſeine urſprüngliche Bekleidung bewahrt. Die dritte kleinere dem Könige Mykerinos zugeſchriebene Pyramide heißt hier die „rothe," weil ihr Mantel aus dem ſchönen roſenrothen Granit beſteht, den man in Oberägypten bricht.

Die Färbung der Pyramiden überhaupt iſt je nach den Tageszeiten und den Standpunkten ſo verſchieden, daß man ſie in allen Tinten ſehen kann, das Grün etwa ausgenommen. Unter dem trockenen Himmel ohne Regen und Thau hat ſich nicht der dünnſte Grashalm in den Steinen anſetzen können. In der gewöhnlichen Tagesbeleuchtung zeigen die beſchatteten Seiten ein mattes Grau, die beſtrahlten Seiten das lebhafte Gelb des ägyptiſchen Kalkſteins. Der erſte Morgenſchein kleidet den Gipfel in ein ſchimmerndes, durch kaum merklich gedörrte Flechten des Geſteins erhöhtes Roſenroth mit ſchwach-violetten Schattenſeiten. Beim Abendlicht und in größerer Entfernung erſcheint ein tief dunkles Blau, von kräftigen braunen Schatten gehoben. — Daß die Pyramiden nicht etwa Sternwarten oder Sonnenzeiger, ſondern vielmehr Grabmonumente ſind, läßt ſich kaum bezweifeln, wenn man bedenkt, daß ihr Inneres immer einen Sarkophag enthält, um die ſterbliche Hülle des Erbauers

aufzunehmen, und d[illegible] dieselben mitten in der Todtenstadt des alten Memphis stehen, wo sich ringsumher noch Trümmer von anderen Gräbern in mannigfaltiger Form zeigen: sowohl die Reste kleinerer Pyramiden von zwanzig, dreißig, sechzig Fuß Höhe, als auch geräumige Felskammern mit zahlreichen Todtengemächern, am häufigsten die sogenannten Mumienbrunnen, tiefe in die Erde getriebene Schachte und Stollen, die den Berg überall durchsetzen und ganz mit Mumien erfüllt waren. Dazu kommt die bekannte Sorgfalt der Aegypter für ihre Todten, welche sich durch ihre Lehre von der Seelenwanderung erklärt, wornach die Seele nach ihrem Abscheiden in verschiedene Thierleiber übergehe, bis sie endlich nach einem Kreislauf von dreitausend Jahren in den ersten Leib zurückkehre. Letzteren suchte man daher durch Einbalsamirung, so viel als möglich, unversehrt zu erhalten.

Im Osten der Pyramiden von Gizeh erblickt man einen ungeheuren Sphinx, einen liegenden Löwen mit menschlichem Haupte. Er ist am Fuße des Pyramidenhügels errichtet, und deshalb sehr versandet. Der Kopf und ein Theil des Halses ragen jetzt vierzig Fuß hoch aus dem Boden hervor. Das Antlitz trug einst eine frische rothe Farbe und man mußte nach dem Zeugnisse alter Schriftsteller den sprechenden Ausdruck der feinen Gesichtszüge bewundern. Aber in einem der neueren Kriege machten daneben lagernde Mamluken das Haupt zum Ziel ihrer Kanonenkugeln, und so befindet sich denn seitdem dies einzig dastehende Kunstwerk in einem Zustande trauriger Zerstörung: die Nase und ein Theil des linken Auges sind verschwunden, die künstlich geordneten Haare zerschossen und durchlöchert. Im Jahre 1819 wurde auf Veranlassung mehrerer fränkischen Consuln die ganze Vorderseite des Kolosses vom Sande befreit. Da fand man auf der Brust eine Granittafel mit einer Mannsinschrift, zwischen den Vordertatzen aber einen kleinen Tempel dessen Eingang ein Löwe bewachte. Weiterhin führten zwei und dreißig Stufen in die Tiefe zu einem Altar, wo auf beiden Seiten eine Sphinrgestalt aus Kalkstein ruhte. Jetzt ist das Alles wieder von den Wüstenwinden überschüttet. Die Maße des Kopfes übertreffen die menschliche Größe mehr

als dreißigmal. Die Höhe vom Scheitel bis zum Kinn beträgt 26 Fuß; der Leib des Löwen ist beinah 90 Fuß lang. Aus den zwischen diesem Kolosse und der mittleren Pyramide entdeckten Gängen und Schachten hat man geschlossen, daß vielleicht von dem Tempel dieser Sphinx aus der Eingang zu den Pyramiden gewesen sei.

Außer den Pyramiden von Gizeh gehören auch die von Sakkara, von Abusir und Daschur zur Todtenstadt des alten Memphis. Sie liegen in Gruppen auf einem langen sandigen Hügelrücken, und neun größere sind noch gut erhalten. Drei bestehen aus Backsteinen, die übrigen aus Werkstücken. Die größte der Pyramiden von Daschur hat eine senkrechte Höhe von 314 Par. Fuß und ist die höchste nach dem Cheops und Chephren. In der Ebene von Sakkara findet man auch noch die Eingänge zu unzähligen unterirdischen Grotten. Eine neugeöffnete enthielt einen mit den zierlichsten Hieroglyphen bedeckten Sarkophag von Kalkstein. Noch wunderbarer, als die für Menschen bestimmten Gräber, erscheinen die Ibis-Katakomben, in denen diese Vögel zu vielen Hunderttausenden beigesetzt sind. Durch die Länge der Zeit sehen sie in den Mumientöpfen wie verkohlt aus, und die Federn lassen sich nur selten unterscheiden. Man sieht in Aegypten jetzt sowohl schwarze, als weiße Ibis, und man verehrte diesen Vogel vor Alters wohl deshalb, weil seine Erscheinung die Nilschwellen verkündet; denn er brütet gegenwärtig nicht in Aegypten. Er kommt mit dem Wachsen des Nil an, vermehrt und vermindert sich mit demselben, und verschwindet, sobald die Ueberschwemmung vorüber ist. Seine Nahrung besteht in Gewürm, Schalthieren und kleinen Fischen; er frißt aber keine Schlangen.

Herr Professor Lepsius theilt in seinen Briefen mehrere interessante Erlebnisse mit, die ihm widerfuhren, als ihn die Untersuchung dieser Pyramiden längere Zeit beschäftigte. „Als wir eines Tages," sagte er „in einen Mumienschacht gestiegen, um einige aufgefundene Sarkophage zu öffnen, waren wir nicht

wenig erstaunt, uns beim Heraussteigen in einem wahren Schneegestöber von Heuschrecken zu finden, die fast den ganzen Himmel verfinsternd, über unsern Köpfen von Südwest her aus der Wüste nach dem Nilthale hin zogen. Es war ein ungeheurer Zug, und so weit das Auge reichte, war kein Ende zu entdecken. Am Rande der fruchtbaren Ebene fielen sie in Schaaren nieder. So dauerte es den ganzen Tag fort, bis zum Abend, so den anderen vom Morgen bis zum Abend, und den dritten, ja bis zum sechsten Tag, in schwächeren Zügen selbst noch länger. Die Araber machten große Rauchfeuer auf ihren Feldern an, klapperten und schrien den ganzen Tag, um ihre Saaten gegen diese Feinde der Luft zu schützen. Doch die Millionen der geflügelten Grünfresser, welche wie ein vom Himmel gefallener neuer Pflanzen-Teppich Alles weit und breit überzogen hatten, schienen im Gefühl ihrer unermeßlichen Ueberzahl selbst alle Furcht vor Menschen, Thieren, Rauch und Lärm verloren zu haben, und wenn sie von einem Punkt aufstäubten, fielen sie mit heißhungriger Gier sogleich wiederum auf die nächste Umgebung nieder."

„Außer diesem Heuschreckenwetter erlebten wir eine andere Scene, womit sich der Winter ankündigte. Wir hatten einige Ausgrabungen unternommen, und auf dem Ritte dahin sah ich eine große schwarze Wolke heranziehen. Sogleich schickte ich einen Diener nach unseren aufgeschlagenen Zelten, um sie gut zu verwahren, folgte ihm aber bald selbst nach, da es ein wenig zu regnen anfing. Kurz nach meiner Ankunft erhob sich ein Sturm. Dann kam ein tüchtiger Regenguß dazu, der alle unsere Araber in ein Felsengrab trieb. Plötzlich wurde der Sturm zu einem furchtbaren Orkan, und ein dichter Hagelschauer verwandelte den Tag fast zur Nacht. Ich jagte die Araber aus der Grotte, um unsere Sachen ins Trockene zu bringen, da jeden Augenblick die Zerstörung der Zelte zu befürchten war. Es dauerte auch nicht lange, so brachen diese zusammen. Plötzlich sah ich in einer Thalschlucht, nach welcher das Plateau der Pyramiden von Gizeh abfällt, zwei reißende Bergströme auf unsere schon halb in den Sand gestampften Lagerstätten wie zwei Riesenschlangen auf ihre sichere Beute hin-

stürzen. Der Hauptstrom wühlte sich zuerst nach dem großen Zelte und der andere Arm bedrohte das meinige, ohne es jedoch ganz zu erreichen. Alles aber, was von dem Platzregen selbst bereits aus unserem Lager weggeschwemmt war, wurde von den beiden Strömen, die sich unterhalb der Zelte vereinigten, fortgerissen und an hundert Schritte weit in einen Kessel hinter dem Sphinx entführt, wo sich im Nu ein See bildete, der glücklicher Weise keinen Abfluß hatte. Bücher, Zeichnungen, Wäsche, Instrumente aller Art, sogar Hebebäume und eiserne Brechstangen wurden mit Allgewalt in den schaumbedeckten Schlammsee hinabgewirbelt, während wir selbst unter dem Sturm und Schlossenwetter mit triefenden Kleidern, ohne Hüte, unsere schwereren Sachen befestigend, den leichteren nachjagend, in Strom und See bis an den Leib herumwateten, um herauszufischen, was der Sand noch nicht verschlungen hatte. Alles dies war das Werk einer Viertelstunde, nach deren Verlauf sogleich wieder die Sonne schien und durch einen prächtigen Regenbogen das Ende dieser Fluthscene verkündigte. Noch mehrere Tage fischten und gruben wir nach unseren Sachen, und am Ende blieb uns bei aller Beschädigung doch der Trost, daß wenigstens nichts Wesentliches verloren gegangen. Die großen Zeichenmappen nebst meinen Heften und Büchern hatte ich gleich Anfangs in Sicherheit gebracht." —

„Während ich mich auf kurze Zeit in Kairo aufhielt, wurde unsere Lagerstätte bei den Pyramiden noch auf andere Weise heimgesucht. Nachdem schon früher aus dem Zelte eines unserer Gefährten der gefüllte Mantelsack desselben nebst Pistolen und anderen Gegenständen über Nacht frecher Weise heimlich entwendet worden war, fand bald nachher ein förmlicher Raubüberfall statt. In der Morgenfrühe zwischen zwei und drei Uhr fielen plötzlich eine Anzahl Schüsse in der Nähe der Zelte, und gleichzeitig stürzte ein Haufe von mehr als zwanzig Arabern über das Lager her. Das gemeinschaftliche Eßzelt und ein anderes großes Zelt, in welchem mehrere unserer Gefährten schliefen, wurde umgeworfen, so daß die Bewohner in der allgemeinen Verwirrung sich nur mit Mühe aus den Stricken und Zelttüchern herauswinden konnten. Die feigen Wächter

waren sogleich mit großem Geschrei davon gelaufen. Die Räuber aber hielten sich an die zunächst stehenden Koffer und Kasten, rollten den Berg hinunter, was sie erfassen konnten, und waren schnell durch die Ebene verschwunden. Ihre Schüsse sollten nur dazu dienen, die Verwirrung zu vergrößern; denn es war Niemand dadurch verwundet worden. Dagegen hatten Einige der Unsrigen leichtere Verletzungen an Kopf und Schultern durch Flintenkolben oder Stöcke und Steinwürfe davon getragen. Die geraubten Koffer enthielten fast nur europäische Kleidungsstücke und andere Dinge, die kein Araber gebrauchen kann, so daß sich die wilden Spießgesellen nachher in ihren Erwartungen bitter getäuscht finden mochten. Eine seitens der Behörden angestellte Untersuchung ergab, wie zu erwarten stand, nichts; doch wurden einige Verdächtige grausam durchgeprügelt, und die Schechs der benachbarten Araber-Dörfer, auf deren Feldmark der Streich ausgeführt wurde, mußten den Geldwerth der geraubten Sachen ersetzen."

Zu der Reise nach Ober-Aegypten mußten wir uns in Kairo mit allem Nöthigen versorgen; denn bis hieher nur reicht der Vertrieb der europäischen Handelswaaren. Wir kauften also außer den Victualien, als Reis, Mehl, Maccaroni, Kaffee, Thee, Zucker, auch Tabak, Pulver und viele andere Bedürfnisse. Dazu kam dann noch ein vollständiger Mamluken-Anzug, so daß ein Jeder in der Tracht der Kriegerkaste mit Säbel, Flinte und Pistolen einhergehen konnte, weil in Ober-Aegypten manche bedenkliche Fälle vorkommen, die eine gute Bewaffnung erheischen. Endlich mietheten wir eine große Barke, welche vor der Abreise behufs der Reinigung von allerhand Ungeziefer bis zum Dache der Cajüte in's Wasser versenkt wurde. Durch dieses Experiment wurde eine Wolke von Fliegen, mehreren Eideren, eine Schlange, so wie zahllose Käfer und Spinnen aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben.

Nachdem wir den Hafen von Alt-Kairo verlassen, blähte ein frischer Nordwind unsere Segel, vorn das große lateinische

Hauptsegel, am Hintertheil der Barke noch ein kleineres. Die Fahrt wird sehr erleichert durch die große Regelmäßigkeit der Luftströmungen, welche die meiste Zeit des Jahres hindurch in der Richtung von Nord und Nordwest die Segelboote den Nil hinauftreiben. Alle Morgen bei Sonnenaufgang erhebt sich der Wind, nimmt bis gegen Mittag an Stärke zu und erstirbt gegen Abend. Bei Windstillen zieht die Mannschaft singend das Fahrzeug am Ufer hin. Das unsrige war ungefähr achtzig Fuß lang und seine größte Breite betrug eilf Fuß. Hinter der Mitte der Barke erhob sich die Cajüte, die sich fast bis zum Hintertheil erstreckte. Von vorn hineintretend, gelangte man in eine Art überdachter Vorhalle. In dieser stand auf der einen Seite eine befestigte breite Bank, auf welcher unser Dragoman zu schlafen pflegte; sonst blieb eben noch Raum für unseren Tisch und einen Stuhl, beide aus Palmblatt-Rippen gezimmert. Hier wurde gefrühstückt und zu Mittag gegessen; hier war des Tags über unser gewöhnlicher Aufenthalt, wenn uns nicht die Morgen- und Abendkühle in das daranstoßende Schlafzimmer nöthigte. Dasselbe hatte an den beiden Seitenwänden je drei Fenster; die ganze linke nahm eine anderthalb Fuß hohe, drei Fuß breite Erhöhung ein, die bei Tage als Sopha, bei Nacht als Bette diente. Darauf folgte ein zweites von mir bewohntes Zimmer. Auf dem Verdeck der Cajüte campirte Tag und Nacht unser alter weißbärtiger Steuermann. Im Hintertheil befand sich unser großer Hühnerstall; im unteren Schiffsraume waren unsere Vorräthe aufbewahrt, auch schliefen da des Nachts, in ihre Mäntel gewickelt, der Schiffsjunge und sieben Matrosen, zwei derselben, große schöne Männer, waren Nubier, alle übrigen Araber. Mitten im Boot stand im runden Brettausschnitt eines niedrigen Schränkchens unsere Chiara, ein drei Fuß hoher, anderthalb Fuß im Durchmesser haltender, unten in eine kegelförmige Spitze auslaufender bauchiger Krug von poröser Erde. Er wurde immer mit frischem Nilwasser gefüllt, welches durch seine Wände sickerte und krystallhell in einem untergestellten Gefäß sich sammelte. Eine ganz entsprechende Bestimmung haben die schon erwähnten Gullen oder Kühlflaschen, welche man in Ober-Aegypten massenweis aus einer porösen, leicht ge-

braunten Erde fertigt. Auch diese lassen fortwährend das Wasser durchsickern, durch dessen Verdunstung auf der äußeren Oberfläche das im Innern befindliche abgekühlt wird. Sie sind dort für den häuslichen Gebrauch unentbehrlich, sofern in jedem anderen Gefäße das Wasser warm und unschmackhaft wird. Zwischen der Chiara und dem weiter nach vorn hin aufgestellten Mastbaum war unsere Küche, ein kleiner gemauerter Herd, angebracht. Unser erstes Nachtmahl machte der Kochkunst unseres Dragoman in der That alle Ehre. Einer sehr schmackhaften Nudelsuppe in Hühnerbrühe mit Eiern folgten einige gesottene Hühner nebst in Oel eingemachten Oliven, darauf ein Reispillaw mit geriebenem holländischen Käse, endlich ein duftender Hammelbraten. Dazu gab's Rothwein und frisches geklärtes Nilwasser, zum Beschluß Kaffee in kleinen Täßchen. Unsere Betten bestanden aus mehreren Decken und einem überzogenen Kopfkissen nebst linnenen Tüchern. Gleich am ersten Morgen vertauschten wir unsere europäische Kleidung mit der orientalischen, und wir begrüßten einander als arabische Effendi's. Wir fanden diese Tracht bald ungleich bequemer und angenehmer als die steife europäische.

Vor Mittag trat Windstille ein, und sieben unserer Leute stiegen aus, um das Schiff dem Ufer entlang langsam fortzuziehen. Wir ließen uns daher bei einem kleinen Dorfe ans Land setzen. Die Häuser der meisten Dörfer sind aus viereckig geformten getrockneten Nilschlamm-Kuchen erbaut, und die des Anstrichs entbehrenden Hütten zeigen daher eine graubraune Erdfarbe. Diese sind einstöckig, meistens nur fünf bis sechs Fuß hoch und enthalten mehrere kleine Räume. Einigen dienen rohe mit Durrahalmen belegte Palmenstämme zur Bedachung; die meisten aber haben blos die hohen Palmenkronen oder das blaue Firmament zum Dach, indem sie oben ganz offen sind, so daß man bei der geringen Höhe der Wände im Vorübergehen das Innere sammt seinen Bewohnern beobachten kann. Da sitzen denn die Weiber in ihren blauen Gewändern bei ihren häßlichen Kindern im Staub und Schmutz des Bodens mit Hausarbeiten beschäftigt. Die Ausstattung der Wohnung besteht hauptsächlich in einigen irdenen Töpfen und Krügen, ein paar Feldsteinen, die

als Feuerherd, und ein paar anderen, die auf einander gerieben als Getreidemühle benutzt werden. Das allgemeine Brennmaterial ist auch in Städten der beim Verglühen abscheulich stinkende Mist von Büffeln und Kameelen. Der aus kleinen ovalen ziemlich festen Massen bestehende Kameelmist bedarf keiner weiteren Zubereitung; der Büffelmist dagegen muß erst getrocknet werden. Zu dem Ende formen ihn die Weiber zu Klößen und kleben diese in Unzahl an die Wände der Häuser, wo sie von den heißen Sonnenstrahlen gedörrt, bald abfallen und dann eingesammelt werden. Wohlhabende in großen Städten brennen auch Holzkohlen. — Auf den nächsten Palmen bemerkten wir wilde Tauben und schossen einige davon herab; denn von einer Jagdgerechtigkeit ist hier zu Lande nirgends die Rede. Wer eine Flinte besitzt, schießt damit, wo und wie viel er Lust hat. Zu solchem Vergnügen geben dem Reisenden die Schwärme der zahllosen wilden Tauben, die auf den Feldern reichliche Nahrung finden, die beste Gelegenheit. In den Dörfern lockt das Schießen alsbald die halbnackte Jugend herbei, welche sich mit den Erwachsenen um die Wette bemühen, die herabfallenden Vögel zu holen. Oefter kam es vor, daß wir Tauben von Palmen grade über einem obdachlosen Hause herabschossen, so daß jene plötzlich mitten unter die Leute in ihre Wohnung fielen. Sogleich ward uns dann die Beute mit freundlicher Miene herausgebracht. Zuweilen waren wir genöthigt, unsere Feuerröhre gegen die zahmen Hühner in den Dörfern zu richten, da die Bewohner den Verkauf eigensinnig verweigerten; nachdem wir die Thiere getödtet, war der Handel bald geschlossen. Von den Schiffsleuten begleitete uns am gewöhnlichsten ein Araber, den wir den „Zahnlückigen" nannten. Er hatte sich nämlich in seiner Jugend, um sich zum Militairdienst untauglich zu machen, die beiden mittleren oberen Schneidezähne abgeschlagen, indem er, wie er uns erzählte, einen Meißel auf die Kronen setzte und dieselben durch einen Hammerschlag nach innen wegsprengte. Zu demselben Endzweck hauen sich die Knaben auch oft mehrere Finger oder wenigstens das vorderste Glied eines Daumens ab. — Der Anblick des Landes ist durchaus einförmig. Die Uferberge streichen zu beiden Seiten

des Flusses bald näher, bald ferner hin; doch zeigt die östliche Seite meist steile Abhänge, die westliche flache Ausläufer, deren Fuß leichter überfluthet wird. Daher ist das bebaute Land auf dem libyschen Ufer viel breiter, und es liegen da die bedeutendsten neueren Städte, als: Benisuef, Minieh, Mansalut, Siut, Girgeh. Auf dem arabischen Ufer sieht man nur wenige, als: Akhmim und Deneh. Dagegen eignet sich die Steilheit des Gebirgsabfalles vortrefflich zu Behausungen für die Todten. Uns verging fast kein Tag, wo wir nicht an langen Reihen von Katakomben vorübersegelten, namentlich da, wo ein terrassenartiges Ansteigen des Bodens die Anlegung über einander begünstigte.

Am vierten Tage morgens um zehn Uhr erreichten wir Benisuef, welches vom Flusse aus einen freundlichen Anblick darbietet. Außer einem Palmenwald im Hintergrund ziehen sich am Ufer Gruppen von Mimosen, Gleditschien, Sykomoren und anderen Bäumen hin. Am Nordende des Städtchens liegt eine Kavallerie-Caserne und davor ein großer freier Platz, wo wir den Evolutionen eines hier garnisonirenden unregelmäßigen Arnauten-Corps zusahen. Es war in der That ein interessantes Schauspiel, zu sehen, wie diese kriegerischen Leute, in der schönen goldgestickten Uniform der Officiere, die blinkenden Waffen im Gürtel, ihre prachtvollen arabischen Hengste tummelten. Sie verfolgten einander wechselseitig und warfen sich anstatt der Lanzen mit sechs bis sieben Fuß langen Palmenstöcken, welche ihnen die Diener jedesmal wieder zureichten. Im gestrecktesten Galopp warfen die Reiter ihre Pferde oft unter einem rechten Winkel herum, um einem Verfolger zu entgehen oder einer daherfliegenden Lanze auszuweichen, während sie selbst im Fluge dem Gegner ihre Stäbe mit bewundernswerther Sicherheit oft mitten auf den Rücken schleuderten.

Wir hatten den Entschluß gefaßt, von Benisuef aus einen Abstecher nach der Landschaft Fajum zu machen. Man nennt dies fruchtbare Kesselthal wohl den Garten Aegyptens; denn es gedeihen dort alle Culturpflanzen, namentlich Indigo, Hanf, Flachs, Baumwolle, auch Zuckerrohr; Granaten und Feigen sind von vorzüglicher Güte, und die Fülle der Rosen dient zur

Bereitung des Rosenwassers. Im Alterthum war Fajum berühmt durch das Labyrinth und den Möris-See. Der Prachtbau des Labyrinthes umschloß zwölf bedeckte Höfe mit sechs gegen Norden, sechs gegen Süden gelegenen Thoren. Von den 3000 Gemächern befanden sich 1500 über und eben so viel unter der Erde; in letzteren standen die Sarkophage der heiligen Krokodile und der zwölf Könige, die den Bau aufgeführt. Ein jeder Hof war mit Säulen von weißem Stein umgeben, und in einer Ecke stand eine Pyramide von 240 Fuß Höhe. Noch größere Bewunderung verdiente der von Menschenhänden künstlich gegrabene Möris-See. Seine größte Tiefe betrug 300 Fuß, und aus seiner Mitte ragten zwei Pyramiden 300 Fuß hoch über den Wasserspiegel empor, und eben so tief gingen sie hinunter, so daß ihre ganze Höhe 600 Fuß betrug; oben saß auf einem Thron ein Steinkoloß. Das Wasser wurde in den See durch einen Nilkanal hineingeleitet; in den sechs Monaten der Ueberschwemmung floß es hinein, in den sechs Monaten der dürren Jahreszeit floß es wieder ab, so daß der See demnach ein großartiges Bewässerungs-Bassin bildete.

Mit einem Kameel (so bezeichnet man hier die zum Lasttragen geeigneten Thiere der schweren Race), zwei Dromedaren (so heißen die zum Reiten geschickten theureren Thiere der leichteren Race) und mehreren Eseln traten wir unsere Landreise an. Der Weg geht durch eine nordwestlich von Benisuef gelegene Felsenschlucht. Bald hatten wir urbares Land, und dann wieder stellenweis die kahle Einöde der Wüste. Viele Zelte der Beduinen standen zerstreut zur Rechten und Linken; dazwischen weideten ihre Heerden von Kühen, Ziegen, Schafen, Pferden und Eseln. Das Haupt dieser Niederlassung in einem schönen weißen Burnus und mit einer langen Flinte bewaffnet, kam auf uns zu mit freundlichem Gruß, eben so mehrere Andere. Es waren gewaltig lange magere Kerle; aber in ihren fein gebildeten braunen Gesichtern mit kleinem schwarzen Schnurr- und Knebelbart lag etwas Edles. Abends um sechs Uhr zogen wir in die von etwa 5000 Seelen bevölkerte Hauptstadt von Fajum Medinet (Stadt) el Fajum, das alte Arsinoë, ein, wo wir in dem katholischen Franziskanerkloster, dem Absteigequartier für

Europäer, übernachteten. In der Umgegend herrscht allerdings ein größerer Reichthum, eine üppigere Fülle der Vegetation, als in den meisten übrigen Theilen des Landes, und dazu tragen jetzt wohl hauptsächlich die vielen Kanäle, besonders der große Josephs- oder Jussuffs-Kanal bei; allein alles dies reicht nur hin, um zu beweisen, daß unter den dermaligen örtlichen Verhältnissen durch Fleiß und geschickte Leitung die ganze Landschaft wirklich in einen Garten umgewandelt werden könnte, der seines Gleichen suchen dürfte, während man gegenwärtig überall die heilloseste Vernachlässigung wahrnimmt. Große, ursprünglich cultivirte Landstrecken sind jetzt mit Wüstensand bedeckt oder ausgedörrt, weil dieser oder jener Theil eines Kanals durch irgend einen Zufall verschüttet wurde. — Wir erfuhren von einigen Engländern, daß man zum Besuch der durch Alterthümer merkwürdigen Gegenden eines Empfehlungsscheines bedarf. Diesen richtet das Oberhaupt von Medinet an den Scheich der Beduinen, welcher dann die Bürgschaft für die persönliche Sicherheit der Reisenden übernimmt und zugleich die nöthigen Last- und Reitthiere stellt; er pflegt aber in seinem Interesse die Reise, die man bequem in einem oder anderthalb Tagen machen könnte, auf drei oder vier Tage auszudehnen. Dies überschritt aber bei weitem die von uns für diesen Abstecher bestimmte Zeit. Wir beschlossen daher, nur noch die Pyramiden von Howara und Meidum zu besuchen. — Als wir nach einer Stunde Wegs der Pyramide von Howara ansichtig wurden, sahen wir uns in einem wahrhaften Netz von Kanälen verwickelt. Durch einen derselben, der rechts und links mit hohem, dichtem Schilfwald überwachsen war, mußten wir hindurchreiten. Er mochte an der Stelle wohl dreißig Schritt breit sein, und das Wasser ging unseren Eseln bis an den Bauch. Die Pyramide von Howara ist ganz und gar aus ungebrannten Nilschlammziegeln gebaut und stark beschädigt. Wahrscheinlich war sie früher mit Granitquadern überkleidet. Ihre Höhe mag 120 bis 150 Fuß betragen. Von da ging's durch wellenförmig mit Berg und Thal abwechselndes Wüstenland nach der Pyramide von Meidum. „Diese Pyramide," sagt Professor Lepsius, „erregt ein ganz besonderes Interesse, sofern dadurch das Räth-

ſel des Pyramidenbaues im Allgemeinen gelöſt wird. Sie liegt ausnahmsweiſe faſt in der Thalebene nahe bei dem Joſephs-Kanal. Aus einer beinah bis zur Hälfte an hundert und zwanzig Fuß hoch ſie umgebenden Schuttumhüllung ſteigt thurmartig aus feinkörnigem weißen Kalkſtein aufgeführt, ein viereckiger ſcharfkantiger Kern empor, der ſich nach oben ein wenig, nämlich in einem Winkel von 74°, verjüngt. In der Höhe von anderen hundert Fuß folgt eine Plattform, auf der ſich in gleichem Winkel ein dünnerer, nicht eben hoher Thurm erhebt, und dieſer trägt wiederum in der Mitte ſeiner flachen Oberſeite die Reſte einer dritten Erhebung. Die Wände des Hauptthurmes ſind größtentheils glatt polirt, werden aber durch rauh gelaſſene Bänder unterbrochen. Auch im Inneren des halbzerſtörten den Fuß umgebenden Baues findet man geglätteten, in gleichem Winkel wie der Thurm aufſteigende Wände, vor welchen wieder andere Wände liegen, die wie Schalen auf einander folgen. Die genauere Betrachtung lehrt, daß der ganze Bau von einer kleinen Pyramide ausgegangen war, die durch umgelegte Steinmäntel von funfzehn bis zwanzig Fuß Breite nach allen Seiten zugleich vergrößert und erhöhet wurde. So erklärt ſich das Anwachſen einzelner Pyramiden zur Rieſenmäßigkeit, während andere unbedeutend blieben. Jeder König begann nämlich, ſobald er den Thron beſtiegen, den Bau ſeiner Pyramide. Er legte ſie anfangs nur klein an, vergrößerte ſie aber im Laufe ſeiner Regierungsjahre durch umgelegte Mäntel, bis er ſeinem Lebensziele nahe zu ſein glaubte. Starb er während des Baues, ſo wurde nur noch der äußerſte Mantel vollendet, und immer entſprach zuletzt die Größe des Todtenmonumentes den Regierungsjahren und der Lebenslänge des Königs, ſo daß demnach die Zahl der Schalen das Maß dafür abgeben könnte, wenn die Verhältniſſe des Anwachſens, wie bei den Baumringen, ſich immer gleich geblieben wären.“ — Ueber die Alterthümer des Fajum äußert ſich derſelbe gelehrte Forſcher folgendermaßen.

„Bis dahin ſchwebte man in Dunkelheit über die Lage des Labyrinthes und hielt den einzigen heutiges Tages im Fajum zu entdeckenden See, den Birget el Qorn, für den Möri
Auch wir naheten uns dieſen Gegenden mit einer

Furcht, daß wir eben nur die Angaben der Alten über die Oertlichkeiten jener wunderbaren Bauwerke zu bestätigen suchen müßten, daß namentlich aber vom Labyrinth jede Form verwischt sei und ein unförmlicher Ruinenhaufen vor jeder Nachforschung abschrecken möchte. Statt dessen zeigten sich sogleich bei der ersten oberflächlichen Besichtigung des Terrains eine Anzahl wahrhaft labyrinthisch verwirrter, sowohl über-, als unterirdischer Räume, und die Hauptmassen der Gebäude traten für das Auge leicht auseinander. Nachdem wir einen kleinen Plan des Vorhandenen abgemessen und aufgezeichnet, ließen wir aus den umliegenden Dorfschaften eine Menge Leute zusammentreiben, um an mehreren Stellen den Schutt wegzuräumen und Entwässerungsgräben durch die versumpften Ruinen zu ziehen. Dabei waren wir beständig auf unserer Hut, sowohl gegen etwanige Raubangriffe als gegen Unfälle durch heftige Stürme. Indeß sollten wir hier eine neue Plage Aegyptens, nämlich die Mäusenoth, kennen lernen. In unseren Zelten nagen und wirthschaften, pfeifen und spielen diese kecken Gäste, als wären sie da von jeher zu Hause gewesen. Des Nachts stellen sie auf unseren Betten Turnübungen an, laufen Einem wohl über das Gesicht oder zwacken Einem mit ihren scharfen Zähnchen zur Kurzweil am Fuße, so daß man erschreckt vom Schlafe in die Höhe fährt. — Inzwischen sind die Arbeiten unserer Leute unter dem Beistande eines tüchtigen Kawas frisch von statten gegangen. Diese Kawas bilden ein eigenes Corps von Unterofficieren des Pascha, welcher sich derselben zu besonderen Sendungen und Commissionen im ganzen Lande bedient. Sie sind die obersten Polizeidiener aller Behörden. Jeder fremde Consul hat einen solchen Kawas als Ehrenwächter und Zeichen seiner Unverletzbarkeit. Wenn er ausreitet, so reitet der Kawas vor ihm her mit einem großen silbernen Stocke, indem er mit Worten oder Schlägen das Volk und die Thiere aus dem Wege treibt. Wehe dem, der durch eine Bewegung oder nur durch eine Miene Widersetzlichkeit verräth! Besonders empfohlene Fremden erhalten eine solche Ehrenwache mit gleicher Auctorität zur Begleitung. Auch wir haben von Kairo aus einen Kawas mitgenommen, der ganz unseren Wünschen entspricht. Er

beſorgt Alles, was wir mit den Landesbehörden zu verhandeln haben und führt ganz vortrefflich die Aufſicht über die Dienerſchaft und die Arbeiter. Letztere finden ihr Hauptvergnügen und eine weſentliche Stärkung zu ihren Tagewerken in dem Geſange. Sie bedienen ſich dabei gewiſſer einfacher Melodien, die von weitem wegen ihrer großen Einförmigkeit eine faſt melancholiſche Wirkung hervorbringen. In der Nähe aber ſind dieſe mit unermüdlicher Ausdauer in denſelben Tönen ſich bewegenden gellenden Stimmen um ſo weniger zu ertragen, als oft ſtundenlang einzelne Stimmen die Melodie in tieferen oder höheren Tönen ſo mitſingen, daß ſie dabei in eine ganz andere Tonart verfallen, ohne im Geringſten den Mißklang zu bemerken, wie denn dem Araber, vielleicht auch dem Orientalen überhaupt, aller Sinn für die einfachſte Verflechtung mehrerer Stimmen zu einer Harmonie zu fehlen ſcheint."

„Das Ergebniß unſerer Unterſuchungen über das Labyrinth iſt nun folgendes. Drei mächtige Gebäude in der Breite von 300 Fuß umſchließen einen viereckigen, an 600 Fuß langen, 500 Fuß breiten Platz. Die vierte Seite, eine der ſchmalen, wird durch die dahinter liegende Pyramide begrenzt, welche 300 Fuß im Geviert hält und daher nicht ganz bis an die Seitenflügel jener Gebäude hinanreicht. Im Umfang derſelben fanden wir buchſtäblich Hunderte von Kammern neben und übereinander, kleine, oft winzige, neben größeren und großen, von Säulen unterſtützt, mit Schwellen und Wandniſchen, mit Säulenreſten und Bekleidungsſteinen, durch Corridore verbunden, ohne Regelmäßigkeit der Ein- und Ausgänge. Die Mauern ragen auf der ſüdlichſten Spitze noch an zehn Fuß aus dem Schutt, an zwanzig Fuß über den Boden der Ruinen hervor. Von der Höhe der Pyramide aus betrachtet, liegt der regelmäßige Plan der ganzen Anlage deutlich, wie auf einer Karte vor Augen. Ein ſchief durch die Ruinen gezogener ſchmaler Kanal, der faſt zu überſpringen iſt, ſchneidet den beſterhaltenen weſtlichen Theil der labyrinthiſchen Zimmer nebſt einem Theil der großen Platzes ab, der einſt in zwölf Höfe zerfiel. Von dieſen iſt faſt Alles verſchwunden. Die Räumlichkeiten des Platzes laſſen jedoch vermuthen, daß derſelbe durch eine lange Mauer in zwei Hälf-

ten getheilt wurde, an welche sich die Höfe von beiden Seiten anlehnten, so daß ihre Zugänge sich nach entgegengesetzten Seiten wendeten."

„Was den Möris-See betrifft, so gründete derselbe, wie bekannt, seine Berühmtheit hauptsächlich darauf, daß er ein künstlich angelegter und äußerst nutzbarer See war, welcher zur Zeit der Nilschwellen gefüllt wurde und zur Zeit des niedrigen Wasserstandes durch den Verbindungskanal wieder abfloß, hier die Ländereien des Fajum, dort beim Zurückfließen die angrenzenden Strecken der Memphitischen Landschaft bewässernd und zugleich bei den doppelten Schleusen des Fajum einen überaus reichen Fischfang gewährend. Von allen diesen Eigenthümlichkeiten besitzt der noch vorhandene See Birget el Qorn keine einzige. Sein Becken ist von der Natur gebildet, und er wird nur zum Theil durch das Wasser des Josephskanals gespeist. Kein Fischerkahn belebt die von öden Ufern umkränzte Fläche, weil das brakische Wasser fast gar keine Fische enthält. Auch liegt der Spiegel desselben jetzt an siebenzig Fuß unter dem Punkte, wo der Josephskanal durch die künstlich vertiefte Felsenge zum Fajum einströmt, und jener See kann, wie die alten Tempelruinen seines Uferrandes beweisen, nie viel höher gestanden haben. Endlich stimmen dazu eben so wenig die Angaben der Alten, daß an demselben das Labyrinth und die Hauptstadt Arsinoë gelegen waren. Da hat nun der Wasserbaumeister des Pascha, Linant, mächtige meilenlange Dämme aufgefunden, die den obersten Theil des muschelförmigen Fajumbeckens gegen die hinteren tieferen Theile abgrenzen und die nur dazu bestimmt sein konnten, eine große Wassermasse künstlich aufzudämmen. Jetzt, nach dem Durchbruch der Dämme, liegt Alles trocken; aber eine sorgfältige Betrachtung der ganzen Anlage lehrt augenscheinlich, daß hier und nirgend wo anders das Becken des sogenannten Möris-Sees (der Name Möris scheint nur griechische Verunstaltung der ägyptischen Bezeichnung Phiom en mere d. i. See der Niläberschwemmung) zu suchen ist. Ich fand die Höhe eines solchen Dammes beinah sechs Fuß über dem jetzigen Seeboden und gegen siebenzehn Fuß über der jenseitigen Fläche. Eine ungefähre Schätzung ergiebt nun, daß sich der Boden im

Innern des Sees während seines mehr als zweitausendjährigen Bestehens durch Erdniederschläge um etwa eilf Fuß erhöht haben muß; eben so viel ist sicher auch außerhalb angeschwemmt worden. Dazu kommt, daß der Damm mit der Zeit etwas niedriger wurde. Die frühere Höhe mag demzufolge möglicher Weise leicht doppelt so viel, als gegenwärtig betragen haben. Die Breite kann vielleicht auf 150 Fuß angenommen werden. Durch die Bodenerhöhung wird übrigens erklärlich, wie die Nützlichkeit des Sees sich allmälig verringern mußte, bis er endlich ganz in Verfall gerieth."

Die Umgebungen des Stromes werden hinter Benisuef immer großartiger, die Berge treten näher, die bebaute Fläche wird schmaler. Die Ufer und mehrere große Inseln waren von einer Menge Wasser- und Sumpfvögel belebt. Verschiedene Arten wilder Enten trieben sich auf dem Wasser umher; Reiher und ganze Schaaren von Pelikanen saßen ruhig auf dem Sande. In der Nacht hörten wir oft an den Ufern das Heulen der Schakale, welche dann aus der Wüste an's Wasser kommen, um zu saufen. — Die Nilschwellen haben in diesem Jahre überall eine gesegnete Höhe erreicht, und man hat nun die sichere Aussicht auf eine reiche Erndte; denn die Feldfrüchte können weder durch anhaltenden Regen und starke Nachtfröste, noch durch Hagelschlag zerstört werden, da alle diese Unfälle hier zu Lande unbekannt sind. Dagegen muß bei der stets herrschenden Gluth der Sonnenstrahlen immerwährend eine künstliche Bewässerung der Felder unterhalten werden, was oft sehr beschwerlich ist. Denn wo man nicht Schöpfräder hat, die durch Büffel, Kameele oder Esel in Bewegung gesetzt werden, sieht man überall Arbeiter bei Schöpfanstalten anderer Art in Thätigkeit. Zwei dicke aus Nilschlamm aufgeführte Pfeiler tragen nämlich einen Querbalken, an welchem sich neben einander, wie bei unsern alten Zieh-Brunnen, zwei Stangen bewegen. An dem dünneren dem Flusse zugekehrten Ende hängt mittelst eines Seiles ein halbkugelig ausgespanntes Fell, das die Stelle eines Eimers vertritt;

hielten, der wirklich vor mehreren Jahren beim Bade von einem Krokodil gefressen wurde. Einer dieser Herren hatte einen Warran, d. i. eine etwa drei Fuß lange Nil-Eidechse (Monitor niloticus) geschossen, die er uns vorzeigte.

Das Wetter war uns auf unserer Fahrt im Allgemeinen sehr günstig, und wir hatten einige außerordentlich schöne Tage; ein paarmal hatten wir jedoch einen so gewaltigen Wind, daß unsere Schiffsleute alle vollauf zu thun bekamen, um uns vor dem Umwerfen zu schützen. Das Schiff wurde von den starken Windstößen oft so schief gestellt, daß der Mast sich auf weniger als einen halben rechten Winkel den aufgewühlten Wellen näherte. Es wurde uns bei der Sache weniger wohl zu Muthe, als man uns schon früher mehrere versunkene Schiffe gezeigt hatte, von denen nur noch der oberste Theil des Mastes aus dem Wasser hervorragte. Bei dem Mißverhältniß der gewaltigen Segel zu den kleinen Schiffen kommen solche Unglücksfälle nicht selten vor; man muß daher darauf achten, daß die Leute das Seil, welches die Segel regulirt, nie irgendwo aus Bequemlichkeit festbinden, sondern es muß stets in der Hand gehalten und bei jedem stärkeren Windstoß nachgelassen werden, um das Umwerfen zu verhüten. — Ein anderer Uebelstand bei der Nilschifffahrt ist das immer sich wiederholende Auffahren, was selbst die erfahrendsten Steuerleute nicht ganz vermeiden können, indem der überfluthende Strom alljährlich seinen Grund ändert, so daß da, wo in einem Jahre eine bedeutende Tiefe war, in dem nachfolgenden sich eine Untiefe oder gar eine Insel gebildet hat. Indeß ist die Sache für gewöhnlich ganz gefahrlos und nicht einmal mit erklecklichem Zeitverlust verbunden. So wie das Schiff festsitzt, entsteht vielfaches Schreien und Hin- und Herlaufen. Ein Theil der Matrosen greift nach den Rudern, die andern werfen ihre Kittel ab und springen ins Wasser, um da und dort zu heben und zu schieben. So gelingt es ihnen denn auch meistens in wenigen Minuten, das Boot wieder flott zu machen.

Majestätisch erheben sich schon aus der Ferne die Ruinen der alten ägyptischen Hauptstadt Theben. Wir kamen bei Sonnenuntergang an. Auf dem linken Nilufer, etwa drei Viertelstunden vom Fluß entfernt liegt hoch an einem Abhang das kleine

Dorf Gurnu. Hier wohnte damals, von ſeiner großen Expedition nach Sennâr zurückkehrt und mit wiſſenſchaftlichen Arbeiten in dieſer an Alterthümern ſo überreichen Gegend beſchäftigt, Profeſſor Lepſius nebſt vier ſeiner Begleiter. Wir hatten an ihn einige Kiſten abzuliefern und machten uns demnach noch ſpät im Mondſcheine dorthin auf den Weg. Allenthalben iſt der Boden mit Schutt und Trümmern bedeckt. Rechts mehrere Tempel, in der Ferne, weiter vor uns auf der Ebene die beiden rieſenhaften ſitzenden Memnonsſtatuen, hell vom Monde beleuchtet und gehoben durch den tiefblauen Grund des ſternbeſäeten Himmels, bildeten mit der in einem großen Bogen das weite Thal umgebenden hohen Kalkfelſenkette ein höchſt anziehendes, großartiges Bild, deſſen Zauber durch die lautloſe Stille der Nacht um Vieles erhöht wurde. Die Wohnungen des Dorfes Gurnu ſind durchweg in den alten unterirdiſchen Felſengräbern angelegt. Von allen Seiten ſtürzten die Hunde auf uns los, die wir durch Steinwürfe abzuhalten genöthigt waren. Ein ſteiler Pfad führte zu der einer kleinen Feſtung ähnelnden Wohnung des Herrn Profeſſors, die früher ebenfalls ein ägyptiſches Grab war, hinan. Derſelbe empfing uns überaus herzlich. Wir ſetzten uns in dem kleinen Wohnzimmer um einen aus leeren Kiſten zuſammengeſetzten Tiſch, auf dem noch vom vorgeſtrigen Tage her der Weihnachtsbaum prangte: eine ſchöne Dattelpalmkrone mit Lichtern und niedlichen Sächelchen behangen. Schnell vergingen uns ein paar Stunden in heiterem Geſpräch, dann empfahlen wir uns, da inzwiſchen guter Wind eingetreten war, den wir zur Weiterreiſe benutzen mußten. — Zwei Tage ſpäter landeten wir bei der Stadt Esne, hielten uns aber nur ein Stündchen auf, um uns mit Eiern, Brot, Ziegenmilch und Büffelsbutter zu verſorgen. Letztere iſt von auffallend weißer Farbe, ſehr fett und angenehm ſüß ſchmeckend.

Schon öfter waren uns auf unſerer bisherigen Fahrt eigenthümliche Flöße begegnet. Sie beſtanden nämlich aus lauter irdenen, zum Klären des Trinkwaſſers dienenden Krügen, die in Ober-Aegypten verfertigt, zu Hunderten in ſenkrechter Stellung mittelſt Baumreiſer verbunden, und ſo zum Verkauf nach Kairo und Alexandria verſandt werden. An mehreren Punkten des

Floßes sind sägebockartige Gestelle angebracht, lange am Mittelstück befestigte junge Bäumchen dienen als Ruder, um das höchst zerbrechliche Fahrzeug immer auf gehörig tiefem Wasser zu erhalten und dasselbe vor dem Anstoßen an vorüberseglende Schiffe zu bewahren. Ein Theil der darauf befindlichen Nubier und Araber sind auch damit beschäftigt, das Floß vor dem Untersinken zu bewahren, indem sie das in die porösen Krüge fortwährend eindringende Wasser mittelst großer Lappen herausschaffen. Diese werden in jeden einzelnen senkrecht stehenden Krug, der sich also nicht umstürzen läßt, eingesenkt, saugen das Wasser ein und werden dann ausgerungen.

Eines Tages waren wir eine bedeutende Strecke zu Fuß gegangen, hatten verschiedene Dörfer durchzogen und reichliche Beute an Geflügel gemacht, als wir vor uns zwei riesenhafte Bauwerke gewahrten, welche die dazwischen liegenden Palmengipfel weit überragten. Wir hielten sie in der Entfernung anfangs für kegelförmige Berge, dann für eine Burg oder Festung, bis wir endlich darin einen grandiosen Tempel erkannten. Es war der berühmte Tempel von Edfu, welcher da einst der Hathor oder der ägyptischen Liebesgöttin, und ihrem Sohne, dem Horus oder Amor geweihet wurde. Obgleich wir den Plan, hatten, erst auf der bequemeren stromabwärts gehenden Rückreise die verschiedenen Alterthümer in Muße zu betrachten, so konnten wir uns doch den Besuch dieses großartigen Heiligthums nicht versagen. Durch einen schönen Wald von Palmen, Mimosen und anderen Baumarten gelangten wir an die hintere Tempelwand und von da aus über hohen Schutt auf die ebene Bedachung des Gebäudes. Von den Dimensionen desselben kann man sich einen Begriff machen, wenn man lies't, daß die ganze obere Fläche von den aus braungrauem Nilschlamm aufgeführten Hütten eines arabischen Dorfes wie von Schwalbennestern bedeckt wird. Männer, Weiber, Kinder, Ziegen, Schafe, Hühner und zahme Tauben, Alles wohnt hier auf der luftigen Höhe beisammen. Wir stiegen von der anderen Seite wieder herab und gelangten jetzt zu der Tempel-Fronte. Zwei kolossale Pylonen oder Eingangs-Pfeiler von 90 Fuß Höhe umschließen das Hauptthor, dessen Deckensteine 27 Par. Fuß lang sind. Durch dasselbe tritt man

in den wohlerhaltenen Tempelhof, der von 32 Säulen umschlossen wird. Im Hintergrunde öffnet sich eine von 18 Säulen (6 breit und 3 tief) getragene Halle. Dahinter folgt das eigentliche Tempelhaus, das aber tief mit Schutt angefüllt ist. An den Wänden ist überall von innen und außen ein unendlicher Reichthum von Hieroglyphen ausgebreitet: die heilige Titel-Schrift eines steinernen Buches. Jeder der Pylonen enthält in seinem Innern zehn Stockwerke, die durch wohlerhaltene Treppen mit einander verbunden sind, so daß man ohne Schwierigkeit auf den Gipfel gelangen kann. Man blickt von dort aus weit über das hier grade sehr breite Nilthal und die westliche Wüste. In der Nähe bemerkt man noch einen kleinen, sehr zerstörten Tempel, ein Typhonium. Die Säulenkapitäler tragen alle die zwerghafte unförmliche Mannsgestalt des Typhon oder ägyptischen Teufels mit weit ausgereckter Zunge, langen Ohren, krummen Beinen.

In der darauf folgenden Nacht wurden wir von einem furchtbaren Sturm überfallen, so daß wir nothgedrungen anlegen mußten. Auch am Morgen blies der Wind noch äußerst heftig und verbreitete eine sehr empfindliche Kälte. Wir segelten dabei unglaublich schnell, passirten schon um eilf Uhr Vormittags Kum-Ombos mit seinem imposanten Doppeltempel, und begrüßten am Abend Aegyptens südliche Grenzstadt Assuan, das alte Syene. Dicht oberhalb der Stadt beginnen die ersten Katarakten, deren dumpfes Rauschen wir deutlich hören konnten. Die schwierige Passage derselben wird jetzt zur möglichsten Verhütung von Unglücksfällen durch einen eigends dazu angestellten Katarakten-Sais geleitet. Dieser hat seine besonderen Schiffsleute, meist Nubier, mit deren Hülfe er die Barken stromabwärts und stromaufwärts bringen läßt. Leider hatten kurz vor uns mehrere Engländer seine Thätigkeit in Anspruch genommen, so daß wir nicht sogleich die Katarakten passiren konnten; doch sollten wir noch am letzten Tage des Jahres 1844 so weit hinaufgebracht werden, als sich mit einigen Dutzend dazu angeworbenen Leuten thun ließ.

Fünftes Kapitel.

Bei gutem Winde verließen wir gegen Mittag Assuan und die Grenze Aegyptens. Mit seltsam geformten Felsmassen aus glänzend schwarzem Granit ist der Strom hier in seiner ganzen Breite wie übersäet. Bald sind es einzelne Riffe, bald große Blöcke, bald über einander gethürmte umfangreiche Massen, zu größeren und kleineren Inseln vereinigt, auf denen aus den Ritzen Gras, Sträucher und Bäume um so üppiger wuchern, als ihnen das belebende Element des Wassers nie ganz fehlt. Zwischen solchen Felsmassen wanden wir uns hinauf. Anfangs trieb uns der Wind ziemlich rasch vorwärts, indem die Strömung kaum merklich zunahm. Plötzlich wuchs dieselbe bedeutend. Unsere Schwarzen, etwa funfzehn an der Zahl, schwammen mit den Enden der am Schiffe befestigten Taue von Fels zu Fels, von Insel zu Insel, und während jene zogen, arbeiteten unsere Schiffsleute mit Rudern und Stangen. Es war ein schreckliches Getümmel und Durcheinanderschreien. Endlich stellte sich die Barke schräg mit dem Vordertheil in die Höhe. Volle drei Viertelstunden blieben wir trotz aller Anstrengungen auf demselben Punkte, ohne weder vorwärts, noch rückwärts zu kommen. Wir befanden uns in einem so engen Paß, daß wir mit einem Schritt die nächsten Felsen erreichen konnten. Von dem Gipfel derselben sahen wir dann den Leuten zu, bis es ihnen endlich doch noch gelang, die Strömung zu überwinden. Gleich nachher fuhren wir um ein Felsenriff herum und kamen auf eine etwa zweihundert Schritt im Durchmesser haltende ruhige Wasserfläche, die oberhalb und unterhalb von brausenden Katarakten eingeschlossen war. Wir durchschnitten sie in südöstlicher Richtung und legten am rechten Nilufer an. Hier war das Ziel unserer heutigen Fahrt; denn von hier aus erfordert der noch viel schwierigere Kampf mit den Fluthen eine bedeutend größere Mannschaft.

Das Ufer, wo wir etwa um zwei Uhr nachmittags anlegten, war der bis dahin vordringende Wüstensand. Kaum lagen wir fest, als aus einem nahen Dorfe zwei etwa zehnjährige nubische Knaben herbeikamen. Sie gingen nach der Sitte des Landes nackt. Denn erst nach dem dreizehnten Jahre tragen in Nubien

Jünglinge und Männer ein um die Hüften gewundenes Tuch, vom sechsten Jahre ab die Mädchen und Frauen aber eine aus lauter feinen schwarzbraunen Lederstreifen fransenartig zusammengesetzte Schürze. Bei der Morgen- und Abendkühle hüllen sich beide Geschlechter in weiße Baumwollentücher ein. Weiber und Mädchen schmücken sich mit Krokodilszähnen, Glasperlen und ähnlichen Dingen an Schnüren um den Hals, mit Knochen- und Metallringen an den Armen. Das schwarze, stark mit Fett geschmierte Haupthaar ist, wie bei den ägyptischen Frauen, in zahlreichen, grade herabhängenden Flechten vertheilt. — Bald zeigte sich am Ufer eine ganze Schaar von Dorfbewohnern, welche uns allerlei drollige Späße vormachten, indem sie riefen: „Backschisch, bad Backschisch, Hawadja!“ (Ein Trinkgeld, gieb mir ein Trinkgeld, Herr!) Mehr als alle wußten indeß jene ersten beiden Knaben unsere Aufmerksamkeit zu fesseln. Sie schoben zwei im Sande liegende Palmenstämme von etwa sechs Fuß Länge und drei Viertel Durchmesser in's Wasser, setzten sich rittlings darauf und umkreisten so, mit den flachen Händen leicht rudernd, mehrmals unsere Barke. Als sie unser Interesse merkten, wagten sie mehr. Sie näherten sich auf ihren Stämmen dem nächsten Katarakte und überließen sich plötzlich der Strömung. Pfeilschnell ging es hinab, und im Nu waren sie in dem weißen Schaum der tosenden Wellen verschwunden. Mit angstvoller Spannung sahen wir dann und wann ihre schwarzen Körper theilweise auf Augenblicke wieder emportauchen und wähnten sie schon an den Felsen zerschellt, als sie unterhalb der Brandung auf ruhigerem Wasser wieder zum Vorschein kamen, noch reitend auf ihren Stämmen, die sie, am Ufer angelangt, wieder zu uns heraufschleppten, um das Wagestück zu wiederholen. Ein junger Bursch von achtzehn Jahren, der unsere Verwunderung darüber bemerkte, stürzte sich darauf von einem Felsvorsprung ins Wasser, schwamm auf die Strömung zu, und verschwand ebenfalls in dem Wogenschwall und gelangte dann wohlbehalten an's Ufer; auch er wiederholte dies mehrmals.

Von diesem kühnen Schwimmer ließen wir uns nach der nicht weit entfernten Insel Philä geleiten. Nach dreiviertelstündiger Wanderung lag das Zauberbild dieser herrlichen Insel vor uns.

Vom goldenen Roth der Abendsonne übergossen, prangten die Tempel und die umliegenden Berge. Doch kaum zehn Minuten ließ dieser schöne Anblick sich genießen; dann wurde plötzlich Alles, gleich einem flüchtigen Traumbild, in Nacht gehüllt, denn schon hier erscheint höchst auffallend der gänzliche Mangel der Dämmerung; mit dem Verschwinden des letzten Sonnenstrahles bricht sogleich die Dunkelheit ein. Voll Begier, am folgenden Tage die Insel selbst zu betreten, kehrten wir nach unserer Barke zurück. Dort verbrachten wir die letzten Stunden des alten Jahres gemüthlich bei einem Glase Wein und Punsch. Höchst drollig aber war das Erwachen unserer vor Müdigkeit in tiefen Schlaf versunkenen Schiffsleute, als wir um Mitternacht das Neujahr mit Flintenschüssen begrüßten, die wir schnell nacheinander aus den Fenstern der Kabine abfeuerten, wobei uns unser Dragoman mit seinen Pistolen treulich unterstützte. Jene glaubten nicht anders, als daß ein räuberischer Angriff auf unsere Barke gemacht werde, bis der Dragoman sie beruhigte.

Am folgenden Morgen wurde unser werthvolleres Gepäck auf ein paar Kameele geladen, um zu Lande bis oberhalb der Katarakten transportirt zu werden. Wir begleiteten die Kameele. In den Dörfern, die wir passirten, waren bedeutende Vorräthe von Datteln auf Plätzen, die man mit einer niedrigen Mauer eingefaßt, zum Verkauf aufgethürmt. Das ist der einzige Handelsartikel dieser elenden, vom Wüstensand eingeschlossenen Dörfer, deren Aeckerchen, mit Bohnen, Lupinen und einigen Gemüsearten bepflanzt, sich als schmale Striche am Flußufer da hinziehen, wo der Sand bis an das Wasser selbst vordringt. Nach etwa anderthalb Stunden befanden wir uns Philä gegenüber und fuhren dahin auf einem höchst plump gefertigten nubischen Kahn, der fast einer Wallnußschale glich. Wir durchstreiften die Insel nach allen Richtungen und übersahen sie von dem Gipfel eines der höchsten Pylonen. Da der Nil sich hier bedeutend krümmt, und die Fernsicht durch die gewaltigen Felsen versperrt wird, so macht das Ganze den Eindruck eines von hohen Bergen und schwarzen Felswänden umrahmten See's, dessen Mitte die mit Tempeln bedeckte Insel einnimmt. Immer neuen Genuß verschaffte es uns, das reizende Eiland bald von dieser, bald

von jener Seite her zu betrachten, bis die sichtbar werdende Flagge unserer Barke zum Aufbruch mahnte. Schnell waren unsere Sachen wieder geordnet, ein mäßig starker Nordwind schwellte das große dreieckige Segel, und wir setzten wohlgemuth unsere Reise fort.

Zu beiden Seiten des Stromes treten nun sehr hohe, aber ganz kahle Felsberge bis dicht an's Ufer, so daß der grüne Saum des bebauten Landes oft ganz unterbrochen, meistens wenige Schritt breit ist. Nur selten sieht man Dörfer mit den elendesten Nilschlammhütten und ihren fast nackten Bewohnern. Von der zweiten Tagereise an werden die Berge allmälig wieder flacher, treten weiter zurück und geben der Bodencultur mehr Raum. — Am vierten Tage vergönnte uns eine Windstille ans Land zu gehen. Die Wüste trat dort bis an's Wasser und nur in einer Breite von etwa zehn Schritt waren die Ufer mit wildem Gestrüpp, meistens dornenreichen Mimosen-Büschen oder Bäumen, bewachsen. Wir wateten einige Stunden lang in dem tiefen Sande; aber kein lebendes Wesen ließ sich sehen. Dagegen bemerkten wir allenthalben zerstreute Knochen und ganze Gerippe: die Mahlzeitsreste der Hyänen und Schakals von gefallenem Vieh, besonders Kameelen und Sennär-Rindern. Letztere werden auf Rechnung des Pascha in großen Heerden von Sennär nach Unter-Aegypten gebracht, und ein beträchtlicher Theil davon unterliegt den Strapazen des Marsches. Sie sind nicht sehr groß und ähneln dem mit einem Höcker auf dem Rücken versehenen Zebu in Indien. — Auf einer andern Ausflucht schossen wir ein paar Dutzend wilde Tauben; doch als wir am folgenden Morgen beim Frühstück saßen, mußten wir erfahren, daß sie während der Nacht sämmtlich von Ratten gefressen seien. Diese häßlichen Thiere vermehrten sich in unserer Barke auf eine beunruhigende Art. Ueber Nacht und oft selbst am Tage machten sie im Kielraum und auch in unseren Zimmern einen gewaltigen Lärm. Sie fraßen Alles an, was nicht in Blech aufbewahrt war, und bissen mehrere der schlafenden Schiffsleute in die nackten Füße. — Einer der Schiffsleute Namens Dezuki belustigte uns durch seine drolligen Einfälle. Am meisten aber ergötzte er uns durch sein häufig wiederholtes Anerbieten, in unseren Diensten mit

uns nach Europa zu gehen, wobei er dann die Sitten und Gebräuche seines Landes auf unsere Heimath übertrug. Als wir ihm bemerkten, daß man in Deutschland nicht, so wie er, blos mit einem Hemde bekleidet, halb nackt umher gehen könne, meinte er, wir sollten ihm nur eins von unseren Hemden, ein paar Hosen und eine Weste geben, so würde er sich schon sehen lassen können. Als er erfahren, daß Einer aus unserer Reisegesellschaft Pferde halte, so erklärte er sich sogleich bereit, den Stallknecht, den Kutscher, besonders aber den Vorläufer zu machen, wenn unser Freund ausreiten würde. Es ist nämlich dort allgemein Sitte, daß einem Reiter von Stand, er mag nun Schritt reiten, traben oder galoppiren, selbst in der furchtbarsten Hitze immer ein Diener zu Fuß voranmacht. So wollte denn auch Dezuki dies Amt verrichten. Ebenso wollte er des Nachts vor dem Hause schlafen, um Wache zu halten; er wollte für unsere Rechnung einen Laden eröffnen und ein Schiff befrachten, um Handelsgeschäfte nach Alexandrien zu betreiben. Seine Frau und mehrere Töchter wollte er ohne Weiteres zurücklassen, wo sie wären; sie kümmerten ihn nicht im geringsten, indem er hinzufügte, daß er ja seine vorige Frau auch nur so aus dem Hause gejagt habe, als sie ihm nicht mehr gefiel. Auf die Frage nach seinem Alter wußte er keinen genügenden Bescheid zu geben, wie das unter den gemeinen Leuter überhaupt hier selten Einer mit Bestimmtheit weiß. Mit Ausnahme des Schiffsjungen und des alten Steuermanns waren alle Schiffsleute verheirathet. Der etwa funfzehnjährige Schiffsjunge sprach davon, daß er sich bald verheirathen wolle. Die Leute hatten eigene Ansichten über diesen Punkt, und so behaupteten sie denn auch, der Husten, an dem der alte Steuermann immerwährend laborirte, sei blos dem Umstande zuzuschreiben, daß derselbe nie verheirathet gewesen.

Am fünften Tage wurde die Gegend wieder fruchtbarer; ausgebreitete Felder voll Baumwollenstauden, Zuckerrohr, Wunderbäumen wechselten mit Palmenbäumen ab. Des Nachmittags gegen vier Uhr erblickten wir Korusko. Diese von Arabern mitten im Lande der Nubier oder Barabra, (Plural von Berberi) bewohnte Stadt ist wichtiger Stapelplatz für die Karawanen aus der östlichen nubischen Wüste. Sie liegt am rechten Nilufer in einer wohl-

angebauten Ebene. Die einstöckigen Wohnungen sind aus getrocknetem Nilschlamm aufgeführt, jedoch ziemlich sauber. In einer offenen, größeren Hütte fielen uns einige schön gewachsene junge Männer auf. Sie unterschieden sich von den leuchtend rothbraunen Arabern durch ihre dunkelbraune, fast schwarze Hautfarbe, ihre Köpfe bedeckte üppig dichtes krauses rabenschwarzes Haar, während hier sonst alle Männer mit glatt rasirten Köpfen gehen. Als Waffen trugen sie, wie auch viele Nubier, kurze Dolche in ledernen, auf dem linken Oberarm befestigten Scheiden und lange zweischneidige, etwa zwei Finger breite und über drei Fuß lange Schwerter, die an kurzen über die linke Schulter laufenden Riemen in ledernen Scheiden horizontal unter dem Arme gehalten wurden. An den Wänden lehnten mehrere mannigfach verzierte runde Schilde von Büffelhaut. Es waren Berbern, die mit einer Karawane aus dem Süden hierher gekommen waren. — Tags darauf passirten wir an der Stadt Derr vorüber. Einige Stunden später zeigten sich auf hoher Bergeskuppe die Ruinen der Festung Ibrim. Die Ufer boten von Korusko bis hierher und noch weiter aufwärts einen eigenthümlich schönen Anblick dar. Vom Wasser aus sanft sich erhebend, waren sie mit dem hellen Grün junger Gemüsepflanzen bedeckt und dicht beschattet von einer fast ununterbrochenen Reihe großer Mimosen-Bäume, deren dunkles Moosgrün von dem Hintergrund des orangerothen Sandes der hohen Wüstenberge höchst effectvoll gehoben wurde. Darüber denke man sich das kräftig tiefe Blau des Himmels, dessen Wiederschein alle Schattenseiten der Berge mit dem lebhaftesten Violett überkleidet, und man wird sich einen ungefähren Begriff von den Reizen dieser Landschaft machen können. — Zwei Tage später, am neunten Tage unserer Reise in Nubien, legten wir vor Wadi-Halfa an und ritten am folgenden Morgen zu den Katarakten. Von dem Gipfel eines etwa achtzig Fuß hohen senkrecht niedergehenden Felsens überschauten wir einen großen Theil des Stromes. Sein ganzes Bette war auch hier übersäet mit kleinen und großen Granitfelsen, glänzend schwarz wie Steinkohlenmassen, zwischen denen das wilde Element tobend hindurchschoß. Die Höhe der Felsen ist im Allgemeinen geringer, als bei den Katarakten von Assuan; doch ist hier die Granitader, welche das

Sandsteinlager quer von Osten nach Westen durchzieht und die Bildung der Kataraften bedingt, viel breiter. Unter dem Schatten einer mächtigen Mimose, dicht an den schäumenden brausenden Fluthen lagerten wir uns, brieten unsere Erdäpfel, die nebst Orangen unser heutiges Mittagsmahl ausmachten, und gegen Abend brachte uns ein zweistündiger Ritt durch den tiefen Wüstensand wieder heim.

Wadi-Halfa war der südlichste Punkt unserer Nilfahrt. Von da machten wir noch einen Ausflug zu Kameel nach Semne, wie uns Professor Lepsius in Theben gerathen, und traten dann unsere Rückfahrt auf dem Nil an. — Im Folgenden geben wir nun einige auszügliche Mittheilungen aus den Briefen des genannten Gelehrten über seine Reise durch die nubische Wüste bis hinauf zum blauen Fluß in der Provinz Sennâr.

„Am 8ten Januar des Jahres 1844 brachen wir mit einer hinreichenden Anzahl von Kameelen und Eseln von Korusko auf und traten sogleich in ein Felsenthal des Gebirges El Bab ein. Das Thal war wild und eintönig, lauter Sandsteinfels, dessen Oberflächen wie Kohlen schwarz gebrannt waren, aber bei jedem Bruche und bei jeder Schlucht sich in brennendes Goldgelb verwandelten, dem eine Menge Sandbäche, wie Feuerströme aus schwarzen Schlacken, entrieselten. Die Führer gingen vor uns her, einfache Gewänder um ihre Schultern und Hüften geworfen, in der Hand einen oder zwei Speere; den nackten Rücken bedeckte ein aus Nilpferd- oder Krokodilshaut gefertigter Schild mit weit hervorstehendem Nabel aus Giraffenfell; in der Nacht, oft auch am Tage, banden sie Sandalen unter die Füße. Der Sitz auf der freien Höhe des Kameelshöckers erscheint dem Neuling anfangs etwas bedenklich; aber bald wird man vertraut damit. Da der Schritt der Kameele außerordentlich markirt ist und ihr ganzer Körper sich dabei abwechselnd in kurzen Stößen vor- und rückwärts bewegt, so muß der Reiter, der sonst auf dem Holzsattel hin- und hergeschoben werden würde, diese Wirkung durch die rhythmische Vor- und Rückwärtsbeugung seines ganzen Ober-

körpers zu neutralisiren suchen. Für den Nothfall hat man vor und hinter sich einen starken hölzernen Pflock, um sich daran fest zu halten. Um der größeren Ermüdung beim anhaltenden Reiten vorzubeugen, wechselt man oft und auf die verschiedenste Weise den Sitz. Wir bestiegen zur Veränderung auch wohl unsere Esel. Das Erfrischendste nach den heißen anstrengenden Tagesfahrten war immer des Abends der Thee, doch mußten wir uns dabei an den Ledergeschmack des Wassers gewöhnen, der selbst im Thee und Kaffee durchschmeckte. Erst nach Mitternacht pflegten wir Halt zu machen, um unter dem Zelte uns dem Schlafe zu überlassen. — Am zweiten Tage stiegen wir Abends um zehn Uhr aus den Bergen heraus in eine große Ebene nieder. Außer einigen weißen Adlern und Raben, die dem Aase der jüngst gefallenen Kameele nachgingen, hatten wir bis dahin kein Thier gesehen, auch keinen Baum, keinen Halm. Erst am dritten Tage bei Sonnenuntergang sahen wir die erste ärmliche Vegetation der Wüste: dünne, gelblichgraue Hälmchen, die in der Nähe kaum sichtbar trocken waren, in der Ferne aber dem Boden eine leichte, grüngelbliche Färbung gaben, die mich allein darauf aufmerksam machte. — Am vierten Tage gegen Mittag verließen wir die große Ebene, welche Bahr bela ma, d. i. Fluß ohne Wasser, heißt, und näherten uns anderen Gebirgen. Diese bestanden meist aus verschiedenfarbigen Phorphyr- und Granitarten, denen sich nicht selten der rothe Syenit, wie er bei Assuan so reichlich zu Tage tritt, in breiten Adern beigesellt. Weiter in die Berge hinein waltete zuweilen der Quarz in der Art vor, daß hie und da aus den schwarzen Wänden schneeweiße Kiesel-Adern zu Tage kamen, deren Gestein sich von einem Punkte quellenartig herab in's Thal ergoß, wo sich das weiße Gerölle seeartig verbreitete. In Wadi Delah kamen wir zu einer lang sich fortsetzenden Reihe Dattelpalmen. Hier sammelt sich in der Regenzeit Wasser; wir fanden indeß die Cisternen leer, da die zahlreich im vergangenen Jahre nach Aegypten gewanderten Viehheerden alles verbraucht hatten. Nur mit vieler Mühe verschafften wir uns Wasser aus den nördlicheren Bergen. Die Hitze des Tags war in den Bergen drückender, als in den Ebenen, wo der fast immer wehende Nordwind größere Kühlung bewirkt. Mitten in der öden Wüste be-

gegnete ich einem großen Ameisenhaufen. Es waren kleinere und größere glänzend schwarze Ameisen, welche aus ihrem Bau alle kleinen Erdstückchen, die sie heben konnten, heraustrugen, so daß nur die gröberen Steinchen blieben und feste Mauern bildeten. Die größeren, ausgezeichnet durch einen noch einmal so dicken Kopf, arbeiteten selbst nicht, sondern führten da Regiment, indem sie jeder kleinen Ameise, die nichts trug, einen Stoß gaben, sie vorwärts trieben und zu fleißiger Arbeit anhielten. — An unserem fünften Wüstentage langten wir, ungefähr auf der Hälfte der ganzen Reise, bei den brakigen Brunnen in Wadi Murhad an. Hier sahen wir einige von kleinen Steinen und Schilf aufgebaute Hütten, neben welchen ein paar abgemagerte Ziegen vergebens nach etwas Weide suchten. Unser schwarzer Wirth führte uns in eine Schilflaube, wo wir es uns im Schatten möglichst bequem machten. Man hat in diesem Felsenthale sechs Brunnen. Die drei hintersten enthalten ein grünliches, ziemlich salzig und übel schmeckendes Wasser. Sie werden durch häufig aus dem Sande hervortretende schneeweiße Natrumflächen brakig gemacht. — Am siebenten Tage erreichten wir die große unbegrenzte Ebene Abererat, die wir bis nach Abu Hammed nicht wieder verließen. Sie war anfangs mit schönem reinen Kiesel ganz bedeckt, und wir sahen daselbst in der Nähe und Ferne Luftspiegelungen, welche in vollkommenster Täuschung Seen und Ströme nachahmten, worin sich Berge, Steinblöcke und andere hervorragende Gegenstände wie im klarsten Wasser spiegelten. Die Araber nennen dies Bahr scheitan, Wasser des Satan."

Am 16ten Januar begrüßten wir in der Frühe den Nil und Abu Hammed. Der Strom fließt hier in einer kahlen Felsrinne, die sich unscheinbar durch die wenig erhöhte weite Felsebene hindurchzieht. Am jenseitigen Ufer war etwas mehr Thalfläche, und auf einer Insel wuchsen einige Dumpalmen. Von dem Orte erschien zuerst eine große Erdummauerung mit einigen Thürmen festungsartig versehen und zur Aufspeicherung von Waaren der Regierung dienend. Eine kleine Schlucht enthielt fünf Hütten: eine aus Steinen und Erde, eine andere aus Baumstämmen, zwei von Matten, eine von Durrahstroh. Dann öffnete sich ein freier Platz mit mehreren ärmlichen Häusern, von

denen eins uns aufnahm. Wir wollten hier um so mehr einen Rasttag halten, als das Wetter sehr windig und der Wind mit Sand unangenehm gefüllt war. Wir schliefen in Rohrbettstellen, die man wegen des kriechenden Ungeziefers vielfach braucht. Als wir am folgenden Morgen aus der Thür traten, hatten sich unsere ehrlichen Ababde-Araber alle schön gesalbt und reinliche Kleider angelegt; besonders aber überraschte uns der Anblick ihrer stattlichen weiß gepuderten Perücken. Es gehört nämlich zu ihrer vollständigen Toilette, das reiche Haar zu einem hohen Busch aufzukämmen, der mit eigens zubereiteter, fein flockiger und glänzend weißer Butter, wie mit Puder, überstreut wird. Bei der höher steigenden Sonne freilich schmilzt dieser Fettschnee und übersäet das ganze Haar mit unzähligen Thauperlen, bis auch diese verschwinden und auf Nacken und Schultern niederträufelnd, über die geschmeidige dunkelblaue Haut einen antiken Bronceschimmer verbreiten."

„Die große Wüste lag jetzt hinter uns, und indem wir dem Flusse folgten, kamen wir nach fünf Tagereisen in El Mecheref, der Hauptstadt der Provinz Berber, an. Hier vertauschten wir drei Kameele gegen bessere und setzten am 22. Januar unsere Reise fort. Am andern Morgen passirten wir den Fluß Mogran oder Atbara (letzterer Name, aus dem alten Astaboras entstanden, scheint jedoch jetzt mehr nur für den oberen Lauf gebräuchlich) nahe an seiner Einmündung in den Nil. Er war damals sehr schmal in seinem großen, zur Regenzeit ganz ausgefüllten Bette, und in zwei Monaten wird er nur durch stagnirende Wasser vor gänzlicher Austrocknung bewahrt. Jenseit des Flusses betraten wir das vom Nil und Atbara umschlossene Inselland (schlechtweg „Insel" genannt) Meroë. Zwei Stunden weiter brachten uns nach Damer. Hier schifften wir uns auf einer Barke ein."

Am 28. Januar kamen wir mit unserer Barke kurz vor Sonnenuntergang nach Bege vaue, in dessen Nähe die Pyramiden von Meroë liegen. Obgleich die Dunkelheit schon einbrach, ritten wir doch eine kleine Stunde weit in's Land hinein, wo die Pyramiden auf den ersten Anhöhen eines niedrigen Gebirgszuges stehen. Des Mondes erstes Viertel erleuchtete nur spärlich

die mit Steinen, niedrigem Gestrüpp und Schilfbüscheln bedeckte Ebene. Endlich erhob sich vor uns im Halbkreis, wie es die Gestalt der schmalen Anhöhe bedingt, eine eng geschaarte Pyramidenreihe. Rechts schließt sich, ein wenig zurücktretend, eine andere Pyramidengruppe an; eine dritte liegt südlicher. Obgleich die einzelnen Pyramiden nicht genau die Richtung der Himmelsgegenden einhalten, so liegen doch alle Vorkammern, die hier an die Pyramiden selbst angebaut sind, vom Flusse abgewendet nach Osten hin, wie denn auch die Aegypter die vor ihren Pyramiden freistehenden Tempel nach Osten, die Grabkammern aber nach Westen legten. Bei einem angezündeten Lichtstumpf untersuchte ich nun mehrere Vorkammern, wo mir sogleich in bekannten Hieroglyphen die ägyptischen Götter Osiris, Isis u. a. entgegentraten. Auch Königsnamen und Königsschilder fand ich. Doch gewann ich schon an diesem Abend die Ueberzeugung, daß ich hier an diesem berühmtesten Orte Aethiopiens nichts als Reste einer verhältnißmäßig sehr späten Kunst vor mir hatte. Dasselbe muß ich, durch die nachfolgenden Forschungen belehrt, von sämmtlichen Monumenten des Nillandes Meroë sagen, so daß dadurch die beliebten Vermuthungen über ein uraltes glanz- und ruhmreiches Meroë, dessen Bewohner einst die Vorgänger und Lehrer der Aegypter in der allmälig von dort vermeintlich nach Norden zu fortschreitenden Bildung sein sollten, durchaus aller festen Grundlagen entbehren. — Des anderen Morgens ritten wir noch einmal zu den Pyramiden und besuchten dann die Ruinen und den Tempel der Stadt Naga, sieben bis acht Stunden vom Nil entfernt und mitten in der östlichen Wüste gelegen. Letzterer Umstand erscheint räthselhaft; doch ist es eine flache, ausgedehnte Niederung, welche noch jetzt mit Durra bebaut wird. Die tropischen Regen reichen hin, das Land zu befruchten. Für die trockene Jahreszeit hatte man sonst große künstliche Wasserbehälter, wie wir dergleichen bei den Ruinen, obgleich ohne Wasser, fanden. Die drei Haupttempel gehören sämmtlich einer sehr späten Zeit an; ein daneben stehender vierter Tempel setzt die Anwesenheit selbst römischer Architekten voraus. Die Göttergestalten sind fast ganz die ägyptischen; doch möchte eine an dem südlichen Tempel sich vorfindende Gestalt mit drei Löwen-

köpfen eine besondere barbarische Gottheit der Meroiten sein. — Von da ritten wir innerhalb vier Stunden zu einer anderen Monumentengruppe im Thale E' Sofra. Auch diese sind jüngeren Ursprungs. Die Pfeiler eines kleineren Tempels zeigten uns Reiter auf Elephanten und Löwen nebst ähnlichen wunderlich barbarischen Darstellungen. — Unterwegs bemerkten wir die Spuren von Straußen, Schakaln, Füchsen, Gazellen und wilden Eseln. Von letzteren begegneten uns, als wir aus den Bergen hinter Sofra heraustraten, große Heerden. Sie sind grau oder grauröthlich, am Bauche weiß, und alle haben über den Rücken laufend einen scharf gezeichneten schwarzen Streifen. Nachdem wir unser Nachtlager in der mit Gestrüpp bewachsenen Ebene aufgeschlagen, zündeten unsere Kameeltreiber sogleich aus Furcht vor den Löwen der Wüste ein großes Feuer an. Erst kürzlich war in unserer Nähe ein Kameel von einem Löwen erwürgt worden; der Mann, der dabei war, rettete sich auf den nächsten Baum."

„Am 3. Februar fuhren wir in unserer Barke weiter und sahen zum ersten Mal ein schwimmendes Nilpferd. Nachmittags näherten wir uns den Katarakten von Geraschab. Die vor uns liegenden höheren Gebirge rückten heran und schlossen sich endlich zu einem Kessel, scheinbar ohne Ausgang. Dieser fand sich jedoch überraschend, indem wir links in eine enge Schlucht bogen, die sich zu einem hohen wilden Felsenthal erweiterte. Wir verfolgten dasselbe fast eine Stunde lang, bis wir auf der anderen Seite wieder in eine neue Ebene hinaustraten. — Am 5. Februar Abends kamen wir in Chartum an. Der Pascha bewirthete uns des andern Morgens durch ein reiches, wohl aus dreißig Schüsseln bestehendes Frühstück. Bei solchen Gelegenheiten beobachtet man in Hinsicht auf Zubereitung und Anordnung der Speisen die feinsten Regeln des ausgebildetsten Geschmackes. Bald nach den ersten Schüsseln kommt der am Spieß gebratene, beim türkischen Mahle nie fehlende Hammel. Dann folgen verschiedene Gänge von festen und flüssigen, sauern und süßen Pflanzenspeisen. Der Pillau, gekochter Reis, bildet immer den Schluß. Beim Essen muß die linke Hand stets unsichtbar bleiben; die rechte allein darf thätig sein. Eine große runde, etwa drei Fuß im Durchmesser haltende Metallplatte, auf ein niedri-

ges Gestell gesetzt, dient als Tisch. Dieser wird mit tieferen oder flacheren, bedeckten oder unbedeckten Schüsseln besetzt, welche fortwährend gewechselt werden, so daß man aus jeder nur wenige Bissen nehmen kann. Einzelne Speisen jedoch, wie der Braten, kalte Milch mit Gurken u. a. bleiben länger, und man kehrt öfter zu ihnen zurück. — Bei Chartum vereinigt sich der Hauptfluß des Nil, der weiße Fluß, mit dem blauen. Das Wasser des ersteren schmeckt weniger gut, als des blauen, und ist in der That weißlich. Die Gewässer beider Flüsse sind noch lange nach der Vereinigung deutlich nebeneinander zu unterscheiden."

Den 17. Februar fuhren wir weiter, den blauen Fluß hinauf, welcher auch vorzugsweise „der Nil" genannt wird (Nile bedeutet Indigo, aber auch Ueberschwemmung). Am zweiten Tage trafen wir in Kamlin ein. Der Ort besteht aus Hütten, die Häuser aber, bei denen wir anlandeten, gehören zu einer Anzahl Fabriken, die vor mehreren Jahren von einem zum Islam übergetretenen Aegypter gemeinschaftlich mit einem Pascha angelegt wurden und reichen Gewinn abwarfen. Ein schlichter Deutscher Namens Bauer aus der Nähe von Würzburg hat hier eine Seifen- und Branntweinfabrik angelegt, welche er selbst verwaltet. Ihm sowohl, als seiner deutschen Haushälterin Ursel war es kein geringes Fest, einmal deutsche Gäste bei sich zu sehen. Mit freudiger Eile kramte sie etwas europäisches Geschirr und die einzige Gabel, die sich noch erhalten hatte, hervor und trug gebackene Hähnel, Weißkraut und Würstchen nebst vortrefflichem Weizenbrot auf, zuletzt sogar noch einen Kirschkuchen von gebackenen europäischen Kirschen (denn unsere Früchte wachsen in Aegypten nicht), kurz, ein vaterländisches Mahl, wie wir es in diesen afrikanischen Gegenden nimmer erwarten konnten. Eigen machte es sich, als wir nachher die geschäftige Ursel in ihrem purpurroth geblümten Kleide zwischen kleinen nackten Sclaven und Sclavinnen über den Hof hin und her trippeln sahen, um dies und jenes mit etwas keifender Stimme anzuordnen. Seinen feinen Branntwein bereitet Bauer aus Zuckerrohr und Datteln, und das Geschäft schien in bester Ordnung zu sein."

Von Kamlin ab, laufen die Ufer des blauen Flusses in gleichmäßiger Höhe fort, und es verliert sich der Charakter eines Fluß-

thales. Die aufgeschwemmte schwarze Erde hat aufgehört; die hohen steilen Uferwände bestehen aus ursprünglichem Boden und einem kalkigen Conglomerat. Am 21. Februar kamen wir an eine bedeutende Krümmung des Flusses nach Osten. Dadurch würde uns der Wind sehr ungünstig und wir kamen nur langsam vorwärts. Ich ging mehrere Stunden am westlichen Ufer entlang und fand hinter dem verlassenem Dorfe Arbagi, einst Hauptmittelpunkt des Sudanhandels, die beiden nördlichsten Baobab (Adansonia digitata). Ein Stamm dieser Riesenbäume, den ich umschritt, maß sechszig Fuß im Umfang. Jetzt waren sie noch blätterlos und streckten ihre kahlen Zweige weit über die umgebenden grünen Bäume, die neben ihnen zwerghaft, wie niedriges Buschwerk, erschienen. Ihre Früchte gleichen kleinen birnförmigen Kürbissen mit leicht behaarter Oberfläche. Die zähe harte Schale birgt im Innern eine Menge Kerne, welche mit einer trockenen, süß-säuerlichen, jedoch wohlschmeckenden Masse umgeben sind. — Ich verließ die Barke möglichst oft, um die Ufer kennen zu lernen. Weiter in's Innere des Landes zu dringen, verbot sich meistens von selbst wegen der undurchdringlichen Waldungen, welche sich zu beiden Seiten des Stromes hinziehen. Da steht außer dem thurmartigen Baobab, die hochdomige schattenreiche Tamarhindi, die vieläſtige Sykomora und die verschiedenen Arten der gummireichen Suntbäume. An ihren Aesten steigen in zahllosen Windungen gleich Riesenschlangen die oft mannsdicken Schlingpflanzen bis in die höchsten Gipfel und wieder herab zur Erde, wo sie vereint mit dem Buschwerk jeden Raum zwischen den mächtigen Stämmen füllen. Dazu kommt, daß hier unter zehn Bäumen oder Sträuchern kaum einer ist, der nicht Dornen trüge. Einige dieser Dornenbäume nehmen sich äußerst zierlich aus. Schlank wachsen sie an freieren Stellen empor und ähneln jungen Birken. Leicht in die Augen fallen zwei Arten derselben, die mit einander untermischt zu stehen pflegen und sich nur dadurch unterscheiden, daß die Rinde der einen wie ein Gewächs von Blutadern glänzend roth, die der anderen dunkelschwarz ist; beide haben schimmernd weiße Dornen. Unter den vielen von uns geschossenen Vögeln erwähne ich schöne silbergraue Falken, Perlhühner mit Hornhöcker auf der Nase

und blauen Lappen zu beiden Seiten des Kopfes, schwarze und weiße Nashornvögel mit mächtigen Schnäbeln, so wie verschiedene Arten von größeren oder kleineren braunen und weißen Adlern. Am Ufer zeigten sich häufig schwarze und weiße Regenpfeifer mit schwarzen gekrümmten Stacheln an den Flügelgelenken, dann langbeinige weiße sogenannte Kuhvögel, die auf dem Rücken der Büffel und Kühe zu weiden pflegen. Große Fledermäuse sahen wir oft am hellen Tage. Ihre langen goldbräunlichen Flügel scheinen glänzend durch das Gebüsch, und plötzlich hängen sie wie große gelbe Birnen an den Aesten, den Kopf nach unten, mit langen Ohren und trompetenförmiger Nase. Auch auf Affen machten wir Jagd; sie sind aber wegen ihrer Lebendigkeit schwer zu erreichen. Die Krokodile finden sich, je südlicher, desto zahlreicher. Nilpferde sahen wir zuweilen in großer Menge, aber nur mit den Köpfen über dem Wasser. Das Gebrüll der Löwen hörten wir oft von fern durch die sternhelle Nacht schallen; es liegt etwas Feierliches in der tiefen klangreichen Stimme dieses königlichen Thieres. Die Hitze war nicht übermäßig; des Mittags und Nachmittags 29°, des Morgens und in der Nacht sechs bis sieben Grad weniger."

Den 24. Februar kamen wir an die Mündung des Nebenflusses Dender; ich sah seine Ufer mit Baumwollenstauden, Kürbissen und anderen Pflanzen bebaut. Am folgenden Tage stiegen wir bei Saba Doleb aus, und ich fand ein halb Dutzend aus Backsteinen fest und gut gebaute Kuppeln in Form von Bienenstöcken, an zwanzig Fuß hoch. Es sind jüngere, halb oder ganz zerfallene Grabmäler heiliger Araberschechs. Unter der Kuppel des funfzehn bis achtzehn Fuß breiten Gebäudes steht das lange schmale Grab des Heiligen mit größeren Steinen umgeben und vielen kleinen Steinchen, deren nach dem Aberglauben tausend sein müssen, bedeckt. — Bei Wad Negudi, einem westlich vom Nil gelegenen Dorfe, entdeckten wir die ersten Dilebpalmen mit schlankem nackten Stamm. Die Blätter der buschigen Krone sind fächerartig in viele Falten getheilt und der Stiel hat starke sägenartige Zacken. Ein jüngeres Blatt maß über fünf Fuß in der Länge, ein anderes noch größeres steckten wir als Sonnenschirm auf unserer Barke auf. Den Weg zu diesen Palmen-

mußten wir uns durch rieſenhafte Graswälder bahnen, die ſteif und dicht wie Kornfelder aufſchießen. Die Spitzen der Halmen ragten fünf bis ſechs Fuß über unſere Köpfe empor. — Am 26. Februar kaufte ich in dem großen Dorfe Abu el Abas am öſtlichen Ufer einen Hundsaffen. Es iſt dies der heilige Affe der alten Aegypter, welcher jetzt nur noch im Süden und da auch nicht häufig vorkommt. Kopf, Haar und Farbe ſind einem Hunde nicht unähnlich; zuweilen bellt und knurrt er auch, genau wie ein Hund. — Am 27. Februar begrüßten wir die berühmte alte Hauptſtadt des Sudan, Sennâr, deſſen König vor der Eroberung des Landes durch die Aegypter bis nach Wadi Halfa herrſchte und über eine Menge kleinerer, ihm tributpflichtiger Könige zu gebieten hatte. Man ſieht jetzt dem Orte nicht an, daß er noch vor kurzem ein ſo mächtiger Fürſtenſitz war. Sechs bis ſieben hundert ſpitzige Strohhütten umgeben die Ruinen von rothen Backſteinen, wo früher das Königshaus ſtand. Man brauchte damals die Ziegel zu den Bau einer neuen Wohnung für den Soliman Paſcha, der in Sennâr reſidirten wird. Sie war ſchon ſo weit fertig, daß der Stellvertreter des abweſenden Paſcha darin ſeinen Diwan halten konnte. Wir trafen ihn, als er eben zu Gericht ſaß, und machten ihm dann einen Beſuch in ſeinem Hauſe. Sein Hauptzimmer war ein dunkler hoher Saal mit einem auf zwei Pfeilern und vier Halbpfeilern ruhenden Dache, von wo aus wir die Stadt überſchauten. Als wir in den Hof hinabſtiegen, brachte man uns Meth (Honig mit Waſſer), und führte uns aus dem Stalle eine Hyäne und zwei junge Löwen vor, von denen der größte uns nebſt zwei Hammeln als Geſchenk nach dem Schiffe gebracht wurde. — Am 2. März legten wir an einer Inſel nahe bei dem öſtlichen Ufer an. Der Rais erblickte an einer neu aufgewühlten Stelle ein zerbrochenes Krokodilei. Er grub mit den Händen nach und fand drei Fuß tief im Sande 44 Eier bei einander. Sie waren, als friſch gelegt, noch mit einem ſchleimigen Ueberzuge bedeckt und ähnelten großen Gänſeeiern. Ich ließ einige kochen; ſie haben aber einen unangenehmen Geſchmack. Wir ſtiegen an dem öſtlichen Ufer bei dem verlaſſenen Dorfe Dehela aus, von wo ich allein an drei Viertelſtunden in's Land hineinging. Ich kam auf meinem

Wege zuerst bei einer Niederlassung vorüber, wo die Einwohner des mehrerwähnten Dorfes ihren Sommeraufenthalt haben; sie bleiben nämlich nur die trockenen Monate hier und wandern mit dem Beginn der Regenzeit in ihre festeren Häuser am Flußufer zurück. Das letzte Dorf, welches ich erreichte, hieß Romali, wenig oberhalb Lero, das unter dem 13° nördl. Br. gelegen ist. Mein letzter Zielpunkt war ein großer Tamarhindenbaum, der aus den niederen Bäumen und Büschen mächtig hervorragte und von einer Anzahl mir noch unbekannter grüner und rother Vögel umflattert wurde."

„Gern wären wir bis Fazogl, in die letzte Provinz Mohammed Ali's, vorgedrungen; doch unsere Zeit war zu Ende. Am 4. März kamen wir wieder in Sennâr, am 8. früh in Wed Medineh an. Dieser Ort ist fast so bedeutend wie Sennâr. Wir wohnten daselbst einer Todtenceremonie bei. Eine Frau war vor drei Tagen gestorben. Der erste Tag nach dem Todesfalle, dann der dritte, der siebente und noch spätere Tage werden besonders gefeiert. Vor dem Hause hatten sich, eine Stunde vor Sonnenuntergang, über hundert niederhockende Weiber und Kinder versammelt. Darunter befanden sich zwei Töchter der Verstorbenen, die sich bereits den reich gezierten, durch Fett gepuderten Kopf mit Asche bestreut und den ganzen Oberkörper damit weiß gerieben hatten, so daß nur die Augen nebst dem Munde, frisch und wie eingesetzt, aus der weißen Maske hervorleuchteten. Die Weiber trugen um die Hüften lange Tücher, die jungen Mädchen und Kinder den Rahat, einen lang herabfallenden Gürtel aus dicht niederhängenden feinen Lederstreifen gebildet, der mittelst einer gewöhnlich durch Muscheln und Perlen hübsch verzierten Schnur festgebunden wird. Eine große hölzerne Schale wurde immer neu mit Asche gefüllt. Zu beiden Seiten der Thüre kauerten Musikanten, die unter gellendem, ohrzerreißendem Geschrei theils tactmäßig in die Hände klatschten, theils eine Art lärmender Handpauken schlugen, theils mit Stöcken auf hohle in Wasserfässern schwimmende Kürbisse klopften. Die beiden Töchter, etwa von 18 bis 20 Jahren, und die nächsten Verwandten begannen zuerst, sich je zwei und zwei in einer schmalen Menschengasse langsam nach der Thür hin zu be-

wegen. Plötzlich wurde von allen Seiten ein gellendes Geschrille, ein Klatschen und unmäßiges Geschrei erhoben, worauf jene sich umdrehten und unter convulsivisch angestrengten Verdrehungen des Oberkörpers mit fest geschlossenen Augen sich langsam auf 15 bis 20 Schritt einen kleinen Abhang hinunterwanden, wo sie sich auf den Boden warfen, sich mit Staub und Erde überschütteten und wieder zurückkehrten, um denselben fürchterlichen Verzuckungstanz von Neuem zu beginnen. Jede der Trauernden muß wenigstens einmal den Gang machen und je näher die Verwandtschaft, desto öfter wird er wiederholt. Zu vorderst in dieser hockenden Gesellschaft kauern einige Weiber, laut schluchzend und reichliche Thränen vergießend, die auf den weiß geriebenen Backen lange Streifen zurücklassen. Höchst widerlich macht sich bei diesem Schauspiel das Einstudierte der ganz langsam durchgespielten Rollen. Selbst Kinder von vier bis fünf Jahren werden mit in die Scene hineingezogen, und führen sie die unnatürlichen Bewegungen gut aus, so rufen ihnen die Mütter zu: Faib, Faib! d. i. bravo! gut gemacht! Der zweite Act der Ceremonie ist, daß sich sämmtliche Tänzerinnen in den Staub werfen und mit wohlüberlegtem graziösen Anstand den Berg hinunter kollern. So dauert es bis Mitternacht."

„Von Wed Medineh aus machten wir der Sultana Nasr (Victoria) in Soriba, anderthalb Stunden entfernt, einen Besuch. Nasr ist die Schwester des mächtigsten und reichsten Königs im Sudan, des Idris, der zwar unter Mohammed Ali's Oberherrschaft steht, aber doch über mehrere hundert Dörfer in der Provinz el Fungi gebietet. Da Nasr mütterlicherseits von dem rechtmäßigen Königshause des Landes abstammt, so wird sie Sultana oder Königin genannt. Ihr Mann war grade abwesend, doch auch, wenn derselbe gegenwärtig, bleibt sie immer ihrer vornehmen Geburt wegen die Herrin im Hause. Uebrigens scheint seit alten Zeiten in diesen Südländern eine große Bevorzugung des weiblichen Geschlechtes sehr allgemein Sitte gewesen zu sein. Häufig werden regierende Königinnen der Aethiopen angeführt, und noch jetzt besteht bei mehreren südlichen Fürsten der Hofstaat nebst den obersten Beamten nur aus Wei-

bern. Vornehme Frauen pflegen sich zum Zeichen, daß sie zum Befehlen da sind, die Nägel zollang wachsen zu lassen. — Als wir in Soriba anlangten, traten wir durch ein besonderes Thorhaus in den großen, um das Hauptgebäude herumlaufenden viereckigen Hof, und dann in eine offene hohe Halle, deren flaches Dach auf vier Pfeilern und vier Halbpfeilern ruhte. In der Halle standen schöne Möbel indischer Arbeit aus Ebenholz nebst Gestellen für die Mückennetze. Es wurden sogleich stattliche Decken gebracht, Scherbet, Kaffee und Pfeifen gereicht; die Gefäße waren von Gold und Silber. Schwarze Sclavinnen in leichten weißen Gewändern reichten die Erfrischungen und nahmen sich mit ihren halbgeflochtenen, halbgekämmten Haartouren eigenthümlich aus. Auf unsere Bitte an die Sultana, auch sie begrüßen zu dürfen, that sich die aus den innern Gemächern hierher führende metallbeschlagene Thür weit auf und Nasr trat mit freiem vornehmen Schritt zu uns in die Halle. Sie war in lange feingewebte, mit farbigen Borten versehene Tücher gehüllt, unter welchen sie weite bunte Beinkleider von dunklerer Farbe trug. Ihr folgten acht oder zehn Mädchen in weißen, roth bordirten Kleidern, mit zierlichen Sandalen. Nasr setzte sich freundlich und unbefangen vor uns nieder; nur zuweilen zog sie ihr Gewand vor den Mund und den unteren Theil des Gesichtes, wie es orientalischer Anstand erheischt. Sie antwortete auf die Begrüßungen, die ich ihr durch den Dragoman sagte, mit einer angenehmen Stimme, entfernte sich aber bald wieder. Ihre Einladung, über Nacht in Soriba zu bleiben, nahmen wir an, und am anderen Morgen erhielten wir Erlaubniß, die Sultana in ihren eigenen Zimmern zu besuchen. Sie bewies sich nun viel gesprächiger und ließ uns europäische Stühle bringen, während ihre Dienerschaft um uns herum hockte. Wir erzählten ihr von ihrer Namensschwester der Sultana Nasr von England und zeigten ihr deren Bild auf einem englischen Goldstücke, das sie mit Neugier betrachtete. Doch bezeigte sie wenig Lust, jene ferne Welt jenseits der nordischen Meere mit eigenen Augen zu sehen."

So weit nach Lepsius Berichten über seine Reise durch Nubien und auf dem blauen Fluß. Wir geben nun im Folgen-

den noch einige aphoristische Notizen aus dem Tagebuch des Herrn Ferdinand Werne, welcher in den Jahren 1840 und 1841 Theil nahm an einer von Mohammed Ali angeordneten Expedition zur Entdeckung der Quellen des weißen Nil, von den Eingeborenen Bahr el Abiad, d. i. weißer Fluß, genannt.

Den 23. November 1840. Abfahrt von Chartum. Vor dem Einlaufen in die Mündung des weißen Stromes erzeigt man dem heiligen Wasser des blauen Nil noch die letzte Ehre, indem man die großen irdenen Wassergefäße füllt und den weißen Nil, als einen stinkenden Fluß, (da sein Wasser einen mehr erdigen, weniger reinen Geschmack hat) verwünscht. Gleichzeitig wird das letzte Kullelullullulu der Abschied nehmenden Weiber gehört, welche theilweis ihre Tücher wie bei Leichenbegängnissen mit beiden Händen im Bogen über den Kopf schwingen. — Links bekleidet sich allmälig das flach hingestreckte Land des Sennärs mit Buschwerk und Bäumen; auf seinem damals noch überschwemmten Bord erheben sich aus dem Wasserspiegel kräftige Mimosen. Rechts dehnt sich hinter einem Waldgürtel, welcher den alljährlich durch Ueberschwemmung befruchteten Boden markirt, aufwärts steigend die kahle steinige Wüste hin. — Am folgenden Tag Mittags erscheint auf der Sennärseite der Kalksteinhügel Auli von etwa 200 Fuß Höhe, gegenüber der Granitfels Mandera, nicht über 300 Fuß hoch.

Den 25. Nov. Dem Hügel Brame (Gebl Mussa) gegenüber wird Halt gemacht. Am Ufer finden sich sonderbar ausgewaschene Kalkstein-Conglomerate und poröse vulkanische Producte. Auf den Dünen, welche den Fluß eindeichen, liegen im Schatten der Mimosen Gruppen von Araber-Hütten. Dahinter folgt eine Niederung, bedeckt mit Gras, strauchartigem Klee, Buschwerk und Mimosen. Dazwischen führen viele Pfade in undurchdringliches Dickicht von Dornen- und Rankengewächsen oder zu Lachen und Sümpfen. An den feuchten Stellen wuchern üppige Wasserpflanzen, darunter eine Seerose (Nymphaea) mit röthlichem windenähnlichen Blumenkelch und großen herzförmigen

Blättern. Am Ostufer entlang wohnt der große Stamm der Hassaniē; auf der Westseite wohnen im Innern die Kabbabisch-Araber, ein großer, bis über Dongola hinab sich erstreckender Nomadenstamm, reich an Kameelen und Pferden. Weiter stromauf- und landeinwärts bis in's Kordofan haust das arabische Nomadenvolk der Baghara, d. i. Kuhhirten. Die auf dem Westufer sind allein und insgesammt beritten, so daß sie als verwegene Reiter oft räuberische Streifzüge in die Länder der nicht berittenen Schilluk und Jengäh unternehmen. Die Schilluk, welche weiter hinauf blos am linken oder östlichen Ufer wohnen, suchen gelegentlich Gleiches mit Gleichem zu vergelten, wobei sie fast nie mit Gewalt, wohl aber mit einer bewundernswürdigen Schlauheit zu Werke gehn.

Den 26. Nov. Die Einförmigkeit der flachen Landschaft wird unterbrochen durch die üppige Baumgruppe der nicht bedeutenden Insel Assal, so genannt von dem wilden schwärzlichen und einen bitteren Beigeschmack verrathenden Honig (Assal), den man in großer Menge auf ihr und auf den folgenden Inseln in den Bäumen sammelt. Dann erscheint links das Dorf Phebidabe, schon von Hassanie's bewohnt. Hitze zu Mittag 29 bis 30° R.

Den 27. Nov. Drei üppig bewaldete Inseln. Gegen Mittag zeigt sich rechts in einiger Entfernung die Berggruppe Araskoll, höchst malerisch ihre sechs bis sieben Felsenspitzen erhebend. An ihrem Fuß das große Dorf Tura, von wo zwei Hauptstraßen in's Kordofan gehen. Auf der Insel Tauowat, findet sich schwarzer vulkanischer Sand; er scheint von östlicher Seite durch ein jetzt verschlammtes altes Flußbett herbeigeführt zu sein. Bei Sonnenuntergang reizendes Landschaftsbild. Der hier wohl eine Stunde breite Strom glüht wie flüssiges Gold, während die Sonne sich hinter dem Araskoll birgt und heller im Westen die schmale Mondsichel mit der Venus im wolkenlosen Himmel erglänzt; drei Eilande ragen mit dichten Waldkronen aus der ruhigen Fluth hervor, und jenseits funkeln im tiefen Blau die zackigen Gipfel des Gebirges.

Den 28. Nov. Es bestätigt sich immer mehr, daß das linke Ufer durchaus nicht jene hohen Dünen hat, wie der Sen-

närſaum, daher denn auch der Strom an jenem eine weit größere Herrſchaft ausübt, wie man an der weit und breit überſchwemmten Waldgegend deutlich ſieht. — Bei der faſt zwei Stunden langen Inſel Gubeſcha iſt die letzte Stelle, wo man über Nacht ſicher und ohne Beſorgniß vor den Eingeborenen an's Land gehen kann. Die Inſeln, ſowie die Ufer zur Rechten und Linken, waldig. Bei einem links gelegenen Dorfe der Hedjaſi erblickt man gegen Südweſt das zwölf Stunden entfernte Gebirge Bihtſch. Es ſoll ſilberhaltig ſein. Ein dortiger Schech ſchenkte einem ägyptiſchen Anführer ein hübſch mit Silber verziertes Hirtenſcepter. Im Sennâr ſowohl, als im Kordofan weiß man Gold- und Silberdraht zu ziehen, auch wunderſchöne Sarf (Einſätze der Kaffeetaſſen) und Schwertgriffe aus dieſen Metallen zu verfertigen.

Den 29. Nov. Die vielen Flachinſeln gruppiren ſich oft ſehr maleriſch und ſcheinen bisweilen den Lauf des Stromes zu ſperren und zum See einzudämmen, auch hat man immer den Anblick eines impoſanten mit grünen Säumen umgebenen Waſſerſpiegels. Bei alledem iſt die Fahrt einförmig; das Grün ſelbſt bietet keine Abwechſelung in der Belaubung und Geſtalt des Baumwuchſes, auch keine Farbenſchattirung, da ſich nur Mimoſen zeigen. Kein Haus, kein Fels, Berg oder Hügel, auf denen der von Monotonie ermüdete Blick ausruhen könnte. Dazu in der Natur lautloſes Schweigen. Gegen Mittag erſchienen auf einer Hügelreihe des Ufers Dompalmen. Landeinwärts liegt die große Stadt el Aes: Hauptniederlaſſung der Haſſanië und Stapelplatz zwiſchen dem Sennâr und den Schilluk, wo letztere gegen Sclaven, Kurbak (hier allgemein gebräuchliche Peitſchen aus Nilpferdhaut), Tamarinden ꝛc. Hornvieh, Durra und Baumwollenzeug eintauſchen. Die Grenzen der türkiſchen Herrſchaft waren hier überſchritten. — Die einzigen jagdbaren Thiere in der nahen Waldung ſind weißgraue langgeſchwänzte Affen. Am Ufer finden ſich große Schneckenhäuſer, Flußauſtern und eine Menge friſcher Spuren von Nilpferden.

Den 30. Nov. Unter den im Waſſer ſtehenden Bäumen werden große weiße Waſſerblumen ſchon von weitem ſichtbar,

die aus einer schwimmenden Blumenwelt im Morgenglanz prachtvoll hervorschimmern. Es ist der gefüllte weiße Lotos, welcher nebst Gras und hohem Schilf die Räume unter den hier noch vollblühenden Suntbäumen (eine Art Mimosen) einnehmen.

Den 1. December. Eine Menge losgerissener Wassergewächse bilden größere oder kleinere schwimmende Inseln, welche oft einen überraschenden Anblick gewähren. Die Grundfläche derselben ist ein fahlgrünes, durch Röhren unter sich verbundenes Sammetgewächs; stengelartiges, unter dem Wasser sich verbreitendes Moos macht einen anderen Hauptbestandtheil aus; dazu kommt eine Art Wasserwinde mit lilafarbigen Blumen. — Allmälig gewinnt die Vegetation auf den Inseln umher den schönsten bunten Anstrich. Ganze Strecken sind mit blühendem Lotos bedeckt. Von den hohen dunkeln Mimosen und anderen Bäumen herab bis zu dem wehenden Schilfe und den Spitzen des aus dem Wasser hervorkeimenden Hochgrases herab ist ein Vegetationsleben mährchenhafter Frische und Fülle verbreitet. Wie großartige aufgehangene Teppiche weht und leuchtet es von weitem in allen Farben; die prächtigen, laubartigen Gewebe von Schlingpflanzen bilden Blumenhügel mit Guirlanden und drängen so, Alles überwuchernd, den Anblick des Stärkeren in den Hintergrund.

Den 2. Dec. Man sieht auf dem im Osten sanft ansteigenden linken Ufer über den weiten grünen Plan hin eine große Stadt des Volkes der Dinka, ohne sich wegen der vorgestreckten mit Schilf bewachsenen Sumpfinseln nähern zu können. Die Dinka zeigen sich von weitem und springen herausfordernd in die Höhe, indem sie einen Arm erheben oder mit der Lanze auf den Schild schlagen. — An dem gegenüberliegenden rechten Ufer steigt allenthalben Rauch von Signalfeuern auf. — Ein Soldat stürzt in's Wasser und ertrinkt beim Anlanden, wahrscheinlich von einem Krokodil ergriffen.

Den 3. Dec. Nachdem schon früher sich einzelne Tamarinden gezeigt, werden sie nun häufiger, und die schöne Belaubung macht mit ihren verschiedenen Schattirungen von Hell- und Dunkelgrün einen sehr angenehmen Eindruck. Daneben großartige Schlinggewächse und Lotos in hellglänzender Menge,

wie lauter gefüllte weiße Lilien. Ein prachtvoller Anblick! Die Lotosblume blüht sternartig auf beim Aufgang der Sonne und schließt sich beim Niedergang derselben. Die Blätter sind oben dunkelgrün, unten rothbraun, mit flachgekerbtem Rande und schönem durchsichtigen Geäder, aber eben so wie die bis sechs Fuß langen Stengel sehr porös, und daher schrumpfen sie abgepflückt sammt den Blumen leicht zusammen. Letztere ragen nur wenig aus dem Wasser hervor und die spitz zulaufenden glänzend weißen Blumenblätter, mehr als zwanzig an der Zahl, reihen sich um einen goldgelben Kelch, welcher der Seerose oder Nymphäa auf unseren Teichen gleicht. Die Frucht senkt sich in die Tiefe. Die einem zusammengedrückten Mohnkopf ähnelnde Samenkapsel hält anderthalb bis drei Zoll im Durchmesser. Der außerordentlich kleine weiße Same liegt in einer bräunlichen, wollartigen Umhüllung. Man mischt ihn nebst Sesam und anderen Körnern unter das Brotkorn. Beim Kochen der ebenfalls eßbaren faustdicken Knollen gießt man, um sie von dem moorigen Beigeschmack zu befreien, einige Mal das Wasser ab; alsdann schmecken sie fast wie gekochter Sellerie und mögen sehr nahrhaft sein. — Zur Linken erheben sich über die Tamarinden hohe dünnköpfige Dompalmen, nahe dem Berge Defafaungh, einem auf basaltischer Basis stehenden ausgebrannten Vulkan von 4 bis 500 Fuß Höhe. — Bei Sonnenuntergang ringsum ein blühender Park. Am rechten Ufer einzelne dunkle goldstrahlende Tamarinden, herrliche Rankenhügel und Blumenlauben auf grünem Grasgrunde, von weißglänzendem Lotos durchleuchtet.

Den 4. Dec. Rechts zwei Dörfer mit Hütten, wie Bienenkörbe; dabei an einem Baum drei Piroguen aufgerichtet. Viele Schilluk schauen neugierig aus dem Walde hervor. Waldinseln kommen nicht mehr vor. Der Nil hat mit Einschluß der Grasinseln eine Breite von anderthalb bis zwei Stunden. — Die giftigen Mücken, welche sich nebst großen Kameelfliegen und kleinen Wespen schon vor drei Tagen eingefunden, werden häufiger.

Den 5. Dec. In der Nacht Windstille; dann noch vor Tagesanbruch heftiger Sturm. Früh morgens färbt sich der doppelarmige Strom, im Wiederschein der von Norden hertrei-

benden Wolken erschimmernd, purpurroth, wie zwei prächtige Riesenschlangen durch ein grünes Meer von schwimmendem Grase daherziehend. Am linken Ufer zählt man 12 bis 15 Dörfer; nach einer halben Stunde wieder 18 bis 20. Darauf ziehen sich am rechten Ufer in langer Linie aneinanderhängende Gruppen von Hütten mit gewölbten Dächern fort: es ist die Hauptstadt der Schilluk, Kal genannt. Gegen Mittag breitet sich auf derselben Seite ein wahres Lotos-Meer aus. Weithin wird das Land überzogen von den trockenen gelblichen Stengeln der wahrscheinlich wildwachsenden Bammie oder Bisamflitter. Unzählige Sperlinge und Finken nisten darin, da ihnen die Körner dieser Schotenfrucht zur Nahrung dienen. Sie wird grün gepflückt, durchgeschnitten und getrocknet, auf der Handmühle klein gerieben und als Brühe zu den Mehlspeisen im ganzen Lande genossen. Hie und da sind die wilden Bammies untermischt mit Ammos, einer süßen Schotenfrucht, welche auch in Aegypten gehegt wird (Cicer arietinum, die gemeine Kicher auch Cecce genannt). Außerdem nähren sich die Eingeborenen von Getreide, namentlich Durra, von dem Samen des verschiedenen Hochgrases, wozu auch eine Art wilder Reis gehört, ferner von Rindern, Schafen und Ziegen; auch wird das Fleisch des Krokodils und Nilpferdes von ihnen nicht verschmähet.

Den 6. Dec. Auf dem linken Ufer weithin, Dörfer, die sich in ununterbrochener Reihe fortsetzen sollen. Das rechte Ufer ist anfangs mit dem Horizont in einer weiten Bucht zusammengeflossen, und als es sich nähert, wird auch hier eine Menge großer Dörfer, von denen man mehrere mit dem Namen Halle (Stadt) beehrt, sichtbar. Es giebt wohl kaum einen Fluß in der Welt, dessen Ufer auf so lange Strecken dicht mit Menschen-Wohnungen bedeckt sind, und man begreift nicht, woher diese vielen Menschen ihre Nahrung bekommen. Ueberall erscheinen auch über dem sumpfigen Weideland Schaaren von zahllosen Vögeln, welche die durch das ablaufende Wasser der Fäulniß anheim gefallene animalische Welt vertilgen. Die einzeln stehenden Bäume sind größtentheils ganz voll ihres Kothes und natürlicherweise abgestorben. — Beim Anlanden werden mehrere Hütten genauer untersucht. Das gewölbte Dach besteht aus

Rispengras; die aus Schilf und armdicken Balken zusammengesetzten Wände sind mit Nilschlamm verschmiert. Die Thür ist ein länglichrundes Loch, durch welches man gebückt eingeht. Außer hübsch geflochtenen Matten findet man schöne große Thongefäße von außerordentlicher Leichtigkeit und schwarzer Farbe. Zum Mahlen des Mehles bedient man sich bei dem Mangel an Steinen einer Murhake aus Thon: eine an den vier Ecken abgestumpfte, drei bis vier Finger dicke Platte, auf welcher die Schwarzen mittelst eines künstlichen Steins ihr Getreide frei aus der Hand mahlen. Im Sudan nimmt man dazu einen oben flachen Granitblock, und das Mehl wird durch ein untergelegtes Tuch oder Leder aufgefangen. Da in diesen Ländern die Hauptnahrung Brot in Gestalt von Fladen oder Pfannkuchen, welche oft dünn wie Oblaten, ausmacht, und das Mahlen äußerst mühsam ist, so kann eine mit der Handmühle arbeitende Person des Tages über nur für etwa acht Menschen Mehl schaffen. Zur Gewinnung des Oels aus dem Samen des Wunderbaums (Ricinus) haben die Schwarzen thongebrannte Mörser mit einem Stößer aus hartem Holz. Große Jagdnetze mit Glocken von der kokosähnlichen Frucht der Dompalme werden aufgespannt zum Fang der Gazellen und Antilopen, welche beim Anrühren der aus Baumbast geflochtenen Maschen das Geklapper der Glocken fürchten und längs des Netzes dem Hinterhalt zueilen, wo man sie mit Wurflanzen tödtet. Eine aus einem Baumstamm ausgehöhlte Pirogue, hier Sürtuk genannt, soll zerhauen werden, aber das in Wasser schwarz und eisenfest gewordene Suntholz spottet der Art. — Am folgenden Tage kommen einzelne Baobabs und allenthalben schlank aufstrebende Dhelleb-Palmen zum Vorschein. Sie haben einen Schaft wie die Dattelpalmen; dieser schwillt jedoch in der Mitte etwas an und verjüngt sich wieder nach oben. — Auf einige umher spazierende Strauße wird fruchtlose Jagd gemacht, und man überzeugt sich bei dieser Gelegenheit, daß jene kleinen Erhöhungen, die von weitem wie Ameisenhügel aussehen, Aschenhügel sind. Die Dinka, hier größtentheils Hirten, zünden auf denselben ihre Feuer an, scharren dann die warme Asche kreisförmig aus einander und legen sich, da sie wie die Schillnk ganz

nackt gehen der feuchten Nächte wegen darauf schlafen, während das Rindvieh im Umkreis umher an Pfähle gebunden wird. Aus dieser Sitte der warmen Aschenbetten erklärt sich die Bleifarbigkeit der Leute, denen das Waschen ihres Körpers wahrlich keine Leidenschaft geworden. — Ein in den Nil einmündender Fluß, der Sobat oder Bahr el Makada, der aus Habesch kommt, mag an seiner Mündung 500 Schritt breit sein und hat sechs Klafter Tiefe. Er ergießt sich unter 9° 12″ N. Br.

Den 8. December. Auf der linken Flußseite werden die ersten Hütten der Jengäh, weit nachlässiger gebaut, als die der Schilluk, so wie auch die ersten zwei Giraffen bemerkt. Der blaue Thonboden ist voller Fußstapfen der Flußbüffel, deren mehrere schon Abends vorher sich gezeigt und in ihre kräftige Baßposaune gestoßen. Unter den Bäumen zeichnet sich eine schöne dicklaubige Mimosenart aus mit gelbröthlichen Blüthen wie Seidenflocken. — Der weiße Fluß könnte hier wirklich schon seit gestern der schwarze Fluß genannt werden. Diese Farbe rührt zum Theil von dem schweren thonhaltigen Moraste des Flußbettes her, zum Theil aber auch von der dunklen Moosart, welche zwischen dem Schilfe wächst und sich am Boden des Flusses fortsetzt, da die Strömung zu schwach, um reine Bahn zu halten. Die kleinen losgerissenen durch Sumpfpflanzen zusammengeketteten Inseln schwimmen nur sehr langsam weiter. Die Hochgräser des versumpften Nil, der hier etwa zwei Stunden breit, wimmeln von Schwärmen kleiner Vögel, die dem reifenden Grassamen nachgehen. Dazwischen lassen sich Rohrdommeln erblicken, schwarze Ibis und Wasserhühner, weißgrau mit weißem Fittig.

Den 9. December. Am rechten Nilufer gewahrt man keine menschlichen Wohnungen mehr, womit die Ufer während der letzten Tage fortwährend besäet waren. In dem träge fortschleichenden Fluß herrscht das Schilfgras vor, und auf den ringsum sich darstellenden Schilfseen ist eine schreckliche Plage zum Vorschein gekommen. Es sind die Bauda oder Mücken, welche bei Windstillen die Menschen, besonders die halb nackten Schiffer, fast rasend machen sollen. — Auf dem rechten waldigen Ufer steigen allenthalben Rauchsäulen als Signale auf. Um Ein Uhr mittags tritt das Land auf dieser Seite gegen zwei

Stunden weit in die Ferne zurück. Um zwei Uhr verschwindet auch links jeder Baum als Andeuter festen Bodens, und es bleibt also dem Auge nichts als Himmel und Grasmeer, von den Armen des Nil umfaßt oder durchschnitten. Zur Rechten taucht vom Horizont ein bedeutendes Gebirg auf.

Den 10. December. Die ganze Nacht hindurch Windstille und Mücken!!! Da hilft kein Verkriechen unter die Betttücher, wo Einen die Hitze zu ersticken droht, da man wegen ihres tief durchdringenden Stiches die Kleider am Leibe zu behalten genöthigt ist. Läßt man nur ein kleines Loch für den Mund zum Athemholen, so stürzen sie auf die Lippen, in die Nasen und Ohren; muß man gar gähnen, so dringen sie in den Schlund hinein, wodurch man, zum Husten gereizt, zu einer wahren Tortur verdammt wird, weil sie bei jedem Athemzuge wieder hineinkommen; sie finden ihren Weg zu den empfindlichsten Theilen, indem sie wie Ameisen in jede Lücke hineinkriechen. Beim Essen muß man einen Diener vor sich haben, der mit einem großen Fächer aus Straußfedern unter die Nase herumfährt, und die Speisen müssen dann nach einem gewissen Tempo gefaßt und in den Mund gebracht werden. Ja, man kann nicht einmal ruhig seine Pfeife rauchen, wenn man auch die Hände in den wollenen Burnus versteckt hält, weil sie diesen nicht allein durchbohren, sondern auch unter denselben von der Erde heraufkriechen. Einen Unterschied zwischen schwarzen und weißen Menschen kennen diese blutgierigen Sauger nicht; allen sind Gesicht und Körper mit zahllosen Beulen wie besäet und aufgeschwollen. Die Bauda gleichen unsern langbeinigen Mücken; länger scheint jedoch der Saugrüssel, mit dem sie dreifach zusammengelegte starke Leinewand durchbohren. Ihr Kopf ist blau, der Rücken fahl, die Beine weiß punktirt. Eine andere Art hat kürzere und stärkere Beine, dickeren braunen Rumpf, rothen Kopf, schillerndes Hintertheil. — Nachmittags um drei Uhr Einlaufen in einen westlich unter 9° 16″ N. Br., 28° 55″ östl. L. von Paris gelegenen großen Schilf-See, in welchen sich der Gazellenfluß ergießt. Ueber einer Grasfläche steigt Rauch auf, der sich abends als langgedehntes, oben gleichmäßig abgeschnittenes, eigenthümliches Feuerwerk offenbart: ohne Zweifel

angezündetes Hochgras. Ungeheuer große todte Fische, von der Harpune der Uferbewohner angeworfen, kommen angeschwommen. In den Sümpfen erblickt man hier und dort Schlangen von der Dicke eines Baumes, im Schilfe Termitenhügel von acht bis zehn Fuß Höhe, so wie bei Nacht viele leuchtenden Johanniswürmchen. In der Mitte des Sees fühlt man sich jubelnd von der Mückenplage befreit. Die Matrosen schwimmen hin und her, stellen dies jedoch bei der Annäherung von Krokodilen wieder ein. Es wird geschrien und gesungen; indeß scheinen die Nilpferde darüber ungehalten, indem sie von allen Seiten laut dagegen anbrüllen. Viele grüne Eilandchen schwimmen umher. — Was die umwohnenden Jengäh betrifft, so gelten dieselben für Mondanbeter; ihre Art zu tättowiren besteht in Aufritzen oder Aufschneiden der Haut, deren Narben wie halb erhabene Arbeit hervorquellen.

Den 12. December. Hochschilf, mehr noch Niederschilf, Wasserquecken, Schmalgras, blaurothe Wasserwinden, Moos, Wasserdisteln, Gewächse wie Nesseln und Hanf bilden rechts und links ein saftig grünes Gemisch, über welchem sich Gruppen von gelbblühenden Ambak-Bäumen erheben, die wiederum theilweis von üppigem Schlinggewächs mit großen kelchartigen hochgelben Blumen behangen sind. Auch erscheint die Riesenbinse in kleinen Wäldchen, wie von Nadelholz. Dann erhebt sich aus dem Grasmeer ein ungeheurer Heuschreckenschwarm, welcher den Fluß hinaufzieht. Abends unbeschreibliche Mückenqualen durch die kleinere Art. Millionen von Glühwürmchen flattern in dem Schilf und den Ambakbäumen umher, begleitet von dem Geschrille der Heuschrecken. — Am folgenden Tage erbeutete man in einem Dorfe Köcher von ganz antiker Form, außerdem große Filzhauben, ganz den altägyptischen Priesterhauben gleichend, so wie breite, mit eisernen Zierrathen besetzte Stier-Halsbänder, welche in einer großen Wohnung aufgehangen waren, und also nur bei gewissen feierlichen Gelegenheiten von den Schwarzen ihrem Apis umgehangen werden mögen. — In mäandrischen Windungen zieht der Fluß fortwährend durch Schilfseen. Betrachtet man aber dies räthselhafte Stromgebiet, so kommt man alsbald zu dem Schluß, daß der weiße Nil an

und für ſich ſchwerlich im Stande ſein könne, dieſe Lagunen unter dieſer afrikaniſchen Sonne bei ſolchem Waſſerſtande zu erhalten. Ohne Zweifel werden daher noch viele andere Zuflüſſe, deren Mündungen der flachen Beſchaffenheit des Bodens und des Gegendrucks des Hauptſtroms wegen ſtagniren, dieſem, mit welchem ſie gleichzeitig ſteigen und fallen, eine über alle Begriffe große Nahrung zuführen.

Den 19. Dec. Bei einer Gruppe von Dhelleb-Palmen erblickt man auf dem rechten Ufer nicht eine Familie, ſondern eine kleine Armee von Elephanten, welche ſich unter den Bäumen langſam hin und her bewegen, wahrſcheinlich um die freilich, noch lange nicht zeitigen Dhelleb-Früchte zu koſten, indem ſie dieſelben mit der Laſt ihres Körpers herunterſchütteln. Einzelne Bäume, welche eine Krone wie vom Cactus haben, werden als Giftbäume bezeichnet. Späterhin geben ſich dieſelben kund als Euphorbien, durch deren gekochten Milchſaft die Schwarzen ihre Pfeile vergiften. Andere Bäume ſind mächtig verzweigt und haben ein dichtes grünes Laub; ihre Früchte ſollen wie Kürbiſſe geſtaltet, ſehr ſchmackhaft und den Elephanten ein willkommener Fraß ſein; daher werden ſie von den Arabern Elephantenbäume genannt. — Der Strom iſt ſeit einigen Tagen wieder weißlich, im Glaſe ganz rein und wohlſchmeckend. Die Grenze, wohin die Mondgebirge bisher verſetzt wurden, haben wir bereits paſſirt, und es ſcheint faſt, als ob der Nil ſich in einem ungeheuren Thalkeſſel anſammele. Seine Breite beträgt etwa 800 Schritt bei einer Tiefe von drei bis vier Klaftern; die Schilfſeen bleiben immer zur Seite. — Uferbewohner waren ſeit den letzten ſieben bis acht Tagen die Nuèhr, ein Negervolk von ſchwarzbrauner Hautfarbe, mit lockigem, aber nicht wolligem, ſchwarzem Haar, die Stirn tättowirend, Ringe an den Armen und Knöcheln tragend, Viehzucht (Schafe, Rinder) und Fiſchfang treibend. Sie leben im Kriege mit dem nun folgenden Volke der Kek oder Kièk, einem zahlreichen Negervolk von ſehr hoher Statur. Sie gehen nackt einher, und ihre Farbe iſt blaugrau. Sie beſchmieren ſich nämlich zum Schutz gegen die Mückenſtiche mit Nilſchlamm. Man unterſcheidet keine Haare auf ihrem Kopf, den ſie ebenfalls in

Thon einhüllen und so an der Sonne trocknen lassen. Ein Weib hat einen elfenbeinernen Ring um den Kopf, einen anderen um den Hals; letzterer muß entweder künstlich zusammengesetzt oder in der Jugend über den Kopf gestreift sein. Sie sollen kein Thier tödten, sondern blos von Samenkörnern und Milch leben; doch verzehren sie das gefallene Vieh. — Thermometer 17°, 25—27° und 22° in den drei Tageszeiten.

Den 22. December bis 5. Januar 1841. Am Ufer sehr viele und tiefe Fußstapfen von Elephanten, welche Alles zertreten und weggefressen haben, so daß nur einzelne Büsche von Hochschilf stehen. Später erscheint unter schattigen Elephantenbäumen eine ganze Heerde dieser Liebhaber ihrer Früchte, während auf ihrem massigen Rücken zum Behuf des Ablesens der Zechen weiße Reiher herumspazieren, gegen welche jene, mit ihren Rüsseln in die Höhe schlagend, eine vergebliche Abwehr versuchen. — Bei den zahllosen Ameisenhügeln von 8 bis 10 Fuß Höhe und 30 bis 36 Schritten Umfang läßt sich deutlich an dem Unterschiede der nämlichen Vegetation bemerken, daß der höchste Wasserstand bei Ergießung über eine unermeßliche Fläche nur unbedeutend an denselben hinauf gereicht habe. — Häufig kommen jetzt die Enderab-Bäume vor; das Blatt ist lanzenförmig, wie beim Oleander, jedoch hellgrün und dünn, die Rinde bei den alten Stämmen glatt und meistens abgesprungen, bei der jüngeren rauh und braungrau, wie an der Haselstaude, das Holz weich wie Lindenholz. An verschiedenen Stellen steigen aus Nadelhölzern und Hochgräsern Rauchsäulen auf, wahrscheinlich um das Gebiet von Insecten, Schlangen und anderen bösen Thieren zu reinigen, oder auch, um dem aufsprossenden Grase als Viehweide Luft und Nahrung zu verschaffen. Weiterhin Fischerhütten mit spitz zulaufenden Dächern. — Man macht mit den gutmüthigen Kek's nähere Bekanntschaft. Es sind lange, eckige, hochschultrige Gestalten mit kurz geschorenem Haupthaar (im Uebrigen ist kein Haar zu entdecken), tättowirter Stirn; die schwarze Haut erscheint durch Bedeckung mit Asche bleifarbig; die Schneidezähne werden theilweis oben und unten ausgerissen, um keine Aehnlichkeit mit reißenden Thieren zu haben. An den Handknöcheln tragen sie Elfenbein-, Leder- und stachelbesetzte

Eisenringe, letztere, um im Kampfe nicht leicht festgehalten zu werden. Den Kopf verzieren Viele mit einer Straußfeder, Andere mit einem Holzreif oder mit Riemen von Pelz, auch wohl mit kleinen Kletten; im Ohrläppchen führen Einige ein Stäbchen. Nur hin und wieder haben Manche die Hüften mit Fellen bedeckt. Mädchen und Kinder hält man aus Furcht vor Raub eingesperrt. In einer Gegend müssen die Männer den Sommer über in besonderen Hütten abgesondert von dem Dorfe der Weiber wohnen. Man bietet Wasser in Kürbisflaschen, grünen Tabak und schwarzes Brot von süßlichem Geschmack. Weiter stromaufwärts schimmern überall Rinderheerden von den Weiden her. Ein mächtiger Stier trägt an seinen hohen Hörnern zwei Thierschweife und ist auch im Uebrigen mannichfach geschmückt. Der Ochs soll überhaupt den hiesigen Eingeborenen heilig sein. Es herrscht hier die schon früher beobachtete Sitte, die Milch mit dem Urin der Kühe, der das Salz ersetzen soll, zu vermischen. — An Vögeln werden unter Anderm erlegt: Turteltauben, weiße und dunkelgraue Ibis, ein weißköpfiger bräunlicher Adler (Falco vocifer), ein Kranich mit schwarzer Sammethaube und goldener Strahlenkrone (Grus pavonina).

Den 6. bis 15. Jan. Der Nil bildet auf dem Flachland noch fortwährend rechts und links eine Menge größerer und kleinerer Seen. Die Völkerstämme verlieren von jetzt ab (zwischen dem 6 und 7° N. Br.) immer mehr den Negertypus; doch bleibt die schwarze Hautfarbe, so wie das Ausbrechen der vier unteren Schneidezähne allen gemeinsam. Auf dem rechten Ufer wohnen die Tutui und Bohr, auf dem linken (im W.) die Bundurial. Letztere sind reich an Rinderheerden und haben eine Statur von 6 bis 7 Fuß Länge. Ein westlich gelegener Berg, Arol, mit Eisen- und Kupferminen, liefert ihnen das Material zu ihren Waffen, Ohrringen und Geräthschaften. Sie führen fast durchgehends eine weiße Feder auf dem schwarzen Haarbarett des Kopfes. Große Elfenbeinringe schmücken ihren Oberarm. Ein großer Mann trägt am linken Fuß einen Eisenring mit platten Glöckchen und eine ungewöhnlich lange Lanze, deren Schaft von oben bis unten spiralförmig mit schmalem Eisenband umwunden ist. Ein Groß-Schech zeichnet sich

aus durch hochragende Gestalt mit schöner Adlernase und ausdrucksvoller Physiognomie. Auf dem linken Ufer liegt eine Hirtenstadt Namens Wien, während vorher ein anderer Ort der Kek auf dem rechten Ufer Bonn hieß. Nächst der Rinderzucht treiben Andere auch Fischfang mittelst Fischreusen und Körben. Die mit trockenem Schilf bedeckten Flächen werden häufig der Cultivirung wegen in ein Flammenmeer verwandelt. Man baut Tabak, Baumwolle, Rankenbohnen, Sesam und bringt Elephantenzähne zum Austausch gegen Glaskorallen. Unter den Bäumen zeichnet sich jetzt der blühende Elephantenbaum oder Schudder el Fill aus. Die Blumentrauben werden fünf Fuß und darüber lang. Die Blumen ähneln der gelben Lilie, sind aber bedeutend größer und nach einer Seite wie der Nackenschild eines Helms gekrümmt. Vierzig bis funfzig solcher Lilien hängen an einem Strange prachtvoll leuchtend herab; doch blüht nur etwa die Hälfte, während die andere noch knospet. Die Früchte sehen wie dicke, graugrüne Gurken aus. — Ein großes Exemplar der zahlreichen Krokodile wird auf Einen Schuß erlegt. Man genießt das Fleisch des Schwanzes. Wegen ihres Moschusgeruches kann der Geübte die Krokodile oft schon auf eine Entfernung von 5 bis 600 Schritt riechen. Die dem Moschus ähnelnde Feuchtigkeit sitzt in Drüsen am After, wie bei den Zibethkatzen des Bellet-Sudans, welche man dort in Käfigen hält, um den behufs Verbergung des stark riechenden Schweißes so beliebten Parfüm, hier Musk oder Moschus genannt, zu sammeln.

Den 15. bis 20. Januar. Am rechten Ufer reicher Anbau von Durra, Tabak, Salatbohnen, Portulak, Kürbissen, Wassermelonen; große Rinderheerden und dicht gesäete Wohnstätten mit ungemein starker Bevölkerung. Es ist das Land der Schiére. Die Physiognomien sind freundlicher, die Gesichter mehr gerundet. Man trägt eiserne Ringe an Armen und Füßen. Weiber und Männer rauchen aus schwarzen Thonköpfen mit Schilfröhren und langer eiserner Spitze. Sie stehen am Ufer und stampfen oder tanzen, meistentheils eine Lanze, Bogen und Pfeil oder einen Stock in der Hand, dazu singend im Wechselgesang. Männer und Weiber werfen dabei, ihre Brüste gewaltsam schüttelnd, den Ober-

körper hin und her, mit tigerartiger Gelenkigkeit. Mehrere Männer haben sich vom Kopf bis zu den Zehen mit Ockererde ganz roth gefärbt; sie thun dies insbesondere, wenn sie geheirathet. Das Land verräth die größte Fruchtbarkeit; hin und wieder schöne Waldgegenden mit einzelnen lichten Räumen oder Saatfeldern durchzogen. Aus der Ferne werden mehrere Berge sichtbar. Der Strom ist 4 bis 600 Schritt breit bei einer Tiefe von drei bis drei und ein halb Klafter und die Hitze steigt nicht über 28 Grad.

Den 21. bis 24. Januar. Die Berge kommen näher und die Gegend wird immer malerischer. Die Weiden sind mit Rinderheerden bedeckt. Die Schafe haben hier theils Wolle, theils Haare, und unter dem Halse lange Mähnen, auch zurückgebogene Hörner. Am rechten Ufer ein großes Durra-Feld, allem Anschein nach die zweite Ernte auf dem nämlichen Stengel. Die Eingeborenen führen ein kleines Stühlchen zum Sitzen und einen kleinen Kürbisbecher zum Trinken mit sich. Sie sind zum Theil nur mit einem langen Stocke bewaffnet, der oben eine Gabel oder Hörner hat. Auf dem Kopf tragen mehrere allerlei Körbchen, so wie als Zierrath oder Talisman besonders am Halse Schnüre von Hunds- oder Affenzähnen. Die Spitzen der Armbänder sind mit Pelzstückchen verziert, und nach Art kleiner Hörner auswärts gebogen. Es scheint dies, wie auch die Gabeln auf den Häusern und Stöcken, eine symbolische Verehrung des Stiers zu bedeuten, da nämlich der Dolmetscher bei der Erklärung alle Bewegungen und die Stimme eines Ochsen nachahmt. Alle Wohnungen haben höhere Spitzdächer mit zeltartiger Schwingung. — Man geht am rechten Ufer vor Anker, und es ist dies die nächste Landungsstelle bei der etwas entfernten Hauptstadt Belenja am gleichnamigen Berge, woselbst der mächtige König Lakono, Beherrscher des weit ausgedehnten Reiches Bari residirt. Ringsumher liegt im Gesichtskreis: gegen N. bei W. der lang gesehene Berg Nerkonji, mehr stromabwärts Niakanja genannt, gegen W. bei S. der Berg Konnobih; gegen S.-W. der felsige Berg Korrèk; hinter den beiden letztgenannten zieht sich die Bergkette Kugelu hin, in blauen Ferndust sich verlierend, mindestens zwanzig Stunden entfernt; gegen S. endlich

zeichnen sich über den Berg Lobek hinaus am Horizont noch mehrere Nebelberge, deren Namen nicht genannt wurden. — Der Sultan Lakono schickt zwei Gesandte, um seinen Besuch anzukündigen. Der eine derselben, Dogale, sein jüngerer Bruder, ist eine riesenmäßige Herkulesgestalt, roth gefärbt von oben bis unten. Die Gesandten erzählen, daß der König vierzig Weiber und viele Kinder habe. Von den Brüdern des Königs hat jeder sechs Weiber; die Schechs oder Häupter der Gemeinden haben nicht mehr, als drei, die Uebrigen nur ein oder zwei Weiber, abgesehen von den Sclavinnen, die im Kriege gefangen oder auch, wie die Sclaven, für die hier zu Lande gefertigten Eisenwaaren erhandelt werden. Wenn die riesenmäßigen Bewohner des Königreiches Bari bis zu einer Höhe von 6½ bis 7 Fuß emporschießen, so stehen diese kolossalen Gliedmaßen auch im edelsten Verhältniß. Die Gesichtsform ist oval, die Stirn gewölbt, die Nase gerade oder auch gebogen mit etwas weiten Nasenlöchern, der Mund völlig wie bei den alten Aegyptern; eben so sind die Ohren weit gebohrt, die Schläfe etwas eingedrückt. Schade nur, daß die Männer ihre vier unteren Schneidezähne ausreißen. In den Ohren tragen sie keinen Schmuck und tättowiren sich auch nicht. Die Haare sind nicht wollartiger als bei den Arabern; im Ganzen werden sie halblang oder kurz gehalten, oft sind gar keine zu sehen; der Bart fehlt bei Allen. Einige tragen ihre Haare hahnenkammartig von der Stirn bis in den Nacken hinab, Andere haben blos den Scheitel bedeckt. Ihre Gesichtszüge drücken Gutmüthigkeit aus. Einen Gott als Inbegriff alles Guten, der belohnt und straft, scheinen sie nicht zu kennen, aber eben so wenig beten sie Götzenbilder an. Sie behandeln sich gegenseitig mit herzlich-theilnehmender, hülfreicher Bruderliebe. Dies Volk scheint auch sehr streitbar zu sein, und das Reich Bari soll sich noch vier Tagereisen weit am Fluß hinauf erstrecken. Bei Geschützentladungen fahren die Leute heftig zusammen, lachen aber sofort über den gehabten Schrecken und verlangen nochmalige Wiederholung. Eine ihnen vorgezeigte Goldbarre halten sie für eine andere Art Kupfer. — Das Ufer stellt inzwischen eine vielbewegte Bühne wimmelnden schwarzen Volkslebens dar. Man auft, oder tauscht, wobei Waare und Kaufpreis wechselsweise zu

gleicher Zeit aus einer Hand in die andere gehn. Man mustert neugierig die vielartig geputzten und ungeputzten Gestalten. Zwei Weiber erscheinen, das Vorder- und Hintertheil mit einer halbrund geschnittenen, rothgegerbten ledernen Doppelschürze der allgemeinen Sitte gemäß behangen; die Eine ist von oben bis unten roth gefärbt, bei der Andern sind es blos die noch jugendlich schwellenden Brüste und der Kopf. Die Haare sind bei der Menge in Ermangelung von etwas Besserem mit einer Hahnen- oder Perlhuhnfeder geschmückt. Vornehmere haben einen kugelförmigen Kopfputz von schwarzen Straußfedern zusammengestellt, deren untere Enden in einem faustdicken Körbchen eingeflochten sind. Dieses die Federn haltende Geflecht steht mitten auf dem Kopf, durch zwei Schnüre im Nacken festgebunden und scheint ziemlich allgemein. Auch Prinz Dogalé trägt ein solches, jedoch von größerer Form. Einige haben die etwas längeren Haare mit Ocher so dick einbalsamirt, daß lauter kleine Troddeln umherhängen. Auch werden zum Schutz gegen die Sonne dem Schädel genau anpassende Lederkappen getragen, mit kurzen oder längeren Troddeln, welche sich von den gefärbten Haaren kaum unterscheiden lassen. Um die Hüften schlingt man Lederschnüre oder auch Schnüre, die aus dicht an einander gereihten, von den Schalen der Straußeneier gefertigten Plättchen bestehen. Die an dem Leibgürtel herabhängende fingerlangen Fäden sind aus Baumwolle gedreht. Auch hängen an den Hüften Schnüre mit Troddeln und dünnen eisernen Kettchen; in der Mitte fällt ein Quast hinab, welcher beim Gehen hin und her baumelt, wie ein angebundener Thierschweif. Bei Einigen reichen über den Kopf gestreifte fingerdicke Eisenringe bis auf die Mitte der Brust herab. An den Armbändern trägt man außer den erwähnten kleinen eisernen Ochsenhörnern auch meistentheils aus Elfenbein gemachte Eberzähne; beides vielleicht Symbole der Tapferkeit und Naturkraft. Als Amulette scheinen an Arm und Hals allerhand Kleinigkeiten zu dienen, wie: Knochenstücke, kleine Schildkrötenschalen, Hunds- oder Affenzähne, von welchen man zwei ganze Schnüre bei sich führt. Die etwa drei Fuß hohen und zwei Fuß breiten viereckigen Schilder aus Ochsenhaut mit handbreiten blauen und rothen Querstreifen geziert und mit ausgeschweiften Rändern,

welche in vier ſcharfe Spitzen auslaufen, ſcheinen wenig im Gebrauch zu ſein. Allgemein dagegen ſind fußlange runde hoch gewölbte Handſchilde, ſehr ſolide aus dickem Leder gearbeitet und hauptſächlich gegen den Keulenſchlag berechnet. — Endlich verkündet eine Trommel aus einem Baumſtamm gefertigt und mit Stöcken geſchlagen, eine Art von Clarianette und eine Pfeife drei bis viermal größer als die kleinen Signalpfeifen, welche die Eingeborenen am Halſe führen, die Ankunft des Sultans Lakono. Kleidung und Kopfputz zeichnen ſeine hohe Geſtalt vor allen Uebrigen aus. Seinen Thron, ein kleines hölzernes Stühlchen, bringt er wie alle Uebrigen, ſelber mit an Bord des Schiffes; ſein Scepter beſteht in einer Keule, deren dicker Kopf mit großen eiſernen Nägeln beſchlagen iſt. Er hat etwas Würdiges in Geſicht und Haltung. Dem Schiffscommandeur ſaugt er zum Gruß an den Fingerſpitzen der rechten Hand. Seine Prinzen erweiſen auch den übrigen höher geſtellten Anweſenden die Ehre des Fingerſaugens und ſtreicheln dazu die Arme als Freundſchaftsbezeugung. Darauf erhebt der Sultan ſeine Stimme und ſingt, die Augen feſt und leuchtend auf die Umgebung gerichtet, einen Bewillkommnungsgruß, indem er nach des Dolmetſchers Ausſage, die fremden Häuptlinge als Stiere, Löwen und Vertheidiger der Hausgötter bezeichnet. Er iſt eine imponirende Geſtalt mit regelmäßigem Geſicht, markirten Zügen und etwas gebogener Naſe. An den entblößten Theilen ſind allenthalben Reſte von Ocher ſichtbar. Es iſt der erſte bis dahin geſehene Mann in voller Kleidung, die übrigens, ſo wie alle kupfernen Ringe, in dem zehn Tagereiſen nach Oſten hin entfernten Lande Berri gefertigt wurde. Seinen Kopf bedeckt ein hohes Barett, in Form einer Bärenmütze über und über mit ſchwarzen Straußfedern beſetzt. Inwendig wird dies Feder-Diadem durch ein eiförmiges Flechtwerk, unter dem Kinn durch zwei Riemen gehalten. Zwei andere rothe ſteife Riemen mit kleinen Lederquaſten ſtehen wie Hörner über beiden Schläfen hervor. Dieſe Hörner werden hier ebenſowohl den königlichen Rang anzeigen, wie die Hörner-Mützen im Bellet-Sudan. Sein langes und weites blaues Baumwollen-Hemd, mit langen offenen Aermeln, inwendig weiß gefüttert, reicht vom Halſe, wo es roth eingebortet iſt, bis zu den

Füßen hinab. Die Hüften umschließt ein grober blauweiß gewürfelter Gürtel. Den Hals zieren Schnüre von blauen Glaspasten und Ringe von dünn geflochtenem Eisendraht. Die Füße sind in gut gearbeitete rothe Sandalen von dickem Leder eingehüllt. Von den Knöcheln bis zur Wade gehen hellpolirte fingerdicke Eisenringe, genau dem Fleische angepaßt. Darüber liegt noch ein gezahnter Ring und eine dünne Kette. Die Knöchel der rechten Hand sind mit einem eisernen und einem rothkupfernen Ringe von gewundener Arbeit umgeben. An der linken Hand glänzt ein hübsch verzierter gelbkupferner Ring mit einem vollen Dutzend schmaler Eisenringe. Beide Oberarme sind von zwei schweren handbreiten elfenbeinernen Ringen eingefaßt. Im Munde hat er gegen die hiesige Landessitte die unteren vier Schneidezähne; doch fehlen ihm die oberen Zähne. Die dargereichte Cigarre und darnach die türkische Pfeife raucht er mit dem Anstande eines alten Rauchers, da das Rauchen bei den Völkern am weißen Nil allgemein gebräuchlich ist. Pferde, Esel und Kameele hat der Sultan nie gesehen. Nachdem er ein rothes Ueberkleid, das freilich für seine Riesenglieder zu kurz und zu knapp ist, nebst mehreren Korallenschnüren zum Geschenk erhalten, entfernt er sich. In dem Augenblick, wo er den Fuß aus dem Boote an's Land setzt, wird vom Schiffe eine Kanone abgefeuert. Der Knall erfüllt Alle mit Schrecken, und selbst die hohe Majestät setzt sich auf eine kurze Strecke in Trab.

Den 25. bis 28. Januar. Die Fahrt wird bis zur Insel Tschanken unter 5° 30″ fortgesetzt. Es entfaltet sich hier ein Rundgemälde, dem die größere Nähe schöner Gebirgsformen erst den rechten Reiz verleiht. Schattige Bäume stehen umher, und das Gebüsch erfreut sich eines fast nordischen Grünlebens. Am Horizont dehnt sich ein Kranz von Gebirgen aus. Eins derselben soll von Menschenfressern bewohnt sein. Alle Berge und Felshügel aber liegen auf dem rechten Ufer des Flusses. Damit stimmt die Angabe, daß der weiße Nil nicht aus O. oder S. O. durchbreche, sondern daß seine Quellen im Süden zu suchen seien. Innerhalb dreißig Tagen soll man gegen Süden zum Lande Anjan kommen, wo sich der Tubiriy (Bahr el Abiad) in vier seichte Arme theilt und das Wasser nur bis an die

Knöchel reicht. Auch sollen sich dort hohe eisenreiche Gebirge befinden. — Dem weiteren Vordringen wehrt eine von der Natur durch den Fluß gezogene Felsenbarre und, man gewahrt weiter aufwärts im Flußbette Klippen; überdies fällt das Wasser seit einigen Tagen ganz augenscheinlich, und die Schiffe können nur ohne alle Fracht die Enge bei einem größeren Felsen passiren, welche man Bab oder Thor nennt. Jedoch würde man zur Zeit der Ueberschwemmung, wo der Fluß hier gegen achtzehn Fuß hoch steigt, ohne Zweifel alle diese Hindernisse überwinden können, vorausgesetzt, daß dann günstige Nordwinde weheten, welche stark genug wären, um mit ihrer Hülfe dem in diesem Gebirgslande vermehrten Wasserdrange widerstehen zu können. Drohende kriegerische Bewegungen der Eingeborenen bringen den Entschluß zur Rückkehr schnell zur Reife. —

So viel aus Werne's Tagebuch. Versetzen wir uns nun wieder nach Wadi-Halfa in Nubien, um von dort aus die Rückreise nach Aegypten zu beginnen.

Sechstes Kapitel.

Es war am 14. Januar abends, wo wir unter dem gleichmäßigen Schlag von acht Rudern und dem lauten Singen der Schiffsmannschaft Wadi-Halfa verließen und in nördlicher Richtung den Strom hinabfuhren. Unsere Fahrt ging sehr rasch, die Leute ruderten fast die ganze Nacht hindurch, und am nächsten Morgen legten wir vor dem imposanten Felsentempel von Abu-Simbel an (auch Abu-Sembul, Ebsambul, Ipsambul geschrieben). In geringer Entfernung vom Ufer erhebt sich eine 117 Fuß breite und 88 Fuß hohe Felswand: die Façade des in den lebendigen Sandstein eingehauenen Tempels. Das Portal in der Mitte hat eine Höhe von 22 Fuß, rechts und links sitzen als Thürwächter je zwei Kolosse, mit dem Rücken an die Wand gelehnt, aus welcher der Meißel sie hervorgehen ließ. Sie gehören zu den größten bekannten Statuen. Ihre Gesichter haben 7 Fuß Höhe, die Ohren 3½ Fuß Länge, die Entfernung zwischen

den Achseln beträgt 25 Fuß, die ganze Höhe 65 Fuß. Könnten sie von ihren Sitzen aufstehen, so würden sie noch um 20 Fuß höher sich emporrecken. Dabei erscheinen sie mit edlem würdevollen Ausdruck, und eine eigenthümliche Anmuth ist über die regelmäßigen Züge des Antlitzes ausgegossen. Der Wüstensand, welcher einen der Wächter bis an den Hals bedeckt, hat sie jedoch sämmtlich mehr oder weniger der vollständigen Betrachtung entzogen. Die Größenverhältnisse wurden uns recht anschaulich, als unser Schiffsjunge an jenem tief verschütteten Koloß emporstieg und sich ihm in's Ohr setzte. Mit Wachskerzen in der Hand und von aufgescheuchten Fledermäusen umflattert, durchwanderten wir darauf die mächtigen Räume des Innern. Die Tiefe des ganzen Tempels mit seinen 14 Gemächern beträgt 150 Fuß, die größte Breite fast eben so viel. Die erste Halle wird von acht Deckenträgern (Karyatiden), die zweite Halle von vier dergleichen getragen. Im Hintergrunde des dritten Heiligthums sitzen auf natürlicher Felsstufe die vier ebenfalls aus dem Stein gearbeiteten überlebensgroßen Bildsäulen der schützenden Gottheiten des Tempels mit bunt bemalten Köpfen, deren rohe Arbeit einen grellen Gegensatz zu den schönen äußeren Kolossen bildet. Die dichtgedrängten buntbemalten Sculpturen der Wände, deren Farben noch ihren ursprünglichen Glanz behalten haben, stellen Gefechte, Städtebelagerungen, Triumphe und Dankopfer dar, und aus den Hieroglyphen hat man den Namen Rhamses des Großen (des Sesostris der Hellenen) entziffert. Alle Einzelheiten der Figuren, der Schmuck des siegreichen Herrschers, die Gewänder der Frauen, die Kopfbedeckungen der Gottheiten, die verzierten Decken der Pferde ꝛc. sind mit meisterhafter Sorgfalt ausgeführt. — Nicht weit von dem großen Tempel liegt ein kleines, ebenfalls unterirdisches Heiligthum, an dessen Front sechs kolossale Statuen von dreißig Fuß Höhe in aufrechter Stellung lehnen. Mehrere kleinere Figuren begleiten die größeren, und alle sind von den edelsten Formen. Beide bewunderungswürdige Tempel sind im Allgemeinen so schön erhalten, wie nur wenige Denkmäler des Alterthums.

Nach Norden fortschiffend, erreichten wir die Festung Ibrim, wo sich in der hohen senkrechten

Ufers mehrere alt-ägyptiſche Gräber befinden. Es ſind kubiſche ausgehauene Räume von ungefähr 8 bis 10 Fuß. In einem der am tiefſten gelegenen, welches ich erkletterte, waren Wände und Decken mit bunt gemalten, noch vollkommen gut erhaltenen Hieroglyphen bedeckt.

Denſelben Abend noch legten wir vor Derr an. Die Gegend iſt wegen ihrer Datteln berühmt, und im erquicklichen Schatten derſelben wanderten wir eine Stunde weit zu dem Tempel bei dieſer Stadt. Er iſt bis auf eine kleine von Pfeilern getragene Vorhalle in den Felſen gehauen, aber theilweis ſchon zuſammengeſtürzt, und die Architektur der erhaltenen Zimmer grob; von Sculptur läßt ſich an den ſchwarzen Wänden nichts recht unterſcheiden. Die ganze Länge des Gebäudes betrug ehemals 120 Fuß. Auf dem Rückwege boten uns Knaben ſchöne Exemplare von Achat, Jaspis und Carneol feil. Einem derſelben kaufte ich zwei Chamäleons ab, die erſten lebenden Thiere der Art, die ich zu ſehen bekam.

Es ward wiederum faſt die ganze Nacht gerudert und vor Sonnenaufgang ankerten wir bei dem Dorfe Sebu. Ein nur ganz ſchmaler Strich Culturland zieht ſich vor demſelben am Ufer hin; die Hütten liegen theilweis im Wüſtenſand. Eine Viertelſtunde weit landeinwärts führt zu dem Tempel, welcher aus Felſenkammern, theils aus freiſtehenden Bauwerken zuſammengeſetzt iſt. Aus dem Fels ſind ſechs geräumige Säle gehauen, in deren äußerſtem Winkel die koloſſalen Statuen der drei ſchützenden Gottheiten ſitzen. An dieſe Säle wurde eine Halle von zwölf Pfeilern gebaut; dann folgt eine Vorhalle von zehn Karyatidenpfeilern nebſt den großen Pylonen, vor denen vier koloſſale Statuen als Thürhüter zu beiden Seiten der Hauptpforte ſtehen. Die Länge des ganzen Bauwerks vom Anfange der Terraſſe bis in die hinterſte Felſenkammer beträgt 400 Fuß; nur ſchade, daß derſelbe jetzt bis auf die Vorhalle und die Decke der nächſten Kammern vom Wüſtenſand verſchüttet iſt! Vom Tempel ab zieht ſich eine doppelte Reihe von Sphinxen nach dem Nil zu. Nur eine dieſer Sphinxe iſt jedoch noch vollſtändig erhalten; die übrigen ſind faſt durchgehends verſtümmelt und ſo tief im Sande vergraben, daß ſie von weitem darin zu ſchwimmen ſcheinen.

Bei dem Dorfe Maharraga (auch Meharraka geſchrieben) beginnt eine Reihe von zwölf Tempeln und Kapellen, die bis nach Philä hinab, oft nur ein oder zwei Meilen auseinander liegen, und zwar ohne Ausnahme auf dem linken Nil-Ufer. Unter denſelben hat den größten Umfang der Felſentempel bei Gerf Huſſèn (auch fälſchlich nach dem Dorfe Guſche benannt), welcher nur dem von Abu-Simbel nachſteht. Er beſteht aus ſieben Felskammern und einem faſt ganz zerſtörten Vorbau; die Bildſäulen ſind jedoch von ſchlechten Proportionen und ſtellen durch ihre übermäßig dicken Köpfe und Beine nebſt kurzem Körper wahre Karrikaturen vor. Der große Tempel bei Kalapſcheh, 530 Fuß lang und 220 Fuß breit, iſt ganz mit Trümmern großer Quaderblöcke angefüllt; doch zeigt er ſchöne Architektur-Verhältniſſe, liegt auch ſehr romantiſch in einem engen von hohen Granitfelſen umſchloſſenen Thale. Vom Nilufer herauf führt eine breite ſteinerne Treppe auf den doppelten Hof, der das ganze Gebäude umgiebt. Die ſauberen Hieroglyphen ſtellen die gewöhnlichen Opferungen dar. Viele Gegenſtände, meiſt Vegetabilien, werden auf kleinen Tiſchen den Göttern vorgeſetzt, und von dem Prieſter mit heiliger Fluth beſprengt.

Von Philä aus beginnt eine neue Reihe ägyptiſcher Monumente, die jedoch wie Ringe derſelben Kette mit den nubiſchen eng zuſammenhängen. Philä iſt die kleinſte und öſtlichſte der am Anfange der Katarakte von Syene gelegenen Inſeln. Sie iſt etwa 1200 Fuß lang, 420 Fuß breit, wird von einer 480 Fuß hohen, theilweis noch ſtehenden Umwallungsmauer eingeſchloſſen und enthält einen Haupttempel mit dem vollſtändigſten Beiwerk von Pylonen, Thoren, Säulengängen, Obelisken und Treppen. Das Hauptgebäude iſt über 300 Fuß lang und 180 Fuß breit, am Eingange mit zwei großen Pylonen, deren Einer 117 Fuß breit und 84 Fuß hoch iſt. Umgeben von dunklen Granitfelſen, ſind die Monumente aus feinem Sandſtein erbaut, deſſen Ton ſich in überraſchender Weiße erhalten hat. Alle Mauerflächen ſind mit Sculpturen bedeckt, und dazu kommen zahlloſe Inſchriften aus allen Zeiten, die ſeit faſt vier tauſend Jahren von den alten ägyptiſchen Königen bis zu den römiſchen Kaiſern und bis hinab zu Buonaparte's Eroberung an dieſen wohlerhal-

tenen Denkmälern angebracht wurden. Doch ist nicht Alles der Zerstörung entgangen. Am Südende der Insel steht auf der Umgrenzungsmauer ein kleiner Obelisk von nur 22 Fuß Höhe; sein Gefährte wurde ohne Zweifel in's Wasser gestürzt. Zwei andere Obelisken standen vor dem Eingange der großen Pylonen; der eine ist zerschlagen, der andere nach England gewandert. Auch bemerkt man die Trümmer von sitzenden Löwenstatuen aus dem schönsten rosenrothen Granit, die vor den Obelisken aufgestellt waren. Die Zahl der Säulen in den Gängen und Tempeln beläuft sich auf 120, wovon ein geringer Theil umgestürzt ist. Der westliche Seitenflügel des ersten Hofes besteht aus einem kleinen abgesonderten Tempel von den angenehmsten Verhältnissen. Jede der Säulen hat ein verschieden gearbeitetes Kapitäl von der zierlichsten Gestalt: geschlossene und geöffnete Lotosknospen, Palmenkronen und andere Kelchformen in höchster Vollendung. Die Sculpturen beziehen sich auf die gehörnte Isis. Der zweite Hof führt in eine bedeckte Halle von zehn Säulen, die zu den schönsten Ueberresten des Alterthums gerechnet werden können. Die Säulen und Sculpturen sind unversehrt, die Farben fast in ursprünglicher Frische erhalten, und das Ganze athmet einen Geist heiliger Ruhe. Von hier gelangt man in die letzte Abtheilung des Tempels, die aus zwölf dunklen Gemächern besteht, deren Wände durch die Nester zahlloser Fledermäuse, mehr noch durch den Bewurf des Bischofs Theodorus verunstaltet wurden. Aus der Ecke des letzten Zimmers ließ der englische Consul Salt einen kleinen aus Einem Stein gehauenen Tempel wegschaffen; und nun erblickt man an der frei gewordenen Wand in ganz heller Farbenpracht eine bunte Isisfigur von der zartesten Ausführung. Das Dach des hinteren Tempelgebäudes ist mit Abflußröhren für das Regenwasser versehen; es fließt durch zwei Traufen ab, die an der äußeren Tempelwand von zwei liegenden Löwen gebildet werden. Oben sind als zweites Stockwerk mehrere kleine Zimmer angebracht, deren Eins eine Reihe mythologischer Gestalten in den wunderbarsten Zusammensetzungen enthält: menschliche Figuren mit allen Arten von Thierköpfen und verschiedenen Attributen. In der Dicke der östlichen Mauer befinden sich über einander drei verborgene dunkle Kam-

mern behufs Aufbewahrung der Tempelschätze. Der Einsturz einer Mauer hat jetzt diese Geheimnisse der Priester enthüllt. Nur die oberste Kammer hat ein kleines Luftloch. Sieht man mittags durch diese Oeffnung in's Freie, so wirkt der Contrast zwischen der Finsterniß in der Kammer und dem brennenden Sonnenlicht draußen so heftig auf das Auge, daß die ganze Atmosphäre dann mit feurigem Schein angefüllt ist. Die Treppen im Innern der Pylonen sind ziemlich gut erhalten, so daß man ohne Mühe auf das Dach gelangen und von diesem erhabensten Standpunkte der ganzen Insel die unbeschreiblich schönen Auf- und Niedergänge der Sonne betrachten kann. — Philä wird nur durch einen schmalen Nilarm von der westlichen Felseninsel Bageh (Beghe, Bitscheh) getrennt. Auch da findet man Alterthümer, die wahrscheinlich als Grab des Osiris in hoher Verehrung standen.

Nachdem wir unter wildem Jauchzen und fortwährenden Phantasieschüssen die Katarakten zwischen den drohenden Granitfelsen hinabgeflogen, ankerten wir bei Assuan. Wir durchwanderten die am südwestlichen Ende dieser Stadt weitausgebreiteten Ruinen des alten römischen Syene. Von da aus besuchten wir die Granit-Steinbrüche, welche vor Zeiten das Material zu so vielen Prachtwerken lieferten. Nach jetzt liegt daselbst ein etwa 60 Fuß langer Obelisk fast vollendet. Er ist aus dem härtesten röthlichen Granit herausgearbeitet und mit den zierlichsten Hieroglyphen bedeckt. Eine Seitenfläche sitzt als Basis des Ganzen noch am Felsen fest. Daraus erhellt, wie wenig man fürchtete, daß das völlige Lossprengen mißlingen und der Obelisk zerbrechen könne. Hier und an vielen anderen Stellen zeigen die zurückgebliebenen Spuren sehr deutlich, in welcher Weise die alten Aegypter das Lossprengen bewirkten. Rings um den zu gewinnenden Felsblock wurden nämlich keilförmige Löcher eingehauen, und in dieselben trockene Holzkeile eingeschlagen. Diese brachte man durch zugelassenes Wasser alle gleichzeitig zum Quellen und die gleichmäßige Ausdehnung des Holzes löste dann das Gestein ab. Durch diese Steinbrüche, die einen Raum von fast zwei Quadratmeilen einnehmen, verfolgten wir eine Strecke weit die Spuren der ehemaligen römischen Kunststraße von Syene

nach Philä, und kehrten dann nach der Stadt zurück, um uns nach der Insel Elephantine übersetzen zu lassen, welche sich in einer Länge von zweihundert Klaftern und in einer Breite von etwa einer Viertelstunde vor Assuan ausbreitet. Von allen vormaligen Alterthümern steht fast nichts mehr als das Portal eines Tempels von schönem fleischrothen Granit. Er wurde zum Theil erst neuerlich zerstört, indem man die Steine zu dem Bau einer Kaserne und anderer Werke verwandte. Im Süden dieser Insel findet sich noch der alte Nilmesser, höchst wichtig zur Bestimmung der altägyptischen Maße.

In langsamer Fahrt erreichten wir am nächsten Abend spät Kûm-Ombo, das alte Ombos am rechten Nilufer. Mit Sonnenaufgang stiegen wir zu dem großen Tempel hinauf, der im prächtigsten Stil erbauet, aber leider vom Wüstensand großentheils verschüttet wurde. Es ist eigentlich ein Doppeltempel mit einer Vorhalle von 15 großen schönen Säulen, in deren vorderster Reihe zwei Thüren neben einander stehen. Ihnen entsprechen die größeren Zwischenräume der dreifachen Säulenreihe; dann folgt die Hinterwand wiederum mit zwei Thüren, die zweite Säulenhalle und endlich vier Gemächer des Tempelhauses. Letztere stecken im Sande, der am hinteren Ende schon die Dachhöhe erreicht hat. Noch frei von demselben blieb die dem Flusse in malerischer Ansicht zugewandte Vorhalle. Säulen und Wände des Tempels sind mit überaus scharf gehauenen Hieroglyphen und Bildern bekleidet, deren Farben hie und da noch in frischer Schönheit prangen. Ein hart am Ufer gelegener kleiner Tempel liegt fast ganz in Trümmern; der Fluß hat seine Grundlage so unterwühlt, daß Vieles in die Tiefe gestürzt ist und einzelne große Steinblöcke aus dem Wasser hervorragen.

Gegen Mittag liefen wir in den Strompaß von Dschebel Selseleh ein. Hier treten die gewaltigen Sandsteinmassen der beiden Ufer dicht zusammen, und man findet hüben und drüben ungeheure Steinmassen. Staunen muß man über diese riesenhaften Arbeiten der Alten und könnte leicht auf die Vermuthung geführt werden, daß ein ganzes Volk von Steinmetzen hier Jahrhunderte lang gehauf't. Senkrechte Wände, oft von achtzig bis hundert Fuß Höhe und so ebenmäßig, als wären sie in weicher

Masse mit einem kolossalen Messer auf einen Schnitt zurecht geschnitten, schließen mannigfach in einander mündende Straßen und große Plätze ein. Außerdem bemerkt man viele Felsengräber und ausgehauene Kapellen. Letztere enthalten oft, halb erhaben oder ganz frei stehende, aus dem Stein gearbeitete Götterbilder. Die Gräber bestehen meistens nur aus Nischen, da die Mumien längst herausgenommen wurden. Gegenwärtig dienen alle diese Räume den wilden Thieren, als Füchsen, Schakalen und Hyänen zu Schlupfwinkeln.

Weiter stromabwärts liegt El-Kab (Eileitheya), und etwa anderthalb Stunden davon entfernt trifft man auf zwei kleine Tempel. Von dem einen derselben ist nicht viel mehr stehen geblieben, als eine einzige Kammer; in dieser aber sieht man alle Wände mit kleinen hieroglyphischen, noch frischfarbigen Bildern bedeckt, die fast sämmtlich altägyptische Gebräuche darstellen. Noch merkwürdiger ist an den Abhängen der Berge eine zahlreiche Menge Felsengräber, die aus den urältesten Zeiten der ägyptischen Cultur stammen. Ihr Inneres enthält wohlerhaltene farbige Darstellungen von vielen häuslichen Scenen der alten Aegypter. So namentlich die sogenannte Sultansgrotte, vier und zwanzig Fuß lang und gegen zwölf Fuß breit. Drei übereinander stehende Felder zeigen da die Bearbeitung des Bodens bis zur Erndte. Man sieht Menschen, die mit unvollkommenen Werkzeugen den Boden behauen, hinter ihnen drei Pflüge; der erste derselben, noch sehr roh, wird von vier Menschen gezogen; bei dem folgenden sind schon Ochsen vorgespannt. Ueber diesem Felde beschäftigen sich Schnitter mit der Erndte von Weizen und Gerste. Nur die Aehren werden abgeschnitten, das Stroh bleibt stehen. Den Schnittern folgen Knaben mit Körben, welche die etwa verlorenen Aehren nachlesen. Auf dem dritten Felde tragen Knechte die Aehren in tiefen Körben auf einer Stange zur Tenne, wo Rinder das Korn austreten. Andere Knechte heben die mit Spreu vermischten Körner in Körben auf, um sie hoch überm Kopfe haltend herabzuschütten, damit der Wind die Spreu absondre. Die unteren Felder stellen die Viehzucht dar. Man sieht, wie Leute die Kälber aus der Heerde fangen und die Füße zusammenbinden, um sie auf den Markt zu bringen.

Ein Stempel wird glühend gemacht, um auf Rinder das Zeichen des Herrn zu brennen. Anderwärts wird Getreide auf Barken geladen, Vieh lebendig gewogen und ebenfalls eingeschifft. Die Gewichte bestehen aus Ringen, wie sie bis heute in Aegypten üblich sind; die Segel der Barken ähneln ebenfalls den heutigen von der lateinischen Art. Diesen Feldern gegenüber steht ein Lotosfeld mit einem Netz umspannt. Schaaren von Sumpfvögeln und Strandläufern fliegen herzu; schnell ziehen Männer das Netz zusammen und gewinnen reiche Beute. Was sehr auffällt, ist, daß ein langbärtiger Mann in ausländischer Tracht das Geschäft leitet. Ebenso sieht man den Fischfang, die Zubereitung und das Dörren der Fische; ferner die Weinlese und das Keltern der Trauben. Außer diesen Scenen sieht man in einem Zimmer Herr und Frau auf einem zierlichen Sopha sitzen und ihnen gegenüber die Hausgötter, denen geopfert wird. Endlich ist hier auch noch ein Begräbniß abgebildet: die Trauer, der Sarg mit dem Todten, die Operation des Einbalsamirens, die Ueberfahrt der Mumien über den Styx und ihre Aufnahme ins Todtenreich; elf Klageweiber mit über die Brust gekreuzten Armen heulen, von einer zwölften commandirt, tactmäßig Todtengesänge. Die Arbeit ist bei diesen Darstellungen zwar roh, aber die Zeichnung sehr richtig und das Ganze voll Leben und Bewegung.

Zu den größeren Orten von Ober-Aegypten gehört Esneh. Mitten in der Stadt steht eine alte Tempelhalle. Von 24 prächtigen, 40 Fuß hohen Säulen wird die Decke getragen, an der ein vollständiger Thierkreis in zwei Abtheilungen angebracht ist. Der ganze Bau zeigt mit der Menge seiner sauber ausgeführten Hieroglyphen die edelsten Verhältnisse. Das meiste Interesse bietet jedoch der Thierkreis. Ein solcher findet sich auch in dem wohlerhaltenen Tempel von Dendera (Tentyris), nördlich von Theben. Letzterer liegt einsam auf einem mäßigen Hügel und gewährt mit seinen kolossalen Säulen und reich geschmückten Räumen einen überaus großartigen Anblick. Er gehört unstreitig zu den schönsten Denkmälern der Vorzeit. Seine Breite beträgt 115, seine Tiefe 61 Par. Fuß; die 24 Säulen des Portikus haben in ihrer ganzen Höhe 44 Fuß, stehen aber alle etwas in der Erde. Der Thierkreis erscheint in den beiden

äußerſten Abtheilungen der Decke, je 6 und 6 Zeichen auf jeder Seite, ähnlich wie in Esneh. Der hintere Theil des Tempels iſt bis oben hinauf von Trümmern verdeckt, und faſt ebenen Fußes ſteigt man über den Schutt bis zum Dache auf. Hier bilden mehrere kleine Zimmer ein zweites Stockwerk. In einem derſelben fand ſich als Deckenſtück jener runde Thierkreis, welcher im Sommer 1821 von dem Franzoſen Lelorrain herausgeſägt und dann nach Paris befördert wurde, wo dieſe merkwürdige Steinplatte zu ſo vielen Unterſuchungen Anlaß gab. Da nämlich das Sternbild des Krebſes auf demſelben im Solſtitium verzeichnet iſt, ſo würde dies entweder das Winterſolſtitium oder das Sommerſolſtitium ſein. Im erſteren Falle würde damals der Frühlingspunkt in der Waage gelegen haben, während er jetzt in den Fiſchen liegt, folglich um ſieben Zeichen oder 210° rückwärts. Da nun bei dem gleichmäßigen Vorrücken der Nachtgleichen 2152 Jahre auf die Zurücklegung eines Zeichens vergehen, ſo würde das allmählige Vorrücken durch ſieben Zeichen beinahe 15,000 Jahre erfordert haben, und dieſer Zeitraum demnach ſeit der Anfertigung jenes Thierkreiſes verfloſſen ſein. Bei der Annahme des Sommerſolſtitiums fiele der damalige Frühlingspunkt dagegen zwiſchen Stier und Widder, alſo 45° weiter vorwärts, als heutiges Tages. Daraus würde folgen, daß jener Thierkreis 45 mal $71\frac{3}{4}$ oder 3228 Jahre alt wäre, und dafür ſprechen mancherlei Gründe. Doch darf hier nicht unbemerkt bleiben, da nach den neueſten Forſchungen die erwähnten beiden Tempel, als ſchön gelungene Nachahmung des altägyptiſchen Bauſtils, erſt aus ganz ſpäter, faſt nur aus römiſcher Zeit herſtammen. Damit würden die Thierkreiſe zu Dendera und Esneh von der Höhe ihrer geträumten Bedeutung zu bloßen aſtrologiſchen Curioſitäten herabſinken.

In der Nähe des Dorfes Lugſor gehen wir vor Anker, und beginnen nun unſere Wanderung durch die Ebene von Theben, die allein mehr Alterthümer enthält, als das ganze übrige Aegypten. Dicht am Ufer ſitzen halb aus dem Sande hervorragend, neun koloſſale Steinbilder, und eine zunächſt gelegene Anhöhe

verstattet weiten Umblick. Der hier in nordöstlicher Biegung sich wendende Fluß theilt das breite Thal in zwei ungleiche Hälften. Während er im Westen sich nahe an das steil hervortretende libysche Gebirge herandrängt, umgrenzt er östlich eine ausgedehnte fruchtbare Ebene, welche sich bis nach dem mehrere Stunden entfernten, am Saum der arabischen Wüste gelegenen Orte Medamôt hinzieht. Auf dieser Ostseite gruppirte sich die eigentliche alte Stadt Theben hauptsächlich um die beiden großen über eine halbe Stunde auseinander liegenden Tempel von Karnak und Lugsor. Letzteres mag ehemals das Hafenquartier gewesen sein; Karnak liegt nördlicher und weiter vom Nil entfernt. Die Westseite des Stromes, von den Griechen später Memnonia benannt, enthielt die Todtenstadt von Theben. Auf die Todten und ihre Gräber bezogen sich mehr oder weniger alle dort stehenden Tempel, und mit Besorgung der dazu nöthigen Arbeiten scheint sich vorzugsweise die ganze Bevölkerung dieses Theiles beschäftigt zu haben. Die nördlichen und südlichen Endpunkte dieses Gebietes bezeichnen jetzt die Orte Qurna und Medinet Habu.

Um eine ganz kurze Uebersicht der Thebaischen Denkmäler in schwachen Andeutungen zu geben, versetzen wir uns sogleich in das eigentliche Centrum des Ganzen, nach Karnak. Hier stand der große Reichstempel des hundertthorigen Theben, welcher dem Ammon-Ra, dem Könige der Götter und dem besonderen Localgott dieser nach ihm benannten „Ammonsstadt" geweiht war. Ein einzelnes Heiligthum des Gottes hieß Ap, mit der weiblichen Endung Tap, hieroglyphisch im Singular, öfter noch im Plural als Name der Stadt gebräuchlich, und daraus machten dann die Griechen ihr Theben. Dies kleine Heiligthum wurde nun der Kern, den zuerst jener große Tempel in seiner Mitte umschloß und welcher allmählig im Verlauf von drittehalb Jahrtausenden durch immer neue Erweiterungen zu einer ganzen Tempelstadt auf einem Flächenraum von einer Viertelmeile in der Länge und über zweitausend Fuß in der Breite anwuchs. Die Größe der verschiedenen Bauwerke giebt zugleich einen interessanten geschichtlichen Maßstab für den Glanz und die Macht sowohl der Herrscherfamilien, als auch ihrer einzelnen Könige in dem ganzen nach Vertreibung der Hyksos neu begründeten ägyptischen Reiche

bis zum Untergang deſſelben durch die Römer. Seit Erhebung der Ammonsſtadt zu einer der beiden Landesreſidenzen wetteiferten nämlich alle Herrſcher in dem Ruhme, zur Erweiterung, Verſchönerung oder Wiederherſtellung dieſer Nationalheiligthümer ein gut Theil beigetragen zu haben. Jetzt wandelt man hier freilich nur noch in einem wahren Chaos der Verwüſtung. Wenn auch die Fundamente und Mauern ſtehn geblieben ſind, ſo findet man doch keinen einzigen der vielen Tempel, kein Thor, keine Säulenhalle ohne Beſchädigung. Den Hunderten von Sphinxen und koloſſalen Statuen wurden faſt ohne Ausnahme die Köpfe abgeſchlagen, die Geſichter der großen Figuren an den Pylonen ſind weggemeißelt, viele Obelisken umgeſtürzt, die Säulenkapitäler zertrümmert, die etwa noch erhaltenen Gemächer mit graulichem Wuſt erfüllt. Ueberall muß der Beſchauer dieſer ungeheuren Baureſte ſich über Schutthaufen, Sandberge und zerſtreute Blöcke hinwegarbeiten; manche Stellen können ganz unzugänglich genannt werden. — Um nun wenigſtens einen Blick in das Innere dieſer Trümmerwelt zu thun, nahen wir uns dem Haupteingange zum großen Ammons-Heiligthum, der nach NW. ſieht. Die viereckige Umwallung aus ungebrannten Ziegeln hat ſich an den übrigen drei Seiten großentheils erhalten; nicht ſo an dieſer nordweſtlichen. Doch erkennt man noch die Spuren des äußerſten Thores. Löwen liegen darneben und Sphinxe mit Widderhäuptern, wie alle hier befindlichen. Eine Allee ſolcher Widderſphinxe führt zu einem Thor von 60 Par. Fuß Höhe zwiſchen zwei mächtigen Pylonen von 134 Fuß Höhe und 40 Fuß Breite. Durch das Thor treten wir in den Vorhof von 315 Fuß Breite und 252 Fuß Tiefe. Dieſer hat nicht allein zu beiden Seiten, ſondern auch in der Mitte Säulengänge. Die mittleren 18 Säulen, von denen nur noch eine aufrecht ſteht, haben 9 Fuß Durchmeſſer. In der ſüdweſtlichen Wand dieſes Vorhofes ſteht ein abgeſonderter Tempel von 160 Fuß Länge und 76 Fuß Breite. Wir wenden uns indeß zwei Pylonen zu, an denen verſtümmelte Koloſſe aus Granit Wache halten. Indem wir zwiſchen denſelben durch ein hohes Portal hindurchſchreiten, treten wir in die Rieſenhalle, einen Pfeilerſaal, wie ihn Menſchenhände nirgenswo anders in der Welt ausgeführt haben und der Alles überbietet, was man ſonſt der Art in Aegypten geſehen hat. Von

134 Säulen wird das steinerne Dach getragen, welches den Raum eines Oblongums von 164 Fuß Tiefe und 320 Fuß Breite überdeckt. Jede der zwölf Mittelsäulen hat 36 Fuß im Umfang und ist bis zum Bindegebälk 66 Fuß hoch; die übrigen Säulen von 40 Fuß Höhe haben 27 Fuß im Umfang. Ueberwältigend ist der Eindruck für Jeden, der zum ersten Mal in diesen heiligen Säulenwald eintritt und aus einer Reihe in die andere wandelt, zwischen den allseitig bald ganz, bald theilweis hervortretenden hohen Götter- und Königsgestalten, die auf den Säulen abgebildet sind. Die Decke der Riesenhalle besteht aus Deck- und Querbalken, jeder aus einem einzigen Blocke von 17 bis 28 Fuß Länge. Auf den Querbalken ruhen Fensteröffnungen mit doppeltem Steingitter, was auf einen Oberbau schließen läßt. Alle Flächen sind mit zahllosen erhabenen oder vertieften Sculpturen bedeckt, deren bunte Farben sich hie und da noch frisch erhalten haben. Die Bilder im Innern stellen Opferhandlungen, die der Außenwände Schlachten und Triumphe vor. Da sieht man den Untergang eines Heeres: es stürzt in Fluth und Abgrund, eingeengt zwischen die Streitwagen der Feinde. Der siegreiche Herrscher kämpft hoch herab vom zweiräderigen Wagen. Seine Körperfarbe ist braun, seine Haare sind hellblau; hellblau erscheint auch der Adler, der wie ein Kraft und Glück bringender Schutzgeist über seinem Haupte schwebt. Das nächste Bild zeigt das Ende des Krieges. Der triumphirende Held lenkt den Wagen heim. Seine Linke hält das Zeil und die Geißel, seine Rechte einen kurzen Spieß und ein krummes Beil. Vor ihm und hinter ihm werden Gefangene, an Hals und Händen gebunden, fortgeschleppt. In einem dritten Bilde erreicht der heimkehrende Sieger den Nil, dessen blaue Wasser zwischen Palmen und Burgen dahin fließen; Krokodile schauen daraus hervor. Ein Haufen Volkes begrüßt freudig die Kommenden, Früchte und andere Gaben in den Händen. In einem anderweitigen Bilde spendet der heimgekehrte Held, noch gewaffnet mit Schwerdt, Köcher und Bogen, den Göttern Dankopfer. Diese bestehen aus kleineren und größeren Vasen zum Theil mit Thierhäuptern (darunter auch die von Gemsen) als Deckel, von Gefangenen getragen; dann aus Lotos, unter welchen Hunde angebracht sind. Unter den

kleineren Figuren bemerkt man mehrere gebundene Gefangene, welche Schilde mit eingeschriebenen Namen tragen. Mit diesen Gestalten werden symbolisch die überwundenen Städte und Landschaften bezeichnet. — In allen Bildern ist die Handlung reich und lebendig, der Ausdruck höchst sprechend, die Zeichnung ohne Perspective, aber die Ausführung des Einzelnen außerordentlich sauber und schön. Die Wagen sind wie aus Elfenbein gedrechselt; die Köpfe der Pferde tragen eine Wahrheit zur Schau, welche an die berühmten Raphaelischen erinnert; Gebiß, Zaum und Geschirr sind eben so zweckmäßig, als prachtvoll gearbeitet. — Wir können hier nicht weiter sprechen von den vielen anderen Tempeln, Säulenhallen, Gemächern und dem Labyrinth von Zellen, deren Studium ein ganzes Leben ausfüllen würde, und bemerken nur noch, daß das Viereck der Hauptumwallung nach Länge und Breite allein schon einen Raum von fast 2000 Fuß einschließt.

Von Karnak den Fluß hinauf, da, wo sich der durch die fruchtbare Insel el Gedideh getheilte Strom wieder vereinigt, erscheint noch gegenwärtig imponirend für das Auge ein zweiter Glanzpunkt der alten Stadt, der Tempel von Lugsor. Obgleich beinah drei Viertelstunden von Karnak entfernt, sollte doch auch dieser dem Ammon geweihete Tempel als noch zur Sphäre jenes großen Nationalheiligthums betrachtet werden. Daher wendet er sich mit seinem Haupteingang nicht, wie bei allen ähnlichen Bauten, dem hart vorüberfließenden Nil zu, sondern nach Karnak hin, mit dem er überdies auch durch eine großartige, auf jeder Seite mit 600 Widdersphinxen prangende Kunststraße in Verbindung gesetzt war. Vor dem Haupteingang standen sonst zwei Obelisken aus rothem Granit, deren einer jetzt den Concordienplatz in Paris ziert. Die Höhe des noch stehenden beträgt 74 Fuß, und derselbe ist von oben bis unten mit äußerst fein und scharf gearbeiteten Hieroglyphen bedeckt. Unmittelbar dahinter sieht man zwei kolossale Wächter der Tempelpforte aus grauem Granit. Ihre ursprüngliche Höhe mochte 40 Fuß betragen; jetzt ragen sie mit ganz verstümmeltem Antlitz etwa zwanzig Fuß bis an die Schultern aus dem Schutt hervor. Als Maßstab für

ihre Größe sei bemerkt, daß die Breite von einer Achsel zur anderen über 10 Fuß, die Höhe eines Ohres 20 Zoll beträgt. Zwischen zwei großen Pylonen gelangt man dann durch ein 30 Fuß hohes Portal in das Innere des Tempels, dessen Breite 200 Fuß und dessen Länge über 700 Fuß beträgt. Von den 195 Säulen dieses königlichen Baues stehn etwa noch 150 Säulen nebst 8 Pfeilern aufrecht. Das Dorf Lugsor drängt sich dazwischen bis auf's Gebälk. Ueberall haben die Fellahs ihre häßlichen Nilschlammhütten angebaut und die untersten Theile der Säulenreihen so damit verkleibt, daß es sehr schwer hält, sich nur einigermaßen einen Ueberblick über die Anordnung des Ganzen zu verschaffen. — Dieser Tempel steht gleich den anderen Thebanischen Haupttempeln auf künstlichen Schuttterrassen; aber in Folge der durch Jahrtausende fortgesetzten Ablagerung des Nilschlammes sind die Terrassen gegenwärtig nicht nur unter das Niveau der Thalebene herabgesunken, sondern der nachwachsende Boden hat bereits eine größere Höhe, als die Unterbauten der Tempel erreicht. Der tönende Memnon sowohl, als auch die Widdersphinxe von Karnak stehen unten schon acht Fuß tief in der Erde.

Wenden wir uns nun nach den Denkmälern des westlichen Theben, wo zu den überirdischen Wohnungen auch noch die unterirdischen Wohnungen und Paläste der Todten kommen. Von Qurna zog sich einst am Fuße des libyschen Gebirges eine ganze Kette der prächtigsten Tempel bis nach Medinet Habu hinauf. Unmittelbar hinter diesen Tempeln tritt man in das Bereich der Todten, deren Grabhöhlen wie Bienenzellen dicht neben einander, theils in den Felsboden der Ebene, theils in die anstoßenden Hügel eingehauen sind. Viele dieser unterirdischen Wohnungen scheinen ganz regellos angelegt und bilden viele durchgebrochene Gänge, Nischen, Säle und viereckige oder runde Brunnen, auf deren Boden die Mumien liegen; oft steigen sie sogar schlangenförmig abwärts und kehren wieder in sich selbst zurück, haben auch wohl doppelte Eingänge über und neben einander. Bei anderen Grabmälern sind Säle und Gallerien in größter symmetrischer Ordnung angelegt. Alle haben gewöhnlich eine Art Vorhalle, und die Säle sind oft 15 bis 20 Fuß hoch, sich stützend auf Pfeiler, die aus dem Fels selbst gehauen wurden. In den

Seitengängen sind die erwähnten Mumienbrunnen angebracht: gewöhnlich senkrecht niedergehende viereckige Schachte von 6 bis 9 Fuß Durchmesser, 24 bis 50 Fuß Tiefe. — Qurna liegt an der am weitesten nach dem Nil zu vortretenden Ecke des libyschen Gebirges. Dies bildet, indem es sich plötzlich westwärts zurückzieht, einen großen Bergkessel, welcher nach hinten durch hohe steil abfallende Kalksteinwände eingeschlossen wird. In dieser Felsenbucht liegen die ältesten Todtengrotten. Sie steigen meistens in einem schiefen Winkel zur Tiefe des Felsens hinab, sind aber nicht bemalt und beschrieben; besonderer Fleiß wurde nur auf die Sarkophage verwandt, welche gewöhnlich aus dem feinsten Kalkstein sehr sauber gehauen, zuweilen über 9 Fuß lang und sowohl inwendig, als auswendig farbig verziert und beschrieben sind. Im äußersten Winkel derselben Felsenbucht liegt auch die älteste Tempelanlage des westlichen Theben aus der ersten Blüthezeit des neuägyptischen Reiches. Eine über 1600 Fuß lange, mit kolossalen Widdern und Sphinxen geschmückte Allee führte vom Thale her zu mehreren Granitthoren und von Säulenhallen umgebenen Vorhöfen, bis man endlich in den innersten Tempelraum gelangte, welcher in den Fels gehauen und mit einem hohen steinernen Gewölbe ausgebaut war, aus dem sich wieder kleinere Gemächer und Nischen seitwärts oder nach hinten zu öffneten. Alle diese Räume waren mit meisterhaft gearbeiteten Bildwerken, bunt auf grauem Grunde, bedeckt. — Nicht weit von Medinet Habu stellten zwei in die fruchtbare Ebene vorgeschobene sitzende Riesenkolosse denselben König (Amenophis III.) vor, unter dessen Regierung der Tempel von Lugsor erbaut wurde. Der nordöstliche von beiden Kolossen ist die berühmte klingende Memnons-Säule, deren Kopf sich jetzt im brittischen Museum zu London befindet. Die Griechen knüpften daran die Sage von dem jugendlichen ägyptischen König Memnon, der allmorgendlich klingend mit Sonnenaufgang seine Mutter Aurora begrüße, während sie ihn um seines frühen Heldentodes willen mit Thauthränen netze. Das eigenthümlich helle zitternde Tönen welches beim schnellen Erwärmen des nächtlich erkalteten Steines durch Zersprengen kleiner Theilchen entstand, zeigte sich besonders auffallend, als die schon vorher zerklüftete Statue im Jahre 27

vor Chr. durch ein Erbeben theilweis in sich selbst zusammenstürzte. Die Erscheinung der springenden und klingenden Steine in der Wüste und auf großen Ruinenfeldern ist in Aegypten nicht selten; ganz besonders neigt sich dazu aber die Natur des harten Kieselconglomerats, aus dem jene Statue besteht, wie denn solches auch die unzähligen Sprünge und Risse beweisen, welche selbst die im Alterthum beschriebenen, damals noch unversehrten Theile der Oberfläche jetzt in allen Richtungen durchfurchen. Uebrigens klingen mehrere der abgespaltenen oder nur lose daran hängenden Stücke metallhell, wenn man darauf schlägt, während andere daneben dumpf und tonlos bleiben, je nachdem sie durch ihre gegenseitige Lage mehr oder weniger gedämpft werden. Das Gestein der Statuen ist ein besonders hartes quarzreiches und sprödes Sandsteinconglomerat, welches dunkelfarbig und wie verglas't erscheint. Die Töne werden von Solchen, die so glücklich waren, sie beim Sonnenaufgang, wo der Temperaturwechsel am stärksten ist, zu hören, mit dem Springen einer Saite verglichen. Die Erhebung der beiden Memnons-Statuen über den Boden mochte ursprünglich nahe an 60 Fuß, mit dem hohen Kopfschmuck, den sie einst trugen, vielleicht an 70 Fuß betragen. Der Name Memnon wurde wohl hauptsächlich deßhalb angenommen, weil diese ganze Westseite Thebens Memnonia hieß, welche Bezeichnung die Griechen sich vielleicht durch „Paläste des Memnon" erklärten, während das hieroglyphische Wort „mennu" überhaupt „Prachtgebäude, Paläste" bedeutet. — Weiter nach Süden liegt das sogenannte Grabmal des Osymandyas, eigentlich ein Tempel des Ramses Miamun (Sesostris), nach seinen baulichen Verhältnissen vielleicht der schönste in Aegypten, aber leider schrecklich verwüstet. In einem der Höfe liegt zerbrochen und mit zerstörtem Gesicht die sitzende Statue des Erbauers, ein Granit-Koloß, welcher nicht weniger, als 21 Par. Fuß von Schulter zu Schulter mißt. In dem Hauptsaal stehen nur etwa noch 30 der herrlichsten Säulen und tragen die blaue Decke mit goldenen Sternen. Eine mit reinem Golde ausgelegte Thür führte einst in den Bibliothekssaal, der jetzt fast nichts als Trümmer aufzuweisen hat. Aus der Bibliothek gelangte man endlich in einen anderen prächtigen Saal, wo, umringt von Götterbildern, die

Mumie des Königs Osymandyas ruhte. Auf der Dachterrasse über diesem Grabmal prangte ein großer goldener Ring, einen Fuß dick und 365 Fuß im Umfang. Auf demselben waren die Eintheilungen nach den Tagen des Jahres mit Bezeichnung des Auf- und Nieder-Ganges der Gestirne angebracht. Kambyses, der Eroberer Aegyptens, raubte diesen Ring. — Der südlichste und von allen am besten erhaltene Prachtbau liegt inmitten von Medinet Habu. Derselbe ward im 13. Jahrhundert v. Ch. vom König Rhampsinit (Ramses III.) gegründet und verherrlicht auf seinen Wänden die großen Kriegsthaten dieses Königs. Der pylonartige Vorbau des Tempels enthielt in vier übereinander errichteten Stockwerken die Wohngemächer des Königs, und die Darstellungen der Wände zeigen denselben im Kreise seiner Familie, wie er mit seinen Töchtern, die durch den Seitenzopf als Prinzessinnen kenntlich sind, kos't, mit ihnen Dame spielt und von ihnen Früchte nebst Blumen erhält.

Nun zu dem Schauplatz der unterirdischen Todtenstadt. Vom Hauptstock des Gebirges ausgehend, öffnet sich gegen Qurna, von Sand und weißen Felsmassen erschimmernd, das Thal el Asasif. Es scheint durchaus nur heiligen Grabanlagen bestimmt gewesen zu sein. Schon von Weitem erblickt man hier eine Anzahl hoher Thore und Mauern, aus schwarzen Ziegeln gebaut. Diese umschließen in länglichtem Viereck große vertiefte Höfe mit mächtigen gewölbten Pylonthoren, welche fernher römischen Triumphbogen ähneln. Ein solcher unbedeckter Hof wurde 12 bis 15 Fuß tief in den Fels der Ebene gehauen, und man steigt auf einer Treppe hinab. Dann kommt man durch Gallerien, auf deren Seite rechts und links einige Grabkammern liegen. Auf steilen Treppen steigt man weiter in die Tiefe, wo neue Gallerien und Kammern sich aufthun, bis Staub und Moder, oft auch die eingestürzte Decke, den Weg versperren. Zahllose Fledermäuse haben an den Wänden ihre Nester angeklebt und umflattern aufgescheucht die Häupter derjenigen, welche diese finstern Höhlen durchwandern oder stürzen sich auch wohl in die Lichter, so daß man sich immer mit mehreren versorgen muß. Ohne Führer darf man sich in diese, oft sehr weit ausge-

dehnte Labyrinthe nicht hineinwagen. In der größten jetzt zugänglichen Grabanlage, welche für einen königlichen Schreiber ausgeführt ward, ist der unbedeckte Hof nicht weniger als 100 Fuß lang und 74 Fuß breit. Aus diesem tritt man durch eine Vorhalle in einen großen mittelst doppelter Pfeilerreihe gestützten Felsensaal von 65 zu 52 Fuß Ausdehnung mit Nebenkammern und Corridoren, dann durch eine Wölbung in einen zweiten Saal mit acht Pfeilern von 52 zu 36 Fuß und in einen dritten mit vier Pfeilern von 31 Fuß Tiefe und Breite, endlich in eine Kammer von 20 zu 12 Fuß, welche mit einer Nische schließt. Die Gesammtlänge dieser ersten Anlage beträgt, den äußeren Hof mit gerechnet, 311 Fuß. Eine zweite Flucht von Kammern und Gängen, worin ein senkrechter Schacht von 44 Fuß Tiefe, ist 172 Fuß lang. Eine dritte ähnliche Flucht läuft 58 Fuß weit, eine vierte 122 Fuß in derselben Richtung fort. An die letztere schließt sich ein großer viereckiger Umgang von 60 Fuß an jeder Seite. In der Mitte unter diesem Viereck steht der Sarkophag des Verstorbenen, zu welchem man aber erst durch mehrere Schachte und Corridore gelangt. Die gesammte Grundfläche dieses Einen Privatgrabes hat man auf 23,148 Quad. Fuß berechnet. Dabei darf man nicht aus der Acht lassen, daß alle Wandflächen, Pfeiler und Thüren mit den zierlichsten Bildwerken und Inschriften bedeckt sind. Die hohen Beamten und vornehmen Priester liebten es nämlich, ihren ganzen Reichthum an Pferden und Wagen, an Heerden, Barken und Geräthschaften, sowie ihre Jagdreviere und Fischteiche, ihre Gärten und Gesellschaftssäle, ja selbst die von ihnen beschäftigten Künstler und Handwerker in mannigfaltigster Thätigkeit auf den Wänden ihrer Gräber darstellen zu lassen. Da sieht man denn Zimmerleute welche Stämme behauen, Tischler, welche Schränke, Tische, Bänke und anderes Geräthe machen; da werden Barken, Schiffe, Masten, Tauwerk verfertigt; da sind ferner: Bäcker, Gerber, Schuhmacher, Sargbesteller, Leichen-Einbalsamirer, Baumeister, Bildhauer, Schreiber, eine Rolle Papyrus und den Griffel in der Hand; außerdem sieht man Schaaren von Tänzern; daneben sitzen Harfenspieler mit neun- und zehnsaitigen Instrumenten. Zwischen den vielen linnenen Binden der Mumien findet

man häufig Scarabäen*), oft mehr, oft weniger, je nach Stand und Vermögen des Verstorbenen, aber immer in ungerader Zahl. Bei vornehmen Personen reichte ein Sarkophag nicht immer aus, und man hat Mumien gefunden, wo fünf Särge in einander geschachtelt waren. Auf dem Boden der Grabkammern wurden allerlei Geräthschaften aufgestellt, die der Vorstorbene im Leben gebraucht. So erhielt der Kaufmann seine Waaren mit den Gewichten, der Apotheker sein Körbchen mit Medicamenten, er Maler seine Palette mit Farben und Pinsel, der Fischer sein Netz mit kleinen Blei- und Korkstückchen, der Gärtner die von ihm gezogenen Früchte, der Musiker das von ihm gespielte Instrument ꝛc. Dazu kommen dann noch eine Menge Lanzen, Ringe, goldene Halsketten, Büchsen, Schalen, Kästchen, Würfel, Amulete ꝛc., wodurch uns das altägyptische Leben in mannigfachen Schattirungen anschaulich gemacht wird.

Der Kastenunterschied hörte auch im Tode nicht ganz auf. Die Könige und die Königinnen haben ihr eigenes Todtenfeld; ebenso findet man einen, ursprünglich nur für Priester bestimmten Bezirk. Die übrigen Stände sind nicht durchweg so streng geschieden. Man findet in demselben Friedhof Priester, Krieger und Kaufleute, in einem andern lauter Schiffer; ein dritter enthält die Armen. — Von el Asasif führt ein steiler Fußpfad zu den Königs-Gräbern, Bab el Moluk, vor deren Pracht und Größe alle Familiengräber verschwinden. Man hat jetzt etwa zwei und zwanzig dieser Katakomben geöffnet, und die Ausgrabungen sind hier besonders sehr schwierig; denn theils ist das Thal so eng, daß man den Schutt nirgends unterzubringen weiß, theils haben die Eingänge zu den Grüften keinen hohen Vorbau oder dergleichen Auffallendes. Das Thal theilt sich in zwei Arme, von denen der rechte zu den ältesten jener Gräber führt. Der linke Zweig enthält die hauptsächlichsten Ausgra-

*) Der heilige Pillenkäfer (Ateuchus s. Scarabaeus sacer) zeigt eine Art von Strahlen, weshalb er der Sonne geweiht wurde; auch hat er Aehnlichkeit mit der ebenfalls der Sonne geweihten Katze, deren Augenstern nach Meinung der Aegypter dem Lauf der Sonne entspricht, sofern derselbe sich beim Sonnenaufgang erweitert, des Mittags rund wird und nach Sonnenuntergang verschwindet.

bungen. Hier pflegt sich auf einem der Bergabhänge nicht hoch über dem Thalboden ein weitmündiger Schacht zu öffnen, der in einem mäßig schiefen Winkel niedergeht. Sobald man die Thürpfosten des ersten Eingangs erreicht hat, beginnen gewöhnlich auch schon die gemalten Sculpturen, deren glänzende Flächen mit frischen lebhaften Farben den Herantretenden wunderbar ansprechen. Lange Corridore von imponirender Räumlichkeit führen tiefer in das Innere des Felsens. In einzelnen Abtheilungen schreiten auch die Bildwerke an den Seiten und an der Decke fort. Endlich gelangt man in einen großen gewölbten Pfeilersaal, dessen Wände in der Regel Darstellungen auf goldgelbem Grunde zeigen, weshalb er auch der „goldene Saal" hieß. Dieser war für den Sarkophag bestimmt, welcher 6 bis 10 Fuß hoch in der Mitte stand, und die königliche Leiche nach siebzigtägiger Einbalsamirung aufnahm. Derselbe ward so künstlich verschlossen, daß die später überall eingedrungenen Leichenräuber den Granitkoloß immer zerschlagen mußten, weil sie den in dem Stein enthaltenen Deckel nicht zu lichten vermochten. Je länger ein König nach Beendigung der Haupträume seines Grabmonumentes lebte, desto mehr neue Corridore und Nebenkammern ließ er aushauen, und auch wohl einen zweiten Pfeilersaal, meistens geräumiger und prächtiger als der erste, einrichten. Die Gegenstände der Bildwerke stimmen in den meisten Gräbern überein, oder ergänzen sich doch. Als Beispiel diene das Grab von Rhamses V. Ueber der Eingangsthür wird der König der Sonne verglichen, wie sie während des Tages Licht und Leben spendet und am Abend hinter den westlichen Bergen untergeht. Im ersten Corridor sieht man, wie der König von den Göttern für das irdische und himmlische Leben gesegnet wird. Dann folgen im nächsten Gemach astronomische Darstellungen: die zwölf Stunden des Tages als schlangenbewachte Pforten, von dem Lebensschiff des Königs durcheilt, ferner die vier und zwanzig Stunden eines Sonnenumlaufes in Menschengestalt mit Sternen über den Häuptern. In der dritten Tagesstunde hält der Gott Atmu Gericht über die Seelen, deren eine, unter dem Bilde einer großen Sau, von hundsköpfigen Geistern gepeitscht und darnach von Affen auf die Erde zurückge-

trieben wird, um dort in derselben Schweinsgestalt fortzuleben; darüber steht: Schlemmerei. In der fünften Stunde besucht der Sonnengott die Wohnsitze der tugendhaften Seelen, die den Göttern opfern, das Feld der Wahrheit anbauen, Früchte sammeln oder sich in einem großen Becken himmlischen Wassers baden. In den folgenden Stunden entbrennt der Kampf der Götter gegen einen Drachen, welcher in einem großen Netze gefangen und in der elften Stunde erwürgt wird. Die zwölf Nachtstunden zeigen die Strafen der verdammten Seelen. Man zerhauet sie mit Schwerdtern, hängt sie an den Beinen auf, reißt ihnen das Herz aus dem Leibe, siedet ihre Köpfe und Herzen in großen Kesseln ꝛc. Unter solchen bildlichen Darstellungen liest man Erläuterungen von dem Einfluß der Himmelszeichen auf die Organe des Menschenleibes nach Monaten und Stunden. So wirken Orion und die Zwillinge auf linke Ohr, der Schütz auf das rechte Auge, Sirius und der das Löwe auf das Herz. In dem Gemache vor dem Begräbnißsaale wird Gericht gehalten über den verstorbenen König, der sich gegen alle Anschuldigungen durch Verneinungen rechtfertigt, indem es z. B. heißt: der König Rhamses, der Sohn der Sonne, hat nicht geflucht, hat sich nicht betrunken, ist nicht faul gewesen, hat nicht gelogen, hat beim Anhören der Wahrheit nicht das Haupt geschüttelt, hat nicht unnütz seine Reden verlängert, hat nicht sein Herz verschlingen müssen (hat nichts zu bereuen gehabt) ꝛc. — Das größte der von Belzoni geöffneten Gräber muß jeden Besucher durch die Feinheit des Kunstgeschmacks, die Lebhaftigkeit der Farben, und die unglaubliche Menge kleiner Hieroglyphen mit Bewunderung und Entzücken erfüllen. Wer es genau schildern wollte, müßte Bücher darüber schreiben, und die einfache Wahrheit würde Manchem am Ende doch nur als phantastische Uebertreibung erscheinen. — Die Gegend hat, ganz entsprechend ihrer Bestimmung für die Todten, einen besonders ernsten und düsteren Charakter. Wild und öde steigen zu beiden Seiten die Felswände auf, die sich oben zu kahlen Gipfeln abrunden und zum Theil ihre goldhellen Stirnen mit kohlschwarzen Steinen bedeckt haben. Namentlich nach Sonnenuntergang erscheint Alles rings umher stumm und ausgestorben; nur hin und wieder unterbricht dann das dumpfe

Bellen des Schakals oder das unheimliche Girren der Nachteulen die lautlose Stille.

Großartig ist der Umblick von der steilen Berghöhe des libyschen Gebirges hinter der Todtenstadt. Von diesem Punkte aus übersieht das Auge den ganzen weiten Thalkessel der Thebais: grabeaus die Ruinen von Qurna und das Memnonium; zur Linken inmitten grüner Saaten die beiden einsam stehenden Memnonssäulen, noch weiter links Medinet-Habu; jenseits des breiten mit Inseln besäeten Stromes die majestätischen Ruinen von Luqsor und Karnak; am Horizonte die Höhen der weit zurücktretenden arabischen Kette; über das Ganze ausgespannt das tiefblaue Himmelsgezelt, unter welchem stets eine Menge Adler und Geier mit ausgebreiteten Flügeln umherschweben. — Im Angesicht einer solchen Umgebung ergötzte uns hier einer jener prachtvollen Sonnenuntergänge, während welcher wir oft ganz neue, früher nie gesehene Farbentöne kennen lernten, von deren ätherischer Zartheit wir bis dahin gar keine Vorstellung hatten. Bei uns spielen abends allein die Wolken am Himmel in mannigfachen brennenden Farben; hier gab es nur hie und da leicht hingetupfte Wölkchen und Wolkenflöre, aber der ganze Himmel, so wie auch die ganze Erde waren in sanftglühende Tinten von unbeschreiblicher Lieblichkeit getaucht. Aus der glänzenden Goldfarbe am äußersten Horizont entwickelte sich über dem reinen Azur ein durchsichtiges wunderbares Meergrün, und helle Rosabänder gingen in Lila- und Silberstreifen über, die ostwärts wieder in lichtes Blau verflossen. — Den stärksten Contrast zu einer solchen Durchleuchtung des Aethers ruft der Khamsin hervor, den wir einen Tag lang hatten. Die Luft war gleich beim Sonnenaufgang trübe und füllte sich allmälig mit dichteren Staubtheilchen, die das Athmen erschweren und eine unbeschreibliche Mattigkeit herbeiführen. Es bildeten sich nicht einzelne Wolken, sondern die ganze Atmosphäre wurde zu einer großen schwülen Nebelwolke, in welcher die Formen umher verschwammen, und die Farben erloschen, während die Sonnenscheibe, blutroth und düster glösend, wie eine Lampe in der Todtengruft erschien.

II.

Reisen

in

Nord-Abessinien und Schoa.

Einleitung.

Aus den endlosen Ebenen Ostafrika's erhebt sich unter dem 7—16. Grade der nördlichen Breite und dem 54—62. der östlichen Länge wie eine ungeheure Veste das Alpenland Habesch, geschmückt mit allen Reizen einer frischen Gebirgsnatur. Hier weht kühle Luft und reichlich fallende Regenschauer tränken grüne Wiesenmatten, während auf den brennenden Wüsten des Tieflandes der Gluthauch Afrika's lagert. Ein solcher Gegensatz zum allgemeinen Charakter des unwirthlichen Welttheils fesselt schon unsern Blick, mehr noch, daß in dieser Abgeschiedenheit, umdrängt von Heiden und fanatischen Bekennern des Islam, ein uralter Zweig der christlichen Kirche sich bis auf unsere Tage erhalten hat.

Von welcher Seite immer kühne Reisende das Land betreten haben, sei's von den Steppen Nubiens und Sennaars oder dem Gestade des rothen Meeres, oder von der glühenden Wüste des Adellandes, überall steigen die Säume dieses Hochlandes schroff aus den Ebenen empor. Das Saumthier ersetzt fortan das Kameel der Wüste und führt die Karawanen durch wild zerrissene Felsenpässe schon wenige Stunden landeinwärts zur bedeutenden Höhe von acht bis neun tausend Fuß über dem Spiegel des Meeres.

Glimmerschiefer und Gneis bilden die Hauptgrundlage der abessinischen Gebirge, darüber lagert Sandstein, welcher in Tigrè, dem nordöstlichen Theile des Landes, vorherrschend ist. Weite

Strecken überkleidet diese Gebirgsart noch in ungestörter, wagerechter Lage, aber an vielen Orten haben vulkanische Kräfte die Decke gehoben und mannigfach zerklüftet. Hier starren steile, oft senkrechte Felsmauern nackt und wild empor und umgränzen tief eingeschnittene Thäler, deren Engpässe von den tropischen Regen durch herabrollende Felsstücke oft ungangbar gemacht werden und die überall willkommene Gelegenheit zur Brandschatzung der Reisenden darbieten. An andern Orten bilden thurmähnlich und isolirt aus der Ebene emporragende Felsen die eigenthümliche Bergform der Amba's. Diese sind bald von geringerem Umfange und gleichen Obelisken und Pyramiden, oder erinnern durch ihre grotesken Gestalten an die Adersbacher Felsen und die chinesischen Wunderberge, bald bilden sie gewaltige Massen und natürliche uneinnehmbare Bergvesten, gleich dem Königstein in Sachsen, und tragen auf ihren Rücken Ackerfelder und Wälder, während ihre schroffen Seiten oft nur durch Leitern zu besteigen sind.

Ueber die Sandsteinformation ragen in Tigrè nur einzelne vulkanische Kegel hervor, westlich aber vom Takazze und im Süden Abessiniens haben ungeheure Krämpfe des Erdkörpers die vulkanischen Massen zu Gebirgen von imposanter Höhe aufgethürmt und mit dem verwitterten Gestein das ganze Land überdeckt. Hier berühren Simens Bergesriesen in der Erhebung von 14,500 Fuß die Schneelinie. Von ihnen aus zieht sich der Hauptgebirgsrücken Abessiniens mit schroffem, östlichem Abfall nach Süden durch die wilde Landschaft Lasta bis nach Schoa, wo er kurz vor dem Abfall in die Ebene des Hawasch noch Kuppen von 13,000 Fuß Höhe zeigt. Ein anderer Gebirgsarm bildet, von Simens Hochalpen nach Westen und Südwesten streichend, zuerst die 10,000 Fuß hohe Hochebene von Woggera mit schroffem nordwestlichem Absturz, umzieht dann in weitem Bogen nach Süden streichend das Becken des Zana — oder Dembea Sees und geht dann im Süden des letzteren in das reizende Alpenland Godjam über, dessen Höhen mit den Kuppen Simens und Schoas wetteifern. Ein dritter Hauptgebirgszug zieht sich von der Landschaft Lasta östlich und dann nördlich um die Südostgrenze Tigrès bis zum Küstengebirge und bildet die Nordwest-

grenze der Adelebene gegen Tigré. Was von diesen nach außen oft senkrecht abstürzenden Gebirgszügen umgrenzt wird, ist ein Hochtafelland, über welches sich nur einzelne niedere Gebirgszüge erheben.

Mit Ausnahme des unbekannten Südens, der nach den Aussagen der Eingeborenen noch weithin eine Abwechselung von Hochebenen und Gebirgen darzubieten scheint, ehe das Land zu den weiten Tiefebenen am indischen Meere abfällt, ist Abessinien nach allen Seiten durch natürliche Grenzen von den Nachbarländern geschieden. Nach Nord und West umgürtet den Fuß der abessinischen Alpen vom rothen Meere bei Dobarua bis Fazokl oberhalb Sennaars ein 8—12 Meilen breiter Strich waldigen Sumpflandes, die sogenannte Kolla, wo die von den Gebirgen unaufhörlich herabstürzenden Gewässer im Verein mit der tropischen Hitze ein gewaltiges Pflanzenleben unterhalten. Im Osten lagert sich zwischen das Meer und das Alpenland der glühend heiße Wüstensaum, der im Nordosten am Rande des rothen Meeres nur die Breite weniger Stunden hat, im Südosten aber als Adelwüste sich in der Breite von 40—50 Meilen bis zum Golf von Aden ausdehnt.

Zahlreiche Gewässer entströmen den Gebirgen Abessiniens und senden in tief ausgeschnittenen Flußthälern ihre Fluthen zum Nilstrom oder in die Wüste. Der Abai oder blaue Nil — bahr azrek — entspringt in der Provinz Godjam, deren Quellen er im Spirallauf sammelt. Er durchströmt den Zana See mit deutlich geschiedenem Wasserstrom und bereichert sich mit den westlich strömenden Gewässern Amharas und Schoas, bevor er beim goldreichen Fazokl das Hochland verlassend seine Wogen durch Sennaar dem weißen Nil zuträgt. Simens Hochalpen und der größte Theil des nordöstlichen Abessiniens ergießen ihre Fluthen in den Takazze, der in Lasta entspringt und sich nach seinem Austritt aus den Gebirgen, bereichert durch sämmtliche Zuflüsse vom nördlichen Abfall der Hochgebirge, durch die Steppen von Taka und die Wüste zum vereinigten Nil begiebt. Er mündet in denselben unter dem Namen Atbara bei El Damer. Der dritte Hauptstrom Abessiniens ist der Hawasch, der im trägen Laufe den südlichen und östlichen Abfall der Gebirgskette

von Schoa umschleicht, dann in die Adelwüste tritt und ohne das Meer zu erreichen, in dem See von Haussa sein Ende findet. Der größte Landsee ist der Zana — oder Dembeasee, durch den der Abai bald nach seinem Ursprunge fließt und der eine Länge von ungefähr 30, eine Breite von etwa 10 Stunden hat. Er bildet, von vulkanischen Bergreihen umgeben, einen ungeheuren mit Wasser gefüllten Krater. Außer diesem sind der Haiksee an der Nordgrenze von Schoa, der Aschange von Wosila und der Aloberse in Schoa zu erwähnen.

Die gewaltige Erhebung des Landes und seine Lage in der heißen Zone bewirken es, daß Abessinien sich eines ewigen Frühlings rühmen kann. Nur in den tiefsten Thälern ist die Hitze und auf den höchsten Höhen die Kälte sehr beschwerlich. Die heißeste Jahreszeit ist vom Anfang Januar bis Ende April, die kühlste ist die Regenzeit vom Juni bis September, während welcher beinahe täglich Regengüsse herabströmen. Außer derselben regnet es nur dann und wann im Mai, October und November. Der Regen kündigt sich gewöhnlich um die Mitte des Tages durch heftige Winde an, fällt dann in starken Strömen und ist meist mit Gewittern begleitet, bis ungefähr eine Stunde vor Sonnenuntergang wieder klarer Himmel eintritt. In Tigre vergeht jedoch manche Woche, wo es nicht regnet, auch hält der Boden, der größtentheils aus Sandstein besteht, die Feuchtigkeit nicht hinlänglich fest, so daß dieser Theil des Landes minder begünstigt ist. Der Westen und Süden Abessiniens jedoch, dessen Oberfläche aus zersetzten vulcanischen Massen gebildet ist, zeigt eine ungemeine Fruchtbarkeit. Hier gedeihen fast alle Gewächse, welche Menschen nähren und erquicken, da bei der Verschiedenheit der Höhe über dem Meere ein jedes Gewächs sein ihm zusagendes Klima finden kann. Von Getreide werden 24 Arten Weizen, 16 Arten Gerste, Hafer, Roggen, Mais, Teff, Durra, und andere Gräser gebaut, außerdem der Weinstock und die Orangengewächse, der Kaffeestrauch und die Baumwollenstaude, Zukkerrohr, Bananen, Granatäpfel und Feigen. Abessinien eigenthümlich sind: die Ensete, eine prächtige Musacee mit breiten Blättern, schönen Blumen und nahrhaften Früchten, der Khat, ein Theestrauch mit aufmunternden Eigenschaften, der Wachhol-

derbaum, eine riesige 160 Fuß hohe Ceder, der Schmuck der Wälder und der Kirchhöfe, der Worka oder Maulbeerfeigenbaum, der heilige Wodabaum der Gallavölker, der Woira oder wilde Oelbaum mit vortrefflichem Brennholz, die baumartige Glockenblume Wanzey, gleichfalls dem Galla heilig, der schöne Kossobaum, dessen Blüthe ein gutes und vielgebrauchtes Mittel gegen den Bandwurm abgiebt, der Kolkual, eine schöne armleuchterartige Euphorbie von 40 Fuß Höhe mit scharfem Milchsaft, und die merkwürdige Gibarrapflanze, eine hohe Lobelie von Palmenform in der Nähe der Schoagrenze, nicht zu gedenken der vielen anderen niederen Gewächse mit schönen Blüthen oder herrlichem Duft.

Dem reichen Pflanzenwuchs entsprechend ist auch das Thierreich in Abessinien ausgestattet, und große Heerden Hornvieh und Schafe, so wie Pferde, Esel und Maulthiere finden in den grasreichen Ebenen des Tafellandes üppige Weide. In den Thälern und reichbewaldeten Gebirgssäumen finden sich alle mächtigen Pflanzenfresser und Raubthiere Afrikas und eine Unzahl der schönsten Vögel. Weniger reich ist das Land mit Mineralien versehen, nur den Eisenstein trifft man in Schoas Tiefthälern und sucht den Schwefel am Abfall in die Adelwüste, während der unerschöpfliche Salzvorrath in der Nähe des rothen Meeres in den Besitz der benachbarten Danakil-Völker gekommen ist. Doch würde ein gewerbthätiges Volk die großen Steinkohlenlager zu benutzen wissen, welche sich die ganze östliche Grenze Schoas entlang ziehen.

Die christlichen Abessinier sind ein wohlgeformter Menschenschlag von arabischer Gesichtsbildung. Sie haben ein ovales Gesicht, große lebhafte Augen, seidenartiges, etwas gelocktes oder glattes Haupthaar, eine fein zugeschärfte Nase und einen wohlproportionirten Mund mit regelmäßigen, nicht aufgeworfenen Lippen. Ihre Hautfarbe ist dunkel, in allen Schattirungen von Olivenbraun bis Gagatschwarz. Den Besitz des Hochlandes theilen sie mit dem Gallavolke, welches von Süden eingedrungen ist und die schönsten Landstriche in Besitz genommen hat. Die Gallas gehören gleich den Danakil und Somalen ebenfalls zum kaukasischen Menschenstamme, unterscheiden sich aber von den Abessiniern durch einen kräftigeren Körperbau, ein mehr rundliches

Gesicht mit einer kurzen geraden, von der Stirn durch eine Vertiefung getrennten Nase, durch kleine, tiefliegende aber sehr lebhafte Augen und dickes, stark gekräuseltes, fast wolliges Haar. Die Farbe ihrer Haut ist fast heller, als die der Abessinier. Sie sind größtentheils Heiden, viele Stämme haben sich zum Islam, einige zum Christenthum bekehrt. Die Bewohner der Küste des rothen Meeres sind Muhammedaner und zeichnen sich durch dicke Lippen, längliche, nicht sonderlich feurige Augen und fast wolliges Haar aus, und gehören mit den Ababde- und Bischarin-Nomaden Nubiens und den Stammbewohnern von Dongola zu einem Menschenschlage. Die nordwestliche Niederung oder die Kolla wird von den Schankelas bewohnt, einem unglücklichen Volke von negerartiger Bildung, welches von Abessinien aus häufig durch Sklavenjagden heimgesucht wird. Sie heißen auch Takazze-Schangallas zum Unterschiede den von im Südwesten nach Fazokl hin wohnenden wahren Negerstämmen, den Schangallas.

In Hinsicht auf die Sprache unterscheidet man zwei Hauptdialecte im christlichen Abessinien, den von Tigrè und den von Amhara. Der erstere wird in den vom Takazze östlich gelegenen Provinzen, der letztere im westlichen und südlichen Theil des Landes gesprochen. Ursprünglich dieselbe Mundart, das sogenannte Gheez oder Altäthiopische, von semitischem Sprachstamm und dem Arabischen verwandt, ward sie im Westen und Süden durch die vielen Einfälle der Nachbarvölker vielfach mit deren Sprachen gemischt und also zum Dialect des heutigen Amhara, während sie im nördlichen Tigrè, ihrem ursprünglichen Sitze, geringere Veränderungen erlitt. In der alten Gheez-Sprache sind sämmtliche Religionsbücher und ältere Urkunden geschrieben, von den jetzt herrschenden Dialecten finden sich nur in der Amharasprache einzelne Bücher vor. Ganz vom Aethiopischen verschieden ist das Agow oder die Sprache des niederen Volkes in der Provinz Avergale und Agowmidder, westlich vom Zanasee, wahrscheinlich die Ursprache des Landes, ehe von Osten her die Eroberer ins Land kamen. Dialecte der Agowsprache sprechen auch die Falaschas oder abessinischen Juden und die Gamants und Waetos. Die Gallas haben zum Theil mit den Sitten und der Religion der früher von ihnen eroberten Districte die abessinische

Sprache angenommen, wo sie jedoch ausschließlich das Land in Besitz haben, namentlich im Süden, sprechen sie ihre eigene Sprache, das sogenannte Ilmorma. Diesem verwandte Dialecte sind das Afer im Lande der Adaiel und Danakil, das Saho bei den Saorta's und Schoho's, so wie das Szomaliod bei den Somalen.

Die Geschichte Abessiniens gewinnt durch einheimische Geschichtsschreiber erst mit dem Könige Ikun Amlak (1269) klares Licht. Wahrscheinlich empfing das Land die ersten Keime der Bildung durch die Colonien der Syrer, welche Alexander der Große an die abessinische Küste verpflanzte. Durch diese kam die jüdische Religion hieher und also entstand auch wohl die noch allgemeine Sage, daß Menilek, ein Sohn des Judenkönigs Salomo und der Königin von Saba, der Stammvater der Kaiser von Abessinien sei. Das nördliche Abessinien östlich vom Takazze, das heutige Tigrè, war schon der Schauplatz des blühenden Arumitischen Reiches, als im Jahre 333 nach Christo der Glaubensbote Abba Salama unter dem Kaiser Abreha das Christenthum lehrte und günstigen Boden fand. Abba Salama ward unter dem Namen Frumentius der erste Bischof von Arum, und das ganze Reich mit seinem Herrscher bekehrte sich zu der neuen Religion; die Juden zogen sich in die unzugänglichen Berge von Simen zurück. Nun blühte das christliche Aethiopien und seine Kaiser trugen ihre siegreichen Waffen bis über das Meer nach Arabien. Religionsstreitigkeiten, die Geißel der Völker, erregten im zehnten Jahrhundert große Verwirrung, und es gelang sogar den jüdischen Herrscherfamilien, sich die Obergewalt über das christliche Reich zu verschaffen. Die Jüdin Sague ließ sämmtliche Glieder der Salomonischen Dynastie ermorden, nur einem Sproß gelang es, sich nach dem südlichen Schoa zu flüchten und dort unabhängig zu behaupten. Obschon die Nachfolger der jüdischen Kaiser bald das Christenthum annahmen, so erlangte doch die alte Salomonische Dynastie in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts durch die Bemühungen des Abuna oder Patriarchen Tekla Haimanot wieder zur Herrschaft über ganz Abessinien. Während dessen hatte aber des Reiches Macht und Handel große Einbuße erlitten durch die Ausbreitung des Islam und die Eroberungen der Araber und Türken; Abessinien

ward vom Meere abgeschnitten, und die Völker des Niederlandes wurden Muhammedaner und bald furchtbare Feinde. Nach manchen mit wechselndem Glücke geführten Kriegen zwischen den Völkern des Adellandes und den christlichen Hochländern gelang es endlich dem in Abessinien immer noch mit Schrecken genannten Grañe (Granje), König von Adel, im Jahre 1528 siegreich in die Berge zu dringen. Er eroberte das ganze Reich, verbrannte Kirchen und Städte und hetzte den Kaiser David bis an die Grenze von Sennaar. Hunger und Pesth wüthete dazu, der Kaiser ward in der Wildniß ermordet, mit ihm erlosch der Glanz des abessinischen Hofes. Zwar gelang es dem kaiserlichen Nachfolger Claudius, durch Hülfe der Portugiesen den Helden Grañe, der im Kampfe von einem Portugiesen erschossen wurde, zu überwinden und sein Reich auf immer von den Adaiel zu befreien, aber ein neuer Sturm kam von Süden durch den Einbruch der Gallas, welche sich zu dauerndem Wohnen in den schönsten Strichen der südlichen Provinzen niederließen. Das so beschränkte Kaiserreich genoß nun einiger Ruhe, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Macht der Krone im Vergleich zu dem wachsenden Einfluß der Provinzstatthalter (Djeaz oder Dedschasmatsch) und Feldherren (Rās) immer mehr abnahm und zuletzt ganz in Ohnmacht versank. Seitdem zerfleischt ewiger Krieg zwischen den zahlreichen Machthabern das unglückliche Land und das Volk ist zu den tiefsten Stufen des Elends herabgebracht. Gegenwärtig herrscht in Nord-Abessinien oder Tigrè der Djeaz Ubi von Simen und Woggera, in Amhara oder West-Abessinien Rās Ali von Begemder, ein christlicher Gallafürst und Protector des Schattenkaisers zu Gondar. Abwechselnd mit einem dieser beiden verbündet oder im Kriege, behaupten sich ziemlich unabhängig die Djeaz Ali Gaz Faris in Casta und Goschu in Godjam, nebst des letzteren Sohn Berru in Damot. In Süd-Abessinien oder Schoa herrschte bis vor kurzer Zeit, unbelästigt durch den Hader der nördlichen Machthaber und mit kräftigem Regiment, der Negus Sahela Selassi, dessen Thron vielleicht dazu bestimmt sein könnte, einst über ganz Abessinien sich zu erheben. Zwischen Schoa und Nord-Abessinien sind große Landstriche von unabhängigen Gallafürsten beherrscht,

welche das Gewicht ihrer Waffen bald zu dieses bald zu jenes christlichen Fürsten Gunsten in die Wagschale werfen, unter sich selbst aber, zum Glück für die Christen, in gleichen Fehden leben.

Das christliche Europa hatte viele Jahrhunderte hindurch keine Kunde von seinen abessinischen Glaubensbrüdern im fernen Afrika. Erst im 16. Jahrhundert, als das bedrängte Kaiserthum bei den Portugiesen Hülfe suchte gegen den furchtbaren Grañe, ward das Land bekannt und durch den Pater Alvarez beschrieben. Nun bemühten sich die Missionäre der Jesuiten, den katholischen Glauben statt des koptischen Christenthums einzuführen und es gelang ihnen 1620 die Kaiserfamilie zum Papstthum zu bekehren. Doch ward die Anmaßung des Ordens später so drückend, daß im Jahre 1632 der König Socinius sämmtliche Katholiken aus dem Reiche vertrieb und den altgewohnten Ritus des Landes wieder annahm. Indessen hatten die Portugiesen das Land nach allen Seiten erforscht. Der Pater Paez entdeckte die Quellen des Bahr Azreck oder Abai und der Pater Fernandez drang sogar nach Süden bis in die Königreiche Narea, Sindschero und Cambat vor, wohin seitdem kein Europäer wieder gelangt ist. Abessinien war in Europa fast wieder vergessen, als um das Jahr 1700 der damalige Kaiser, der an einer hartnäckigen Hautkrankheit litt, nach Cairo schickte, um von dort die Hülfe eines Arztes zu erbitten. Der Franzose Poncet übernahm die Cur und reiste durch Nubien und Sennaar nach Gondar, und nach Herstellung des Kaisers über Arum und Massawa wieder zurück. Seine Berichte fanden jedoch wenig Glauben und der arme Poncet starb unbeachtet in Persien. Der berühmteste Reisende in Abessinien war im vorigen Jahrhundert der kühne Schotte Bruce, welcher 1769—73 im Lande verweilte, und dessen (1790) erschienene Reisebeschreibung die sicherste Grundlage für die Kenntniß des Landes geliefert hat. Erweitert wurde dieselbe in unserm Jahrhundert vorzüglich durch die englische Handespolitik und die Missionsgesellschaften. Salt, früher als Secretair des Lord Valentia bei der Untersuchung der Küsten des rothen Meeres beschäftigt, ging im Jahre 1809 als englischer Gesandter zum zweitenmale nach Abessinien und hat Tigré bis zum Takazze beschrieben. Ueber Simen hinaus ist er nicht gekom-

men. In seinem Gefolge waren der Matrose Pierce und der Bediente Coffin, welche beide in Abessinien blieben und sich ansiedelten. Letzterer lebte noch 1842 dort als Schum oder Bezirksvorsteher. Von den nachfolgenden Reisenden zeichnet sich vorzüglich der Frankfurter Rüppell aus, auch sind die irländischen Gebrüder Arnold und Anton d'Abbadie rühmend zu erwähnen, welche längere Zeit in Abessinien zubrachten und bis nach Kaffa vorgedrungen sein wollen, sowie der deutsche (Badener) Botaniker Schimper, der sich bleibend in Abessinien niedergelassen hat und zum Schum eines Bezirks von Ubi ernannt worden ist. Südabessinien ward zuerst 1835 von den Franzosen Combes und Tamisier betreten und in den nachfolgenden Jahren von den Franzosen Dufey, Rochet, Lefebre und Petit, den deutschen evangelischen Missionären Krapf und Isenberg, dem Engländer Dr. Beke und den Mitgliedern der von Harris befehligten englischen Gesandtschaft besucht. Zu beklagen ist nur, daß die Eifersucht zwischen den Franzosen und Engländern, so wie die Feindschaft der evangelischen und katholischen Missionäre zu gegenseitigen Intriguen geführt zu haben scheint, in Folge deren die evangelischen Missionäre aus Nord-Abessinien ausgewiesen und auch in Süd-Abessinien nicht mehr zugelassen wurden. Seit 1844 sind wenig Nachrichten von dort gekommen, nur die Küstengegenden sind seitdem (namentlich vom Greifswalder Rodatz) besucht worden und der Franzose Rochet hat 1849 seine dritte Reise nach Abessinien gemacht.

Wir haben in Folgendem für Nord-Abessinien hauptsächlich Rüppell, für Schoa Harris zu Führern erwählt. Außerdem haben wir Rochets und Isenberg's Reisen benutzt. Die Titel ihrer Reisebeschreibungen lauten:

1. Reise in Abyssinien von Dr. Ed. Rüppell Frankf. a.M. I. Bd. 1838 II. 1840.
2. Harris Gesandtschaftsreise nach Schoa u. s. w. übers. von K. v. K. (illinger) Gotha 1845 und 1846.
3. Rochet d'Hericourt Reise in das Königreich Schoa übers. v. Schraishone Stuttg. 1851.
4. Isenberg Abessinien und die evangelische Mission. Bonn 1844 2 Bde.

A.

Dr. Rüppell's

Reiſe in Nord-Abeſſinien.

Erſtes Kapitel.

Am 17. September 1831 langte ich im Hafen von Maſſawa an. Unſer Empfang von Seiten der Bevölkerung war ſehr feſtlich und wir konnten am Landungsplatze kaum durch die umſtehende Menge dringen, welche ihre Freude durch lautes Jubelgeſchrei und fortwährendes Schießen kund that. Doch galt dieſer Jubel nicht mir, ſondern dem neuen türkiſchen Kaimakan (Gouverneur) Omar Aga, welcher auf demſelben Schiffe die Ueberfahrt von Dſchidda mit mir gemacht hatte.

Die kleine Inſel Maſſawa, hart an der abeſſiniſchen Küſte des rothen Meeres gelegen, beſteht aus einer Korallenbank und trägt auf ihrem weſtlichen Theile die gleichnamige Stadt. Der öſtliche Theil wird von Ciſternen eingenommen, die jedoch nicht ausreichend für den Bedarf der Inſel an Waſſer ſind. Der Raum zwiſchen den Ciſternen und der Stadt enthält nur Begräbnißplätze. Maſſawa bildet die Handels-Pforte zum nördlichen Abeſſinien und gehörte früher dieſem Reiche. Im Jahre 1557 ward es jedoch von den Türken in Beſitz genommen, welche in Arkiko auf der Küſte des benachbarten Feſtlandes eine Beſatzung von 400 bosniſchen Soldaten zurückließen. Dieſe vermiſchten ſich allmählig mit den Beduinen vom Stamme der Habab und nahmen deren Sprache und Sitten an, wußten ſich jedoch eine monatliche Soldzahlung von 1400 Unzen Silber aus der Zolleinnahme von Maſſawa bis auf die gegenwärtige Zeit zu erhalten, wogegen ſie die Brunnen, aus denen Maſſawa ſein

Trinkwasser bezieht, zu schützen und den ungehemmten Verkehr durch das Küstenland nach Abessinien aufrecht zu erhalten hatten. Der größte Theil der Einwohner von Massawa, Arkiko und der Umgegend nimmt durch Abstammung Theil an der Besoldung, und manche beziehen mehrere Portionen, manche nur sehr kleine Theile eines Soldatenantheils, jenachdem die Zahl der Familien sich vermehrt oder vermindert hat. Das Oberhaupt der Habab's ward unter dem Titel Naib (persisch, so viel als das türkische „Kaimakan", Stellvertreter) Verwalter der Küste, während in Massawa ein türkischer Kaimakan eingesetzt wurde.

Außer jenen soldatischen Nachkommen besteht die Bevölkerung Massawa's aus arabischen Kaufleuten, Banianen (Kaufleuten) aus Indien und muhammedanischen Abessiniern; Christen und Juden finden sich hier nicht. Die einzige Beschäftigung der Massawer ist der Zwischenhandel mit Abessinien. Giebt es nichts zu handeln, so liegen sie auf der Ruhebank (von Holz und Leder verfertigt) und fächeln sich mit einem Wedel aus den Blättern der Fächerpalme von Yemen. Ihre Hauptnahrung sind ungesäuerte Brode, Datteln und Fische. Es ist ein hübscher Menschenschlag, namentlich sind die schlanken Mädchen mit dem ovalen Gesicht, den großen schwarzen Augen und den langen Zöpfen recht anmuthige Erscheinungen, aber schon mit 24 Jahren werden sie alt und häßlich. Der Charakter der Massawer ist verderbt, sie sind heuchlerisch, diebisch und undankbar. Als ich nach wochenlangen Mühen einen Patienten wieder hergestellt hatte, drückte er sich darüber in meiner Gegenwart folgendermaßen aus: „Gott ist über alles groß und seine Verfügungen sind wunderbar! Hat er doch diesen Hund von Ungläubigen eigens hierher geschickt, um mich zu heilen!"

Die Häuser von Massawa sind meist Hütten aus Holzstangen und Binsengras, nur der Kaimakan und die Banianen haben steinerne, zweistöckige Häuser. Von den 5 Moscheen zeichnet sich nur eine durch zwei Kuppeln vor den übrigen steinernen Häusern aus. Die gewöhnliche Einwohnerzahl ist etwa 1500, doch findet man in den Straßen viel Besucher vom Festlande, welche Geschäfte halber, oder um die Zeit zu tödten, herüberkommen, und zeitweise machen abessinische Karawanen mit ihren vielen Sela-

ven oder eine größere Zahl ankommender Schiffe den Ort sehr lebendig.

Westlich von Massawa liegt die unbewohnte flache Insel Doalhut, wo sich die Begräbnißstätten der durchreisenden abessinischen Christen befinden, und wo auch der deutsche Naturforscher Dr. Hemprich 1825 beigesetzt ist. Südlich von Massawa liegt die Insel Seid Scheik mit einem Heiligengrabe, wohin oft nächtliche Wallfahrten angestellt werden, um unter dem Scheine der Frömmigkeit zu schmuggeln. Die größte Insel in dieser Gegend des rothen Meeres ist Dahalak, 15 Stunden östlich von Massawa, eine flache, aus Korallenschichten gebildete Insel, auf der sich durch vulkanische Thätigkeit tiefe, oft hundert Fuß breite Spalten gebildet haben. Früher herrschte hier mehr Kultur, was aus Grabmälern mit kufischen Inschriften, sorgsam ausgemauerten Cisternen und mehreren Kapellen in saracenischem Baustil erhellt; jetzt nährt sich die Bevölkerung nur durch Perlenfischerei und Viehzucht, und hält Kameele, Esel, besonders aber viele Ziegen. Gazellen und Ratten bewohnen außerdem die Insel, welche periodisch von persischen Handelsleuten besucht wird. Die Perlenfischer sind sämmtlich Negersclaven und werden von der Knabenzeit an zum Tauchen abgerichtet. Der Taucher wird an einem Strick, an welchem unten ein Stein befestigt ist, hinabgelassen und wieder aufgewunden, die Muscheln schneidet er mit einem Messer vom Boden und legt sie in einen Korb, der um den Leib befestigt ist. Nicht selten aber werden die Taucher vom Haifisch überrascht, welcher zuweilen durch einen Biß ein ganzes Glied abbeißt. Die Einwohner Dahalaks sind begütert und besitzen Häuser von Stein, viel Schiffe und Negersclaven. Die Mädchen sind reich mit Silberzierrathen geschmückt.

Südlich im Hintergrunde der Bucht liegt auf dem flachen sandigen Gestade des Festlandes die Stadt Arkiko mit den Trümmern des alten türkischen Kastells. Sie hat etwa 1000 Einwohner, welche von dem Erbsold und von Viehzucht leben. Die Küste bei Arkiko ist nur eine Viertelstunde breit, mit Sodapflanzen und Asklepiasbüschen bewachsen. Dann folgen Hügel, welche in jähem Aufsteigen zu der Assuli-Gebirgskette hinziehen, die etwa 9 Stunden von der Küste schon eine Erhebung

von 9000 Fuß über dem Spiegel des rothen Meeres hat. Ueber dieses Gebirge geht der nächste Weg von Arkiko nach der abessinischen Handelsstadt Diran, er ist jedoch beschwerlicher, als der Weg durch den Tarantapaß, und wird nur von Fußgängern benutzt. Salt kehrte auf ihm 1810 aus Abessinien zurück.

Von Massawa aus unternahm ich Ende September eine Excursion in das wild- und pflanzenreiche Modat-Thal. Zwei den ganzen Tag über hin- und hergehende Boote unterhalten die Verbindung von Massawa mit dem nördlichen Festlande, wofür nur die Fremden etwas zu entrichten haben. In den Thälern des Festlandes kamen wir vor vielen Meiereien vorüber, wo die begüterten Massawer eine Frau und Melkkühe unterhalten*), und woher sie täglich ihren Bedarf an frischer Milch und Wasser, so wie an Brennholz beziehen. Weiterhin fanden wir eine 80 Fuß durch den Fels gehauene künstliche Straße vor, auf welcher in früheren Zeiten der Verkehr zwischen Axum und dem Meere über Dobarua statt fand. Nach zehn Stunden gelangten wir in das Thal Modat, welches sich von Nord nach Süd am Fuße der Hochgebirge hinzieht. Es ist fünf Viertelstunden breit und ganz mit schönen Bäumen und niederem Gebüsch bedeckt. In der Mitte befindet sich das tief aufgewühlte Bett eines Stromes. Die Bewohner gehören zu dem Stamme der Habab und sprechen ein Gemisch von Abessinisch, Arabisch, Schoho- und Hababdialect. Die Mädchen tragen Gürtel von Lederstreifen, wie in Dongola. Die Männer tragen das Haar in einem großen Wulst, der reichlich mit Fett getränkt und mit der Borste eines Stachelschweins versehen ist. Alle sind Muhammedaner, aber auf der Höhe des Gebirgskammes finden sich schon viele Christen. Die Hirten ziehen in der trockenen Jahreszeit (Mai bis November) auf die Berge, wo dann die Regenzeit herrscht, während umgekehrt zur Zeit der Regen an der Küste auf den abessinischen Bergen die schönste Witterung ist.

---

*) Hier hat auch der französische Consul, d'Egoutin, welcher seit 1840 in Massawa residirt, sein von neueren Reisenden oft erwähntes Landgut Macullu.

Im Modat-Thale leben in großer Anzahl Hyänen, Luchse, Leoparden, zuweilen ein Bärenpaar, und zahlreiche Rudel von wilden Schweinen mit ungeheuren Hauzähnen. Die niederen Gebüsche wimmeln von langohrigen Hasen und kleinen Gazellen; größere Antilopen kommen nur periodisch in Trupps hieher. Der Elephant besucht nur bisweilen dieses Thal, aber im Nordwesten, sechs Tagemärsche von Modat, ist das Thal Wadi Ansaba, von Christen bewohnt, wo Elephanten, Rhinocerote, Büffel und anderes großes Wild zahlreich vorkommen. Der größte Reiz des malerischen Modat-Thals liegt in der Menge und Mannigfaltigkeit seiner geflügelten Bewohner, und der Naturforscher kann hier auf einem einzigen morgendlichen Spaziergang über siebenzig verschiedene Arten derselben sehen. Vor allen andern fesseln das Auge die Honigsauger mit metallglänzendem Gefieder, welche die Blumen der breitblättrigen Asclepias umflattern und Edelsteinen gleich in bunten Farben schimmern. In eben so üppiger Farbenpracht glänzend jagen die verschiedenen Arten von Bienenfressern schaarenweise den Insecten nach, die mit der Morgensonne aus ihrer Nachtstarre erwachen. Hier ertönt von hohen Bäumen herab das lärmende Geschrei der Papageien, dort die schnalzende Stimme der sich stets hin- und herbewegenden Glanzstaare. Liebliche kleine Finken in großer Mannigfaltigkeit der Farben suchen an den Pflanzenstengeln die reifen Samenkörner, während Paradiessperlinge und Fliegenfänger mit ungewöhnlich langen, sich wellenförmig bewegenden Schwanzfedern von einem hohen Baume herabflattern. Vom Tritte des Wanderers aufgescheucht, läuft eine Schaar hundertäugiger Perlhühner schnell davon und bringt durch ihr Zetergeschrei die befiederten Bewohner der Nachbarschaft in Angst und Unruhe. Alsbald verstummt das Girren der liebestrunkenen Tauben, der colossale Trappe sucht mit großen Schritten das Weite und sein verkleinertes Abbild, der Laufvogel, drängt zu den freien, sandigen Stellen, unruhig den Kopf in die Höhe streckend. Bald darauf fesselt des Beobachters Aufmerksamkeit der fremdartige, gleichsam aus Cadenzen bestehende Flug des Nashornvogels, oder, selbst am hellen Tage, das geräuschlose Flattern einer sehr großen Eule, dann wieder die in hoher Luftregion umherkreisenden Schwärme

verschiedener Geierarten, die wir oft begierig nach dem gewitterten Aase spähen sahen, das wir für die Hyänenjagd aufspeicherten.

Westlich vom Hauptdorfe des Thales, Ailat, öffnet sich ein schmales Felsenthal, durch dessen unteren Theil ein breiter Bach herabfließt. Dieses stets reichlich strömende Wasser entspringt eine Stunde aufwärts als heiße Quelle von 54° R., und ist ohne Beigeschmack. Die Berge erheben sich hier in steilen Terrassen, mit hohen Bäumen geschmückt, bis zu einer Höhe von 8000 Fuß; westlich lehnt sich daran eine wellenförmige Fläche, in welcher Dobarua, der Hauptort der abessinischen Provinz Hamazen, liegt. Hier wird viel Ackerbau getrieben, und da die Gegend von den das übrige Hochland verheerenden Kriegen seither verschont geblieben ist, so herrscht hier ein gewisser Wohlstand. Die Einwohner bringen viel Getreide, Butter und Honig nach Massawa und tauschen dafür Baumwolle, Pfeffer und Seesalz ein.

Ein anderer Ausflug von Massawa aus war nach den Ruinen des alten Handelsortes Adulis gerichtet. Am 29. Januar 1832 brachen wir nach Süden auf. Ueber den flachen Küstensaum, der mit Akazien und Asklepias spärlich bewachsen war, gelangten wir nach zwei Stunden zum Fuße der Gebirgsgruppe Gedam, welche 5000 Fuß über das Meer sich erhebt und wie eine vom Hochgebirge Abessiniens abgerissene Masse erscheint. Das Thal zwischen beiden Gebirgen ist kaum eine Stunde breit, sandig und voller Mimosenbäume. Als wir in sieben Stunden von Arkiko auf den Höhenzug gelangten, welcher beide Gebirge verbindet, sahen wir die Bai von Annesley ausgebreitet vor uns liegen. Nach Südost erblickten wir eine weite Fläche, aus welcher einzelne Vulkankegel sich erheben, südlich aber in weiter Ferne den Gebirgszug von Bure, an 9000 Fuß hoch, dessen steil abfallende Massen einen imposanten Anblick darboten. Wir stiegen in die Ebene herab, deren schöne schwarze Erde reichliche Nahrung für die zahlreichen Heerden von Kameelen, Schafen und Antilopen erzeugt. Im Dorfe Afté lagerten wir uns nach Landessitte in der Nähe der Wohnung des Häuptlings, welcher hier schon den abessinischen Titel eines Schum

führt, und warteten, bis wir begrüßt wurden. Bald kam auch Jemand und reichte uns einen Trunk Waſſer, wobei er einem jeden Trinkenden ein großes baumwollenes Tuch vorhielt, um den böſen Blick abzuwenden. Dieſe Sitte iſt in Abeſſinien allgemein, und geſchieht auch beim Eſſen, wobei es namentlich üblich iſt, daß, wenn eine kleine Geſellſchaft unter fremden Leuten etwas zuſammen verzehren will, Alle zuſammen während des Eſſens mit einem langen Tuch überdeckt ſind. Die Hütten des Dorfes waren nur ärmlich, die herrſchende Sprache iſt der Tigrédialect. Die Einwohner ſind tapfer, ſchön geformt, und gehören zum Stamme der Saorta's (fälſchlich von früheren Reiſenden Hazorta's genannt). In der Nähe von Aſté liegen die Ruinen des ehemaligen Emporiums Adulis, noch heute Adule genannt. Viele Schutthaufen von Wohnungen aus kleinen unbehauenen Lavaſteinen, in der Mitte derſelben die Trümmer eines größeren Gebäudes, wahrſcheinlich einer chriſtlichen Kirche und mehrere Aufſatzſtücke viereckiger Säulenſchäfte mit Kapitälern zeigten die Stelle der alten Seeſtadt, die früher am Strande des Meeres gelegen jetzt, vielleicht in Folg vulkaniſcher Erhebung des Bodens, eine Stunde davon entfernt iſt.

Bei unſerer Rückkehr nach Maſſawa fanden wir die längſt erwartete abeſſiniſche Karawane angelangt. Bei ihr befand ſich ein Kaufmann aus Gondar, mit Namen Getana (ſoviel als „Herr von" ...) Meriam, der ſich durch Gewandtheit, Beredtſamkeit und religiöſe Heuchelei über die anderen Kaufleute eine gewiſſe Suprematie erworben hatte. Dieſer ſchilderte mir den gegenwärtigen unſeligen Zuſtand von Abeſſinien, und brachte mir die Schwierigkeiten einer Reiſe durch dieſes Land lebhaft vor Augen. Trotzdem verſprach er mir, mich gegen die kleinen Räuber auf der Reiſe nach Gondar zu ſchützen und ſein Möglichſtes bei den Großen zu verſuchen. Auf ſeinen Rath verſah ich mich mit Waaren, welche ich in Abeſſinien zu Geſchenken benutzen konnte. Dieſes waren Glasflaſchen (Berille), Pfeffer (in Abeſſinien Berbera genannt) rothes, blaues und weiße sBaumwollenzeug, Tabacksblätter (Tombak), Glasperlen, und vorzüglich blaue Seidenſchnüre oder Litzkordeln (Mateb), $\frac{2}{3}$ Linie dick und 5 Fuß lang, welche jeder Chriſt in Abeſſinien um den Hals

trägt, Spießglanz zum Färben und Nähnadeln mit großem Oehr. Als Hauptgeldmünze gelten hier und in ganz Abessinien die österreichischen Maria-Theresia-Thaler, welche, um ihren vollen Werth zu haben, die sieben Perlen im Diadem und den Münzort-Stempel S. F. wohlausgedrückt enthalten müssen. Andere Silbermünzen haben gar keinen Cours. Zuletzt verständigte ich mich mit dem Naib von Arkiko, welcher eine Abgabe von den durchgehenden Karawanen erhebt und von einzelnen Fremden oft gewaltig viel erpreßt. So muß z. B. der Abuna oder christliche Patriarch von Gondar, welcher stets von Alexandrien bezogen wird, 400 Thaler für seine Durchreise bezahlen.

Am 29. April brachen wir von Arkiko auf. Unsere Karawane bestand aus 49 beladenen Kameelen, 40 Mauleseln und Eseln und mehr als 200 Mann. In Friedenszeiten geht jedes Jahr zu Ende April eine solche Karawane ab. Nur die vier ersten Kaufleute und ich waren beritten, die Andern gingen zu Fuße. Alle waren bewaffnet mit Säbelmesser oder Speer und Schild, einzelne trugen auch Luntenflinten. Die Abessinier unterscheiden sich beim ersten Blicke durch ihre Kleidung von den Küstenbewohnern. Sie tragen nämlich Hosen, die eng anschließen, aber nur bis zu den Knieen reichen, eine an 30 Fuß lange schmale weiße baumwollene Leibbinde und über dem Oberkörper ein großes weißes baumwollenes Tuch mit einem 5 Zoll breiten, blauen oder rothen Streif an der Kante; auf den Schultern tragen sie ein langes zottiges Hammelsfell, an welchem aber noch die Füße und der Schwanz befindlich sein müssen. Die Haupthaare sind in Zöpfe geflochten oder bilden kurz abgeschnittene Locken und sind stark mit Butter gesalbt. Um das Herabträufeln des frisch eingeriebenen Fettes zu verhüten, bindet man einen schmalen baumwollenen weißen Streifen um die Stirn, mit dem auch der dicht gelockte Kopf des Jupiter Ammon auf Statuen und Medaillen versehen ist. Außerdem trägt jeder Abessinier am Halse oder am Arm eine Anzahl geschriebener, in Lederkapseln eingenähter Schutzformeln, welche oft bis über den Bauch herunterhängen. Viele waren auch mit kleinen, aus Rohr verfertigten Sonnenschirmen versehen, die sehr nützlich sind, da man in Abessinien keine Kopfbedeckung trägt.

Wir zogen nun die Thäler der Sammera (so heißt der Strich zwischen dem Gebirge und dem Meere) hinauf und lagerten am Abend auf einer mit Akazienbäumen bestandenen Fläche. Die Waarenballen wurden in parallelen Reihen, von einer Querreihe durchkreuzt, auf zusammengelegte Steine aufgeschichtet und mit Ochsenhäuten bedeckt, wodurch eine Menge Zellen entstanden, in denen man durch die Unterlage von Steinen gegen die weißen Ameisen, durch die Ochsenhäute gegen den Regen und durch ein vorgehängtes Tuch vor den Blicken des Neugierigen geschützt war. Vor den Zellen übernachten an Pfählen die Lastthiere, während an beiden Enden des Lagers die Wache haltenden Beduinen ein Feuer unterhalten und von Zeit zu Zeit einander anrufen. Ist Gebüsch in der Nähe und regt sich dort etwas Verdächtiges, so werfen die Wächter von Zeit zu Zeit mit großer Gewandtheit und Kraft kleine Steine aus Schleudern dahin. Getana Meriam las diesen Abend, wie an jedem folgenden, ein Kapitel in dem Evangelium, und wählte dazu immer einen Ort, wo er zwar scheinbar zurückgezogen war, aber doch von Jedermann bemerkt werden konnte. Bei dieser heiligen Verrichtung, die übrigens nichts, als Heuchelei, und in Abessinien sehr üblich ist bei solchen, welche der Menge zu imponiren suchen, darf Niemand, aus welchem Grunde es auch sei, den Leser unterbrechen.

Die Thäler bis zum Taranta bewohnen die Schoho-Beduinen, ein räuberisches Geschlecht, nach Sprache und Gesichtsbildung wahrscheinlich ein versprengter Gallastamm. Es kamen Viele in unser Lager und boten die Hand zum Gruße; wurde der Gruß nicht gleich erwiedert, so schnippten sie mit den Fingern, wie man bei uns die Hunde lockt. Eine seltsame Stellung nehmen diese Leute ein, wenn sie irgend einer Beschäftigung zusehen. Sie setzen nämlich den Fuß auf das rechte Knie, stützen sich mit der Achselhöhle der rechten Schulter auf einen Stab, und stehen also oft Viertelstunden lang unbeweglich stille. Sehr vorsichtig muß der Reisende sein, wenn ihm unter dem Scheine freier Gaben von den Eingebornen auch nur die allergeringsten Dinge angeboten werden, solche anzunehmen, da jedesmal darauf die unverschämtesten Forderungen erfolgen. Ich nahm eine Schale Milch an, und mußte gleich darauf die Forderung von ½ Thaler

befriedigen. Die Schoho's sind Nomaden und ziehen mit ihren Heerden von Juni bis November auf die Hochlande; ihre Kameele vermiethen sie an die Karawanen. Jeder das Lager besuchende Beduine erhielt ein Brod, der Häuptling Taback und Kaffee und außerdem Geld als Zollgebühr.

Am folgenden Morgen kamen wir durch das anmuthige Thal Hamhamo mit einem schönen Bächlein, um welches Blumen mit herrlichem Duft im Schatten der Sycomoren prangten, während die Zweige der Bäume von zahlreichen Affenfamilien besetzt waren. Uns begegneten Karawanen von Ochsen mit Meersalz aus Zula an der Annesley-Bai, welche die Gegenden des nordöstlichen Abessinien bis Arum hin versorgen. Der übrige Theil der Hochlande erhält sein Salz aus den ausgetrockneten Salzseen in der Ebene Taltal östlich von der Provinz Agamé, zwei Tagereisen von der Meeresküste. Hier werden die Salzstücke in der Form von Wetzsteinen ausgehauen, jedes etwa im Gewicht von 19 bis 20 Unzen, und diese laufen dann im ganzen Lande unter dem Namen Amolé als Scheidemünze um. Ihr Werth schwankt zwischen 20 bis 32 auf einen Thaler, je nachdem der Transport von der Salzebene nach dem Innern weit oder unsicher ist.

Wir näherten uns in den folgenden Tagen dem Taranta-Berg und kamen durch wilde Einöden mit nacktem Gestein. Nur in den Thalniederungen fand sich hier und dort eine Baumgruppe, deren Zierde die stattliche Tamarinde (Ardeb) mit dem dunklen Grün ihrer Blätter und ihrem dichten Schatten war. Höher hinauf finden sich nur Gruppen von Kronleuchter-Euphorbien (Kolkual) und Mimosengesträuch. Am 5. Mai gelangten wir auf die Höhe des Gebirges und erblickten noch einmal nach Nordost am fernen Horizonte den Meeresspiegel. Der Gebirgsrücken bildet eine hügelige Hochfläche, theilweise mit einzelnstehenden sehr großen Juniperusbäumen (Sagbi) bewachsen, welche sich in ganz Abessinien um die Kirchen und auf isolirten Höhen vorfinden. Von ihren Zweigen hängt oft mehrere Ellen eine Flechte (Parmelia florida) herab und giebt den Bäumen ein malerisches Aussehen. Auf der Hochfläche wird Gerste gebaut und schon war der Pflug für die kommende Regenzeit in Be-

wegung. Wir ſchlugen unſer Lager auf freiem Felde neben dem Dorfe Halai auf, denn die Dorfbewohner prellen die Reiſenden abſcheulich, welche bei ihnen übernachten. Die Häuſer des Dorfes ſind kaum mannshoch, mit flachen Dächern, in welchen ein bodenloſer Topf als Rauch- und Luftloch befeſtigt iſt. Da nun die Häuſer an die Berglehne dergeſtalt angebaut ſind, daß das Dach mit der darüber liegenden Straße eine Linie bildet, ſo ſieht man von oben herab keine Häuſer, ſondern nur eine Reihe einen halben Fuß hoher Töpfe, aus welchen der Rauch aufſteigt. Das Feuer geht in den Wohnungen nie aus und ſind die Wände daher ganz ſchwarz, welche noch unſauberer werden durch die Gewohnheit der Abeſſinier, an die Wand zu ſpeien. In der kleinen Wohnung befindet ſich eine Ruhebank von Ledergeflecht mit einer Strohdecke darüber, die von Ungeziefer wimmelt, und in einer Ecke der Hütte leben Schafe und Eſel friedlich mit der Familie. Die vierhundert Einwohner Halais beſtehen zu zwei Drittheilen aus Chriſten, die übrigen ſind Muhammedaner. Bis hieher erſtreckt ſich die Herrſchaft des Naib von Arkiko, doch hat er für Halai an den Djeatſch von Tigré eine Abgabe zu entrichten. Das Dorf treibt ziemlich viel Ackerbau, doch wird nur Gerſte gebaut. Jeder Acker liegt ein Jahr um's andere brach, Dünger wird nicht angewandt. Der Pflug iſt ſehr einfach und beſteht aus einer langen Baumſtange mit zwei kurzen vertikalen Löchern, von denen das eine mit Eiſen beſchlagen iſt. Zwei Ochſen ziehen den Pflug in ungeregelter Bewegung. Außer den ſchwarzen Schafen und Eſeln werden noch Maulthiere, Rinder und ſehr ſchöne Ziegen gehalten. Halai liegt 8093 Fuß über dem Meeresſpiegel, die höchſte Bergſpitze, Souera, liegt drei Stunden ſüdöſtlich und ragt wohl 1000 Fuß höher empor. Die Gewäſſer im Weſten des Bergkammes, worauf Halai liegt, ergießen ſich nach Nord-Weſten in den ſumpfigen Diſtrict (oder Fluß) Mareb, der durch ſeine periodiſchen Ueberſchwemmungen die Länder Tacka und Hallenga befruchtet. Die Landſchaft weſtlich von Halai iſt eine wellenförmige Hochebene, durch tiefe Einſenkungen wild zerriſſen, und waldlos. Südlicher, nach Adowa hin, zeigen ſich ziemlich ausgezackte Bergkämme, dieſe ſind jedoch niedriger als das Taranta-Gebirge.

Die Regenzeit auf dem Hochlande herrscht vom April bis zum November, an der benachbarten Küste des rothen Meeres dagegen umgekehrt vom November bis zum April. In der ganzen Umgegend befindet sich nur eine Quelle mit Trinkwasser in einer tiefen Felsschlucht, dicht bewachsen vom grünen Gebüsch der Septa (Phytolacca abyssinica, Endot in Schoa), die als Seife benutzt wird. (Bei Arkiko wäscht man mit trockenem Kameelmist statt der Seife.) Um die Quelle versammeln sich täglich die nur mit einem Schurzfell bekleideten Mädchen der ganzen Umgegend. Die christliche Kirche von Halai liegt auf dem höchsten Punkte der Stadt und die Christen werden durch Anschlagen an dünne schwebende Steinplatten zusammengerufen. Ein Mann, der nach Aegypten mit ein paar hundert Thalern geschickt war, um eine Glocke zu kaufen, hatte es vortheilhafter gefunden, in Dschidda Muhammedaner zu werden und das Geld zu behalten.

Zwei Stunden westlich von Halai liegt die Handelsstadt Diran, früher eine Station der Karawanen, aber wegen Plündereien durch den Häuptling jetzt gemieden. Der jetzt gewöhnliche Weg von Halai nach Gondar geht über Adowa und Axum, wir wählten jedoch eine südliche Straße durch die Provinz Agamé, da in der Gegend von Adowa zwischen Ubi und Oeled Michael Krieg geführt wurde. Es herrschte überhaupt jetzt überall in Nord-Abessinien Bürgerkrieg, Plünderung und Verheerung, überall ein gesetzloser Zustand. Seitdem nämlich die Macht der Kaiser zu Gondar durch die sogenannten Großbeamten des Reiches ganz und gar vernichtet ist, so daß sie zu dem leeren Titel nur noch ein Einkommen von 300 Thlr. jährlich beziehen, auch von den Machthabern nach Belieben ab- und eingesetzt werden, ist das ganze Land zum Spielball des Ehrgeizes der einzelnen Statthalter geworden. Die Provinz Tigrè beherrschte zu Bruce's Zeiten (1769) ein bereits damals fast ganz unabhängiger Statthalter, Ras Michael mit Namen. Dieser ward in einem Kriege von Wend Bowosen, Djeatsch von Lasta, besiegt und gefangen, und der Djeatsch von Temben, Kefla Jesus bemächtigte sich Tigrè's. Als letzterer aber den Wend Bowosen aufforderte, den Ras Michael ermorden zu lassen, gab jener dem Gefangenen die Freiheit wieder und Ras Michael bemächtigte

ſich 1772 wieder Tigré's und ließ den Kefla Jeſus hinrichten, deſſen Sohn, Oeled Selaſſe, ſich zu den Gallas zurückzog. Nach dem 1779 erfolgten Tode des Ras Michael folgte deſſen Sohn Djeatſch Oeled Gabriel in Tigré. Dieſer wurde von Oeled Selaſſe gezwungen, letzterem die Provinz Enderta abzutreten, und fiel 1788 in einem Treffen gegen Ras Ali von Begember bei Gantora in Dembea. Nun gelangte Ras Oeled Selaſſe, nachdem er auch den Djeatſch Gebra Maskal, Neffen von Ras Michael, beſiegt hatte, in den Beſitz von ganz Tigré und behauptete daſſelbe bis zu ſeinem Tode (1816). Zu ihm kam 1808 Salt auf ſeiner zweiten Reiſe nach Abeſſinien als engliſcher Geſandter, und ſeine Feldzüge gegen die Edjou Gallas und gegen die Djeatſch von Begember und Godjam ſind von dem Engländer Pierce beſchrieben, der von der erſten Reiſe Salts her in Abeſſinien zurückgeblieben war. Nach Oeled Selaſſe's Tode befand ſich das Land ſechs Jahre hindurch in Anarchie, zuletzt gelangte Sabagadis, Schum der Provinz Agamé, in den Beſitz von Tigré (1822). Dieſer faßte den kühnen Gedanken, ſich zum Alleinherrſcher Abeſſiniens zu machen, auch einen näheren Zugang zum Meere nach der Amphila-Bai zu bahnen, und ſetzte ſich zu dieſem Behuf mit den Engländern in Verbindung. Leider bediente er ſich eines unpaſſenden Unterhändlers, des Engländers Coffin, welcher zugleich mit Pierce 1810 in Abeſſinien zurückgeblieben und bis dahin Bedienter des Lords Valentia geweſen war. Während dieſer abweſend war, nahmen Sabagadis Pläne aber ein trauriges Ende. Er hatte ſich nämlich mit Djeatſch Ubi von Simen, Walkeit und Woggera, ſeinem Schwiegerſohn, gegen Ras Maria, Befehlshaber von Begember und Dembea verbündet, ließ aber Ubi treulos im Stich, ſo daß letzterer geſchlagen und zur Unterwerfung gezwungen wurde. Dadurch empört, verband ſich Ubi mit Ras Maria gegen Sabagadis und letzterer ward an den Ufern des Takazzé 1831 den 15. Februar geſchlagen und gefangen genommen. Ras Maria verlor in der Schlacht ſein Leben, und zur Sühne dafür ward Sabagadis am andern Tage hingerichtet. Seine Söhne, worunter Oeled Michael, flüchteten ſich in die Stammprovinz Agamé, während Ubi Tigré zu unterwerfen ſuchte und die Abkömmlinge

von Ras Michael und Ocled Selasse sich in den verschiedenen Theilen Tigrè's festsetzten. So war der Zustand des unglücklichen Landes, als ich in dasselbe gelangte.

Wir schlugen am 10ten Mai den Weg von Halai nach Ategerat ein, der sich auf dem Kamm des Gebirges von Buré hinzieht und sehr beschwerlich ist. Ueberall hatten wir Verzug durch die Erhebung von Zöllen, und meine abessinischen Begleiter hatten nicht wenig Angst, als wir den wilden, von Räubern bewohnten District Kaskassé durchwanderten. Als nun gar eine Schaar Raben vor uns aufflog, kam durch diese nach ihrer Meinung üble Vorbedeutung ein gewaltiger Schrecken über sie, doch beruhigten sie sich bald, als ich sie auf die Raben der Arche Noahs verwies. Am 13ten Mai kamen wir nach Sanafé, einem Flecken, dessen Wohnungen zum Theil in natürlichen Höhlen des Kalkmergelfelsens sich befinden. Der Verwalter der Zölle dieses Ortes und der Umgegend ist ein Schoho-Häuptling und Muhammedaner Aito Ali, und es ist charakteristisch für die Redlichkeit der abessinischen Christen, daß zu solchen Posten, welche Treue und Redlichkeit verlangen, meist Muhammedaner genommen werden. Wir begegneten am folgenden Tage einem Rudel Hundsaffen, wohl 300 Stück, die eine wahre Plage für die Landbewohner sind, und in kurzer Zeit ein ganzes Saatfeld zu verwüsten pflegen. Am 15ten Mai gelangten wir durch gut bebaute und bevölkerte Gegenden nach dem schönen großen Wiesenthal des Dorfes Barakit, wo wir sechs Tage verweilten, um Nachrichten vom Kriegsschauplatze einzuziehen und unsere unbrauchbar gewordenen Lastthiere zu ersetzen. Die Dörfer der Umgegend liegen sämmtlich auf Anhöhen. Die Bauart der Häuser ist eigenthümlich und erinnern lebhaft an die der alten ägyptischen Tempel. Ein längliches Viereck wird nämlich von einer Mauer umschlossen, welche nur einen Zugang offen läßt. Dieser führt zu einem mit einem bedeckten Säulengang versehenen Hofe. Im Hintergrunde liegen mehrere längliche Zimmer neben einander, welche vermittelst der üblichen bodenlosen Töpfe erhellt werden. In diesen Zimmern wohnt die Familie und werden die Vorräthe aufbewahrt, während der Hofraum für das Vieh bestimmt ist. An den Wänden der Wohnung sind, wie dieses auch in Aegyp-

ten gebräuchlich ist, Mistkuchen zum Trocknen angeklebt, die als Brennmaterial verbraucht werden.

Auf einer benachbarten Hochebene wird jeden Donnerstag ein Markt abgehalten. Ich sah hier wenigstens 700 Menschen, aber nur wenig Tauschartikel. Auffallend war mir die Unreinlichkeit der Weiber und Mädchen. Diese ist bei ihnen gewissermaßen absichtlich, damit man sie nicht für Muhammedanerinnen halte, bei welchen die tägliche Abwaschung des Körpers eine Religionspflicht ist. Die christlichen Einwohner sind dabei betrügerisch und spitzbübisch und mischen Tollkörner in das Mehl und Mehl in den Honig, welchen sie zum Verkauf bringen. In der Nachbarschaft des Ortes befindet sich in einem mit großen Bäumen verzierten Thale ein heiliger Quell, welche in der Mitte einer schroffen Felsenwand herabrieselt. Eine christliche Kapelle ist daneben gebaut und zu den Füßen der Felswand liegt das Dörfchen Gunna Kuma, großentheils von sogenannten Nonnen bewohnt, welche ihren Lebensunterhalt durch Betteln erhalten. Sie tragen ein schwefelgelbes baumwollenes Gewand und auf dem Kopfe ein Käppchen oder einen Lumpen von gleicher Farbe. Die Capelle wird von christlichen Pilgern stark besucht, welche den Pfaffen Geschenke darbringen. Auch ich spendete ihnen einen Thaler und erhielt dafür einen besonderen Segen für mich und meine Reisegesellschaft.

Wir wanderten in kleinen Tagemärschen weiter und passirten mehrere Bäche, welche der nahen Bai von Amphila zuströmen. Es wäre dieses der nächste Weg zum Meere, aber gesetzlose Nomaden machen die Straße unsicher, welche von den Einwohnern von Arkiko und Massawa eigends dazu aufgereizt werden, damit nicht etwa bei Amphila ein nebenbuhlerischer Hafenort sich bilde. Am 26ten Mai gelangten wir nach Ategerat, den Hauptort der Provinz Agamé. Hier traf ich zu meiner großen Freude den Schweizer-Missionär Gobat und den Tischler Aichinger aus Heilbronn. Sie hatten sich nach dem Tode des Sabagadis nach dem festen Kloster Devra Damo geflüchtet und waren von dort eigends hergekommen, um mich zu begrüßen. Devra Damo war in früheren Zeiten der Gefängnißort der nicht regierenden Glieder des Kaiserhauses. Gobat gab

mir seine Meinung über die abessinischen Christen, welche er durch einen zweijährigen Aufenthalt unter ihnen sattsam kennen gelernt hatte, in folgenden Worten kund: „Sie sind allesammt Spitzbuben und ohne Treue, Erkenntlichkeit und Glauben.“ Ich hatte später Gelegenheit, die Wahrheit dieses Ausspruches bestätigen zu können. Ategerat liegt am Fuße eines terrassenförmigen Sandsteingebirges, 7675 Fuß über dem Meere. Westlich von der Stadt hat der vulkanische Kegel Alequa den Sandstein durchbrochen und ragt 1000 Fuß über die Stadt empor; zehn Stunden ostnordöstlich erhebt sich die gezackte Gebirgskette Gondegonta eben so hoch, als der Alequa. Das Hauptgebäude der Stadt ist der von Sabagadis erbaute Palast, eine Art großer Scheune mit einem Hauptzimmer von 100 Fuß Länge und 30 Fuß Breite und gleicher Höhe. Es steht in diesem Zimmer nur ein Ruhebett, auf welchem Sabagadis Audienz zu geben pflegte. Das nächst größte Gebäude ist die Kirche des heiligen Cyriacus, ebenfalls von Sabagadis erbaut, ein rechtwinkliges Viereck von 50 Fuß Länge und 25 Fuß Breite, mit einer zehn Fuß davon abstehenden Umfassungsmauer und einem gemeinschaftlichen Strohgiebeldache. Die innere Mauer ist mit abschreckenden Malereien verziert. Alle Gesichter sind en face dargestellt, denn im Profil werden in Abessinien nur Juden und böse Geister gemalt.

Die meisten Häuser von Ategerat haben eine runde Form und sind von rohen Steinen ohne Mörtel erbaut. Sie bestehen aus zwei kreisförmigen Mauern, welche ein gemeinschaftliches sehr festes und dem stärksten Regen trotzendes Strohdach haben. Der Raum des innern Kreises enthält die Feuerstätte zum Kochen mit den Steinplatten zur Seite, worauf der jedesmalige Bedarf an Mehl gerieben wird, und ist Wohn- und Schlafzimmer für Menschen und Vieh. Von dem äußern Ringe ist der eine Raum das Eintrittszimmer von außen, in drei andere abgetheilte Räume führen Thüröffnungen aus dem innern Kreise und dort werden die Vorräthe der Familie aufbewahrt. Der Fußboden der Wohnstuben ist mit Binsenstroh bedeckt, welcher mit Myriaden Flöhen bevölkert ist.

In Ategerat hatte mein Reisegefährte Getana Meriam eine junge Frau, Verwandtin von Sabagadis, welche er bei seiner letzten Anwesenheit hierselbst im vorigen Jahr geheirathet hatte.

Er hatte ihr versprochen, sie bei seiner Zurückkunft nach Gondar mitzunehmen. Jetzt aber wollte er nichts von ihr wissen, da die Familie des Sabagadis nicht mehr Tigrè beherrschte, und nach langem Verhandeln mit ihren Angehörigen fand er sie mit drei Thalern ab. Das ist abessinische Treue. Was es mit den abessinischen Vornehmen für eine Bewandtniß hat, wurde mir klar, als mir unter den Hökerinnen, welche der Karawane Lebensmittel in kleinen Quoten verkauften, die leibliche Schwester des Sabagadis gezeigt wurde.

Der Krieg wüthete in der Nähe und machte uns wegen unserer Weiterreise sehr besorgt. Doch kundschafteten unsere Kaufleute einen Weg aus, der noch frei sein sollte und wir machten uns daher am 28. Mai eilig auf die Reise. Wir überschritten den südlichen Fuß des Vulkans Alequa und stiegen dann auf dem beschwerlichsten und gefährlichsten Pfade, den ich bisher gegangen war, in das romantische, von senkrechten 300 Fuß hohen Sandsteinwänden eingeschlossene und mit dem prächtigsten Wiesengrün, schön belaubten Bäumen und buntgefiederten Vögeln geschmückte Thal Saheta herab. Der Bach des Thales fließt zum Takazzé, nnd vereinigt sich demnach mit den Gewässern des Nil. Das Thal ist gut angebaut, mit vielen Dorfschaften versehen, doch hatten wir durch Zölle und Spitzbübereien viel auszustehen. Die Ortsvorsteher selbst waren unter den Dieben, gaben ihre Spießgesellen aber ohne Bedenken an, wenn sie einiges Geld dafür erhielten. Das Thal Saheta gehört noch zur Provinz Agamé, aber westlich davon beginnt die Provinz Haremat. Als wir aus dem Thale heraustraten, lag eine weite offene, nach Westen sich senkende Landschaft vor uns, und wir erblickten im fernen Südwesten die luftigen Gipfel der ausgezackten Gebirge von Simen, deren höhere Theile weit herab mit Schnee bedeckt waren. Die nähere Gegend war kahl, Dörfer und Städte waren von Ubi ausgeplündert und niedergebrannt. Allgemach begann die Regenzeit und gewöhnlich war der Vormittag heiter, Nachmittags kam ein Gewitter mit heftigem Platzregen und später ward es sternhelle Nacht.

Wir passirten Mageb, den ausgeplünderten Hauptort der Provinz Giralda, und kreuzten eine stark besuchte Heerstraße,

welche von Adowa nach Antalo in Enderta führt. Zu Antalo und in der benachbarten Stadt Tschelikut hatte zu Salts Zeiten (1810) der Ras Oeled Selasse seine Residenz. Die Provinz Enderta ist sehr gebirgig, aber fruchtbar. Mit dem Mariesflusse traten wir in die Provinz Temben und hier begrüßte uns bei der Stadt Tackeraggiro ein schöner Wiesengrund mit prächtigen Amaryllisblüthen und herrlichen Baumgruppen geschmückt, worunter sich eine Sycomore von 13 Fuß im Stammdurchmesser auszeichnete. Die Stadt Tackeraggiro hat etwa hundert steinerne Häuser und wird ganz von Muhammedanern bewohnt, welche sich vor den umwohnenden Christen durch Fleiß und Bildung höchst vortheilhaft auszeichnen. Die Männer treiben Handel, der sie abwechselnd nach Gondar, Derida und Massawa führt, die Frauen befleißigen sich der Landwirthschaft und spinnen Baumwolle, die Knaben lernen sämmtlich lesen und schreiben. Wohlstand und Sauberkeit sieht man in allen Wohnungen. Dagegen sind die abessinischen Christen träg und indifferent, sie arbeiten nur so viel, als sie nothwendig müssen, um nicht zu verhungern, lassen ihre Kinder nichts lernen, wenn sie nicht etwa Geistliche werden sollen, und auch dazu ist nichts nöthig, als daß man einen Theil der Bibel lesen kann. Alle Arbeiten, welche mehr als Landwirthschaft betreffen, sind bei den Christen entehrend; die Lederarbeiten und das Weben besorgen die Muhammedaner, Silber- und Waffenarbeiten werden den eingewanderten Griechen und den ägyptischen Kopten überlassen, die Maurerarbeiten den Juden. Der Grund dieser Verkommenheit liegt in der Verdummung durch die zahlreiche drohnenhafte und gewissenbeherrschende Priesterschaft, so wie in den 180 Feier- und 200 Fasttagen des Jahres, welche gewissenhaft zu halten fast der einzige Gottesdienst ist. Das Höchste, was der abessinische Geistliche erstrebt, ist eine Wallfahrt über Massawa und Kairo nach Jerusalem zu machen, und Heuchelei, Sektengeist und verderbliche Laster sind der einzige Gewinn, den die Pilger von ihrer Reise zurückbringen.

Ein hier angesiedelter Kaufmann, welcher mit mir die Reise von Massawa gemacht hatte, nöthigte mich und die andern Reisegenossen, ein abessinisches Gastmahl in seiner Wohnung einzu-

nehmen. Bei der Ankunft wurden wir mit Kaffee bewirthet, den die Christen, obschon er durch die Priester verboten ist, doch gelegentlich recht gern mittrinken. Hierauf führte man zwei Ziegen vor und bat den Getana Meriam, die eine für die christlichen Gäste zu schlachten, während der Hausherr die andere für die muhammedanischen Gäste tödtete. Die zerlegten noch zuckenden Glieder wurden etwa fünf Minuten lang über ein Flammenfeuer gehalten, dann mit Brodkuchen und dem reichlichen Aufguß einer Sauce von rothem spanischen Pfeffer den Gästen dargereicht. Die Brodkuchen sind dünn, theils von Teff bereitet und dann grau, theils von Bohnenmehl und safrangelb gefärbt, theils auch von weißem Weizenmehl. Man bedient sich in Abessinien gegenseitig, indem man seinem Nachbaren oder einer zu ehrenden Person ein Stück in Pfeffersauce getauchtes und in Brodkuchen eingerolltes Stück Fleisch in den Mund schiebt, wobei der Empfänger die zugereichten Bissen nicht mit seinen Fingern berühren darf, obgleich ihn die Größe desselben zuweilen der Gefahr des Erstickens aussetzt. Während des Essens wird nicht getrunken, unmittelbar darauf aber gehen Glasflaschen um mit gegohrenem Honigwasser. Der Ueberbringer gießt dabei von jeder Flasche etwas in seine hohle Hand und trinkt sie vor dem Gaste aus, um damit zu zeigen, daß der Trank nicht vergiftet sei. Die Muhammedaner essen kein rohes Fleisch, während solches die Lieblingsspeise der Christen abgiebt. Nachdem die Gäste sich gesättigt hatten, nahmen die Diener ihre Plätze ein und aßen alles Genießbare rein auf.

Am 18ten Juni brachen wir wieder auf und gelangten am folgenden Tage auf einem wild zerrissenen Pfade, der sich schroff zweitausend Fuß absenkt, in das enge Felsenthal des reißenden Geba-Stromes (des Arequa nach Salt). Wir durchwateten sogleich das 2 Fuß tiefe Bette des Stromes und hatten uns über unsere Eilfertigkeit Glück zu wünschen, denn wenige Stunden darauf wurde durch einen heftigen Gewitterregen der Wasserstand so erhöht, daß der Strom nicht zu passiren war. Das Land zwischen dem Geba und dem Takazzé das den armen und wenig bevölkerten District Avergale bilden, ist größtentheils zerrissener Feldboden, auch wegen seiner verhältnißmäßigen Tiefe

durch Regen minder befeuchtet, und wird von den Agows bewohnt. Dieser Stamm redet seine eigene Sprache und bildet vielleicht mit den Agows in Agaumidder, westlich vom Dembea-See den Rest der ersten Ureinwohner des Landes. Beide Geschlechter tragen eine gegerbte Lederhaut um die Hüften und die Männer haben den Lederriemen ihrer Schleuder diademartig um die Stirn geschlungen. Gleich hinter dem Dorfe Ber Agow kamen wir auf einem bis zu vierhundert Fuß Tiefe steil abfallenden Wege zum Feldbett des zwischen Höhen versteckten Takazzé.

Zweites Kapitel.

Reise vom Takazzé bis Gondar.

Der sehr reißende, hier 80 Fuß breite und von 3 bis 12 Fuß in der Tiefe wechselnde Takazzé trennt Tigré von Simen, dessen nächsten District Talemt wir mit dem linken Ufer des Flusses betraten. Hier wohnen größtentheils Agows. Als wir das steile Ufer hinaufklimmten, dessen weniges Grün kürzlich die Schaaren der Wanderheuschrecke abgefressen hatten, wurden wir plötzlich von Feindseligkeiten durch die Eingebornen empfangen, welche Felsstücke auf unsern Zug herabrollten und uns ein Maulthier tödteten. Wir bemächtigten uns dreier Knaben, welche in der Nähe waren, und eröffneten Unterhandlungen mit dem Feinde. Da wir in einem engen Felsenpaß überall eingeschlossen waren, so konnten wir von Glück sagen, daß wir, durch jene Gefangenen geschützt, mit einem billigen Vergleich davon kamen. Am 23ten Juni ging es steil bergan den Vulcan Gasdarbi hinauf, wo auf dem wildzerrissenen Sandstein oben Dolerit Lava aufgelagert war. Die Ladung mußte hier den Lastthieren abgenommen und durch Menschen hinaufgetragen werden, da von allen Seiten schauerliche Abgründe klafften. Der Gipfel des Vulcans ist mit Knollen von himmelblauem Chalcedon und Achat bedeckt. Nach dem Herabsteigen von der Höhe lagerten wir in einem engen Felsenthal unter einzelnen Bäumen der Adansonia digitata, die eben jetzt in voller Blüthe standen.

In den folgenden Tagen zogen wir das Thal des Ataba, welcher seine schäumenden Gewässer zum Takazze hinabrollt, hinauf zu den Hochalpen Simens. Täglich wurde die uns umgebende Natur malerischer und großartiger, und die Landschaft glich ganz den schönsten europäischen Hochgebirgspartieen. Wiesengrund, wechselnd mit niederem Gehölz in üppiger Vegetation, und murmelnde, von der Felswand herabstürzende Bäche bilden den reizend schönen Vordergrund, durch dessen Mitte der Ataba-Strom sich schäumend hinschlängelt. Coulissenartig springen auf den Seiten die Höhen mit Nebenthälern hervor, welche theils beholzt, theils mit einem grünen Teppich der schönsten Gerstensaat bedeckt sind. Das Ganze aber umgiebt amphitheatralisch ein Kranz von hohen Bergen, deren schneeige Gipfel über fette Alpenweiden hervorblicken, und hoch über alle ragt im Hintergrunde der mit Eis bedeckte Abba Jaret, der höchste der Simenschen Kette. Wasserreiche Cascaden umgeben auf beiden Seiten den Ataba und hier und da schmückt eine ehrwürdige Baumgruppe das grasreiche Ufer desselben. Ueber der ganzen Landschaft aber schwebte das herrliche, ganz reine Azur-Gewölbe des Himmels tropischer Hochgebirgsregionen. In diesem Thale herrscht ewiges Frühlingsklima, mäßige Wärme mit dem gehörigen Regen, und nie soll hier durch Mißwachs die Hoffnung des Landmanns getäuscht werden. Auch verscheuchen die kühlen Nächte die Heuschreckenschwärme, welche oft so verheerend in den Niederungen hausen, und nur Hyänen und Leoparden stören den Frieden des Hirten als Räuber ihrer Ziegen und Rinder, und der Mensch selbst, wenn er als raublustiger Krieger diese jedoch meist gemiedenen Hochlande betritt.

Wir durchwateten häufig den Ataba und überschritten ihn einmal auf einer schwachen Brücke von Baumstämmen an einer Stelle, wo er 60 Fuß tief in einer Felsenschlucht dahinbrauste und die Felsmassen oben nur 10 Fuß von einander entfernt waren. Der wohlbevölkerte Flecken Ataba, der reichlicher Gerstenerndten sich erfreut, und zuletzt der Flecken Donkaski, der auf einem im zugeengten Thal einzeln stehenden Hügel malerisch gelegen ist, waren die letzten Ansiedlungen der Menschen in dieser hohen Region. In letzterem Orte versahen wir uns mit Lebens-

mitteln für die Tage, welche wir auf dem unbewohnten Gebirgskamm zubringen mußten. Empfindliche Kälte und ein dicker nasser Nebel machten unsere Hinaufreise sehr beschwerlich, und der Weg ging mitunter so steil die glatten Felsen hinauf, daß die Lastthiere mit Stricken nachgezogen werden mußten. Herrliche Alpenweiden und wildes Rosengebüsch kränzten den Fuß der Bergriesen, die mit ihren weißen Häuptern jetzt vor uns lagen, und an der äußersten Grenze der Gesträuchsvegetation wuchert die eigenthümliche Gibarrapflanze, ein hohler, acht Fuß hoher und armsdicker Markstengel mit einer Krone von großen Blättern, aus deren Mitte öfters eine an fünf Fuß lange Blüthenähre emporragt. Dieser tropische, fast palmenartige Anblick machte sich ganz eigenthümlich in der ganz nordischen Umgebung. Ihren Stengel gebraucht die Jugend zu einem posaunenartigen Blasinstrument. Obgleich wir uns hier weit über den von Menschen bewohnten Regionen befanden, so kamen doch viele Leute aus den benachbarten Thälern zu uns, theils aus Neugierde, theils um Lebensmittel zu verkaufen, theils um sich zum Tragen kleiner Lasten über die Höhe anzubieten. Es war ein schöner Menschenschlag, besonders zeichneten sich die Frauen durch Schönheit der Formen und des Gesichtes aus. Sie sind Abkömmlinge der Falaschas oder abessinischen Juden, welche in Simen schon zu alter Zeit unabhängig waren und deren Fürsten eine geraume Zeit hindurch sogar das alte Kaiserhaus in der Herrschaft Abessiniens verdrängt hatten. Jetzt sind sie durch Gewalt sämmtlich zum Christenthum bekehrt. Viele von den Besuchern schützten sich gegen den kalten Wind, die Regengüsse und Schneegestöber durch eine Art von ambulantem Strohdach, andere hatten Mützen von Ziegenhaaren auf dem Kopfe. Manche kamen auf schönen Pferden geritten und setzten ihren Stolz darin, über steile Bergpartieen hin zu galoppiren.

Die Hochalpen Simens, welche ganz aus vulcanischen Massen bestehen, haben ihre größte Erhebung, welche vielleicht die höchste von ganz Abessinien ist, in den drei Gebirgsriesen Selki, Buahat und Abba Jaret, von denen der erste nördlich, der zweite südwestlich und der letzte südöstlich gelegen ist. Nahe Nachbarn und durch ein schmales Bergjoch mit einander verbunden, sind

sie in der Höhe nicht bedeutend von einander verschieden, und mag der Abba Jaret, der höchste von ihnen, sich etwa 14,000 Par. Fuß über den Meeresspiegel erheben, eine Höhe, welche der des Montblanc nur um 700 Fuß nachsteht. Die von diesem Gebirgsstock sich in schäumenden Cascaden nach allen Weltgegenden herabstürzenden Gewässer ergießen sich sämmtlich in den Takazze, der das Hochgebirge im Halbmonde umkreist. Westlich vom Buahat herab bahnt sich der Bellegas, der Hauptzufluß des Takazze, sein Bette durch das blumenreiche gesegnete Thal Schoada, das durch einen jähen, 3000 Fuß tiefen Riß entstanden zu sein scheint; ein ähnliches Thal öffnet sich zwischen dem Buahat und dem Abba Jaret, welches der Mschaha durchströmt und nordöstlich schäumt der Ataba mit seinen zwei Quellarmen vom Selki und Abba Jaret herab. An der Westseite des Selki beginnt eine furchtbar steile, 3000 Fuß fast senkrecht abfallende Felswand, welche das hohe Plateau von Simen nördlich abschneidet und in südwestlicher Richtung sich bis zum Lamalmon Passe hinzieht. Diese Riesenwand ist der Abfall der vulkanischen, 8000 Fuß hohen Hochterrasse Woggera. An der Zerstörung der alten Lavamassen arbeitet die nagende Zeit schon seit Jahrhunderten, die starken Sommerregengüsse spülen die in schwarze Erde zersetzten vulkanischen Felsen mit sich fort, und erzeugen jenen fruchtbaren Schlamm, welchen der Nil an den ruhigen Stellen seines Laufes absetzt und mit welchem er das lange ägyptische Felsthal nach und nach ausgefüllt und das fruchtbare Delta an seiner Mündung gebildet hat. Das eigentliche Simen umfaßt nur das Hochgebirge südlich an jener Felswand, im weiteren Begriff jedoch wird dazu gerechnet Woggera im Südwest, Schoada im Süden, Talemt im Nord und Ost bis zum Takazzé und Adarga im Nordwest. Nur das eigentliche Simen ist reich bevölkert, weil der Krieg das Land verschont hat; Woggera ist verwüstet.

Am 2ten Juli überstiegen wir den Selki-Paß, eine wild zerklüftete Felsenspalte in porphyrartiger Lava. In der Nacht gefror alles Gewässer rings um uns und bedeckte sich mit einer zolldicken Eiskruste. Die armen, schlecht bekleideten Abessinier waren halb erstarrt. Wir lagerten dann drei Tage in der Nähe des

Fleckens Sauana, überschritten am 5ten Juli das sattelförmige Gebirgsjoch, welches die drei Hochberge mit einander verbindet und zogen am 6ten Juli den Buahat hinauf, wo wir auf seinem schneebedeckten Paß 13,100 Fuß über dem Meere und 400 Fuß unter der Spitze des Berges, übernachteten. Vorher trennte sich der größte Theil der Reisegesellschaft von uns, um auf der Gräte der Bergwand, welche Simens Alpen mit der Hochebene Woggera verbindet, die directe Straße nach Gondar zu gehen. Die Gegend war traurig und einsam, von Pflanzenwuchs baar, nur der Alpenrabe war unser lebendiger Begleiter und der Lämmergeier kreiste über uns in noch höheren Regionen. Am folgenden Tage kamen wir herabsteigend an das ungemein tiefe Thal, wo der Bellegas seinen Ursprung hat. Je tiefer wir kamen, desto mehr verschwand die Gibarra-Pflanze, die sich nur in der Nähe der Schneeregion findet. Weiter abwärts begegnete uns eine Abtheilung von Ubi's Soldaten, bei welcher eben so viel Frauen als Lastträgerinnen sich befanden, als Krieger waren. Die Soldaten hielten mich für einen Priester aus Aegypten und hielten mir ihre Hände vor, um daraus wahrzusagen. An diesem Tage verließ uns wieder eine Abtheilung der Karawane, um nach Derida, einer fünf Tagemärsche entfernten Stadt in der Nähe des Dembea-Sees zu ziehen.

Wir zogen nun mehrere Stunden abwärts und gelangten nach der Stadt Entschetkab, eine der gewöhnlichen Residenzen der Befehlshaber von Simen, wo jetzt in Ubi's Abwesenheit sein Stellvertreter, der Schellika Getana (d. h. Hauptmann Excellenz) Jasu residirte. Wir begaben uns gleich nach unserer Ankunft zu diesem Mann, um eine Wohnung für uns und unser Vieh zu erbitten. Er war auf einer Anhöhe in der Mitte einer großen Menge beschäftigt, Rechtshändel zu schlichten, und ließ uns bedeuten, in der vordersten Reihe seiner Umgebung auf der Erde Platz zu nehmen. Gott weiß, wie lange wir hier hätten sitzen müssen, wäre uns nicht ein tüchtiger Platzregen zu Hülfe gekommen, der die Sitzung plötzlich beendigte. Wir erhielten eine frühere Soldatenhütte, die zuletzt als Viehstall benutzt war, angewiesen, und wurden bei unserer Ankunft von einer Legion ausgehungerter Flöhe empfangen.

Keine Anſiedlung in ganz Simen verdient den Namen einer Stadt, überall finden ſich nur Gruppen von zwanzig bis dreißig Hütten. Entſchetkab wird von ſechs verſchiedenen Gruppen Hütten gebildet, welche zuſammen etwa 800 Seelen beherbergen. Die Häuſer ſind meiſtens ärmliche Strohhütten, in welche das Licht nur durch die Hausthür eindringen kann, und ſind zum Schutz des Viehes gegen die wilden Thiere von Dorneinfaſſungen umgeben. Selbſt das Haus des mächtigen Ubi unterſcheidet ſich nur durch größere Dimenſionen von den übrigen.

Am Nachmittage kam ein Diener des Gouverneurs, um uns Namens ſeines Herrn zum Eſſen einzuladen, und bedeutete uns zugleich, die für denſelben beſtimmten Geſchenke mitzubringen. Wir fanden Sr. Excellenz auf einer Ruhebank von Ledergeflecht ſitzen; in der Mitte der Hütte brannte ein Feuer. Mir ward ein kleiner Schemel zum Sitzen gebracht, während Getana Mariam und die übrigen Gäſte jedesmal, wenn ſie zum Sitzen eingeladen wurden, etwas Heu auf den Fußboden geſtreut erhielten. Die Kleidung des Gouverneurs unterſchied ſich nur dadurch von der allgemein üblichen, daß die Streifen des Umhängetuches aus Seide beſtanden. Er trug überdies eine große Zahl von Zauberformeln, jede in einen ledernen Cylinder eingenäht. Bald nach unſerer Ankunft brachte man mehrere anderthalb Fuß hohe Tiſche von Rohrgeflecht, welche mit dünnen Brodkuchen von Teff bedeckt wurden. Dann kamen die Fleiſchſchnitte von einem friſch geſchlachteten Schaf, und die Pfefferbrühe. Den vornehmen Gäſten wurden die Biſſen von Dienern in den Mund geſtopft, denn es iſt ein Zeichen von Vornehmheit, wenn man die Hände gar nicht, ſondern nur den Mund bewegt. Die Geringeren bedienten ſich ſelbſt. Als die Gäſte nach der Meinung des Hausherrn genug gegeſſen hatten, wurden ſie von den Dienern, mitunter auf ſehr handgreifliche Weiſe, zum Aufſtehen genöthigt. Sie wiſchten ſich mit den Brodfladen Mund und Hände, und die Gäſte zweiter Claſſe, die ſich nun an Jener Stelle niederließen, verzehrten dieſe Servietten mit dem größten Behagen. Als Getränk wurden Berille (Glasflaſchen) mit Honigwaſſer (Chamer) für die Vornehmen und mit Gerſtenbier (Tetſch) für die Geringeren gebracht. Der

Hausherr zeigte jedesmal an, wem ein Trunk dargereicht werden sollte und dieser stand dann auf und verbeugte sich zum Dank ehrerbietig gegen ihn. Nach und nach entfernten sich Alle, jeder zeigte aber vorher mit lauter Stimme seine Absicht, wegzugehen an. Diese Sitte beobachtet jeder Abessiner ohne Ausnahme, auch wenn er einen Besuch abstattet, und besteht darum, damit der Hausherr darauf achten kann, ob auch der Gast nicht etwas mitgehen heiße. Während des Essens kamen das Leibpferd und das Lieblingsmaulthier des Gouverneurs von der Weide in das Eßzimmer gelaufen und wurden zu meinem Erstaunen angebunden, um hier zu übernachten. Auch eine andere Sitte weicht sehr von unseren europäischen Anstandsregeln ab. Wenn dem Gouverneur ein Bedürfniß ankam, so wurde nur ein Tuch ihm vorgehalten und er ließ ihm dann vollen Lauf. Später sah ich in Gondar, wo bei Trinkorgien der vornehmsten Gesellschaft beide Geschlechter untermischt beisammen sitzen, fortwährend eine Art Nachtgeschirr circuliren, damit die Gesellschaft in dem reichlichen Genuß des Honigwassers durch dessen harntreibende Wirkung nicht gestört würde.

Als Geschenk überreichte ich ein Stück vom feinsten Scharlachtuch. Sr. Excellenz maß es genau nach und bezeigte sich zufrieden. Als Gegengeschenk ließ er mir einen Topf mit Honig überreichen, zeigte mir, daß er voll sei und auch unten Honig enthalte. So mißtrauisch verfährt man in ganz Abessinien selbst mit Geschenken und Gegengeschenken, und überreicht solche immer selbst, da man Niemandem traut.

Wir machten von Entschetkab aus einen Ausflug in das Schoada Thal, welches der Bellegas durchströmt. Es liegt 4000 Fuß niedriger, als die Stadt und erfreut sich einer sehr angenehmen Temperatur. Kräftiges Buschwerk, mancherlei Blumen, Hochtannen am Flußufer, herrliche Weiden und sorgfältig angebaute Gersten- und Flachsfelder (zur Oelbereitung) schmücken das liebliche Thal, dessen Jugend sich durch sehr gefällige Körperformen auszeichnet. Aber der Viehstand ist durch Kriege in der letzten Zeit sehr herabgekommen. Eigenthümlich ist hier die Jagd auf Hyänen und Leoparden, welche man vergiftet. Hasen werden nämlich mit Giftpflanzen ausgestopft und an Stellen

ausgelegt, wo eine in der Nähe angebundene Ziege die Lockung abgiebt. Wir ſahen mehrmals die Wirkung der Kräuter, welche die reißenden Thiere in Betäubung ſetzten, ſo daß ſie leicht erſchlagen werden konnten.

In Entſchetkab wird ein Wochenmarkt abgehalten, wo eine zahlreiche Menſchenmenge ſich einfindet. Gegenſtände des Verkaufes ſind: Amole's, gegenwärtig hier im Werthe von 24 Stück auf einen Thaler, Gerſte (ſehr vorzüglich), Weizen, Teff (um die Hälfte theurer als Gerſte, ſehr ergiebig an Mehl) Büſchelmais (Holcus Sorghum), Kolbenmais, Linſen, Wicken, Lupinen, Seſam zur Oelbereitung, Zwiebeln und Knoblauch. Rindvieh kommt ſelten auf den Markt, ein ſchöner fetter Ochſe gilt nur 4—5 Rthlr.; Schafe (Bäg) zu ¼ Rthlr., Ziegen, Eſel zu 1—3 Rthlr., Maulthiere zu 6—30 Rthlr. Die Pferde (Faras) ſind groß und ziemlich hübſch, ähnlich den Holſteinern, koſten aber nur halb ſo viel, als die Maulthiere, ſo daß man ſchon für drei Thlr. ein recht gutes Pferd bekommt. Hühner koſten ½—⅓ Amole oder ſechzig einen Thaler. Honig wird in Töpfen mit Wachs vermiſcht verkauft, es giebt davon 12 Pfund für 1 Rthlr. Er wird nur zu Honigwaſſer gebraucht. Die Butter kommt in ¾ Pfund Stücken zum Preiſe von ½—⅓ Amole zum Verkauf. Andere Artikel ſind: Seidene Schnüre und baumwollen Zeuge, Antimon zum Färben der Augenlider, Weihrauch zum Räuchern beim Gottesdienſt, Glasperlen, ſchwarzer Pfeffer, Zibeth und kleine Silberringe für die Frauen. Nimmt man dazu Waſſergefäße, große flache Schüſſeln zum Brodbacken mit Deckeln, aus Rohr geflochtene Körbe und Schüſſeln, und Rauchtabak in kleinen Kugeln, ſo hat man ſo ziemlich alle Verkaufsgegenſtände in Abeſſinien zuſammen. Sklaven werden hier nicht auf den Markt gebracht, ſondern nur in Gondar und Adowa.

Mein Aufenthalt in Entſchetkab verzögerte ſich bis zum 8ten October 1832, dauerte alſo vier Monate. Naturhiſtoriſche Sammlungen im Schoada Thale und Kriegsunruhen zwiſchen dem Ras Ali, (der im vorigen Jahre als zwölfjähriger Knabe ſeinem Onkel Ras Maria in Begemder und Dembea folgte und ſogleich mit Ubi's Tochter vermählt wurde) und Matantu, dem Djeatſch von Godjam verurſachten dieſen Aufenthalt. Die feind-

lichen Heere standen zu beiden Seiten der Nilbrücke Deldei sich gegenüber und schienen sich gegenseitig zu fürchten. Während dessen wollte mich der Schellika ohne Getana Mariams Begleitung, der schon früher nach Gondar aufgebrochen war, nicht ziehen lassen, und ich mußte letztern erst durch Boten von Gondar wieder zurückrufen.

Am 8ten October brach ich endlich mit meiner kleinen, aus zwanzig Personen bestehenden Karawane von Entschetkab auf. Wir stiegen in das anmuthige Thal Schoada hinab und am folgenden Tage zur Hochebene Woggera hinauf. Dieses baumlose, mit Grastriften bedeckte Plateau war früher eines der bevölkertsten Districte in Abessinien, und noch Bruce fand dasselbe reich angebaut. Aber der seit sechzig Jahren beinahe ununterbrochen wüthende Bürgerkrieg hat den Feldbau ganz vernichtet, so daß man jetzt auf den herrlichen Triften nur noch einige Rindviehheerden mit nomadenartig lebenden Hirtenfamilien findet, welche in der trockenen Jahreszeit die Weideplätze an den Ufern des Dembea Sees beziehen. Wir passirten den Flecken Dobark, einen ausschließlich von Muhammedanern bewohnten Handelsort, wo sich am Mittwochsmarkt zuweilen gegen 10,000 Besucher einfinden. Durch diesen Ort passiren alle Handelskarawanen zwischen Gondar und Adowa und haben hier einen Zoll von einem Thaler für jede Maulthierladung und jeden Sklaven zu entrichten. Hier schloß sich ein Prinz der Kaiserfamilie an unsere Gesellschaft an, wahrscheinlich um für sich und seine zwei Leute freie Wegzehrung zu erlangen. Denn seitdem das alte Kaiserhaus durch die Macht der Statthalter um allen Einfluß gekommen und die alte Sitte, sämmtliche nicht regierende Glieder desselben auf dem Berge Weheni in der Provinz Ferka als Staatsgefangene eingeschlossen zu halten, abgekommen ist, findet man von diesen besitzlosen Prinzen fast in jedem fruchtbaren District einen. Sie führen recht eigentlich ein Schmarotzerleben, da von den Regierenden nichts für sie gethan wird und der alte Stolz des königlichen Geblütes sie abhält, sich selbst ihren Lebensunterhalt zu erwerben.

Am 10ten October kamen wir vor dem vulkanischen Kegelberg Waken vorüber, welcher sich über die wellenförmige Wie-

senfläche 800 Fuß erhebt. An seinem Fuße liegt unter einer Baumgruppe die Kirche Dokua, eine berühmte Freistätte für Verbrecher jeder Art. Außer mehreren einzeln stehenden Kirchen haben dieses Asylrecht noch die Städte Arum und Kiratza. Später senkte sich der Weg in eine Thalschlucht, wo der Gerawea, der Grenzstrom Woggera's und Dembea's zwischen Felsmassen und Baumgruppen malerisch sich hindurchwindet, um mit dem Bellegas sich zu vereinigen. Wir übernachteten auf einem Wiesengrunde zwischen vielem Buschwerk wilder Rosen voller furchtbarer Dornen, von denen später fast jeder Einzelne unserer Gesellschaft in herunterhängenden Fetzen des baumwollenen Gewandes Spuren an sich trug. Am folgenden Tage erhielten wir die unangenehme Nachricht, daß Aito Jasu, ein Enkel des Kaisers Tekla Haimanot und von 1820 — 1832 selbst Inhaber des Thrones von Gondar, nach seiner Absetzung dem Straßenraub sich ergeben habe und jetzt kürzlich mit 200 Spießgesellen von Gondar aufgebrochen sei, wahrscheinlich um unsere Karawane zu plündern. Wir reisten deshalb in der Nacht unter der größten Vorsicht weiter, überschritten die Wasserscheide zwischen dem Bellegas und dem Dembea-See und erblickten beim Grauen des Tages den 12. Oktober am äußersten südlichen Horizont den glänzenden Spiegel des Dembea- oder Zana-Sees und vor ihm die wagerechte Fläche, welche im Lauf der Jahrtausende durch Anschwemmung seinen Fluthen abgewonnen ist. Nun ging es immer bergab und näher kommend unterschieden wir von einer kleinen Anhöhe die Kaiserburg von Gondar und die vielen Baumgruppen, welche die vorzüglichsten Kirchen dieser Stadt umgeben. In der südlichen Vorstadt, Islam Bed, dem Muhammedaner Viertel, machten wir Halt, um dem Hauptzollpächter einen Besuch abzustatten. Dieser empfing uns sehr höflich und war von Ubi durch einen expressen Boten von Adowa aus schon angewiesen, von mir keinen Zoll zu erheben. Dann ritten wir in feierlichem Aufzuge in Gondar ein, wo man mich mit meinem Scharlachmantel für den neuen Abuna hielt und eine große Menschenmenge sich versammelte.

Gondar besteht aus einzelnen Gruppen zusammenliegender Häuser, welche durch große, mit Trümmern und Rohrgebüsch

bedeckte Räume von einander entfernt sind. Am nördlichen Ende der Stadt liegt das ehemalige Residenzschloß der Kaiser, ein weitläuftiges, massives, mit Thürmen verziertes und von Gärten umgebenes Gebäude. Es wurde vor zweihundert Jahren bei der Gründung Gondar's durch den Kaiser Fasildas erbaut. Das Hauptgebäude ist viereckig, hat an jeder Ecke einen runden Thurm, und ein plattes steinernes Dach mit Zinnen, welches von einer Art Wartthurm überragt wird. Die Stuckaturarbeiten und Holzschnitzereien im Innern zeigen immer noch Spuren ihrer früheren Schönheit. Um das Hauptgebäude herum liegen mehrere Gebäude für die ehemalige Dienerschaft und einzelne große Säle. Alle diese Gebäude sind jedoch gegenwärtig unbewohnt, und der jetzige Kaiser bewohnt neben den Denkmälern der Größe seines Hauses eine bescheidene Hütte.

Außer der Residenz liegen von der Stadt noch getrennt die schon erwähnte Vorstadt der Muhammedaner, Islam Bed, die Juden-Vorstadt Felashabed und das Quartier Etschegbebed, wo der Etschegbe, das Oberhaupt des Klerus, residirt, und welches als eine unverletzliche Freistatt für Verbrecher angesehen wird. Islambed enthält 300 Häuser, Etschegbebed 200, Felashabed 60 und die Stadt 440 Häuser, was für ganz Gondar 1000 Häuser mit etwa 6500 Seelen ergiebt. Die Häuser sind aus unbehauenen vulkanischen Steinen, welche durch eine lehmige Erde verbunden sind, erbaut, und haben die Form eines Cylinders und ein kegelförmiges Strohdach. Im Innern sind fünf Abtheilungen, nach außen öffnen sich drei Thüren. Viele Häuser sind zweistöckig, und wird dann der untere Stock für das Vieh, der obere zu Wohnzimmern benutzt. Gondar hat den großen Nachtheil, daß innerhalb seines Umkreises sich gar kein Wasser befindet, so daß bei feindlicher Bedrängniß leicht Wassermangel entsteht.

In der ersten Zeit meines Aufenthaltes zu Gondar wohnte ich bei Getana Mariam, später bezog ich ein besonderes Haus. Hier wurde ich von vielen Besuchern heimgesucht, welche größtentheils Neugier und Habsucht herbeitrieb. Die Prinzen bettelten am unverschämtesten, die Geistlichkeit quälte mich überdieß durch Streitfragen über die doppelte Natur Christi und andere

theologische Feinheiten, und ein Heer von Kranken aller Art verlangte ärztlichen Beistand, freie Medizin und ein Geschenk obendrein. Der einzige achtungswerthe, verständige und gebildete, dabei wirklich religiöse Mann, den ich in Abessinien kennen gelernt habe, war Lik (soviel wie kaiserlicher Richter) Atkum, ein betagter, ehrwürdiger Vornehmer von Gondar, dem ich die wichtigsten Nachrichten über die Geschichte des Landes verdanke, und der mit der zuvorkommendsten Güte mir die Gelegenheit verschaffte, eine Menge von Handschriften zu sammeln oder abschreiben zu lassen. Er war der Einzige, welchen nicht Eigennutz trieb.

Meine Besuche in Gondar betrafen hauptsächlich solche einflußreiche Personen, welche ich mir durch Geschenke geneigt zu machen hatte. Mehr aus Huldigung des geschichtlichen alten Glanzes, als weil ich mir irgend einen Vortheil davon versprechen konnte, machte ich meinen ersten Besuch beim Kaiser Aito Saglu Denghel, der dazumal der Inhaber des Schatten-Thrones war. Ich verfügte mich in Begleitung von Lik Atkum und Getana Mariam zu ihm. Man ließ uns eine gute halbe Stunde im Hofe warten, ehe wir zur Audienz zugelassen wurden, ob der Etiquette wegen, oder um das Zimmer zuerst zu reinigen und in Ordnung zu bringen, weiß ich nicht. Als wir einzutreten eingeladen wurden, ließen wir der Sitte gemäß unsere Schuhe am Anfang der Stiege stehen und wurden sodann in ein ziemlich schönes viereckiges Zimmer geführt, dessen gewölbte Decke aus Schnitzwerk bestand. Im Hintergrund des Gemaches, der Thür gegenüber, saß der Kaiser auf einem mit einfachem Kattun bedeckten Ruhebette, in einem gardinenartig halbverhängten Alkoven. Mit Ausnahme einiger alten Fußteppiche waren im ganzen Zimmer keine Mobilien. In einem der Wandschränke lagen zwei Quartanten, von denen der eine die Psalmen Davids, der andere die vier Evangelisten enthielt. Der Kaiser war bis an die Augen herauf in ein einfaches weißes Tuch eingehüllt, so daß der untere Theil seines Gesichts und seine Hände bei der Audienz nicht sichtbar wurden. Sein entblößtes Haupt war mit grauen Locken bedeckt und entbehrte jedes künstlichen Schmuckes. Zu beiden Seiten des Kaisers stand ein

Laquai oder Kammerherr, jeder bis an die Hüften entblößt und einen Fliegenwedel haltend, mit dem sie die Insecten vor J. Majestät verscheuchten. Wenn der Kaiser hustete oder ausspuckte, so hielten sie schnell ein großes Tuch vor sein Antlitz, damit man seinen Mund nicht erblicken könne. Beim Eintritt in das Zimmer fielen meine Begleiter auf die Kniee nieder und verneigten ihr Haupt bis auf den Boden. Ich legte nur meine Hand auf die Brust zum Gruße, worauf der Kaiser mir andeutete, mich auf die Erde zu setzen. Dieselbe Erlaubniß erhielt auch Lik Atkum, alle Anderen mußten stehen bleiben. Nachdem ich mit den herkömmlichen Ausdrücken den Kaiser begrüßt hatte und einige allgemeine Redensarten über Befinden u. dgl. m. gewechselt worden waren, redete mich der Kaiser etwa in folgender Weise an: „Er bedaure recht sehr, daß ich in sehr ungünstigen Zeiten nach Gondar gekommen sei. Derjenige, welcher jetzt den Titel eines Beherrschers von Abessinien trage, besitze so zu sagen gar nichts mehr von der Macht und dem Ansehen, welche in früheren Zeiten den Thron der Kaiser, seiner Vorfahren, umgeben hätten. Er sei daher auch nicht im Stande, den Fremden sich auf wirksam thätige Weise gefällig zu erweisen, denn das Ansehen des Thrones sei so sehr gesunken, daß Kaiser oft bloß nach der Willkühr einiger ihrer Unterthanen ein- und abgesetzt würden." Ich erwiederte diese Worte, bei deren Schluß der Kaiser unwillkührlich einen tiefen Seufzer ausstieß, mit dem Ausdruck des Vertrauens auf eine bessere Zukunft, die dem Kaiserthron die alte Macht und den verlorenen Glanz wiederbringen könne, wenn das Volk nur ernstlich wolle. „Wie Gott es gefallen wird", war die Antwort des Kaisers. In einer Privataudienz, bei welcher außer meinen beiden Begleitern und den beiden Kammerherrn sämmtliche Anwesende abtreten mußten, überreichte ich meine Geschenke, welche, obgleich von verhältnißmäßig geringem Werthe, doch zu gefallen schienen, weil sie unerwartet kamen. Der Kaiser that noch einige Fragen an mich über den Eindruck, welchen das Land auf mich gemacht habe und über die Hauptverschiedenheiten desselben von meinem Vaterlande. Dann bat ich um die Erlaubniß, mich zurückziehen zu dürfen, welche mit dem Bemerken ertheilt wurde, daß mein Besuch stets willkom-

men ſein werde. Das ganze Verfahren bei der Audienz hatte etwas Würdiges gehabt und erinnerte unwillkührlich an frühere Größe.

Etſcheghe Gebra Selaſſé, der oberſte Prieſter der geiſtlichen Congregation der Mönche vom Kloſter Debra Libanos, damals aber bei Abweſenheit des Abuna das Oberhaupt der ganzen abeſſiniſchen Geiſtlichkeit, war die zweite angeſehene Perſon, welcher ich einen Beſuch zu machen hatte. Ich fand ihn im Alkoven eines nur durch die Eingangsthür erleuchteten Zimmers ſitzend, ganz in ein weißes Tuch eingehüllt; um den Kopf hatte er einen weißen Shawl als Turban gewickelt, in der einen Hand hielt er ein ſilbernes Crucifix, in der andern einen Roſenkranz. Er war ein alter, ſchwächlicher, hektiſch ausſehender Mann. Ich mußte mich auf die Erde ſetzen, alle andern Anweſenden aber blieben mit entblößtem Oberkörper ſtehen. Es wurden die gewöhnlichen Redensarten gewechſelt und für die dargebrachten Geſchenke ward über mich und Getana Mariam ein beſonderer Segen geſprochen und uns das ſilberne Crucifix zum Küſſen dargereicht.

Oeleda Tackelit, die Tochter des verſtorbenen Djeatſch Maru und Mutter des Djeatſch Confu, welcher den ganzen Diſtrict zwiſchen Gondar und dem Zana-See befehligt, eine der angeſehenſten und einflußreichſten Perſonen Abeſſiniens, ward demnächſt von mir aufgeſucht, um ſie durch ein Geſchenk günſtig für mich zu ſtimmen. Sie wohnte damals in dem eine halbe Stunde von Gondar gelegenen Dorfe Aſuſo, welches vor Zeiten von den Nachkommen der portugieſiſchen Hülfstruppen bewohnt war, und an die ehemalige Anweſenheit der Europäer noch durch einige Trümmer größerer Gebäude und durch Anpflanzungen von Limonien und Granatäpfeln erinnert. Wir fanden die ungewöhnlich corpulente, aber noch recht hübſche Dame in ihrer geräumigen kegelförmigen Strohhütte, deren eine Hälfte von Maulthieren beſetzt war, von vielen Sklavinnen umgeben, die alle auf der Erde ſaßen und Baumwolle ſpannen. Auch Oeleda Tackelit ſelbſt ſpann mit ihrer Geſellſchafterin ganz feine Fäden. Viele Soldaten und Pfaffen ſtanden umher, großentheils in der Erwartung, an dem Mittagsmahl Theil nehmen zu

dürfen. Uns wurden Strohbündel zum Sitzen angewiesen, und die mit den gewöhnlichen Redensarten übergebenen Geschenke mit großem Gefallen betrachtet und angenommen. Das Scharlachtuch wurde sogleich zu wiederholten Malen gemessen; man berathschlagte, zu was es am zweckmäßigsten verwendet werden könnte und entschied sich zuletzt dahin, es zu einer Decke für das Lieblingsmaulthier der Prinzessin zu gebrauchen. Als Gegengeschenk bot mir diese Maulthiere und Sklaven an, und sie war nicht wenig erstaunt, als ich erklärte, ich bäte bloß um Schutz für meine Jäger während ihres Aufenthalts in der unter ihrer Verwaltung stehenden Provinz Fangia. Sie gab mir bereitwillig die Versicherung ihres Schutzes und ließ uns zum Abschiede mit Honigbier reichlich bewirthen.

Außer den genannten drei Personen bekamen noch Lik Atkum und der muhammedanische Zollpächter Nagade Ras Zadig Geschenke. Auch der zeitweilige Stadtcommandant (Walie betitelt) wußte mich durch seine zur Handhabung der Polizei beorderten Soldaten so lange zu plagen, bis ich zu ihm ging und ihm unter vier Augen zwei Thaler in die Hand drückte, was seine große Freundschaft und die strenge Bestrafung meiner Belästiger zur Folge hatte.

Der Aufenthalt in Gondar ward mir durch die Freundschaft Lik Atkum's sehr angenehm, und oft saß ich bei ihm in seinem mit Coffeebäumen, Weinreben, Granaten und Kaffeesträuchern reich geschmückten Garten. Er ergoß sich hier häufig gegen mich mit betrübtem Herzen in Klagen über den unglücklichen Zustand seines Vaterlandes. „Warum kommen denn nicht noch einmal, rief er aus, die Europäer uns zu Hülfe, wie sie vor dreihundert Jahren thaten? Namentlich die Engländer, die doch so viel Geld ausgeben, um uns mit Bibeln und ähnlichen Schriften zu versorgen?" Ich erwiederte ihm, daß ohne sittliche Hebung des Volkes eine Hülfe durch Waffengewalt dem Lande nicht frommen, daß jene Besserung aber allerdings durch bloßes Austheilen von Bibeln nicht erzielt werden könne. Meiner Ansicht nach würde man dieselbe sicherer herbeiführen durch ausgedehnte Verbreitung einer allgemein faßlich geschriebenen Geschichte Abessiniens, damit jeder die ehemalige Größe und Kraft der Nation

mit dem jetzigen erbärmlichen Zustande derselben vergleichen und die Besseren sich mit Beiseitesetzung ihrer Privatstreitigkeiten zur Wahl eines tüchtigen Herrschers verständigen könnten, um eine neue Ordnung der Dinge herbeizuführen. Dieser Gedanke ward von Lik Atkum lebhaft aufgenommen, und er that alles Mögliche, um mich in der Sammlung von Büchern und Chroniken in der Landessprache zu unterstützen, so daß ich eine große Zahl derselben zusammenbrachte.

Alle abessinischen Manuscripte sind auf Pergament geschrieben und zwar meist recht sauber und sogar elegant. Die Linien laufen ganz symmetrisch mit einander parallel, und die einzelnen Blätter enthalten, je nach dem Format derselben, zwei oder drei verticale Colonnen. Auf der ersten Seite und am Anfange jedes neuen Kapitels sind immer die Zeilen abwechselnd mit rother und schwarzer Tinte geschrieben, und in religiösen Büchern sind öfters ausgemalte Vignetten in dem Texte angebracht. Der Einband besteht aus dünnen, mit Leder überzogenen Holzdeckeln, und ist mit Arabesken und einem eingebrannten Crucifix hübsch verziert. Jedes Buch hat überdieß in der Regel ein Futteral von dickem, steifem Leder, wodurch es gegen den Einfluß der Feuchtigkeit, und wenn man es mittelst des Futterals aufhängt, auch gegen Beschädigung durch Mäuse geschützt ist. Eines der schönsten Manuscripte sah ich in der Kapelle der kaiserlichen Burg, welches die Evangelien enthält und für den Gebrauch der Kaiser vor zweihundert Jahren angefertigt ist. Es bestand aus ausgezeichnet schönen und großen Pergamentblättern mit (zum Theil weggerissenen) Sammteinbänden, die Buchstaben waren zwei Zoll groß und am Anfang jeden Kapitels befand sich eine große ausgezeichnete Malerei. Von den vier Evangelien waren zwei gestohlen. Während man mir bei einem Besuche, den ich dem Kaiser machte, diese Bücher zeigte, hielten zwei Diener ein großes Tuch vor das Angesicht des Kaisers; denn nach einem alten Herkommen muß in Abessinien ein jeder aufstehen, wenn die heilige Schrift sichtbar vor ihm geöffnet wird.

Bei meinen Nachforschungen nach abessinischen Manuscripten lernte ich viele der 50 Kirchen Gondar's kennen, von denen sich nur wenige von den übrigen auszeichnen. Die größte derselben ist die Kirche Bada, von Kaiser Teqela Haimanot im Jahre 1775 erbaut. Sie überragt alle anderen und trägt ein großes griechisches Kreuz von Messing auf dem Giebel. Von der allgemeinen runden Bauart weichen nur die Kirche Telout und die des heiligen Cyriacus ab, welche in länglichem Viereck gebaut sind. Beide haben Glocken, womit zum Gottesdienst geläutet wird. Sämmtliche Kirchen sind von Gruppen der stattlichen Wachholderbäume beschattet und von einer Umfassungsmauer umgeben, innerhalb welcher die Begräbnißplätze und die kleinen Wohnungen der Priester sich befinden. Da die Kirchengebiete als heilig und unverletzlich betrachtet werden, so finden sich in den Wohnungen der Priester viele Sachen, welche man in unsicheren Zeiten vor Diebstahl und Raub bewahren will; doch legen Raublustige öfter Feuer an diese Hütten und nehmen dann Alles weg, was vor den Flammen gerettet wird.

Der Gottesdienst der Abessinier besteht nur in äußerlichen Dingen und beschränkt sich hauptsächlich auf Fasten und Kirchenküssen. Da zuerst das Judenthum in ihrem Lande Wurzel faßte, und auf dieses erst später das Alexandrinische (koptische) Christenthum gepfropft wurde, so haben sich noch viele jüdischen Gebräuche neben den christlichen erhalten. Wie die alten Juden fasten die Abessinier an jedem Mittwoch und Freitag, sie feiern gleich jenen neben dem Sonntag auch den Sonnabend als Sabbath, sie essen nicht mit Andersgläubigen und betrachten manche Thiere wie unrein, wie Schweine, Hasen, Wassergevögel, auch haben sie die jüdische Beschneidung beibehalten. Kein Volk fastet so viel und so strenge, als die Abessinier. Außer den genannten zwei Tagen in jeder Woche haben sie noch 55 Fasttage vor Ostern, einige Fastwochen nach Pfingsten zu Ehren der Apostel, 15 Fasttage zu Ehren der Jungfrau Maria und 40 Tage als Vorbereitung auf das Fest der Geburt Christi, im Ganzen gegen 192 Tage, also weit über die Hälfte des Jahres. Das Fasten besteht darin, daß sie sich von früh Morgens bis etwa zwei und eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang des Essens und Trinkens

ganz enthalten, dann vegetabiliſche Nahrungsmittel und erſt nach Sonnenuntergang Fleiſch, Milch oder Butter zu ſich nehmen. Faſt eben ſo groß, als die Zahl der Faſttage, iſt die der abeſſiniſchen Feſttage, und faſt die eine Hälfte des Jahres iſt der Trägheit gewidmet. So feiert man z. B. zu Ehren eines jeden Apoſtels jährlich zwei Feſttage; die Jungfrau Maria, die Erzengel Michael und Georg und der den Abeſſiniern eigenthümliche Heilige Tekela Haimanot haben monatlich je einen Feſttag, u. ſ. w. An ſolchen Tagen wird von den Chriſten gar nicht gearbeitet, die Dienſtboten wollen dann nicht einmal das zum Brod der Haushaltung nöthige Mehl reiben.

Der kirchliche Gottesdienſt zeigt keine Spur einer chriſtlichen Erbauung. Gelangt man am Sonntag zum Eingang des Kirchhofes, ſo zieht man die Schuhe oder Sandalen aus, deren Gebrauch übrigens eine große Seltenheit in Abeſſinien iſt. Dann küßt man beim Eintritt in die Kirche die Thüren derſelben und ſetzt ſich oder kniet in dem größeren vorderen Raume auf die Erde hin. Durch offene Flügelthüren ſieht man den in dem hinteren Zimmer befindlichen Tabot (Bundeslade). Dieſer Tabot ſtellt die iſraelitiſche Bundeslade vor, welche der Sage nach durch Menilek, den Sohn Salomos, aus Jeruſalem entwendet und nach Abeſſinien gebracht wurde, und iſt eine Art Sitzkaſten, worauf Brod oder Wein für das Abendmahl eingeſegnet werden, und in welchem der auf Pergament geſchriebene Name des Heiligen der betreffenden Kirche aufbewahrt wird. Um den Tabot ſtehen mehrere Prieſter in zerlumpten ſeidenen Kitteln, welche unter ſchrecklichem Geheul, das hier zu Lande Geſang genannt wird, convulſiviſche Bewegungen mit dem ganzen Körper machen, mitunter auch abwechſelnd wild in die Höhe ſpringen. Zuweilen lieſt einer eine kurze Phraſe aus einer Sammlung geiſtlicher Lieder (Kedasje) vor, auch wird zuweilen die Thür zwiſchen beiden Zimmern geſchloſſen und ein Prieſter tritt dann in das vordere Zimmer und reicht den Anweſenden ein Crucifix zum Küſſen dar, wobei ſie mit dem heiligen Rauchfaß berührt werden. Bei Feiern großer Heiliger oder an den Hauptfeſttagen ſteigern ſich die convulſiviſchen Tänze der Prieſter zu grotesken Verzerrungen, wobei ſie eine Art Krücke ſchwingen, und der Lärm wird durch

das Pauken einer Schellentrommel und das Schellenrassel (Sanasel), welche jeder Priester schwingt, wahrhaft unerträglich. Die christliche Menge in der Kirche besteht fast nur aus Männern, da der Eintritt jedem Weibe, welches, ohne kirchlich getraut zu sein, in einem näheren Verhältniß zu einem Manne steht, untersagt ist. Eine kirchliche Trauung ist aber höchst selten in Abessinien, man sieht daher die Frauen fast nur in dem Vorhofe des Tempels.

Die Geistlichkeit ist in keinem christlichen Lande so zahlreich, als hier. An der Spitze derselben steht der Abuna (d. h. unser Vater), der seit Tekla Haimanot stets vom koptischen Patriarchen zu Alexandrien geweiht sein muß. Ihm steht ausschließlich die Ordinirung der Geistlichen zu; er allein ertheilt Lossprechung für schwere Vergehungen und seine Hand muß mit dem heiligen Oel die Bundeslade einer Kirche reinigen, ob sie nun neu gezimmert, oder aber durch die unheilige Berührung eines Islamsbekenners besudelt worden. Sein Einkommen ist sehr groß und besteht theils in dem Ertrage eines großen Theils von Abessiniens Ländereien, theils in der Gebühr von zwei Stücken Salz für die Ordination eines jeden Geistlichen. Da er nun oft viele hundert Bewerber an einem Tage durch Anhauchen seines heiligen Geistes zu Diaconen macht, so beläuft sich die Einnahme aus dieser Amtshandlung auf eine hübsche Summe. Dem Patriarchen von Alexandrien wird bei der jedesmaligen Weihe eines Abuna eine große Summe Geldes entrichtet; um daher die oftmalige Ausgabe zu sparen, sehen die Abessinier darauf, stets einen recht jungen Abuna zu erhalten und bewachen ihn, trotz aller Ehrfurcht gegen ihn, wie einen Gefangenen. Gegenwärtig ist gar kein Abuna in Abessinien, da man nach dem Tode des letzten aus Sparsamkeit, und weil das Einkommen der geistlichen Güter den Machthabern gut zu behagen scheint, noch nicht wieder nach Alexandrien geschickt hat.*)

*) 1842, 15 Jahre nach dem Tode des letzten Abuna, traf Abba Salama, der neue Abuna, von Alexandrien ein. Er war bei Uebernahme seines hohen Amtes erst 22 Jahre alt und hatte seine Bildung zu Cairo durch den frommen und gelehrten englischen Missionär Lieder, einen geborenen Baier, erhalten. Nach Isenberg fehlt ihm aber sehr Energie des Charakters.

Die zweite Stelle im geiſtlichen Würdenthume füllt der Etſcheghe, der Großprior der Mönche von Debra Libanos, einem berühmten, von Tekla Haimanot geſtifteten Kloſter in Süd-Abeſſinien. Er hat die Leitung aller mönchiſchen Anſtalten im ganzen Lande, und ſeine Meinung gilt als vom höchſten Belang in den unendlichen Streitigkeiten und Spitzfindigkeiten der abeſſiniſchen Gottesgelahrtheit. In Abweſenheit des Abuna vertritt er deſſen Stelle, übrigens erſtreckt ſich ſeine Machtbefugniß nur auf die einfache Zulaſſung in den Mönchsſtand und auf die Abſolutionsertheilung für die kleineren Sünden böſer Gedanken und vernachläſſigter Faſtenvorſchriften. Der Komus oder Biſchof, welcher zunächſt ober dem Prieſter ſteht, iſt ohne Sprengel und Machtbefugniß über niedere Glieder der Kirche; ſein Amt iſt nur, die heilige Bundeslade, wenn ſie zufällig durch die Berührung eines Laien verunreinigt ſein ſollte, auszufegen und zu reinigen, auch hat er noch einige wenig bedeutende Funktionen.

Zwölftauſend geiſtliche Drohnen mäſten ſich im Müßiggang von dem Schweiße der arbeitenden Klaſſen, und da man glaubt, daß der auf die Hand eines dieſer zügelloſen „Seelenhirten" gedrückte Kuß den Leib von aller Sünde rein mache, ſo werden ſie mit der höchſten Achtung und Verehrung behandelt, von Hoch und Nieder genährt und geliebkoſt und allezeit als „Vater" angeſprochen. Zu Diaconen, der unterſten geiſtlichen Stufe, werden ſchon Knaben und Kinder beſtimmt und dieſe müſſen als Novizen den geiſtlichen Verrichtungen beiwohnen. Sie lernen etwas leſen, die Pſalmen Davids und die Myſterien des abeſſiniſchen Sanges und Tanzes, und werden dann, wenn der Bart ihnen gekeimt iſt, zu Prieſtern geweiht. Als ſolche dürfen ſie heirathen, aber nur einmal; ſtirbt die Frau oder bricht ſie die Ehe, ſo iſt dem Prieſter keine zweite Heirath geſtattet. Im Aeußeren unterſcheidet ſich die Kleriſei von der Laienſchaft durch einen Bart und einen ungeheuren weiten Turban, einen ſchwarzwollenen Mantel mit ſpitzzulaufender Kappe und mit Sinnbildern des Glaubens beſetzt, ein ſilbernes oder meſſingenes Kreuz und einen dünnen Krückſtock; bei feierlichen Anlaſſen zeigen ſich außerdem die Inful, das Räucherfaß und die großen Schirme.

Ein Drittel vom ganzen bebauten Boden Abessiniens gehört der Geistlichkeit und sind für die Einkünfte derselben besondere Verwalter, Alaka's, als weltliche Kirchenvorsteher bestellt. Außerdem strömen reichlich Weihgeschenke und Dankopfer für glücklich vollbrachte Reisen u. dgl. an die Geistlichen. Die Vergebung begangener Sünden findet leicht oder schwer je nach der Summe des dafür bezahlten Geldes statt; für Geld an die Geistlichkeit werden die Schrecken des Kirchenbannes abgewendet und wird die Strenge der Fasten gelindert, für Geld und Vermächtnisse findet die Seele des Verstorbenen dort oben guten Empfang, und ohne Geld findet sein Leib aus Staub hienieden kein kirchliches Grab, und während Alles darbt, sieht man jederzeit im Schatten der ehrwürdigen Wachholderbäume, welche den Kirchhof auf dem Gipfel des grünsten Hügels schmücken, bekappte Priester in behaglichem Müssiggang des Leibes pflegen.

Außer den Weltgeistlichen giebt es noch zahlreiche Mönche, welche in Klöstern beisammen wohnen. In einzelnen wird strenge Zucht gehandhabt, meistens führen sie jedoch ein sehr lockeres Leben. Früher war in den Klöstern Gelehrsamkeit und wirkliche Bildung zu finden, und Begeisterte oder Schwärmer ergriffen ein Leben dürftiger Kost, herben Gewöhnens und strengen Fastens, um in die Tiefen der religiösen Weisheit zu dringen. Jetzt aber umhüllen der Thierhautmantel und der schmutzige Kopfputz der gelben Kappe den faulen Mönch, der zufrieden mit einem träumerischen und nichtsthuenden Dasein, sich den Tag über an den berasten Ufern des funkelnden Baches sonnt und die eben zureichende Verköstigung aus fremder Hand dem im Schweiße des Angesichts geernteten süßern Bissen vorzieht.

Der Abessinier hat keinen Begriff von der heilsamen Lehre und Wirkung des Christenthums. Pfaffenknechtisch und dummgläubig im allerhöchsten Grade glaubt er die lächerlichsten Lehrsatzungen, hält die strengsten Fasten und Bußen aus, genau nach der herrschsüchtigen Kirche Will' und Geheiß, und es gäbe auf Erden kein christlicheres und frömmeres Volk, als dieses, wäre das Merkmal eines solchen Blindgläubigkeit und Gehorsam gegen die Kirche. Aber was wahrhaft christlich und edel ist, Wahrheit und Treue, Gerechtigkeit, Barmherzigkeit und Nächstenliebe

ist in diesem kirchlichen Lande nicht zu finden, und die bodenlose Liederlichkeit, Lügenhaftigkeit, Treulosigkeit, Selbstsucht und Begehrlichkeit nach fremdem Gut beim Volke findet nur ihres Gleichen in der Dummheit und Verworfenheit der Geistlichkeit. Die Hauptlehrsätze des abessinischen Christenthums sind: Der alexandrinische Glaube ist der einzig wahre; der Glaube sammt der Taufe reicht hin zur Rechtfertigung, aber Gott verlangt Almosen an die Geistlichkeit und Fasten als Wiedergutmachung für — vor der empfangenen Taufe begangene Sünden; ungetaufte Kinder können nicht selig werden; Sünden müssen den Priestern gebeichtet werden und können von diesen vergeben werden; Gebete für den Todten und die Absolution durch den Priester sind nothwendig; die Seelen der Verstorbenen gehen nicht sogleich in den Zustand der Seligkeit über, sondern bleiben vorerst im Fegfeuer, dessen Dauer sich im umgekehrten Verhältniß zu den durch die auf Erden Zurückgebliebenen für jene der Geistlichkeit dargebrachten Spenden und ihren Gebeten verhält; Heilige müssen als Mittler zwischen Gott und Menschen angerufen werden, weil sündige Sterbliche unwürdig sind, vor Gott zu erscheinen, und die Heiligen hören auch jederzeit gern auf Gebet und Bitte ꝛc. Dabei ergeht sich die gelehrtere Geistlichkeit in Spitzfindigkeiten und bringt dadurch nicht selten Unruhe in das schon hinreichend gespaltene Land. So z. B. theilte sich das ganze Abessinien in zwei Parteien, je nachdem zwei oder drei Geburten Christi angenommen wurden, auch war großer Streit darüber, ob das Kind im Mutterleibe schon sündigen, fasten und beten könne. Letzteres ward angenommen und jeder, der solches nicht glaubte, mit dem Fluch der Kirche belegt.

Der Kirchenbann ist allerdings eine mächtige Waffe in der Hand der Geistlichkeit, und, wenn mit Strenge durchgeführt, ist er eine wahre interdictio aqua et igni. Niemand darf mit dem Geächteten sprechen oder essen oder trinken, noch sein Haus betreten, und dieser darf von jedem schlechten Kerl, der sich die Mühe nehmen mag, ihm die Gurgel abzuschneiden, nach Belieben ermordet werden, und todt — wird sein Leib nicht beerdigt. Aber Geld wendet den Bann bald wieder vom Geächteten. Als vor hundert Jahren zu einem europäischen Reisenden ein

Priester mit dem Buch, der Glocke und der Kerze kam, um ihn wegen seiner ketzerischen Meinungen und seines unkirchlichen Lebenswandels in den Bann zu thun, vermochte ein derber Prügel, der die Schultern und den Kopf des heiligen Mannes wacker bearbeitete, zur schleunigen Zurücknahme des Bannes. Von den kirchlichen Handlungen geschieht die Taufe bei den Knaben vierzig Tage, bei den Mädchen achtzig Tage nach der Geburt, weil nach der Tradition der Abessinier Adam erst vierzig Tage nach der Schöpfung in das irdische Paradies eingeführt wurde und Eva ihm dahin vierzig Tage später nachfolgte. Die kirchliche Trauung ist höchst selten, da die große Masse der Eheverbindungen nur Verträge loser Art sind, welche eben so leicht wieder gelöst werden. Wenn ein junger Bursche auf irgend eine Art ein paar Thaler erübrigt hat, so schafft er sich ein neues Hemd und ein Umhängetuch für das Mädchen seiner Wahl und läßt durch seine Eltern oder einen Freund um sie werben. Einen Korb hat er so leicht nicht zu befürchten, weil wegen der Gewohnheit dieser Länder, die männlichen Gefangenen im Kriege zu verstümmeln, die Zahl der Frauen die der Männer bei weitem überwiegt. Nur wegen des Geschenkes an die Eltern der Braut finden einige Verhandlungen statt, doch hat der Bräutigam selten mehr als 10 Thaler zu bezahlen. Nach Einwilligung der Eltern erklären die Brautleute „beim Leben" des Kaisers oder irgend einer andern herrschenden Person sich treu bleiben zu wollen und die Ehe ist geschlossen, die gewöhnlich durch ein Gelage gefeiert wird. Beim geringsten Zanke trennen sich aber beide Theile und sind oft nach ein paar Tagen anderweitig wieder verheirathet. Die Kinder fallen der Mutter anheim, doch hat der Vater bis zum achten Lebensjahre für ihren Unterhalt zu sorgen. In Gondar hat er dafür monatlich für jedes Kind vier Amoles zu bezahlen. Vermögende Männer halten sich mehrere Frauen, Handelsleute haben dergleichen in den meisten Orten, welche sie regelmäßig bereisen. Wird die Ehe jedoch kirchlich geschlossen, so gilt sie für unauflöslich. In diesem Falle nehmen die Eheleute nach geschehener Einsegnung das Abendmahl. Dieses wird in der Kirche an den Festtagen Nachmittags, an den andern Tagen Morgens gereicht. Zwei Priester

ſind dabei beſchäftigt; der eine hält ein Kreuz und der andere lieſt etwas aus einem Buche vor. Die Abendmahlsgänger ſtellen ſich in Reihen auf, die Vornehmſten vornan. Der, welcher das Buch hat, nimmt hernach eine Schüſſel, worin eine teigige Miſchung von Roſinen, Mehl und Waſſer iſt. Die Abendmahlsgänger treten dann zu dem Altar, küſſen das Kreuz, drücken es dreimal an ihre Stirn und empfangen dann zweimal mit dem Löffel die heilige Speiſe, verbeugen ſich und verlaſſen die Kirche. Sie ſpeien den ganzen Tag nicht aus und ſprechen auch nicht. Die Diaconen haben die Bereitung des Teiges zu beſorgen und es darf bei derſelben kein weibliches Weſen in der Nähe ſein.

Auch wichtige Eide werden in der Kirche in Gegenwart von drei Prieſtern geſchworen. Der Schwörende ergreift mit der einen Hand ein Kreuz, mit der andern ein Licht und ſagt, das Licht ausblaſend, „wenn das, was ich jetzt ſchwöre, nicht wahr iſt, ſo möge Gott meine Seele von mir wegblaſen, wie ich jetzt das Feuer von dieſem Lichte blaſe.“ Aber es wird mit dieſen Eiden ein frevelhafter Mißbrauch getrieben, denn iſt viel mit einem falſchen Eide zu verdienen, ſo wird er gewiß geſchworen, da der Prieſter für den halben Profit die Sünde vergiebt.

Stirbt ein Abeſſinier, ſo wird er meiſtens noch an demſelben Tage beerdigt. Die Leiche wird gewaſchen, in ein reines baumwollenes Tuch gehüllt und mit der großen Lederhaut, welche den Abeſſiniern zum nächtlichen Lager dient, umwickelt. Freunde und Verwandte begleiten ſie dann unter den Gebeten der Prieſter in die Kirche, wo ſie eingeſegnet und dann innerhalb der Kircheneinzäunung der Erde übergeben wird. Dann folgt im Trauerhauſe ein Schmaus, wobei ſich die Prieſter vorzüglich ſehr gütlich thun. Für die Bemühungen bei der Leichenfeier erhalten die Prieſter keine Entſchädigungen, für die nachfolgenden Gebete aber, um die Seele des Verſtorbenen aus dem Fegefeuer zu befreien, erheben ſie je nach der Größe der Hinterlaſſenſchaft die unverſchämteſten Forderungen und begnügen ſich gewöhnlich erſt mit der Hälfte des Vermögens. Um tiefe Trauer wegen des Todes eines Blutsverwandten auszudrücken, pflegt man das Haupthaar abzuſcheeren, den Kopf mit Aſche zu beſtreuen und ſich mit den Nägeln die Haut an den Schläfen blutig

zu reißen. Während der Trauerzeit, welche ein Jahr dauert, müssen schwarze oder gelbe Gewänder, oder der gewöhnliche Anzug, dieser aber in Koth getaucht, als Trauerkleidung getragen werden.

Die Abessinier haben aus besserer Zeit einen Anstrich von höherer Gesittung bewahrt, und zeigen beim äußern Umgang ein leutseliges, höfliches und ungezwungenes Benehmen, weshalb eine oberflächliche Beurtheilung gewöhnlich zu ihren Gunsten ausfällt. Sie sind sehr gesellig, werden schnell mit einander, dem Anschein nach, äußerst freundschaftlich bekannt und vertraut, geben sich in ihren Gesprächen die zärtlichsten Namen und erzeigen sich gern gegenseitig kleine Dienste. Beim Begegnen auf der Straße begrüßen sich die Männer gleichen Standes durch Entblößen der rechten Schulter und Brust, so daß der ganze rechte Arm frei wird, vor höher Stehenden nehmen sie das ganze Umhängetuch ab und wickeln sich dasselbe um die Hüften. Zwei sich begegnende Priester küssen zur Begrüßung einander gleichzeitig die rechte Schulter; Frauen, seltener Männer, küssen einem Priester auf der Straße ehrfurchtsvoll die innere Seite der Hand.

Der Lebenslauf eines begüterten Abessiniers ist nichts als ein fortwährender Müßiggang. Den größten Theil des Vormittags verwendet man zu gegenseitigen Besuchen, namentlich um höheren Personen den Hof zu machen. Gegen Mittag wird die Mahlzeit und nach derselben ein Schläfchen gehalten. Zwei Stunden vor Sonnenuntergang besucht man sich abermals, jedoch stets um länger zu verweilen und sich beim gemeinschaftlichen Genuß von Gerstenbier (Tullah) und Meth (Tedsch) den Abend zu verkürzen. Männer und Frauen sitzen dann bei der zwanglosesten Unterhaltung und bloß auf den Genuß sinnlicher Vergnügungen bedacht, mehrere Stunden lang beisammen.

Die beliebteste Speise ist das rohe, noch lebenswarme Fleisch vom Rind (Brendo), und mit Verachtung sieht man auf Diejenigen herab, welche es einer Kochprocedur unterwerfen. Das gegenseitige Hineinstopfen der besten Bissen gilt als besondere Höflichkeit, und komisch nimmt sich für den Europäer das große eulenhafte schwarze Gesicht aus, wie es sich über den niedern Flechttisch herabbeugt, um in die aufgerissenen Kinnbacken das hingestreckte

Stück Fleisch zu empfangen, das oft mit beträchtlicher Fingerkraft hineingezwängt wird. Das Kauen wird mit lautem Geschmatze begleitet, denn nur „Bettler essen, als schämten sie sich desselben.“ Nies't jemand, so wird die heilige Dreifaltigkeit angerufen, und jeder Anwesende ruft sein Meru (gesegn's Gott).

Die vollkommene Unthätigkeit wird nur unterbrochen durch die häufigen Kriegszüge, zu welchen jeder Abessinier verpflichtet ist. Da der Kriegsdienst überhaupt nur eine Art Müßiggang ist, so sagt solcher dem abessinischen Charakter vollkommen zu, denn zu großen Heldenthaten ist gewöhnlich wenig Gelegenheit, und besondere Tapferkeit ist nicht in Abessinien zu Hause. Stehen sich zwei Heere gegenüber, so reißt gewöhnlich die Partei aus, welche sich als die schwächere sieht, und giebt der andern Raum zu plündern, so viel sie vermag. Den meisten Gefangenen werden die Geschlechtstheile abgeschnitten und diese bei den Triumphzügen als Trophäen getragen, andere werden als Sklaven verkauft. Die unglücklichen Verstümmelten sterben meistens an der rohen Operation; kommen sie mit dem Leben davon, so werden sie gewöhnlich Priester oder Mönche solcher Klöster, in welchen streng auf Keuschheit gehalten wird.

Außer dem Kriegsdienst ist Ackerbau hauptsächlich die Beschäftigung der Abessinier, doch bestellt ein jeder nur so viel Land, als zur Erhaltung seiner Familie nöthig ist, da der Mehrbetrag doch von Soldaten oder Machthabern weggenommen würde. Die Knaben besorgen das Vieh und melken die Kühe, sammeln das Brennholz ein und waschen gelegentlich die Kleidungsstücke der Familie — eine Seltenheit übrigens, da die Christen dieses Landes auf Schmutz halten, um nicht in Verdacht zu kommen, Muhammedaner zu sein. Den Frauen liegt das Wasserholen, Mehlreiben, die Bereitung der Speisen und das Spinnen der Baumwolle ob, am liebsten aber vertändeln sie ihre Zeit mit Besuchen und sitzen zuweilen halbe Tage lang beisammen, um sich gegenseitig die Haare verschiedenartig zu flechten und mit Fett einzuschmieren.

Die Kleidung der Frauen besteht aus einem großen baumwollenen Hemde, dessen Aermel am Oberarm sehr weit sind, an den Handknöcheln aber knapp anliegen, darüber tragen sie ein

den Oberkörper ganz einhüllendes weißes Umhängetuch mit farbiger Randborde, das dem der Männer ganz gleich ist. Die Hemden der Reichen sind an den Rändern mit Seidenstickerei verziert. Die ganz vornehmen Frauen tragen, wenn sie ausreiten, dicht anliegende gestickte Beinkleider und sehr plumpe Schuhe mit vorn aufwärts gebogener Spitze, deren sich auch die Priester bedienen. Reiche Männer schmücken sich auch mit silbernen Ketten den Hals und die Füße.

Drittes Kapitel.

Während meines Aufenthaltes in Gondar ward die Stadt mehrmals durch Streifzüge feindlicher Häuptlinge in Schrecken gesetzt, und ich hatte Gelegenheit zu sehen, wie es in diesem unglücklichen Lande nun schon seit einem halben Jahrhundert hergeht. War Ras Ali, der Protektor des Reiches, entfernt, so kamen dessen Gegner und plünderten; rückte dann jener zur Bestrafung heran, dann zogen diese wieder schnell davon, oder es verliefen sich die Soldaten von selbst und ihr General bezog dann die Freistadt von Etschegheb. Die Einwohner von Gondar, statt sich die beutelustige Soldateska abzuwehren, brachten ihre Waffen nach den Kirchen, um ihrer nicht beraubt zu werden. Wie es überhaupt mit der Tapferkeit steht, zeigt folgender Fall.

Ich hatte meinen abessinischen Diener auf den Markt geschickt, um Futter für meine Maulthiere zu kaufen. Auf seiner Rückkehr begegnete diesem ein Trupp Soldaten, welche ihm nicht nur das Futter abnahmen, sondern auch bei seiner Gegenwehr ihn verwundeten, der Kleider und Waffen beraubten und ihn stark blutend auf den Boden liegen ließen. Mit Klaggeheul eilte eine Schaar Weiber in meine Wohnung, um mir den Vorfall zu berichten. Ich begab mich sogleich mit meinen beiden Negern wohlbewaffnet auf den Marktplatz, und fand die Räuber, etwa 30 an der Zahl, bei der Theilung der Beute beschäftigt. Ohne

weiteres ging ich mit angelegtem Gewehr auf sie los und drohte sie niederzuschießen, wenn sie nicht augenblicklich den Raub wieder herausgäben. Sogleich liefen sie alle davon, und als ich sie raschen Schrittes und immer zu schießen drohend verfolgte, ergriff ein panischer Schrecken die der Zahl nach wenigstens zweitausend betragende Menschenmasse, welche den Marktplatz anfüllte. In wenigen Augenblicken zerstieb die ganze Masse und ich trieb den Trupp Soldaten, der sich stets vergrößerte, wie eine Heerde Schafe vor mir her. Ich hatte die Freude, alles Geraubte wieder zu erhalten und setzte durch dieses entschiedene Benehmen mich so in Respect, daß ich fortan Ruhe vor den Plünderssüchtigen hatte.

Während dessen mußte auch der Kaiser Sagbu Denghel von seinem Schattenthron steigen. Er hatte sich durch Einziehen mehrerer Pfründen bei der Geistlichkeit unbeliebt gemacht und diese schickte am 19ten Januar eine Deputation nach Fangia an Ras Ali, um die Absetzung des Kaisers wegen ketzerischer Neuerungen zu verlangen. Ras Ali sandte sogleich einen Offizier nach Gondar mit dem Befehle an den Kaiser, sogleich die Krone niederzulegen und sich in ein Dorf am Zana-See zurückzuziehen. Diesem Befehle ward sogleich ohne Widersetzlichkeit gewillfahrt, und Ras Ali hat es vorläufig nicht für nöthig erachtet, einen neuen Kaiser zu ernennen. Auch der Etscheghe kam eines Schützlings wegen in große Verlegenheit. Als er nämlich letzteren an Ras Ali auszuliefern verweigerte, ließ dieser durch seine Soldaten einen großen Theil der stets für unverletzlich gehaltenen Freistatt anzünden und plündern, so daß der Etscheghe schnell den Aufrührer nebst dessen Raub auszuliefern gezwungen ward.

So ging es während meiner Anwesenheit in Abessinien in diesem unglücklichen Lande zu, überall Krieg und Plünderung. Ich machte indessen von Gondar aus Abstecher nach Norden und nach Süden. Der erste betraf einen Jagdbesuch in die sogenannte Kolla, die nördlich von den Hochgebirgen Abessiniens gelegene wald- und wildreiche Niederung. Hier wohnen wegen des heißen feuchten und ungesunden Climas wenig Menschen, aber desto

mehr wilde Thiere. Zahlreiche Heerden wilder Büffel, kleine Familien von Elephanten, einige menschenscheue Rhinocerote, blutdürstige Löwen und Leoparden, verschiedene Arten von Affen und Antilopen tummeln sich hier auf den großen Weidegründen herum und locken stets kühne Jäger zu regelmäßigen Jagdzügen herbei. Solch ein Jäger war Aito Saifu, in dessen Gesellschaft ich am 27. December 1832 von Gondar aufbrach. Wir stiegen den Gebirgskamm hinan, welcher vom Hochplateau Woggera ausgehend sich nördlich von Gondar nach Westen hinzieht. Von der Höhe sahen wir zu unseren Füßen ein Gewirr von wildzerrissenen Felsen und ausgebrannten Vulkanen, welche die Provinz Janfangera einnehmen, aber sämmtlich niedriger waren, als unser Standpunkt. Am fernen Horizont bemerkten wir eine Bergkette, die von Osten nach Westen zieht und die Grenze der Provinz Walkeit bildet. Die ganze Gegend, welche wir übersahen, erniedrigt sich allmälig nach Norden und wird von vielen Gewässern durchzogen, welche sich insgesammt in dem Fluß Angerab vereinigen, der nach Nord-West fließt, die Provinz Walkeit durchschlängelt und sich dann in den Takazzé ergießt. Janfangera wird von einem Offizier des Ras Ali mit Namen Palambares Alie verwaltet. Westlich daran liegt die Provinz Tschelga, durch welche der Weg von Gondar über Ras el Fiel nach Sennaar geht, weiter nördlich ist die sehr bergige Provinz Armatgioho, deren Hauptort Tschelkin heißt und die Residenz des Djeatsch Sebet ist. Nördlich von Janfangera liegt die Provinz Walkeit, welche schon zu Ubi's Verwaltung gehört, und nordöstlich die Provinz Waldubba, in deren Wäldern viele Einsiedler sich befinden. Das Land nördlich von den beiden letzten Provinzen jenseits des Takazzé besteht aus weiten Steppen, welche von unabhängigen, großentheils nomadischen Volksstämmen spärlich bewohnt sind. Diese Völker werden von den Abessiniern Schangalla-Takazzé, von den Bewohnern von Schendi aber Schukuri genannt und alljährlich behufs Einfangen von Sklaven bekriegt. Sie sind aber keineswegs Neger, wie die schlechtweg Schangalla genannten Stämme, sondern gehören zur äthiopischen Race.

Die Bewohner von Janfangera bekennen sich zu einer eigen-

thümlichen Religionsſekte, die ſich in mehreren Provinzen des ſüdlichen und weſtlichen Abeſſiniens ausgebreitet hat. Man nennt die Anhänger dieſes Glaubens Gamant und verachtet ſie auf's gründlichſte. Denn der Hauptunterſchied ihres Glaubens von dem der übrigen Chriſten Abeſſiniens beſteht im Nichtachten der Faſten, im Genuſſe des gleichviel von Chriſten, Muhammedanern oder Juden geſchlachteten Fleiſches und im Nichthalten der Faſttage. Uebrigens ſind ſie gutmüthig, fleißig und gaſtfrei und weit beſſer, als die orthodoxen Chriſten. Sie glauben an Gott und Unſterblichkeit, erkennen aber bloß Moſes als einen von Gott inſpirirten Propheten an und ſind wahrſcheinlich die Abkömmlinge der Falaſchas oder Juden, welche im dreizehnten Jahrhundert ſo hart von den Chriſten verfolgt wurden. Ihre Sprache iſt die der abeſſiniſchen Juden.

In der Niederung wächſt üppiges Gras und Rohrgebüſch mit Strauchwerk und Baumgruppen durchmiſcht und die reich angebaute Durrapflanze erreicht rieſenhafte Verhältniſſe. Der Rohrſtängel dieſer Pflanze wird hier zehn bis zwölf Fuß hoch und trägt eine Garbe von 1600 Samenkörnern, deren Zahl ſich durch Nebengarben oft bis auf 2000 vergrößert. Kurz vor der Regenzeit brennen die Einwohner das dürre Gras an, um die zu große Wucherung des Gebüſches zu verhindern und die Bäue wilder Bienen zu entdecken, die ſich in der Erde in ziemlich großer Anzahl zwiſchen den Felſen finden. Wir hatten mehrmals Nachts das ſchöne Schauſpiel ſolcher Brände, die, wenn ſie durch Luftzug angefacht, an den Seiten eines Hügels herabwogen, auf das täuſchendſte thätigen Vulkanen gleichen, aus deren Krater breite Lavaſtröme herabfließen. Die tiefen Thäler ſind wegen ihrer verderblichen Luft gar nicht bewohnt und ganz den wilden Thieren überlaſſen. Denn wenn während der Regenzeit bei abwechſelnd heiterem Himmel in dieſem Bereich einer üppig wuchernden Pflanzenwelt die Feuchtigkeit von der Sonne abgedunſtet wird, ſo verhindert das Rohrdickicht und die Form der ganzen Gegend den Luftzug und dann ſoll das bloße Durchgehen dieſer Region bereits die heftigſten Fieber erzeugen. Eine Nacht daſelbſt zuzubringen, dazu iſt in keiner Jahreszeit Jemand von den Anwohnern zu vermögen. Die wenigen Dörfer der

Kulla sind auf den Höhen der Berge erbaut, welche die niedrigen Thäler umgürten.

Ich war drei und zwanzig Tage auf dieser Jagdexcursion von Gondar abwesend und brachte eine reiche Beute von Antilopen, Affen und andern Thieren zurück.

Meinen zweiten Ausflug beabsichtigte ich nach dem Kloster Lalibela in Lasta, unfern den Quellen des Takazzé zu machen, welches wegen einiger sehr großen, in Felsen gehauenen Kirchen berühmt ist und von weit und breit als Wallfahrtsort besucht wird. Der Krieg zwischen Ras Ali und Ali Faris von Lasta vereitelte jedoch diesen Plan und ich mußte mich mit einer Reise nach der Deldei-Brücke über den Nil begnügen. In Gesellschaft eines Godjamer Kaufmanns reiste ich am 25. Februar von Gondar ab. Wir überschritten den kleinen Angrab auf einer Brücke mit drei Bogen und weiterhin das tiefe Strombett des Magetsch auf einer ähnlichen Brücke mit fünf Bogen. Dann kamen wir in die Provinz Ferka, welche sich nördlich am Zana-See ausbreitet und hier eine vollkommene Ebene bildet. Im Dorfe Uenareb übernachteten wir mit vielen andern Reisenden aus Gondar, welche den Markt zu Bada besuchen wollten, in einer großen Dornenverzäunung. Am andern Tage gelangten wir an den See beim Dorfe Ankasha. Gegenüber erhebt sich aus dem See die kleine romantische Hügelinsel Matzraka, einst ein Lieblingsaufenthalt der abessinischen Kaiser. Von Ankasha aus führt die Straße nach Kiratza neben dem See durch grasreiche Steppen; wir wandten uns jedoch östlich nach Bada, einer berühmten Kirche neben dem muhammedanischen Handelsort Derida. Neben der Kirche ward ein großer Markt gehalten; wir fanden eine bunte Gesellschaft von etwa 10,000 Menschen und vielleicht eben so vielem Vieh hier versammelt. Die Meisten erschienen mit Sonnenschirmen, welche sehr billig, 72 Stück für 1 Thaler verkauft werden. Auch standen Weintrauben mit großen blauen süßen Beeren zum Verkauf aus, von denen man zehn Pfund für 1 Stück Salz erhielt. Die Reifezeit des Weins ist hier im Februar, wie am Cap. Die Trauben werden meist frisch gegessen, auch wird ein feuriger Most daraus gekeltert, doch das

Gähren desselben ist unbekannt. Die Weiber waren mit einer großen Lederhaut um die Hüften bekleidet, welche beim Gehen ein sonderbares Geräusch machte. Rund um den See liegen mehrere Dörfer der Sekte Waito, die bei den Abessiniern sehr verschrieen ist. Die Anhänger derselben gelten als Heiden, denn sie essen Wassergeflügel, Flußpferde und wilde Schweine, haben auch gar keine religiöse Ceremonien, sprechen übrigens amharisch und stehen tief unter den Gamants, mit denen sie keine Gemeinschaft haben. Sie leben hauptsächlich vom Fischfang und der Jagd auf Flußpferde, welche sie mit hölzernen vergifteten Lanzen tödten. Das Land südlich von Bada bildet die Provinz Foggera und ist eine vollkommen wagerechte Ebene mit einer fetten schwarzen Erde. Früher war diese Ebene reich angebaut und mit künstlichen Bewässerungen versehen, jetzt füllt sie wildwuchernder Graswuchs, von dem sich zahlreiche Viehheerden nähren. Weiter südlich kamen wir in den anmuthigen District Dara, wo baumreiche Hügel mit Fruchtfeldern abwechselten. Hier liegt nicht weit von einer verlassenen Niederlassung der Portugiesen die Stadt Kiratza auf einem Hügel am Ufer des Sees. Die vielen von stattlichen Bäumen umgebenen Kirchen und die hübschen bequemen Häuser, in Kaffeebuschwerk halb verhüllt, geben dieser von Priestern verwalteten und für ein unverletzliches Asyl gehaltenen Stadt ein sehr freundliches Aussehen, und die in Abessinien ungewöhnliche Sicherheit des Ortes unterhält einen lebhaften Handelsverkehr. In einer der hiesigen Kirchen befand sich eine ausführliche abessinische Chronik, welche von Djeaz Hailu von Begemder (starb 1809) verfaßt war, nach deren Besitz mich sehr gelüstete. Es gelang mir jedoch nicht, das Manuscript käuflich zu erlangen, doch war ich so glücklich, eine Abschrift davon zu erhalten und nach Europa zu bringen.

Der erste Geistliche in Kiratza und gewissermaßen Beherrscher der Stadt war Abba Oeled Georgis, welcher seines geregelten Lebens und seines fleißigen Lesens der heiligen Schrift wegen den Ruf einer großen Frömmigkeit genoß. Er nahm mich mit vieler Zuvorkommenheit auf, zeigte in seinen Fragen viel Wißbegierde und Intelligenz, und belästigte mich, gegen die Gewohnheit der meisten Abessinier, nie mit dogmatischen Streitfra-

gen. Durch seine Vermittlung gelang es mir auch, die berühmte Affenbrücke Deldei zu besuchen, welche etwa 10 Stunden von der Stadt in der Nähe des Dorfes Dembasa liegt. Der Vorsteher dieses Dorfes, das von muthigen aber etwas raublustigen Menschen bewohnt wird, begleitete mich auf der Reise gegen eine Vergütigung von einigen Thalern. Dembasa zeichnet sich durch gute Bodenkultur und Wohlhabenheit aus, da die Einwohner nicht nur von allen Steuern frei sind, sondern auch einen Zoll von der Brücke erheben und die willkührlichen Bedrückungen durch Soldaten des Ras Ali stets abzuwehren gewußt haben. Von Dembasa aus geht der Weg zur Brücke stets bergab, so daß letztere wohl 1000 Fuß tiefer liegt, und die Gegend wird nun felsiger und wilder. Der Anblick der Brücke ist höchst eigenthümlich und überraschend. In einer mehr als 60 Fuß tiefen, engen Felsschlucht, deren senkrecht abstürzende Seitenwände an mehreren Stellen kaum zwei Klafter weit von einander entfernt sind, rauscht der hier nordöstlich fließende Nil mit einer ununterbrochenen Reihe von Kaskaden dahin. Während der Regenzeit ist nicht allein dieser ganze Felsspalt mit Wasser ausgefüllt, sondern der Strom überfluthet dann auch eine beträchtliche Strecke des südlichen Ufers, welches mit stark abgeschwemmten vulkanischen Geröllen von kolossaler Größe bedeckt ist. Die Brücke besteht aus acht ungleichweiten Bogen, von denen der nördlichste, über den Strom selbst gesprengte, der größte ist. Sie ist neunzig Schritt lang und funfzehn Fuß breit, in ihrer Mitte befindet sich eine Quermauer mit einem Thor. Wildzerrissene Felsenmassen engen den Fluß weiter aufwärts so sehr ein, daß an einer Stelle die Ufer sich bis auf die Weite von 9 Fuß einander nähern und kühne Springer den Raum nicht selten übersetzen. Schäumende Kaskaden und ein größerer Wasserfall ziehen sich noch eine Strecke aufwärts, weiter oben begleitet den Strom bis zum Zana-See hinauf ein üppiger Wiesengrund. Bei der Brücke fand ich eine Karawane von Kaufleuten versammelt, welche die Märkte der Provinzen Godjam und Damot zu besuchen gedachten. Eine Abtheilung Soldaten erhob von ihnen für Rechnung des Ras Ali einen Zoll.

Die Provinz Godjam hat mehrere gut gebaute Städte, wie

Dima, Baſo und Jauſch im Süden, und Mota ſüdlich von der Deldei-Brücke, in deſſen Nähe früher eine zweite Brücke über den Nil führte. Weſtlich von Godjam liegt Damot, zwiſchen beiden Provinzen liegt ein hohes Gebirge, dem der blaue Nil in der Nähe des Dorfes Giſch entſpringt. In Damot iſt Dembaſcha eine berühmte und vorzüglich durch Muhammedaner belebte Handelsſtadt, ebenſo iſt die Hauptſtadt Bure eine für Abeſſinien große Stadt. An Damot nordweſtlich ſtößt die Landſchaft Agumidder, größtentheils von Agows bewohnt, welche auch einen großen Theil von Damot und das Land um die Quellen des Nil inne haben. Auch Falaſcha's wohnen hier in Dörfern zuſammen, und an der Weſtgrenze gegen den Nil finden ſich Schangalla's, heidniſche Neger, die ſich jenſeits des Fluſſes durch das Land Fazokl nach dem weißen Nil hin ausdehnen. Von Agumidder iſt Bandja die Hauptſtadt. Nördlich von Godjam und Damot zieht ſich am Südufer des Dembea-Sees ein ebenes, höchſt fruchtbares Land hin, die Provinz Matſcha, wo Galla-Horden ſich früher angeſiedelt und durch Annahme des Chriſtenthums mit den Abeſſiniern gemiſcht haben. Hier wetteifert die Stadt Jbaba in der Nähe der Deldeibrücke mit Gondar an Größe und Handelsbelebtheit. Die ganze, durch die Krümmung des Abai begrenzte Halbinſel ſüdlich vom Dembea-See wird auch unter dem allgemeinen Namen Godjam begriffen, und bildet ein herrliches, fruchtbares und maleriſches Land. Auf dem See findet ein lebhafter Verkehr zwiſchen den Ufern ſtatt durch kleine Boote aus rieſigen Binſenſtengeln verfertigt. Sie heißen Tang, tragen drei Menſchen und Gepäck und werden durch ein flaches Ruder gelenkt. Sie ſind zu leicht, um unterſinken zu können, ſchlagen aber leicht um. Von den vielen Inſeln des Sees iſt die größte Deck, welche ganz flach iſt, daneben aber befindet ſich die kleine Inſel Daka mit einem Kegelberg, der auf allen Punkten der Küſte ſichtbar iſt. Krokodile giebt es im See nicht, aber viele Flußpferde und eine Menge Fiſcharten, welche im unteren Nil nicht vorkommen. Die Fiſche werden durch die Samenkörner der Giftpflanze Berberé betäubt, kommen dann an die Oberfläche und werden leicht gefangen. In Kiratza wird ein ſehr beſuchter Wochenmarkt abgehalten, wo vorzüglich baumwollene,

in der westwärts von Gondar liegenden Provinz Quara gefertigte Zeuge umgesetzt werden. Auch blühen unter dem Schutze der Hierarchie die Handwerke, und die Buchschreiberei und Buchbinderei wetteifert mit der zu Gondar. Der um jede Wohnung üppig wuchernde Kaffeebaum wird zu eigenem Gebrauche nicht benutzt, da die abessinischen Christen den Kaffee als Getränk der Muhammedaner verabscheuen, wohl aber ist die hier gewonnene Bohne Handelsgegenstand. Funfzig Pfund derselben werden zu einem Thaler verkauft. Höher wird jedoch der Kaffee von Narea und Kaffa geschätzt, von dem man nur 35—40 Pfund für einen Thaler erhält.

Am 20sten März brach ich von Kiratza wieder auf und reiste längs des Seeufers nach Gondar zurück. Hier war ich bis zum Mai mit naturhistorischen Sammlungen und astronomischen Beobachtungen, sowie mit dem Zusammenbringen mehrerer abessinischen Handschriften beschäftigt, wobei ich die thätige Hülfe des Lik Atkum, dessen Redlichkeit und wahre Religiösität ich nicht genug rühmen kann.

Meine Abreise von Gondar geschah am 18ten Mai. Zu Dobark schickte ich mein Gepäck auf dem gewöhnlichen Wege über den Lamalmon-Paß nach Adarga voraus, während ich selbst, um den Dieatsch Ubi in Simen aufzusuchen, mit Getana Mariam auf dem schmalen Gebirgskamm hinritt, welcher Woggera mit den Hochalpen Simens verbindet. Nach 5 Stunden gelangten wir an eine Stelle, wo der Bergkamm kaum vierzig Fuß breit ist. Nördlich wird derselbe von einem furchtbaren Abgrund begrenzt, in dessen etwa 3000 Fuß betragender Tiefe Simens Vulkane als Hügelverkettungen nach Walkeit sich fortsetzen. Auf der schmalsten Stelle des Kammes haben die Abessinier quer über den Weg eine Art Verschanzung von zusammengebundenen Aesten und dazwischen gelegten Felsstücken um das kleine Durchgangsthor erbaut. Dieser leicht zu vertheidigende Paß führt den Namen Sanka Ber. An der steilen Felswand des nördlichen Abfalls stürzt sich die Quelle des Serema-Stromes im schäumenden Wasserfall hoch herab, der selbst in der Ferne einen grossartigen Anblick gewährt. Für die Nacht erhielten wir in dem abwärts im Scheadathal gelegenen Dorfe Ambaras ein Unterkommen mit

ten unter Kindern, Schafen, Kühen, Eseln, Hunden und Hühnern, die recht eigentlich durch einander lagen. Am folgenden Morgen gelangten wir nach vierstündigem Marsche an den ausgedehntesten und furchtbarsten Abgrund, den ich mich je gesehen zu haben erinnere. Von der fast ganz senkrecht viertausend Fuß abfallenden Felswand aus erscheint die nach Nord und Ost liegende hügelige Landschaft von Tigrè und Shirè als eine verflachte Gegend, und die sie durchströmenden Flüsse haben das Ansehen von sich schlängelnden Silberfäden. Der Anson entströmt dem nördlichen Fuße dieses Riesendammes, im Süden quillt der Bellegas in westlicher Richtung herab. Wir zogen nun an der Nordseite des dick mit Schnee bedeckten Buahat hin und erblickten wieder die fremdartige Vegetation der Gibarra-Pflanze. Dann wandten wir uns um den Buahat und gelangten in das steil abfallende Thal Maschaha, welches den Abba Jaret vom Buahat trennt. Hier trafen wir auf Ubi's Lager, wo 2000 Soldaten mit 3000 Weiber, und anderem Trosse in erbärmlichen Hütten von Gerstenstroh und Reisern sich eingerichtet hatten. Ubi selbst gab gerade vor seiner kleinen Hütte einer großen Anzahl Gäste beiderlei Geschlechts ein Gastmahl und bedeutete mich durch einen Wink, mich zu ihm zu setzen. Es ging sehr ungezwungen zu und die Gäste aßen mit einem wahren Heißhunger und rauften sich um den verabreichten Meth. Am nächsten Morgen zog das ganze Heer in malerischem Zuge das Thal hinauf bis auf den Gebirgskamm, wo eine Schaar bunt gekleideter Priester den Landesfürsten mit gräulichem Geheul bewillkommnete, in das die anwesende Weiberschaar mit gellenden Trillern einstimmte. Ein Ochs ward hier geschlachtet und das noch zuckende Fleisch roh verzehrt. Dann ging es anderthalb Stunden steil bergab nach Sauana, einem Orte von 150 Strohhütten und einer der gewöhnlichen Residenzen Ubi's. In einer großen Scheune ward hier wiederum ein großes Gelage gehalten, bei welchem mir und Getana Mariam, so wie einigen Abgesandten anderer Fürsten und den Standesdamen besondere Ehrensitze in Ubi's Nähe angewiesen wurden. Für mich und meinen Begleiter waren einige Dienstmädchen besonders beordert, uns die Speisen in den Mund zu stopfen, und als besondere Ehren-

bezeugung ließ uns Ubi mehrmals seinen eigenen Becher mit Meth reichen. Getana Mariam goß aber aus großem Respect das Getränk in seine hohle Hand und trank daraus in demüthiger Stellung. Am folgenden Morgen hatte ich eine Unterredung mit Ubi, wobei er mir bereitwilligst seinen Schutz bei der Reise durch Simen zusicherte und auch Empfehlungen an die Zollpächter bis Adowa mitgab. Bei Ubi traf ich meinen alten Bekannten, den Schellika Getana Jasu. Der Djeatsch selbst war damals ungefähr 32 Jahr alt, von hagerer Natur und mittlerer Größe. In der Form seines Kopfes und seiner Haltung spricht sich ein gewisser Adel aus und seine schönen lebhaften Augen verrathen Geist und Gewandtheit. Seine Gesichtsfarbe ist gelbbraun und seine Stimme schwach. Er trug den Kopf unbedeckt und die schöngelockten Haare kurz abgeschnitten. Seine ganze Kleidung bestand in dem gewöhnlichen baumwollenen Umhängetuch mit breiter farbiger Randborde von Seide, an der rechten Seite trug er ein krummes Säbelmesser. Seine Rede ist frei von Affectation und seine Antwort stets prompt und bündig. Man rühmt seine Tapferkeit, Großmuth und Freigebigkeit, so wie seine Gerechtigkeitsliebe; bei den spätern Reisenden, namentlich den evangelischen Missionären, welche aus Tigrè vertrieben wurden, ist nur von Ubi's Grausamkeit die Rede.

Nach der Audienz brach ich sofort von Sauana auf, um meine uns von Dobark aus voraufgegangenen Leute einzuholen. Der Weg windet sich größtentheils an senkrechten Felswänden neben furchtbaren Abgründen hin, so daß wir ihn zu Fuß zurücklegen mußten, aber die pittoresken Ansichten dieser wilden Landschaft entschädigten einigermaßen für die Strapazen der Reise. Hinter Hauasa, einem Marktflecken in der Nähe eines einzelnstehenden Felsens von 300 Fuß Höhe bei nur 50 Fuß Durchmesser, fand ich meine Leute, welche über den Lamalmon hieher gelangt waren. Der Lamalmon-Paß ist ein Hohlweg zwischen zwei Hügeln, welcher von der Hochebene Woggera im steilen Zickzackwege 3000 Fuß jäh bergab nach Adarga führt. Trotz des von Ubi mitgegebenen Geleites hatten wir fortwährend Zollstreitigkeiten, doch ist der Zeitaufenthalt dabei das schlimmste. Denn hat man sich eine Weile mit den Zöllnern herumgezankt,

ſo kommt man endlich doch mit dem zwanzigſten Theil ihrer Forderungen davon. Hier verließ mich auch Getana Mariam, trotzdem ich mir ſein Geleit bis Adowa ausbedungen und bezahlt hatte. Wir zogen nun die Straße nach Shiré und kamen durch ein Land voll vulkaniſcher Hügel. Stellenweiſe traten uns neben den Flußbetten ſchöne Baumgruppen entgegen, auch zeigten ſich hin und wieder Wieſengründe, von Hornvieh belebt. Am 29. Mai ſtiegen wir ziemlich ſteil an 2000 Fuß über Urthon- und Talkſchieferſchichten zum Takazzé hinab. Die mannigfachen Bäume und Geſträuche des engen Flußthales waren jetzt blätterlos und abgetrocknet, auch die ganze Grasvegetation ſah wie verbrannt aus. Die Waſſermaſſe ſtand zu dieſer Zeit am niedrigſten, und man ſah an den Spuren der Felswände, daß das Niveau des Fluſſes zur Regenzeit zwanzig Fuß höher ſich befindet. In dem Dickicht des Gebüſches an den Ufern hatten die Elephanten nach allen Richtungen Pfade eingetreten. Am folgenden Tage ſtiegen wir auf felſigem Pfade die Hochfläche am rechten Ufer des Takazzé hinauf. Hier iſt die Provinz Shiré, deren Djeatſch Serrafel ſammt dem Nebrid von Arum und dem Djeatſch Solengeda von Temben kürzlich (am 15. Mai) von Djeatſch Oled Michael von Agamé geſchlagen worden waren. Serrafel hatte ſich in die wildeſte Gegend von Shiré geflüchtet, Solengeda war gefangen genommen und der Nebrid (Befehlshaber) von Arum hatte ſich in dieſem Aſyl verborgen. Der Sieger verwüſtete das Land, überall trafen wir auf Schutthaufen von verbrannten Dörfern und je näher wir Arum kamen, deſto mehr nahm die Zahl der Viehheerden zu, welche namentlich aus der Provinz Zana (zwiſchen Temben und Shiré), wo Michael gerade hauſte, hieher geflüchtet wurden. Das allgemeine Elend vergrößerten noch die Räuberbanden, durch welche dieſe Provinz immer berüchtigt geweſen iſt. Bewaffnete Europäer haben jedoch von ſolchen abeſſiniſchen Räubern nichts zu befürchten, denn nicht allein iſt Feigheit ein Charakterzug der Abeſſinier, ſondern es herrſcht auch bei ihnen zu Gunſten der Europäer ein ganz beſonderes Vorurtheil von Ueberlegenheit. Die Hochfläche von Shiré beſteht aus vulkaniſchen Hügeln, welche durch Verwitterung die Oberfläche der Ebene mit einer fruchtbaren Erd-

schichte überdeckt haben, und war mit niederem, damals durch herrlich frisches Laubwerk geschmücktem Gehölze bewachsen, unter welchem ein üppiger Grasteppich aufkeimte. Von einer Anhöhe sahen wir noch einmal die mächtige Kette der Simenschen Hochalpen mit ihren schneebedeckten Häuptern und bald darauf am nördlichen Horizonte die Gebirgszüge von Hamasen in der Nähe des Meeres. Am zweiten Juni erblickten wir im Hintergrund eines fächerförmigen Thales die Wohnungen der alten Königsstadt Axum. Das Gesträuch hatte aufgehört und rings um die Stadt erhoben sich nackte Felsenhügel aus dem zwischen ihnen liegenden schönen Wiesengrunde. Ich schickte mein Gepäck nach Adowa vorauf und miethete mich in das Haus eines griechischen Schneiders ein. Hier traf ich mehrere Häuptlinge der Umgegend, welche gegen Michael Partei genommen hatten und nun in dem für heilig gehaltenen Bezirke der Stadt Schutz suchten. Selbst Oeled Michael, der Sieger, kam nach ein paar Tagen mit einem Troß von Soldaten, um in der Hauptkirche ein Dankgebet zu halten und um sich mit dem besiegten Serrafel zu besprechen. In seinem Gefolge befand sich der Grieche Demetrius, ein geschickter Mechaniker, der trotz seiner allgemeinen Beliebtheit und Geschicklichkeit doch schon zwei und zwanzig Jahre in Abessinien zugebracht hat, ohne das Geld zu seiner Rückreise erschwingen zu können. Die Stadt Axum besteht aus etwa zweihundert steinernen Häusern, deren Hofräume hin und wieder mit Reben bepflanzt sind und ausgemauerte Brunnen enthalten. Wegen des Asylrechtes der Stadt haben die meisten vornehmen Leute in derselben eigene Wohnungen, um in Zeiten der Noth hier sichere Zuflucht zu finden. Außer einigen kolossalen Sycomor-Bäumen ist die ganze Umgegend von jeglichem Laubholz entblößt. Axum ist eine sehr alte Stadt und das axumitische Reich (etwa das heutige Tigré) war schon den Griechen und Römern bekannt. Aber aus jener Zeit der Blüthe sind nur wenig Spuren zurückgeblieben, welche bei der Zerstörung der Stadt durch Gragne (1535) verschont sind. Das wichtigste Denkmal ist eine 6½ Fuß hohe und 3½ Fuß breite Lava-Steintafel, deren eine Seite eine griechische, die andere eine altäthiopische Inschrift trägt. Die Inschrift stammt aus der Regierungszeit des

Königs Aizanas, welcher 343—356 nach Chriſto zur Zeit des oſtrömiſchen Kaiſers Conſtantius herrſchte und in ſeinen letzten Regierungsjahren zum Chriſtenthum bekehrt ward. Rings herum liegen viele Schutthaufen, unter denen man noch mehrere Kalkſteinplatten mit altäthiopiſchen Schriftzügen gefunden hat, welche die Kriegszüge des Aizanas (hier Le San genannt) verkündigen. Einige Spitzſäulen ohne Inſchriften, von denen die größte 22 Fuß lang iſt, liegen in der Nähe, nur einer ſteht noch aufrecht. Weiter ſind mehrere Opferaltäre, in den Felſen gehauene Gänge und Katakomben zu bemerken. Das impoſanteſte Denkmal iſt jedoch ein noch ſtehender Obelisk von 60 Fuß Höhe, viereckig, aus einem Lavablock gemeißelt und mit Bildhauereien auf drei Seiten verziert. Die Trümmer von fünf anderen liegen noch umher, die wahrſcheinlich durch ein Erdbeben umgeworfen wurden. Der eine, in vier Stücken zerbrochene, hatte eine Länge von 92 Fuß. In der Umgegend finden ſich noch viele, theils aufrecht ſtehende, theils liegende obeliskenartige Steine ohne Bildhauerei und zum Theil ſehr roh gearbeitet; das Ganze dürfte ein Begräbnißplatz geweſen ſein. Nicht weit von dieſem Platze ſteht die Metrapolitankirche von Arum, ein längliches Rechteck, mit einem Säulengang und drei Thüren dazwiſchen, und einem kleinen Thurm, der auf das mit Zinnen umgebene Dach führt. Sie ſteht, abgeſehen von ihrer Größe, den meiſten Kirchen Gondars nach und ſticht ſehr zu der ſchönen Terraſſe ab, auf welcher ſie erbaut iſt. Zu dieſer führt eine Treppe aus großen behauenen Quadern mit verſchiedenen Abſätzen; ſie iſt wahrſcheinlich der Ueberreſt eines frühern Tempels, nach deſſen Zerſtörung die jetzige Kirche erbaut wurde.

Am 7ten Juni machte ich mich auf den Weg nach Adowa, welches etwas über vier Stunden von Arum entfernt iſt. Adowa iſt in jeder Beziehung die bedeutendſte Stadt von Tigrè und das Emporium für den Handel mit dem rothen Meere. In neuerer Zeit iſt der Ort durch die ewigen Kriege ſehr in Verfall gerathen, viele Wohnungen ſind zerſtört und die Zahl der Häuſer beträgt gegenwärtig nur etwa 500, die der Seelen 3500. Die Straßen ſind eng, ſchmutzig und verlaufen ohne Symmetrie. Die ſteinernen Häuſer haben flache Dächer, welche mit einer

Mischung von Erde, Stein und Ziegenmist bedeckt sind. Die zahlreichen Kirchen haben die gewöhnliche runde Form, stehen aber denen von Gondar sehr nach. In der Umgegend von Adowa wird viel Baumwollenzeug verfertigt, welches man zu den in Tigrè allgemein üblichen Beinkleidern verwendet. Diese Industrie wird aber durch die Kriegsunruhen häufig gestört, und ich hatte selbst Gelegenheit, die traurigen Wirkungen des politischen Verfalls dieses durch so manche climatische Vorzüge begünstigten Landes mit anzusehen. Oeled Michael hatte nämlich zu Arum seine Feinde nicht bewegen können, aus ihren Verstecken hervorzukommen und sich mit ihm zu vergleichen. Aufgebracht darüber gab er seinen Soldaten die Erlaubniß zu plündern und nun verbreitete sich das Gesindel mit unglaublicher Schnelle über die Landschaft, um, in wahrem Sinne des Wortes, den Bewohnern alles, was nur fortgebracht werden konnte, wegzunehmen. Ueberall sah man die Rauchsäulen brennender Dörfer, unter kläglichem Geheul liefen Schaaren der unglücklichen Landleute, die in Zeit von zwei Jahren schon zweimal rein ausgeplündert waren, nach Adowa zu. Die Flüchtigen, welche man einholte, wurden geprügelt, um sie zum Geständniß in Betreff der etwa versteckten Gegenstände zu bringen, und was man nicht fortbringen konnte, wie die Webstühle, wurde aus bloßer Zerstörungssucht vernichtet oder verbrannt. An der Spitze eines Haufens Plünderer zog ein Oheim des Oeled Michael, und kam an uns vorüber, als wir in das Lager reiten wollten. Er ritt auf meinen Bedienten zu und verlangte dessen Flinte zur Besichtigung. Als ich dem fürstlichen Räuberhauptmann jedoch erklärte, von meinen Effecten würde nichts in seine Hände gerathen und ich sei entschlossen, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ließ er uns ruhig weiter ziehen.

Michaels Heer zählte etwa 4000 Köpfe, von denen ein Viertheil aus Mädchen und Troßgesinde bestand. Eine Armee in Abessinien würde überhaupt in Europa für nicht viel mehr als Lumpengesindel gehalten werden. Der Kern derselben besteht in besoldeten und mit Luntenflinten bewaffneten Truppen, nach deren Zahl die Macht eines Häuptlings geschätzt wird. Die Flinten sind stets Eigenthum des Häuptlings und für einen

Kriegszug giebt dieſer dann für eine jede einige Schuß Pulver mit, ſo daß ein einziges Handgemenge gewöhnlich für den ganzen Feldzug entſcheidet. Dieſer Luntenwehrmänner ſind jedoch in jeder Armee nur wenige, die Hauptmaſſe beſteht aus den einzelnen Dorfvorſtehern, die bei einem Kriege mit ihren Bauern und Knechten ſich um den Häuptling ſchaaren müſſen. Dieſe Leute ſind blos mit Spießen, Säbelmeſſern und Schilden bewaffnet, welches alles jeder Einzelne ſelbſt halten muß. Von Ordnung iſt keine Rede, die Verpflegung der Truppen geſchieht in Freundesland durch Requiſition, im feindlichen durch Plünderung. In der Schlacht beſchränkt ſich die ganze Thätigkeit des Heeres auf einen ungeſtümen Angriff, bei welchem der perſönliche Muth in der Regel durch die größere Anzahl bedingt wird. Der von Natur feige Sieger feiert ſeine Ueberlegenheit jedesmal mit barbariſcher Grauſamkeit durch Verſtümmelung der Gegner, die ihm todt oder lebend in die Hände kommen.

Behufs meiner Rückreiſe nach Maſſawa machte mir Oeled Michael das Anerbieten, entweder mit ihm und ſeinem Heere nach Halai zu ziehen, wo er die von Coffin für ſeinen verſtorbenen Vater Sabagadis aus England überbrachten Waffen in Empfang zu nehmen beabſichtigte, oder aber in Begleitung eines Boten, den er in dieſer Angelegenheit vorher nach Arkiko ſchicken wollte, aufzubrechen. Ich zog zu meinem Glücke die letztere Gelegenheit vor, denn mir wurde dieſe letzte Zeit meines Aufenthalts in Abeſſinien unerträglich lang, zumal da die trockne Jahreszeit über das ohnehin ſchon wenig belaubte Oſtabeſſinien ein Trauerkleid gebreitet hatte. Wir brachen demnach am 19. Mai von Adowa aus und zogen nach Nordnordoſt durch den Diſtrict Gella, wo wir wenig Dörfer antrafen. Von Halai zogen wir denſelben Weg herab, den wir bei unſerm Eintrit in Abeſſinien heraufgekommen waren. Je tiefer wir aber zum Küſtenlande herabſtiegen, deſto mehr drückte uns die nach dem langen Aufenthalt im kühlen Abeſſinien ungewohnte Hitze. Die niederen Landſtriche fanden wir jetzt ganz verödet, da alle Beduinen mit ihren Heerden auf die Berghöhen gezogen waren.

In der Frühe des 29ten Mai gelangte ich endlich wieder nach Arkiko. Maſſawa war zu jener Zeit von türkiſchen Trup-

pen im Namen des Großherrn von Jemen aus in Beſitz genommen und Mehemet Ali von Egypten für einen Rebellen erklärt. Es verbreitete ſich jedoch die Nachricht, daß von Djetta aus 300 Soldaten des Vicekönigs unter Segel gegangen ſeien, um Maſſawa wieder zu erobern. Unter ſolchen Umſtänden fand ich leicht ein Schiff, welches ſeinen Abgang von der Inſel beſchleunigte, und am Abend des 4ten Juli 1833 lichteten wir die Anker. Kurz vorher empfing ich noch die Nachricht, daß Oled Michael auf dem Wege nach Halai im Diſtrict Gella von den Einwohnern angegriffen und ſammt dem größten Theile ſeiner Truppen erſchlagen ſei, ein Loos, das wahrſcheinlich auch mich betroffen haben würde, wenn ich in ſeinem Gefolge die Reiſe gemacht hätte.

Meine Fahrt nach Djetta war glücklich und ſchnell, meine Rückreiſe von dort über Aegypten nach Europa ohne Abentheuer.

B.

Harris'

Geſandtſchaftsreiſe nach Schoa.

(1841—1843.)

Erſtes Kapitel.

Am Spätabend eines ſchwülen Apriltages im Jahre 1841 verließen wir auf der Dampffregatte „Aukland" den Maſtenwald des Bombayer Hafens. Die tiefblaue See lag ſpiegelglatt. Auf halbem Wege der Fahrt kündigte ſich durch eine hohe Rauchſäule die „Cleopatra" an, welche die indiſche Poſt zwiſchen Suez und Bombay befördert. Dann grüßten uns Lüftchen von Arabiens Geſtaden und vor dem kühnen Umriß Socotra's, duftend von Würzgerüchen, vorüber rauſchte unſer Schiff in pfeilſchnellem Zuge, bis am neunten Tage der Fahrt das rauhe Vorgebirge von Aden ſich vor uns aufthürmte. Durchzogen von wagerechten dunkelfarbigen Felsleiſten und wild zerklüftet durch tiefe Spalten erhebt der Dſchebel Dſchemſchan ſeine thurmähnlichen Klippen faſt 1800 Fuß über den Ocean, in den zahlreiche nackte und ſchroffe Strebepfeiler ſich tauchen. Kein Pflanzenwuchs erfreut das Auge, und die ſchwere Wolkendecke, welche über dem zerſplitterten Gipfel lagerte, gab dieſem Gibraltar des Oſtens einen finſter dräuenden Ausdruck.

Nach Umſchiffung der Halbinſel entfaltete die prachtvolle weſtliche Bai ihre breite Spiegelfläche, wo zwiſchen Kohlenbarken und Handelsfahrzeugen die Kriegsſchiffe des Rothmeer-Geſchwaders lagen. Unſer Dampfer tauſchte Gruß und Gegengruß mit dem großen Blockſchiffe, das durch das Dunkel der anbrechenden Nacht auf uns zugeſchnaubt kam und ſich Leib an

Leib an unser Schiff legte. Ein Trupp vierschrötiger Sihdi's (freigemachte Neger von der Zanzibarküste) setzte wie eine Schaar Essenkehrer mit wildem Geschrei und Gejohle über die Plankenbekleidung des Schiffes und überluden zum mißtönenden Klang einer rohen Schellentrommel, die mit dem Schenkelknochen eines Kalbes gepaukt ward, einen Berg von Kohlen. Stampfend und heulend unter hölliſchem Gelärm verrichten sie ihre Arbeit und heben in wildem Tanze die wuchtigen Säcke wie ballspielende Riesen über und wälzen sich berußt von Kopf zu Fuß von Zeit zu Zeit auf den Planken, um den strömenden Schweiß zu stillen. Aber erschöpft von der Raserei der Aufregung und aufgeschwellt vom gierigen Trunke wirft sich nicht selten das schwarze Kind der heißen Sonne nieder, wenn seine Herkulesarbeit gethan ist, um nie wieder aufzustehen.

Im gastlichen Hause des Capitän Haines, des hiesigen englischen Residenten, fanden wir freundliche Aufnahme, und eine volle Woche verging, ehe die Gesandtschaft zu ihrer Bestimmung vollständig ausgerüstet war.

Emporgeschleudert durch vulkaniſche Kräfte aus den Tiefen des Oceans, bildet die Halbinsel Aden, durch eine schmale, niedrige Landzunge mit dem Gestade des glücklichen Arabiens zusammenhängend, ein von der Natur selbst angewiesenes Bollwerk für den Handel der Küste. So tagte denn auch früh hier großartiges Handelsleben und schon zur Herrschzeit Constantin's des Großen war Aden berühmt durch seine uneinnehmbaren Befestigungen, seinen anziehenden Hafen und ausgebreiteten Handel. Hier predigte auch „der letzte Prophet", das Schwert in der einen, den Koran in der andern Hand. Dreihundert und sechzig Moscheen erhoben einst ihre stolzen Häupter und achtzig Tausend Bewohner ergossen sich in's Feld und machten ihre Stadt zum Haupte Jemens. Hauptstapelplatz für den Verkehr Arabiens und des gegenüberliegenden Afrika, Wächterin des arabischen Golfes und Vermittlerin zwischen dem Welthandel des Orients und Europa's, ließ Aden seine Seegel schweifen über Indien hinaus bis zur fernen Küste China's. Die Türken nahmen sie in Besitz und Soliman der Prächtige befestigte die Halbinsel und schmückte sie mit großartigen Bauten. Aber seit der

Entdeckung des neuen Seeweges nach Indien durch die Portugiesen verwelkte ihre Blüthe. Der Handel zog sich in neue Bahnen und die unabhängigen Stämme Jemens und Hadramauts, welche nach einander die Erbschaft der Türken übernommen hatten, vermochten den Verfall Adens nicht zu hindern. Als die Engländer im Jahre 1839 die Stadt stürmten, fanden sie nur 90 verfallene Häuser, die 600 verarmte Seelen beherbergten. Zerrissene Mauerreste der vielfachen Befestigungswerke, zahlreiche Trümmerhaufen von Moscheen und anderen Gebäuden, zwei zierliche Minarets, Reste von ausgedehnten Begräbnißdenkmälern und zahlreiche Wasserbrunnen, so wie die Spur einer großartigen Wasserleitung, welche über die Landzunge führt, sind jetzt Alles, was vom Alterthum übrig geblieben ist. Aber unter dem Banner Altenglands blüht frisches Leben auf und Auswanderer von beiden Ufern des rothen und arabischen Meeres drängen sich täglich innerhalb der Mauern der Stadt, um Zuflucht vor unerträglich harter Bedrückung der Willkührherrschaften zu suchen. Im kurzen Raum dreier Jahre hat sich die Einwohnerschaft auf 20,000 vermehrt und der Strom gewinnbringenden Handelsverkehrs scheint in sein früheres Rinnsal zurückzukehren. Regelmäßig gehen Dampfschiffe von Indien nach Sues und über kurz oder lang wird eine Eisenbahn über die Landenge von Sues die Kette schließen, welche hier den Orient mit Europa verbindet.

Vom Landeplatz am Ras Marbut führte uns ein krümmungsreicher Pfad von fünf Meilen an der Kohlenniederlage und der Wohnstelle der Sihdi's vorüber zur Stadt Aden. Schroffe nackte Klippen in abentheuerlichen Gestalten drohten über dem Paß, der sich allmählig aufwärts wand, und als wir zuletzt ein enges, von Feuerschlünden starrendes und von Schildwachen behütetes Felsenthor durchschritten hatten, faßte das Auge plötzlich das beckenartige Thal, den ausgebrannten Krater, worin die alte Hauptstadt des glücklichen Arabiens steht. Eine Unfruchtbarkeit, die ihres Gleichen sucht, giebt dem ganzen Bilde das uneinladendste und abstoßendste Ansehen. Keine Spur von Pflanzenleben, nur ausgebrannte Lava und Trümmer von Mauerwerk auf allen vorspringenden Punkten begegnen dem rundschauenden Auge. Selbst der Blick über das Meer auf der Ostseite wird

von dem befestigten schwarzen Eilande Sirah gehemmt, welches durch einen vulkanischen Ausbruch in's Meer geschleudert, einen so starren, trostlosen Anblick gewährt, daß die Sage bezeichnend hierhin den Aufenthalt Kain's nach Ermordung seines Bruders verlegte.

In dieser Oede, über welche die glühende Sonne Tag für Tag aus wolkenlosem Himmel ihre sengenden Pfeile schießt, haben sich auf den Trümmern der Vorzeit die kunstlosen Häuser der neuen Bevölkerung erhoben. Der geschäftige persische Kaufmann und der verschlagene Baniane (Hindu), Ismaels freiheitsliebender Abkömmling und Jakobs feilschende Söhne, schwarze und braune Gestalten von Afrikas Küste begegnen sich hier im bunten Gemisch, und neben den Erzeugnissen Hadramauts und Jemens, dem köstlichen Kaffee, dem Weihrauch, Honig und Wachs, den Specereien und dem Elfenbein, den Straußfedern und dem Golde Afrikas breiten sich die Gewerbserzeugnisse Indiens und Großbritanniens aus.

Am 15ten Mai segelten wir auf der Kriegsbrigg Euphrat, gefolgt von drei großen, mit Pferden und Gepäck beladenen Landesfahrzeugen, von Aden ab und steuerten quer über den arabischen Meerbusen. Am Abend des nächsten Tages tauchte uns zur Seite in kühnen Umrissen der steile Uferberg Ras Dekhan, „das rauchende Vorgebirge" am Eingang der tiefen Bai von Tadschura auf. Seinen Scheitel krönten, wie gewöhnlich, flockige Wolken, von denen, wenn nicht von der warmen Quelle an seiner Sohle, dieses Cap wahrscheinlich seinen Namen führt. Der Morgenschein des 17ten Mai enthüllte die Stadt Tadschura, keine Meile entfernt am Rande einer breiten blauen Wasserfläche, über die hier eine Sonnenfäden gleichende Flotte fischender Katamarane (Fischerboote) bereits ihr geschäftiges Gewerbe trieb.

Eine Gruppe von etwa 200 kegelförmigen Häusern aus unbehauenem Bauholz, mit Mattenwerk aus Palmblättern überdacht, bildet die Stadt, und beherbergt etwa 1200 Einwohner. Graue Berge von Korallenkalkstein und basaltischem Trapp, Reihe über Reihe ansteigend bis zu dem 5000 Fuß über dem Meere erhöhten prachtvoll erhabenen Dschebel Gudah trugen

kupferrothe Morgenwolken über ſich; Gruppen von Dattelpalmen umgaben mit ſaftigem Grün den Süßwaſſerbrunnen, um welchen zahlreiche Beduininnen ihren täglichen Vorrath ſchöpften, und ein das weiße, ſandige Ufer einfaſſender Gürtel grüner Makanni (Zwergmimoſen) gaben dem Auge an Afrika's Küſten ein freundlicheres Bild, als die ſchwarzen Felſenmaſſen Adens, auf denen es zuletzt geruht hatte. In der Stadt rief die Stimme des Muezzin von der beſcheidenen, auf eine Erderhöhung geſtellten, weiß angeſtrichenen Moſchee herab den wahren Gläubigen zum Morgengebet, als der Euphrat in den Hafen ſegelte und ſeine fünf Begrüßungsſchüſſe aus der einzigen Kanone des Sultan Muhammed, einem gebrechlichen Vierpfünder, erwiedert wurden.

Wir ſchlugen unſer purpurrothes Staatszelt auf einem freien Platze neben der Moſchee auf und empfingen am folgenden Tage den Staatsbeſuch vom Sultan und ſeinen Vornehmſten. Ein unfürſtlicherer Gegenſtand läßt ſich kaum denken, als ſich in der altersſchwachen, ausgemergelten, todtenblaſſen Geſtalt dieſes allermagerſten Potentaten darſtellte, der auf einen langen, herenmeiſterlichen Stab geſtützt, in's Zelt gehumpelt kam und nach einander Jedem von der Geſandtſchaft ſeine garſtigen knöchernen Klauen hinſtreckte. Ein grober Baumwollenzeugmantel, ein blaues gewürfeltes Umſchlagetuch um die Hüfte und ein umfangreicher, gerade auf dem Gipfel ſeines abgeſchorenen Scheitels aufſitzender Turban paßten gut zu der Harmonie von Schmutz, welcher den Aufzug ſeines Staatsraths und Gefolges durchdrang. Ein mächtiger Koran in Quart, um die Schulter geſchlungen, ruhte unter dem linken Arm auf einem meſſingbeſchlagenen Säbelmeſſer und ſeine erlauchte Perſon ſchirmte weiter noch gegen böſen Einfluß ein mit myſtiſchen Amuleten und allerwirkſamſten Bannſprüchen dicht beſäeter Gürtel. Das tiefgefurchte, ebenholzſchwarz glänzende Geſicht befranſte ein ſtoppeliger weißer Bart, und in allen Zügen war Grauſamkeit, Verſchlagenheit und ſchmutzige Habſucht auf's deutlichſte ausgeprägt. Die Majeſtät und die Vornehmſten des abſcheulich riechenden Gefolges wurden mit Kaffee bewirthet und gegen das Verſprechen des Geleites durch das Adelland mit Kaſhmirſchawls und Delhier geſtickten Schärpen von erleſener Arbeit reichlich beſchenkt.

Am andern Tage statteten wir in voller Staatsuniform und unter dem Donner der Geschütze der Brigg unsern Gegenbesuch ab. Der Palast des Sultans besteht aus der hinteren Halbschied eines vor Jahren gestrandeten englischen Kauffahrers, welche man, den Kiel oben auf, um als oberes Stock und Frauenwohnung zu dienen, in der Mitte der Stadt errichtet hatte. Ein erbärmliches Gerüste von Pfählen und Mattenwerk darunter bildete den Divan, wo wir zehn erstickend heiße Minuten lang Komplimente austauschten. Aus den zahlreichen Ritzen der Decke glitzerten uns zahlreiche Frauenaugen an, und als wir endlich nach dem obligaten Kaffeeschlürfen und beschenkt von Sr. Hoheit mit einem Stück erbärmlichen Baumwollenzeuges den Palast verließen, vergönnte die Sultana ein flüchtiges Erblicken ihrer herausgeputzten Person von dem Hintercajütenfenster des Schiffes, wobei die verschrumpfte Gestalt der alten Vettel, ganz überzogen mit Zauberfegenzetteln, Glasperlenamuleten und Schmiere, sie als würdige Genossinn ihres runzligen Eheherren erscheinen ließ.

Der Sultan von Tadschura ist mehr dem Namen als der Macht nach Oberhaupt der Danakilstämme, welche diesen Theil des Adellandes bewohnen, obwohl er sich Gebieter allen Landes von der Küste bis Ifat, der nächsten Provinz Schoa's, zu sein rühmt. In Wahrheit geht seine Herrschaft nicht über Tadschura hinaus, aber der Umstand, daß der Haupthandel zwischen dem Meere und dem abessinischen Alpenlande über seine Hafenstadt geht, machen ihn zu einer wichtigen, oft genannten Person und verleihen ihm einen Schein von Macht. Er vermag übrigens nichts ohne den Beschluß der Rathsversammlung, welche aus den Häuptern der benachbarten Stämme besteht. Auch ist er kein Erbsultan, sondern nach seinem Tode folgt sein Vesir aus dem Abliſtamme, der dann sich einen Vesir und Thronfolger aus dem Adaliſtamme, dem Stamme des jetzigen Sultans, erwählt.

Die Einwohner von Tadschura treiben nur Handel, insonders Sklavenhandel, und sind in ihrer Art sämmtlich begütert, aber trotz ihrer Strenggläubigkeit und der eifrigen Ausübung aller äußeren Religionsvorschriften falsch, lügnerisch und von verderbten Sitten.

Manch lieben, langen Tag saß der Sultan mit der Rathsversammlung tabackkauend und Dattelblätter flechtend zusammen und verhandelte über unsere Reiseangelegenheiten, während wir vor Ungeduld brennend unter der glühenden Sonne Tadschura's und belästigt vom Morgen bis zum Abend von der stinkenden, zudringlichen Menge, auf unser Fortkommen verzweifelnd warteten. Endlich war nach den verdrießlichsten Hinhaltungen die Karawane von 170 Kameelen (die hier bei weitem kleiner und schwächer sind, als die mächtigen Dromedare Aegyptens und Arabiens), von Pferden, Maulthieren, Trägern und Dienern aus allen Nationen reisefertig und setzte sich unter Anführung des Bruders vom Sultan, Isak, als Ras el Kafileh in Bewegung. Leider war die beste Jahreszeit zur Reise durch das Tehama (Niederland) verstrichen, und man mußte diesen wasserlosen Erdstrich während des stärksten Wehens des glühend heißen ungesunden Windes, der in den Monaten Junius und Julius aus Südwesten hinfegt, durchziehen, und wegen der Trockniß des ganzen Erdstriches eine große Menge Kameele zur Fortschaffung des Wasserbedarfs und des Futters verwenden.

Am ersten Tage rückte die Karawane zwischen dem Meerbusen und dem Dschebel Gudah auf dem brennend heißen Sande des Ufersaums entlang, begleitet von dem englischen Schooner Constantia, welcher die Bai hinaufsteuernd, dem jedesmaligen Lagerplatz der Karawane gegenüber ankerte. Die Bai von Tadschura bildet eine schöne, glatte Wasserfläche, an deren Eingang eine Menge kleiner Felseninseln, theils unter, theils über dem Wasser sich befinden. Durch Vorspringen der Isah- und Danakil-Ufer theilt sich von dem tiefen Meeresarm eine innere Bucht ab, Gubet el Kherab (Becken der Falschheit) genannt. Hier befindet sich am nördlichen oder Danakilufer unterhalb der Fluthmarke eine heiße Quelle, in welche eine Krabbe getaucht augenblicklich getödtet und roth wird. Auf der andern Seite liegt eine kleine Bucht, von Korallenriffen begränzt, wo immerfort eine Strömung unter der Fläche stattfindet, die von Zeit zu Zeit durch ein plötzliches Aufwallen heftig bewegt wird. Die Eingebornen nennen diese kleine Bucht Mersa hud Ali, „die Quelle des Meeres."

Nachdem wir an der Küste den kleinen Weiler Ambabo berührt hatten, verließen wir in der folgenden Nacht das Ufer der Bai, das hier durch schroff abfallende Lavaklippen ungangbar wird, und wandten uns den südlichen Abfall des Dschebel Gudah hinauf. Felsstücke und Wanderblöcke von ungeheurer Größe, sowie Klüfte und Spalten machten den Weg hinauf sehr beschwerlich und kosteten einem Kameel das Leben. In der Morgendämmerung schritten wir die düstere Galeilafeo-Schlucht hinauf, wo eine Affencolonie, vom Zuge gestört, ein fürchterliches Geheul erhob, und kamen dann auf eine dürre ansteigende Ebene von schwarzem kohlenartigen Gestein, dem die Strahlen der höher steigenden Sonne einen furchtbaren Grad von Hitze verliehen. Am Nachmittage lagerten wir auf dem höchsten Punkte Wareliſſan, 1700 Fuß über dem Meere, von wo als Ersatz der Drangsale sich uns eine höchst ausgedehnte Ansicht der sonnenbeglänzten, in ruhiger Schönheit wie ein riesiges Stundenglas daliegenden Bai von Tadschura eröffnete.

Als der abnehmende Mond in der folgenden Nacht um zwei Uhr aufging, erhoben wir uns von unserm Lager, um durch den klaffenden Schlund des Rah Isah zu ziehen. Er hat seinen Namen „die Straße der Isah", weil ihn gewöhnlich jener feindliche Stamm des Somalivolkes zu häufigen Fehde- und Raubzügen in das Land der Danakil zu seinem Pfade wählt. Ein tief gezackter Riß in der Hochebene windet sich wie ein Drache der alten Mährchenwelt durch die Eingeweide der Erde über drei Meilen hin mittagwärts. Dunkle brandbraune Basaltmassen thürmen sich senkrecht zu beiden Seiten übereinander und ragen bis zu einer Höhe von 500—600 Fuß auf. Der gefährliche Steig gewährt kaum Weite genug für eines Kameels Tritt und führt auf einem Abfall von 1½ Fuß auf je drei sich fortdrehend in die düstere Tiefe unten. In der schauerlichen Schlucht warf das unsichere Mondlicht zuweilen bei Windungen der Straße einen glitzernden Blick auf die Speerspitzen der Krieger. Kein Laut ließ sich hören außer der Stimme der Kameeltreiber, die ihre stolpernden Thiere zum Weitergehen mit den liebkosendsten Ausdrücken beredeten. Oben von Felszacke zu Felszacke huschten

die verstohlenen Gestalten etlicher wilden Beduinen, deren Waffen und wirre Locken im Mondstrahle leuchteten.

Glücklich indessen in die taghelle Freie gelangt, begrüßten wir bald darauf zum letztenmal den Spiegel der innern Bai. Dann wandte sich die Straße durch das einsame, vulkanisch zerklüftete Marmorisothal und über ausgebrannte Basaltkrater, bis am Fuße des hohen, kegelförmigen Dschebel Siaro funkelnd und glitzernd, umgeben von tanzender Luftspiegelung, der weitberühmte Assalsee sich unsern Blicken aufthat.

Ein länglich rundes Becken, sieben Meilen im Durchschnitt, halb mit glattem Wasser vom tiefsten Himmelblau angefüllt und halb mit einer gediegenen Masse von glitzerndem, schneeweißem Salz, auf drei Seiten von gewaltigen kahlen Bergen eingegürtet, welche ihre Sohlen in diesen weiten Napf hineintauchen, und auf der vierten von rohen, durch die unbegreiflichsten Spalten zerklüfteten und getheilten Lavafelsen — ruht dieser todte See mit seiner von keinem Lüftchen gekräuselten starren Oberfläche 570 Fuß tief unter dem Spiegel der benachbarten Bai, von der es einst, ehe die Wand der Lava sich dazwischen legte, einen Theil bildete.

Vulkanische Senkung im Verein mit der Verdunstung des Wassers, dem die Regenbäche nur unendlich geringen Ersatz geben, drückte die Höhe des Wasserspiegels so tief hinab, und noch zeigen die Seitenwände des Beckens in gleicher Höhe mit dem arabischen Meeresspiegel weiße Streifen, die Niederschläge des Salzwassers. Eine dicke Kruste von krystallisirtem Salz, fest genug, um den schwerfälligen Gang des „Schiffes der Wüste" zu ertragen, erstreckt sich von den Ufern tief hinein in die See, und ersetzt sich, wo sie entfernt wird, in kurzem wieder aus dem salzübersättigten Soolwasser.

Ueber schroffe Abstürze von Basalt und basaltischer Lava, von Tafeln schneeweißer Kreide besetzt, von denen die erbarmungslosen Strahlen der Sonne mit vernichtender Gluth zurückstrahlten, führte der Steig uns in die Dschehenna (Hölle) des Salzsees hinab. Ein dumpfiger, giftiger, den Athem versetzender Gestank stieg aus dem Pfuhl herauf. Die Luft war entzündet von Säulen brennenden Sandes, die in schnellen Zwischen-

räumen hoch in den blendenden Dunstkreis sich aufthürmten, und die zornige Sonne stand, einer Metallkugel in weißer Gluth gleich, in voller Lohe des Mittags am wolkenlosen Himmel. Menschen und Thiere litten in dieser Stickluft von 43° R., die kein Lufthauch kühlte, kein Schatten erträglicher machte, entsetzlich. Die Augen schmerzten unerträglich und ein unbezähmbarer Durst stellte sich ein, der von dem vorhandenen Vorrath faulenden Wassers in frischen, stinkenden, mit altem Talg und Lohrinde beschmierten Bockshäuten mehr angefacht als gelöscht wurde. Zwölf schreckliche Stunden brachte die Reisegesellschaft in diesem Vorhofe der Hölle zu, bis endlich nach Mitternacht das Mondlicht in die bewegungslose Oberfläche des verfluchten Sees tauchte und die Karawane den jähen Kamm des vulkanischen Beckenrandes hinanstieg. Aber überwältigt von Hitze und Durst sanken Menschen und Thiere am Wege nieder, und als der Tag wieder erschien mit dürrender Gluth, wurden selbst die Muthigsten verzagt. Da erschien ein Retter in der Noth in Gestalt eines Kameeltreibers mit vollgefülltem Wasserschlauch. Der kleine Vorrath reichte hin, um davon jedem sterbend hingestreckten Leidenden über das Gesicht und in die vertrocknete Kehle zu gießen und neues Leben einzuflößen, und in später Stunde kamen, geisterhaft hohläugig, erschöpft gleich Männern, die so eben dem Rachen des Todes entrannen, nach und nach Alle in das Lager gewankt. Bei Gungunteh, einem tiefen Bergriß mit einem klarrinnenden Bächlein, war es, wo der Schauderzug durch das grause Tehama endete, und Thier und Menschen gestattet war, in ungemessenen Zügen ein kühles, wenn schon etwas salzig schmeckendes Naß zu schlürfen. Von der Hitze am Salzsee kann der Umstand einen Begriff geben, daß 50 Pfund wohlverpackter Wallrathlichter so vollkommen aus der Kiste weggeschmolzen, daß bloß ein Bündel Dochte übrig blieb. Selbst die Danakil, welche doch seit früher Jugend der Hitze des Tehama gewohnt sind, bezeichnen den Salzsee nur mit dem Worte „Feuer". Aber der unerschöpfliche Vorrath von Salz bietet die Quelle des Unterhaltes für die ganze Danakilnation und dient als Tauschmittel nach Abessinien für Sklaven und Körnerfrucht.

Im engen Thal von Gungunteh rasteten wir die Nacht

und den folgenden Tag. Aber in der zweiten Nacht ergellte nach Mitternacht plötzlich ein wilder Angſtſchrei, der das ganze Lager aufſchreckte. Zwei Soldaten unſers Truppengeleites und ein portugieſiſcher Diener lagen in ihrem Blute von einem Iſahbeduinen im Schlafe ermordet. Kein Raubverſuch lag der ſcheußlichen That zu Grunde, ſondern die Sucht nach Ruhm. Denn unter den rohen Horden Oſtafrikas wird der Muth des Mannes nach der Zahl der von ihm Getödteten gerechnet, gleichviel, ob das Blut im Kampfe oder durch Meuchelmord gefloſſen iſt, und jedes neue Opfer giebt dem Mörder das Recht, eine weiße Straußfeder im wolligen Haar ſehen zu laſſen, am Arme eine kupferne Spange mehr zu tragen, und den Griff ſeines bluttriefenden Dolches mit noch einem Beſchlag von Silber oder Zinn zu ſchmücken.

Wir beſtatteten die Leichen in dem ſchrecklichen Thale und und drei Steinhaufen geſellen ſich nun zu den vielen andern in dieſen Einöden, welche den Schauplatz blutiger Thaten bezeichnen. Denn es ſind wilde, mordluſtige Geſchlechter, dieſe mannigfach zerklüfteten Stämme der Danākil*) oder Adaiel und Mudaito, deren freudloſe Wüſteneien wir vom arabiſchen Meere bis zu den Alpen Abeſſiniens zu durchwandern hatten. In Sprache und Sitten verwandt, legen ſie ſich ſelbſt den Namen „Afer“ bei und behaupten von Arabern abzuſtammen, welche im 7. Jahrhundert über das Meer hin eingewandert ſind. Ihrer iſt „ein Himmel von Eiſen und ein Boden von Erz“, wo die Wolken wenig Regen träufeln und die Erde keinen Pflanzenwuchs giebt. Weithin nach allen Seiten erſtreckt ſich die Wüſte, beſtreut mit ſchwarzen Blöcken durchhitzter Lava und eingehüllt in einen glühenden Dunſtkreis. In dieſer finſtern Natur iſt die Hand des ſchweifenden Beduinen wider Jedermann und Jedermanns Hand wider ihn. Treulos, träge und rachſüchtig kennt der blutgierige Adali kein höheres Glück, als Raub und Meuchelmord, und unbekümmert um künftigen Mangel für den Augenblick mit Speiſen ſich vollzupfropfen. Nur die Furcht vor der Blutrache

*) Dankāli, in der Mehrzahl Danākil; Adāli, in der Mehrzahl Adaiel.

zügelt die Mordbegier, denn ein jeder Mord wird von der Familie oder vom Stamm doppelt gerächt.

Unbekannt mit den Lehren ihrer Religion, ohne Moscheen und ohne Lehrer, hegen sie nur den Aberglauben des Islam und die glaubenswüthigste Verachtung gegen die „Kaffirs", und während kein Menschenstamm auf der Welt ekelhafter stinkt, während sie den Dunstkreis mit dem ranzigen Talg in ihrem Haarwulst und den fauligen Thiergedärmen ihres Halsschmucks verpesten, lassen sie sich nie herbei zu einem Christen heranzutreten, ohne sich die Nase zuzuhalten. Kein Beduine spricht wahr, selbst wenn es ihm Vortheil brächte, und mit der ausgezeichnetsten Feierlichkeit zu schwören, gilt nur als Formsache, die durchaus nicht als bindende Verpflichtung angesehen wird. „Die Adaiel", sagen die umwohnenden Stämme, „haben ihre lange Zunge nur, um recht lügen zu können, lange Arme, um Andern ihr Hab und Gut zu stehlen, und lange Beine, um wie Memmen am Tage der Gefahr und Vergeltung davon zu laufen."

Die einfache Tracht dieser Wilden besteht aus einem Stück gewürfelten Zeuges, das lose um die Hüften gewickelt ist und auf die Knie herabgeht, während um die Schulter ein baumwollenes Gewand malerisch nach Art der altrömischen Toga geworfen wird. Ihre wenigen Zierrathen sind ein paar Armbänder und Handringe, welche aus in Leder genähten Koranstellen bestehen, und ein Halsband von Fettdärmen. Ihre Hauptsorge aber verwenden sie auf die künstliche Toilette ihrer Haarhaube, von der wir häufig Zeugen waren. Wer solche an seinem Kameraden verrichtet, läßt das Fett aus dem Netze oder dem ungeheuren Fettschwanze des Berberaschafes in einem hölzernen Napf zergehen und schlürft von der Flüssigkeit reichliche Mund voll ein, nachdem er seinen Kautaback aus dem Munde in eine sichere Lage hinter dem Ohre gebracht hat. Dann spritzt er die Fettmasse, falls er der Versuchung, sie hinunterzuschlucken, widerstand, über den Haarwulst des Kameraden aus, der, den Mantel vor die Augen gezogen, um den herabtriefenden Talg abzuhalten, auf seinem Schenkel hockend wie ein wahres Bild der Geduld aushält. Ist der Napf erschöpft, so sammelt der Opera-

teur ſorgfältig das Fett, das ihm ſo ſteif um das Maul geronnen iſt, daß er kein verſtändliches Wort hervorbringen kann, und nachdem er es gehörig über das ſchmutzige Gewand deſſen, dem es nach Recht und Billigkeit gehört, abgeſchmiert hat, legt er mit einem hölzernen Stabe die letzte Hand an ſein Werk, das, wie das Fett geronnen, allmählig das maleriſche Ausſehen eines ſchönen Blumenkohlkopfes bekommt. Um nun den herrlichen Bau nicht im Schlafe zu zerſtören, bedienen ſich die Stutzer einer Art hölzerner Krücke, in deren Ausſchnitt ſie den Kopf des Abends legen, und dies Geräth iſt oft das einzige in der aus Baumäſten und Palmmatten beſtehenden Zelthütte des Beduinen.

An der Seite trägt Alt und Jung an ledernen Riemen das zwei Fuß lange Säbelmeſſer, drei Zoll breit im Blatt und mit einer wahrhaft mörderiſchen Krümmung im Mitteltheile, eine höchſt furchtbare Waffe beim Kampfe Mann an Mann. Mit ihm baut der Dankali ſein Haus, ſchlachtet er das Thier und zieht dem Aas die Haut ab; es iſt ſein Schwert in der Schlacht, ſein Meſſer bei Tiſch, ſein Scheermeſſer, um die Oberlippe geſchoren zu halten, ſein Beil und ſeine Nägelſcheere. Die Bewaffnung vervollſtändigt eine Lanze, die der Danakil ſelten aus der Hand legt, 7 Fuß lang, mit 10—15 Zoll langer, 3 Zoll breiter ſcharfgeſchliffener Spitze, und ein aus der ſteifen Haut des Baeza oder des Oryx (Antilopenart) verfertigtes Schild von kreisförmiger Geſtalt, 1—2 Fuß im Durchmeſſer, in der Mitte nach außen gewölbt. Ein Knopf oder Buckel bildet die auslaufende Spitze, von ihm hängt der rothe Bart eines Ziegenbocks als Amulet herab, mitunter irgend ein Jagdſiegeszeichen. Ein kleiner, innen am Schilde angeſchnallter Beutel enthält die tragbaren Schätze des Eigenthümers.

Die Weiber ſind in der Blüthe ihrer Jugend recht anmuthig, aber bald altern ſie unter dem Druck ihrer Arbeiten. Denn alle ſchwere Arbeiten verrichtet die Frau, während der Mann faullenzt und höchſtens nur die Nadel führt, um für ſeine Ehegenoſſin das kurze Lederröckchen von Ochſenleder zu flicken, das über den Hüften von einem breiten Bande gehalten wird und die einzige Bekleidung des Weibes ausmacht. Hierzu kommt

bei Verheiratheten ein Aufsatz von blauem Baumwollenzeug, der das in eine unendliche Menge von Zöpfen geflochtene und reich mit Fett getränkte Haupthaar bedeckt.

Viehzucht und Karawanenhandel sind die Hauptbeschäftigungen der Danakil; Ackerbau findet sich im ganzen Adellande nur um den See Abhibhab, in dessen große fruchtbare Thalebene der Hawasch nach langem Laufe seine Gewässer ergießt, ohne das Meer zu erreichen. Hier steht die Mudaito-Stadt Aussa, früher groß und mächtig, jetzt durch mannigfache Kriegsschicksale nur noch ein Meßplatz, von Danakil-, Isah- und Mudaitostämmen stark besucht.

Die östlichen Nachbaren der Danakil sind die Somalen, vom Meerbusen von Tadschura bis zum Cap Gardafui hin verbreitet. Sie sind, wie jene, Nomaden und ebenfalls Bekenner des Islam. Von ihren Hauptstämmen, den Isah, Gudoburfi und Habbar Auel gränzen erstere an die Danakil, dann folgen südöstlich die Gudoburfi, welche hauptsächlich die Bevölkerung der Seestadt Zeila ausmachen, und endlich die Habbar Auel, in deren Gebiet der Hauptmarktplatz der Küste Berbera liegt. Die Somalen sprechen einen Dialekt der Afersprache, der sich dem der Gallas nähert, sind ein hübscher Volksstamm, doch in sittlicher Hinsicht nicht viel besser, als die Danakil. Doch tragen sie sich gefälliger und fast alle, welche wir auf unserm Marsche durch die Wüste sahen, zeigten lachende, verständige Gesichtszüge, eine wahre Erquickung von dem finstern, unterwärts schauenden Blicke des tückischen Dankali. Die Isah tragen einen langen starken Bogen von der alten Form mit doppelter Biegung, und an einen Löwenschweif geschlungen einen Köcher mit vergifteten Pfeilen. Ein großer Theil von ihnen treibt Jägerei und wird Boni benannt. Diese führen gewöhnlich eine roh gearbeitete Bambusflöte bei sich, deren wilder, klagender Tonfall, dem Volksglauben zufolge, den Strauß bezaubert; auf ihrer Stirne sieht man tief eingeprägt das freimaurerische Zeichen des Winkelmaaßes und Zirkels. Viele von ihnen besitzen abgerichtete Strauße, welche den Tag über mit der Schafheerde auf dem freien Felde weiden und Nachts an einem Bein angebunden werden. Unter dem Bauche eines abgerichteten Esels angebunden beschleicht der

Isah-Weidmann die Heerden des dickhäutigen Oryx und verſendet dann überallhin mit ſeinen, mit der Milch der Euphorbia antiquorum vergifteten Pfeilen den Tod. Auch Straußfedern erhält man vornehmlich von den Isah, wobei die unbeſudelten Federn in zur rechten Länge zerſchnittenen Theilen des Schlundes verwahrt werden. Die Stämme der Isah und Gudoburſi haben je einen Ugas oder König, doch iſt ſeine Macht mehr nominell. Die Hafenſtadt Zeila, welche hauptſächtlich den Verkehr des Binnenlandes mit Arabien vermittelt, ſtand früher unter dem Scherif von Mokka, doch hat ein Somale mit Namen Ali Schermarki, ein kluger und thätiger Mann und Freund der Engländer, jetzt die Herrſchaft überkommen. Er hat in neueſter Zeit auch verſucht, aus dem Marktplatz Berbera durch Aufführung von Mauern und Thürmen einen ſtändigen Hafenort zu machen. Denn während hier drei Monte lang in jedem Jahre in vier bis fünftauſend beweglichen Hütten ein reger Meßverkehr herrſcht, der Hafen von ankommenden und abgehenden Schiffen belebt iſt und von dem Binnenlande her Karawane auf Karawane ſich drängt, iſt der Platz die übrige Zeit des Jahres die vollkommenſte Einöde, bald der Tummelplatz der wilden Thiere, bald Kampfplatz wilder Menſchenhorden.

An der Südweſtgränze des Somalilandes liegt, von Gallaſtämmen umlagert, in einem freundlichen, wohlbewäſſerten Thale das unabhängige Fürſtenthum Hurrur (Harrer). Urſprünglich von Arabern aus Jemen gegründet, hat die Colonie allein in dieſen weiten Ländern und unter den umherſtreifenden Nomaden ein feſtes Stadtleben aufzuweiſen, das lebhaft an die deutſchen Städte des Mittelalters erinnert. Die Stadt mag an 3000 Seelen enthalten; unter ihren ſteinernen Häuſern befinden ſich viele zweiſtöckige, Moſcheen und Minarete. Sie wird geſchützt von einer 6 Meilen im Umfang haltenden Steinmauer mit Thürmen, und ſo oft auch die Galla Plünderung und Zerſtörung in die reichen Kaffeefluren trugen, deren Bohne die von Mokka an Feinheit noch übertrifft, ſo haben ſie doch noch nie die Stadt ſelbſt zu bezwingen vermocht. Die Hurruris ſind ſämmtlich Kaufleute und der Haupthandel des arabiſchen Meeres mit Oſtafrika befindet ſich in ihren gewandten Händen. Von Schoa

holen sie Baumwollenzeuge, Taback und Sklaven, von den Gallas Safran, Elfenbein und Rhinoceroshörner, aus dem südlichen unbekannten Innern arabisches Gummi, Myrrhen und Straußfedern. Dann ziehen ihre Karawanen nach Berbera und tauschen europäische Waaren ein. Kein Europäer hat noch ihre Stadt betreten, denn Tod trifft jeden Fremdling, der, aus welchem Volke er auch sei, in ihre Mauern einzudringen sucht. Trotzdem steht der jetztregierende Emir Abu Bekr in freundschaftlichen Beziehungen mit dem christlichen König von Schoa.

Das traurige Ereigniß bei Gungunteh hatte für unsere Reisegesellschaft wenigstens die eine gute Folge, daß unser Geleit von nun an sorgsamer auf die Sicherheit unserer Karawane bedacht war. Unser Marsch ging nun durch die vulkanischen Wüsten des Adel-Landes einförmig weiter, bei einer Hitze von 37—38° R. und unter großen Entbehrungen. An den spärlichen Wasserplätzen mußten wir oft die schlammige, dintenschwarze, aufgerührte Flüssigkeit mit den zahlreichen Viehheerden der benachbarten Danakil- und Mudaitostämme theilen, und die Häuptlinge aller dieser Heerden belästigten uns nicht minder durch ihre Habsucht und Zudringlichkeit, die durch endlose Geschenke beschwichtigt werden mußte, damit wir nur nicht fortwährend aufgehalten wurden. In der Killuluschlucht fanden wir an einem Wasserbecken zahlreiche Stämme mit ihren Heerden versammelt, und eine volle Woche verging, ehe die Berathungen der Häuptlinge in Betreff unserer Weiterreise beendigt waren und wir durch große Opfer die Erlaubniß, weiter aufzubrechen, erkauft hatten.

Allgemach begann die Regenzeit und wir lagen Nachts nicht selten im Wasser, da des besorgten Ras el Kasileh Befehle nicht gestatteten, während der Nacht die die Beduinen anlockenden Zelte stehen zu lassen. Trotzdem litten wir auch jetzt nicht selten durch Wassermangel, denn der vulkanische, aus goldgelbem Sande mit Obsidian und Steinen bestreute Boden verschluckte bald die noch in langen Intervallen herabfallenden Wässer. Freundlicher ward der Anblick, als die Sultelli-Ebene ihre mit bleichgrünem Pflanzenwuchs dicht überzogene Fläche, in der zahlreiche Kameele weideten, vor uns ausbreitete. Hier und da huschte die Elfengestalt der leichtfüßigen Gazelle über den grünen Plan, der, ob-

wohl vollkommen trocken, auf das täuſchendſte das Bild eines großen, mit ſchwimmenden Waſſerlinſen bedeckten Sees gab. Ausgebrannte vulkaniſche Kegel umgeben die Ebene, unter ihnen der 3000 Fuß hohe Abida-Berg. Weiterhin dämmerte der noch höhere Krater Aiullu's, die uralte Landmark des jetzt verfallenen Kaiſerreichs Aethiopien, den Blicken herüber, und im verſchwimmenden Duft der äußerſten Ferne ſtieg, nun zum erſtenmal ſichtbar, der große blaue abeſſiniſche Gebirgszug in himmelanragender Hoheit auf. Ein neuer, erquicklicher Anblick ward uns, als wir den öſtlichen Raum des Stumpfkegel-Feldes entlang reiſend, nach der Oaſe Jur Erain Maru gelangten, einer ſtattlichen, ſelbſt in dieſer Jahreszeit eine volle Meile im Durchmeſſer haltenden Waſſerfläche. Schaaren des buntverſchiedenſten Waſſergeflügels ſegelten auf dem ſchönen Spiegel hin, Vögel plauderten in den herbſtlichen Zweigen der zahlreichen Bäume, deren ſchlanke Stämme, halb unter Waſſer, dicht im Mittel des Beckens aufragten, und Schaf- und Ziegenheerden, von Beduinen gehütet, umlagerten den See in dichten Maſſen. Um dieſen Vorrath nie fehlenden Waſſers wohnen Galla- und Mudaitoſtämme, denen dieſer neutrale Boden ein ſteter Schauplatz von Plünderzügen und Blutvergießen bildet. Die heidniſchen Galla, wie Habichte von den Gipfeln der Bäume und Anhöhen lauernd, ſchießen bei günſtiger Gelegenheit auf die Viehheerden der wahren Gläubigen herab, und man ſieht nur wenig Eingeborne, die nicht irgend ein Merkzeichen vom Kampfe Mann gegen Mann an ſich tragen. Die Nähe dieſer räuberiſchen Horden machte bei der Weiterreiſe jetzt die größte Vorſicht nöthig und vorausgeſchickte Wachen mußten von den Gipfeln der Bäume und der Termitenkegel das Geländ durchſpähen, da dichtes Gebüſch die ganze Oberfläche der Gegend bedeckte. Zwiſchen dieſem lagen Striche üppigen gelben Graſes, die von Antilopen, Haſen und Trappen wimmelten, während ſchöne cederartige Kameelakazien mit ihrer goldenen Blüthenfülle den ganzen Luftkreis durchdufteten und ihre langen Arme über Truppen von Perlhühnern, Rebhühnern und Sporngeflügel ausſtreckten. Zuweilen wirbelte aus der Ferne eine Staubwolke auf und ließ einen Anſturm wilder Reiter vermuthen, erwies ſich jedoch bald als ein Trupp raſch

hinflügelnder Strauße. In zahlreichen Heerden schwärmten der Oryx, den der Araber passend „Abu el Kurun" (Vater der Hörner) nennt, der wilde Esel und die zierliche Mhorr (kleine Gazellenart), unter denen hie und da der Secretairvogel in angeborner Würde umherstolzierte. Ein Leopard ward entdeckt, verfolgt und im Busch von dreißig Speeren durchbohrt, auch begegnete man in der nun verbreiteteren Dickung zuerst dem Elephanten, und im halbverzehrten Aas eines Baeza zeigte sich die Gegenwart des „Königs der Thiere."

Immer deutlicher zeichneten sich nun die schroffen Berge Abessiniens am Horizonte ab, und vom Gipfel der letzten Höhe des Adel-Landes ward uns eine erheiternde Aussicht in das dunkle einsame Thal des langersehnten Hawasch.

Grün bewaldet seinen ganzen weiten Lauf entlang fließt der Hawasch, der zweitgrößte von Abessiniens Strömen, und im innersten Herzen Aethiopiens 8000 Fuß hoch über dem Spiegel des Meeres entsprungen, zu dem er doch nie gelangt, wie eine große Pulsader durch die unwirthliche Ebene der Adaiel, bis er endlich in den Lagunen von Aussa untergeht. Gummi-Akazien und Wäldchen von Tamarisken, die von der Stimme des Glockenvogels erschallten, umsäumten im breiten Gürtel seine Ufer, und Hängeweiden, von Schlingpflanzen durchflochten, neigten sich über die mit Treibholz bedeckte Masse des trübgeschwollenen Wassers, die im Verhältniß von 3 Meilen auf die Stunde zwischen zähen, 25 Fuß hohen Lehmwänden sich hinwälzt.

Es war am Abend des 10. Juli, als wir an dem Strome anlangten und an seinen Ufern eine rabenschwarze Nacht mit Regenfluthen und fürchterlichen Blitzen hinbrachten, durch eine starke Dornenhecke gegen wilde Thiere und Raubgesellen geschützt. Mit dem tagenden Morgen setzten wir auf zehn gebrechlichen Flößen, durch Beifügung von aufgeblasenen Häuten schwimmkräftig gemacht, über den Strom, und bei Einbruch der Nacht war die Karawane mit Verlust einiger Lastthiere und einigen Gepäcks glücklich auf der andern Seite. Jenseits des Hawasch fanden wir einen tiefen See des schönsten Wassers, Debellisee genannt. Beduinen tränkten ihre Kameele am Gestade und in der Mitte wälzte Behemoth (das Nilpferd) seinen unbehülf-

lichen Leib unter ſchwimmend hintreibenden Krokodilen zur Oberfläche empor, wobei er ſeine drollige, in ſchleimiger Garſtigkeit glänzende Schnauze vorſtreckte, um alle Augenblicke ein Schnauben auszublaſen, das man eine Meile hin hätte hören können. Eine vierlöthige Kugel ſchlug in den Schädel eines der kühnſten mit nicht zu verkennendem Krach ein. Das Ungethüm ſank unter und blieb verſchwunden. Am folgenden Tage aber ſah man die geſprenkelten blaßgrauen Weichen hoch über der Oberfläche, und der ungeheure Körper ward unter großem Jubel an das Land gezogen. Kaum waren die Zähne ausgehauen, als ein Schwarm Bonies über das Thier herſtürzten, die dicke Haut von den Rippen ablöſten und ſich über das Fleiſchwerk rüſtig hermachten. Eſel und Weiber wurden raſch beladen und zogen taumelnd unter mächtigen Fleiſchlappen davon.

Wir lagerten am Ufer des Debelliſees, durch helllodernde Wachtfeuer vor dem Beſuche des Löwen geſchirmt. Aber als die finſtere Nacht mit erbarmungsloſen Regengüſſen und helleuchtenden Blitzen uns umfing, erſcholl um die einige zwanzig Schritt vom Lager befindliche Leiche eines Laſtthiers eine hölliſche Muſik. Trotz des Wachtfeuers hatte ſich ein Rudel der „lachenden Hyäne“ um das Aas eingefunden, und ein unaufhörliches Gekicher der höchſten Luſtigkeit erſcholl weithin unter dem Zerknirſchen von Knochen und dem ſchmatzenden Kauen von Fleiſch. Ein tieferes Geknurre von irgend einem größeren Raubthiere brachte dann und wann Abwechſelung in die Höllenmuſik, darauf folgte aber wieder ſchallendes Gelächter, wie von einer Legion Teufel. Zugleich verkündete das gewaltſame Abbrechen von Aeſten in dem nahen Hochwalde den nächtlichen Streifzug des Elephanten, auch fehlte das ferne donnerähnliche Gebrüll des Löwen nicht, um das Concert vollſtändig zu machen, und lange, ehe der Morgen tagte, war jede Spur, ſelbſt bis auf den Schädel, des todten Thieres verſchwunden.

Wir ſagten dem ſchlammigen Hawaſch Lebewohl und zogen nun aufwärts den wolkenumlagerten Rieſenveſten Abeſſiniens zu, die Reihe über Reihe bis zur alle überragenden Spitze des Mamrat vor uns aufſtiegen. Unſern letzten Lagerplatz im Niederlande hielten wir auf der von Aloe und Lilien bedeckten Ebene

Asboti und hatten hier als Gruß vom Hochlande eine schauderhafte Gewitternacht auszustehen. Am andern Tage stiegen wir durch dicht mit Hochwald bedeckte Vorberge zum vornehmsten Passe nach Südabessinien Dathara hinan, wo wir 3000 Fuß über dem Meere an einem hellen, krystallklaren Bache, im Schatten einer breitästigen Tamarinde unser Lager aufschlugen. Fremdartige Vögel wiegten sich auf jedem Zweige des stattlichen Baumes, frischer kühlender Wind umwehte unsere ausgedorrten Glieder und vom Gipfel eines nahestehenden Basalthügels, der gegen Abend bestiegen wurde, eröffnete sich unsern Blicken eine herrliche Aussicht auf die abessinischen Alpen. Hügel erhob sich über Hügel, bekleidet mit dem üppigsten Pflanzenwuchs, Berg thürmte sich auf Berg in einem lachenden Gewirr von Erhebung und Verschiebung, und die himmelansteigenden Spitzgipfel der entfernten Gebirgskette schwangen ihre bereiften Häupter, funkelnd von einem weißen Hagelmantel, weit in den kalten, tiefblauen Himmel. Dörfer und Weiler blickten halbversteckt aus dem Schooße dunkler immergrüner Wäldchen traulich hervor, reiche Felder von jeder Farbe durchwürfelten bunt den tiefen einsamen Thalgrund und die Sonne goß ihren letzten Goldlichtstrom, schillernd wie Irisfarben, über die reizend vermischten Schönheiten wilder Waldlandschaftsbildung und die Arbeiten des christlichen Ackermanns.

Am folgenden Morgen kam zu uns die erste Begrüßung von Seiten des Königs von Schoa in der Person des Wulasma (Statthalter) Muhammed. Er ist Abogaz (Markgraf) von Argobba, der östlichen Gränzmark von Schoa, und Muhammedaner, wie die meisten Bewohner seiner Provinz, zugleich Oberkerkermeister des Staatsgefängnisses in der Burg Gontscho. Auch erfordert sein Amt, über den Handel mit den Adaielvölkerschaften und die Zuwege zur Seeküste zu wachen. Wir lernten in diesem aufgeblasenen und aufgeschwemmten Muhammedaner bald unsern Feind kennen und hatten von seinen Ränken genug zu leiden. Ihm folgte, als wir die Gränze von Argobba betraten, mit kriegerischer Musik und Chorgesang die königliche Leibwache unter Befehl Aito (Herr) Katama's, dem sich Aito Wolda Hana, der Statthalter von Ankobar und erster

Adeliger im Reiche angeſchloſſen hatte, um mit einer Laſt von Beglückwünſchungen die Geſandtſchaft der Gyptzi (Aegyptier, Ausländer überhaupt) zu bewillkommen.

Unter Flötenſpiel und Flintenknall zog am 10ten Juli die Karawane ihren fünf und dreißigſten und letzten Marſch nach Farri, der Gränzſtadt Schoa's in der Provinz Ifat. Dichte Gruppen kegelförmig gedachter Häuſer, an den Lehnen von Zwillingsbergen hin, welche einen engen Durchgang bilden, boten hier die erſten ſtändiſchen Menſchenwohnungen, die das Auge, ſeit man die Meeresküſte verlaſſen, wieder begrüßte. Hier werden die königlichen Zölle (10 Procent) von allen importirten Gegenſtänden erhoben und von Schreibern letztere aufgezeichnet. Nur mit vieler Mühe gelang es uns, die dem Könige zum Geſchenk beſtimmten Sachen vor den neugierigen Augen der Beamten zu verbergen. Indeſſen wurden ſämmtliche Kiſten und Ballen den Kameelen abgenommen, da wegen der Steilheit der ſchroffen Gebirge Abeſſiniens, die hoch zu unſern Häuptern ſich aufthürmten, ſo wie wegen der ſchneidenden Kälte ihrer winterlichen Scheitel das Kameel fortan als Laſtthier unbrauchbar wird. Geleitsmänner und Kameeltreiber, jetzt am Ziele ihrer Reiſe, wußten ſich vor Fröhlichkeit nicht zu laſſen, und Weiber und Mädchen des Landes, alle in blutrothe Hemden gehüllt, drängten ſich herbei, die weißen Fremdlinge anzuſtarren. Ein fetter Ochſe wurde den Umſtehenden Preis gegeben und bis in die Nacht dauerte der Jubel und unerträglicher Spektakel.

Zweites Kapitel.

Wie durch Zauberſchlag verwandelt ſich der Schauplatz aus den verſengten und ausgedorrten Wüſteneien in das grüne und liebliche Alpenland Abeſſiniens. Jeder fruchtbare Hügel iſt mit ſeinem Dörfchen gekrönt, jedes Thal von ſeinem kryſtallklaren Bache durchſtrömt, von zahlreichen Heerden Groß- und Kleinvieh belebt. Die kühle Bergluft weht Düfte der Hainroſe und des Jasmins und von dem mit Kleeblüthen, Maßlieben und

Butterblumen beflitterten sanftgrünen Rasen steigt bei jedem Tritte der Würzgeruch der Pfeffermünze und des Thymians auf.

Sechshundert brummende moslemitische Lastträger marschirten mit unserm Gepäck in einer über eine Meile langen Marschlinie am Morgen des 17. Juli die rauhe steinige Straße hinauf, die sich über Berg und Thal in jäher Ansteigung dahin wand. Die Bewohner kamen von ihrer Feldarbeit herbeigeströmt, und fröhliche Weibergruppen begrüßten des Königs Gäste mit einem schrillen „Zirolit", das aus jedem Dörfchen ertönte. Nach Uebersteigung dreier Haupthöhenzüge öffnete sich uns die Aussicht auf die bewaldete Stätte Ankobars, das mitten in einem Halbmonde darüber hochaufragender Berge liegt. Dieser großartige Rundschauplatz von 10 Meilen im Durchmesser ist mit einem prachtvollen und mannigfaltigen Pflanzenwuchse bekleidet. Zwei Stunden von der Hauptstadt wurde in der Marktstadt Alio Amba Halt gemacht. Der Ort liegt 3000 Fuß über der Bodenfläche Farri's auf dem Kamm einer jäh abgeböschten Bergzacke; die muhammedanischen Einwohner (etwa 1000 Seelen) sind Adaiel, Argobba's und Kaufleute aus Aussa und Hurrur. Ein steiler Pfad führt von dem Orte auf einen freien Platz, auf welchem der Wochenmarkt gehalten wird. Aito Kalama Work, der Stadtgebieter von Alio Amba, entzog uns dem Angaffen der neugierigen Menge und führte uns in unser Haus, eine verfallene Rohr-Lehmhütte mit schadhaftem Grasdach, voller Schmutz und Ungeziefer. Letzteres und die ungewohnte Kälte, der Rauch unsers Feuers und ein Platzregen, der ungehindert durch die zahllosen Lücken des Daches hineinströmte und den Erdboden der Hütte bald in eine Pfütze verwandelte, bereiteten uns hier eine traurige Nacht. Und es war nicht die einzige; denn sei es, daß die Feinde der englischen Gesandtschaft Gehör beim Könige fanden, sei es, daß die Hofsitte solches erheischte, genug wir mußten mehrere Wochen zu Alio Amba verweilen, ehe die Einladung, vor dem Angesichte des Herrschers zu erscheinen, eintraf. Die Regenzeit hatte während dessen ihren höchsten Grad erreicht, und umzog unsern feucht kalten Aufenthalt Tag für Tag mit Nebel und Regen. Auch wurde unsere Verpflegung sehr vernachlässigt und trotz der Wohlfeilheit der

Lebensmittel war es uns faſt unmöglich, dieſelben ſelbſt anzuſchaffen, da den „Gäſten des Königs" ſolche nur auf ſeinen Befehl verabreicht werden durften.

Einige Abwechſelung in dies troſtloſe Leben brachte der Wochenmarkt, welchem Aito Kalama Work unter einem alten Akazienbaum vorſaß. Kleidungsſtoffe, Lebensmittel, Rohſtoffe, Schmuckſachen und Hausthiere wandern hier im dichteſten Gewühl unter dem entſetzlichſten Lärmen aus einer Hand in die andere. Hier bewegt ſich in ſchmierigem Gewande der Bebauer des Bodens kriechend heran, und überreicht mit entblößten Schultern in den Koth ſich niederwerfend dem Steuerempfänger das Maaß Körnerfrucht aus dem Lederbeutel, oder höhlt die vorgeſchriebene Gabe Butter aus dem Kruge aus, dort ſchießt der finſterblickende Adali in übermüthiger Gleichgültigkeit durch das Gedränge und ſein mörderiſches Säbelmeſſer ſichert ihm von den Umſtehenden gewaltige Ehrfurcht. Neben ſeinen ausländiſchen Waaren und glitzernden Glasperlen kauert der verſchlagene Höker aus Hurrur mit ſeinem Turban und blau gewürfeltem Schurz und feilſcht um die Stücke ſchwarzen Salzes (Amoli's), welche er als Kleinmünze einnimmt, mit einem Lärm und Eifer, als ob es ſich um Tauſende der Maria-Thereſia-Thaler handelte. In kurzem Galopp über den winzigen Plan — kaum 100 Schritt breit — hinſprengend, betritt der wilde Galla den Schauplatz des Marktgewirres, die langen Haarſtränge im Winde flatternd und das Gewand blau vom Fettſchmutz von Jahren. Ein Honigkrug und ein Butterkorb iſt hinten an ſeinen hochgeſpitzten Sattel aufgeſchnallt, das Roß iſt mager und rauh, wie ſein Reiter. Durch das Markttreiben huſchen Chriſtenweiber mit Eiern und Geflügel. Ihre häßlichen Züge werden nicht verſchönert durch das Ausrupfen der Augenbrauen, noch durch den kahlgeſchornen, von ranziger Butter triefenden Scheitel oder die große bienenkorbförmige Haarhaube, und ihre ſchmutzigen Geſtalten ſind durchgängig in noch ſchmutzigere Hüllen gewickelt. Gleich ſchmierig, aber hellfarbiger und weniger häßlich als die plumpen Damen Schoa's ſind die Muhammedanerinnen Argobba's und Ifats. Man erkennt ſie ſogleich an ihren langen, über die Schulter wallenden Haarflechten, an ihren vielen Roſenkranz-

kügelchen und Amuleten und dem oft wiederholten Ausruf Hamdulillah (Preis sei Allah!). Die Männer — Christen oder Muhammedaner — unterscheiden sich wenig in der Tracht, erst wenn das vermummende Umhängetuch abgenommen ist, zeigt sich der Rosenkranz der Muhammedaner von hellgefleckten Kugeln und die blaue Schnur um den Hals des Christen.

Endlich traf vom König das Ehrengeleit ein nebst der Einladung nach Machal Wans, seiner zeitweiligen Residenz. Am Morgen des zweiten Tages unserer Reise, die auf malerischem Pfade bergauf über jähe Abhänge und drei Bergströme sich hingezogen hatte, sahen wir die freundliche Königswohnung mit ihrem abgestumpften weißen Spitzdach vor uns aufsteigen. Sie krönt einen mit Cypressen und Wachholderbäumen schön bewaldeten Hügel, der am äußersten Rande eines Thales dicht von den Ufern eines brausenden Bergstromes sich erhebt. Zu den Füßen des Hügels breitete sich eine schimmerndgrüne, buntbeblümte Matte aus, während die große abessinische Alpenkette, selbst hier noch, in dieser schon großen Erhebung, fast lothrecht einige 2000 Fuß oberhin sich aufthürmte und mit ihren weißen Nebelspitzen einen prachtvollen Hintergrund zu dem Bilde abgab.

Auf dem grünen Wiesenplan zu Füßen des Palastes schlugen wir unser Staatszelt auf und begrüßten nach mühsam eingeholter Erlaubniß, die Majestät mit 21 Kanonenschüssen, während unser Ehrengeleit aus schwergeladenen Luntengewehren ein unordentliches Feuern unterhielt. Eine zahllose Menschenmenge umgab uns, und als die Gesandtschaft in voller Gallauniform auf schön aufgeputzten Rossen das Zelt verließ, stieg aus tausend Kehlen der Jubelruf: „Malisa Oenglis melkom! melkom!" — wundervolle Engländer, wohlgethan, wohlgethan! — in die Lüfte. Mit dem letzten Donner der Feuerschlünde, der in mächtigem Echo von den Bergen wiederhallte, überschritten wir die hohe Schwelle des Empfangsaales. Das kreisrunde Gemach war an den hohen Lehmwänden verschwenderisch mit Silbersachen, wappenbemalten Schilden, Luntenflinten und Doppelbüchsen geschmückt. Persische Teppiche und Bodentücher von allen Farben bedeckten den Estrich und Haufen von Alaka's (Kirchenvorstehern), Statthaltern, Anführern und Hofbeamten, alle im Feiertagsstaate, stan-

den in ehrfurchtsvoller Stellung, bis zum Gürtel entblößt, umher. Zwei weite Alcoven traten rechts und links zurück; in dem einen loderte lustig ein Holzfeuer, das von faulen Katzen umlagert war, in dem andern aber ruhte auf einer geblümten Atlas-Ottomane, umgeben von verwelkten Verschnittenen und jugendlichen Ehrenpagen und gelehnt auf bunte Sammtkissen, halb sitzend, halb liegend, in äthiopischer Staatspracht Seine allerchristlichste Majestät Sahela Selassi. Nachdem wir unsere Verbeugungen gemacht hatten, wurden wir vom Ceremonienmeister eingeladen, uns auf die bereitgestellten Stühle zu setzen und uns zu bedecken. Dann wurden nach vielen Ceremonien die Schreiben, mit deren Ueberbringung die Gesandtschaft betraut war, feierlich überreicht, gelesen und erklärt, und die mitgebrachten Geschenke der Reihe nach durch den obersten Verschnittenen dem Könige überbracht. Die Teppiche, Kashemirshawls und Schärpen wurden gebührend bewundert, eine Gruppe chinesischer Tanzfiguren erregte schallende Lustigkeit, reichverzierte Standuhren und Spieldosen steigerten das Entzücken des Königs, und als endlich nach einem Exercitium der europäischen Soldaten 300 Stück Musketen mit aufgestecktem Bajonett vor dem Throne aufgebeugt und die beiden Kanonen herbeigebracht wurden, rief der kriegerische Monarch im Uebermaß seiner Lust: „Gott wird Euch vergelten, denn ich kann's nicht!"

Der König trug an diesem Tage eine seidene arabische Weste von grünem Brokat, darüber ein weites faltiges, mit purpurrothen Streifen verziertes weißes Gewand von abessinischem Gewirk. Sein volles buschiges, in künstliche Locken geordnetes Haupthaar hatten 40 Sommer, wovon 28 unter den lastenden Sorgen der Krone verlebt waren, etwas mit Grau gesprenkelt und die dunkelfarbige Stirn war leicht gefurcht, doch stand der Ausdruck seiner männlichen, offenen, angenehmen und gebietenden Züge, obschon durch den Verlust des linken Auges etwas entstellt, wohl zu dem Rufe unpartheiischer Gerechtigkeit, dessen sich der Selbstherrscher weit und breit erfreut. Selbst die Danakil vergleichen ihn mit einer feinen goldenen Waage.

Schießübungen mit den Kanonen, deren Leistungen durch lang anhaltenden Jubelruf beim Volke anerkannt wurden, beschlossen

die Vorstellung bei Hofe, und wir wurden mit vielen Complimenten vom Thron und persönlichen Beglückwünschungen von den vornehmsten Staatsbeamten überhäuft. Am Abend erschien noch der zwerghafte Beichtvater des Königs und überreichte uns durch den Lieblingspagen eine ungeheure Pfefferpastete aus der königlichen Küche. Nach einer schlecht zugebrachten Regennacht erhielten wir am folgenden Morgen noch einmal Gehör beim Könige, der uns mit freundlichen Worten nach Ankobar entließ.

Von Machal Wans bis Ankobar geht es stark bergan und die Abnahme der Luftwärme macht sich bei jedem Schritt bemerkbar. Quellen ergießen sich klar und sprudelnd zu beiden Seiten des schroffen Pfades. Viele Pflanzen, der Stolz der europäischen Gewächshäuser, gedeihen auf's Ueppigste in dem feuchten Luftkreise. Der letzte Theil des Weges ging durch eine Waldung Wachholderbäume mit cypressenartigem Jungholz, über denen die silberne Woira (wilder Oelbaum, 60—80 Fuß hoch) ihre von herabhängendem Moose überzogenen Zweige senkte. In dieser Waldeinsamkeit steht Aferbeini, das Kloster des Heiligen Tekla Haimanot.

So wie wir aus dem Hochwalde traten, sahen wir die Hauptstadt Schoas weithin über einen begrünten Berg gebreitet. Gruppen strohgedeckter Häuser mit kleinen grünen Zäunen und Steckenhagen, einige hoch am jähen Rande einer Klippe hingeklebt, andere so tief in den Schooß einer tiefen Erdspalte gebettet, daß kaum der rothe irdene Kamintopf des Spitzdaches vorschaute, bedeckten, durch kleine Gäßchen verbunden, die ganze Berghalde bis zum äußersten Gipfel hinauf, wo sich das Schloß des Königs erhebt, ein unscheinbares, durch Palisaden befestigtes und von Wirthschaftshäusern umgebenes Gebäude. Vom Zuruf des Volkes begleitet, schritten wir den engen Felsenpaß, der das Thor zu den Vorstädten bildet und leicht jedem Feind ungangbar zu machen ist, hinauf, und bezogen dem Schlosse gegenüber, unsere Wohnung, die zwar mit neuem Dach versehen, doch an den Wänden jedem Unwetter freien Durchgang gestattete. Wir suchten durch Hülfe von Segeltuch, alten Kisten und ölgedrängtem Pergament statt des Glases es uns so behaglich wie möglich zu machen.

Die Regenzeit dauerte fort und fort und das dumpfe Stöhnen des Sturmes hinter Mamrat und das ferne Grollen des Donners leitete allabendlich bei einbrechender Dunkelheit das Unwetter ein. Dann tobte plötzlich der Orcan im höchsten Rasen über Ankobar hin, Blitz auf Blitz folgte und schmetternde Donnerschläge rasselten ohne Unterbrechung und widerhallten von den Zackenfelsen, während die Schleusen des Himmels sich zu einer Ueberschwemmung der Erde zu öffnen schienen und jedes Gäßchen der Stadt zu einem Sturzbach sich gestaltete.

Unser Aufenthalt zu Ankobar war demnach wenig angenehm. Außerdem zeigte unsere Verpflegung dieselben Uebelstände, wie in Machal Wans, und die Geistlichkeit betrachtete uns mit argwöhnischen Blicken. Sie fürchtete durch uns an ihrem Einfluß beim König und beim Volke einzubüßen und es ward ihr leicht, uns wegen der Nichtbeachtung der widersinnigen Fasten, wegen des Kaffeetrinkens und Tabackrauchens beim Volke arg zu verdächtigen. Auf der andern Seite konnten unsere moslemitischen Diener, welche wir aus Indien mitgebracht hatten, den Aufenthalt in dem christlichen Lande nicht mehr ertragen und mußten verabschiedet werden. Die eingebornen Diener jedoch, welche wir nun annehmen mußten, waren wenig zu gebrauchen. Ihre einzigen Leistungen bestanden im Verzehren von Brendo (rohem Ochsenfleisch) und im Verschlafen einer Magenüberladung. Außerdem bedungen sie sich einen Tag im Monat zum Kossotrinken aus, denn jeder Abessinier trinkt einmal im Jahre einen Aufguß dieser Pflanze (Hagenia abyssinica) als Laranz und Abtreibmittel der Würmer, von denen er wegen seiner Nahrungsweise aus rohem Fleisch viel zu leiden hat.

Der König residirt während der Regenzeit nicht gern in Ankobar, da die Blitze hier häufig einschlagen und losgerissene Felsstücke nicht selten die Häuser zerstören. Ueberdies waren jetzt die Fasten der heiligen Jungfrau, zu welcher Zeit der König sich stets in Machal Wans aufhält und sich von den dort reichlich vorhandenen Fischen nährt, welche er roh mit Oel und Pfeffer genießt; der größte Theil des Hofes blieb jedoch fortwährend in Ankobar und umbettelte uns täglich. Selbst die Frau Königin Besabesch ließ sich erkundigen, was wir

ihr mitgebracht hätten, und schickte häufig, um sich dieses oder jenes auszubitten. Niemand darf jedoch dem Könige irgend ein Geschenk eines Fremden verheimlichen, und was Sr. Majestät gefällt, eignet sich dieselbe zu mit der gnädigen Floskel: Egzia isto — Gott vergelte es Dir!

Wir erhielten oft Einladungen nach Machal Wans und wurden vom König trotz aller bösen Einflüsterungen mit vollem Vertrauen behandelt. „Meine Kinder," sprach er einmal, „habet keine Furcht vor mir. Ich will Euch geben, was ich vermag. Höret nicht auf die schlimmen Einflüsterungen meiner Leute, denn es sind böse Leute. Richtet Euer Auge einzig auf Sahela Selassi. Möge sein Vater sterben — er wird vollführen, was nur Ihr wünschet!"

Als Mariä-Fasten vorüber waren, verlegte der König seinen Hof nach Debra Berhan, und lud uns bei unserer Abschiedsaudienz ein, ihn am Neujahrsfeste dort zu besuchen. So pilgerten wir denn an einem rauhen Septembermorgen — dem letzten des äthiopischen Jahres — die schroffe Straße hinan, welche 2000 Fuß über Ankobar hinauf über den Kamm des Tschaka führt. Hier starrt der Mamrat noch volle 3—4000 Fuß empor, was seine Gesammterhebung über den Meeresspiegel auf wenigstens 13,000 Fuß ergiebt. Doch ist Schnee seinem wolkenumhüllten Scheitel fremd, wie überhaupt der Sprache von ganz Amhara, südlich von Simens kaltem Gebirge. Hinter dem Kamm des Tschaka senkt sich eine weite Hochebene allmählig zum Thalbette der Zuflüsse des blauen Nils herab, und hier ist die Landschaft wenig malerisch und einsam. Wiesengrund und Moor, Kornfelder dazwischen sparsam zerstreut, bezeichnen die baumlose Hochebene, über welcher der Adler und Geier schwebt. Allmählig ward die Gegend freundlicher und wir gelangten nach Debra Berhan den „Berg der Herrlichkeit." Es ist dieses ein kahler Hügel, bedeckt von einer Menge alter ruinenhafter und neuer unregelmäßiger Gebäude. Um den Fuß des Hügels windet sich in Schlangenkrümmungen der Fluß Bereza, eine der Hauptquellen des blauen Nil. An ihrem Ufer auf der andern Seite liegt hoch auf einem Felsen, nur durch eine jähe Spalte

zugänglich, die Veſte und alte Hauptſtadt Abeſſiniens in deſſen glanzvolleren Tagen Tegulet.

Am Thore der Königswohnung zu Debra Berhan kam nach der herkömmlichen Meldung ein vom Könige Beauftragter und gab mit entblößter Schulter ſeine Botſchaft: „Seid Ihr wohl? Seid Ihr wohl? Seid Ihr ganz wohl? Haben meine Kinder eine glückliche Reiſe gehabt? Meine Liebe geht zu Himmel und Erde, darum ſagte der König, ſie möchten dieſe Schafe eſſen.“ Unter ziegenhärenen Zeltdächern lagerten wir auf dem Raſen und empfingen reichliche Nahrungsmittel, Brod in Flechtkörben, alten Meth in farbigen geſchliffenen Flaſchen und Complimente die Menge von der Frau Königin. Am Abend kamen viele Hofleute zu Beſuch — nur zu augenfällig friſch von der königlichen Tafel, von der nicht leicht Jemand nüchtern aufſteht — und Tanz und Geſang beſchloß auf dem von Lichtern erleuchteten Platz den Abend des ſcheidenden Jahres. Am Neujahrstage, welcher auf den 10. September fiel und nach dem abeſſiniſchen Kalender der 1834ſte nach Chr. Geb. war, brachten wir dem Könige unſere Glückwünſche und unſere Gaben. Beides wurde gnädig angenommen. Darauf trat der König, von Hofpfaffen begleitet, aus dem Schloſſe. Zwei Aftabgire (Staatsſonnenſchirme) von karmeſinrothem Sammet mit ſilbernen Kugeln und Kreuzen darüber wurden von ſtämmigen Sklaven gehalten und 12 reich aufgezäumte Roſſe, die 12 Monate des Jahres vorſtellend, wurden von königlichen Stallmeiſtern vorgeführt. Ein zahlreicher Troß folgte, und auf der Wieſe angelangt, umbanden die Mönche die Stirn des Herrſchers wie des Unterthans mit grünen Stirnbändern von einer Enkotatatſch genannten ſteifen Grasart, woher auch die Feſtlichkeit ihre Benennung hat. Das Turnier begann nun und über den Raſenplan ſah man Gruppen wilder Naturſöhne in jeder Richtung hinjagen, im Roßſpiel und Lanzenkampf (Gombeza) ſich tummelnd. Vor Allen that ſich auf ſeinem ſtattlichen Thiere der König hervor; ein furchtloſer Reiter und wundergeſchickt in der Handhabung der Lanze, mit welcher er auf vierzig Ellen ſein Ziel nie verfehlt, verfolgte er bald, bald ward er verfolgt von dem Krieger, den er durch ſeine Wahl zum Gegenkämpfer geehrt hatte.

Einige Wochen nach dem Neujahrsfeste folgt der Maskal, das Fest zum Gedächtniß der Auffindung des heiligen Kreuzes durch die Kaiserin und Heilige Helena, Mutter Constantins des Großen. An diesem Tage findet die große Heerschau statt, auch werden Belohnungen und Ehren ausgetheilt und Strafen verhängt. Da nun Niemand ohne Geschenke dem Herrscher nahen darf, auch die ganze bewegliche Habe der Bestraften hierher gebracht wird, so giebt es an diesem Tage ein merkwürdiges Gewirr von Menschen, Thieren und Sachen auf dem grünen Abhang vor dem Schlosse.

Lange Reihen von Fußvolk und vorzüglich Reiterei (8—10,000 M.) zogen unter dem Schalle großer Nugarit's (Kesselpauken, wie die Aftabgire Zeichen der Herrschergewalt in Afrika) vor dem Könige vorüber, eine imposante Streitmacht und fähig, große Reiche zu erobern, wären die Herzen so tüchtig als die Waffen und der Schenkelschluß. Die Generale hielten vor dem Könige an, der auf einem türkischen Lusthäuschen sitzend die Begrüßung seiner Armee empfing, und erzählten, halb singend, halb sprechend, die Wunder der Tapferkeit, welche sie und ihre Untergebenen im Dienste des Königs vollbracht hatten, während die Gemeinen nach Art der Alten an ihre Waffen schlugen. Zur Erhöhung des Festes feuerte die Gesandtschaft 21 Kanonenschüsse ab und ließ am Abend zu allgemeiner Entzückung Raketen steigen, während das Heer nach alter Sitte ungeheure Stöße Weidenstäbe verbrannte, deren Flammen weithin über die Berge leuchteten.

Am Tage nach dem Maskal ging der Hof nach Angollala, der Hauptstadt des westlichen Schoa an der Gallagränze. Diese Stadt ist erst vor zehn Jahren durch Sahela Selassi gegründet und besteht aus etwa 500 aus losen Steinmauern aufgeführten und mit Stroh und Binsen gedeckten Hütten, welche die Lehnen einer Gruppe tafelförmig abgeplatteter Hügel bedecken. Auf dem Gipfel der größten Anhöhe, bei der Kirche Kidana Meherat (Bund des Erbarmens), steht der von sechs Reihen hoher Schanzpfähle vertheidigte Palast, ein plumpes, zweistöckiges, in Gestalt eines Taubenschlages aufstehendes Steingebäu, von Wirthschaftsgebäuden umgeben. Der König führte

uns eine rohe Leiter hinauf in das Obergeſchoß, ſeine eigentliche Wohnung. Der Fußboden war mit friſch geſchnittenem Graſe beſtreut, in einem eiſernen Ofen loderte ein Holzfeuer, an dem die nie fehlenden Katzen behaglich ſich wärmten. Eine ſchmutzige Lagerſtatt, ein paar Musketen und Vogelflinten an den rohgetünchten Wänden waren das einzige Geräth in der Königswohnung, die der Beſitzer aus Furcht vor Erdbeben jedoch ſelten bewohnt. „Erdbeben ſind böſe Dinge, bemerkte Se. Maj., denn ſie werfen Häuſer um und richten mein Volk zu Grunde.“

Wir ſchlugen unſere Zelte unfern des königlichen Schloſſes auf. Das Wetter war jetzt durchdringend kalt und Froſtreif umzog die grünen Matten. Wir konnten uns innerhalb der leichten Zeltwände durch viele Wolldecken kaum erwärmen, und durch die Feuchtigkeit der Luft wurden Gewehre roſtig und blieben die Uhren ſtehen. Der nächtliche Schlaf ward fortwährend geſtört durch die zahlloſen Rudel wilder Hunde, die oft in das Zelt einbrachen und in mondhellen Nächten ihr ſchauerliches Leichenlied anſtimmten. Früh vor Tage ſchreckte das ſchrille Krähen von tauſend Hähnen aus dem Schlummer auf und in das wilde Geſchrei des bedrückten Galla, der um Rechtshülfe rief, miſchte ſich das wiederholte „Abiet, Abiet!“ (Herr, Herr!) von jeder Hügelſpitze und der gellende, mit wilden Trillern ausgeſchmückte Morgenchoralgeſang vieler Banden Bettelmönche. Ruhe herrſcht nicht am Hofe des Königs von Schoa und die Pflicht des morgenländiſchen Herrſchers, Recht zu ſprechen, wird von den zudringlichen Amharen ſtark in Anſpruch genommen. Zwar werden Streitigkeiten erſter Hand von den Statthaltern der Landſchaften geſchlichtet und kann der verletzte Theil an den Gerichtshof der vier Wamberotſch (Wamber = Stuhl, in der Mehrzahl Wamberotſch) apelliren, welche täglich in der Vorlaube eines der königlichen Häuſer zu Gericht ſitzen, aber nicht ſelten wird die letzte Berufung an den Thron in Anſpruch genommen, bei dem man die größte Gerechtigkeit erwartet und findet. So kommt es denn, daß den König zu Hauſe und draußen bei Ausflügen und Kriegszügen das laute „Abiet“-Geſchrei von den ſeltſamſten und unerwartetſten Standorten aus begrüßt, und faſt immer wird dem Anrufen ſchnell Gehör und Folge gegeben.

Jagdzüge füllten die Mußestunden des vielbeschäftigten Monarchen aus und der Sonnabend, als der jüdische Sabbath, wird unabweichlich größeren Ausflügen gewidmet. Dann geht es nach den tiefeingeschnittenen Thälern, welche die weißschäumenden Gewässer der Bereza und des Tschatscha in den westlichen Abfall der Hochebene ausgespült haben, um sich mit den Fluthen des blauen Nil zu vereinigen. Am Rande der schwindelnden Schlucht saß dann der König am liebsten und schleuderte Steinkugeln aus der Luntenflinte auf die Hyänen, welche auf herabgestürzten Felstrümmen sich sonnten, oder richtete Verwüstungen unter den Schwärmen schweinsgesichtiger, dickumbarteter Paviane an, welche trotz des unabläßig mit Prügeln und Steinen gegen sie von den Bauern geführten Kriegs Morgens und Abends aus ihren Felsensitzen brechen und die umliegenden Fruchtfelder verheeren. Andere Opfer seiner Jagdlust waren die Löffelgans und der lederhalsige, vom Aegyptier altverehrte Ibis, welche ihr weißes Gefieder längs den schilfreichen Uferrändern der Flüsse entfalteten und die mannigfachen Arten von Gänsen und Enten, welche bei jedem Schritte schwirrend in die Luft flogen. Aber vor Allen trachtete des Königs Ehrgeiz nach dem schneeweißen Reiher mit den kostbaren langen seidenartigen Rückenfedern und dem riesigen Herkum, einer Art Hornvogel mit blauen Unterkämmen, welche sich, wenn der Vogel gejagt wird, wie der Bart des Wälschhahns roth entzünden. Mit den schneeweißen Spulen in den Flügeln des sonst rußschwarzen Vogels schmückt sich der Krieger, der seinen Feind im Kampfe erlegt hat. Wir mußten den König auf diesen Ausflügen häufig begleiten, um seine Geschicklichkeit mit anzusehen. Auf der letzten Jagderpedition dieser Art, zu Ende des Winters, wurden wir zur Schlucht des Tschatscha entboten. Dieser Fluß rollt zwei Tagereisen nordwestwärts von Angollala durch ein jähes Tiefthal, nimmt dann den Zufluß des Bereza und vieler anderer Bergströme auf und umfließt das berühmte Heiligthum Sena Markos, von wo die vereinigten Gewässer den Namen Dschemma annehmend, weiter dem Nil zuströmen. Sahela Selassi hatte schon, umgeben von einem Schwarm Rechtssucher, seinen Lieblingssitz am Rande der Schlucht eingenommen, wo

gegenüber der Nebenfluß Fatſcha ſeine reißende Fluth über eine ſteile 700 Fuß hohe Bergwand hinabſtürzt. Das Wetter war ſpitzig kalt und alle Augenblicke ſchnäuzte ſich die Majeſtät die Naſe mit dem Daumen und Zeigefinger und wiſchte dieſe am Mantel des Statthalters von Bulga ab, der ihn eifrig dazu herhielt. „Was haltet ihr von meinem Galla-Graben?“ fragte der Monarch, „habt ihr ſeinesgleichen in eurem Lande?“ Man konnte da nur eine Meinung haben über den gähnenden Abgrund, deſſen Spalte eine volle Meile in die Breite klafft und der Stadt Angollala eine außerordentlich ſtarke natürliche Befeſtigung gegen die feindlichen Gallas gewährt. Funfzehnhundert Fuß unterhalb der ſonſt ununterbrochenen Hochfläche wallen die vermiſchten Gewäſſer wie ein Silberband hin, ſtreckenweiſe von ſchäumenden Cascaden geſpeiſt, zu deren Seiten dräuende Baſaltklippen ein tiefes Düſter über wilde Steppen und Abſtaffelungen werfen. Tief unten am brüllenden Stromſturz ſteht das kleine Oertchen Gurajo, der Sitz der königlichen Eiſenwerke, und in dem Labyrinth der Felſenklüfte und Höhlen finden ſowohl Paviane und wilde Thiere, wie Ausgeſtoßene und Verbrecher eine ſichere Freiſtätte. Nach befriedigter Jagdluſt zog der König nach ſeiner Gewohnheit auf einem andern Wege, als er gekommen war, nach Angollala heim und ließ vor dem herbeiſtrömenden Volke durch einen Herold den nahen Kriegszug verkünden: „Höret, o höret! Alſo ſpricht der König. Siehe wir haben Feinde, und möchten auf ihre Nacken treten. Rüſtet Euch, ein Jeglicher, zum Kriege. Wer da am nahen Feſte Abba Kinos ſich nicht ſtellet zu Roß, mit Waffen und mit Lebensmitteln auf einundzwanzig Tage, wird als ein Verräther gehalten werden und ſeine Habe verwirken für ſieben Jahre!“

Dreimal im Jahre verſammelt der König von Schoa ſein Heer, um plötzliche und durchgreifende Einbrüche in die Gallaländer zu unternehmen, um vorgekommene Aufſtände der unterjochten Stämme zu beſtrafen, oder ſeine Machtherrlichkeit über benachbarte geltend zu machen. Tiefes Geheimniß verhüllt das Ziel, und nicht ſelten läßt Sahela Selaſſi ſein Heer erſt drei bis vier Märſche in ganz entgegengeſetzter Richtung machen.

Am Morgen des feſtgeſetzten Tages verkündete Trompeten-

geschmetter den Auszug des Königs aus seiner Hofburg und kurz nach Sonnenaufgang bewegten sich die kaiserlichen karmesinrothen Sammetschirme an der Spitze eines zahlreichen Feierzuges durch den äußeren Thorweg. Von allen Seiten schwellten herbeieilende berittene Krieger den Zug und schallende Chöre tönten von den Höhen, welche die Schaar vorüberzog. Unmittelbar vor dem Heere, das in wenig Ordnung einherzog, wurden unter einem Traghimmel von scharlachrothem Tuch auf einem Maulthiere die heiligen Schriften, so wie die Lade der St. Michaelkirche einhergeführt. Dann kam, die Staatsschirme zur Seite, der König, gekleidet in Goldbrokat, sitzend auf einem reichaufgezäumten Maulthier, von Schildträgern, Musketieren und Musikanten umgeben. Eine Menge Statthalter, Richter, Mönche, Priester und Krieger folgten, dann kamen vierzig Küchendamen mit sorgfältig gekräuselten Haarhauben, fettigen ocherbeschmierten Gesichtern und hoch im Bogen blau gemalten Augenbrauen, in roth gestreiften Gewändern vermummt und von Verschnittenen mit weißen Stäben behütet. Nun folgte in malerischer Verwirrung das Heer zu Roß und zu Fuße, untermengt mit Packthieren und Haufen von Weibern, welche Bier- und Methkrüge auf dem Rücken trugen.

In einem hübschen Thalgrund rastete das Heer am Abend, nachdem die Küchendamen diesen Platz ausersehen hatten. Im Mittelpunkt des Lagerplatzes wurden die königlichen Zelte aufgeschlagen, das große buntfarbige Staatszelt in der Mitte und zwölf schwarzferschene Zeltdächer für die ersten Anführer zu den Seiten. Ringsum lagerte das Heer, trotz Kälte und Regen, unter freiem Himmel. Nachdem durch einige aufsteigende Raketen das Herz der Feinde erschüttert und der Muth unseres Heeres erhöht war, wurden die Waffen der Musketiere in die königlichen Zelte gebracht und die Anführer und Edlen zur Mahlzeit in's Hauptzelt entboten, wo Meth und Bier und rohes Fleisch in fürstlich verschwenderischer Fülle vorhanden war. Das rasch kreisende Trinkhorn brachte bald die Jungen in Bewegung und ließ erstaunliche Prahlereien über künftige Heldenthaten hören. Am Schluß des Mahles entließ uns der König mit den anerkennenden Worten, welche er mit stammelnder Zunge sprach: „Ihr

ſeid die Schmücker, ihr habt mir ſcharlachrothes Tuch geſchenkt. Dieſes Gewand wird mir Glück bringen, denn der Heide, der einen rothen Mantel auf den Schultern eines Amhara erſieht, meint, es ſei ein Krieger von ausgezeichneter Tapferkeit, macht ſich auf die Hacken wie ein Eſel und wird ohne alle Gefahr geſpeert!"

Ein Tag wurde geraſtet, um den Nachzüglern Gelegenheit zu geben, ſich einzufinden, dann ging es in raſchem Marſche fort. Jedermann war neugierig, wo der Blitz einſchlagen würde, denn der König war noch immer ſchweigſam über dieſen Punkt. „Man kennt den Bauch des Herrn nicht," war die Antwort, welche auf neugierige Fragen immer gegeben wurde. Der König ſtieg während des Marſches öfter vom Maulthier ab, um ſich auf der mit Kiſſen verſehenen Alga (Ruhebett), die ihm nachgeführt wurde, auszuruhen, auch ging er beim Wechſeln des Maulthiers zuweilen eine Strecke weit zu Fuß, welch hohem Beiſpiel dann Alles folgte. Bei der erſten Gelegenheit wollte der König, um erhabener zu ſchreiten, ſeine Füße in ein Paar Pantoffeln ſtecken, die aus einem Sack voll ausgewählt wurden; da aber keins recht paßte, ging die Majeſtät gleich ihren getreuen Unterthanen unbeſchuhet fürbaß.

So lange befreundete Gallaſtämme die Gegend bewohnten, kamen Abgeordnete mit Tribut und Geſchenken an den König. Späterhin aber waren die Dörfer leer und weder Vieh noch Menſchen zu ſehen. Hier erging der Befehl zu zerſtören und zu plündern, und das Heer verbreitete ſich gleich einem Heuſchreckenſchwarm über die blühenden Gerſten- und Bohnenfelder, ſo daß in einer halben Stunde Alles Verwüſtung war und jede Hütte in der ganzen Landſchaft in Flammen ſtand.

Am Abend gelangte das Heer an den Fuß der Garra-Gorphu-Berge, welche hier die Waſſerſcheide zwiſchen dem Nil und dem Hawaſch bilden und mit einer Decke des reichſten Anbaues bekleidet ſind. Hier wohnen die Serti Galla, welche im Jahre zuvor eine Abtheilung Amharaer Krieger überfallen und 800 Mann erſchlagen hatten. Ihnen galt dieſer Kriegszug, und am frühen Morgen ſprengte der König, jetzt in leichter Kriegertracht ohne Mantel, nur mit dem Felle des Löwen und

der Bergkatze über der starken Schulter, an der Spitze des ungeordneten Heeres aus dem Lager. Mit reißender Schnelle, Alles zerstörend, was ihm in den Weg kam, ergoß sich jetzt das wilde Heer die schattendunkeln Thalgründe hinab, strömte jetzt den jähen sonnenhellen Abhang hinauf, wand sich Mann hinter Mann an den Kanten der Klippen entlang, bis es um 10 Uhr den Grat des grünen Gebirgrückens erreicht hatte und vor den überraschten Blicken eine weite Aussicht auftauchte. In Frieden und Fülle lag die reichbebaute Germanafläche vor unsern Füßen, besäet mit den weißgedachten Häuschen heimlich gelegener Galladörfchen, die zwischen Wachholderbeerbäumen und Akazien hervorschauten und begränzt von den einzelnstehenden Spitzbergen Jerrurs, Segala's und des weitberühmten Entotto. Mitten in der Ebene warfen zwei spiegelglatte Seen die Strahlen der Morgensonne über meilenlang gedehnte üppige Anbaufluren zurück. Weit drüben durch den Ferndust zeigte sich nur halbdeutlich die lange dunkelbewaldete Linie des Hawasch und in der alleräußersten Ferne schlossen, die geheimnißvollen Regionen Gurague's besäumend, die hohen blauen Ketten der Arusi- und Ittu-Gallaberge die Aussicht. Der König hielt einige Minuten auf der Höhe und beschauete sich die Opfer seiner Rache durch ein Fernrohr. Dann gab er die wohlbekannte Losung zum Würgen mit Schwert und Feuer: „Möge der Gott, der da ist der Gott meiner Ahnen, Kraft geben und lösen!" und wie Meeresfluth ergoß sich das Amharaer Kriegsheer auf die friedliche Landschaft, deren Bewohner im Morgennebel kaum das Nahen ihrer Feinde bemerkt hatten. Nur eine kleine Zahl Gallas entkamen in eiliger Flucht nach der natürlichen Bergfeste Entotto. Die meisten waren die Beute des Siegers, der Männer, Greise und Knaben ohne Unterschied mordete und als scheußliches Siegeszeichen die abgeschnittenen Geschlechtstheile davontrug, die Weiber aber in die Sklaverei schleppte. Jedes geopferte Menschenleben und jeder erbeutete Gefangene, gleichviel wie gewonnen oder von welchem Alter, gab dem Sieger das Recht, einen frischen Spargelschoß (Sareti) in den Haarwulst zu stecken und die weiße Herkumfeder zu tragen, und wer viel Siegeszeichen sammelte, hatte die gewisse Hoffnung, vom König durch einen

Ring, einen Panzerhandschuh oder eine Armspange ausgezeichnet zu werden. Sahela Selassi selbst fand Gelegenheit, sich mit einem frischen Spargelschoß zu schmücken. Ein Galla hatte sich auf einen Baum geflüchtet, war bemerkt und umstellt worden. Man benachrichtigte den König, und dieser kam, durch ein Geleite von 5000 Mann geschützt. Von königlicher Hand durch einen Musketenschuß am Schenkel verwundet, kam der Galla herab, warf die Waffe weg und schrie laut um Gnade. Er erhielt sie und durfte des Königs Füße küssen, wodurch er der üblichen Verstümmelung entging. Diese königliche Heldenthat ward denn auch am Abend beim Methzechen und Brendoschmausen gebührend gefeiert, als das Heer mit ungeheurer Beute an Vieh und Sklavinnen in der Ebene biwachtete und tausend verglimmende Feuer die Stätten anzeigten, wo wenig Stunden zuvor die friedlichen Dörfer gestanden hatten. Laute Schlachtheulrufe und gellende Jauchzlaute, vermischt mit dem Geschrei der Kühe, Schafe, dem Gewieher der Streitrosse und den Jammerlauten der gefangenen Jungfrauen und Kinder verlängerten das Getöse des Schlachttages bis tief in die Nacht, die bei schneidender Kälte uns unter offenem Himmel wenig Schlaf gewährte.

Der folgende Tag brachte ähnliche Scenen des Mordens und Sengens in die benachbarten Thäler und Stämme der Gallas, dann wurde der Rückweg über die Garra Gorphu-Berge angetreten. Am ersten Rastorte aber gelang es den Vorstellungen der Gesandtschaft, lebhaft unterstützt von den eindringlichen Reden des Missionärs Dr. Krapf, einen schönen Sieg über den wilden Sinn des Amhara zu erringen und den Befehl zur Freilassung der ganzen großen Schaar von gefangenen Galla-Frauen, Mädchen und Kindern zu erwirken. Froh, Leben und Freiheit gerettet zu haben, strömten die Schaaren, von Kleidern gänzlich entblößt, mit wallenden Rabenhaaren über die Berge ihren verödeten Heerdstätten zu, als das Heer dem Schauplatze des Gemetzels den Rücken wandte.

Mit 30,000 Stück Beutevieh zog der König nach einigen Tagen feierlich in Angollala ein unter entsetzlichem Choralgesang des ganzen Heeres und betäubender Musik. Am Schlosse em-

pfing eine Abordnung von Priestern in weißen Gewändern den siegreichen Herrscher, der jetzt von seinem fünfundachtzigsten Kriegszug heimkehrte, mit einem Segensspruche. Unter Musketensalven, dem gellenden Lärm des Hofpersonals, der Sklavinnen und des Volkes, und dem Kriegstanze der Häuptlinge um die heilige Lade trat der König in sein Schloß und nahm sogleich Platz in der vergitterten Vorlaube, die auf das innere Viereck hinausgeht. Hier paukten zwölf alte Hexen auf eine große Trommel und sechzig Kebsweiber mit roth beschmierten Gesichtern sangen und tanzten dazu. Um sie her stellten sich die abgestiegenen Reiter funfzehn Mann hoch auf, so daß der ganze große Hof angefüllt war, und während sie alle tanzten und ihre Kriegsrufe wie wilde Bestien heulten, dabei die scheußlichen Bluttrophäen an der Spitze ihrer Lanzen schwenkten, trat ein Krieger nach dem andern mit einem satanischen Gejohle in den Mittelpunkt des Menschenringes, schleuderte sein gräuliches Beutestück verächtlich zur Erde und that, den Staub küssend, demüthige Huldigung zu den Füßen des Herrschers.

Aito Hierat war ein Statthalter, der dem Negus den auf dem Baume versteckten Galla gezeigt hatte. Für diese Heldenthat wurde er nach der Siegesfeier mit der Hand der Woizoro (Prinzessin) Beliti Schetscha, Stieftochter des Königs, beglückt, einer bösen Sieben, von der bereits zwei Männer sich geschieden hatten. Am festlichen Tage der Hochzeit war der Thron und die ganze Residenz festlich geschmückt und zahlreiche Zuschauer bewunderten den Hochzeitszug, der sich in langer Linie vom Hofe nach dem Wohnort des geehrten, nicht eben überglücklich aussehenden Bräutigams bewegte. Dieser brachte seinen Dank am Throne mit in den Staub gedrücktem Antlitz vor und schloß sich dann in bescheidener Entfernung dem Zuge an. Als Vortrab schritt ein Troß schmutziger Küchenjungen, die Töpfe, Pfannen und sonstiges Kochgeräth auf dem Kopfe trugen. Auf sie folgten einhundert Sklavinnen, welche in weite blau und rothe Hemden gleich gekleidet waren und auf ihren Wollköpfen große Weidenkörbe mit Brod, Bettung, Kleidungsstücken und anderm Geräth, sowie Gefäße mit Meth trugen. Sie und ihre Tragen machten die Mitgift der königlichen Braut aus. Darauf kamen

mit hellem Blasen die königlichen Flötenspieler, hinter diesen die holde Braut selbst, die „über alle Erhabene!" Sie ritt auf einem weißen, mit Decken, Kettchen und Messingschellen aufgeputzten Maulthier und trug einen langen karmesinroth gestreiften Rock und eine Art Kapuze von silbernem Netzwerk, die das Haar bedeckte und in einen Stirnreif mit baumelnden Gehängen und Kügelchen auslief. Ein großer Aftebgir von karmesinrother Seide wurde über sie gehalten. Zwei Hoffräulein, welche verzierte Berille (Glasflaschen) mit erlesenem Wein aus den königlichen Kellern trugen, ritten rechts und links neben ihrer Gebieterin. Eine Menge berittener Amazonen in blau und weißen Hemden und buntfarbigen Glasperlenhelmen hielten mit langen weißen Stäben das zudrängende Volk in gehöriger Entfernung. Den Beschluß des Zuges machte, Edle, Verschnittene, und Leibknappen zu Pferde rechts und links neben sich, eine Bedeckung von dreihundert erlesenen Speerträgern, während vom Schloßberg oben die Negarite (Pauken) schmetterten und von jeder Anhöhe die gellenden Jubelrufe der weiblichen Einwohnerschaft erschollen. Die Hülfe des Priesters ward bei dieser Hochzeit, wie bei den meisten anderen, nicht in Anspruch genommen.

Zwanzig Tage nach der Heimkehr des Heeres kam ein neuer Transport von 6000 Stück Vieh aus einem Streifzug gegen dieselben Itta- und Finfinni Galla, die trotz der Zurückgabe der Gefangenen ihre Unterwerfung noch nicht erklärt hatten. Der König empfing diese Bereicherung seiner Heerden sehr wohlgefällig und verschenkte die magersten Kühe an die verschiedenen Kirchen und Klöster als Dankopfer. Dann brach er mit dem Hofe auf, um seinen Siegeseinzug in Ankobar zu halten. Die Frauen strömten auf dem Wege überall herbei und ließen ihr markdurchschütterndes hill! hill! hill! erschallen, wobei sie sich hinten überbogen, um die Töne recht schrill und stark hervorzupressen, so daß ihnen die Thränen in die Augen traten. Ein Nebenweg auf der Straße zeigte durch ein Aufgebäu von Steinen, mit Federn, Lappen und Blumen bedeckt, zur nahen Kirche St. Michaels des Erzengels. Hier stieg jedermann ab und küßte andächtig die Steine. Der Einzug in Ankobar geschah unter denselben Feierlichkeiten, wie der in Angollala. Nach

denselben nahm der König das heilige Abendmahl in der St. Michaelskirche mitten in der Nacht, nachdem er sich vorher einen Stuhl aus unserer Wohnung hatte bringen lassen um nicht wieder so müde zu werden, wie bei früheren Betfeiern.

Während der Abwesenheit des Königs wird in Ankobar die Polizei sehr strenge gehandhabt, namentlich über Ausländer. Jeder Zuweg zur Stadt wird wachsam gehütet, kein Erwachsener darf nach Eintritt der Dunkelheit das Haus verlassen. Während der Anwesenheit des Herrschers aber war Lärmen und Jubel in allen Straßen die ganze Nacht. Plötzlich aber entstand durch den Eintritt einer Mondfinsterniß der größte Schrecken und lautes Wehklagen erscholl so lange, bis der Himmelskörper in gewohntem Glanze wieder leuchtete. Der König war durch uns vom Eintritt und vom Ende der Himmelserscheinung bis auf die Minute vorher in Kenntniß gesetzt und auf seine anfängliche Ungläubigkeit folgte eine ebenso ungeheuchelte Bewunderung unserer Wahrsagungskunst. Zum Zeichen seiner großen Achtung umgürtete er uns mit dem silbernen Schwert, dem Sinnbild hoher königlicher Gunst und bis jetzt noch keinem Ausländer verliehen. „Ihr holet die Gestirne auf die Erde und saget kommende Ereignisse vorher," sprach Seine Majestät bei Uebergabe dieser Auszeichnung, „Ihr seid meine Kinder, Ihr besitzt starke Arzenei, Ihr müsset diese Schwerter tragen, auf daß Euer Name groß sei in den Augen meines Volkes!"

Drittes Kapitel.

Schoa's Königsgeschlecht leitet seine Abstammung von einer weiblichen Seitenlinie des alten Salomonischen Kaiserhauses ab. Negasi war vor anderthalb Jahrhunderten der erste Monarch von Ifat, welches er den im ganzen Süden des abessinischen Reiches hausenden Gallas abgenommen hatte. Sein vierter Nachfolger und Ururenkel, der Großvater Sahela Selassis, war Asfa Wusen, ein großer Held und Nimrod, welcher 300 Heiden mit

ſeiner Lanze von ſeinem Streitroß Amadu herab erlegte. Den durch viele Siege befeſtigten Thron beſtieg Wuſen Segged und hatte denſelben vier und ein halbes Jahr inne. Er war ſehr thätig, eroberte mehrere Provinzen und wäre bei längerem Leben wahrſcheinlich Herrſcher von ganz Abeſſinien geworden. Gleich dem Khalifen Harun Alraſchid hatte er die Gewohnheit, verkleidet die öffentlichen Plätze und Häuſer ſeiner Unterthanen zu beſuchen, aber Grauſamkeit verdunkelte ſeine ſonſtigen guten Eigenſchaften und er ward aus Rache von einem Schangalla-ſklaven ermordet, als Sahela Selaſſe erſt 12 Jahr alt war. Dieſer iſt im Ganzen wohlwollend und barmherzig, fleißig und thätig und wird ſehr geliebt. „Ich habe die Furcht Gottes vor Augen" hört man ihn oft ſagen. Seine Fehler ſind Habſucht und Launenhaftigkeit. Die Verwendung ſeiner Zeit könnte aber als Muſter für jeden Monarchen gelten. Nach gewiſſenhafter Verrichtung ſeiner Morgenandacht beſichtigt der König ſeine Ställe und Werkſtätten, theilt milde Gaben an die verſammelten Armen aus, über welche beſondere Regiſter gehalten werden, und bewilligt Sondergehör für wichtige Fälle. Sodann ſchlichtet er, auf ſeinem Thron zurückgelehnt, ſtundenlang öffentlich Streitigkeiten und Rechtshändel, wobei jedermann freien Zutritt hat. Um drei Uhr geht er zu Tiſche, wo er allein ſpeiſt. Sodann werden die Thüren weit geöffnet und die lange Tafel beſetzt ſich gedrängt voll mit den ausgezeichnetſten Kriegern und Gäſten. Harfner und Geiger ſpielen während des ganzen Tractements und Sänger preiſen die Freigebigkeit ihres Herrn. Dieſer lieſt während des Lärmens und Wirrwars Briefe oder ertheilt Weiſungen, bis der Speiſetiſch dreimal gefüllt und ebenſo oft geleert worden iſt. Um fünf Uhr zieht er ſich mit einigen ſeiner Vertrauteſten in ſeine Privatgemächer zurück. Gebete und ſtarke geiſtige Getränke füllen den Abend, die Gäſte verabſchieden ſich und es bleibt niemand zurück, als der Lieblingspage, welcher die königlichen Befehle auszurichten hat. Die Mitternacht ruft den König vom Lager auf zur Leſung von Pſalmen und heiligen Schriften. Eine Schaar ſtämmiger Prieſter im Vorgemach ſingt die liebe lange Nacht in einemfort ſchallende Choräle, um den Schlummer des Gebieters vor dem Einfluß böſer Geiſter zu

bewahren. Abwechselung in die Tagesordnung bringen Ausflüge zu Pferde mit vier bis fünfhundert bewaffneten Begleitern, wenn der Geschäftsdrang und der wetterwendische Himmel es verstatten. Dann pflegt der König stundenlang am nassen Ufer irgend eines abgeschiedenen Flüßchens zu sitzen und plaudert vertraulich mit seiner Umgebung, sieht dem Zureiten seiner Pferde zu und widmet jeden freien Augenblick den zahlreichen Bittstellern, die mit Klagen sich um ihn drängen. Aus Furcht vor dem Schicksal seines Vaters führt der König jedoch stets eine geladene Pistole unter dem Gürtel versteckt mit sich und ist stets mit seinem Lieblingsamulet versehen, dem er unbedingt vertraut. Sein Lager ist allnächtlich von erprobten Kriegern umgeben.

Von den obersten Beamten des Hofes steht am höchsten im Vertrauen des Königs der Oberste der Verschnittenen, dann folgt der Herold oder Dedsch Agasari, der Einführer der Fremden mit dem Binsenstab, welcher zugleich Oberster des Pagen und Ceremonienmeister ist. Alaka Wolda Georgis ist der Oberbibliothekar und Vorstand der Kirche, Aito Habti der Oberschmied und Alaka aller Tabiban (weise Leute) und Handwerker im Reiche, auch königlicher Leibarzt. Er muß alle Arzneien kosten, bevor sie der König einnimmt. Er, der Alaka der Leibwache, der Oberstallmeister nnd der Beichtvater befinden sich beständig um den König. An tausend Kostgänger, dazu alle Fremde, werden täglich aus des Königs Küche gespeist. Zahlreiche Sklaven und Sklavinnen verrichten alle Dienste der Küche. Des Königs rechtmäßige Frau ist Besabesch, die Tochter des letzten Beherrschers von Morabieti und vorher an einen Schoaer Bürgerlichen verheirathet. Außer ihr hat der Negus noch fünfhundert Kebsweiber, von denen sieben im Schlosse, dreizehn in der Umgebung desselben und die übrigen in verschiedenen Theilen des Reiches zerstreut wohnen. Von diesen hat er eine Menge Kinder. Die Söhne werden Statthalter von Provinzen, die Töchter den Großen zur Ehe gegeben. Zur Nachfolge berechtigte Söhne hat Sahela Selassi zwei, von denen er den Nachfolger nach Belieben bestimmen kann.

Bei festlichen Gelegenheiten, selbst in der Kirche, wird die Negarit oder Pauke geschlagen. Dann erscheint der König in

reicher, goldgeschmückter Kleidung unter den Debabotsch oder Aftabgiren und mit der Krone auf dem Haupte. Die Krone ist eine Tiara in getriebener Arbeit von Gold mit vielen Kettchen und einem Busch von Reiherfedern. Die Hauptfeste am Hofe, an denen der größte Prunk und Schimmer entfaltet wird, sind der Charsamstag, die Truppenschau am Maskalfeste und die Triumpf-Rückkehr nach einem Kriegszuge. Sonst geht es sehr einfach am Hoflager zu, trotz der prunkenden Titel der Hofbeamten. Königliche Auszeichnungen sind: das silberne Schwert, der silberne Schildt mit erhabener Arbeit, der Panzerhandschuh, das Armband und das Akodama. Das Schwert ist das Zeichen der Gunst des Königs und der hohen Staatswürde, sämmtliche Statthalter erhalten es bei Einsetzung in ihre Würde und müssen es bei ihrer Absetzung wieder hergeben. Der silberne Panzerhandschuh (Bitowa) und die silberne Armspange (Tschoosa) sind die Auszeichnung für Erlegung von vierzig Gallas oder eines Elephanten. Die Akodamen sind massivsilberne Diademe mit Kettchen und Baumeln über den Augenbrauen, und werden als größte Auszeichnung für Tapferkeit im Kriege und bei der Jagd verliehen.

Die Regierung Schoa's ist natürlich ganz despotisch, Leben und Eigenthum der Unterthanen gehört dem Könige, der es nach Belieben nehmen kann, alles Verdienst beruht nur in der Gunst des Herrschers. Kein Beamter und Heerführer ist in seiner Stellung sicher. Aber heute Erster im Reiche nach dem Könige, morgen durch Abforderung des Silberschwertes dem Geringsten im Volke gleichgesetzt und von Allen gemieden, tröstet sich der Schoaer Adelige mit der Möglichkeit, daß ihm die königliche Huld wieder werden könne und bettelt und buhlt darum so lange im Staube des Thrones, bis ihm, oft nach jahrelanger Beharrlichkeit, die königliche Sonne wieder aufgeht und er wieder Zierrathen und farbige Kleider tragen darf.

Vierhundert Statthalter (Schum, in der Mehrzahl Schument genannt) und funfzig Grenzhüter oder Markgrafen (Abogaz, in der Mehrzahl Abogasotsch), durch königliche Ermannung bestellt, führen die Geschäfte des Königreiches und seiner Provinzen auf dieselbe despotische Weise, wie der König die des ganzen Staates.

Sie sind die Heerführer ihrer Statthalterschaften, Richter und Steuersammler. Die Abgaben sind unregelmäßig, die meisten in natura, und werden von den Schument sehr willkührlich erhoben. Auch darf ein solcher nach längerer Abwesenheit dem Könige sich nie ohne außerordentliche Geschenke nahen.

Schoa ist nicht so zerrüttet durch innere Fehden, als das nördliche Abessinien. Die christliche Bevölkerung beträgt etwa eine Million, Muhammedaner und Heiden zusammen etwa 1½ Millionen. Die Einkünfte des Staates belaufen sich auf ungefähr achtzig bis neunzig tausend Maria-Theresia-Thaler, größtentheils aus den Durchgangsabgaben von Handelskarawanen bestehend, die Ausgaben können sich auf höchstens zehntausend belaufen. Daher häuft der König von Jahr zu Jahr einen größeren Schatz an, welcher in einer Höhle im Mamratberge verwahrt und bewacht wird. Das Geld steht dort in zwei Reihen großer Krüge aufgestapelt, deren nach Rochets Schätzung, welchem die Höhle zu besuchen gestattet war, etwa 200 — jeder mit 5—6000 Thalerstücken gefüllt — sein mögen. Sahela Selassi läßt sie nicht, wie seine Vorgänger, zu Barren einschmelzen, sondern findet es vortheilhafter, die Thälerchen so zu besitzen. Bei der verhältnißmäßig starken und gerechten Regierung ist der Besitz des Eigenthums sicherer in Schoa, als sonst wo in Abessinien, und Folge davon sorgsamere Bebauung des Bodens und größere Wohlhabenheit. Es giebt aber auch kaum ein Land, welches die Mühe des Anbaues so lohnt und so geeignet ist für die Erzeugung so mannigfacher nützlicher Gewächse, als Süd-Abessinien. Das hohe Tafelland, welches sich von der östlichen Gebirgskette in geringer Abdachung bis zum Abai ausdehnt, ist zu allen Zeiten kühl und gesund, hat trefflichen, durch die periodischen Regen und den in der trocknen Zeit reichlich fallenden Thau stets bewässerten Boden, und zeigt in endloser Ausdehnung auf seinen sanftgewellten, baumlosen Ebenen Acker- und Weideland. Alle Arten Getreide (43 Sorten werden in Schoa angebaut) gedeihen hier, und während die Saat auf dem einen Felde gesäet wird, tritt auf dem benachbarten der Ochse mit verbundenem Maule die eben gereifte Frucht der Doppelernte aus. Die höheren Berge erheben sich in prächtigen Reihen über die Hoch-

ebene, durch Tausende von Spalten getheilt, in deren Tiefen klare Wässer rieseln. Dicht verwachsenes Gebüsch und immer grünes Gestäude bringt Wechsel in die Felspartien, von denen viele mit prächtigen Wäldern bedeckt sind. In jedem gelegenen Plätzchen grünt und blüht die Myrte, duftet die Hagerose und der Jasmin. Die Berglehnen sind mit üppigen Feldfrüchten und Wiesengekräut bekleidet und zeigen versteckt die malerisch gelegenen Wohnungen der Bebauer. Am Fuße des Berggeländes ruhen die reichen, lachenden Thäler, verborgen in all der Ueppigkeit tropischen Blätterwerks von der riesigen Sykomore mit dem vierzig Fuß im Umfang messenden Stamme bis zur leichten und zierlichen Akazie, die das hochgewerthete Harz austräufelt. Hier herrscht durchhin der reichste schwarze Boden und jede Art Erntepflanze erreicht die riesenhaftesten Verhältnisse, getrieben durch die heißen Sonnenstrahlen und genährt durch die Fülle des Regens.

Bei so günstigem Boden und Klima könnte Schoa eines der reichsten und für seinen Welttheil mächtigsten Länder werden, und einige tausend wohlbewährter Ackerbauer aus Europas übervölkerten Ländern könnten hier Wunder bewirken. Aber Schoa, den heidnischen Gallas kaum abgerungen, in steter Abwehr gegen die andrängenden Moslems der Adelniederungen, muß noch für seine Selbsterhaltung kämpfen, und der Ackermann vertauscht mehrmals im Jahre auf seines Königs Gebot den Pflug mit dem Schwert und der Lanze. Nur durch Aufbietung einer gewaltigen Heeresmacht zur Züchtigung einzelner Gallahorden und durch die stete Uneinigkeit der letzteren ist es Sahela Selassi geglückt, fast immer als Sieger aus den vielen Kriegen hervorzugehen und seinen Namen bei allen Gallas gefürchtet zu machen.

Dieses weit verbreitete Volk, dessen Ursprung und frühere Geschichte in das tiefste Dunkel gehüllt ist, brach aus dem Süden in Abessinien ein, als dieses im vollen Kriegsbrande mit den Moslem des Adellandes sich befand. Sie überflutheten Südabessinien und nahmen als Ackerbauer das Land in Besitz, waren daher später nicht mit einem Schlage zu vertreiben, wie die Adaiel, welche nur Hirten sind. Sie selbst nennen sich „Oroma" oder „Orma"; „Galla" heißt in ihrer Sprache „Ein-

gewanderte". Sie sagen, sie seien von Jenseits „des großen Wassers" (vielleicht eines großen Stromes) gekommen. Hochgewachsen und starkgliedrig, und der beste Reiter auf den schönsten Rossen in Aethiopien bildet der kriegerische Galla einen herrlichen Vorwurf für den Maler, wenn er in seinen Mantel, wie in eine altrömische Toga gehüllt über seine endlosen von Blumen lächelnden Matten schweift. Die anmuthigen Frauen, gute Reiterinnen gleich den Männern, in Lederröckchen gekleidet, welche mit Kaurimuscheln besäumt sind, und bedeckt von baumwollenem Ueberwurf, das Rabenhaar in viele Zöpfchen geflochten, welche über die Schultern herniederwallen, hüten die zahlreichen Groß- und Kleinviehheerden und besorgen den Bienenkorb, während die fleißigen Männer die reichen Fruchtfelder pflügen, besäen und abernten. Aber der Schmutz von Fett und Butter bedeckt gleich dem Adali auch des Galla Haupt und Gewand und er ist blutdürstig und raublustig gleich jenem, doch nicht falsch und tückisch. Ihr heidnischer Gottesdienst findet unter dem Schatten der Sykomore statt, und unter dem heiligen Baum dieser Art, dem „Wodanabe," an den Ufern des Hawasch bringen sie Gelübde und Opfer dem „Sar," dem Fürsten der Dämonen, und hängen an des Baumes Zweigen ihre scheußlichen Kriegstrophäen auf. Ihr „Luba" oder Priester opfert Ziegen und wahrsagt aus den Eingeweiden, ob der Kriegszug glücklich sein werde. „Wak," ihr höchstes Wesen, verleiht viele Kinder, langes Leben und reichliche Ernten und läßt ihre Lanzen stark sein gegen ihre Feinde. Er redet zu seinen Priestern im rollenden Donner, er zeigt sich ihnen im leuchtenden Blitze und offenbart sich ihnen im Traume. Der „Kalitscha" ist ihr Zauberer, Beschwörer und Arzt, treibt böse Geister aus und kurirt die Kranken durch Peitschenhiebe. Selbst die christlichen Abessinier fürchten sich vor dem Kalitscha und dem Luba. Ihre Sprache ist gleich der italienischen reich an Vocalen, wohltönend und zum Versbau besonders geeignet.

Gegenwärtig umwohnen die Galla, soweit sie nicht in Schoa selbst unterworfen und gewissermaßen denationalisirt sind, den Süden und den Norden des Reiches. Nach Süden erobert Sahela Selassi alljährlich einen Strich ihres Landes nach dem

andern und hat in seinen Eroberungen schon den Hawasch überschritten. Weniger glücklich ist er im Norden, wo die kräftigen Stämme der bergbewohnenden Wollo- und Jedsu-Galla bald zu diesem bald zu jenem der christlichen Fürsten Nord-Abessiniens halten und nicht selten den Ausschlag im Kriege geben. Sie sind theils noch Heiden, theils Christen, meistens aber Muhammedaner. Aus dem Wollostamm ist selbst Ras Ali, der Beherrscher Amharas und Protektor des Kaisers zu Gondar, welcher nach einander Christ-, dann Muhammedaner war und seit einigen Jahren wieder Christ ist.*) Zahlreiche Stämme wohnen aber noch südlich vom Hawasch in den Regionen, von denen wir erst dunkle Kunde haben, wo aus dunkelbewaldeten Gebirgen große Flüsse entspringen, die ihre Gewässer, wie der räthselhafte Goschop (Godscheb), nach Süden in das indische Meer ergießen sollen, wenn sie nicht etwa Zuflüsse zum weißen Nil bilden. Hier ist am meisten genannt das Königreich Enarea, dessen Herrschaft nach Norden sich bis zu den Quellen des Hawasch erstreckt, nach Süden über das ferne Limnu ausdehnt. Enarea ist eine Hochebene, nach allen Seiten von hohen Bergen umgeben. Dort wächst der Gossobaum, von ungeheurer Höhe, mit köstlichen Beeren bedeckt und von Weinreben umschlungen, der Kaffee wächst wild wie im benachbarten Kaffa, Zibeth, Myrte und Weihrauch bilden kostbare Handelsgegenstände für die durchreisenden Kaufleute. Die Einwohner sind zur Hälfte Muhammedaner, welche gleich ihren heidnischen Brüdern dem Wodanabebaume hohe Ehrfurcht zollen.

Auch christliche Reste haben sich in jenen fernen Gegenden erhalten und zeigen, wie weit früher in glänzenderen Zeiten die christlichen Kaiser von Abessinien ihren Herrscherstab ausgedehnt haben. Zunächst dem jetzigen Herrschgebiet von Schoa liegt südlich vom Thale des Hawasch das Land Guragne, von Christen bewohnt, welche sehnsüchtig mit Schoa vereint zu werden trachten. Denn von Außen drängen die wilden Galla und im Innern herrscht das Faustrecht wie im mittelalterlichen Europa. Der Stärkere bemächtigt sich ungestraft des Schwachen und verkauft

*) Ein Geistlicher rühmte sich gegen Isenberg, er habe Ras Ali für seinen Abfall vom Christenthum öffentlich geohrfeigt.

ihn an die lauernden Sklavenhändler. In diesem Lande liegt der Suai-See, eine große Wasserfläche mit fünf reichbewaldeten Inseln. Auf ihnen befinden sich über dreitausend Christenhäuser aus Kalk und Stein gefügt, zahlreiche Kirchen und Klöster. In der Emanuelskirche werden noch die heiligen Laden, die Staatsschirme, Pauken und 100 Handschriften aus den christlichen Kirchen Südabessiniens aufbewahrt, welche Kaiser Nebla Denghel zur Zeit des Granjeschen Einbruches dort in Sicherheit gebracht hat. Sahela Selassi hat große Lust, diese Inseln zu erobern, wo er noch große Schätze vermuthet, aber er fürchtet die Gallas und die wilden Thiere der Wälder, welche den See umgeben. „Von dem Gipfel eines hohen Berges — so erzählte er uns einst selbst — habe ich durch ein Fernrohr den See und seine hohen Bäume beschaut, allein die Elephanten kamen in großer Zahl. Ich fürchtete, meine Leute möchten todt gemacht werden. Ich lief, und Alle liefen mit mir."

Südlich von Guragué wohnen die streitbaren christlichen Völker von Kambat und Wollamo, und weit im Süden neben Limmu liegt das Land Susa, ein christliches Reich, größer als Schoa und mit höheren Gebirgen, als dieses. Die Sprache des hellfarbigen Volkes ist ganz verschieden von der der Galla und der Abessinier, aber in Sitten und Gewohnheiten nähert es sich letzteren sehr. Lange hatte zwischen beiden Völkern kein Verkehr stattgefunden, bis ein glücklicher Krieg die Wege durch Kaffa und Enarea wieder öffnete. Jetzt gingen Priester von Susa nach Gondar zum Abuna und ließen von diesem den Hauch des heiligen Geistes in einen ledernen Sack blasen, welcher wohlbehalten nach Susa zurückgebracht und in der Hauptkirche aufgehangen ward. Geistliche in großer Zahl sind seitdem mittelst Oeffnung dieses Sackes und Herauslassung eines anblasenden Hauches in's Gesicht geweiht worden.

Christliche Reste finden sich auch noch in dem waldreichen Königreiche Kaffa, zwischen Susa und Enarea, der wahren Heimath der Kaffeebohne, welche die viel gepriesene von Mocca noch übertrifft, und in dem fruchtbaren, jetzt von Enarea abhängigen Sindschero, wo christlicher Cultus zugleich mit heidnischen Gebräuchen und Menschenopfern vereinigt herrscht.

Weiter im Süden sollen die Doko wohnen, ein schwarzes zwerghaftes Geschlecht, in der Gesichtsbildung zwischen dem Abessinier und dem Neger. Sie leben in Erdgräben mit wagerechten Wetterdächern darüber und nähren sich von Ameisen und Honig, Wurzeln, Mäusen und Schlangen. Sie verehren ein höchstes Wesen und beten in ihrer Noth zu ihm, auf dem Kopfe stehend und die Füße an einen Baum gelehnt: „Ir, wenn Du ja bist, warum leidest Du, daß man uns umbringt? Wir essen nur Ameisen und verlangen weder Nahrung noch Kleidung. Du hast uns aufgerichtet. Warum wirfst Du uns nieder?"

Der Goschopstrom, welcher mit seinen Zuflüssen die Länder Enarea, Kaffa und Susa durchströmt, soll sich in der Nähe des Aequators in das indische Weltmeer ergießen. Genauere Nachforschungen vom Süden her werden vielleicht bald Gewißheit bringen, doch scheint es nach d'Abbadies Forschungen, daß die Ströme jener Länder zum Flußgebiet des weißen Nil gehören. Dann wäre der Djub-Strom, welcher von seiner Mündung unter dem Aequator schon viele Meilen aufwärts befahren worden ist, ein anderer als jener Goschop oder Goscheb. Das aber steht fest, daß die weiten noch unerforschten Regionen zwischen Südabessinien und der Südostküste Afrikas reich bevölkerte, fruchtbare und mit mannigfaltigen kostbaren Erzeugnissen gesegnete Länder sind. Der große Stamm der Galla scheint dort vorherrschend zu sein und seine Heerden erstrecken sich nach Süden bis zur Breite von Mombas, wo im Lande der Suahilen der aus Abessinien vertriebene Missionär Dr. Krapf ein neues Feld segensreicher Wirksamkeit gefunden hat.

Man hatte uns in Ankobar deutlich genug zu verstehen gegeben, daß man uns nicht für große Helden halte, da wir in dem Kriegszug gegen die Galla's unsere Waffen nicht gebraucht hatten. Wir beschlossen deshalb, uns in ein besseres Ansehen bei der Menge zu setzen, und da die Erlegung eines ausgewachsenen Elephanten der Tödtung von vierzig Galla's gleich geachtet wird, so baten wir den König um die Erlaubniß, auf die Elephantenjagd nach der Giddem-Wildniß gehen zu dürfen.

Obgleich höchst ungläubisch in Bezug auf den guten Erfolg unseres Unternehmens ertheilte uns doch der König seine Erlaubniß und erließ Weisungen an die Ortsvorsteher und Befehlshaber, deren Gebiet unser Weg durchschnitt, uns als des Königs Gäste eine freundliche Aufnahme zu bereiten.

Der November ging zu Ende und kleidete das Land in ein braunes verwelktes Gewand, als wir auf der „Königsstraße" über die Gorabela-Berge dahinzogen. Zur Linken verschwamm die hohe bläuliche Bulgakette in den tiefblauen Himmel und rechts hinüber schweifte das Auge unaufgehalten über die endlosen Ebenen der wilden Adaiel, die wie eine Riesenlandkarte vor uns ausgebreitet lagen und eine Fernsicht von vielen Hundert Quadratmeilen umfaßten. Wir überschritten die Höhe des Tschaka auf künstlich gestuftem Pfade und wanderten auf dem Kamm am westlichen Abhang weiter, wo viele Quellen dem Nil zuströmen. In der Nacht bedeckten sich die stehenden Wässer mit einer dünnen Eiskruste, der ersten, welche wir in Abessinien sahen. Wir wurden von allen Statthaltern und Schument sehr zuvorkommend empfangen, Schafe wurden geschlachtet und große Trinkhörner voll Bier geleert, wobei die Diener in der hohlen Hand bei jedem Horn vorkosteten. Wir sahen auch links von unserem Pfade das weiße Schloß der Königin Mutter Zenama Work auf einem schön gerundeten Berge liegen und über ihm hinaus die Anhöhe, wo unter den Augen des gelehrten Alaka Woldab Sahela Selassi seine Jugendjahre verlebte. Beim Weitergehen läuft der haidebewachsene Höhenzug plötzlich in einen jähen Abfall aus, und volle dreitausend Fuß unter sich sieht man das schroffe Ifat, wie es in die blauen Ebenen der Adaiel verschmilzt, aus denen die große Feuerwarte Azulo ragt und der weite Abida Krater. Unser Pfad zog sich dann zur Ostseite des Höhenzugs hernieder. Mittlere Luft und üppiger Pflanzenwuchs begrüßten uns, viele trauliche Dörfchen lagen versteckt an den Berglehnen und Felder gelben Safrans glühten goldig, während in den Tiefen der Thäler der Teff gleich dem Reis Asiens mächtig emporschoß. Mahfud war das erste Dorf des niederen Landes, von Kolqualhecken umschlossen, durch natürliche Befestigung unüberwindlich. Weder Gallas noch Muhammedaner haben es je erobert.

Hier reſidirt Aito Gadelu, oder vielmehr ſeine Frau, eine Tochter der Königin Beſabeſch aus erſter Ehe. „Dick, hübſch und vierzig“ ließ ſie ihrem würdigen Ehegemahl nichts von Gewalt, als ſeinen Titel. Weiter kamen wir zum fruchtbaren Thale des Robi, mit herrlichem morgenländiſchem Anbau, an vielen Stellen künſtlich bewäſſert, und von bewaldeten Bergen umgeben. Im klaren Bette dieſes Fluſſes findet ſich ein unerſchöpflicher Vorrath runder Kieſel, welche zu Flintenkugeln und Schrot verbraucht werden. Nach Ueberſteigung noch eines Höhenzuges gelangten wir nach dem Giddem-Thal, welches ſich ſieben Meilen in die Länge erſtreckt und von vier ſchönen Flüſſen bewäſſert wird. Die Hälfte des Thales iſt ſehr ſchön angebaut, die andere Hälfte, wegen der häufigen Einfälle der Wollo Galla verlaſſen, iſt ein undurchdringliches Dickicht, wo es von Perlhühnern wimmelt, wo der wilde Eber haust, der Löwe und der Elephant.

Die Amhara haben einen ſehr mittelmäßigen Begriff von der edlen Jägerei und getrauen ſich nie anders ein wildes Thier anzugreifen, als zu Pferde und in Schaaren von mehreren Hunderten bewaffneter Krieger. Auch hat das abeſſiniſche Hochland wenig Wild. Paviane und Meerkatzen ſind königliches Wild, Dachſe werden für des „Teufels Schafe“ gehalten und deshalb gemieden, und die Hyänen läßt man ſich erſchrecklich vermehren, weil man glaubt, daß die jüdiſchen Zauberer und die Schmiede dieſe Geſtalt annehmen. Vom Jäger werden alle Vorbedeutungen ängſtlich beobachtet; zeigt ſich ein Haſe oder ein Gurameila-Vogel (eine Art Neuntödter) oder bellt links ein Fuchs, ſo will das Glück nicht wohl und der Jäger kehrt um. Gute Vorbedeutungen ſind ein rechts bellender Fuchs und das Erſcheinen einer Hirſchziege.

Die benachbarten Bewohner waren aufgeboten, der Jagd beizuwohnen und das Wild aufzuſtöbern. Die Mühe eines Tages war jedoch vergebens; das Einzige, was ſich zeigte, war die Feigheit der Abeſſinier, welche bei dem Zeichen des Naheſeins irgend eines großen Thieres davonliefen oder ſich auf die höchſten Bäume zu retten ſuchten. Am zweiten Tage endlich hatte ich das Glück, einen mächtigen männlichen Elephanten,

der von vier Frauen seines Serails begleitet war, durch einen Schuß zu erlegen. Mit großer Furcht wagten sich die Schoaer näher und staunten und jubelten, als sie das gefürchtete Thier ausgestreckt in Todeszuckungen erblickten. Rüssel und Ohren wurden abgehauen und als Siegeszeichen davon geführt, und wie nach gewonnener Schlacht ward ein feierlicher Zug zum nächsten Statthalter veranstaltet, dessen Sohn den frischen Spargelzweig mir überreichte.

Auf unserm Rückwege nach Ankobar besuchten wir die warmen Schwefelquellen von Fiel Amba in einem abgeschiedenen, malerischen Thale gelegen, von Bäumen und blühenden Schlingpflanzen in üppiger Schönheit beschattet. Eine Menge Krüppel und Leidende waren hier versammelt. Von einem Jeden wird eine Abgabe von 1 Amoli Salz (7½ kr. rh. werth) erhoben. Das Wasser ist 38—40° R. heiß und trinkt sich gut. Wir kamen auch durch das Dorf Aramba und sahen auf dem Gipfel eines gezackten Felsrückens die gleichnamige Burg, wo ein Theil der Schätze Sahela Selassi's aufbewahrt wird, geschirmt durch eine starke Besatzung von Musketiren. Der letzte Theil unsers Rückweges führte uns durch die dunkelbewaldete Gebirgsmasse, deren Kern der Mamrat bildet. Dunkelschattige düstergrüne Wachholderbäume, gestaltet wie die hohen Cedern des Libanon, und die frisch grüne lebhafte Sigba (Tarusart) wechseln hier mit den bemooften Gestalten der silberhaarigen Woira. Tausend glänzende Vögel beleben die Zweige der mächtigen Bäume. In der Waldeinsamkeit liegt das Kloster Mantel, das vor tausend Jahren gegründet sein soll und bloß von Tabiban (Weisen) bewohnt wird. Sie gehören zur strengen Regel, üben sich fortwährend in der Buße, sehen nie ein Weib an, fasten auf's strengste und kasteien den Körper. Sie sitzen oft tagelang bis an den Hals im Wasser, zerfleischen sich mit Dorngeißeln und schlafen auf harter Lehmbank, ihr Alaka (Oberer) stets in einer schweren Eisenkette. Sie sind geschickte Arbeiter in Eisen, Holz und Thon und werden als Zauberer von Allen gemieden, nur nicht vom König.

In Ankobar ward uns jubelnder Empfang und feierlicher Siegeseinzug. „Eure Freude ist meine Freude", rief Se. Maj.,

„und ich bin seelenfroh, wenn meine Kinder glücklich sind.“ Wir erhielten die gebührenden Auszeichnungen für die Erlegung eines Elephanten oder von vierzig Galla: die silbernen Ritterhandschuhe mit der silbernen Armspange und das Fell eines Löwen, auf der linken Schulter zu tragen. Dabei wurden wir angewiesen, einen frischen Spargelschoß vierzig Tage im Haar zu tragen und dann mit der Herkumfeder zu vertauschen.

Unser Ansehen war nun wieder hergestellt und wurde noch größer in den Augen der Amhara, als wir nach einem glücklichen Jagdzuge jenseits des Kasemflusses an der südlichen Grenze des Reiches, reich beladen mit den Trophäen des Gosch (wilder Büffel) und großer Antilopenarten heimkehrend, vom Könige mit der höchsten Auszeichnung, dem Akodama, geziert wurden und von ihm den Titel „Brüder des Königs“ empfingen.

Unser Aufenthalt in Schoa, welcher bis zum März 1843 dauerte, wurde uns durch manche Verdrießlichkeiten verbittert. Einmal war uns die Geistlichkeit des Landes gram, da sie durch die Fremdlinge, welche andere Ansichten vom Christenthume hatten, in ihrem Einfluß und Ansehen beeinträchtigt zu werden fürchteten. Und wenn auch die alte Sage, daß einst ein Fremdling kommen, und sich auf den Thron von Abessinien setzen werde, sich in Bezug auf uns nicht erfüllt erwies, und nach Ausleerung sämmtlicher Kisten und Kasten sich kein Thronräuber darin versteckt zeigte, so konnte doch Sahela Selassi selbst ein gewisses Mißtrauen gegen die zahlreiche, mit glänzenden Mitteln ausgestattete Gesandtschaft nicht ganz unterdrücken, und war froh, daß sie sich endlich auf den Weg machte, als sie keine wunderbaren Sachen ihm mehr zu schenken hatte. Sodann waren die ewigen Betteleien vom Höchsten bis zum Geringsten herab unerträglich. Der König schickte fortwährend seine Vertrauten in unser Zelt mit dem verschleierten Bedeuten, dieses oder jenes „gefallende Ding“ würde ihm angenehm sein, und wurde dann seinem Begehren gewillfahrtet, so war er wohl freigebig mit den Redensarten, „daß es ihm wider den Sinn gehe, das Eigenthum seiner Kinder anzunehmen“, auch ließ er sich durch kein Zureden bewegen, es gleich anzunehmen. Allein kaum war ihm der Gegenstand aus dem Auge gebracht, so erfolgten von seinen Kreaturen

plumpe Sticheleien über's „nicht Wort halten", und unzweideutige, scheinbar aus Freundschaft gegebene Winke ermangelten nicht, zu einem zweiten und dritten Anerbieten anzuspornen, das stets mit der Annahme des Geschenkes, „als einer freien Gabe aus dem Herzen" und dem Segensspruch endete: „Gott gebe es Dir wieder, mein Sohn! Möge der Herr Dich verherrlichen und belohnen!" Nicht weniger häufig schickte die Königin Besabesch, die ihre Wünsche durch Briefchen von 1—3 Zoll breiten Pergamentrollen zu erkennen gab, wie z. B.: „Bist Du wohl? Bist Du wohl? Bist Du ganz wohl? Damit die Seife nicht schnell ausgehe, wirst Du sie in großen Vorräthen schicken, spricht Besabesch." Die Hofbeamten und Vornehmen ermangelten nicht, diesen hohen Vorbildern zu folgen, und als Vorwand wurde dann nebst den allerhöflichsten Erkundigungen über das Wohlsein der geehrten „Gäste des Königs" irgend ein unbedeutendes Geschenk gebracht (Mamalatscha), welches, wenn es angenommen wurde, dem Darbringer das Recht gab, ganz ausschweifende Forderungen zum Gegengeschenk zu stellen.

Einige Abwechselung in das eintönige Leben brachten die großen Feste. Am Weihnachtsvorabend fand der gewöhnliche Spielkampf zwischen dem königlichen Hausgesinde und den Leuten des Generalproviantmeisters und des Dedsch Agafari auf der Schloßwiese statt. Ein Tuchball wird mit Kolben fortgetrieben und erhascht. Die Sieger haben das Recht, die unterliegende Partei, den König allein ausgenommen, während der zwei kommenden festlichen Tage auszuschimpfen. Die königliche Partei war Siegerin, und da war denn jede Zunge losgebunden. Spottlieder wurden vorgetragen und die Vergleiche mit „Esel und Kameel" den obersten Würdenträgern reichlich in's Gesicht geschleudert. Selbst dem Beichtvater des Königs wurden alle mögliche Laster angedichtet, und der Staatsoberkerkermeister, der dicke Wulasma Mohamed, der als Zuschauer zugegen war, erhielt auch sein Theil. Sein Fett ward für ausreichend erklärt, die ganze Hauptstadt, während der öffentlichen Traktemente festlich zu beleuchten. Der größte Feiertag ist das Epiphaniasfest oder Temkal (d. h. Taufe) zum Gedächtniß der Taufe Jesu durch Johannes. An diesem Tage strömt die ganze

Bevölkerung von Ankobar zum benachbarten Fluſſe Airara und wird beim Schein der Fackeln frühmorgens, Männer und Frauen, Knaben und Mädchen ganz entkleidet durch einander, von Prieſtern im Waſſer getauft. Keine Spur von Schamhaftigkeit iſt dabei zu bemerken. Dann wird Brod und Bier in ungeheuren Maſſen verzehrt und vor Allen thut ſich die Kleriſei durch Völlerei, durch Tanzen und Springen und Ungebührlichkeiten jeder Art hervor.

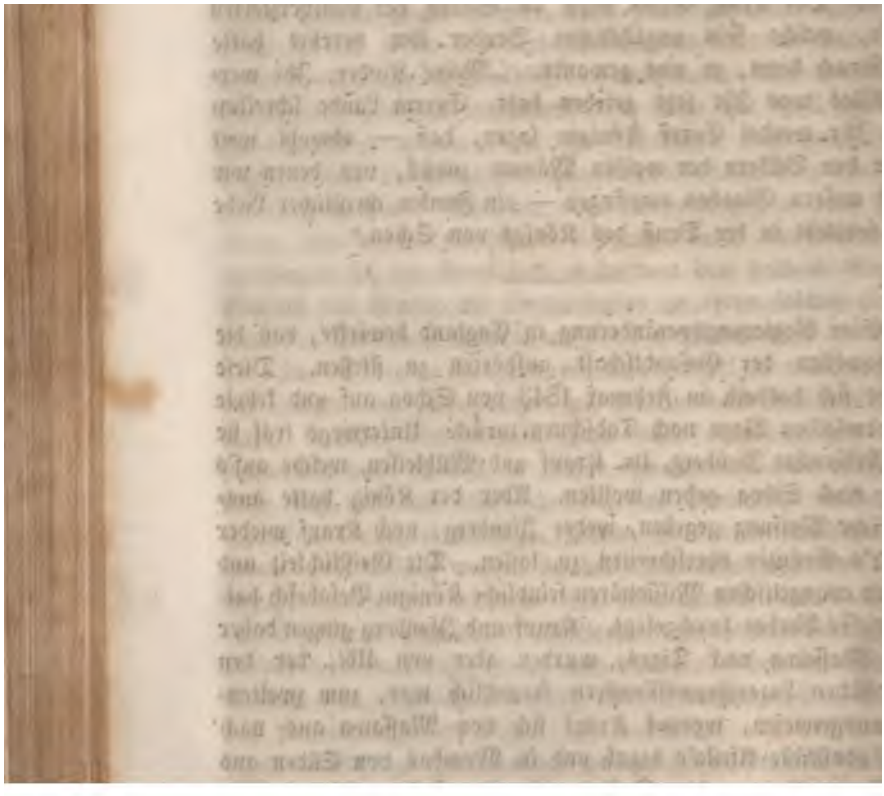
Am heiligen Abend vor dem Oſtertage kamen die Prieſter der Hauptkirche zur Feier der königlichen Siege in den Palaſt und führten mit arger Stimme und unter dem Lärmen der Schellentrommeln, Keſſelpauken und Raſſeln Tänze auf, die von lauten Lobpreiſungen des Königs und ſeiner Heldenthaten unterbrochen wurden, bis endlich der König aufſtand, ſämmtliche Krummſtäbe der fünf Kirchen Ankobars entgegennahm und ſie (viele hundert an der Zahl) mit großer Andacht einen nach dem andern an ſeine Lippen hob. Darauf legte der König, ſo wie jeder Anweſende, ein Stirnband um, welches den Reſt des Tages getragen wurde. Bis zum Hahnenruf am Oſtermorgen dauert das treitägige, ſehr ſtrenge Charfaſten, während deſſen ſämmtliche Chriſten nur von Feldkohl und Brennneſſeln leben, auch wohl ſich jeder Speiſe und jeden Getränkes enthalten; dann aber fällt Alles über die Heerde Ochſen her, welche der König ſeiner Hauptſtadt ſpendet. Dreihundert und funfzig Stiere wurden an dieſem Morgen vor dem Speiſehauſe im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geiſtes geſchlachtet, während drinnen auf großen geflochtenen Tafeln Berge von Broden aufgehäuft lagen, und von Verſchnittenen und Küchenweibern in ihren Feſtkleidern von geſtreifter Baumwolle ſtets neue Lagen noch zuckenden Rindfleiſches aufgetragen wurden. Viele Orthoft ſtarken alten Meths wurden bis auf die Hefe geleert, ſo daß mit Ausnahme des königlichen Wirthes, der den immer auf's Neue eintretenden Schaaren der Speiſeluſtigen zuſah, kaum ein Nüchterner am Abend geſehen wurde. Zwiſchen den Gängen des Gelages ſpielten Muſikanten auf rohen Flöten, Harfen und Geigen eine entſetzliche Muſik.

Der zweite Winter unserer Anwesenheit in Schoa zeichnete sich durch übermäßig lange anhaltende Regengüsse aus. Die reifen Ernten lagen verfaulend am Boden und man begegnete in den Straßen nur besorgten Mienen. Da geschah es, daß am 6. Dec. ein heftiges Gewitter mit einer Erderschütterung Ankobars Berg bis in seine Grundvesten erbeben ließ, und von seinem Haupte große Massen, durch die anhaltenden Regengüsse gelockert, sich lösten und verderbenbringend über die Stadt und weiter unten liegenden Dörfer herabrollten. Die trostloseste Verwüstung bot sich meilenweit dem Auge dar und zahlreiche Menschenleben waren unter den Trümmern begraben. Wehklagen erfüllte die ganze Stadt, aus jeder Kirche stieg der Flehgesang empor und Schaaren von Priestern zogen, das heilige Kreuz tragend, in feierlichem Umgange durch die Gassen und zerschlugen sich die Brust und riefen laut den heiligen Erzengel Michael und Maria, die Gottesmutter an, denn solches Unglück hatte seit Menschengedenken das Land nicht betroffen.

In der letzten Zeit unserer Anwesenheit in Schoa waren wir Zeugen eines erfreulichen und wohlthuenden Auftritts. Wie früher in Nord-Abessinien bis zum Schlusse des vorigen Jahrhunderts, war es auch in Schoa herrschender Gebrauch, und hatte sich bis jetzt also erhalten, daß sämmtliche männlichen Sprossen der Fürstenfamilie, sofern sie als in kirchlicher Ehe geboren, thronfähig waren, bei der Thronbesteigung eines neuen Königs eingekerkert wurden. So schmachteten denn 7 Glieder des Schoaer Königshauses, ein Bruder und sechs Oheime Sahela Selassi's, schon dreißig Jahre und darüber in den unterirdischen Kerkern des Staatsgefängnisses von Gontscho. Sei es nun, daß die eindringlichen Reden des Dr. Krapf und der Gesandtschaft des Königs Herz gerührt hatten, sei es, daß er für seinen jüngeren Sohn, Seifa Selassi, den er zärtlich liebte, ein gleiches Schicksal befürchtete, oder war es Staatsklugheit, um dem Wulasma Mohamed, dem Hüter des Gefängnisses, der in Ungnade gefallen war und bestraft werden sollte, die Gelegenheit zur Empörung zu nehmen, oder war es nur Folge der Todesfurcht in einer heftigen Krankheit und eines Gelübdes im Falle seiner Genesung — genug, er ließ den armen Opfern des abes-

sinischen Königsgesetzes die schweren Eisenfesseln lösen und ihre Kerkerthüren öffnen. Herangeschlichen kamen die sieben Jammerbilder mit verkrüppelten Gestalten und gelähmten Geistesfähigkeiten und brachten, sich vor dem Könige niederwerfend, die Weihegaben von Harfen und Kämmen aus Holz und Elfenbein, mit deren Verfertigung sie dreißig lange Jahre hingebracht hatten. Der König rührte selbst die Saiten der buntverzierten Harfe, welche sein unglücklicher Bruder ihm verehrt hatte und sprach dann, zu uns gewandt: „Meine Kinder, Ihr werdet Alles was Ihr jetzt gesehen habt, Eurem Lande schreiben und Ihr werdet Eurer Königin sagen, daß — obwohl weit hinter den Völkern der weißen Männer zurück, von denen wir zuerst unsern Glauben empfingen — ein Funken christlicher Liebe noch fortlebt in der Brust des Königs von Schoa."

Eine Regierungsveränderung in England bewirkte, daß die Hülfsquellen der Gesandtschaft aufhörten zu fließen. Diese machte sich deshalb im Februar 1843 von Schoa auf und kehrte auf demselben Wege nach Tadschura zurück. Unterwegs traf sie die Missionäre Isenberg, Dr. Krapf und Mühleisen, welche auf's Neue nach Schoa gehen wollten. Aber der König hatte ausdrückliche Weisung gegeben, weder Isenberg, noch Krapf wieder Schoa's Gränzen überschreiten zu lassen. Die Geistlichkeit und die den evangelischen Missionären feindliche Königin Besabesch hatten dieses Verbot durchgesetzt. Krapf und Isenberg gingen daher über Massawa nach Tigrè, wurden aber von Ubi, der den katholischen Lazaristenmissionären freundlich war, zum zweitenmal ausgewiesen, worauf Krapf sich von Massawa aus nach der Südostküste Afrika's begab und in Mombas von Süden aus das Evangelium zu den Gallas zu tragen sucht. Die englische Gesandtschaft kehrte von Tadschura über Alexandrien nach Europa zurück.



III.

Reisen

in

Arabien.

Einleitung.

Die große südwestasiatische Halbinsel Arabien bildet den Uebergang zwischen Asien und Afrika und scheint den großen nachbarlichen Welttheil im Kleinen zu wiederholen. Dieselbe Massenhaftigkeit der Gestalt, dieselbe wüste Einförmigkeit, derselbe Mangel an fließendem Wasser herrscht dort wie hier. Aber manche Umstände haben bewirkt, daß das kleinere Land die Sonne ward, welche das größere erleuchtete und beherrschte.

Man hat Arabien einem Rock verglichen mit goldgestickten Säumen. Und in der That paßt dieses Gleichniß, mögen wir von unserer Kenntniß des Landes reden oder von der Fruchtbarkeit des Bodens und dem Menschengetreibe auf ihm, denn das Innere Arabiens ist größtentheils Wüste und uns unbekannt. Ein rauhes, von nackten schauerlichen Felszügen durchklüftetes Hochland „Nedsched", dessen Gipfel sich bis auf 9000 Fuß über den Ocean erheben sollen, bildet den Kern und fast die Hälfte der Halbinsel. Zu seinen Füßen lagert im Norden die große syrisch-arabische Wüste und dehnt sich weithin aus zwischen dem gartenreichen Damaskus und den fruchtbaren Ebenen, welche der Euphrat bewässert. Im Westen tritt das Hochland mit schroffem Abfall an die tiefe Einsenkung des Wadi Araba und den Golf von Akaba, und begleitet mit seinen Vorbergen die ganze Küste des rothen Meeres, Hedschas und Jemen hindurch, nur durch einen schmalen Küstenstrich, das Tehama, von den Wellen geschieden. Im äußersten Süden

fallen die Gebirge Jemens in reichbebauten Terraſſen zum rothen Meere und zum Golf von Aden ab und ſenden ihre Zweige weiter das indiſche Meer entlang bis jenſeits Hadramaut. Dann aber lagert im Südoſten wieder eine große Wüſte, El Akkâf, ſchreckensvoller als die ſyriſche, zu den Füßen des Nedſched, und füllt den Raum zwiſchen dem Hochlande und dem indiſchen Meere, bis im äußerſten Oſten, Beludſchiſtan gegenüber, noch einmal ein Gebirgsland, Oman, erſcheint. Nach Oſten ſenkt ſich das Hochland zum ſandigen Flachlande El Ahſa am perſiſchen Golf herab. Wie in Oman im Oſten bildet auch im äußerſten Weſten die Halbinſel des Sinai, durch die Meerbuſen von Sues und Akaba von Aſien wie von Afrika geſchieden, ein getrenntes Gebirgsglied.

Trotz dieſer Gebirgsnatur iſt Arabien arm an fließendem Waſſer. Wenige kleine Bäche erreichen das Meer in beſtändigem Laufe, größere Flüſſe fehlen ganz. Aber durch das ganze Land verbreitet finden ſich die Wadi's oder Thalbetten, welche zwar nur in der Regenzeit mit ſtrömendem Waſſer gefüllt werden, aber auch in der trockenen Jahreszeit einige Fuß unter dem Sande immer genug des flüſſigen Elements hegen, um den durſtenden Heerden Erquickung zu bieten. Nur hierdurch iſt es möglich geworden, daß der größte Theil der Halbinſel bewohnt iſt. Arabiens Weltſtellung wird geſichert durch das indiſche Meer, welches mit ſeinen beiden tief eingreifenden Armen, dem perſiſchen Golf und dem rothen Meere, die Halbinſel umfängt. Oft geſtört und auf andere Bahnen geleitet, kehrte doch der große Welthandel zwiſchen Indien und Europa ſtets gern zu dieſer älteſten und nächſten Verbindung wieder zurück.

Die ſpärliche Vegetation der Sahara und Nordafrikas findet ſich auch hier wieder und wenig Erzeugniſſe der Natur ſind dieſem Lande eigenthümlich. Aber Jemens Kaffee iſt in der ganzen Welt, und ſeine Balſame und Specereien, ſo wie Omans und Bahreins Datteln im Orient hochberühmt. Aus dem Thierreiche überragt das Kameel Arabiens alle ſeine Brüder in Afrika und Aſien, und dem edlen Nedſched-Roß kommt keines auf Erden gleich an Ebenmaß der Glieder, an Feuer, Ausdauer und Anhänglichkeit an ſeinen Herrn.

Dem Araber ſind wir ſchon mehrfach begegnet im Norden Afrikas von den Küſten des atlantiſchen Meeres bis nach Aegypten, und nach Süden, ſoweit die große Wüſte geht, bis in den Sudan hinein. Wir werden ihn künftig auch noch in andern Ländern Aſiens finden; faſt der dritte Theil ſämmlicher Menſchen im Orient ſpricht ſeine Sprache. Denn Arabien war ſeit Jahrtauſenden die lebendige Menſchenquelle, deren Strom über die tropiſchen Breiten Nordafrikas und Südaſiens ſich ergoſſen und von den Pyrenäen bis zum Ganges hundert Reiche geſtürzt und hundert Throne gegründet hat. Dieſes rauhe und unfruchtbare Land ſtieß ſeine Kinder aus, um fremder Länder Herren zu werden, wie Indien immer die Fremden heranzog, um ſich von ihnen beherrſchen zu laſſen. Aber genügſam und anhänglich an ihre alten Sitten und ihre alte Freiheit, und geſchützt durch die Unwirthlichkeit ihrer Wüſten und Küſten wohnt hier das einzige Volk im Orient, welches nie zu den Füßen fremder Eroberer gelegen und welches ſelbſt in den Zeiten ſeines höchſten Glanzes, als die Schätze der halben Welt ihm zu Gebote ſtanden, in ſeiner Heimath ſich auch der innern Despotie ſtets zu erwehren gewußt hat.

Das Urbild des Arabers, der echte Sohn der Wüſte iſt der Beduine, der hirtliche Nomade. Auf denſelben Eilanden im Sandmeere, wie vor Jahrtauſenden, die Heerden weidend, mit denſelben Sitten und dem patriarchaliſchen Verbande, wie zu Hiobs und Abrahams Zeiten, kennt der Beduine kein höheres Glück, als nach der Väter Weiſe in ungebundener Freiheit zu wandern. Er ſieht mit Verachtung auf die angeſiedelten Ackerbauer, die Fellachs, und auf die Städter, welche gewinnbringenden Handel treiben, die Hadeſi, herab, er tauſcht ihre Genüſſe und ihren Luxus nicht ein für den Heldenſinn ſeiner Freiheit und den Stolz ſeiner Armuth.

Von der ſchönſten Menſchenbildung, der kaukaſiſchen, trägt der Araber faſt die ſchönſten Züge. Seine im reinſten Oval entwickelte Geſichtsbildung, das feurige Auge, die gebogene Naſe und der ſchöne Mund mit den perlweißen Zähnen harmoniren mit dem Ebenmaß der Glieder, der elaſtiſchen, feinen Geſtalt, und der Anmuth und Würde, welche ſich in allen ſeinen Be-

wegungen und Mienen, ſeinem Gange und ſeiner Haltung ausſpricht. Dabei iſt er von mittlerer Statur, oft klein, bei ſeiner Mäßigkeit im Eſſen und Trinken mager und braun gebrannt durch ſeine Sonne, aber abgehärtet und ausdauernd, eine ſtählerne Natur. Dieſer ausgezeichneten Entwickelung des Körpers entſprechen auch ſeine geiſtigen Anlagen; er iſt anmuthig und aufgeweckt, ſcharfſinnig und gewandt, eines hohen und feurigen Geiſtes, von kühner Phantaſie und ſchnell entglühendem Enthuſiasmus. Er liebt die Dichtkunſt und iſt leichter durch die Kraft der Worte, als des Scepters oder des Schwertes zu lenken. Die Schattenſeiten ſeines Charakters aber ſind Prahlerei, Jähzorn und Raubſucht.

Die Sagen dieſes Volkes nennen Joktan, Sohn des Propheten Hud aus dem Geſchlechte Sem's als Stammvater. Seine Familie verbreitete ſich im Innern und dem Süden der Halbinſel und ſchickte ihre Zweige nach allen Theilen des Landes aus. Die edelſten Familien Arabiens rühmen ſich noch jetzt der Abſtammung von dieſem Geſchlechte. Von Norden her wanderten dann die von jenen eigentlichen Arabern durch den Namen „Moſtaraber" unterſchiedenen Nachkommen Ismael's ein und ſtritten lange mit jenen um den Vorrang. Indeſſen entſtand im fruchtbaren Jemen und begünſtigt durch den aufblebenden Handel der Seeküſte durch Himjar, den Joktaniden aus dem Geſchlechte Saba, ein mächtiges Königreich, das mehrere Jahrtauſende lang beſtand, und in den letzten Jahrhunderten vor Muhammed in mannigfache Berührungen mit den Aethiopen jenſeits des Meeres und mit den Bewohnern von Hedſchas kam. Letztere hatten einen gemeinſamen Mittelpunkt in der Stadt Mekka, welche um den heiligen Brunnen Zemzem und die heilige Kaaba erbaut war. Nach vielen Kämpfen gelang es den Mekkanern, alle Angriffe der Himjariten und der eine Zeit lang im Innern herrſchenden chriſtlichen Aethiopen zurückzuſchlagen, und nun entfaltete ſich bei ihnen, gleich wie bei den Griechen nach den Perſerkriegen, die höchſte Blüthe der geiſtigen Entwicklung und der Sprache. Dichter verherrlichten die Thaten der Helden und ſangen mit der Gluth der Begeiſterung von Liebe und Freiheit. Poetiſche Wettkämpfe zu Mekka v[illegible]verſammelten alljähr-

lich die edelsten Geister und die Gesänge der Sieger wurden, mit goldenen Buchstaben auf Byssus geschrieben, in der heiligen Kaaba niedergelegt. Also geeignet zu höherer Erkenntniß und nicht unbekannt mit den Lehren der Juden und ketzerischer Christen, welche vor der Verfolgung der Orthodoxen hieher geflüchtet waren, ergriffen die Araber mit großem Feuer die Lehre Muhammeds, sobald diese die ersten mühseligen Kämpfe der Familienverfolgung überwunden hatte, und drangen mit einem so unwiderstehlichen Fanatismus über die Grenzen ihres Vaterlandes bis zu den fernsten Ländern, daß nach Verlauf von hundert Jahren ihre Herrschaft, ihre Religion und Sprache von den Ufern des Jaxartes bis zu den Pyrenäen sich erstreckte.

Der Urheber dieses gewaltigen Aufschwunges war Abul Kasem Muhammed aus dem zu Mekka herrschenden Stamme der Koreischiten, und aus der Familie Haschem, welcher die Bewahrung der Kaaba zustand, ein Mann von den außerordentlichsten Geistesgaben und der hinreißendsten Beredtsamkeit. Er trat im Jahr 609, schon vierzig Jahre alt, als Religionslehrer auf und predigte den einzigen, allein wahren Gott. Langsam und schwierig waren die ersten Erfolge unter seinen Mitbürgern, in drei Jahren fand er nur vierzehn Anhänger. Unter diesen war Kadidschah, sein Weib, Abu Beker, sein vielgeprüfter Freund, und der junge Ali, sein heldenmüthiger Vetter und Gemahl seiner Tochter Fatime. Als nach zehn weiteren Jahren seine Lehre unter den Pilgern zur Kaaba schon viele Anhänger gefunden hatte, trieb der Haß des feindlichen Hauses Ommajah den Propheten aus seiner Geburtsstadt. Aber was seinen Untergang bezweckte, ward der Grundstein seines Ruhms, von dem Tage seiner Flucht nach Medina (16. Juli 622) begann die lawinenartige Ausbreitung seiner Macht und seiner Lehre. Er predigte fortan nicht mehr mit dem Worte allein, sondern überredete mit der Schärfe des Schwertes und brachte Tod allen Ungläubigen. Nach zehn Jahren hatte er funfzig Schlachten geschlagen, ganz Arabien erkannte ihn als Propheten. Als er im Jahre 632 starb, überlebte ihn von seinen Kindern nur Fatime, Ali's Gattin und Mutter von Hassan und Hosein. Dem heldenmüthigen Ali, den der Prophet schon bei seinen

Lebzeiten zum Stellvertreter (Khalif) ernannt hatte, gebührte die Nachfolge, aber die Ränke von Ayeſcha, der ſchönſten von Muhammeds zwölf Frauen und Tochter Abubekers, ſowie die Abneigung der freiheitsliebenden Stämme vor erblicher Herrſchaft bewirkten, daß Abubeker zum Khalifen ernannt wurde. Dieſem folgte nach zwei Jahren Omar, der Feind Ali's und der Haſchemiten. Als dieſer im Jahre 644 ermordet ward, mußte Ali erſt dem alten Othman, des Propheten Geheimſchreiber, nachſtehen, ehe er im Jahre 655 ſelbſt das Khalifat überkam. Während deſſen waren Syrien, Aegypten und Perſien bis zum kaſpiſchen Meere unterworfen, Baſſora am perſiſchen Meerbuſen und Kufa an der Grenze der Wüſte waren erbaut. In letzterer Stadt nahm Ali ſeinen Sitz. Aber die Ommajaden erhoben ſich wider Ali, und Moawijjah, ihr Haupt, ſtritt in der Ebene von Siffin hundertzehn Tage lang mit dem Khalifen ohne Entſcheidung. Achtzigtauſend Gläubige deckten mit ihren Leichen das brudermörderiſche Schlachtfeld. Nach fünfjähriger Regierung ward Ali ermordet, Haſſan entſagte der Herrſchaft und Hoſein ward Nachfolger. Gegen ihn erklärte ſich Moawijjah zu Damaskus zum Khalifen, Hoſein ward bei Kerbela verrätheriſch überfallen, und der Enkel Muhammeds fiel, von dreiunddreißig Wunden durchbohrt. Auf der Stelle, wo Hoſein fiel, ſowie unfern davon über dem Grabhügel Ali's wurde ſpäter ein frommes Denkmal und eine Moſchee errichtet. Beide heiligen Orte erweiterten ſich nach und nach zu anſehnlichen Städten (Medſched Hoſein und Medſched Ali), und noch heute werden unaufhörlich die beiden Gräber durch die andächtigen Thränen unzähliger Wallfahrer von nah und fern benetzt. Alſo erloſch das Haus der Fatimiten (668), aber Hoſeins Schweſtern und Kinder entkamen nach Medina und wurden die Stammeltern zahlreicher Geſchlechter, deren Glieder unter dem Namen der Scherif's und Sejjid's ſich in Aſien und Afrika ausbreiteten und zu hohen Ehren gelangten. Lange ſaßen nun die Ommajaden auf dem Thron, obſchon gehaßt von Arabern und Perſern. Die Vorliebe für das Geſchlecht Muhammeds brachte allmählich die Abaſſiden, Abkömmlinge von Abbas, einem Oheim Muhammeds, zu Kraft und Anſehen, bis endlich 750 der Abaſſide Abdallah

Saffah der Herrschaft der Ommajaden ein Ende machte. Nur ein Glied des besiegten Hauses, Abderrhaman, entkam in's Abendland und ward Khalif in Cordova. Unter den Abassiden blühte das arabische Reich, dessen Herrscher-Sitz zu Bagdad, (Dar al Salam, Stadt des Friedens) war, durch Künste und Wissenschaften. Die Zeiten Harun al Raschid's und al Mamun's leben noch hochgepriesen in Gesängen und Erzählungen der Araber fort. Aber auch dieses Haus verfiel in Ueppigkeit und Weichlichkeit, türkische Söldlinge bekamen die Macht in die Hände und erhoben oder beseitigten nach Art der Prätorianer die Khalifen. So kam es, daß die weltliche Macht dem Emir al Omrah (Emir der Emire), dem jedesmaligen Heerführer des Khalifen, übertragen ward, letzterer nur als Imam al Huk, als geistlicher Oberherr, angesehen wurde. Ein Emir al Omrah war auch der Kurde Selaheddin 1179. Ein Enkel Dschingiskhans machte endlich dem Schattenthron von Bagdad ein Ende (1258) und der 56. Nachfolger des Propheten, der Khalif Mostasem, ward unter den Hufen der Pferde zertreten. Dem Blutbade entrann Monstanser, der Abbassíde. Er ward in Aegypten als Khalif anerkannt und achtzehn seiner Nachkommen bekleideten noch diese Würde, bis dieselbe auf die Osmanischen Eroberer überging.

An allen diesen auswärtigen Stürmen nahm das eigentliche Arabien wenig Theil. Nach wie vor befehdeten sich die einzelnen Stämme, nach wie vor pilgerten die Frommen zur Kaaba und zum Grabe des Propheten. Selbst der innere Sturm, durch die fanatische Secte der Karmathier, welche Kufa eroberten und Mekka plünderten (929) blieb ohne weitere Folgen. Das öde Land mit seinen armen Bewohnern bot keine Lockung für fremde Eroberer, nur die Küstenpunkte wurden hin und wieder bedroht und von Fremden in Besitz genommen. Die Türken eroberten Hedschas und Jemen und verloren letzteres wieder (im 17. Jahrh.), die Portugiesen nahmen Oman und verloren es wieder (im 16. und 17. Jahrh.), die Perser hatten auf kurze Zeit Erfolge in Jemen (im 16. Jahrh.). Aus der Bedeutungslosigkeit für die übrige Welt trat Arabien erst wieder hervor mit dem Auftreten der Wahhâbis (Wechhabiten) 1760. Scheich

Muhammed aus dem Stamme Wahhab's, ein gelehrter Eiferer, suchte den Islam von den vielen Verunstaltungen zu reinigen, und verwarf die abgöttische Verehrung des Propheten und der vielen Heiligen. Er fand mit seiner puritanischen Lehre Anklang bei den heimischen Stämmen seines Nedscheb und vereinigte sie zu gemeinsamen Angriffen gegen den herrschenden Islam. Seit 1798 begannen die fruchtlosen Kämpfe der türkischen Pascha's von Bagdad, von Damask und von Mecca gegen die Neuerer. Letztere wurden Herren von ganz Arabien, mit Ausnahme von Mocha, Sana und Aden, erlangten aber außerhalb ihrer Wüsten keine Erfolge. Aber der Handel und Wandel war zerrüttet, die Pilgerschaft nach Mecca gestört, die türkischen Einwohner mußten in großen Karawanen aus Arabien auswandern. Nun nahm der Großsultan, der Beschützer der heiligen Städte, seine Zuflucht zum mächtigen Vicekönig von Aegypten, Mehemet Ali, der diesen Auftrag schlau benutzte, um seinen Einfluß und seine Macht zu vergrößern. Der erste Feldzug unter Befehl seines Sohnes Tusun Pascha 1811 endete unglücklich, später aber eroberte sein Stiefsohn Ibrahim Hedschas, schlug die Wahhâbi's und zerstörte 1818 ihre Hauptstadt Dereijeh in Nedscheb. Dann breitete Mehemet Ali seine Herrschaft weiter über alle Küsten des rothen Meeres aus und scheute keine Ausgaben, den Handel emporzubringen und sich einträglich zu machen. Es ist nicht zu leugnen, daß seine Verwaltung ganz geeignet war für dieses Land und die Sitten des Volkes. Der Handel hob sich zusehends, zu keiner Zeit herrschte für Reisende eine solche Sicherheit in Arabien. Aber die Ereignisse des Jahres 1840 stürzten Mehemet Ali von der Höhe seiner Macht und nöthigten ihn, seine Truppen aus Arabien zurückzuziehen. Seitdem herrscht der Großsultan wieder in Hedschas, aber ohne Kraft und Ansehen, zum Ruin des Handels. In Jemen hat nach dem Abzuge der Aegyptier ein Beduinenschech die Herrschaft an sich gerissen, Aden blüht unter englischer Hoheit. In Oman ist noch der greise Imam von Maskat Oberherr, das übrige Land wird nach alter patriarchalischer Weise von Stammeshäuptern regiert.

Seit Carsten Niebuhr, dem dänischen Reisenden, welcher

noch immer die Hauptquelle für unſere Kenntniß Arabiens abgiebt, haben das Innere des Landes wenige Reiſende beſucht. Nur über die Küſtenſtriche und Hedſchas haben wir durch Burkhard, Badia, Rüppell, Wellſtedt u. A. genauere Auskunft erhalten und die Halbinſel des Sinai iſt mehrfach beſchrieben worden. Im Folgenden waren unſere Führer:

1. Carſten Niebuhr Beſchreibung von Arabien. Kopenh. 1772. Deſſen Reiſebeſchreibung nach Arabien I. Kopenhagen 1774.
2. Rüppell, Reiſen in Nubien u. ſ. w. Frankf. 1829. Deſſen Reiſe in Abeſſinien ſ. o.
3. Wellſtedt's Reiſen in Arabien. Deutſch v. Rödiger. Halle 1842. 2 Bde.
4. Dieterici, Reiſebilder aus dem Morgenlande. 2 Bände. Berlin 1853.

A.

Die Halbinsel des Sinai und Peträa.

Nach Pieterici.

Es war im Februar 1849, als wir am vierten Tage unserer Wüstenreise von Kairo aus die letzte Anhöhe überschritten, welche uns vom Meere trennte. Vor uns lag Sues, rings vom Meere umwogt, und jenseits der klaren grünen Fluth zeichnete sich das kahle Gestein der Sinaihalbinsel in hellen, malerischen Tinten vor unsern Augen. Kleine arabische Schiffe schaukelten sich an ihren Ankern und Schaaren von Kameelen lagerten neben ihnen am Strande, friedlich bei einander die Schiffe der Wüste und des Meeres.

In älterer Zeit, als der Meerbusen noch weiter nach Norden für größere Schiffe zugänglich war, lag nicht weit von der Stelle des heutigen Sues die arabische Handelsstadt Kolsum, mit deren Namen die Einwohner noch heute den Meerbusen Bahr Kolsum benennen. Noch weiter nördlich blühte zu den Zeiten der Römer Arsinoe als Stapelplatz für den Handel des rothen Meeres. Jetzt ist die Spitze des Meeres so versandet, daß größere Schiffe nur bis auf eine Meile sich Sues nähern können und nördlich von der Stadt ringt der Wüstensand mit den Wellen. Ohne sicheren Hafen und ohne gutes Trinkwasser, in einer unfruchtbaren Wüste gelegen, war Sues seit seiner Gründung vor etwa viertehalbhundert Jahren von Bedeutung nur als Schiffsbauplatz, zu dem alle Materialien von Kairo aus gebracht werden mußten, bis der zu seinen alten Bahnen zurückkehrende Handelsweg von Europa nach Ostindien hier neues Leben weckte. Schon gehen regelmäßig Dampfschiffe

von hier das rothe Meer hinab bis nach Oſtindien, und Poſtwagen durcheilen die Wüſte nach Kairo, die über kurz oder lang vielleicht das ungewohnte Schauſpiel eines Dampfwagenzuges darbieten wird. Dann iſt die Kette wieder geſchloſſen, welche ſchon früh durch einen Kanal vom Meerbuſen nach dem Mittelländiſchen Meere dem Handel geboten war.

Auf der Terraſſe des engliſchen Hotels zu Sues ruhten wir ein wenig und hatten eine klare Ausſicht über den Golf, das „Schilfmeer" der Bibel, dann brachen wir auf und durchritten den noch einige Stunden nach Norden in die Wüſte tretenden Meeresarm, als die ſteigende Fluth ſchon die Füße unſerer Dromedare netzte. Hier war es unſtreitig, wo von der Ebbe und dem herrſchenden Nordwind begünſtigt, das fliehende Volk der Juden einen ſicheren Durchgang fand und wo der unbeſonnen nachſtürmende Pharao mit ſeinem Heere von den zurückwogenden Fluthen verſchlungen wurde. Hier durchritt auch Napoleon auf ſeiner Rückkehr von einem Ausfluge nach den Quellen des Moſe den Golf. Er hatte die Zeit der Ebbe verſäumt und als er bis zur Mitte des Waſſers gekommen, drangen die Wogen, vom Winde getrieben, immer mächtiger auf ihn ein und umſpülten ſchon den Bauch ſeines Roſſes. Nur ſeine Beſonnenheit bewahrte ihn vor dem Schickſale Pharaos.

Auf der aſiatiſchen Seite des Meerbuſens ritten wir durch eine öde pflanzenleere Wüſte den Weg, auf welchem vor 3000 Jahren Moſes die Kinder Iſraels führte. Gegen Abend ſchlugen wir unſere Zelte im Schatten grüner Palmen und kleiner Gärtchen an den Quellen des Moſe auf. Das Waſſer iſt ſalzig und trübe, doch bieten die Quellen den einzig grünen Ort der wüſten Umgebung. Hierher kommen die Bewohner des gegenüber liegenden Sues, um ſich im Schatten der Palmen zu erquicken und ihre kleinen Gärten zu beſorgen. Zwei Villen, welche dem engliſchen Conſul und einem mit der Beſorgung des Proviantes für die Dampfſchiffe beauftragten engliſchen Capitän zum Sommeraufenthalt dienen, haben den früher unanſehnlichen Ort weſentlich verſchönert.

Wir verfolgten den Weg der Iſraeliten, denn zwiſchen Gebirge und Meer iſt hier nur eine Straße, ein ödes Sandmeer,

von einzelnen Sandhügeln durchbrochen; hier und dort ragte ein Fels empor, gleich einem Vorposten des Wüstengebirges. Am Nachmittag der zweiten Tagereise rasteten wir bei der bitteren Quelle Ain Hâwara, in welcher wir das biblische Mahrah erkannten und einige Stunden weiter fielen unsere Dromedare im Wadi Ghurundel nieder, dem Elim*) der Bibel, das im Vergleich zur durchschnittenen Wüste uns als ein weites, baumreiches Thal erschien. Nun ward die Umgebung malerischer, in der Ferne erhob sich das düstere Gebirge über die Sandhügel und über den kleineren Kuppen zeichnete sich das fünfgezackte Haupt des Serbâl im blauen Aether ab, mit Streifen heller Eisfurchen durchzogen. Am Abend lagerten wir, aus einem Wadi heraustretend, in der Nähe des „Schilfmeers," und gingen hinab an das Ufer, das mit feinen Muscheln und Korallen wie mit einem Blumensaume bekränzt war. Hier bildet das in das Meer vorspringende Cap Abu Selime eine Bucht, welche in altägyptischer Zeit ein besuchter Hafenort gewesen zu sein scheint. Von hier aus führten Wege zu den benachbarten Kupferbergwerken von Nasb und Sarbut el Chadem, nördlich von unserer Straße, wo noch jetzt die Ueberbleibsel alter Denkmäler und Spuren von Schmelzöfen die Industrie der ältesten ägyptischen Herrscherzeit verkünden. Am folgenden Tage nahm uns das Gebirge in seinen Schooß auf. Rechts und links starren kahle Gebirgsrücken, dazwischen liegen öde Thäler, wo das Dromedar nur hie und da einige spärliche Halme findet. Wilde Pässe, mühselig zu erklimmen, führen aus einer Schlucht in die andere. Der folgende Morgen brachte uns in das Wadi Mukatteb, das „beschriebene." An den Felsenwänden dieses Thales zeigen sich in großer Zahl die sogenannten sinaitischen Inschriften, welche Namen und kurze Denksprüche zu enthalten scheinen. Auch auf dem Serbâl erscheinen dieselben in ziemlicher Menge, sehr wenige jedoch am Sinai. Neuere Forschungen schreiben diese Schriften den arabischen Hirtenvölkern von amalekitischer Abkunft zu, welche

*) Lepsius hält das W. Ghurundel für das Marah der Bibel, und verlegt Elim nach Abu Zelimeh. Derselbe hält den Serbâl für den Berg des Gesetzes.

in den erſten Jahrhunderten vor und nach Chriſto die Halbinſel bewohnten und dem ſabäiſchen Sternendienſt ergeben waren. Die vielen Kreuze zwiſchen den Buchſtaben ſind von fremder Hand, wahrſcheinlich von chriſtlichen Pilgern, hinzugethan.

Die Oede um uns her ward nun durch einige Spuren des Lebens unterbrochen. Einige junge Kameele, mit rothen Decken behängt, ſtolzirten mit ihren ſteifen Beinen umher und verſuchten wohl bei unſerer Annäherung einen ungeſchickten Galopp. Dann erſchienen einige dunkelfarbige Beduinenmädchen mit ſchwarzfunkelnden Augen, ſchwarzem Gewande und Kopftuch, welche Schafe und Ziegen vor ſich hertrieben. In der Nähe ihrer ſchwarzen Zelte lagerten wir in einem Felſenkeſſel und bereiteten unſer Mahl, während die Beduinenweiber uns von Ferne aus dem Zelte verſtohlen zuſahen, gleich der neugierigen Sarah, und die Knaben faſt nackt auf dem öden Geſtein umherſpielten.

Am folgenden Tage gewann das Thal einen freundlicheren Anblick und hier und da zeigte ſich ein Baumſtamm, auf deſſen Aeſten der Geſang einer Droſſel uns an die Heimath erinnerte. Alsbald rauſchte auch unter Blumen und Gebüſch ein klarer Bach zu unſern Füßen und nach kurzer Zeit lag vor uns ein grüner Teppich, von Tarfa-Wäldern und Dattelbäumen üppig überdacht. Es war das Wadi Feirân, das ſchöne, blühende Kleinod der Felſenwüſte. Zum erſtenmale, ſeitdem wir das Nilthal verlaſſen, wandelten wir wieder auf weicher, ſchwarzer Erde, mußten uns der überhängenden buſchigen Zweige mit den Armen erwehren und hörten Singvögel in dem dichten Laube zwitſchern. Die ewig grünende Jugendſchönheit dieſes Thales iſt mit öden grauen Gebirgsgiganten umgürtet, und über dieſen Gegenſatz des Lebens und des Todes erhebt der Serbâl ſein düſteres, zackenreiches Rieſenhaupt.

Wir ſchlugen unſer Lager in der Nähe einer Erhöhung mitten im Thale auf, wo Spuren von Mauertrümmern die Stätte der alten Wüſtenſtadt Farân verkünden. Sie war im dritten und vierten Jahrhundert nach Chr. der Sitz ein Biſchofs. Dem Trümmerhügel gegenüber führt das wilde, von durcheinander geworfenen Felsblöcken angefüllte Steinthal W. Aleigat

zum Serbâl hinauf. Auf diesem beschwerlichen und gefahrvollen Wege kletterten wir, von zwei Gazellenjägern geleitet, den Berg hinan und gelangten nach vier Stunden auf den Kamm, von wo aus die gewaltigen fünf Spitzen sich in den Aether erheben. Die zweite Spitze von Westen ist die höchste und 6342 Fuß über dem Meeresspiegel gelegen. Als wir auf dem Gipfel derselben angelangt waren, machte die großartige Aussicht und die öde Stille ringsum auf uns einen unbeschreiblichen Eindruck. Zu unsern Füßen lag eine hochdurcheinanderwogende See von Gebirgsrücken, dunkelröthlich mit grünlichen Adern durchfurcht, dazwischen zogen sich die weißen Streifen der wüsten Thäler hin und ein kleines grünes Eckchen zeigte einen Blick in das W. Feirân. Um uns her starrten die Granithäupter des düstern Fünfzacks, weiterhin im Osten ragte hoch auf der Katharinenberg, von zartem Schneeweiß umgürtet und mit einer feinen Wolkenkrone geziert, tief im Westen blitzte der Spiegel des Meeres.

Die wilde schauerliche Felsmasse des Serbâl steht schon seit uralten Zeiten bei den Arabern der Umgegend in hoher Verehrung, und diese reicht vielleicht hinauf bis zum herzlosen Götzendienst des finstern Baal, denn der Name Ser-Bâl bedeutet „Palmenhain des Baal." Mag nun derselbe Berg die heilige Stätte geboten haben, wo Moses aus der Hand Gottes das Gesetz empfing, oder mag die alte Tradition ihr Recht behaupten, welche den Schauplatz dieses Ereignisses auf den Gebel Musa verlegt, jedenfalls zeigen die Ruinen eines großen Klosters im Thale und viele kleine Eremitenzellen in der Nähe, daß der Berg auch einst den Christen heilig gewesen sei. Meine Führer verrichteten in einer von kleinen Felssteinen gebildeten kreisförmigen Einfassung auf dem Gipfel des Berges ein andächtiges Gebet, dann traten wir den beschwerlichen Rückweg wieder an.

Ein Tagemarsch im lieblichen W. Feirân, das sich oberhalb durch ein gewaltiges Felsenthor El Buêb schließt, brachte uns zu dem Zeltdorfe unserer Kameeltreiber, wo der Eigenthümer meines Dromedars mich gastlich mit einem geschlachteten Schafe bewirthete. Kaum war das Fleisch gekocht, so griffen die Beduinen wie hungrige Wehrwölfe zu. Mein guter Gastgeber

reichte mir mit ſeinen nicht eben ſaubern Händen ein recht fettes Stückchen zu; die Augen gingen mir faſt über, als ich daran ſollte, doch fand ich Gelegenheit, den größten Theil meinem hungrigen Nachbar zuzuſchieben. Am andern Morgen ſchickten wir die Laſtthiere auf dem gewöhnlichen Wege zum Sinaikloſter durch das W. e Schech, das ſich als Fortſetzung des W. Feirân in weitem Bogen bis zum Fuße des Sinai hinzieht, vorauf und ſchlugen ſelbſt einen näheren Weg ein. Durch ſchauerliche Felspäſſe und wilde chaotiſche Gebirgsſcenen gelangten wir gegen Mittag in das breite ebene Thal W. er Racha, das am ſüdlichen Ende durch die dreiſpaltige Spitze des Horeb oder Sinai maleriſch geſchloſſen wird. Wir nahten allmählich der jäh aufſteigenden Felſenwand des Ras es Suſſafah, des einen der Gebirgsrieſen, und gewahrten alsbald in dem Thale, welches dieſe Spitze im Oſten von den anderen Gebirgszügen trennt, die dunkeln Zinnen des Kloſters zwiſchen dunkeln Cypreſſen und Mandelbäumen. Der Glocke reiner Schall tönte ſonntaglich durch die große Stille und mahnte uns an den heiligen Ernſt dieſer Stätte. Wir wurden bald mit unſern Sachen zu dem Eingang hinaufgewunden, der gegen dreißig Fuß über dem Boden ſich befindet, und fanden in zwei niedlichen Zimmern mit Divanen eine angenehme Wohnung.

Das griechiſche Sinai-Kloſter wurde von dem Kaiſer Juſtinian während der letzten Jahre ſeiner Regierung gegründet und beſteht aus einer großen Maſſe unregelmäßig aneinandergefügter Gebäude, welche die ſchöne Kirche umgeben. Dieſe trägt auf ſchlanken Säulen ein hochgewölbtes Dach und iſt mit den prächtigſten Moſaikbildern geſchmückt. Sie enthält viele Kapellen; die allerheiligſte befindet ſich an der Stelle, wo Gott aus dem feurigen Buſche zu Moſe geredet haben ſoll. Hier darf der Pilger nur mit bloßen Füßen eintreten. Zur Rechten des Altars iſt ein Grabmal aus Marmor, durch einen Vorhang verdeckt, worin die Reliquien der heiligen Katharina aufbewahrt werden. Nach der Legende wurde ſie von Engeln auf dem Gipfel des nach ihr benannten Katharinenberges niedergelegt und hernach hierher gebracht. Man zeigt den Fremden noch das Skelett einer Hand, mit Ringen und Juwelen bedeckt. Die

Einkünfte des Klosters, welche früher durch Schenkungen reicher Frommen bedeutend waren, sind sehr geschmälert und es reisen jetzt stets einige Klosterbrüder in Egypten und Syrien umher, um milde Gaben zusammenzubetteln. Die Zahl der russischen Mönche, welche sich früher auf 70 belief, beträgt jetzt nur noch 29. Sie führen ein ziemlich faules Leben und singen täglich die unverstandenen griechischen Gebete in schrillem Tone ab. Der trübe Geist langweiliger Trägheit und Unwissenheit lagert wie eine Nebelwolke auf den mißbehaglichen Gesichtern. Und doch leben sie unter einem ewig heiteren, mäßig warmen Himmel und können sich allein unter den Bewohnern dieser heißen Wüste im dunkeln Schatten der Cypressen, unter Palmen und Oliven erquicken. Sie sprechen fast nur russisch, einige wenige etwas italienisch und arabisch. Die Hauptbeschäftigung der ehrwürdigen Brüder ist Branntewein aus Datteln zu destilliren und solchen im Uebermaße selbst zu verbrauchen, doch scheint das träge Leben ihnen ganz gut zu bekommen, denn einer der Brüder war über hundert Jahre alt, ein anderer über neunzig, ein dritter über achtzig. Ein unterirdischer Gang führt in den Garten des Klosters, der von den Gewässern, welche vom Berge herniederrinnen, befruchtet wird. Es reifen dort Pfirsiche, Apricosen und Weintrauben in großer Menge und viele andere Früchte und Gemüse. Hier befindet sich auch die Todesgruft der Mönche, wo alle Knochen der Verstorbenen gesammelt werden. Auf einer Seite liegen die Arme, auf der anderen die Beine, an einem andern Orte sämmtliche Rippen und Wirbel, an einem andern erhebt sich ein Berg grinsender Schädel. In besonderen Kasten werden die Gebeine der Priore und der alten Eremiten bewahrt, letztere noch mit den Fesseln bekleidet, die ihrer dummfrommen Eitelkeit den Geruch der Heiligkeit verschafften. Auch die Bibliothek des Klosters, in welcher 1500 Bände in gräulicher Unordnung mit alten werthvollen Manuscripten durcheinanderliegen, ist ein todter Schatz, denn Keiner der stumpfen Frommen hat Kenntniß oder auch nur den guten Willen, sich ein wenig mit der Wissenschaft zu beschäftigen.

Wir bestiegen vom Kloster aus den Berg des Mose (Dschebel Musa), den nördlichen Gipfel des Sinaigebirges. Die

ganze Länge des Pfades hindurch ſind Felsſtücke ſtufenartig gelegt. Auf der Mitte des Weges langten wir auf einem grünen Plateau an, welches mit der Kapelle des Elias geſchmückt iſt, der hier den Herrn erblickte. Zwei ſchlanke Cypreſſen erheben ſich neben derſelben. Nach einer Stunde mühſamen Steigens erreichten wir den Gipfel, eine iſolirte Kuppe mit einer ſchmalen abgeplatteten Stelle, auf welcher eine kleine chriſtliche Kapelle erbaut iſt. Nicht fern von dieſer, aber etwas niederer, ſteht eine kleine Moſchee, und bei derſelben befindet ſich eine Ciſterne mit trefflichem Waſſer. Die chriſtliche Kapelle iſt das Ziel der Wanderungen der verſchiedenen Glaubensbekenner; nach der Tradition ſteht ſie auf dem Fleck, wo Moſes einſt die ſteinernen Tafeln mit den zehn Geboten empfing. Die Ausſicht von dieſer Spitze wird im Oſten, Süden und Weſten durch höhere Gebirge beſchränkt, man erblickt ringsum nur die wild durcheinander geworfenen öden Felsgruppen, die eiſigen Zacken und dazwiſchen kahle Thäler. Man fühlt ſich in ſchrecklicher Einſamkeit inmitten einer Welt der Verwüſtung. Nur nach Norden hat man einen ausgedehnteren Blick auf das gelbliche, ſandige Hoch-Plateau et Tih, das von niederen ſchwarzen Porphyrfelskämmen durchzogen wird. An zwei Stellen im Süden und im Weſten ſchimmerte durch die Felszacken in weiter Ferne der Silberſpiegel des Meeres. Zahlreiche Klöſter und Einſiedlerzellen bedeckten einſt die kahlen Felſenberge des Sinaigebirges und 40,000 Mönche, Nonnen und Anachoreten, ſollen hier zu den Zeiten Muhammeds an den Stätten ihrer ſchwärmeriſchen Verehrung ein beſchauliches Leben geführt haben. Jetzt ſieht man von den meiſten Gebäuden kaum noch die Spuren und nur der Adler, der einſam auf den Klippen horſtet, und der flüchtige Steinbock, welcher von Fels zu Fels ſpringt, ſind die Zeichen des Lebens in dieſer grauenvollen Einöde.

Höher als der Berg des Moſe erhebt ſich der Katharinenberg über das wilde Gebirge. Um ihn zu erſteigen, begaben wir uns vom Hoſpitium durch das W. er Racha in das W. Ledſcha, wo das jetzt verlaſſene Kloſter Erbain oder „der vierzig Märtyrer" neben ſeinem mit ſchönen Cypreſſen, Oliven und Mandelbäumen geſchmückten Garten ſteht. Unſer Bruder

Führer suchte uns durch Legenden, welche sich an die heiligen Oerter knüpfen, den Weg zu verkürzen. So zeigte er uns eine Aushöhlung am Felsengrunde, wo das goldene Kalb gestanden, und den Steinblock, aus welchem Mose den Quell geschlagen haben soll. Vom Kloster Erbain aus führte uns ein sehr beschwerliches Steigen in drei Stunden auf den Gipfel des Dschebel Katharin. Von diesem 8063 Fuß über dem Meere erhabenen Punkte genießt man eine umfassende Aussicht über die Halbinsel. Tief unter uns lag der Dschebel Musa, rings von kahlem Tode umgeben, während nach Südost die Spitze des Umm Schomer aus dem schwarzen Gebirgsmeer sich noch etwa fünfhundert Fuß höher, als unser Standpunkt, erhob. Der Gipfel dieser höchsten und steilsten Kuppe des Sinaigebirges ist unbesteiglich, ihr schwarzes, zackiges Haupt war von Schnee und Eis wild durchfurcht. Nach der entgegengesetzten Seite zeigte der Serbâl seinen gewaltigen Fünfzack und um das ganze wilde Wüstengebirge schlängelte sich einem Silberfaden gleich die Welle des rothen Meeres, dessen dunklere Inseln gleich schwarzen Schwänen sich auf der glänzenden Fläche abzeichneten. Auch die hohe Kette der Urgebirge zwischen Magna und Akaba auf dem Ostufer des Meerbusens von Akaba und die Berge der afrikanischen Küste mit dem mächtigen Kegel des Dschebel Gareb schimmerten durch die zitternde Luft des Horizontes. Abends spät gelangten wir zum Kloster zurück.

Am Tage unserer Abreise vom Kloster hatte ein weißer Schneemantel das schwarze Gebirge bedeckt. Wir zogen nach Nordost die todten Thäler hinab, welche nach und nach in ein Labyrinth von Sandwogen mit gespensterartig aufsteigenden Klippen ausgehen, die weiter hin wieder engen Felsenpässen Platz machen. Der folgende Tag aber brachte uns wieder zu fließendem Wasser im Thal der Quellen, W. el Ain. Wir sahen wieder grüne Palmen und den Tarfastrauch, aus dem, durch den Stich eines Insectes hervorgelockt, das Manna quillt, und hörten wieder Vögel singen. Die Schönheit dieses lieblichen Thales, dessen immer fließender Gießbach den Boden mit einem wuchernden Wiesenteppich bedeckt, wird durch den Contrast mit den nackten schroffen Felsmassen der Umgegend noch mehr erhöht.

Wir zogen nun weiter der Spitze des Golfs von Akaba zu. Unser Weg führte uns zum korallenbekränzten Ufer hinab, dann über die Ausläufer des Gebirges et Tih, das uns zur Linken sich erhob, bis wir, wieder zum Meere gelangt, auf einer durch die Wogen rings umspülten Klippe Mauern und Thürme eines alten Schlosses erblickten. Es war Emrag, die verfallene Citadelle von Ailah, die einst dem ungestümen Kreuzfahrer Rinaldo von Chatillon (1182) siegreich widerstand. Einige Stunden weiter verließ uns die Bergkette zu unserer Linken und zog sich in düsteren Ketten gen Norden Syrien zu, während zu ihren Füßen das weite Wadi el Arabah unsern Blicken sich öffnete. Dieses bleiche Wüstenthal zieht sich von der Nordspitze des Golfs von Akaba bis zur Südspitze des todten Meeres fort, auf beiden Seiten von dunkelblauen Gebirgen umhüllt, im Westen vom Gebirge et Tih, im Osten von der peträischen Felsenkette. Hier setzt das Wasser des Meeres sich fort als Sand der Wüste und die Sandwellen wogen auf und nieder, wie Ebbe und Fluth.

Blicken wir noch einmal zurück auf die denkwürdige Halbinsel, deren öder Einsamkeit der lebendige Quell reiner Gottesverehrung entsprang. Zwei wesentlich verschiedene Gebirgssysteme begegnen sich hier in grellem Contrast und haben sich als gewaltiges Bollwerk zwischen die Meere Europas und Asiens gelagert. Den südlichen Theil der Halbinsel füllen die Wurzelstücke des Umm Schomer, des Sinai und Serbal mit ihren Granit- und Porphyrmassen, die in ihren phantastisch gruppirten zahllosen Spitzen und Zacken die Gebilde der kühnsten Phantasie überbieten. Hier findet man in den Thälern hin und wieder dickstämmige Akazienbäume, deren Zahl durch die Kohlenbrennereien der Araber täglich abnimmt, Dattelpalmen und Tarfasträucher. Einige Grasarten und Kräuter auf den unzugänglichen Bergen bieten den wenigen Steinböcken, Hasen und Gazellen, welche sich in diesen Gebirgen erhalten können, dürftige Nahrung. Dagegen bildet den nördlichen Theil der Halbinsel ein ausgedehntes Wüstenpla-

teau von abschreckender, fast vegetationsloser Oede. Hier erhebt sich das Sandsteinplateau et Tih bis zur Höhe von 4358 Fuß wie eine pralle Mauer schroff aus der sandigen Ebene mit sanfter Abdachung nach Norden zum mittelländischen Meere, wohin das Wadi el Arisch, von der Höhe des et Tih an sämmtliche Seitenthäler aufnehmend, die nicht nach dem W. el Arabah und dem Meerbusen von Sues verlaufen, die zeitweisen Regenfluthen trägt. Auf der Terrasse des et Tih erhebt sich nach Osten, 600 Fuß höher, der Dschebel Edjime als eine schneeweiße Mauer von Kreidefels und bildet die zweite Terrasse, der sich eine dritte und vierte desselben Gebirges anschließt. Da aber das ganze Gelände fortwährend nach Nord und Ost abfällt, so erreichen die nachfolgenden Terrassen nicht mehr die Höhe der ersten und fallen allmählig nach Osten in die Hügel ab, welche die Westseite des W. el Arabah bilden, nach Norden in die Wüstenebene, welche Aegypten von Syrien scheidet. Der nördliche Abfall des et Tih wird in seiner ganzen Breite durchschnitten von der Pilgerstraße von Cairo nach Mecca, zu deren Schutze in der Mitte der Wüste der Chan Nochl (Neghele, Nakl), ein befestigter Brunnen mit Proviantmagazin und einer Mograbin-Besatzung, sich befindet. Die Bewohner der Halbinsel sind arm wie ihre Heimath. Der größte Theil derselben besteht aus nomadisirenden Arabern, welche in den Thälern ihre Heerden weiden. Unter ihnen ist der mächtigste Stamm der der Miseni, welche ihre Zelte zwischen Akaba, Scherm und St. Katharina aufschlagen. Ihnen zunächst an Zahl stehen die Soelhe im Wadi Feiran und von da bis zum Flecken Tor; dem Stamm Averme gehören die Weiden in den Umgebungen des Brunnens Nasb, zwischen Sues und Neghele halten sich die Tarabin auf und die räuberische Horde der Haiwar treibt sich zwischen Neghele und Akaba herum. Alle diese leben außer ihrer dürftigen Viehzucht hauptsächlich vom Verleihen ihrer Kameele an die Karawanen zwischen Sues und Kairo, so wie an die Pilger, welche über Akaba die Landstraße nach Mecca ziehen, und dieses Leihgeschäft ist unter ihnen förmlich organisirt. Außer diesen echten Arabern leben noch andere Stämme auf der Halbinsel, welche sich nicht mit jenen vermischen. Es sind dieses die

Gebellie, die Nachkommen der ehemaligen Kloſterſklaven am Sinai, die auch noch jetzt, obgleich Muhammedaner, gegen Entgeld Kloſterdienſte verrichten; dann die Haterie, Nachkommen der Mograbin-Beſatzung des Schloſſes von Tor, welche jetzt größtentheils im benachbarten Dorfe Hedgibel ihrer Dattel- und Feigenpflanzungen warten, und die Tehmi oder Hutemi, eine arme verachtete Fiſcherkaſte an den Küſten des Meeres. Chriſten finden ſich außer den Kloſterpfaffen nur im Flecken Tor, wo neun griechiſche Familien ein ärmliches Leben führen. Um Sicherheit des Eigenthums zu genießen, muß ſich ein jeder Familienvater, ſowohl der Chriſten, als der Tehmi, unter den Arabern einen Schutzherrn ausſuchen, der eine gewiſſe Abgabe erhält und das Recht freier Bewirthung, ſo oft es ihm gefällt, beanſpruchen kann.

Obgleich das Clima der Halbinſel äußerſt geſund iſt und bösartige Fieber hier gar nicht herrſchen, ſo findet man doch unter den Arabern wenig alte Leute wegen der kärglichen und kraftloſen Nahrung bei der anſtrengenden wandernden Lebensart. Beſſer ergeht es den Kloſterpfaffen, welche bei einem trägen Leben an Nahrung nie Mangel leiden und deren einzige Krankheit nach ihrer eigenen Verſicherung das hohe Alter iſt. Die Araber leben nur von ſaurer Milch, getrockneten Datteln und ungeſäuertem Brod. Es iſt immer ein ungewöhnlicher Schmauß, wenn eine Ziege geſchlachtet wird. Das meiſte Vieh ihrer Heerden verkaufen ſie nach Sues und Tor zu hohen Preiſen an die Pilger und Schiffer. Beinahe nie beſitzt ein Araber mehr als ein Laſtkameel, denn er würde Niemand finden, der ihm als Diener bei der Aufladung eines zweiten behülflich wäre. Daneben haben die meiſten noch ein oder mehrere Zuchtkameelweibchen, ärmere begnügen ſich mit einem weiblichen Kameele, das ſie abwechſelnd als Laſt- oder Zuchtkameel benutzen. Aus Stolz oder Trägheit vernachläſſigen ſie eine jede Beſchäftigung, die etwas mit einem angeſiedelten Leben gemein hat, obgleich die wenigen Dattelpalmen mit leichter Mühe zu vermehren wären. Die Weiber ſpinnen aus den Kameel- und Ziegenhaaren nicht mehr Stoffe, als man zu den eigenen Zelten verbraucht, und die Schafwolle verarbeiten ſie nur für ihre Bekleidung. Der

gewöhnliche Anzug der Männer besteht in einem braun und weiß gestreiften wollenen Hemde mit weiten Aermeln, das um die Hüften durch einen breiten Ledergurt zusammengehalten wird. In letzterem steckt gewöhnlich ein zwei Schuh langes krummes Messer. Der Kopf ist selten rasirt, ein weißer baumwollener Lappen dient als Turban. Als Waffen tragen sie außer dem Messer eine meistens sehr schlechte Luntenflinte, doch ist ihr Pulvervorrath selten größer, als für zwei Schuß. Die Weiber tragen gleichfalls selbst verfertigte schwarze Hemden von Schafwolle und ein schwarzes oder blaues baumwollenes Tuch, welches sie über den Kopf hängen und womit sie sich vor Fremden das Gesicht verhüllen. Als Kopfputz flechten sie in die Haare Zierrathen von Perlmutter. Gewöhnlich tragen sie auch noch einen großen kupfernen Metallring in der Nase und Ringe von Horn oder Glaswerk an den Armknöcheln. Den Fastenmonat Rhamadan beobachten die Araber der Halbinsel allgemein; dieses ist aber fast die einzige religiöse Ceremonie, die sie ausüben, denn die gesetzlich vorgeschriebenen Gebete verrichten sie nie. Es genügt ihnen, bei jeder zu verrichtenden Handlung die Formel bismillah (im Namen Gottes) auszusprechen. Auch die bei allen Beduinen-Arabern allgemeine Gastfreundschaft wird von ihnen nur in Erwartung eines reichlichen Geschenkes ausgeübt.

Schutt- und Trümmerhaufen an der westlichen Spitze des Golfs von Akaba zeigen die Stätte des alten Aila, des Elath der Bibel, das zu den Zeiten des prachtliebenden Judenkönigs Salomo ein Emporium des Handels nach Ophir war, gleich Ezeongeber an der anderen Seite der Golfspitze, dessen Spuren jedoch die Zeit gänzlich verwischt hat.

Wir zogen nun im Bogen um die Meeresspitze herum und sahen bald die dunkeln Mauern der Feste Akaba durch das Grün ihres Palmenhaines hindurchschimmern, unter dessen Schatten wir unsere Zelte aufschlugen. Alsbald erschien auch der Scheich Husein, vom Stamme der Alawi, der ohne äußere

Rechte, ohne Vermögen, nur durch die Ueberlegenheit ſeines Geiſtes zum Haupte ſeines Stammes geworden war. Lange Jahre hindurch hatte er mit Glück die Blutfehde geführt, welche zwiſchen den Alawi und den Beni Sachr am ſüdweſtlichen Ende des todten Meeres entbrannt war. Die Beduinenſtreiter ſtürmten ſchon viele Jahrzehnte auf und nieder durch das W. el Arabah. Aber waren auch die ſyriſchen Feinde ſtärker an Zahl und geſchwinder ihre Roſſe, ſo waren doch die Alawi Kinder der Wüſte, ſie wichen dem Stoße aus und richteten aus dem Hinterhalt der Wüſte den verderblichen Gegenſtreich. Auch hatte Scheich Huſein die Wüſtenſtämme von Gaza herüber bis jenſeits Akaba zu Schutz und Trutz gegen die Beni Sachr vereinigt. Gegen einen ſo mächtigen Wüſtenkönig vermochte auch der Paſcha von Aegypten nichts und Geld und Geſchenke mußten den Scheich gewinnen, da die Waffen es nicht vermochten. Er erſchien vor uns in ſeinen Prachtgewändern. Ein feiner perſiſcher Mantel wallte von ſeinen Schultern, ein prächtiges ſeidenes, rothgeſtreiftes, den ganzen Körper verhüllendes Untergewand ſtach wohl dagegen ab, und um die Würde ſeiner Perſon zu vollenden, war ein koſtbarer Kaſhemirſhawl kunſtgerecht um ſeinen Leib gewunden. Kühnheit und ruhige Ueberlegung leuchteten aus den funkelnden Augen, die unter dem regelrecht mit feinem Weiß umwundenen Terbuſch hervorblitzten. Wir unterhandelten mit ihm über unſeren Zug durch das W. el Arabah, aber manche Taſſe Kaffee wurde geleert, manche Pfeife geraucht, ohne daß wir Handels eins wurden. Erſt am folgenden Tage, als wir Miene machten, nach Neghele zu gehen, um mit den dortigen Beduinen zu unterhandeln, einigten wir uns mit dem Scheich, und dieſer ſtrich mit großem Wohlbehagen die 36 Goldſtücke ein, wofür er uns und unſere Sachen auf zwölf Kameelen zu transportiren übernahm. Nun füllte ſich der Raum vor unſeren Zelten mit brüllenden Kameelen und wilden Wüſtenſöhnen und nachdem unter unendlichem Lärm und Streit, da jedem Kameeltreiber die ſeinem Thiere zugedachte Laſt zu ſchwer erſchien, endlich Alles untergebracht war, ſagten wir Akaba, der Heimath der Skorpione und alles Ungeziefers, ein fröhliches Lebewohl. Akaba iſt eigentlich nur ein befeſtigter Brunnen, ein längliches Viereck, an

den Ecken mit Thürmen und erbärmlichen Kanonen versehen. An der innern Wand der Mauer lehnen Schuppen von Palmblättern, in welchen Lebensmittel für die Pilger aufbewahrt werden. Außerhalb der Festung stehen einige erbärmliche Hütten. Ein ägyptischer Commandant beherrscht dieses eben nicht furchtbare Schloß.

Unsere Tagemärsche in dem wüsten W. el Arabah waren nur sehr klein, da die syrischen Kameele, welche unsere Alawis erst kürzlich von den Beni Sachr erbeutet hatten, zwar größer und stärker, aber an bessere Weide gewöhnt waren, als die Wüste sie darbieten konnte. Am zweiten Tage erhob sich ein gewaltiger Sandsturm aus Süden und verfinsterte die ganze Atmosphäre. Mein böses Thier fiel nieder und ehe ich es wieder auftreiben konnte, sah ich mich allein in dieser Oede. Ich verlor die Richtung und irrte verzweifelnd umher, alle Sinne stumpften sich ab und Augen, Ohren, Nase und Mund füllten sich mit dem gräßlichen feinen Sandstaub. Zwei Pistolenschüsse hatte ich schon abgefeuert, ohne Antwort zu erhalten, ich hatte nur noch einen Schuß. Voller Angst feuerte ich zum dritten Male — da erhielt ich Antwort. Der Scheich Aid, der Neffe des Scheich Husein, der von diesem zum Führer der Karawane bestellt war, hatte mein Zurückbleiben bemerkt und hinter der Karawane gewartet. „Die Wüste", rief er, „hat schon manchen „begraben, aber der Tag deiner Bestimmung ist noch nicht ge„kommen." Durch Schießen sammelte sich die Karawane und schlug ein kleines Schutzzelt hinter einem Strauch auf. Am Abend legte sich der Wind, die Lastthiere konnten abgeladen und die ordentlichen Zelte aufgeschlagen werden. Am dritten Tage erhoben sich im einförmigen Wüstenthal hohe Sandhügel, mit Gebüsch bewachsen. Aid sprang vom Dromedar und schlich vorsichtig voran, um das Thal vor uns zu erspähen, das man von diesen Höhen aus weithin überschauen konnte. Die Vorsicht war nöthig, denn es war mehr als wahrscheinlich, daß die Beni Sachr den jüngst erlittenen Schaden wieder rächen würden. Plötzlich gab Aid seinen Beduinen ein Zeichen und diese zerstreuten sich nach allen Seiten mit ihren Luntenflinten. Schon glaubte ich, daß ein feindlicher Stamm im Anzuge sei, als der laute Ruf idhrib el-

arnab — ſchieße den Haſen — erſcholl und der wohlbekannte Meiſter Langohr mir vorbei aus dem Gebüſch ſtürzte. Aus Ueberraſchung verſäumte ich den Schuß und ward dafür von den Beduinen weidlich aufgezogen. Die Spötter fragten mich ganz ernſthaft, ob ich ihnen nicht meine Flinte und Munition ablaſſen wollte. Am folgenden Tage bogen wir in das grüne Thal mit der Quelle Ain Ghurundel ein, das unſern Augen eine lieblich grüne Fläche mit Büſchen und Rohrgewächſen bot.

Noch einen Tag ritten wir im weißen Sande des W. Araba, dann ſahen wir den Berg des Aaron ſich über die öſtliche Gebirgsmauer, noch in Nebel verſchleiert, erheben. Am 20ſten März bog die Karawane aus dem Wüſtenthal etwas nach rechts hinab und gelangte nach zwei Stunden zwiſchen zwei Gebirgsrücken von rothem Sandſtein. Hier und da zeigte ſich eine grüne Stelle, bisweilen geſchmückt mit der hochrothen Mohnblume, bis plötzlich wie durch Zauber das lachende Gebirgsthal Abu Kuſcheibeh uns umgab. Ein friſcher grüner Teppich, reich geſtickt und geziert mit der rothen Anemone und dem Mohn und umgeben von blühenden Sträuchern mit weißen ſchönen Blumen und an den Felswänden bekleidet mit Oleandergebüſch von kräftigem Wuchſe breitete ſich vor uns aus. Vögel ſangen im Gebüſch, Schmetterlinge flatterten und Käfer ſummten und vollendeten den unbeſchreiblichen Reiz für den Wüſtenwanderer, dem auch das kleinſte grüne Fleckchen in der öden Wildniß ein Paradies erſcheint. Wir waren im Gebirge Seir, deſſen wilde Felſenberge in früherer Zeit von Eſaus Nachkommen, den wilden Edomitern (ſpäter Idumäer genannt) bevölkert waren. Wir ſtiegen am Ende des Thales, wo die Felswände ſich ſchroff und kühn zum Hochgebirge vor uns aufthürmten, von unſern Kameelen und klommen die ſteilen Mauern hinauf. Nach dreiſtündiger mühevoller Wanderung auf den Kamm des Gebirges angelangt, ließen wir unſer ſtaunendes Auge über das Heer der Gebirgsgiganten ſchweifen, die durch das Farbenſpiel der verſchiedenen Züge von weißem Kalkſtein, von rothem, grauem und weißem Sandſtein Abwechſelung darboten. Ueber den Kamm des Gebirges erhebt ſich der gewaltige Berg des

Aaron, wo der große Gesetzgeber seinen Bruder verscheiden sah. Zahlreiche Steinhaufen bezeichnen die Stellen, wo die Araber zur Ehre Aarons ihre Schafe geopfert haben. Die höchste Kuppe des Berges erhebt sich in jäher Steile, auf ihr steht eine kleine Kapelle mit dem Grabe Aarons, einem rohen arabischen Grabmal mit den zwei aufrecht stehenden Steinen zu Kopf und Füßen. Die Aussicht von diesem Knotenpunkt des wilden Gebirges war geeignet, das Chaos zu versinnlichen, ein wild gezackter riesiger Steinwald streckte ringsum seine Spitzen hoch empor, von dunkeln Schluchten durchzogen.

Am Fuße des Berges bestiegen wir wieder unsre Kameele und zogen das Wadi Musa hinauf, wo die Natur gewaltige Größe mit lieblicher Schönheit vereint hat. Die Felsenreihe, welche das Thal einfaßt, gleicht in ihrer Form einer Reihe gewaltiger Dome, die in Grau und lieblichem Rosa verschieden schattirt sind. Diese Prachtkette wurde allmählig belebt durch Gebilde der Menschenhand, welche in die bildsamen Sandsteinwände eingemeißelt waren. Die gewöhnlichste Form war die altägyptische: zwei ein wenig sich zuneigende Seitenpfeiler in in der Höhe von etwa dreißig Fuß tragen einen Querbalken und bilden ein Portal, in dessen Mitte sich eine einfache Pforte befindet, welche in ein ausgehauenes Gemach führt. Auf der Höhe des Thales bezeichnet eine einzeln stehende Säule den Eingang in die Felsenstadt Petra und alsbald sahen wir ringsum in beiden Felsenwänden die viereckigen Oeffnungen zu den Felsenkammern der alten Höhlenbewohner. Die schroffe Felswand ist höher und niedriger ganz durchbrochen von solchen Thüren. Nach ein paar Schritten kamen wir zur Stätte, wo einst Petra stand, jetzt ein mit Gestein übersäeter, grüner, mit Blumen geschmückter Teppich.

Erst im zweiten Jahrhundert nach Christo unter Trajans Herrschaft war es den römischen Adlern gelungen, den äußersten Steinrand Arabiens unter ihre Fänge zu beugen. Der Nachfolger Hadrian zierte mit den Denkmälern der Kunst diesen Grenzstein des römischen Reiches. Zwar ist von den Gebäuden der Stadt im Thale nichts übergeblieben, als die Bruchstücke eines römischen Tempels, welche die Araber sonderbarer Weise das

Schloß der Tochter Pharaos benennen, aber die Felsenwände haben ihre Denkmäler zu bewahren gewußt, und geschützt vor der Unbill der Witterung können diese noch Jahrtausende in gleicher Schönheit bestehen. Eine Menge von herrlichen Façaden mit schlanken Säulen, Spitz- und Kuppeldächern treten dem Beschauer überall entgegen und nehmen sich in dem schönen rosarothen mit verschiedenfarbigen Adern hier und da durchzogenem Sandstein so frisch aus, als ob sie so eben aus den Meißelschlägen des Künstlers hervorgegangen wären. An einer Erweiterung des Thales findet sich das Theater in den Sandstein gehauen, mit den Steinbänken herum in weitem Bogen. Weiterhin treten die Felswände eng an einander und thürmen sich in schauerlicher Steilheit empor. Dazwischen ist die düstere Schlucht des W. es-Sik, ein wahrer Riß im Gebirge. Wir treten in das dunkele Thor, das trockene Bett eines Baches ist unser Leiter. Plötzlich tritt die eine Felswand zurück und auf der andern zeigt sich die Krone von Petra, ein herrliches Denkmal römischer Kunst. Es ist ein großer Thriumphbogen mit doppelt übereinander stehenden Säulenreihen, in deren Mitte oben eine Kuppel mit einer Urne sich erhebt. Die Felder zwischen den Säulen sind mit ausgemeißelten Statuen, worunter eine Flora und eine Victoria von großer Schönheit, geschmückt. Die Thür zwischen den mittleren Säulen führt zu drei rohen Steingemächern. Dem Denkmal gerade gegenüber führt eine enge Schlucht aus dem Gebirgskessel auf den Weg, welcher nach Bagdad geht, und Schaaren von Reisenden durchziehen häufig diese Felsenstraße. Der Beduine hält das Gebilde für ein Werk des Zauberers Pharao, der oben in der Urne seinen Schatz aufbewahrt hat. Er nennt es daher Chazne, die Schatzkammer.

Wir traten in die Schlucht, welche sich gegenüber öffnete. Drohend hingen die Felsen über unsern Häuptern und berührten sich fast, aber der Weg unten war durch die Hand der Römer breit und bequem ausgehauen; wir bemerkten noch die Spuren der alten Wagengeleise und zu beiden Seiten die Rinnen einer Wasserleitung. Das Ende des Passes fanden wir durch einen kühnen Steinbogen überbrückt, wodurch die Römer ihre Felsenburg von dieser Seite uneinnehmbar gemacht hatten. Jenseits

der Felsenpforte hört der rosa Sandstein auf und der weiße tritt an seine Stelle in dem weiten, bebauten und von einem Bache bewässerten Thale. Hier wohnen die jetzigen Bewohner von Petra, ein schmutziges, wildes Geschlecht. Wir sahen an den Felswänden ähnliche Höhlen, wie bei dem Eingang nach Petra, und klommen hinauf, um ein solches edomitisches Felsschloß zu besichtigen. Aber beim Eintritt in die Höhle wurden wir von lautem Geschrei schwarzer Gestalten empfangen, die um einen Kessel saßen und ihr rußiges, schmutziges Gesicht uns halb verhüllt entgegenstreckten. Wir waren unversehens in ein Frauengemach gerathen und sahen uns bald von den lärmenden Bewohnern des Thales umringt. Scheich Soliman, ihr Oberhaupt, erschien mit vier Bewaffneten und forderte gebieterisch eine Abgabe, welche alle Reisende an ihn zu entrichten hätten. Wir fühlten uns schon zu sehr als stolze Beduinen, um vor diesem Fellach großen Respect zu haben und verwiesen ihn an den Führer unserer Alawis. Bei unserer Rückkehr nach den Zelten begann denn auch ein Zanken, ein Toben, ein Schreien und Schwerdtergeklirr, als ob es wirklich etwas Ernstes wäre. Doch wußte ich, daß diese Fellach von Petra nur gegen einen Tribut an Getreide von Scheich Husein ihre Sicherheit erkauften, und daß diese Landbebauer sich nie in einen wirklichen Streit mit den Beduinen einlassen würden. Es endete denn auch wie gewöhnlich bei solchen Scenen, Soliman begnügte sich mit 60 Piastern Gratification statt der zu viel geforderten dreihundert, und die Sache war abgethan.

Die Felsenaushöhlungen um Petra zeigen drei verschiedene Arten: erstens die viereckigen Löcher, welche oft in großer Höhe an der Felswand sich befinden, dann die durch sich zuneigende Seitenpfeiler gebildeten, welche oben von einem Querbalken durchschnitten sind und sich nicht weit über dem Boden befinden, endlich die künstlerischen Gebilde der Römer. Die ersteren felsnesterartigen Höhlen sind den Edomitern zuzuschreiben, während die zweiten, schon mehr Kunst verrathenden vielleicht von den Nabatäern herstammen, einem handelskündigem Volke aramäischen Ursprungs, das hier einen sicheren Stapelort für den Handelsweg durch die Wüste hatte. Die Kunstgebilde der

Römer und alle Herrlichkeit von Petra aber bewohnt jetzt kein Mensch, nur bisweilen treibt ein Hirt sein Vieh hieher, um die Paläste der einstigen feenartigen Felsenstadt bald wieder den Schlangen und Schakalen zu überlassen.

Am 25ten März 1849 brachen wir unsere Zelte ab und pilgerten die Felsenpfade des Gebirges Seïr hinab in das W. Araba, um unsere Reise fortzusetzen zum gelobten Lande.

B.

Das rothe Meer, Hedſchas, Jamen und Hadhramaut.

Nach Wellſtedt.

Im Jahre 1830 wurde ich auf dem Palimurus, dem einen der beiden Kriegsſchiffe Sr. britiſchen Majeſtät, welche mit der Küſtenvermeſſung des rothen Meeres beſchäftigt waren, angeſtellt und ſah mich nach einer langweiligen Fahrt im Hafen von Tor auf der Halbinſel des Sinai. Das rothe Meer ſtreckt rechts und links von der Halbinſel ſeine beiden Arme tief in's Land und ſcheidet im Weſten durch den Meerbuſen von Sues Aegypten, im Oſten durch den Golf von Akaba (das ſlanitiſche Meer der Alten) das Feſtland von Hedſchas von der Halbinſel. Unwirthlich ſind beide Meere, aber die meiſten Schrecken hegt der ſeltſame düſtere Golf von Akaba, der ſich gleich einem tiefen und engen Thaleinſchnitte von der Inſel Tyran bis Akaba 100 engl. Meilen lang hinaufzieht. Hier ſtarren von beiden Seiten ſchroffe Felſen aus der Tiefe und erheben ſich oft ſenkrecht bis 2000 Fuß hoch empor, und furchtbare Stürme, die in ungehindertem Laufe von Paläſtina her durch die breite Thalrinne des Wadi Araba ihre Kraft geſammelt haben, peitſchen Jahr aus Jahr ein die dunkelblauen Wogen, die Nachts in züngelnden Blitzen und Flammenſchimmer phosphoresciren. Selten vertraut ſich ein Schiff dieſem tückiſchen Meere an, kein Hafen iſt dort, wo es Schutz ſuchen kann, nur die räuberiſchen Beduinen vom Stamme der Omran und der Howetat erſcheinen auf den Felſenküſten, wenn ſich ein Segel blicken läßt und warten mit Zuverſicht auf Schiffbruch und Beute. Ich ſelbſt war

nur wenige Tage in diesem Golf, aber in dieser kurzen Zeit waren der Gefahren mehr, als ich sie während der vier Jahre zwischen den Felsenriffen des rothen Meeres erlebte.

Weniger Schrecken bietet der Golf von Sues, obschon auch hier den größten Theil des Jahres hindurch heftige Nordwestwinde wehen und Korallenklippen aus der Tiefe den Kiel der Schiffe bedrohen. Hier gewährt der Hafen von Tor (das alte Raithu) sichere Zuflucht und gutes Trinkwasser und wird von Schiffen, welche zwischen Sues und dem rothen Meere fahren, häufig besucht. Schon die Portugiesen erkannten die Wichtigkeit des Hafens und befestigten ihn, später legte der Sultan Selim eine Besatzung von Mograbinsoldaten in das Schloß. Jetzt ist Alles in Trümmer zerfallen. Ich besuchte von hier aus den nahen Berg „Nakus" oder Glockenberg, wo der auf einer schiefen Ebene herabrollende Sand ein eigenthümliches Geräusch gleich den Tönen der Aeolsharfe bewirkt, und zur Sage von einem verschütteten christlichen Kloster, dessen Glocken man von Zeit zu Zeit noch vernehmen könne, Veranlassung gegeben hat. Auch zum Berg Sinai machte ich einen Ausflug durch die dattelreichen Thäler el Wadi und Wadi Hebran, und besuchte auch die heißen Schwefel-Quellen von Hammar Faraun, welche nordwärts vom Vorgebirge Abu Selimeh hart am Spiegel des Meeres in einer Temperatur von 55° R. hervorquellen und von hautkranken Arabern häufig benutzt werden. Eine Geschäftsreise führte mich auch nach Sues, dessen Hafen mehr und mehr versandet. Ob dieser Umstand, den man auch an andern Punkten des rothen Meeres bemerkt,*) durch Hebung der Küste bewirkt wird, oder ob die Platzregen, welche stets große Mengen Sandes zur Küste führen, allein die Ursache der Versandung abgeben, ist noch nicht hinreichend entschieden. Doch ist einer anderen Erscheinung Erwähnung zu thun, welche beweist, daß der Spiegel des rothen Meeres in früherer Zeit einen höheren Stand gehabt hat, als gegenwärtig. Es ragen nämlich im nördlichen Theile des Meeres viele Korallenbänke, bedeckt mit

*) Musa z. B. bei Mochha war früher Hafenstadt, jetzt liegt es einige Meilen landeinwärts.

Muſcheln und Sand, gleichmäßig 30—40 Fuß aus dem Meere ſenkrecht empor, während die Polypen, aus deren Reſten ſie beſtehen, nur bis zum niedrigſten Stande des Waſſerſpiegels bauen und darüber hinaus abſterben. Die gleiche Erſcheinung zeigt ſich im ſüdlichen Theile des rothen Meeres, wo ſich die Bänke aber gleichmäßig nur 12—15 Fuß erheben. Es iſt demnach anzunehmen, daß dort der Waſſerſpiegel früher 30—40, hier 12—15 Fuß höher geſtanden habe. Vulkaniſche Erſcheinungen ſcheinen hierbei nicht im Spiele geweſen zu ſein. Im Februar lichteten wir die Anker und ſteuerten um das Ras Mehamed herum nach der Küſte von Hedſchas. Die Ufer des rothen Meeres bieten wenig erfreuliche Anſichten. Ein meiſt wüſter und ſandiger Küſtenſtreif, das Tehama, dahinter eine Reihe von dürren und nackten Bergen, die ſich an manchen Stellen der Küſte nähern und weiterhin ſich in immer höher ſteigenden Kuppen aufthürmen — das iſt das ewige Einerlei. Zwiſchen den Korallenklippen der Küſte fahren die arabiſchen Bagala's entlang. Dieſes ſind große offene Boote mit einem ungeheuren ſchweren Segel und ſtarker Beladung von oft 150 Tonnen, welche nicht ſelten nur einen Fuß Bord über dem Waſſer läßt. Bei dieſer plumpen Bauart und dem ſchwer zu handhabenden Steuerruder ſind ſie nicht geeignet, das freie Meer aufzuſuchen und ſind genöthigt, bei ihrer langſamen Küſtenfahrt zwiſchen den Klippen jeden Nachmittag vor Anker zu gehen. Es iſt daher keine angenehme Sache, dieſen Fahrzeugen ſich anzuvertrauen, namentlich für einen Europäer, deſſen Anweſenheit von den rohen Schiffern leicht ein etwa entſtehendes Unglück zugeſchrieben wird. Aber auch für die frommen Pilger nach Mekka, welche zur Erfüllung ihrer gebotenen Wallfahrt den Seeweg wählen, entſtehen mannigfache Beſchwerden, da der enge Raum des Schiffes oft mit Paſſagieren überladen und der Waſſervorrath, für den ein jeder Reiſender ſelbſt zu ſorgen hat, bei der langen Fahrt unter der glühenden Sonne bald ungenießbar wird. Auf der Rückreiſe von Mekka häufen ſich die Leiden der armen Pilger, die, durch die ungewohnte Lebensweiſe und die ausgehenden Mittel empfänglich für die Einwirkung epidemiſcher Krankheiten, nicht ſelten in großer Zahl dahinſterben. Wir dagegen auf

Sr. Maj. Kriegsbrigg waren im Stande, das wirklich Schöne bei dieſer Fahrt würdigen und genießen zu können. In den oberen Gegenden des rothen Meeres iſt die Atmosphäre meiſtens ungewöhnlich rein, ſo daß man jeden Gegenſtand deutlich erkennt, ſo wie er ſich über den Horizont erhebt. Wir konnten bei unſern Vermeſſungen oft Berge als feſte Punkte benutzen, die mehr als 100 engliſche Meilen entfernt waren. Der Purpur, womit ſie dann ſich färben, verleiht ihren zuvor ſo düſtern und rauhen Formen eine gewiſſe Schönheit und Weichheit. Bei Tage wirft ein wolkenloſer Himmel ſeine tiefblaue Färbung über das Meer; wenn es aber, was ſo häufig geſchieht, durch Stürme gepeitſcht wird, dann erheben die Wogen ihre ſchneeweißen Kämme und leuchten und funkeln in den Sonnenſtrahlen, als wenn ſie beſtändig in dieſer wilden Bewegung verharrten, und ſteigen hoch auf und verſchwenden ihre Wuth an den zahlloſen Riffen. Die Nächte ſind gleichfalls hell und klar und das Sternenheer des Himmels glänzt in einer dem Nordländer ungewohnten Pracht. Die cryſtallene Durchſichtigkeit des Meeres läßt bei ruhigem Waſſer die kleinſten Gegenſtände deutlich erkennen. Man ſieht dann alle Schätze der Tiefe, zwar nicht „Goldklumpen, ungeheure Anker und Haufen von Perlen", wie ſie die Phantaſie des Arabers ſchaut, wohl aber die großartigſten Gebilde der Natur, wie ſie im wunderbaren Wuchſe der Korallen ſich zeigen: hier eine ungeheure formloſe Maſſe, aus lauter dünnen horizontalen Lagen aufgethürmt, dort ein ſchweres ſich ſpreizendes Gewächs, ähnlich einer ungeheuren blühenden Pflanze auf einem dünnen Stengel ruhend, hier wieder kreisförmige Stücken, die ſich in zahlloſer Menge an einander geſchloſſen und in die Höhe gewunden haben, nicht ſelten die phantaſtiſchen Formen eines knorrigen und äſtigen Waldbaumes darſtellend. Und wie bunt, wie ſchön ſind die Farben dieſer Korallen! glänzend roth, blau, purpurn, abwechſelnd orangenfarben, karmeſinroth und vom tiefſten Schwarz! Wenn der Araber mit ſeinem Boote über den zauberiſchen Farbenglanz der Gebilde der Tiefe hinweggleitet und dieſe in entgegengeſetzter Richtung ſich zu bewegen ſcheinen, bald von den Sonnenſtrahlen beleuchtet, bald in das Dunkel zurücktretend, dann glaubt ſeine lebhafte Phan-

taſie dieſelben mit Geiſtern bevölkert, welche ſeinen Kiel an verborgene Felſen leiten und zertrümmern und ihn ſelbſt hinabziehen in die Tiefe.

Zahlreiche Fiſche in den bunteſten Farben bevölkern an allen günſtig gelegenen Theilen der Küſte das Meer, dazwiſchen treiben Schaaren von Meerſchweinen ihr Spiel und hin und wieder erſcheint der unbehülfliche Leib einer Robbenart am Ufer, aus deren Häuten einſt die Israeliten die Decken für die Bundeslade bereiteten. An den Felſenriffen der Tiefe haftet die Perlmuſchel, und die Schildkröte, welche das geſchätzte Schildpatt liefert, beſucht den Uferſand, wo ſie ihre Eier eingeſcharrt hat.

Alle dieſe Bewohner des Meeres geben dem Stamme der Temi oder Hutemi Lebensnahrung, welche auf den Küſten des rothen Meeres ein ärmliches und verachtetes Seewanderleben führen. Die Schilderung, welche Diodor von den Ichthyophagen giebt, paßt ganz auf dieſes gedrückte Volk. Faſt nackt oder mit ekelhaften Lumpen bekleidet leben ſie nur von Fiſchen oder von Schalthieren, die ſie am Strande aufſuchen, oder mit ihren Nägeln aus dem Uferſande graben, übernachten in erbärmlichen Hütten am Strande oder in Höhlen und Felsklüften und zeigen in ihrem ſchon frühzeitig verfallenden Aeußeren die Spuren der ärmlichen und mühevollen Lebensweiſe und den Einfluß der Elemente, dem ſie ſtets ausgeſetzt ſind. Die Beduinen entſchuldigen die Verachtung, mit welcher ſie dieſe armen Menſchen behandeln, mit einer Legende. Der Prophet Muhammed, ſo erzählen ſie, ſprach auf einer Reiſe an der Küſte in einem ihrer Lager ein und ſah dort zu ſeinem großen Erſtaunen, daß bei einem Gaſtmahle unter den Speiſen ein Hund mit aufgetragen wurde. Im höchſten Unwillen hierüber gebot er ſeinen Anhängern, dieſe unreine Menſchenklaſſe zu meiden und in alle Zukunft mit ihnen weder zu eſſen noch ſich ehelich oder ſonſt wie mit ihnen zu verbinden. Dieſe Vorſchrift befolgen auch die Araber, nur machen ſie die Ausnahme, daß ſie das Eigenthum der Hutemi nehmen, wo ſie nur können. Letztere ſind daher gezwungen, gleich den Chriſten in Tor, ſich unter den Schutz der Schechs an der Küſte gegen eine gewiſſe Abgabe zu ſtellen. Ein ähnliches Schutzverhältniß gehen die Küſtenſchiffer mit mächtigen

Schechs der Küste ein. Gegen eine gewisse Abgabe verpflichtet sich ein solcher Schutzherr, der Kafier genannt wird, das Schiff und seine Ladung bei etwaigem Unglück gegen Beraubung durch die Beduinen zu schützen. Strandet nun ein so versichertes Schiff, so ist die erste Frage der herbeieilenden Küstenbewohner nach dem Namen des Kafiers, und nach dem persönlichen Einfluß desselben richtet sich dann ihr Verhalten.

Die Schifffahrt im rothen Meere ist für große, gut gebaute Schiffe im tiefen Fahrwasser nicht gefährlich und Dampfschiffe überwinden auch die Stürme, welche zuweilen sehr stark und anhaltend sind. An der Küste dagegen laufen mit Ausnahme weniger offenen Stellen ununterbrochene Reihen von Riffen entlang und bilden eine Menge Kanäle, in welchen die kleinen Schiffe der Araber, welche das hohe Meer vermeiden und auch keinen Compas besitzen, entlang steuern. Bei gehöriger Kenntniß aller Riffe lassen sich diese Kanäle auch für Dampfschiffe benutzen und diese Fahrt hat das Vortheilhafte, daß hier stets leichter Landwind herrscht, während das hohe Meer von heftigen Stürmen heimgesucht wird. Es sind also die Gefahren des rothen Meeres für die Schifffahrt bei gehöriger Benutzung und Kenntniß nicht mehr so sehr zu fürchten, und vielleicht geht der Welthandel zwischen dem Orient und Europa, der auf diesem Wege lange unterbrochen war, in seine alte Bahn wieder zurück.

Unsere Aufgabe brachte es mit sich, daß wir alle kleinen Häfen und Landeplätze der Küste besuchen mußten. Sie bieten aber meist nichts Bemerkenswerthes und die Beduinen der Küste unterscheiden sich in Tracht und Sitten fast gar nicht von denen der Halbinsel des Sinai. Der Hafen Ainune bei dem Wadi gleichen Namens zeichnet sich durch gutes Wasser aus und ist wahrscheinlich das Leuke Kome der Römer, welche von hier, um das gefährliche Aelanitische Meer zu vermeiden, die Waaren zu Lande weiter nach Elath und Eziongeber schaffen ließen. Die Küste wird von den Howetât-Beduinen bewohnt, welche früher durch ihre Raubzüge berüchtigt waren, aber jetzt durch Mehemet Ali's strenge Zucht zur Ruhe gebracht sind. Bei dem Hafen Moweilih liegt das gleichnamige Schloß mit Besatzung, deren ähnliche bei Negbele, Akaba, Wedsch u. a. Punkten der Pilger-

karawanenſtraße errichtet ſind zum Schutz der Brunnen und Vorräthe an Lebensmitteln für die Pilger. Scherm Wedſch hat einen guten Hafen und das beſte Trinkwaſſer an der Küſte. In der Nähe des Forts beſuchten wir ein Thal, wo ſich Trümmer alter Gebäude und Befeſtigungen, auch einige Inſchriften mit unbekannten Charakteren vorfanden. Bei der Inſel Haſſani beginnen die Reviere des ehedem mächtigen Stammes der Dſchoheina, deren Zahl jetzt durch die Cholera ſehr abgenommen hat. Ihnen gehört der Hafenplatz Jambo, eine mit Mauern umgebene Stadt von etwa 2—3000 Einwohnern. Der Hafen iſt ſehr gut, aber das Waſſer iſt ſchlecht und theuer. Wir fanden hier zuerſt regelmäßige Buden, in denen man bloß Trinkwaſſer verkauft.

Die Dſchoheina beſitzen in der benachbarten Stadt Jambo el-Nachl unter ihren Dattelpflanzungen Häuſer und Gärten und nehmen im Hafenort nur ihren zeitweiligen Wohnſitz. Sie halten auch hier ſtreng auf ihre einfachen Beduinenſitten, geben ſich nicht mit Handelsgeſchäften ab und erſcheinen ſtets in ihrem Beduinencoſtüm, die Flinte an einem ledernen Gurt auf den Rücken geworfen, die Dſchenbie (krummes Meſſer) und ein paar Piſtolen im Gürtel und meiſt noch einen langen krummen Säbel an der Seite. Als Kopfputz wird hier die „Keffie" von allen Klaſſen getragen, nämlich ein grün, roth und gelb geſtreiftes Kopftuch, deſſen Zipfel zur Seite herabhängen, mit verſchlungenen Bändern dran, die durch ihre Bewegung die Fliegen abhalten. Die Weiber verhüllen ihr Geſicht mit einem Schleier von farbigem durchſichtigem Muſſelin und tragen einen weiten Mantel von blauem Kattun, der Kopf und Schultern bedeckt und bis auf die Füße herabreicht. Sie ſtehen im Rufe der Schönheit und Zierlichkeit und ſind ſittſamer, als die Aegyptierinnen. Doch kommen auch Ausnahmen vor. Vor einiger Zeit ward ein Franzoſe von der Armee des Paſcha von dem Ehemanne ſeiner Geliebten ertappt; er entwiſchte jedoch aus dem Hauſe, beſtieg ein raſches Pferd und floh nach Mekka, wo er ſich für einen Muhammedaner erklärte und dadurch rettete. „Und die Frau?" fragte ich: „Von der hat man ſeitdem nie wieder etwas gehört!" wurde bedeutungsvoll erwiedert.

Die Handelstreibenden in Jambo ſind meiſtens Abkömmlinge muhammedaniſcher Indier; Banianen und Juden dürfen hier, wie auch in Dſchidda, nicht wohnen. Wir finden beide aber zahlreich in Südarabien. Jambo iſt der Hafen für Medina, wie Dſchidda für Mekka; da aber die Bedeutung des letzteren heiligen Ortes für die Pilger viel größer iſt, als die von Medina, ſo iſt demgemäß auch Jambo weniger beſucht. Gouverneur war jetzt Haſan Aga, ein Türke, der bei Mehemet Ali Pfeifenträger geweſen war. Niemand behauptete eine würdigere Haltung, als dieſer wichtige Beamte. Aber Haſan Aga liebte den Branntwein, und ſo oft er uns auf dem Schiffe beſuchte, ließ er ſeinem Gelüſte freien Lauf. Nachdem er ſein Gefolge an's Land geſchickt hatte, warf er ſeinen Turban und ſeine Staatsrobe ab, und Niemand konnte dann beſſer ſeine Späße machen und den verbotenen Trank ſchlürfen, als Haſan Aga.

Die Küſte ſüdlich von Jambo iſt ſumpfig und dicht mit Mangle-Bäumen beſetzt. Wir legten in dem kleinen Hafen Sherm Borina bei und beſichtigten die benachbarten Ruinen, die wahrſcheinlich der ehemaligen Hafenſtadt el Dſchar angehören, welche durch Jambo's Aufkommen fiel. Die Beduinen dieſer Gegend gehören zum großen Stamme Harb, der bis nach Dſchidda wohnt, und ſind ſchlau und wild. Sie wollten von uns Hafengebühren erpreſſen und forderten uns förmlich heraus zum Kampfe. Wenn wir ohne unſere Kanonen kämen, ließen ſie uns ſagen, wollten ſie es mit uns aufnehmen. Eine Abtheilung des mächtigen Stammes der Harb bilden die Beni Shubh, welche das große Gebirge Dſchebel Shubh bewohnen und ihre Unabhängigkeit gegen alle Eroberer bis auf die Wahhâbi's und Mehemet Ali herab glücklich behauptet haben. Als die Wahhâbi's ganz Hedſchas erobert hatten, verloren die Beni Shubh an dieſelben nur zwei Gebirgspäſſe nach langem Widerſtand. In einem dieſer Päſſe, Namens Dſchedide, war es, wo Tuſun Paſcha, Mehemet Ali's Sohn, 1811 die große Niederlage durch die Wahhâbi's erlitt. Die Harb erhalten jetzt vom Paſcha von Aegypten für den Durchzug der Pilgerkarawanen ein jährliches Geſchenk. Der Hauptſchech des Stammes, Sultan Abu Haſan hat im Gebirge ſeinen Sitz; er iſt ein Krieger von großer Taferkeit und iſt der

Gegenſtand der Bewunderung bei den benachbarten Stämmen. In ihren waſſerreichen Gebirgen haben die Beni Harb zahlreiche Schafheerden, Kameele, nicht wenig Getreide, welches ſie von ihren Sklaven bebauen laſſen, und große Dattelpflanzungen.

Sherm Rábegh iſt der Grenzort des „heiligen Gebietes.“ Die Pilger, welche von Norden kommen, reinigen ſich hier durch ein Bad, ſcheeren ihr Haar und legen das Ihrâm oder Pilgerkleid an. Dieſes iſt ein einfaches Tuch, welches um die Hüfte gebunden wird, und die urſprüngliche Bekleidung der heißen Länder. Für Pilger aus den nördlichen Ländern, welche an wärmere Bekleidung gewöhnt ſind, bringt aber dieſe Entblößung viel Ungemach mit ſich und nicht Wenige erkranken dadurch. Nach Beſuch der Kaaba dürfen die Pilger jedoch ihre gewohnte Kleidung wieder anlegen, auch ſind ſie bei einer zweiten Pilgerfahrt nicht verbunden, das Ihrâm zu tragen.

Wir gelangten nun nach Dſchidda, der größten Handelsſtadt des rothen Meeres und ſchönſten Stadt Arabiens. Dieſe Blüthe hat Dſchidda jedoch nicht ſeinem Hafen zu verdanken, denn der Ankerplatz iſt nichts als eine Rhede zwiſchen Korallenbänken, wohin die Schiffe nur mit Mühe und Gefahr ihren Weg finden, auch nicht ſeinem ſchlechten Trinkwaſſer und der kahlen Umgebung, ſondern der Nähe von Mekka, deſſen Hafenplatz es bildet. Hier ſtrömen zur Zeit des Hadſch (der Wallfahrt nach Mekka) alle frommen Pilger zuſammen, welche den Seeweg gewählt haben. Dann ſteigt die Zahl der Einwohner, welche zu anderen Zeiten etwa 20,000 betragen mag, oft über das Doppelte. Die Stadt liegt an einem Abhange, der ſich allmählig vom Meere aus erhebt, und iſt durch eine Mauer mit Wachtthürmen, ſo wie mit einigen Kanonen befeſtigt. Sie hat zwei Thore, Bâb Mekka und Bâb el-Medina, gleichfalls befeſtigt. Die Straßen ſind luftig, die Häuſer hoch und aus Korallenmaſſe gebaut. Man findet hier wie in andern ſüdlichern Städten Arabiens bis zum Perſiſchen Golf die reinſte ſaraceniſche Architektur. Den Eingang eines jeden einigermaßen anſehnlichen Hauſes bildet der runde, elliptiſche und geſpitzte Bogen. In Harmonie damit ſind die hervorſtehenden Fenſter vorn und an den Seiten verziert mit künſtlich geſchnitztem Holzwerk, durch deſſen Oeff-

nungen Luft und Licht Zugang finden, und ſie kommen im Geſchmack und Prunk der Zierrathen denjenigen unſerer ſchönſten gothiſchen Dome gleich. Hier und da war auch gefärbtes Glas eingeſetzt. Die Häuſer ſind meiſt mit Arabesken in erhabener Arbeit geziert, an der Bruſtwehr der flachen Dächer bemerkt man gewöhnlich ein ſeltſam geformtes Schnitzwerk. Europa verdankt das, was wir Gothiſch nennen, den Arabern. Die Eingangshalle der Häuſer iſt geräumig und hoch, der Fußboden wird beſtändig feucht erhalten; in derſelben werden die Beſuche empfangen und Hausherr und Diener halten daſelbſt ihre Sieſta. Jedes größere Haus hat ſeine Ciſterne zur Sammlung des Regenwaſſers, die Brunnen dagegen liegen außerhalb der Mauern. Das Waſſer der letzteren iſt ſchlecht, kalkhaltig, und verurſacht dem Fremden Leberbeſchwerden. Oeffentliche Gebäude von Bedeutung giebt es in Dſchidda nicht, die Moſcheen ſind klein und unanſehnlich.

Die Einwohner von Dſchidda ſind eine ſehr gemiſchte Race und bieten daher nicht charakteriſtiſche Züge. Sie haben auch nicht die gravitätiſche Haltung, durch welche ſich die in Städten wohnenden Araber gewöhnlich auszeichnen, ſondern ſind lebhaft, höflich und ſehr gefällig; auch bei der ernſteſten Unterhaltung bedarf es nur einer witzigen Anſpielung, um ſie in die fröhlichſte Laune zu verſetzen. Sie beſuchen fleißig die ſchönen Kaffeehäuſer, wo ſie ſich mit Zimmetwaſſer, Ingwerextrakten, in Zucker eingemachten indiſchen Früchten und dergleichen wechſelſeitig bewirthen. Pferde werden hier nicht gehalten, daher beſuchen ſich auch die Vornehmſten, abweichend von der ägyptiſchen Sitte, immer zu Fuß. Die bemittelten Kaufleute treiben einen beſonderen Kleiderluxus, indem ſie ſich gewöhnlich in feine indiſche Stoffe von blendender Weiße einhüllen. Auch geben die Beſuche, welche ſich Abends nähere Bekannten machen, um in einem kühlen Balkonzimmer mit der Ausſicht auf den Hafen zu plaudern und zu rauchen, Kaffee und Zimmtwaſſer zu trinken, zuweilen Veranlaſſung zu glänzenden Gelagen, bei denen ſie dann ihren Reichthum an wohlgekleideten Sklaven und werthvollem indiſchen Hausgeräthe entfalten. Faſt alle Bewohner von Dſchidda beſchäftigen ſich mit dem Handel; ſie ſind arbeitſam und beginnen ihre Geſchäfte regelmäßig mit der früheſten

Morgenſtunde. In Bezug auf religiöſe Gebräuche ſind ſie ſehr gewiſſenhaft; die meiſten beſuchen regelmäßig die Moſcheen oder verrichten ſtatt deſſen die geſetzlichen Gebete pünktlich zu Hauſe. Die Umgebung der Stadt iſt kahl und von nackten Kalkfelſen gebildet. Regen fällt in der Nähe der Küſte höchſt ſelten, die Hitze iſt daher im Sommer höchſt drückend und der Staub fürchterlich, obgleich die Straßen regelmäßig alle Tage mit Seewaſſer befeuchtet werden. Im Winter iſt die Temperatur der Luft zuweilen recht friſch und die Wohnungen der Reichen ſind daher meiſtens mit Fenſterſcheiben verſehen, welche zugleich gegen den Staub ſchützen.

Viele Quartiere der Stadt ſind durchgehends mit Kaufläden beſetzt, in denen man alle für den Landesgebrauch paſſende Artikel vorfindet. Die Märkte für Lebensmittel ſind mit grünem Gemüſe, trefflichen Trauben, Orangen und Mandeln reich verſehen, welche namentlich aus dem öſtlich gelegenen Taifa, „dem irdiſchen Paradies" bezogen werden, denn die dortigen Berge werden durch regelmäßige Winterregen befruchtet und erzeugen die ſchönſten Früchte. Die vielen indiſchen Schiffe, namentlich von Bengalen, bringen Reis, Zucker, Muſſelin, feine blaue Tuche und Cambric, woraus das Ihrâm verfertigt wird; von der malabariſchen Küſte kommen das Teak-Holz zum Schiffsbau, Kokosnüſſe, Pfeffer, Ingwer, von den malaiſchen Inſeln junge Mädchen, die zu 150—300 Dollars im Preiſe von den Türken ſehr geſucht ſind. Schiffe von Surat bringen Kaſchmir-Shawls, geblümte und geſtickte Muſſeline und andere koſtbare Artikel der Art, deren Werth durchſchnittlich jährlich 600,000 Dollars beträgt, von Buſchir und Baßra am perſiſchen Golf kommen Taback und perſiſche Teppiche; letztere werden beſonders von den Beduinen-Schechs gekauft, die mindeſtens einen ſolchen Teppich zur Ausſchmückung ihres Zeltes für nothwendig halten. Eben dorther kommen die Datteln von Bahrein und Baßra, die in Hedſchâs ſehr geſchätzt ſind, und Weizen, den ſonſt hauptſächlich Aegypten für die ungeheure Zahl der Pilger liefert. Die Hauptſache für alle Schiffe iſt jedoch die Ueberfahrt der Pilger, deren 32,000 in dieſem Jahre hier angelangt ſein mögen. So buntes Gewimmel auch während der Pilgerzeit in den Straßen

und Karawanſerais herrſcht, ſo öde iſt es nachher, zumal wenn der Abzug der großen indiſchen Schiffe, welche wegen der herrſchenden Monſouns im indiſchen Meere ſämmtlich zu gleicher Zeit die Anker lichten, mit dem Ende des Hadſch zuſammenfällt.

Zwei Tagereiſen öſtlich von Dſchidda liegt die heilige Stadt Mekka, das Ziel der Wanderungen von gläubigen Moslims aus allen Theilen der alten Welt. Die große Heiligkeit der Stadt erlaubt nicht, daß der Fuß eines Ungläubigen ſie verunreinige, und nur unter der Verkleidung und dem angenommenen Charakter muſelmänniſcher Pilger gelang es Seetzen, Burkhardt, Badia und anderen, den Geburtsort des Propheten und die heilige Kaaba zu beſuchen. Die Stadt, welche die Frömmigkeit der Gläubigen mit hunderten ſchöner Beinamen belegt, wie Om el Kora, Mutter der Städte, El Moſcherif, die Edle, Belad el Ameyn, Gebiet der Gläubigen, liegt in einem engen Thale von kahlen Bergen umgeben. Sie gehört zu den ſchöneren Städten des Orients, ihre Straßen ſind breit und ziemlich regelmäßig, ihre Häuſer oft drei Stock hoch, von Stein gebaut und mit Fenſtern nach der Straße verſehen. Drei Citadellen mit Beſatzung beſchützen ſie. So wenig die Natur zu ihrer Verſchönerung gethan hat, da nirgends ein Baum oder ein grünes Fleckchen das Auge erfreut, ſo bietet ſie doch zur Zeit des Hadſch einen ſehr belebten Anblick, wo alle Straßen mit den Pilgern erfüllt ſind und überall wohlverſehene Kaufläden die Schätze des Orients zur Schau tragen. Dann haben ſich hier verſammelt die Gläubigen aus der Türkei, Kleinaſien und Syrien, welche der Paſcha von Damaskus mit der großen Hadſch-Karawane hiehergeleitet, die Karawanen aus Bagdad und Baſſra mit den ketzeriſchen Perſern, und alle die kleineren Pilgerzüge, welche von Bahrein und Medſched, von Yemen und Hadramaut ſich hieher ergoſſen haben; ferner die Pilger aus dem fernen Mograb von den Küſten des atlantiſchen Meeres, aus Marokko und der großen Wüſte, aus Algier, aus Tunis und aus Tripolis, und die große Kafilah, welche aus dem fruchtreichen Thalbett des Nil um das rothe Meer gezogen iſt. Dazu ſind von Dſchidda herübergekommen, die ſich dem trügeriſchen Meere anvertraut haben, die Pilger aus dem fernen Oſten, von Indien, Beludſchiſtan und Afghaniſtan,

auch von den Küſten des perſiſchen Meerbuſens, von Oman und Südarabien, wie die Afrikaner aus den Häfen Berberah, Zeila und Maſſawa, Koſſeir und Suez, und die armen Schwarzen von Sudan, welche ſich in Suakim einſchiffen. Ein ſolcher Zuwachs von oft über hunderttauſend Menſchen mit der halben Zahl von Kameelen für eine Wüſtenſtadt von 50,000 Seelen erfordert ſchon zur Beſchaffung der täglichen Nahrung ungewöhnliche Regſamkeit. Dennoch findet man in Mekka keine öffentlichen Gebäude, keine Kans für die Reiſenden oder zur Waarenniederlage, keine Paläſte noch andere Moſcheen, als die einzige große Moſchee Beit-Ullah, das Haus Gottes, mit der heiligen Kaaba.

Die große Moſchee, auch ſchlechthin El Haram, das Heiligthum genannt, beſteht in einem großen Hofraum von 250 Schritt Länge und 200 Schritt Breite, welcher mittelſt einer dreifachen Reihe von Bogengängen mit kleinen Kuppeln geſchloſſen iſt und die Kaaba, den Brunnen Zemzem und mehrere andere Heiligthümer enthält. Sieben achteckige Minarets erheben ſich an den verſchiedenen Ecken der Einfaſſung, 19 Thore oder gewölbte Schwibbögen führen auf den innern Platz. Das vornehmſte Thor iſt Bab es Salem, Thor des Heils, durch welches die Pilger zuerſt die Moſchee betreten und ſich dadurch der Gnade Gottes in beſonderem Grade würdig zu machen glauben. In der Mitte des Platzes ſteht die Kaaba, ein würfelähnliches Gebäude von 34 Fuß Höhe mit ungleicher Länge der Seiten, deren kleinſte 29, deren größte 38 Fuß lang iſt. Es beſteht aus zugehauenen Granitſteinen der benachbarten Berge, und enthält im Innern nur einen Raum, deſſen Decke von zwei Säulen getragen wird. An der nordöſtlichen Ecke des Gebäudes ſieht man einen ſchwarzen, von einer ſilbernen Platte umgebenen Stein eingemauert, deſſen Oberfläche durch die Küſſe der Pilger ganz ungleich und höckrig geworden iſt. Nach der Sage iſt die Kaaba 2000 Jahre vor Erſchaffung der Welt im Himmel erbaut und von den Engeln angebetet worden. Adam errichtete ſie auf der Erde, genau unter der Stelle, wo ſie im Himmel geſtanden hatte. Zehntauſend Engel wurden zu ihrem Schutze beſtimmt. Trotzdem zerſtörte ſie die Sündfluth. Abraham (Ibrahim) erbaute auf's neue, unterſtützt von ſeinem Sohne Ismael (Ismail) und dem Erzengel

Gabriel. Letzterer überbrachte den Stein, der anfangs ein durchſichtiger Hyacinth war, aber durch die Thränen, welche Abraham über die Sünden der Menſchen darauf weinte, ſich ſchwarz gefärbt hat. Die Kaaba iſt von außen und innen bekleidet. Die äußere Bekleidung beſteht in dem Keſua, einem großen Vorhang von ſchwarzer Seide, der in Cairo gefertigt und alle Jahre zur Wallfahrtszeit erneuert wird. In zwei Drittel der Höhe ſind auf einem breiten Streifen in Gold fromme Sprüche und das Glaubensbekenntniß des Islam geſtickt: la iläh illä 'läh we Muhammed resûl alläh — „es giebt keinen Gott als Gott und Muhammed iſt der Geſandte Gottes.“ Die Thür hat einen beſonders prächtigen, ganz mit Gold und Silber geſtickten Vorhang. Für den ſchwarzen Stein, den jeder Pilger beim Umgang küſſen muß, und für einen andern Stein, der von den Pilgern nur berührt wird, ſind Oeffnungen in dem Keſua angebracht. Die innere Bekleidung iſt ein roſenrother Seidenſtoff, welcher gleichfalls alle Jahre neu aus Konſtantinopel geſchickt wird und, wie der Keſua, ein Geſchenk des Großſultans iſt. Die alten Bekleidungen werden zerſchnitten und in Stückchen an die Pilger verkauft, welche ſie als Andenken und Amulete nach Hauſe nehmen. Der Fußboden der Kaaba iſt 6 Fuß über die Grundfläche des Platzes erhöht und die Thür zu derſelben in gleicher Höhe, ſodaß man nur durch eine bewegliche Treppe zu ihr gelangen kann. Sie wird jährlich dreimal geöffnet, einmal für die Männer, einmal für die Frauen und einmal, um die Kaaba zu reinigen. Unverheirathete Frauen dürfen die Kaaba nicht beſuchen, doch umgehen die Neugierigen dieſes Verbot, indem ſie ſich vor dem Kadi pro forma mit einem Fremdenführer vermählen. Um die Kaaba herum iſt ein ſchönes Marmorpflaſter, von 32 Pfeilern in vergoldeter Bronze umgeben. Letztere ſind durch Eiſenſtangen verbunden, an deren jeder 7 Lampen hängen, welche alle Abend bei Sonnenuntergang angezündet werden. Jenſeits dieſer Pfeiler ſteht das Gebäude mit dem Brunnen Zemzem (Semſem). Der Sage nach iſt dieſes die Quelle, welche der Engel des Herrn der Hagar (Hadſcher) zeigte, als ſie mit ihrem Knaben Ismael von Abraham in die Wüſte verſtoßen war und beide in Gefahr waren, vor Durſt zu verſchmachten. Wahrſcheinlich

verdankt Mekka dieſer Quelle ſeine Entſtehung, denn mehrere Meilen in der Runde giebt es kein ſüßes Waſſer. Der Brunnen hat 8 Fuß im Durchmeſſer und bis zum Waſſerſpiegel 56 Fuß Tiefe. Er iſt ſehr ergiebig und ſein Waſſer iſt wärmer als die äußere Luft, hat aber einen etwas brackiſchen Geſchmack. Es gilt dem gläubigen Moslem für ein unfehlbares Heilmittel gegen alle Krankheiten, und der Pilger trinkt davon während ſeines Aufenthaltes in Mekka ſo viel er nur irgend kann, nimmt auch noch Krüge damit gefüllt in ſeine Heimath mit. Burkhardt erzählt von einem Manne, der in einem fort ſo lange trank, bis er nicht mehr konnte; dann legte er ſich einige Stunden auf den Rücken bei der Kaaba auf das Pflaſter hin und fing von Neuem zu trinken an. Als er durch ſeinen frommen Eifer täglich ſchwächer wurde und ſichtlich dem Tode entgegenging, behauptete er, ſeine Krankheit rühre allein davon her, daß er nicht genug Waſſer aus dem Brunnen Zemzem trinke. Dieſer Durſt der Gläubigen iſt den zum Schöpfen angeſtellten Leuten ſehr einträglich, da dieſe das Waſſer Flaſchenweiſe verkaufen.

Den vier Seiten der Kaaba gegenüber befinden ſich vier kleine Gebäude (Mamam), wo die Imams der vier rechtgläubigen ſunnitiſchen Sekten ihren Platz einnehmen und den Gebeten ihrer Verſammlung vorſtehen. Der größte Theil des Platzes iſt mit grobem Sand beſtreut, wo ſich viele Tauben aufhalten, deren Fütterung der Pilger für ein verdienſtvolles und frommes Werk hält. Von den Eingängen führen zur Kaaba gepflaſterte Wege. Den größten Theil des Tages hindurch ſcheint die Moſchee mehr ein Geſellſchaftsplatz, als ein Tempel der Gottesverehrung zu ſein, denn viele Gruppen unterhalten ſich mit lautem Geplauder, Andere eſſen und ſchlafen hier, Andere beſchäftigen ſich mit dem Leſen des Korans oder hören den Vorträgen der gelehrten Ulema's zu, während unter den Säulenhallen große Schaaren von Bettlern und Kranken lagern. Aber zur Zeit des Abendgebetes wird der Boden mit großen Teppichen belegt, und nun verſammeln ſich um die Kaaba die vielen Tauſende der Pilger in großen Kreiſen, ihr Antlitz dem Heiligthume zugewendet. Ein Imam ſtellt ſich an den Eingang der Kaaba und ſeine Knieebeugungen werden von der ganzen

versammelten Menge nachgeahmt. Die feierliche Stille bei der Andacht einer so großen Menschenmenge aus drei Welttheilen, dabei der Lichtglanz der tausend Lampen, welche auf dem Platze und rings um unter den Arkaden brennen, hat etwas ungemein Feierliches.

Die Moschee besaß früher sehr reiche Einkünfte aus allen Theilen des türkischen Reiches, ist aber in neuerer Zeit darin sehr geschmälert worden. Den Dienst in der Moschee und die polizeiliche Ordnung besorgen vierzig Eunuchen, meist Neger, deren Aga von ihnen selbst gewählt wird und im Range zunächst dem Naib el Haram (Wächter des Heiligthums), dem ersten Beamten der Moschee, folgt.

Der Pilger, welcher alle vorgeschriebenen Gebete in der großen Moschee verrichtet, den schwarzen Stein geküßt und von dem Brunnen Zemzem getrunken hat, darf doch nicht auf den Ehrennamen eines Hadschi Anspruch machen, wenn er nicht die Wallfahrt nach dem Berge Arafat gemacht hat. Dieser Berg liegt drei deutsche Meilen von Mekka und ist ein 200 Fuß hoher Vorberg der Charra-Gebirge. Zu seinen Füßen erstreckt sich eine weite Ebene. Alle Pilger sind verpflichtet, an einem gewissen Tage, bald nach Eröffnung der Wallfahrtszeit, zu diesem Berge zu wallfahrten und dort am Tage nach ihrer Ankunft, Nachmittags um drei Uhr, einer Predigt, welche ein Katib von dem Gipfel des Berges herab an die versammelte Menge hält, beizuwohnen und gewisse Gebete zu verrichten. Diese Ceremonie heißt „Asser" und ist der wichtigste Theil der ganzen Wallfahrt. Die in Mekka stets zerstreuten Pilger sind hier zu gleicher Zeit mit einem Blicke zu überschauen und es giebt gewiß keinen Ort weiter in der Welt, wo man auf einem so kleinen Raum so vielerlei Völker sehen und so verschiedene Sprachen hören könnte. Burkhardt zählte zu einer Zeit, wo äußere Umstände die Wallfahrt etwas beschränkt hatten, vom Gipfel des Arafat an 3000 Zelte, welche über die Fläche vertheilt waren, und schätzte die Zahl aller hier Versammelten auf 70,000, welche 25,000 Kameele bei sich hatten. Auf dem Berge Arafat soll Adam vom Engel Gabriel Unterricht empfangen haben, wie er

beten müſſe, auch ſoll jener hier nach langer Trennung ſeine Eva wieder gefunden haben.

Auf der Reiſe nach dem Berge Arafat kommen die Pilger durch das Thal Muna. Hier bezeichnen drei Pfeiler die Stellen, wo Abraham durch je ſieben Steinwürfe den Teufel verſcheuchte, als derſelbe ihn bei der Rückkehr vom Berge Arafat irre zu leiten verſuchte. Jeder Gläubige verrichtet bei dieſen Teufelspfeilern die Ceremonie des Steinwerfens durch je ſieben Steinwürfe und opfert dann ein Schaf oder eine Ziege, welche er zu dieſem Zweck eigens mitgebracht hat. Auf einem Berge hinter Muna zeigt man auch die Stelle, wo Adam begraben ſein ſoll.

Im Beled el Haram, dem heiligen Lande, nimmt Medina die zweite Stelle ein. Viele Pilger wallfahrten auch zu dieſem heiligen Orte, welche den Propheten nach ſeiner Flucht von Mekka gaſtlich aufnahm und ſeine Gebeine bewahrt. Der Weg von Mekka nach Medina geht durch ein dürres, von Bergen und Thälern durchſchnittenes Land, wo hin und wieder bebaute Felder und Brunnen ſich finden. Die Entfernung beider Städte beträgt 50 deutſche Meilen. Medina iſt eine gut gebaute Stadt von einer Mauer und einem Waſſergraben umgeben und liegt an der Grenze des Niederlandes und der Bergkette Charrah. Gärten und Felder umgeben die Stadt und verſorgen ſie reichlich mit Weizen, Gerſte und vorzüglichen Datteln. Am öſtlichen Ende der Stadt liegt die große Moſchee, gleichfalls El Haram genannt, und gleich ihrem Vorbilde zu Mekka aus einem von Säulenhallen begrenzten, aber etwas kleinerem Platze beſtehend. Hier ſteht im ſüdöſtlichen Winkel das Grabmal des Propheten, ein viereckiges Gebäude von ſchwarzen Steinen erbaut und von zwei Säulen unterſtützt, wo der große Mann an der Seite ſeiner Nachfolger Abu Bekr und Omar den ewigen Schlaf ſchläft. Der Sarg, welcher die Aſche Muhammeds umſchließt, iſt mit Silber überzogen und hat oben eine Marmorplatte mit der Inſchrift: Bismillahi Allahuma Sally alei (Im Namen Gottes! ertheile ihm Deine Gnade!). Das Grabmal iſt ganz von einem ſeidenen Vorhang verhüllt, der reich mit Verzierungen und Inſchriften in verſchiedenen Farben durchwebt

iſt und bei einer neuen Thronbeſteigung zu Konſtantinopel von dort aus erneuert wird. Der alte Vorhang wird dann nach Konſtantinopel geſchickt, um die Gräber der Sultane und Prinzen zu bedecken. Einige Schritte von dem Vorhang umgiebt das ganze Grabmal noch ein eiſernes, grün gemaltes Gitter von feiner und dicht an einander ſchließender Arbeit, ſo daß man nicht hindurch ſehen kann. Zur Befriedigung frommer Neugier ſind jedoch einige Fenſterchen auf allen vier Seiten angebracht. Das ganze vom Gitter eingeſchloſſene Innere heißt El Hedſchra, und vornehme Pilger erhalten die Erlaubniß, in den Raum zwiſchen dem Gitter und dem Vorhang einzutreten. Das Innere des Grabmals wird jedoch nur behufs Anbringung eines neuen Vorhangs und auch dann nur zur Nachtzeit von den oberſten Eunuchen, den Dienern des Heiligthums, betreten. Rings um die Gräber wurden vormals die Schätze von Hedſchas aufbewahrt, Juwelen und goldene Geſchmeide, welche nach und nach die Pilger und Sultane der Moſchee verehrt hatten. Bei der Eroberung Medinas durch die Wahhâbis wurden ſie jedoch von dieſen geraubt. Gläſerne Lampen erleuchten jede Nacht das Grabmal und die Kuppel deſſelben erhebt ſich mit ihrem vergoldeten Halbmond weit über die andern Kuppeln der Moſchee. Sobald der ankommende Pilger auf dem Wege dieſelbe zuerſt erblickt, iſt er verbunden, gewiſſe Gebete zu ſprechen. Bei der Moſchee ſind, wie zu Mekka, Eunuchen angeſtellt, deren Oberhaupt (Scheik el Haram) die vornehmſte Perſon in Medina iſt, dann Ulemas und Ferraſchin. Die Ferraſchin ſind entweder wirkliche Diener, welche das Reinigen, Lampenanzünden u. ſ. w. zu beſorgen haben, oder andere, oft ſehr angeſehene Perſonen, auch in allen anderen muhammedaniſchen Ländern, welche dieſen Titel als Ehrentitel führen. Die Ferraſchin zu Medina ſind meiſtens auch Mezowars oder Fremdenführer, deren es auch in Mekka eine große Zahl giebt, und betreiben außerdem das ſehr einträgliche Geſchäft, für Abweſende zu beſtimmten Zeiten Gebete in der Moſchee zu verrichten. Manche Ferraſchin haben derartige Gebet-Contracte mit 500 Perſonen, deren kleinſtes jährliches Geſchenk je eine venezianiſche Zechine iſt.

Die Hauptlehren des Islam ſind: Es iſt nur ein Gott, er iſt ein geiſtiges, allmächtiges und unendliches Weſen. Der Menſch iſt unſterblich und hat je nach ſeinem Leben und ſeinen Thaten Belohnung oder Beſtrafung zu erwarten. Alles, was geſchieht, iſt von Gott voraus beſtimmt, unbeſchadet der Freiheit des Menſchen, zu handeln nach ſeinem Willen. Propheten Gottes von beſonderer Herrlichkeit ſind Adam, Noah, Abraham, Moſes, Chriſtus und Muhammed, aber Muhammed iſt der letzte und größte. Die Ungläubigen werden nach dem Tode verdammt, aber in die tiefſte Hölle kommen die Heuchler aller Religionen. Die folgende Hölle iſt für die gemeinen Götzendiener, dann folgen die Sabäer und Magier, dann die Juden und endlich die Chriſten. In der gelindeſten Hölle büßen eine Strafe von 900—7000 Jahren diejenigen, welche dem Glauben nach auserkoren, aber nach ihren Werken verwerflich ſind. Als practiſche Vorſchriften giebt der Islam die allgemeinen Diktate der Moral, vorzüglich der Gerechtigkeit, und beſtimmt als beſondere Pflicht die Wohlthätigkeit, welche bis zum zehnten Theil des Einkommens auszuüben geboten wird. Ferner ſind geboten die Beſchneidung, die Enthaltung vom Wein, die Faſten während des Rhamadan, der Gottesdienſt an jedem Freitage und ein fünfmaliges Gebet an jedem Tage mit vorheriger Waſchung. Außerdem iſt jedem Gläubigen wenigſtens einmal im Leben die Wallfahrt nach Mekka und die Ausbreitung des Islam durch Ueberredung oder Gewalt anempfohlen. Alle Lehren und moraliſche Vorſchriften ſind im Koran (d. i. Leſung) enthalten, welcher ſtückweiſe durch den Engel Gabriel dem Muhammed offenbart iſt. Von ſeinen Schülern geſammelt, wurden die verſchiedenen Kapitel durch Abubeker geordnet und durch Othman im 30ten Jahre der Hedſchra als Ganzes bekannt gemacht. Außer dem Koran wurden auch die Sittenſprüche und Thaten Muhammeds verzeichnet und, nachdem ſich viele falſche Ausſprüche eingeſchlichen hatten, 200 Jahre nach dem Tode des Propheten geſichtet und als Sunnah herausgegeben. Je nachdem die Sunnah neben dem Koran als Richtſchnur des Glaubens anerkannt wird oder nicht, zerfällt der Islam in die beiden Hauptſekten der Sunniten und der Schiiten. Zu den erſteren gehören die

Araber und Türken, als die Orthodoxen, letztere, wozu namentlich die Perser gehören, werden von ihnen als Ketzer angesehen und bitter gehaßt. Die Schiiten (d. i. Abtrünnige) nennen sich selbst Aliten und erkennen Ali als rechtmäßigen Nachfolger des Propheten, Abubeker, Oman und Othman sehen sie als Usurpatoren an. Die Sunniten zerfallen in vier orthodoxe Sekten, deren jede ein Gebethaus in der Nähe der Kaaba in der großen Moschee besitzt. Andere Sekten sind die Zeiditen in Jemen und die Ibâdhis in Oman. Eine jede hält sich für die einzig erleuchtete und die Inhaberin des wahren Islams, doch sind gegenseitige Verfolgungen, wie unter den Sekten der Christen, hier unbekannt. Von der neuesten Sekte, den Wahhâbis ist in der Einleitung die Rede gewesen.

Fährt man die Küste von Dschidda hinab gegen Süden, so zeigt das Tehama überall, wie nordwärts, seine sandigen, brennenden Dünen, seine vom Meere gepeitschten und von der glühenden Hitze ausgedörrten Felsen, seine vegetationslosen, traurigen Oeden. Der Anblick ist im höchsten Grade ermüdend. Mit dem verfallenen Hafenort Ghunfude, in dessen Nachbarschaft der wilde und unbezwungene Stamm Assir seine freien Berge behauptet, nehmen wir Abschied von Hedschas und begrüßen die Küste von Jemen, dem sogenannten glücklichen Arabien. Hier legen wir an in den Häfen von Dschisan, Loheia und Hodeida, welche von kleinen Fahrzeugen belebt sind und die Erzeugnisse Jemens, Kaffee, Sennesblätter und Tamarinden nach größeren Häfen verschiffen, und erquicken unser Auge endlich an dem frischen Anblick, welches die Rhede von Mochha darbietet. Von beiden Seiten derselben dehnt sich eine weite Ebene, welche mit Dattelgesträuchen dicht besäet ist, hier und dort zeigen einige in orientalischem Geschmack angelegte Gärten ihr anmuthiges Dickicht von frischem Grün, und im Hintergrunde der Rhede zieht sich die Stadt hin, welcher ihre weißen Häuser mit den terrassenförmigen Dächern, ihre schlanken Minarets und die Beweglichkeit des commerciellen Lebens einen lachenden und

angenehmen Eindruck verleihen. Kommt man am Hafendamme an, ſo verſchönert ſich das Bild durch den maleriſchen Effect, den die gezackten Mauern und ein hoher Befeſtigungsthurm hervorbringen, aber ſobald man in das Thor eingetreten iſt, verſchwindet der Zauber, und man ſieht nichts als ſchmutzige, enge, krumme Straßen und viele verfallene Häuſer. Mochha iſt der Schlüſſel zum rothen Meere, an deſſen Eingange es liegt. Seine Rhede, die ſicherer iſt, wie die von Hodeida, bildet eine natürliche Station für die Schifffahrt zwiſchen Indien und dem oberen Theile des rothen Meeres und vermag eine große Anzahl Schiffe zu faſſen. Die Bevölkerung des Ortes beſteht aus Hindus, Banianen, Perſern, Juden, Somalis, Danakilen, Arabern von Hadramaut und der Küſte. Dieſe ganze Bevölkerung beſchäftigt ſich nur mit dem Handel und zeichnet ſich durch große Unzuverläſſigkeit aus. Den Haupthandel hier, wie in andern Häfen des ſüdlichen Arabiens, haben die Banianen in Händen, welche in einer Art commerciellen Communismus leben. Jedes Mitglied hat nach ſeinem Geſchmack und ſeinen Fähigkeiten eine beſondere Function: die einen beſchäftigen ſich mit der inneren Verwaltung, andere verſehen die niederſten häuslichen Verrichtungen; unter denen, welchen die Handelsgeſchäfte zugefallen ſind, haben die einen die Leitung großer Operationen, die Ueberwachung der Perlenfiſcherei, deren Monopol ſie im rothen Meere an ſich gebracht haben, den andern liegt der Handel im Detail ob und ſie bieten die Waaren der Geſellſchaft in den Bazars feil. Die ehrenvollſte Stellung iſt die des Schatzmeiſters, welcher durch die Glieder der Geſellſchaft erwählt wird. Die Banianen ſind gewandt und verſchlagen im Handel, im Umgange ſanft und friedliebend, und die Vorſchriften ihrer Hindu-Religion beobachten ſie ſehr pünktlich. Sonnabends z. B. füttern ſie alle umherirrenden Hunde; deshalb ſind ſie auch ſtets, wenn ſie ausgehen, von einer Menge dankbarer Hunde umgeben. Ein ſolches Beiſpiel wirkt auch auf die übrige Bevölkerung von Mochha, welche ſich nicht leicht der Thierquälerei ſchuldig macht. Der Mochhaner führt ein ſehr einförmiges Leben. Sein größter Genuß iſt, Kat zu eſſen, den Scheich Abuzerbin 1429 von Abeſſinien nach Jemen gebracht hat. Er wird auf den benachbarten Ber-

gen von Taher gebaut, von dort bringt man ihn zur Stadt, die kleinen Zweige ſorgfältig in Bananenblätter gewickelt, die ihm ſeine Friſche erhalten. Man ißt die Knospen und die zarteſten Blätter, die gelinde erregen und erfriſchen, und dieſer Genuß iſt für die meiſten Bewohner von Jemen ein Gegenſtand der dringendſten Nothwendigkeit geworden. Da er theuer iſt, ſo verzehren manche Kaufleute jeden Tag für zwei bis drei Thaler in Kat. Merkwürdigerweiſe wird in Mochha, wo es den beſten Kaffee giebt, gar keiner getrunken. Statt der Bohnen nimmt man die Hülſen, und braut daraus einen Trank, den die Araber Kiſcher nennen. Während die Herren von Mochha Abends von ihren Geſchäften ausruhen und im Genuſſe des Kat ſchwelgen, ſtrömen die Frauen aus ihren engen Häuſern, um die Nacht zu genießen, die mit ihrem ſanften Licht und ihrer lieblichen Friſche einen unausſprechlichen Reiz über die Landſchaft gießt. Von acht bis zehn Uhr ſtatten ſie ſich Beſuche ab; in allen Straßen hört man das leichte Krachen ihrer Sandalen auf dem Boden. Sie eilen die Häuſer entlang hin, in ihre ungeheuren Schleier gehüllt, vor ihnen gehen Diener, die Stocklaternen tragen, bei deren Scheine man ſie gleich Schatten in den krummen Straßen dahin ſchlüpfen und verſchwinden ſieht.

Mochha iſt die Ausgangspforte für alle Erzeugniſſe Jemens, wozu inſonders der herrliche Kaffee, dann Sennesblätter, Soda, Krapp, Weihrauch, arabiſches Gummi und Häute gehören. An Kaffee werden jährlich 8000 Ballen, jeder im Gewicht von 300 engliſchen Pfunden oder 9 arabiſchen Farahels über Mochha und Hodeida ausgeführt. Rechnet man dazu den ſtarken Verbrauch des Kaffees in Arabien ſelbſt, ſo zeigt ſich das Land äußerſt ergiebig in Hervorbringung dieſer edlen Frucht. Die Kaffeegebirge erſtrecken ſich bis auf 4 und 5 Meilen vom Meere, wo das Tehama ſich zwiſchen beide lagert, und haben einige Aehnlichkeit mit den abeſſiniſchen Gebirgen. Wie in den letzteren, erſcheint auch hier die Regenzeit (entgegengeſetzt der des Tehama,) in den Sommermonaten, nur in viel geringerer Ausdehnung. Die Berge ſind oben meiſt kahl, auf den Abhängen aber reich mit Kaffeepflanzen, Weinreben, Pfirſichen und Apri-

koſen terraſſenartig bebaut. Der Kaffeehandel bewirkt einen regen Verkehr, und zahlreiche Kaffeehütten (Mokeija's) auf den beſuchten Straßen, ſo wie häufig vorkommende Freigaſthäuſer (Mänſale's), wo die Reiſenden an gewiſſen Tagen mit Kiſcher, warmem Brod von Durra, Kameelmilch und Butter unentgeldlich bewirthet werden, erleichtern das Reiſen. In Tehama zeigt die Bevölkerung in Körperbau, Farbe und Sprache eine ſtarke Beimiſchung von afrikaniſchem Blute, im Gebirge aber iſt die Hautfarbe weiß und die Frauen ſind von auffallender Schönheit. Man kann ſich hiervon um ſo leichter überzeugen, da ſie ganz unverſchleiert gehen.

Vor der Eroberung durch Mehemet Ali von Aegypten gehorchte der größte Theil von Jemen dem Imam von Sana, welcher den türkiſchen Sultan als Chalifen anerkannte. Jetzt iſt deſſen Einfluß faſt auf die Stadt Sana beſchränkt, welche im Innern des Landes auf einer fruchtbaren Gebirgsterraſſe liegt. Sie hat viele prachtvolle Moſcheen mit vergoldeten Kuppeln und ſchöne Paläſte, auch ein Münzgebäude, wo Gold- und Silbermünzen geſchlagen werden. Gärten nehmen einen Theil ihres von Mauern umſchloſſenen Raumes ein und Waſſerleitungen bringen friſches Waſſer von den benachbarten Höhen. Als Niebuhr Jemen durchwanderte, gab der Imam ihm eine Audienz in einem großen gewölbten, oben offenen Saale, in deſſen Mitte ein Springbrunnen hochaufſpringend eine angenehme Kühlung verbreitete. Die Stadt hat einen lebhaften Handel und vierzig Tauſend Einwohner. Von den andern Städten Jemens zeichnet ſich Damar aus durch eine Gelehrtenſchule der Sekte Zeidi, Tans durch die aromatiſchen Pflanzen ſeiner gebirgigen Umgebung, wo der Berg Sabber nach der Behauptung der Araber alle Kräuter des Erdbodens hervorbringen ſoll, Zebid durch ſeine Moſcheen und ſunnitiſche Schule, Beit el Faki als Hauptplatz für den Kaffeehandel. Muſa, die ehemalige Hauptſtadt des Landes, jetzt aber ſehr herabgekommen, verſorgt das benachbarte Mochha mit Trinkwaſſer, Geflügel und Früchten. Trotz der für Arabien zahlreichen Bevölkerung der Städte ſchwärmen auch viele Beduinenhorden in Jemen umher und führen nicht ſelten unter ſich und mit den Städten blutige Fehden.

Der angeſehnſte Häuptling iſt Scheriff Huſſein, deſſen Familie in großem Anſehen bei Mehemet Ali ſteht.*)

Den ſüdlichſten Theil von Jemen bildet das Land Aden, das ſchon außerhalb der Straße Bab el Mandeb (Thor der Betrübniß) liegt und von den Wogen des indiſchen Meeres beſpült wird. Sultan el Haſan beherrſchte das Land, als wir uns im Hafen von Aden**) befanden und wünſchte meine Anweſenheit in ſeiner Reſidenz Lah'dſch. Ich ſchloß mich daher einer Karawane an, welche am 5. März von Aden aufbrach. Nachdem wir die Felſenthore und Befeſtigungen der Halbinſel paſſirt hatten, ſahen wir vor uns eine weite todte Fläche ohne alle Spuren von Vegetation. Später zeigten ſich einige kleine Geſträuche und unſere Karawane, welche ohne Ordnung und zerſtreut einher gewandert war, ſchloß ſich aus Furcht vor den Fudhli's enger zuſammen. Die Fudhli's ſind ein ſchöner Menſchenſchlag und bewohnen öſtlich von Aden ein Land, das ſich 70 engl. Meilen an der Küſte und 80 Meilen in's Innere erſtreckt. Ihre Religion iſt ein larer Muhammedanismus; ihr Haupthafen iſt Sſughra, wo ihr Sultan jährlich ein paar Monate reſidirt. Es giebt eine lebendige Scene, wenn ein Haufe von 30 bis 40 Beduinen durch die Ebene ſtreift, das lange Haar im Winde flatternd, wenn ſie den Kriegsgeſang ihres Stammes brüllen und nach allen Seiten ihre Flinten abſchießen. Auch wiſſen ſie geſchickt ihr Kameel zu regieren, das vollſtändig wie ein Pferd dreſſirt iſt und ſich vor dem Kameele in Hedſchas, auf der Halbinſel von Sinai und in Aegypten durch Feuer und Schnelligkeit vortheilhaft auszeichnet. Ohne Zweifel machen dieſe Thiere in ihrem gewöhnlichen Schritt 12 bis 14

*) Nach Aufhören der ägyptiſchen Herrſchaft in Arabien iſt Hedſchas und Jemen wieder unter die Botmäßigkeit des Großſultans zurückgekommen, aber in Jemen iſt deſſen Herrſchaft nur nominell. Scheriff Huſſein iſt jetzt der eigentliche und unabhängige Herrſcher im Lande und hat ſeine Söhne mit der Statthalterſchaft über die Küſte betraut. Aber ſein Regiment drückt mit einfältiger Habgier auf den Handel und alle Handelsleute wünſchen eine Regierung, wie ſie Mehemet Ali übte, wieder zurück.

**) Ueber den jetzigen Zuſtand Aden's ſiehe oben Harris' Reiſe nach Abeſſinien pag. 251.

engl. Meilen die Stunde, denn sie hielten mit unsern Pferden Schritt, wenn diese in kurzem Galopp gingen. Beim Grabmal des Schech Othman hielten wir kurze Zeit an, um etwas Kaffee einzunehmen. Unsere Führer murmelten ihre Gebete, indem sie den Kopf auf das rothe Tuch stützten, womit das Grab bedeckt ist; dann küßten sie den Zipfel und strichen mit der Hand über die Decken, um den Staub zu sammeln, den sie dann an Kopf und Brust brachten. Am Abend gelangten wir zur Stadt, die Führer feuerten ihre Flinten zum Zeichen unserer Ankunft ab und bald traten wir in eine Halle des Palastes, die ganz mit bewaffneten Beduinen angefüllt war. Ringsum an den Wänden hingen Lanzen, Schilde, Säbel und Flinten. Man führte uns nun durch verschiedene große Räume und enge Gänge und wir fanden endlich den Sultan, auf einem Ruhebette liegend, in der Ecke eines sehr kleinen Zimmers. In der Mitte hing eine Lampe und umher standen einige Sklaven mit langen Kerzen von angezündetem Holz. Der Sultan erhob sich nicht, indem er Unwohlsein vorgab, aber er ließ mir eine Mahlzeit vorsetzen, die aus geröstetem Pfannkuchen, Rostbraten, zerlassener Butter und ungeheuren Schüsseln mit Reis bestand, alles auf kleinen runden Decken aufgestellt. Nachdem ich davon genossen hatte, wies man mich in ein kleines Haus, das zu meiner Aufnahme eingerichtet worden war. Die Furcht vor den Fudhli's hielt die ganze Stadt wach, Patruillen zogen durch die Straßen, lärmten und feuerten fortwährend ihre Flinten ab, die Wachen vor unserm Hause sangen die ganze Nacht hindurch. Dazu kam das durchdringende Geschrei von Weibern, das Geheul der Hunde, das Schreien der Esel, das Brüllen der Kameele und das Quäken einer Legion von Katzen. Trotz aller dieser Wachsamkeit machten die Fudhli's in der zweiten Nacht einen Einfall, verbrannten einige Häuser und zogen sich mit einer ansehnlichen Beute zurück.

Die Stadt Lah'dsch hat etwa 5000 Einwohner, deren größter Theil in kegelförmigen Hütten aus den Stengeln des Taām (Holcus sorghum) zusammengesetzt, wohnet. Sie leben meistens vom Handel, der zwischen hier und Sana ziemlich lebhaft betrieben wird. Dienstags und Donnerstags wird Markt gehalten,

wo die Beduinen in großer Zahl aus dem Innern herbeikommen und ihre Vorräthe von Milch, Butter und Weihrauch gegen Getreide und Tuch austauſchen. Die nächſte Umgebung der Stadt wird durch Bergſtröme und künſtliche Bewäſſerung befruchtet, ſo daß ſie mehrere Arten Getreide, Früchte und Gemüſe erzeugt und durch Pflanzengrün und Palmengruppen verſchönert wird. Aber um dieſe Oaſe erſtreckt ſich eine traurige ſandige Wüſte. Jedermann iſt hier zum Kampfe bewaffnet und der Landmann geht mit der Flinte und der Lanze zu ſeiner Arbeit. Der Sultan iſt mürriſch und geizig, durch ſeine Schuld iſt die Bedeutſamkeit ſeines Reiches, das ſein Vorgänger emporgebracht hatte, ſehr geſunken.

Von Aden ſegelten wir weiter nach Oſten und langten bei Sſughra an, dem gewöhnlichen Wohnſitz des Sultan Ahmed, des Hauptſchechs der Fudhli's. Die Stadt hat, wie die meiſten Hafenorte der Südküſte Arabiens, keine Waarenhäuſer, ſondern die Waaren werden auf dem Strande niedergelegt. Es iſt trotz des räuberiſchen Charakters der Beduinen ſelten, daß von den offen am Strande liegenden Gütern etwas entwendet wird, denn der Schech iſt in der Beſtrafung der Räuber unerbittlich ſtrenge. Kürzlich wurde ein Araber ertappt, als er aus einem der Ballen Kaffee ſtehlen wollte. Es wurde demſelben die Hand abgehauen und in das Loch geſteckt, das er im Ballen bereits gewühlt hatte, dann die Oeffnung zugenäht und der Ballen mit der Hand an den Ort ſeiner Beſtimmung geſchickt.

Im Innern des Landes, öſtlich von Jemen, liegt das Land Jâfa mit der gleichnamigen Hauptſtadt. Es iſt gebirgig und mit vielen fruchtbaren Thälern ausgeſtattet, und ſcheint die öſtliche Grenze des Kaffeelandes zu ſein. Die Bewohner rühmen ſich, daß ſie nie unterjocht geweſen ſind, ſcheinen auch einen Grad von Bildung zu beſitzen, wie man ihn in den meiſten andern Theilen von Arabien nicht findet. Aus Jâfa ſtammen die regierenden Familien zu Schechr und Makalla, ſo wie die ganze Ariſtokratie dieſer Städte. Wird das Land von einem feindlichen Angriff bedroht, ſo gehen Boten durch das Land, und in kurzer Zeit können 10,000 ſtreitbare Männer zuſammengebracht werden. Oeſtlich von den Fudhli's an der Küſte wohnt der Stamm der

Urladschi, 55 engl. Meilen weit am Meere und 200 Meilen in's Innere hinein. Die Küste ist flach, aber 25 Meilen landeinwärts zieht sich eine sehr hohe Gebirgskette. In der Nähe der Küste liegt die Hauptstadt Howaisah anmuthig zwischen Akazien- und Nebikbäumen. Der größte Theil des Landes ist angebaut und in zerstreuten Dörfern wohnt eine zahlreiche Bevölkerung. Sultan Näßir ist sehr angesehen in der Nachbarschaft, da er außer seinem Fußvolk auch berittene Beduinen aufbieten kann. Durch ihre Hülfe führte er vor einigen Jahren gegen die Stadt Sſughra am hellen Tage einen Schlag aus, plünderte sie und steckte sie in Brand, ehe die Fudhli's herbeieilen konnten.

Weiter an der Küste hinsegelnd, kamen wir vor dem Lande vorüber, welches die räuberischen Dijâbi-Beduinen bewohnen. Diese unterscheiden sich in ihrer politischen Verfassung von allen mir bekanten Stämmen der Halbinsel. Statt einen Schech oder Sultan zum Oberhaupt zu wählen, haben sie sich in sieben Abtheilungen getheilt, deren jede von einem Oberhaupt, Abu (Vater) genannt, in patriarchalischer Weise regiert wird. Alle gemeine Angelegenheiten werden durch einen Rath dieser sieben Vorstände nach Stimmenmehrheit entschieden. Der Abu ist verantwortlich für alle Diebstähle in seinem Bezirk und ersetzt das Gestohlene, wenn der Dieb dies zu thun nicht im Stande ist. Dafür müssen die vermögenden Diebe außer dem Ersatz des Gestohlenen noch ein Drittheil des Werthes dem Abu geben zur Deckung von dessen sonstigen Verlusten.

An der Küste des benachbarten Wahidin-Stammes ankernd, hörten wir von einigen Beduinen die Nachricht, daß sich in einiger Entfernung von der Küste beträchtliche Ruinen aus alter Zeit befänden. Ich nahm das Erbieten derselben, uns nach den Ruinen zu geleiten an, und reiste in Begleitung eines Midshipman auf Kameelen von der Küste ab. Wir hatten auf dem brennenden Sande in der drückendsten Hitze viel auszustehen, die Kameele selbst wurden hinfällig und unsere Beduinen gruben Löcher in den Sand und steckten ihre geschwollenen Füße hinein. Am folgenden Tage kamen wir von den Sandhügeln und aus dem Gebiete der Dijabis in das Wadi Mefa herab. Wir

erquickten uns am klaren Waſſer eines Brunnens und ſahen mit Erſtaunen, daß die Gegend nach und nach eine ganz andere Geſtalt annahm. Zahlreiche kleine Dörfer in großen Dattelpflanzungen zerſtreut, grüne Felder von Perlkorn (Durra) und Heerden von glattem Vieh zeigten ſich in allen Richtungen, auch trafen wir hier zuerſt auf Gruppen von Einwohnern, welche uns voller Staunen anblickten. Wir übernachteten die zweite Nacht in einer Art Karawanenſerai und wanderten am folgenden Tage das immer ſchöner werdende Thal Mefa aufwärts. Das dunkle Grün der Durra- und Taback-Pflanzungen erſtreckte ſich ſoweit, als meine Blicke reichten; dazwiſchen ſchimmerte das zarte Grün der Akazie und das dunkle Laub der Dattelpalme; viele Räder knarrten, mittelſt welcher das Land bewäſſert wurde, in der Ferne wurden mehrere Pflüge von Ochſen gezogen. Viele Leute hielten uns an auf dem Wege und begrüßten uns in ihrer arabiſchen Weiſe ſehr höflich. Am Nachmittage des dritten Tages gelangten wir zu den Ruinen von Nakab el Hadſchar. Dieſe liegen auf einem mitten im Thale ſich erhebenden Hügel und beſtehen aus einer hohen Mauer mit Thürmen, welche eine Maſſe von Ruinen umſchließt, unter denen die Grundmauern eines Tempels und ein Brunnen von 60 Fuß Tiefe noch erkennbar ſind. Alle Mauerwerke ſind aus ſehr großen, kunſtvoll aneinander gefugten Quadern von grauem geaderten Marmor errichtet. Die größte Merkwürdigkeit zeigte ſich in einer mit großer Sorgfalt ausgeführten Inſchrift an einer Mauer, welche ſich als himjaritiſche Schrift erwies. Die Araber ſchreiben die Trümmer von Nakab el Hadſchar ihren heidniſchen Vorfahren zu. Als ich einem Beduinen die Bemerkung machte, ſeine Vorfahren hätten doch größere Werke vollbracht, als ſeine Zeitgenoſſen, antwortete dieſer mir ohne Bedenken: „Glaubſt du, daß die Kâfir's dieſe Steine ohne Beihülfe aufgebaut? Nein! Nein! ſie hatten Teufel, Legionen von Teufeln (Gott ſchütze uns vor ihnen!), die ihnen halfen.“ Wir wiſſen wenig von den heidniſchen Vorfahren der Araber im ſüdlichen Theile der Halbinſel, doch ſchildert Agatharchides, noch vor der chriſtlichen Zeit, mit glänzenden Farben den Wohlſtand und Luxus der Sabäer oder Himjariten, welche einſt den ganzen Süden von Arabien,

Jemen, Saba und Hadhramaut beherrſchten. Dieſes Volk hatte lange vor Muhammed eine eigene arabiſche Schrift, welche ſich von der zu Hedſchas gebräuchlichen, ſpäter kufiſch genannten und bei der Aufzeichnung des Korans benutzten, weſentlich unterſchied, der äthiopiſchen Schrift in Abeſſinien jedoch ſehr nahe ſtand. In der ehemaligen Hauptſtadt dieſes Volkes Mareb, 2 Tagereiſen nordöſtlich von Sana, befinden ſich noch Ruinen von Bauwerken, von welchen der Iman von Sana oftmals koſtbare Steine zu ſeinen Gebäuden hat herüber holen laſſen. Auch der Kopf einer Bildſäule von Marmor, aus jenen Ruinen ſtammend, iſt durch Cruttendon aus Sana nach England gebracht, ſo wie mehrere Steine mit ähnlichen Inſchriften, wie die von Nakab el Hadſchar. Zu Mareb ſoll auch der große Damm Sedd Mareb geſtanden haben, welcher die herabſtürzenden Gebirgswäſſer in einem ungeheuren See ſammelte und das fruchtbringende Element durch zahlreiche Kanäle nach allen Seiten des Landes vertheilte. Als das Volk Allah nicht mehr gefiel, zerriß der Damm und die Nachkommen Joktams verbreiteten ſich aus der nun verödeten Heimath über alle Theile Arabiens.

Das breite Thal Wadi Méſa erſtreckt ſich von der Nähe der Küſte bis zu den Ruinen 48 engl. Meilen; von da bis zur Stadt Abbân, wo ein Sultan reſidirt, ſind noch 27 engl. M. und von dort ſoll es ſich nach Ausſage der Eingeborenen noch 5 bis 7 Tagereiſen weit nach Norden ziehen, ſo daß die ganze Länge dieſes merkwürdigen, ſehr bebauten und volkreichen, mit Dörfern dicht beſetzten Thales 9 bis 11 Tagereiſen, oder an 200 engl. M. wäre. Der Feldbau ſteht hier in großem Flor und ein engliſcher Landwirth würde es, was Genauigkeit und Regelmäßigkeit beim Pflügen der Felder betrifft, nicht beſſer machen können.

Wir kehrten von unſerm Ausfluge auf einem andern Wege wieder zur Küſte zurück und konnten für dieſe Veränderung unſerer Reiſeroute Gott danken, denn auf dem Wege unſerer Hinreiſe hatten ſich Dijabi-Beduinen gelagert, um uns aufzulauern. Ein paar Tage ſpäter lag eines unſerer Boote dicht an der Küſte vor Anker, da erſchienen Leute dieſes Stammes, knieten gemächlich nieder zielten bedächtig und feuerten auf das Boot.

Einige Meilen weiter an der Küſte ankerten wir in der Nähe einer hohen ſchwarzen Klippe, der unſere Lootſen den Namen Hißn Ghorâb (Rabenſchloß) gaben. Da wir auf der Spitze dieſer Klippen Ruinen bemerkt hatten, fuhren wir mit einem Boote nach einer Stelle, wo wir landen konnten, und ſahen uns gleich mitten unter den Ruinen von zahlreichen Häuſern, Mauern und Thürmen, welche den ganzen Fuß des Felſens einnehmen. Wir entdeckten nach langem Suchen einen künſtlichen in den Kalkfelſen gehauenen Pfad, welcher im Zickzack aufwärts führte. Oberhalb ſowohl als nach unten zu war der Felſen ſteil behauen, ſo daß der Weg eine Art Terraſſe bildete, auf welcher aber, ſelbſt an den breiteſten Stellen, kaum zwei Menſchen neben einander gehen konnten. Als wir noch ein Drittheil bis zur Spitze hatten, entdeckten wir zu unſerer großen Freude eine Inſchrift, welche mit vieler Sorgfalt in die Oberfläche der Felswand zu unſerer Rechten gehauen war. Die Charaktere der Schrift waren augenſcheinlich denen von Nakeb el Hadſchar ſehr verwandt. Eine Menge Ruinen fanden wir über die Seitenfläche des Berges zerſtreut und die Spitze krönte ein viereckiger maſſiver Thurm mit geräumigen Treppen, Fenſtern und Thüren. Ein paar Hundert Fuß von dem Thurme lagen die Waſſerbehälter, die mühſam aus dem harten Felſen gehauen und inwendig mit Kitt überzogen waren. Bei dem barbariſchen Zuſtande der Bewohner dieſer Küſte mußte dieſer Platz in alter Zeit durch Natur und Kunſt ein außerordentlich feſter Ort als Handelsmagazin und Zufluchtsort geweſen ſein.

Unſer Schiff trug uns weiter nach Oſten zur Küſte von Hadhramaut. Dieſes Land iſt eine große Thalebene, läuft faſt parallel mit der Küſte und iſt mit Städten und Dörfern dicht beſetzt. Der Name bedeutet „Wohnung des Todes" und rührt vielleicht vom verderblichen Klima her. Die Araber verlegen nach Hadhramaut viele ihrer alten Sagen, dort ſoll auch der Stamm Ad und der zu ihm geſandte Prophet Hud, Noah's Nachkomme im fünften Gliede, gewohnt haben. Das Grab des letzteren zeigt man noch zu Haſek. Von den vielen Städten haben Terim und Ainâd über 10,000 Einwohner und das Land

iſt reich an Getreideſeldern und Gärten, Weiden und hohen ſtattlichen Bäumen. Hier wächſt der Drachenbaum, der Weihrauchbaum und die Aloe, und Taback, Indigo und Weizen wird in reichlicher Menge erzeugt und ausgeführt.

Wir ankerten im Haupthafen des Landes, Makalla. Die Stadt hat ziemlich feſte Häuſer, welche in ihrer Bauart an die mauriſchen Gebäude in Spanien erinnern. Aber die Thüren ſind ſehr niedrig und die Treppen dunkel und enge, man muß ſich, ſo gut es gehen will, hinaufſühlen; dann kommt man zu einer zweiten Thür, wo gewöhnlich ein nubiſcher Sklave als Thürſteher fungirt. Die größeren Häuſer haben Brunnen und Waſſerbehälter auf dem innern Hofe, zu welchem ein verdeckter Gang vom oberen Stockwerke hinabführt. In jedem Stockwerk findet man Schießſcharten für Flinten. Die Einwohner ſind größtentheils Handelsleute zur See und zu Lande, auch finden ſich am Strande viele Schmiedewerkſtätten, wo Schmiede aus Zanzibar Dſchenbins (Dolchmeſſer), Nägel u. dergl. verkaufen. In der Vorſtadt findet man viele Sumâlis, welche ſich vor den Einwohnern durch ihre hohe Statur und wohlgeformten Glieder, ſo wie durch ihr rothgefärbtes Haar auszeichnen. Beſondere Plätze ſind zu Marktplätzen beſtimmt, wo Fiſche und Gemüſe, ſowie Hammel- und Ziegenfleiſch zu kaufen iſt und wo einige Barbiere ihr Weſen treiben. Vor wenig Jahren noch überfielen und plünderten die Einwohner häufig vorbeiſegelnde Fahrzeuge, jetzt herrſcht große Sicherheit, namentlich durch die weiſe Regierung des jetzigen Schechs. Dieſer ſetzte bei ſeinem Amtsantritt die Zölle auf die Hälfte herab und belebte dadurch den Handel, was wieder auf die Beſſerung der Sitten zurückwirkte. Ertappten Dieben wird der Kopf geſchoren und ſo werden ſie, auf einem Eſel reitend, in Parade durch die Stadt nach ihrem Gefängniſſe geführt. In bedeutenderen Fällen muß der Verbrecher Spießruthen laufen. Auch war ich einmal Zeuge, daß ein Sumâli, der geſtohlen hatte, die Strafe der Verſtümmelung erduldete. Ein Sklave mußte ihm am Strande, wo die ganze Stadt verſammelt war, mit einem gewöhnlichen Meſſer die Hand abſchneiden.

Außer Makalla iſt das öſtlich gelegene Schechr ein Hafen

für Hadhramaut. Dieſe Stadt iſt volkreicher als Makalla, hat aber keinen Hafen, ſondern nur eine Rhede. Ali Ney, der Schech von Schechr iſt ein Muſter eines arabiſchen Häuptlings. Seine Gerechtigkeit ſteht in ſolchem Rufe, daß die Beduinen in einem weiten Umkreiſe ihre wichtigeren Streitigkeiten ihm zur Entſcheidung vorlegen. Wir waren einmal zugegen, als Jemand wegen grober Beleidigung durch Schimpfworte gegen einen andern klagbar wurde. Nachdem die Beſchuldigung vollſtändig erwieſen war, ſagte Ali Ney: „Böſe Worte geben böſe Thaten; der Schuldige ſoll 10 Dollar zahlen!“ Und zu uns ſich wendend, ſprach er: „Die Sache iſt etwas ſchneller abgemacht, als eure Kadhi's in Indien ſie abgemacht haben würden.“ Als ich in Schechr war, wurde dort ein Feſt gefeiert, und alles war Luſt und Fröhlichkeit. Jedermann trug Shawls und Feſtkleider, manche Kinder waren mit Silberſchmuck buchſtäblich überladen. Viele hatten ſich das Geſicht bunt bemalt, ſo daß ſie wie tätowirte Neuſeeländer ausſahen. Die Beduinen führten auf den Straßen ihren Kriegertanz auf und Tänzerinnen zeigten, gleich den Alma's in Aegypten, in den Häuſern ihre Künſte. Die hieſigen Araber ſind leidenſchaftliche Tabacksraucher und das Erſte, was man einem Gaſte anbietet, iſt eine kunſtloſe Waſſerpfeife, die aus einer Cocosnus und einem kurzen Rohre beſteht und die während eines Beſuches unaufhörlich Reihe um geht. Auch Opium und Hanfſamen raucht man bis zur Berauſchung.

Die Einwohner der ſüdarabiſchen Städte ſind mager, ſehr dunkelfarbig und gewöhnlich noch unter mittlerer Statur. Das Haar fließt in krauſen Locken über die Schulter herab oder es iſt hinten in einen dicken Büſchel zuſammengebunden und in einen ledernen Beutel geſteckt. Ihre Kleidung beſteht in einem Hemde, das nur bis auf die Mitte des Leibes herabreicht. Lenden und Schenkel werden durch eine Hülle von blauem geſtreiftem Baumwollenzeug bedeckt, welche von einem breiten ledernen Gürtel feſtgehalten wird. Piſtolen im Gürtel, eine Flaſche mit Pulvervorrath und die Dſchenbie in einer ſilbernen Scheide mit ſtark gekrümmter Spitze vervollſtändigen ihre Ausrüſtung.

Die Häfen und Städte öſtlich von Schechr ſind unbedeutend

und ungastlich, obwohl Thafâr, Mirbât und Keschin früher als große Städte gegolten haben. Den Schech von Keschin, dessen Vorfahren früher Könige von Fartak hießen, besuchte ich, um wegen Abtretung der Insel Sokotra mit ihm zu unterhandeln. Obschon der alte Häuptling kaum einen Schatten von Autorität, ja kaum die Mittel einer leidlichen Subsistenz besaß, so entfaltete er doch eine Seelengröße, die eines Kaisers würdig wäre. „Was," rief er, „Euer Gouvernement will Sokotra kaufen? Wirklich? Sokotra? Das so viele Jahrhunderte lang das Erbe meiner Väter gewesen? Nimmer! Und wenn ihr dieses Zimmer mit Gold füllen wolltet, ihr solltet nicht so viel Land bekommen, als es breit ist!" Schon früher waren einige Officiere zu verschiedenen Malen an ihn abgesandt worden, um wegen Sokotra zu verhandeln. Der alte Schech nahm daher keinen Anstand zu sagen: „Der Erste versicherte, daß ihm diese Angelegenheit übertragen sei; dann kam ein Anderer und wieder ein Anderer mit derselben Versicherung — ich glaube, ihr seid alle mit einander Lügner!"

C.

Oman und die Küste des perſiſchen Golfs.

Nach Wellſtedt.

Im äußerſten Oſten Arabiens liegt das Land Oman, deſſen Küſte von dem Imam von Maskat beherrſcht wird. Da dieſes Land von Reiſenden noch ſehr wenig beſucht, im Innern noch faſt ganz unbekannt war, und doch durch ſeine Lage am Eingang des perſiſchen Golfs, ſo wie durch die für Arabien bedeutende Seemacht des Imams für unſere indiſchen Beſitzungen von großer Wichtigkeit iſt, ſo beſchloß ich im Jahre 1835 eine Reiſe nach dieſem Theile Arabiens zu unternehmen, und von dort aus womöglich nach Nedſched bis Dereijje, der Hauptſtadt der Wahhâbis vorzudringen.

Mit Empfehlungsbriefen an den Imam, den Freund und Bundesgenoſſen der Engländer, ausgeſtattet, langte ich auf dem kleinen Schooner Cyrene am 21. November im Hafen von Maskat an und ward von dem Beherrſcher des Landes mit großer Zuvorkommenheit aufgenommen. Sejjid Sâid, jetzt 27 Jahre in der Regierung, iſt der Sohn Sultans, des dritten Sohnes des Ahmed ibn Sâid, der um das Jahr 1739 ſein Vaterland vom perſiſchen Joche befreite. Obgleich Sâid ſich durch den Mord ſeines Vetters eines wichtigen Nebenbuhlers in der Regierung erledigte, ſo iſt er doch einer der ausgezeichnetſten Herrſcher. Er hat die Einfachheit der Lebensweiſe bewahrt, welche die Beduinen, von denen er abſtammt, auszeichnet, er iſt mäßig, milde und unparteiiſch und verehrt mit kindlicher Liebe ſeine alte Mutter. Dieſe glänzenden Eigenſchaften und ſeine große Freigebigkeit haben ihm im Orient den Ehrennamen

eines zweiten Omar verschafft, und England hat mehrmals Gelegenheit gehabt, seine aufrichtige Freundschaft kennen zu lernen.

Der Titel Imam, den seine Vorgänger stets geführt haben, wird ihm von den Eingeborenen nicht gegeben, da zur Erlangung dieser halb geistlichen halb weltlichen Würde erforderlich ist, daß der zu Wählende vor den versammelten Häuptlingen als Religionslehrer auftreten und predigen kann; auch darf er nicht zu Schiffe gehen. Das letztere wird oft übersehen, doch ersteres ist durchaus erforderlich. Nun hat Sejjid Sâid sich nie mit Predigen befaßt und wird daher im Lande nur Sijjid d. i. Fürst genannt, auswärtige Mächte geben jedoch auch ihm den Titel Imam. Die Herrschaft Sâid's erstreckt sich nicht allein über Oman, sondern er hat auch bedeutende Besitzungen an der afrikanischen Ostküste, wo Zanzibar seine Residenz ist.*) Außerdem besitzt er einen langen Küstenstrich auf der persischen Küste, der Straße von Ormus gegenüber (Laristan genannt), mit dem bedeutenden Hafen Bender Abbas, unfern der ehemals so blühenden, jetzt wenig bewohnten Felseninsel Ormus.

Maskat war schon in alten Zeiten das Emporium des Handels zwischen Indien, Persien und Arabien. Die Portugiesen eroberten die Stadt im Jahre 1508 und befestigten sie mit bedeutendem Aufwand von Arbeit und Geldkosten. Imam Saif verjagte die Portugiesen 1658 und ließ die ganze Besatzung über die Klinge springen. Die einzigen Spuren, welche die Portugiesen zurückgelassen haben, sind die Forts und zwei Kirchen, deren eine in Trümmer zerfallen, die andere aber in einen Palast für den Imam verwandelt ist. Seitdem haben die Herrscher von Oman Maskat nur gelegentlich besucht und als Hauptstadt galt Rostâk, bis Sijjid Sâid sich hier wieder niederließ, um dem Handel einen neuen Aufschwung zu geben.

Maskat liegt am äußersten Ende einer kleinen Bucht, die

*) In neuester Zeit hat der alte Imam seinen Aufenthalt ganz nach Zanzibar verlegt und bewohnt dort einen herrlichen von üppigem Baumwuchs umgebenen Palast. Er reitet noch so gewandt wie ein Jüngling und nimmt sich im Sattel mit seinem langen weißen Barte und seiner ernsten Haltung sehr stattlich aus.

von beiden Seiten durch 300 bis 500 Fuß hohe, faſt ſenkrecht vom Meere aufſteigende Felſen begrenzt wird, und gewährt von der Seeſeite einen frappanten Anblick. Man ſieht keinen Baum, keinen Strauch, noch irgend eine andere Spur von Vegetation. Die weißgetünchte Außenſeite der Häuſer, die Kuppeln der Moſcheen, ihre ſchlanken Minarets und die thurmartigen Forts in der Nähe contraſtiren auffallend mit dem verbrannten Ausſehen der finſteren Felſenmaſſen rings umher. Beim Eintritt in die Stadt ſieht man ſich, wie in faſt allen arabiſchen Städten, in einem Labyrinth von engen Straßen und ſchmutzigen Bazars, die durch Laſtträger mit Datteln, Getreide u. ſ. w. faſt verſperrt werden. Außer einigen feſten und guten Häuſern im perſiſchen Bauſtil erblickt man faſt nur niedrige und armſelige Hütten, deren Eigenthümer auf einem kleinen Vorſprung vor der Thür ſich vor der Sonnenhitze nur durch zerlumpte Zeltbehänge ſchützen. Die Stadt iſt an einem Abhange gebaut und ſteigt allmählig vom Meere auf, wo das Waſſer beinahe die Häuſer beſpült. Eine Mauer und ein trockner Graben ſchützt ſie von der Landſeite, der Hafen iſt mit Befeſtigungswerken und Batterien verſehen, und könnte in kurzer Zeit unter den Händen eines geſchickten Ingenieurs faſt unüberwindlich gemacht werden. Eine Waſſerleitung führt das Trinkwaſſer zur Stadt aus einem benachbarten tiefen Brunnen, der durch ein Fort beſchützt iſt. Die Einwohner von Maskat ſind von ſehr gemiſchter Race, Abkömmlinge von Arabern, Perſern, Indiern, Syrern, die über Bagdad und Baßra hierher gekommen, Kurden, Afghanen, Belutſchen u. ſ. w. Die Milde der Regierung, der lebhafte Handel und fremder Despotismus bringt immer neue Einwanderer herbei und die Geſammtzahl der jetzigen Bewohner Maskats und des benachbarten Matrah mag ſich auf 60,000 belaufen. Die Geſichtsbildung der gemeineren Einwohner iſt wegen der gemiſchten Abkunft und der Verheirathungen mit Sklavinnen aus Zanzibar und Habeſſinien ſehr verſchieden, die der vornehmeren Klaſſe zeigt den edlen arabiſchen Typus. Sie haben meiſt eine magere Figur und ihre Hautfarbe iſt ein helles geſundes Braun. Sie leiden ſelten an Fiebern, obwohl das Klima den Fremden ſehr verderblich iſt

und unsern Schiffen schon ein Aufenthalt von wenigen Tagen oft gefährlich wird. Die Perser durften nach ihrer Vertreibung lange Zeit Maskat nicht betreten, seitdem aber der Imam mit einer Prinzessin von Schiras verheirathet ist, hat die Strenge sich verloren. Die hiesigen Perser sind größtentheils Kaufleute, welche mit Stückgütern, Hukah's oder Kalian's (d. s. indische und persische Tabackspfeifen) und Rosenwasser nach Indien handeln, andere verfertigen Säbel und Luntenflinten. Die Indier sind die schon früher erwähnten Banianen, welche den größten Theil des Kaffee- und Perlenhandels in Händen haben. Sie sind hier zahlreicher und weniger Einschränkungen unterworfen, als in irgend einem Theile Arabiens. Sie haben einen kleinen Tempel, dürfen eine gewisse Zahl heiliger Rinder halten, ihre Todten verbrennen und genießen derselben Unterthanenrechte, wie die Muhammedaner, mit der einzigen Ausnahme, daß für einen von einem Moslim ermordeten Banianen ein Lösegeld gegeben werden kann, während einem Araber die Wahl der Blutrache freisteht. Von den Afghanen sind die meisten durchreisende Pilger, sie verkehren wenig mit den Einwohnern. Dagegen halten sich viele Belutschen in Maskat auf als Lastträger, Seeleute und Soldaten des Imam. Sie sind meist arm, aber thätig und wegen ihrer Munterkeit beliebt. Auch eine Anzahl Juden giebt es hier, die zum größten Theil im Jahre 1828 von Bagdad kamen, wo sie durch die Grausamkeiten des Pascha Daūd vertrieben wurden. Sie sind Geldwechsler, Silberarbeiter oder Schankwirthe und werden durchaus nicht wegen ihrer Religion belästigt.

Der Haupthandel von Maskat besteht in Kaffee und Perlen. Jährlich gehen 28 bis 30 Schiffe mit Datteln, persischem Taback und Teppichen befrachtet und dabei von persischen Pilgern besetzt die Küste entlang bis Dschidda, wo die Pilger an's Land gehen und mit einem großen Theil der Schiffsmannschaft nach Mekka wandern. Nach Rückkehr der Wallfahrer gehen die Schiffe nach Mocha oder Hodeida und setzen das Ueberfahrtsgeld der Pilger in Kaffee um. In Maskat wird der Kaffee verkauft und was daran über den Bedarf der Stadt und der Beduinen im Innern verbleibt, geht auf kleinen Booten nach

Bahrein, Baßra und den ſüdlichen Theilen des perſiſchen Golfs. Die Perlen kommen von den Fiſchereien im perſiſchen Golf meiſt verſiegelt in Maskat an und werden von hier nach Bombay gebracht, von wo ein großer Theil nach China geht. Ausfuhrgegenſtände ſind nur wenig, vorzüglich Datteln, die theils nach Indien (zur Bereitung des Arrack) theils nach Südarabien gehen, dann Färberröthe, eingeſalzene Fiſche und Haifiſch-Floſſen. Letztere gehen nach China, wo man ſie zu Suppen und in anderer Art benutzt.

Am 23ten November machte ich einen Abſtecher nach den heißen Quellen von Imam Ali, welche an der Küſte etwa 7 Stunden von Maskat liegen. Wir beſtiegen ein Boot, um nach Matras zu fahren, das zwar nur eine engliſche Meile entfernt am Eingange der Bucht liegt, aber wegen des rauhen Weges über die Berge meiſt zu Waſſer beſucht wird. In der Bucht war vollkommene Windſtille und die Hitze welche die Berge zurückwarfen, war unerträglich. Maskat, obſchon faſt gerade unter dem Wendekreiſe gelegen, iſt vielleicht der heißeſte Ort der Erde. Im Hafen lag eine große Bagala, deren Segel, an einer Raa von 150 Fuß Länge ausgeſpannt, mehr Segeltuch hält als die Segel des größten engliſchen Schiffes. Das Verdeck war angefüllt mit Leuten jeglicher Farbe und aus jeglichem Erdſtrich. Man unterſchied den Perſer an ſeinem fliegenden, buntfarbigen Gewande, den Araber an ſeinem groben Mantel mit breiten Streifen, und den Belutſchen an ſeinem langen Haar und weißen Kleidern; unter ihnen drängten ſich die Neger umher, die nur ein Stück zerlumptes Tuch um den Leib werfen. Sie bilden die Mehrzahl der Mannſchaft und unterhalten ſich bei der Arbeit mit Geſang zum Tone der Trommel oder auch nur der kupfernen Eßſchüſſeln und mit einem wilden maleriſchen Tanze, den ſie unter Verdrehungen der Glieder, Stampfen und Gebeul bis zur gänzlichen Erſchöpfung fortſetzen. Als ein leichter Wind die Segel der Bagala ſchwellte, nahm ſie vom Hafen Abſchied mit einem Kanonenſchuß, den die Felſenwände zu beiden Seiten ſo vervielfältigten, als ob zwei Batterien ihr Feuer kreuzten.

Matrah's 20,000 Bewohner beſchäftigten ſich mit dem

Weben der in Arabien üblichen wollenen Mäntel. Kaum ist da eine Hütte, die nicht ihr Spinnrad enthielte, vor welchem eine eifrig beschäftigte Weibsperson sitzt. Alle waren unverschleiert, ihre Züge regelmäßig und öfter wohlgestaltet, doch geht der gute Eindruck durch die abgeschmackte Sitte, die Haut mit Henna zu färben, verloren. Auf Kameelen ritten wir durch eine öde Gegend bis zu einem Dorfe, wo wir in einer Karawanserai bei Reis und Fischen uns erfrischten. Wir waren mehreren Karawanen-Beduinen begegnet. Diese zeichnen sich vor den Städtebewohnern durch ihr kriegerisches Aeußere vortheilhaft aus. Ich fand sie scherzliebend und gutgelaunt und sie schwatzten ungezwungen, als ich an ihrer Seite ritt, über ihr Land und seine Bewohner. Der Dialect ihrer Sprache ist jedoch hier ein anderer, als längs den Küsten des rothen Meeres, so daß es mir schwer wurde, sie vollkommen zu verstehen. Am andern Morgen besuchte ich die Quelle. Das Wasser strömt in der Temperatur von 110—112 Grad Fahr. mit großer Heftigkeit am Fuße eines Hügels hervor, fließt dann in einen kleinen viereckigen Behälter, welcher zum Behuf des Badens gebaut ist, und von diesem in ein flaches Becken, worin es sich abkühlt, ehe es in zahlreichen Abflüssen über den Boden hinläuft und den Pflanzenwuchs tränkt. Fast alle Früchte und Gewächse, die in Oman gebaut werden, scheinen sich hier zusammen zu finden und die Bäume gleichen an Größe und üppigem Wuchs denen in Indien. Die Quelle steht in großem Ansehen bei den Arabern wegen ihrer Heilkraft bei Hautkrankheiten, und die Beduinen kommen weit her aus dem Innern, um sich derselben auf einige Tage zu bedienen. Trotz der hohen Temperatur sah ich, wie einige Patienten untertauchten und eine Zeitlang mit Gewalt unter der Oberfläche des Wassers gehalten wurden. Ein alter Mann von achtzig Jahren war fast todt durch diese Behandlung, aber man sagte mir, daß, wenn er am Leben bliebe, die Operation nach ein paar Stunden wiederholt würde. Denn, wenn das Wasser die gewünschte Wirkung nicht hervorbringt, so kommt dies nach der Meinung der Araber nur daher, daß man es nicht oft genug gebraucht hat. In geringer Entfernung von der Quelle steht eine kleine Moschee, wo ein alter

Prieſter ſtets bereit iſt, durch ſeine Gebete die Wirkung der Quelle zu erhöhen. Auch als Vergnügungsort iſt die Therme bei den Städtern ſehr beliebt. Während der heißen Witterung in der letzten Ernte kamen an 7—8000 ſtädtiſche Araber hieher, ſaßen alle Tage unter den Bäumen, recitirten Verſe aus dem Koran und ſchlummerten ruhig unter den ſchattigen Aeſten, die ihnen zugleich Nahrung und Obdach gewährten.

Um einen größeren Ausflug in's Innere zu machen, fuhr ich am 27ten November auf einem Boote nach Sſur, den Hafen des Diſtricts Dſchilân. Die Hafenſtadt iſt auf dem öden ſandigen Ufer neben einem Sumpf erbaut. Die Häuſer ſind aus Zweigen der Dattelpalme zuſammengefügt, ſind luftig und geräumig und machen nebſt den ſehr rein gehaltenen Straßen einen angenehmen Eindruck. Der Bazar (Suck Sſur) liegt etwas über eine engliſche Meile von der Hafenſtadt entfernt, hat viele ſteinerne Häuſer und ſeinen täglichen Markt, auch ein verfallenes Fort mit Kanonen. Sſur treibt einen lebhaften Seehandel, ſoll ſehr alt und ehedem von Syrern bewohnt geweſen ſein. Es erkennt die Autorität des Sejjid Said an, zahlt aber keinen Tribut.

In Begleitung eines Führers ritt ich auf einem Eſel nach der nördlich gelegenen Gebirgskette. Dieſe beſteht aus nackten tafelartigen Kalkfelſen, zwiſchen denen ſich tiefe und gut angebaute Thäler befinden. Wir trafen auf einige Hirten, die anfangs nicht wenig beſtürzt waren, bald aber ſich beruhigten und uns mit Datteln und Milch bewirtheten. Sie nöthigten uns auch in ihre kreisförmige, aus loſen Steinen erbauten und mit Schilf gedeckten Hütten. Kaum hatte ich mich in einer ſolchen auf einer über den Boden hingebreitete Thierhaut niedergelaſſen, als ein paar junge und recht artige Frauenzimmer eintraten, die mir einen großen Napf mit Milch brachten. Ich nahm einen langen Zug, aber nein, das war nicht genug. „Iſt ſie ſchlecht? — verſuche noch einmal, und noch einmal!“ Vergebens pries ich ſie himmelhoch. Ich durfte nicht aufhören, bis ich mich zum Erſticken voll getrunken und beim Barte des Propheten geſchworen, daß ich nicht mehr könne. Dann waren ſie zufrieden und ein paar Geſchenke und ſchöne Redensarten machten uns zu ſo guten Freun-

den, daß wir nur mit dem Ausdruck gegenſeitigen Bedauerns von einander ſchieden.

Am 2ten December verließ ich Sûk el-Sſur, wo mir der Schech jede Aufmerkſamkeit erwieſen hatte, mit Führern und Kameelen. Wir paſſirten mehrere Dörfer in der Nähe von Dattelnpflanzungen, überſchritten mehrere öde Ebenen, wo nur einige Sejâl Büſche ein Zeichen von Vegetation gaben und gelangten am Nachmittage des andern Tages zu den Beni Abu Haſan Beduinen, deren Hütten zerſtreut bei ihren Dattelwaldungen liegen. Ihrer Erſcheinung nach ſind ſie die wildeſten und roheſten Menſchen, die ich noch geſehen. Sie gehen beinahe nackt und ihr langes Haar reicht ihnen faſt bis auf den Gürtel. Ihre Neugier war grenzenlos und bei allem, was ſie ſahen, drückten ſie ihr Erſtaunen auf die ungeſtümſte Art aus, ſpringend und ſchreiend, als wenn ſie halb verrückt wären. Ich war herzlich froh, als ſie gegen Sonnenuntergang nach Hauſe gingen. Die Beduinen der Strecke, welche wir von Sſur aus durchwandert hatten, leben in vielfachen Fehden und plündern und morden einander trotz der nominellen Autorität des Imam mit derſelben Freiheit, wie in der Wüſte. Wir begegneten daher zwar öfter Trupps von Beduinen, aber nie einzelnen Reitern und mußten überhaupt mit großer Vorſicht vorrücken.

Südlich von den B. Abu Haſan wohnen die Beni Abu Ali, welche 1811 bei der Invaſion des Abd-el-Aſis zum Glauben der Wahhâbi's bekehrt wurden und ſeit dieſer Zeit ein Gegenſtand des tödtlichſten Haſſes für die andern Stämme von Oman geweſen ſind. Nach der Niederlage der Wahhâbi's 1811 bei Bedia konnten ſie kaum der Vernichtung entgehen. Indeſſen gewannen ſie Zeit, erbauten ſich ein Fort und ergriffen wieder die Offenſive. Sie machten ſich bald ſo furchtbar, daß der Imam im Jahre 1821 die Hülfe eines engliſchen, gerade auf der Inſel Kiſcher am Eingange des perſiſchen Golfs ſich befindenden Truppentheils anſprach. Die vereinigte Macht des Imam und der gegen 500 Mann betragenden Engländer rückte nun gegen die Beni Abu Ali, aber auch jene wurden geſchlagen und größtentheils niedergemetzelt. Nun wurde von Bombay aus ein Heer von 3000 Mann gegen die kühnen Araber geſchickt

und nach tapferer Gegenwehr, an welcher selbst die Weiber Theil nahmen, wurden diese besiegt und fast vernichtet. Der verwundete Schech ward gefangen und nach Bombay abgeführt, nach zweijähriger Gefangenschaft aber wieder freigegeben und mit Geschenken und Geld zum Wiederaufbau der Stadt in die Heimath zurückgeschickt. Seitdem hatte kein Europäer ihr Gebiet betreten.

Ein Marsch von zwei Stunden brachte mich zu den Beni Abu Ali. Kaum hatte ich mich als Engländer zu erkennen gegeben und meinen Vorsatz, ein paar Tage in ihrer Mitte zu verweilen, ausgedrückt, als das ganze Lager in lautem Freudengeschrei erscholl. Ihre paar alten Kanonen wurden von den Thürmen abgefeuert, ihre Luntenflinten waren bis Sonnenuntergang im Gange, und Alt und Jung, Männer und Weiber beeiferten sich, ihr Bestes zu meiner Unterhaltung zu thun. Sie schlugen mein Zelt auf, schlachteten Schafe und brachten Milch in großen Näpfen. Solche gastliche Aufnahme im Angesicht ihres von Engländern zerstörten Forts und des Schlachtfeldes, wo wir ihre Macht gebrochen und ihren Stamm fast vernichtet hatten, rührte mich nicht wenig. Aber Tapfere sind den Tapferen Freund, „wir haben mit einander gefochten, ihr habt uns den möglichsten Ersatz für die Gefallenen gegeben und wir sollten nun Freunde sein!“ sagten sie. Doch dem Sejjid Said haben sie nicht vergeben und sind sehr geneigt, die schwache Verbindung mit demselben ganz abzubrechen. Am Abend kam der junge Schech in Begleitung von vierzig Leuten, um während der Nacht bei mir Wache zu halten. Ich nahm mein Nachtlager außerhalb des Zeltes mitten unter ihnen und ein großer Theil der schönen hellen Nacht, wie man sie nur in der Wüste oder nahe derselben hat, verging in lebhafter Unterhaltung. Während dessen stieß ein Sklave in einem metallenen Mörser mit einer Holzkeule Kaffeebohnen, was wie Glockengeläute klang, und begleitete diese Töne mit seinem Gesang. So oft der Kaffee gebracht wurde, tranken die Beduinen, obgleich die Wahhâbi's sich gewöhnlich diesen Genuß zu versagen pflegen. Dagegen rauchten sie nicht, zwangen mich jedoch freundschaftlich, mir die Cigarre anzuzünden, welche sie bei mir entdeckt hatten. Als ich am andern Morgen erwachte, kniete schon ein Mann neben mir mit einer

Schaale voll Milch. Nach Genuß derſelben beſuchte ich die Stätten des Schlachtfeldes, auf denen man bei der trocknen und reinen Atmoſphäre die Leichen der im erſten unglücklichen Kampfe gefallenen Engländer beim zweiten Zuge unverſehrt wieder gefunden hatte. Gegen Mittag ſtattete ich der Frau und Schweſter des alten Schech, der jetzt auf einer Wallfahrt nach Mekka begriffen war, einen Beſuch ab. Sie empfingen mich, auf einer Erhöhung in ihrem kleinen Gemach neben dem Viehhofe ſitzend, von Kopf bis zu Füßen ganz verſchleiert; ein paar ſehr artige habeſſiniſche Frauenzimmer waren zur Bedienung unverſchleiert zugegen. Die Beduinendamen bezeigten ihre Freude, einen Engländer zu ſehen, hofften auf den künftigen Schutz Englands und verſprachen uns einen Hafen in ihrer Nähe zu verſchaffen, wenn wir ihnen gegen Seſſid Said beiſtehen wollten. Man brachte ein Mahl aus Kameelfleiſch, einem ganz gebratenen Schafe und großen Näpfen voll Reis herein, worauf ſich die Frauen zurückzogen. Zu meinem Zelte zurückgekehrt, fand ich den ganzen Stamm, gegen 250 Mann ſtark, verſammelt, um vor mir ihren Kriegestanz aufzuführen. In einen Kreis traten fünf oder ſechs von ihnen ein, gingen gemächlich rundum und forderten dann jeder einen der Zuſchauer durch einen leichten Schlag mit der flachen Klinge heraus. Die Klinge ihres Degens iſt drei Fuß lang, gerade, dünn, zweiſchneidig und ſcharf wie ein Raſirmeſſer. Sie pariren die Schläge nur durch Ausweichen des Körpers, indem ſie beiſeit ſpringen oder ſich rückwärts biegen. Mit dem Schilde aus der Haut des wilden Ochſen fangen ſie den Stoß der Lanze oder der Dſchenbie auf. Zuweilen feuerten ſie einem in die Betrachtung des Spiels verſunkenen Zuſchauer unverſehens die Flinte unter den Beinen weg ab, und jubelten, wenn ein ſolcher unvorſichtiger Weiſe ein Zeichen des Schreckens laut werden ließ. Ein Sklave ſchlug die Trommel zu dem Spiele. Gegen Abend kam ein Haufe der benachbarten Dſcheneba Beduinen an und zwei ihrer Kameele wurden ausgeſucht, mit zweien der Beni Abu Ali zu rennen. Doch zeigten ſich die Thiere ſehr widerſpenſtig und unbeholfen in ihrem Galopp. Sie wurden mit Zaum und Naſenriemen geritten.

Mit dem Schech der Dſcheneba-Beduinen machte ich am folgenden Tage eine Gaſtreiſe in deſſen Gebiet. Durch die Einſamkeit der Wüſte jagten wir in vollem Trabe auf unſern Kameelen dahin. Die kalte, reine Luft, der wilde Anblick meiner Beduinenfreunde, deren nervige Formen die dürftige Kleidung enthüllte, aus deren braunen Geſichtern das Feuer des entſchloſſenen Blickes ſtrahlte und deren ganze Geſtalt eine männliche Verachtung jeder Beſchwerde athmete, machten den erheiternden Eindruck der Neuheit auf mein Gemüth. Eine kurze Zeit hielten die Reiter ſich zuſammen, dann zerſtreuten ſie ſich nach allen Richtungen, indem ſie ſich einander mit lautem Geſchrei durch die Wüſte jagten; ihr langes, bis zur Mitte des Leibes reichendes Haar flatterte lang nach im Winde. Nachmittags 4 Uhr machten wir nach einem Ritte von 42 engliſchen Meilen halt in der Nähe einiger Brunnen von ſalzhaltigem Waſſer. Unter einem Akazienbaum wurde ein Feuer angezündet und das Abendeſſen von Milch und Datteln, ſowie der Kaffee bereitet. Dann lauſchte ich ihren Erzählungen von Kämpfen und Raubzügen, von Heldenthaten ihrer Männer, Roſſe und Kameele, und den Liedern von Liebe und Streit, die ſie zur zweiſaitigen Zither ſangen. Halb erſtarrt durch die Kühle der Nacht und durchnäßt von einem ſtarken Regen erwachte ich am folgenden Morgen und ritt nach dem Frühſtück von Milch und Datteln mit meinen Gefährten weiter über Sandhügel, welche mit der Sejur Akazie bewachſen waren. Am Nachmittage kamen wir zu einem kleinen Lager, wo die Weiber des Schech wohnten. Sie luden mich in ihr enges mit Häuten bedecktes Zelt und ich mußte mich zwiſchen ſie auf eine Decke ſetzen. Sie waren unverſchleiert und hatten hundert Fragen über England und die Engländer. Dann wurde Kaffee und nach dieſem Milch gebracht, worauf ich mich nach Ueberreichung einiger Kleinigkeiten, die ihnen viel Freude machten, verabſchiedete, um mit dem Schech nach Pflanzen zu ſuchen.

Die Beni Dſcheneba (d. i. Söhne der Wanderung) haben den weiten Strich Landes ſüdlich von den Beni Abu Ali bis zum Cap Iſoletta inne. Sie zerfallen in zwei verſchiedene Klaſſen, nämlich in Fiſcher und Hirten. Die Fiſcher haben viele Aehn-

lichkeit mit den Hutemi im rothen Meere, doch ſind ſie nicht verachtet, wie jene. Statt der Kähne bedienen ſie ſich meiſtens zweier aufgeblaſenen Schläuche, die durch ein Brett verbunden ſind, worauf ſie nicht ſelten in große Gefahr kommen, wenn ein Haifiſch den Köder ihrer Angelſchnur gefaßt hat. Die Hirten wohnen in der kühleren Jahreszeit an der Seeküſte, im Sommer ziehen ſie ſich in die Berge zurück und bewohnen meiſt Höhlen. Der Stamm iſt mit den Beni Abu Ali blutsverwandt, ſteht aber wegen Plünderung verunglückter Fahrzeuge in üblem Rufe. Das Klima ihres Landes iſt ſehr geſund und wird von Kranken aus Maskat häufig aufgeſucht, die ein paar Monate hier bleiben und ſich bei der einfachen Koſt der Beduinen ſehr wohl befinden.

Nach einem anſtrengenden Ritte von anderthalb Tagen langte ich bei den Beni Abu Ali wieder an und konnte mich von dieſen gaſtlichen Beduinen kaum trennen. Männer und Frauen baten mich dringend, ich möchte wiederkommen und einen Monat bei ihnen bleiben, dann wollten ſie mir auch ein Haus bauen, „wie die Häuſer in Indien" und mich hoch halten.

Vom ganzen Stamme bis an die Grenze ihres Gebietes geleitet, kehrte ich den 10ten December zum Dorfe der B. Abu Haſan zurück und kam von dort in das Wadi Betha, ein flaches Thal zwiſchen Sandhügeln, das ſich etwa 20 deutſche Meilen in nordweſtlicher Richtung hinzieht. Ein Fluß durchſtrömt in der Regenzeit das Thal und ergießt ſich beim Ras Maſura in's Meer, den größten Theil des Jahres hindurch jedoch liegt das flache Thal trocken. Einige Akazien und Nebikbäume ſtehen im Bette der Niederung und der Wüſtenſtrauch Rack, der ſeine tiefen Wurzeln in den loſen Sand hinabſenkt, verhindert, daß die Wüſte mit ihren Sandwogen nicht alles Land bis zum Küſtengebirge überzieht. Nach einer Reiſe von ſechszehn Stunden gelangten wir in die Oaſe Bedia, wo ſieben Ortſchaften um ihren Mittelpunkt, den Sük Bedia herum liegen. Die einzelnen Dörfer ſind in Vertiefungen von 6 bis 8 Fuß angelegt, das ausgegrabene Erdreich hat man rings umher in Hügeln aufgehäuft. Von höher gelegenen Quellen, die oft in der Tiefe von 40 Fuß ausgegraben ſind und in deren Auffindung

eine beſondere Klaſſe von Menſchen ſehr geſchickt iſt, ſind unterirdiſche Kanäle nach den verſchiedenen Oaſen oft gegen zwei deutſche Meilen lang gegraben und durch dieſen ſteten Zufluß friſchen Waſſers gewinnt man einen äußerſt fruchtbaren Boden. Die meiſten Getreidearten, Früchte und Gemüſe Indiens, Arabiens und Perſiens wachſen hier faſt wild, die Mandel-, Feigen- und Wallnußbäume ſind von enormer Größe und die Fruchtbüſchel ſo dicht auf den Orange- und Citronenbäumen, daß kaum der zehnte Theil davon wirklich eingeerntet werden kann. Ueber dieſes Dickicht von ſchattigem Laube, welches auch die ſtechendſten Strahlen der Mittagsſonne nicht durchdringen können, ragt die ſchlanke Dattelpalme empor. Die Temperatur dieſer Oaſen iſt durch den feuchten Boden und den beſtändigen Schatten bei Tage an 10 Grad Fahr. niedriger als außerhalb. Der Suk Bedia iſt berühmt durch die Niederlage der Wahhâbis im Jahre 1811. Ein paar Monate nach meiner Anweſenheit daſelbſt brachen die Wahhâbis von Birema aus plötzlich auf's neue mit 3000 Mann in die Oaſe ein, wurden aber durch 800 in der Haſt geſammelte Männer glücklich aus dem Felde geſchlagen.

Am 13ten December kamen wir nach der ehedem bedeutenden Stadt Ibra mitten in einer dicht belaubten Oaſe gelegen. Die Häuſer ſind thurmartig hoch gebaut, um über den Wipfeln der Bäume Licht und Sonne aufzufangen, und zum Theil mit Kanonen beſetzt. Die Fenſter und Thüren haben die ſaraceniſche Schwiebbogenform und alle Theile des Gebäudes ſind überreich mit Stuck-Ornamenten in Basrelief verziert, zum Theil in gutem Geſchmack. In der Umgegend ſind auf ſchroffen Höhen runde Thürme aufgeführt, welche als Feſtungen und zum Theil als Magazin- und Brunnenorte dienen. Ibra iſt berühmt wegen der Schönheit ſeiner Frauen. Diejenigen, welche uns auf der Straße begegneten, zeigten wenig Schüchternheit, und als ich zu meinem Zelte zurückkam, war es ganz voll von Weibern. Sie hatten große Freude an allem, was ſie ſahen; jedes Käſtchen wurde umgedreht und beſehen, und wenn ich verſuchte Einſpruch zu thun, hielten ſie mir lachend den Mund mit ihren Händen zu. Saaf, mein alter ernſter Führer, ergriff endlich voll Entrüſtung eine Peitſche und ich konnte ihn nur mit Mühe zurückhalten,

die lustigen Weiber hinauszupeitschen. Gegen Abend verabschiedeten sich meine schönen Gäste und es erschienen andere langweilige Besucher in der Gestalt unwissender bigotter Mola's, die mit mir disputiren wollten. Ich gab den guten Theologen allen ihren Unsinn zu und entledigte mich dadurch derselben bald. Als wir am andern Tage durch die Straße dem Thore zu zogen, verfolgte uns der Pöbel mit Steinwürfen, doch kamen wir noch glücklich aus der Stadt. Wir wanderten weiter das Wadi Betha entlang und verloren am Abend den Weg. Die Kameele merken solchen Umstand gleich und sind dann wie besessen. Sie heben den Schwanz in die Höhe, rennen hin und her und wider einander und einige laufen gewöhnlich, wie auch uns an diesem Abend geschah, davon, indem sie ihre Ladung abwerfen. Wir machten deshalb gleich Halt und nahmen unser Nachtquartier an einer Schlucht. Die Beduinen zogen alle ihre Kleider aus, gruben ein Loch in den Sand und legten sich da hinein, ihre Kleider und was sie sonst erlangen konnten, deckten sie über sich, denn es war sehr kalt; Säbel, Schild und Flinte legten sie sich zur Seite. In der Nacht entdeckten wir durch das Wiehern meines Pferdes die Annäherung einiger räuberischer Beduinen, und im Augenblick war unsere ganze Mannschaft auf den Füßen und unter dem Gewehr. Die Räuber flohen und belästigten uns nicht weiter. Am folgenden Tage kamen wir nach der größeren Oasenstadt Semmed, wo ich ganz unerwartet den Lieutnant Whitelock fand, welcher von Maskat herüber gekommen war. Sein Weg hatte ihn durch eine Wildniß von gebrochenen Gebirgen geführt. An einigen Orten hatte er Dattelpflanzungen angetroffen, aber im Allgemeinen war die Gegend dürr und ohne Wasser. Wir kamen überein, zusammen zu reisen. Von Semmed reis'ten wir in südwestlicher Richtung. Diese Gegend ist sehr unsicher durch die plötzlichen Einfälle der Beduinen der westlichen Wüste, welche auf Eilkameelen plötzlich erscheinen und nach dem Scharmützel schnell wieder verschwinden. Sie tödten selten bei ihren Ueberfällen, rauben aber gern die Sklaven der Städter. Mehr Gefahr schien mir von der Unvorsichtigkeit der Leute zu drohen, welche unsre Eskorte ausmachten. Denn sie haben beständig eine geladene Flinte und

eine brennende Lunte bei ſich und ſehen ſich ſo wenig vor, daß nicht ſelten Unglück entſteht. Die meiſten Narben von Schußwunden, welche ich ſah, waren Spuren irgend einer Unvorſichtigkeit. Die Oaſenſtädte dieſer Gegend befinden ſich häufig in Streitigkeiten und Fehden und man ſieht daher überall Thürme. Einen herrlichen Anblick gewährte uns die Stadt Minach, wo das Land in offenen Feldern bearbeitet wird. Als wir dieſe durchſchritten, hohe herrlich duftende Mandel-, Citronen- und Orangenbäume zu beiden Seiten, brachen wir in Verwunderung und Staunen aus. Wir hatten eine ſolche Umgebung in dem dürren Arabien noch nicht geſehen. Grüne Felder von Getreide und Zuckerrohr erſtreckten ſich meilenweit vor uns hin, Waſſerſtröme floſſen in allen Richtungen und kreuzten unſern Weg. Die Atmosphäre war wunderbar hell und rein, und wie wir ſo fröhlich dahintrabten, den Friedensgruß bietend oder zurückgebend, glaubten wir das „glückliche" Arabien gefunden zu haben, welches ich bisher nur als Phantaſiebild betrachtet hatte. Im Mittelpunkte der Stadt ſtehen zwei viereckige Thürme, etwa 170 Fuß hoch, obwohl die Mauer am Fuße derſelben nur zwei Fuß dick und keine Seite länger als 8 Ellen iſt. Oben ſtehen fortwährend Wächter, welche die Annäherung eines Feindes in weiter Ferne erſpähen können. Die Weiber ſind hier eben ſo keck, als in Ibra, und in der Kunſt des Schwatzens ſtehen ſie keinem Weibe der Chriſtenheit nach.

Am 22. December erreichten wir Neswa am Fuße des grünen Gebirges, die einzige Stadt in Oman, aus welcher der Imam Einkünfte bezieht, und ausgezeichnet durch ein gewaltiges, uneinnehmbares Fort. Dieſes iſt kreisrund, hat einen Durchmeſſer von faſt 100 Ellen und iſt bis zu einer Höhe von circa 90 Fuß mit einer dichten Maſſe von Erde und Steinen ausgefüllt. Eine 40 Fuß hohe Mauer ſchließt den obern Theil ein, ſo daß die ganze Höhe des Thurmes 150 Fuß beträgt. In die ſolide Maſſe des Thurmes ſind 7 oder 8 Brunnen gebohrt, deren einige reichliches Waſſer geben, während die trocken liegenden als Magazine dienen. Sieben ſehr ſtarke eiſerne Thüren führen durch einen gewölbten Gang auf den Thurm hinauf. Oben fanden wir ein paar alte Kanonen, von denen die eine

den Namen des persischen Feldherrn Teki Chan trug, welcher Maskat nahm. In Neswa wird viel Zuckerrohr gebaut, auch werden Töpferwaaren und Gold- und Silbersachen gearbeitet. Die Weiber spinnen Baumwolle und die Männer weben die Fäden. Auch Kemli's oder die wollenen Mäntel der Araber werden theils hier gefertigt, theils kommen sie über Neswa aus Nedschd. Die besten, die von den Schechs getragen werden, sind von einer lichtbraunen Farbe oder geblich, wie Milchrahm, und werden für 40 oder 50 Dollars verkauft; die schwarzen und die der Länge nach braun und weiß gestreiften für 8 bis 10 Dollars. Der Kemli macht das wichtigste Kleidungsstück aus und die Qualität desselben bezeichnet Staud und Rang dessen, der ihn trägt.

Am 25. December verließen wir die Stadt, um den berühmten Dschebel Achdhar oder das grüne Gebirge zu besuchen. Durch mehrere Thäler gelangten wir am Nachmittage nach Tanuf, dessen Schech auf den Bergen die höchste Autorität hat. Er suchte uns aber vom Besuche des Gebirges abzuhalten, denn die Wege seien gefährlich und es wohne dort ein böses Volk: „Sie vernachlässigen ihre Gebete, brechen die Fasten des Rhamadan und geben sich offen der verbotenen Lust des Weintrinkens hin", waren seine Worte. Doch am andern Morgen beseitigten einige Dollars alle Einwendungen und von Führern geleitet stiegen wir aufwärts. Einige starke und für Felsenwanderungen sehr geeignete Gebirgsesel trugen unser Gepäck. Die Leute von Tanuf hatten die Gefahren des Weges nicht übertrieben, denn dieser zog sich an Schluchten von furchtbarer Tiefe hin, war schmal und oft schlüpfrig, so daß wir in steter Gefahr hinabzustürzen schwebten. Das grüne Gebirge verdient seinen Namen nur halb, denn es besteht hauptsächlich aus schroffen kahlen Kalkfelsen. Aber in den tief eingeschnittenen engen Thälern, deren Seitenwände oft 2 bis 3000 Fuß senkrecht aufsteigen, findet sich ein Ueberfluß an Früchten. Da reift die Rebe, an deren Feuer sich der Gebirgsbewohner labt trotz des Verbotes des Propheten, da erreicht der Mandelbaum einen enormen Wuchs und der Granatapfel spendet den köstlichen Saft, der mit dem Blut der Traube vermischt wird. Auch Wallnüsse,

Muscatnüſſe, Citronen, Feigen und Kaffeebohnen erzeugen dieſe Thäler. An den vorragenden Klippen und den Abhängen ſahen wir die kleinen feſten Wohnhäuſer angeklebt. Sie ſcheinen, von unten geſehen, in der Luft zu ſchweben und bieten dem Beſchauer ein anmuthiges und romantiſches Bild. Am Abend erreichten wir nach mühſeligem Auf- und Niederklettern die Stadt Schirâſi, am Eingange eines Thales, welches ſich von hier bis in die Ebene hinunter erſtreckt. Unſer Empfang war ungaſtlich; man wies uns in eine kleine Hütte, aber kaum hatten wir uns dort ermüdet niedergelaſſen, als ein altes Weib mit einer Heerde von Schafen und Ziegen erſchien, und ein ſo wüthendes Geſchrei erhob, daß wir eiligſt unſern Rückzug antreten mußten. Man hatte uns in das Haus der alten Sybille geführt, um an ihrer Wuth ſeinen Spaß zu haben. Wir ſuchten uns nun eine Stelle am Felſen, wo wir unſer Abendeſſen kochten und lagerten dort die Nacht hindurch, die ſehr kalt war. Am andern Morgen erſchienen die Einwohner und fragten, wie wir geſchlafen hätten. Sie waren aber ſehr erſtaunt, als wir uns nicht über die Kälte beklagten, und als ſie von unſerm Diener hörten, daß in unſerm Vaterlande Schnee und Eis etwas ſehr gewöhnliches ſei. Sie richteten nun für uns einen leeren Kuhſtall ein und brachten uns ein reichliches Mahl von Datteln, Milch und getrockneten Früchten.

Der Dſchebel Achdhar erſtreckt ſich von O. nach W. 30 engl. M. in die Länge; von N. nach S. iſt es von engen und tiefen Thälern durchſchnitten und 14 engl. M. breit. Schiraſi liegt 6187 Fuß über dem Meere, die höchſten Spitzen des Gebirges erſtrecken ſich noch 1000 Fuß höher. Im Winter hat man nicht ſelten Eis und Schnee, doch bleibt letzterer nur ein paar Stunden auf dem Boden liegen. An Waſſer fehlt es im ganzen Gebirge nicht, und zu Schiraſi fließt ein bedeutender Bach, der den ganzen angebauten Theil des Thales wäſſert und bis zum Dorfe Birket el Modſch in die Ebene hinabſtrömt. Die Bewohner des Gebirges, die Beni Riſâm haben ſich ſtets unabhängig erhalten, obgleich ſie nicht über 1000 Seelen ſtark ſind. Sie wagen ſich ſelten in größerer Zahl aus ihren Gebirgen heraus und können in ihren ſteilen und gefährlichen

Gebirgspäſſen mit leichter Mühe den etwa eindringenden Feinden widerſtehen. Sie trinken den Wein ihrer Berge, der dem von Schiras in Perſien ſehr ähnlich iſt, in großem Uebermaß und entſchuldigen dies mit der Kälte ihres Wohnſitzes. Sie ſind faul, roh und ungaſtlich und überlaſſen alle Arbeit ihren Weibern. Dieſe ſind jedenfalls ein viel einnehmenderer Gegenſtand der Betrachtung, als ihre ehrenwerthen Ehegenoſſen. Sie ſind thätig, munter und freundlich, haben eine elaſtiſche, freie Haltung und eine friſche, helle Geſichtsfarbe. Sie gehen ohne Schleier und die Männer zeigen nichts von Eiferſucht.

Unſern Führern aus Tanuf war es zu kalt geworden; ſie hatten meine Abweſenheit benutzt und unſer ſämmtliches Gepäck aus den Säcken geworfen und ſich davon gemacht. Nach vielen Unterhandlungen entſchloß ſich der Schech, uns bis Birket el Modſch zu bringen. Wir brachen daher am 31. December von Schiraſi auf und kamen um Mittag an eine Thalſchlucht, wo ein ſchmaler Pfad auf künſtlich ausgehauenen Stufen ſchroff bergab führte. Ich hätte mir nicht denken können, daß irgend ein Menſch, wenn er bei Sinnen wäre, dahinunter zu reiten wagen würde, aber der alte Schech beſtieg auf dem halben Wege ruhig ſeinen Eſel und ritt weiter. Freund Sejjid, bemerkte ich, du wirſt ſicherlich den Hals brechen! Er verſetzte: „das mag ſein, aber Gott iſt groß und ich bin müde!“ Birket el Modſch hat ſeinen Namen von den zahlreichen Anpflanzungen von Piſangbäumen. Es iſt durch den Feledſch (Bach), welcher vom Gebirge herabkommt, gut bewäſſert und ſteht wegen ſeiner Lage am Fuße des Gebirges im Rufe eines ſehr geſunden Ortes.

Ich ging nun nach Neswa zurück um dort zu bleiben, bis Whitelock mit Geldern und Begleitern von Maskat zurückkehren würde. Dann wollten wir Beide in's Innere, womöglich bis Dereijje vordringen. Whitelock reiſte zu dem Ende am 3. Jan. ab und ich machte mehrere Excurſionen in die Umgegend. Aber als alles zur Abreiſe bereit war, erkrankten am 10. plötzlich alle meine Diener und am 13. traf mich die Krankheit ebenfalls. Ich lag im heftigſten Fieber und wußte bis zum Morgen des 18. nicht, was vorging. Dann brach ſich die Krankheit

durch eine günſtige Kriſis, ließ mich aber ſehr geſchwächt zurück. Whitelock kam am 20. ebenfalls krank und ſchwach von Maskat zurück. Er hatte für die nöthigen Gelder geſorgt und mit einem Schech in Gegenwart des Imam einen Vertrag abgeſchloſſen, wodurch ſich jener verbindlich machte, uns mit 100 Leuten nach Birema, von dort nach El Haſſa und dann nach Dereiſſe zu geleiten. Doch an eine Weiterreiſe war bei unſerm Geſundheitszuſtand nicht möglich und wir mußten nur eilen, nach Sib an die Küſte zurückzukommen.

In Birket el Modſch verweilten wir zwei Tage, um uns etwas zu erholen. Dann führte uns unſer Weg durch angebaute Thäler und Oaſen und durch unfruchtbare ſteinige Wüſten. Auf halbem Wege zwiſchen Maskat und Neswa liegt die Stadt Semajel, welche wir am 28. erreichten. Als ich matt und müde vor einer kleinen Kadaſchan-Hütte (von Fächerpalmen verfertigt) ſaß, vor welcher ein ſchöner Waſſerſtrom vorüberfloß, ging ein Araber vorüber. Gerührt von meinem Zuſtand und der Schwermuth, welche auf meinem Geſicht lag, ſprach er den Selâm, zeigte auf den kryſtallenen Strom, der funkelnd zu meinen Füßen dahinfloß und ſagte: „Schau hin, Freund! fließend Waſſer macht das Herz heiter!“ Er kreuzte die Hände über der Bruſt, verbeugte ſich und ging weiter. Ich war in einer Lage, wo ich das Mitgefühl zu ſchätzen wußte, und ich habe nie ohne Rührung an dieſen unbedeutenden Vorfall zurückdenken können.

Am 30. Januar langten wir in Sib an. Die friſche Seeluft ſtärkte uns ſehr und in kurzer Zeit kam unſere ganze Geſellſchaft zur völligen Geneſung, begünſtigt durch die unausgeſetzte Aufmerkſamkeit und Pflege, welche man auf Anordnung des Imam uns widmete. Die Häuſer von Sib ſtehen mitten unter Dattelhainen, die Umgegend iſt reich geziert mit Gärten und Kornfeldern. Nachdem wir uns hier bis zum 25. Februar ausgeruht, beſtiegen wir wiederum unſere Kameele, um über Suweck nach Birema vorzudringen. Zwar hatte der Imam mich von meinem Vorhaben abzubringen geſucht, da die Wahhâbis an der Grenze ſich ſehr unruhig zeigten, doch gab er meinem dringenden Wunſche zuletzt nach und ſchickte mir in der Perſon

des alten Ali Abu Negati einen verständigen und respectabeln Führer.

Am ersten Tage unserer Reise überfiel uns ein heftiges Gewitter, der Regen fiel in Strömen, Blitz und Donner waren furchtbar und von Zeit zu Zeit tobte ein fürchterlicher Orkan. Wir waren froh, in einem alten verlassenen Fort der Beduinen Schutz zu finden, obgleich das verfallne Dach den Regen nicht abhielt. Einige Weiber, die sich unserer Gesellschaft angeschlossen hatten, schrieen die ganze Nacht vor Grauen und Kälte. Am andern Tage hatten sich alle trocknen Wadi's mit Wasser gefüllt, das rauschend dem Meere zuströmte. Auf unsern Kameelen passirten wir die Ströme leicht, aber die armen Esel waren in der starken Strömung oft in großer Gefahr. Burka, wohin wir an diesem Tage gelangten, war früher der Sommeraufenthalt des Imam und besitzt ein sehr großes und starkes Fort mit 30 Geschützen. Rund um das Fort ist in einiger Entfernung davon eine Mauer mit Thürmen gezogen, und umschließt mehrere gut gebaute Häuser. Ich bemerkte einige darunter mit Säulen an der Vorderseite, was ich nirgends in Arabien wieder gefunden habe. Da bei unserer Anwesenheit gerade der Harem des Imam in das Fort gebracht war, konnten wir es nicht besichtigen. Die Stadt besteht meistens nur aus Kadaschan-Hütten, die Einwohner beschäftigen sich mit Fischerei und pflegen die Dattelbäume. Der Bazar ist sehr bedeutend, die Beduinen der ganzen Umgegend machen hier Einkäufe. Der Ankerplatz von Burka ist eine offene Rhede, wie die meisten Plätze an dieser Küste. Die Stadt besitzt daher nur Boote, welche bei schlimmen Winden leicht an's Ufer gezogen werden können.

Am 29. Februar reisten wir weiter die Küste entlang und passirten eine Menge Dörfer. Die Dattelbäume ziehen sich auf dieser Küste in einem fortwährenden Walde bis Chorfakan hin und man reist fast beständig in ihrem Schatten. Trotz der Menge der Bäume hat jeder von ihnen seinen Besitzer und es giebt oft Streitigkeiten unter den Anverwandten, wenn ein solcher stirbt, ohne seine Bäume testamentarisch zu vermachen.

In Suwek angekommen, wurden wir von der Frau des Schechs, der gegen die Wahhabis ausgezogen war, gastlich

aufgenommen. „Ihr werdet dieſe Herren zufrieden ſtellen", ſagte ſie zu den Sklaven, die uns bedienen ſollten, „laßt es ihnen an nichts fehlen, ſonſt — nehmt eure Köpfe in Acht!" Am Abend kam der Schech Seijid Hilâl zurück. Er iſt ein ſtattlicher, muthiger und gewandter Mann und freigebig bis zur Verſchwendung. Seine Frau iſt eine Schweſter des Imam, er ſelbſt ein Vetter deſſelben. Seine Herrſchaft war früher ſehr ausgedehnt, aber durch die Empörung des Schech von Ssohâr ſind ihm viele Schechs untreu geworden und zu letzterem übergegangen. Als er einſt wegen Verdachts der Untreue an ſeinem Oberherrn nach Maskat gefordert war und der Imam ein Heer ausſandte, das Fort von Suwêk zu beſetzen, mit der Drohung, wenn es nicht gleich übergeben würde, ſollte der Kopf des Schechs fallen, vertheidigte ſein Weib den Platz mit ſolcher Tapferkeit und Geſchicklichkeit, daß die Truppen des Imam nach vielen Verluſten wieder umkehren mußten. Der Imam überzeugte ſich ſpäter von der Unſchuld ſeines Schwagers und gab ihm ſeine Herrſchaft wieder. Gleiche Entſchloſſenheit zeigte einmal die Schweſter des Schech, als bei deſſen Abweſenheit der Schech von Ssohar auf ſeinem Wege nach Noſtak einen plötzlichen Angriff auf das Fort unternahm. Sie ſchloß die Thore, verſammelte die Garniſon und wußte die Kanonen, die auf den Thürmen aufgepflanzt ſind, ſo gut zu gebrauchen, daß der Feind nach drei Tagen die Unternehmung aufgeben mußte.

Seijid Hilâl lebt in mehr Glanz, als irgend ein anderer von den Häuptlingen in Oman, die ich geſehen. Seine zahlreiche Dienerſchaft iſt zum Theil gut uniformirt, ſein Tiſchgeräth iſt reich an blauem und vergoldetem Porzellan, geſchliffenen Glasſchalen und Caraffen, und ſeine Küche iſt nach dem beſten perſiſchen Geſchmack eingerichtet, deſſen eifrige Verehrer wir bald wurden. Nach ſeiner Abendmahlzeit brachte er gewöhnlich ein paar Stunden bei uns zu und ſeine Unterhaltung war intereſſant und belehrend. Einmal brachte er einen Mährchenerzähler mit, der uns die bekannte Geſchichte von Sindbad dem Seefahrer vorſang.

Am 4. März brachen wir von Suwêk auf, geleitet von dem Schech mit vierzig Reitern. Sie ritten prächtige Pferde

von der reinsten Nedschdi-Race, das des Schechs war auf 3000 Dollars geschätzt. Die Reiter haben keine Steigbügel, statt des Sattels werfen sie ein mit Baumwolle gestopftes Polster über den Rücken des Thieres. Ihre Hauptwaffe ist die Lanze, meist 15 Fuß lang und nahe der Spitze mit einem Büschel rother und schwarzer Federn geziert. Diese wird niemals geworfen, sondern nach Art der alten Ritter in Europa gebraucht. Sie unterhielten uns mit der Darstellung ihres Angriffs in der Schlacht und zeigten viel Gewandtheit. Nachdem wir dem Schech ein freundliches Lebewohl gesagt hatten, setzten wir unsere Reise fort. In den ersten beiden Tagen kamen wir durch einen Distrikt, der von zahlreichen Wasserbetten und flachen Thälern durchschnitten war. Die vielen Stämme dieser Gegend leben meist in ewigem Hader, jetzt aber hatten sie sich bei der Gefahr, welche ihnen durch die Wahhâbis drohte, aneinander geschlossen und ihre alten Fehden vergessen. Einen unangenehmen Zwischenfall erlebten wir am zweiten Morgen unserer Reise, wo wir uns plötzlich von unserer Wache, die uns bis Obri begleiten sollte, verlassen fanden. Sie hatte sich während der Nacht mit den Kameelen, den Kameelleuten und dem Esel des alten Ali davongemacht. Der Zorn des Alten und die Flüche, die er gegen die Leute, gegen ihre Väter und Vorväter ausstieß, belustigten mich so sehr, daß ich darüber das Verdrießliche unserer Lage ganz vergaß. Nach vieler Mühe brachten wir andere Thiere und eine Bedeckung von sechs zerlumpten Kerlen zusammen. Unsere Reise ging dann zwei Tage lang durch das Gebirge, welches in gleicher Linie mit dem Dschebel Achdhar nach Norden streicht. Wir mußten hier vorsichtig reisen, da die Einwohner die Autorität des Imam nicht anerkennen. Dann kamen wir in das Gebiet der befreundeten Beni Kalban und machten bei dem Dorfe Meskin in einer gut bebauten Gegend Halt. Es war ergötzlich, in den hier befindlichen Anpflanzungen die verschiedenen Stufen der Vegetation zu bemerken. Die Dattelpalmen warfen die Blätter des vorigen Jahres ab, der Mangobaum, der Pisang-, der Nebik- und Feigenbaum hatten eben frisches Laub bekommen, die Weinreben waren noch blätterlos, während unmittelbar daneben der Landmann sein Getreide erntete.

Unſere Reiſe ging nicht ohne Beläſtigung weiter, da wir manche unabhängige Stämme paſſirten. In Makinijat, einer ehedem großen, aber durch Plünderung von Seiten der Wahhâbis im Jahre 1800 ſehr herabgekommenen Stadt, empfing uns der Häuptling der Beni Kalban im Schloſſe und ſuchte uns von der Weiterreiſe abzuhalten. Auf unſer nachdrückliches Andringen aber gab er uns eine gut berittene Eskorte von 70 Mann mit. Am andern Tage kamen wir nach Obri, einer der größten und bevölkertſten Städte in Oman, deren Einwohner regelmäßigen und lohnenden Ackerbau treiben. Hier fanden wir wieder ein Ende unſerer Reiſe, denn es hatten ſich an 2000 Wahhâbis in der Stadt einquartiert und der Schech, ein unfreundlicher Geſelle, wollte uns durchaus nicht zu unſerer Weiterreiſe behülflich ſein. Die Wahhâbis ſammelten ſich in großer Zahl um uns her und ſchienen nur auf einen Vorwand zu warten, Streit mit uns anzufangen. Sie waren meiſt von kleiner Figur und trugen keine andere Kleidung, als ein Stück Tuch um den Leib. Ihre Geſichtszüge waren finſter, ihr Haar hing lang herab. Sie gehörten zu den Truppen des jungen Sejjid ibn Mutlok, der die Vorhut der Wahhâbis in Birema befehligte und auf einem Zuge nach Bedia begriffen war, um die Niederlage und den Tod ſeines Vaters (vom Jahre 1811) zu rächen. Wie oben erwähnt, wurde auch er bald darauf von den Oaſenbewohnern Bedias geſchlagen.

Unter ſolchen Umſtänden war ſchleuniger Rückzug die einzige Rettung, zumal da der raubluſtige Pöbel von Obri unzweideutig Miene machte, an der Plünderung unſerer Effekten Theil zu nehmen. Glücklich kamen wir noch mit einigen Steinwürfen davon und erreichten am 19. März Suwêk wieder. Ein Verſuch, von der Küſtenſtadt Schinâß nach Birema vorzudringen, gelang mir ebenfalls nicht und ich mußte es aufgeben, Dereijje, den Hauptort der Wahhâbis zu erreichen. Dieſer Ort in Nedſchd, etwa 60 Meilen vom perſiſchen und 100 Meilen vom arabiſchen Golf entfernt, liegt im Wadi Hanifé zwiſchen bebauten Anhöhen mit Feldern, Weinbergen und Obſtgärten. Sie wurde vor der Zerſtörung durch Ibrahim Paſcha 1818 für eine der ſchönſten arabiſchen Städte gehalten und hatte ſteinerne, mit

Ziegeln gedeckte Häuser, 30 Schulen und 28 Moscheen. Die Gebirge des Nedschd sollen reich bevölkert sein. Nördlich von Dereijjeh wohnt der große Stamm der Anaseh-Beduinen, welche sich gleichfalls zu der Lehre der Wahhâbis bekennen und die ganze nördliche Wüste von Medina bis Haleb durchschwärmen. Sie fordern von den umliegenden Dörfern und Städten Tribut und selbst der Pascha von Damaskus als „Emir Hadschi" (d. i. Fürst der Pilger) hat ihnen eine jährliche Abgabe als Passagegeld für die Pilgerkarawanen zu entrichten.

Unter dem Namen Oman begreifen einige Geographen das ganze Gebiet zwischen Hadhramaut, Nedschd und Lahsa. Die jetzigen Eingebornen verstehen jedoch unter Oman nur den Theil des Gebietes, welcher dem Imam von Maskat unterworfen ist. Seine Herrschaft geht nämlich vom Ras Musendom am Eingang des persischen Golfs bis zur Insel Masera an der Küste entlang, nach dem Innern des Landes erstreckt sie sich an keiner Stelle über 150 Meilen. Die Eingebornen theilen nun dieses Gebiet in vier Distrikte: 1) Dschilan, das Gebiet der Beni Abu Ali und den ganzen Landstrich südlich von Bedia umfassend; 2) das eigentliche Oman, von Bedia nordwestlich bis Makinijjat; 3) Dhorra, von Makinijjat bis Birema und 4) Batna, den Küstenstreif von Sib bis Chorfakan. Zwischen Maskat und Sur tritt das Küstengebirge, welches den größten Theil Arabiens umgiebt, hart an das Meer, nach Norden aber lagert sich zwischen das Meer und den höheren Gebirgszug des Dschebel Achdhar ein 20 bis 40 engl. Meilen breites Tiefland (Tehama, hier Batna genannt), welches fruchtbar und mit Städten und Dörfern dicht besetzt ist. Südlich zieht sich das grüne Gebirge mit seinen Fortsetzungen zum Küstengebirge von Sur fort und umschließt zwischen Sib und Sur größtentheils dürre Ebenen ohne Städte und Dörfer. Auf der Südwestseite des Gebirges zieht sich eine Reihe von Oasen vom Wadi Betha bis Birema hin und hier stehen am Rande der Wüste, die sich weiter westlich unabsehbar erstreckt, einige größere Städte. Eine gleiche Sandwüste liegt zwischen Birema und dem persischen Golf, wäh-

rend die nördliche Spitze des Landes zwiſchen Chorfakan und Ras el Chaima im perſiſchen Meerbuſen ein wildes, von Gebirgen und einzelnſtehenden Bergen erfülltes Land iſt, deſſen Küſte durch die mannigfachen Auszackungen und Buchten den Scheeren Norwegens gleicht. Die Autorität des Imam, im Innern und bei den Beduinen überhaupt nur dem Namen nach beſtehend, wird aber auch auf der Küſte von Batna nicht überall anerkannt. Hier iſt der bedeutendſte und größte Ort Ssohâr, mit 9000 Einwohnern, ſchon in alter Zeit als Handelsſtadt berühmt und vielleicht die älteſte Stadt in Oman. Der jetzige Handel kommt dem von Maskat ſehr nahe. Der Schech von Ssohâr Ahmed ibn Aiſan hat ſich von der Herrſchaft des Imam befreit und hat große Luſt, ſich zum Herrn von ganz Oman zu machen. Zu dieſem Behufe hat er ein ſcheinheiliges Weſen angenommen, weint oft ſtundenlang, ohne mit Jemand ein Wort zu reden und giebt vor, Prophet zu ſein, Alles um bei den Rechtgläubigen gegen den Imam in ein günſtiges Licht zu kommen, den man nicht für ganz orthodox hält. Uebrigens iſt ſeine Maske leicht zu durchſchauen, da er von unbeſonnener und launenhafter Gemüthsart iſt, und der Imam nennt ihn immer nur „den Tollen". Gegenwärtig führte er Krieg mit den Wahhâbis und war wegen Feigheit ſeiner Leute genöthigt, ſich in das Fort von Ssohâr zurückzuziehen. Das Gebiet Ahmed's geht in einem ſchmalen Streifen ſüdöſtlich bis Roſtak durch das eigentliche Herz der Beſitzungen des Imam, ſo daß Seijid Said wohl eine jede Gelegenheit ergreifen wird, jenen aus ſeinem Beſitze zu vertreiben und ſeine alte Hauptſtadt Roſtak wieder einzunehmen.

Die Küſte des perſiſchen Golfs weſtlich vom Cap Muſendom bis nach Bahrein hin iſt die ſogenannte Piratenküſte, wo ſeit den älteſten Zeiten Seeräuber gehauſt haben. Der Beſitz einiger Häfen in und bei dem Eingange des perſiſchen Golfs ſetzte ſie in Stand, jedes vorüberſegelnde Fahrzeug zu bemerken und zu überfallen. Ihre Räubereien beſchränkten ſich nicht auf dieſe Gegend, auch die ganze Südküſte von Arabien bis

zum rothen Meere und der nördliche Theil von Indien war ihren Plünderungen ausgesetzt. Den Portugiesen waren sie während ihrer kurzen Herrschaft in Indien eben so lästig, als den Engländern in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Ihrer Kühnheit kam nur ihre Tapferkeit gleich. Weiber wurden geschont, jeder Moslim, wenn er nicht Widerstand leistete, kam mit dem Leben davon, aber der Ungläubige mußte sterben oder auf der Stelle Moslim werden. Ein englisches Schiff stieß einst im Jahre 1808 auf eine Flotte dieser Seeräuber und wurde nach der gewöhnlichen Taktik derselben durch Entern genommen. Nach einem fehlgeschlagenen Versuch von Seiten des Kapitäns, sich mit dem Schiffe in die Luft zu sprengen, begann das Schlachten der Opfer. Das Schiff wurde erst mit Wasser und mit Wohlgerüchen gereinigt, dann wurden die gebundenen Gefangenen einzeln vorn auf den Gang des Schiffes gebracht. Dort trat einer der Piraten vor und schnitt ihnen die Kehle ab unter dem Ausruf, dessen sie sich beim Schlachten des Viehs bedienten: allah ekber (Gott ist groß!) Bei solcher Grausamkeit waren sie sich ihres Schicksals im Falle eines Unglücks wohl bewußt und ergaben sich dann ruhig in ihr Loos. Als man einst nach einem Kampfe mit ihnen die Gefangenen fragte, was für eine Behandlung sie erwarteten, war ihre feste und entschlossene Antwort: „Den schnellen Tod, den wir euch gegeben hätten, wenn uns euer Glück geworden wäre.“ England hatte zu lange die Räubereien ertragen, endlich im Jahre 1809 wurde eine Expedition gegen sie abgeschickt. Ihr festester Platz Ras el Chaima und mehrere andere Häfen wurden erobert, eine Menge ihrer Fahrzeuge verbrannt. Für einige Zeit hatte dies die beste Wirkung, aber bald setzten sie die Häfen wieder in Stand und kehrten zu ihren Räubereien zurück. Um diese Zeit trieb das Waffenglück Mehemed Ali's und der Fall von Dereijje viele Wahhâbis nach der Seeküste, wo die verschiedenen Stämme schon ihren Glauben angenommen hatten. Für ihren unruhigen und kühnen Geist hatte das abentheuerliche Seeräuberleben allen Reiz, sie vertauschten gern die Sandwüste mit der Wüste des Meeres und schlossen sich in solcher Menge an die Piraten an, daß ihre Macht bald furchtbar wurde. Die ganze Küste von Arabien bis

zum rothen Meere und die nördlichen Küſten von Indien wurden in Schrecken geſetzt, zahlreich und verzweifelt waren die Kämpfe, die ſie mit den indiſchen Schiffen hatten, keine Niederlage konnte ſie beugen. Da erlaubte endlich die Beſeitigung der Verwickelungen in Indien den Engländern im Jahre 1819 eine neue Expedition gegen die Seeräuber zu unternehmen. Ras el Chaima Schardſcha und die andern Häfen geriethen wieder in unſere Hände, die Forts wurden geſchleift und alle ihre Fahrzeuge verbrannt. Vollſtändig ward aber der Sieg erſt durch die genaue Aufnahme der Küſten des perſiſchen Golfs im Jahre 1828, wodurch die ſämmtlichen Schlupfwinkel der Seeräuber uns bekannt wurden. Jetzt, da die engliſchen Schiffe ihre Küſte „aufſchrieben," wie ſie ſich ausdrückten, verloren ſie das Gefühl der Sicherheit und fingen nun an, ihre Thätigkeit auf Handelszwecke zu verwenden. Alle ihre Städte ſind wieder aufgebaut und vielleicht größer als zuvor, und nie vielleicht ſeit den älteſten Zeiten hat die Barke des Kaufmanns an dieſen Küſten gleichen Schutz genoſſen, wie in unſern Tagen. Trotz ihres Reichthums und ihres beſtändigen Verkehrs mit Indien und Perſien ſind ſie bei der Einfachheit der Beduinen-Lebensweiſe geblieben und ihre Regierungsweiſe durch die Schechs iſt gleichfalls nicht verändert. Sie ſelbſt ſtellen ſich weit über die Beduinen und ſtädtiſchen Araber. Die letztern, vorzüglich die aus Oman, ſind bei ihnen ſo verachtet, daß ihnen ein „Maskati" mit einem verworfenen Feigling ſo ziemlich gleichbedeutend iſt. Sie ſind größer, ſchöner, meiſt muskulöſer, als jene, und zum Theil wahre Muſter von kräftigen Figuren. Wenn ſie nicht mit ihren Nachbaren Krieg haben, beſchäftigen ſie ſich mit dem Fiſchfang oder der Perlfiſcherei. Die bedeutendſten Stämme der Piraten ſind die Dſchewâſimi und die Beni As. Erſtere beſitzen nicht nur alle Haupthäfen auf der arabiſchen Seite des Golfs, ſondern haben ſich auch auf der perſiſchen Küſte feſtgeſetzt, wo ſie einige große Städte und blühende Dörfer haben. Ras el Chaima iſt die Reſidenz des Häuptlings.

Der perſiſche Golf iſt berühmt wegen ſeiner Perlen, die nicht ſo leicht abblättern und nicht ſo früh ihren Glanz verlieren, als die oſtindiſchen. Sie haben einen mehr gelblichen Schein,

der von den Orientalen der reinen Weiße vorgezogen wird. Die Perlbank erstreckt sich von Schardscha bis zur Biddulph's Gruppe. Der Boden besteht aus Sand mit Muscheln und zerbrochenen Korallen, die Tiefe ist verschieden von 5 bis 15 Faden. Die Perlfischerei dauert nur vom Juni bis zum September, in der übrigen Zeit des Jahres ist das Wasser zu kalt. Sie beschäftigt etwa 30,000 Menschen und bringt einen ungefähren Gewinn von 400,000 Pfund Sterling. Der Gewinn eines Schiffes wird unter alle Taucher gleichmäßig vertheilt. Wenn sie an die Arbeit gehen, theilen sie sich in zwei Partieen; die einen bleiben im Boote, um die andern, welche untertauchen, heraufzuziehen. Das Tauchen selbst geschieht wie im rothen Meere. Die durchschnittliche Zeit, während welcher sie unter dem Wasser bleiben können, ist eine Minute. Nur einmal blieb Einer in Folge einer Zusicherung von ein paar Dollars eine Minute und funfzig Secunden unter Wasser. Haifische richten nicht oft Unglück an, aber der Sägefisch wird desto mehr gefürchtet. Diese Ungeheuer erreichen im persischen Golf eine bedeutende Größe und es giebt Beispiele, daß sie Menschen mitten auseinander geschnitten haben. Das Tauchen verkürzt übrigens das Leben derer, die sich viel damit befassen.

Um die vielen Streitigkeiten bei der Perlfischerei, welche nicht selten in Gemetzel ausarten, zu verhindern, pflegen zu der Zeit zwei englische Kriegsschiffe an der Perl-Küste zu kreuzen. Dieses ist jedenfalls das mühseligste Geschäft der indischen Marine. Denn in der Sommerzeit ist die Hitze im persischen Golf von Sonnenaufgang bis 11 Uhr, wo der Seewind einsetzt, wahrhaft unerträglich. Unter doppelten Zeltdecken, den Kopf oft mit feuchten Tüchern umwunden, liegen dann die Schiffsleute auf dem Verdeck oder längs der Kanonenplanke ausgestreckt, lechzend nach einem kühlen Luftzug. Ein starker Schweiß tritt auch bei vollkommner Ruhe des Körpers aus allen Poren, Wasser vergrößert den Durst, statt ihn zu stillen, und die Haut ist so gereizt, daß man's in Kleidern nicht aushalten kann.

Eine Eigenthümlichkeit der arabischen Küste des persischen Golfs ist das Hervorbrechen vieler Quellen von süßem Wasser unter dem Meeresspiegel, ein Umstand, der vielleicht mit dem

Vorkommen der Perlen Zuſammenhang hat. Die Schiffer wiſſen geſchickt das ſüße Waſſer aus dem Meere heraufzuholen. Die Küſte ſelbſt iſt größtentheils öde und wüſt, doch war ſie in alter Zeit durch Handel belebt. Noch betheiligt ſich die Inſel Bahrein zwiſchen dem Süßwaſſerbuſen, in welchen ſich der Fluß Ahſa ergießt und dem Salzwaſſer des Golfs (daher der Name „zwiſchen zwei Meeren") durch die bei weitem größte Anzahl von Schiffen an der Perlenfiſcherei, aber von dem alten Glanze dieſer Inſel iſt ſchon längſt keine Spur mehr vorhanden. Nur ihre Datteln behaupten nach wie vor den erſten Rang neben denen von Baſſora und Oman. Man ſagt in Arabien ſprichwörtlich: „Datteln nach Hadſchar (Bahrein) bringen" in demſelben Sinne, wie die alten Griechen „Eulen nach Athen." Auf der Inſel ſollen einſt 365 Ortſchaften gelegen haben und nach ihrer hohen Schule pilgerten die Perſer, um den Koran zu ſtudiren. Die Handelsorte el Katif und Grane ganz im Norden des Golfs ſind die einzigen bemerkenswerthen Punkte der Küſte El Ahſa.

Während meiner Reiſe in Oman, bei der ich vorzugsweiſe den Zweck hatte, mit den Sitten und dem häuslichen Leben der Bewohner mich vertraut zu machen, verkehrte ich viel mit den Beduinen, lebte mit ihnen und ſchlief in ihren Hütten und Zelten. Immer wurde ich freundlich empfangen und mit einer Gaſtfreundſchaft, die öfters über die Mittel derer, die ſie übten, hinausging. Der Grundcharakter des Beduinen iſt Stolz auf ſeine Abkunft, auf die Ehre ſeines Stammes und auf ſeine Freiheit. Daher ſeine einfache und männliche Redeweiſe, ſeine Mäßigkeit und die Vorliebe für die ärmliche Lebensart der Wüſte, die ihm ſeine Freiheit ſichert, daher die Aufopferungsfähigkeit für die Ehre und Freiheit ſeines Stammes. Er hält ſein Geſchlecht für das reinſte und beſte in der ganzen Menſchheit und er ſteht in der That, wenn man ſeinen Charakter mit dem der benachbarten Nationen vergleicht, weit über dem Perſer, dem glatten Sklaven, deſſen beſte Thatkraft durch Despotismus erſtickt iſt, wie über

dem sanften und entnervten Hindu. Aus derselben Quelle aber fließen auch die unaufhörlichen Fehden, in welche die einzelnen Stämme verwickelt sind, so lange nicht ein gemeinsamer Feind die Freiheit aller bedroht, desgleichen die Sitte der Blutrache, welche die Ehre der Familie oder des Stammes befleckt hält, so lange nicht Blut mit Blut gerächt ist.

Die Regierungsform bei den Beduinen ist dieselbe, welche zu Abrahams Zeiten war. Sie ist weder Republik, noch Aristokratie, noch Königthum, und trägt doch die Elemente von allen in sich. Der Schech ist eine Art von Convenienz-Patriarch, das heißt, der Achtbarste aus gewissen Familien hat dem Uebereinkommen gemäß beständig den Vorsitz bei Berathschlagungen von allgemeinem Interesse und bei Verhandlungen mit fremden Stämmen, er hat die Obliegenheit, die Ehre der Gastfreundschaft für den ganzen Stamm zu erfüllen, er schlichtet die Streitigkeiten und bestraft die Verbrecher nach den Gesetzen der Billigkeit und nach dem Koran, bei wichtigeren Sachen mit Zuziehung der Aeltesten. Uebrigens besitzt er zur Ausführung des Urtheils keine vollziehende Gewalt und im Rathe gilt die Stimme des waffenfähigen freien Mannes so viel wie die seinige. Die Vorzüge seiner Person im Rath und im Felde bestimmen hauptsächlich das Ansehen, welches er genießt. Die Achtung, in welcher der Vater steht, geht auf den Sohn über, und es ist für unsere Sitten oft wunderlich zu sehen, wie in Abwesenheit des Vaters der 12 bis 14jährige Sohn mit einer imponirenden Würde gegen Männer seines Stammes auftritt und von diesen mit derselben Ehrerbietung behandelt wird als sei er der Patriarch selbst.

Der Beduine steht, wie alle Morgenländer, früh auf. Die ärmeren Klassen schlafen am Boden auf Decken, die Begüterteren auf roh gearbeiteten Bettstellen mit vier Füßen, in deren Rahmen Stricke überkreuz befestigt sind. Sobald es Tag wird, beginnt der Araber seine religiösen Uebungen mit dem Glaubensbekenntniß: la iläh u. s. w. Dann weckt er die um ihn her Schlafenden — denn in der Wüste und auf dem Schiffe schlafen sie gewöhnlich in Gruppen zusammen — und ladet sie zum gemeinschaftlichen Gebet ein, gewöhnlich mit dem Spruche: Beten ist besser als Schlafen. Bald nach dem Morgengebete nehmen

ſie ihre erſte Mahlzeit ein, genannt el moza. Wenn wir bei einem Schech waren, beſtand unſer Frühſtück aus Kaffee, gekochtem Reis, Fiſchen und Gemüſe; aber die ärmeren Klaſſen begnügen ſich mit Datteln und grobem Brod. Die Vornehmeren haben auch ein Mittagsmahl, el sodi genannt, welches aus verſchiedentlich zubereitetem Fleiſche und Früchten beſteht. Aber die Hauptmahlzeit iſt bei Allen die zur Zeit des Sonnenunterganges, welche asshar heißt. Sie beſtand bei uns aus einem Lamme oder Schaf, das ganz gekocht und mit Reis und Gewürzen gefüllt war, nebſt Schüſſeln mit Hammelrippen, Brühe und Reisklos. Es ſind dabei weder Stühle noch Tiſche im Gebrauch, die Gerichte werden auf runde Decken geſetzt, die am Boden liegen. Die Geſellſchaft ſetzt ſich um ſie herum mit gekreuzten Beinen, ohne alle Rückſicht auf Rang und Stand. Irgend einer aus der Geſellſchaft wird eingeladen, den Anfang zu machen; dann tönt das „Bismillah" aus aller Munde und ein Dutzend Hände fahren zugleich in die Schüſſel. Ein Tropfen Waſſer beſchließt die Mahlzeit. Dann, nach dem „Alhamd lillah" (Gott ſei gelobt) ſtehen Alle auf und die Reſte des Mahles werden den Dienern und Sklaven überlaſſen.

Da der Koran alle Beſchäftigung mit Glücksſpielen unterſagt, ſo kennen die Araber nur wenig geſellige Vergnügungen. Außer dem Kriegerſpiel ſind ihre Spiele läppiſch und im völligen Contraſt mit ihrer gewöhnlichen gravitätiſchen Haltung. Sie ſpielen unter einander Blindekuh, wie die Kinder in Europa, und dergleichen. Der Araber kann Wochen lang in ſeinem Lager bleiben und nichts thun, als eſſen, Kaffee trinken und ſeinen Nardſchil rauchen; dann beſteigt er plötzlich ſein Kameel und fort iſt er in die Wüſte auf eine Reiſe von zwei bis dreihundert Meilen. Was er auch ertragen oder entbehren mag, kein Murren entfährt ſeinen Lippen.

Die Weiber im Innern gehen mit unbedecktem Geſicht; ſie ſind ſchlank und wohlgebaut, ihre Figur hat Fülle ohne Corpulenz. Ihre Geſichtsfarbe iſt nicht dunkeler als die der ſpaniſchen Brünette, nur die der ärmeren Beduinenweiber iſt mehr ſchwärzlich durch die beſtändige Einwirkung der Sonne. Sie haben eine ſehr angenehme Geſichtsbildung, große funkelnde

Augen, eine etwas adlerartige Nase und einen schönen Mund mit perlweißen Zähnen. Dabei sind sie munter und lebhaft, ein Lächeln des Frohsinns spielt beständig um ihren Mund und jede witzige Anspielung erregt ihre Heiterkeit. Die größere Freiheit, die sie vor den Städterinnen voraus haben, verschafft ihnen größere Achtung und in manchen Fällen haben sie Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gehabt und schon großen Heldenmuth bewiesen. Der Hauptreichthum des wandernden Beduinen besteht in seinen Kameelen, die in Oman von einer vorzüglicheren Race sind, als in den andern Theilen von Arabien. Zu allen Zeiten haben die arabischen Dichter das Omansche Kameel als das hurtigste gefeiert. Pferde giebt es in Oman, diejenigen ausgenommen, welche dem Imam gehören, nur sehr wenige. Desto mehr Esel werden gehalten und diese kommen, vorzüglich auf dem grünen Gebirge, fast den Maulthieren gleich.

Der Uebergang vom Nomadenleben zur Bebauung des Bodens hat im Charakter der Beduinen manche Veränderung zur Folge. Weniger tritt diese bei dem Oasenbewohner hervor, der mit einem Fuß noch in der Wüste steht und gern zu ihr zurückkehrt, aber der Städter an der Küste ist verweichlicht, oft verderbt in den Sitten und betrügerisch. Doch ist die gute alte Sitte der Gastfreundschaft bei ihm geblieben.

Druck von Philipp Reclam jun. in Leipzig.

zu Heinzelmanns Weltkunde Bd. XII gehörig

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
GRADUATE LIBRARY

DATE DUE

3 9015 06221 0490

A 407430